Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zweiunddreißigster Band.

(Mit den Portraits von: Rudolf von Gottschall, Rudolf Gneist und Johann Strauß.)

1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 32. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1885.

Georg Adler in Breslau. Seite

Die Lehren der Anarchiſten 321

Fritz Freund in Straßburg im Elſaß.

Das Urtheil der Porzia in Shakeſpeares Kaufmann von Venedig. 117

W. Garſchin in Petersburg.

Zwei Märchen 256

Rudolf Gneiſt in Berlin.

Die neue Stadtverfaſſung von London 169

Rudolf von Gottſchall in Leipzig.

Der archäologiſche Roman 55

Otto Gumprecht in Berlin.

Mozarts Opern I. II. III 104 234 548

Paul Lindau in Berlin.

Der Roman einer vornehmen Dame. Winterlicher Brief 267

Johann Strauß 395

Rudolph Lindau in Berlin.

Auf der Fahrt. Vier kurze Geſchichten 1

Stephan Milow in Goerz.

Durch den Sohn erzogen. Novelle 145

Carl du Prel in München.

Das Gedankenleſen 56

Paul Radeſtock in Breslau.

Erinnerungstäuſchungen 222

Otto Roquette in Darmstadt. Seite
Der Schülerchor 289
Sophus Schandorph.
Stine wird Frau Bäuerin 384
B. Spinola in Berlin.
Die Bestrebungen des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke 328
Robert Vischer in Breslau.
Deutsche Renaissance einst und jetzt I. II 82 210
Bibliographie 133 277 412
Bibliographische Notizen 140 283 423
Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Emanuel Geibel 287

Band 32. — Heft 94.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Januar 1885.

Breslau-Berlin
S. Schottlaender.

Expedition in Berlin: SW. Jerusalemerstraße 43 (dicht am Dönhofsplatz.)

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXII. Band. — Januar 1885. — 94. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Rudolf von Gottschall.)

1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Januar 1885.

Inhalt.

Seite

Rudolph Lindau in Berlin.
Auf der Fahrt. Vier kurze Geschichten 1

Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Der archäologische Roman 35

Carl du Prel in München.
Das Gedankenlesen 56

Robert Vischer in Breslau.
Deutsche Renaissance einst und jetzt I. 82

Otto Gumprecht in Berlin.
Mozarts Opern. I. 104

Fritz Freund in Straßburg im Elsaß.
Das Urtheil der Porzia in Shakespeares Kaufmann von Venedig. 117

Bibliographie 133
Illustrirte Festgeschenke (Max Bernstein: Münchener bunte Mappe. — Beckmann-Gädertz: Fritz Reuter-Galerie. — Reise des deutschen Kronprinzen nach Spanien und Rom. — C. M. Seyppel: Die Plagen.) Bruno Piglhein: Pastells. Von P. L.

Bibliographische Notizen 140

Hierzu ein Portrait von Rudolf von Gottschall. Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte
von:

Schottlaender, F., in **Breslau.** (Auswahl gediegener Fest-Geschenke.)

Auf der Fahrt.

Vier kurze Geſchichten

von

Rudolph Lindau.

— Berlin. —

Wir befanden uns ſeit acht Tagen auf dem Meere und hatten noch eine lange Fahrt vor uns, denn wir waren von Yokohama abgereiſt, und das Ziel unſerer Reiſe war San Francisco. Die Zahl der Paſſagiere an Bord des „Ajax“ betrug nur vier: vier alte „Reſidents“, wie man im Oſten diejenigen nennt, die ſeit Jahren die Heimat verlaſſen und ſich in Indien, China oder Japan angeſiedelt haben. — Der Capitän des Schiffes, Mac Gregor, war mit uns Allen wohlbekannt, ſo daß wir zu Fünf ein und denſelben kleinen Kreis bildeten, in dem es harmlos, frei und gleichzeitig rückſichtsvoll herging, wie es dies das allgemeine Intereſſe während eines längeren Zuſammenſeins auf engem, beſchränktem Raume erheiſcht. — Leſen und Schreiben ermüden ſchnell auf dem Meere, ſelbſt bei ruhiger Fahrt; Whiſt und Schach füllten deshalb einen nicht unbedeutenden Theil des Tages aus; auch wurde viel und ſchweigſam geraucht und auf dem kurzen Deck auf- und abgegangen; aber die geſelligſten Stunden waren die des Zuhörens, wenn einer von uns ſich herbeiließ, eine „Geſchichte“ zum Beſten zu geben, wobei er ſtets verſtändige, aufmerkſame und wohlwollende Zuhörer in den anderen Vieren fand.

Die meiſten Schiffscapitäne, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, waren ſtille und zurückhaltende Menſchen; aber unter dieſen viele, die keineswegs als wortkarg bezeichnet werden konnten, wenn ſie einmal zu ſprechen angefangen hatten. Das, was ſie während langer, einſamer Stunden in ihrer nachdenklichen Weiſe in ſich aufgeſpeichert hatten, kam dann natürlich und leicht zum Vorſchein, einem Quell gleich, dem ein neuer Ausfluß eröffnet

worden ist. — Ich hatte bei solchen Gelegenheiten immer das Gefühl, als ob ich einem unversiegbaren Redefluſſe lauschte; auch die einförmige Redeweise, in der nur wenig interpunktirt und gar nichts unterstrichen wurde, erinnerte an das Murmeln und Rauschen ruhig dahinfließenden Wassers.

Der alte Schiffscapitän von der richtigen Art ist ein besonnener, ernster, schwer zu erregender Mann. Sein Leben hat ihn mit großen Gefahren, plötzlichem Tod und Untergang, seltsamen Erreignissen aller Art vertraut gemacht. Er ist ein nachsichtiger Weltbürger, mit weitem und tiefem Blick und mit kühler Auffassung menschlicher Schwächen, Verbrechen und Tugenden. Ohne Entrüstung läßt er die Urheber einer blutigen Schlägerei in Eisen legen, ohne Erregung auch leitet er die Manöver, die den Mann wieder an Bord bringen sollen, der soeben in das Meer gesprungen ist, um das Leben eines verunglückten, schnell versinkenden Kameraden zu retten. Der Vorfall wird in's Schiffsjournal eingetragen und ist damit vorläufig beendet. Später bekommt der eine der Betheiligten, wenn er Glück und mit einem besonders wohlwollenden Vorgesetzten zu thun hat, vielleicht die Rettungsmedaille. Einstweilen erwartet er keinen großen Dank für das, was er gethan, und erntet auch wenig. Der Capitän wird sich damit begnügt haben, ihm energisch die Hand zu drücken: „Freut mich, Sie wieder an Bord zu sehen!"

Der Umgang mit Matrosen, den unbändigsten Kindern der menschlichen Gesellschaft, hat den Capitän fest und streng, aber doch nur in den seltensten Fällen hart oder gar grausam gemacht; jedoch das Eigenthümlichste an ihm, nach meinen Erfahrungen, ist die unergründliche Tiefe seines Gemüthes. Um ihn einigermaßen zu verstehen und zu würdigen, muß man bei seinem Reden und Thun stets, so zu sagen, zwischen den Zeilen lesen. Er heuchelt nicht, dazu ist er zu stolz, zu sehr an Befehlen gewöhnt; aber er giebt sich nie ganz. Er könnte dies nicht, denn sein Mittheilungsvermögen, so groß es auch sein mag, bleibt immer klein im Verhältniß zu der Masse von Empfindungen und Eindrücken, mit denen die stete Betrachtung des Großen, Furchtbaren und Unendlichen: des Meeres und Himmels sein Herz nach und nach gefüllt hat.

Capitän Mac Gregor konnte sehr gut schweigen. Reden war ihm nicht etwa ein Bedürfniß. An Menschen, die ihm gleichgültig waren, ging er still und höflich vorüber; aber mit Bekannten, bei denen er auf wohlwollende Theilnahme rechnen durfte, zeigten sich seine geselligen Eigenschaften durch aufmerksames Zuhören, wenn ihm etwas erzählt wurde, und durch große Bereitwilligkeit — so lange der Dienst es gestattete — Mittheilungen aus seinem eigenen Leben zu machen und auf diese Weise zur Unterhaltung beizutragen.

Wir versammelten uns des Abends bei stillem Wetter gewöhnlich auf dem Verdeck, hinter dem Manne am Steuer, an einem ruhigen Platze, wo es für die Mannschaft nur selten etwas zu thun gab. Wir hatten dort

unsere großen Bambus-Sessel aufgestellt und verblieben darauf oft bis tief in die Nacht hinein: über uns den unergründlich tiefen, wolkenlosen Himmel, mit großen leuchtenden und funkelnden Sternen dicht bedeckt; unter und neben uns das geheimnißvolle, dunkle, stille Meer, dessen lange, regelmäßige, mächtige Wogen das Schiff langsam und sanft wie eine Wiege hoben und senkten; hinter uns ein schmaler, langer, im Sternenlicht zauberhaft glitzernder Silberstreifen, die Furche des geräuschlos dahingleitenden Fahrzeuges; und um uns wunderbar weiche, laue, reine Luft, die die Brust wie Balsam einsog und in der gerade genug Bewegung herrschte, um die weitausgespannten, geisterhaft schimmernden, weißen Segel des scharfen Klipperschiffes sanft zu füllen. — Von den zahlreichen Geschichten, die bei solchen Gelegenheiten vom Capitän und dem einen oder anderen der Passagiere erzählt wurden, habe ich nachstehend einige verzeichnet, die mir nach den vielen Jahren, welche seit jener langen, schönen Seereise verflossen, noch im Gedächtniß geblieben sind.

I.

Nelly Delano.

Es war im Jahre 62 oder 63 — ganz genau weiß ich das nicht mehr — aber jedenfalls war es zur Zeit, als die Taiping-Rebellion in China auf ihrer Höhe stand, und die Aufständischen bis in die unmittelbare Nähe von Shanghai vorgedrungen waren.

Ich führte damals die „Aurora Belisle", 1400 Tonnen, Lloyd A I., ein gutes Fahrzeug, das mich durch zwei der schlimmsten Teiphune getragen hat, von denen man auf der Küste spricht, und das hundert Jahre hätte leben können, wenn es nicht von meinem Nachfolger, dem rothen Lennox, am hellichten Tage, unter vollem Segel, am Eingang des Yangtzekiang auf eine Sandbank gesetzt worden wäre, die mein schwarzer Koch auf der Karte gefunden haben würde. Dort wurde es bei der nächsten Ebbe zerschlagen. Mannschaft, Instrumente und Logbuch rettete man, sonst keinen Spahn. Aber Lennox bekam ein paar Jahre später ein feines Dampfboot, das er noch heute führt, und auf dem er nichts zu thun hat, als sich dreimal täglich umzuziehen, Cheroots zu rauchen, bei Tische zu präsidiren und mit den Passagieren höflich zu sein. — Ich habe noch kein Schiff verloren, besitze mein Patent seit nahezu dreißig Jahren und habe es nicht weiter als bis zum Capitän eines Segelschiffes gebracht. — Nun, ich gönne dem Lennox seinen Dampfer; aber bei schlechtem Wetter möchte ich nicht sein Passagier sein!

Ich war in Shanghai an Wilson & Co. consignirt; ich hatte eine Ladung Reis aus Saigon gelöscht und wollte in den nächsten Tagen auf Ballast dorthin zurückkehren, denn an Fracht nach dem Süden war damals

nicht zu denken. Die Taiping machten die Provinz unsicher, und die fremden Kaufleute gingen mit den Händen in der Tasche auf dem „Bund" spazieren.

Ich saß in dem Zimmer, das mir Jack Wilson angewiesen hatte, wenn ich auf dem Lande war, als Herrn Irvings Diener — Irving war, wie Sie sich erinnern werden, Wilsons Associé — in das Zimmer trat und mir sagte, sein Herr ließe fragen, ob ich mit ihm ausfahren wollte; wenn dies aber der Fall wäre, so möchte ich mich beeilen, denn das Pferd sei eingespannt und die Fliegen machten es ungeduldig.

Ich antwortete, daß ich in fünf Minuten bereit sein würde, und ich wollte mir gerade den Hut aufsetzen und hinuntergehen, als mein eigner Boy eintrat und mir einen großen dicken Brief überreichte. Ich riß ihn schnell auf und erblickte zahlreiche Zeugnisse und Zeitungsnotizen, alle vielfach eingekniffen und beschmutzt, wie es Einlagen zu Bettelbriefen zu sein pflegen, und sodann ein Schreiben an mich, in guter Handschrift, das mit den Worten begann: „Hochgeehrter Herr! Das tiefe Elend, in dem ich mich befinde, möge als Entschuldigung des Unterstützungsgesuches dienen, welches ich mir erlaube an Ihre bekannte Wohlthätigkeit zu richten . . ." Weiter las ich nicht. Ich sah mir nicht einmal die Unterschrift an; auch machte es mir keine Sorge, auf welche Weise der Schreiber mit meiner Wohlthätigkeit bekannt geworden war, die ich in China nur selten zu bethätigen Gelegenheit gefunden hatte.

„Geben Sie dem Mann seine Papiere zurück," sagte ich, „und bestellen Sie dem Comprador, er solle ihm für meine Rechnung drei Dollars auszahlen."

Mein Boy verschwand wieder, und ich, um nicht von dem Bettler gesehen und behelligt zu werden, ging die Hintertreppe hinunter, die mich nach dem Hofe führte, wo Irving und der Wagen auf mich warteten. Als ich aus der Thür trat, hörte ich im Vorsaal laut sprechen und unterschied Wilsons Stimme, sowie die eines Fremden, der sich sehr laut vernehmbar machte, ohne daß ich jedoch verstehen konnte, was er sagte.

Irving rief mir zu, ich möchte schnell einsteigen, da das Pferd sehr ungeduldig wäre; und eine Secunde später rollten wir aus dem „Compound" hinaus.

Am Thor drehte ich mich um und sah in der Hausthür, neben dem kleinen Wilson einen langen hagern Mann in dunklem Anzuge stehen. Die Erscheinung hatte etwas Bekanntes, was mich an alte Zeiten erinnerte, aber es wollte mir nicht gelingen, mich zu besinnen, wo ich sie bereits gesehen hatte.

Als ich zwei Stunden darauf von der Promenade wieder zurückgekehrt war, sagte mir der Diener, der mir beim Umkleiden half, der Fremde hätte die drei Dollars nicht nehmen wollen und wäre augenscheinlich sehr ungehalten gewesen. — Worüber? — Das wüßte er, der Boy nicht, aber Herr Wilson, der mit dem Manne gesprochen hätte, würde es mir sagen können.

Bei Tische erzählte mir dieser denn auch, der Fremde habe tiefe Ent-

rüſtung darüber bekundet, daß ich mir erlaubt hätte, ihm drei Dollars anzubieten. Er habe behauptet, er ſei ein alter Freund von mir, und ich werde ſicherlich bereuen, ihn ſo ſchlecht behandelt zu haben. Er, Wilſon, habe die Sache nicht weiter unterſuchen können, aber um den Mann los zu werden, der übrigens heruntergekommen und hilfsbedürftig ausgeſehen, habe er ihm zehn Dollars geſchenkt, mit denen er, ohne viel zu danken, davongegangen ſei.

„An der Thür," fuhr Wilſon fort, „drehte er ſich noch einmal um und ſagte mit einem eigenthümlichen Lächeln: „Grüßen Sie Capitän Mac Gregor von mir und ſagen Sie ihm, er wäre durch ſeine eigene Schuld um die Geſchichte von Nelly Delano gekommen, die ich ihm erzählt haben würde, wenn er ſich mir gegenüber beſſer benommen hätte."

„Die Geſchichte von Nelly Delano?" rief ich aus.

„So fragte auch ich," antwortete Wilſon. „Und darauf erwiderte der Mann einfach: Ja, ſagen Sie nur: Nelly Delanos Geſchichte. Mac Gregor wird mich ſchon verſtehen."

„Nannte er ſeinen Namen?"

„Jawohl: Peter O'Connor."

Nun verſtand ich in der That, was der Mann gemeint hatte, und bedauerte, ihn nicht geſehen zu haben. Er war kein Freund von mir. Das hatte er gelogen. Er hatte mir im Gegentheil vor Jahren ſchweres Leid zugefügt. Er war ein Schauſpieler, und ein recht ſchlechter obendrein; aber ein bildſchöner Menſch: zehn Zoll, wie eine Tanne gewachſen, blaue, klare Augen und dabei pechſchwarzes, glänzendes Haar; und Zähne, die ſo weiß waren, daß es ſchien, als ob das ganze Geſicht erglänze, wenn er lachte. — Wir hatten uns in Belfaſt kennen gelernt, als ich mich damals — es war im Jahre 1850 — um die Hand des hübſcheſten Mädchens bewarb, das meine alten Augen je geſehen haben. Nelly Delano war ihr Name.

Sie lebte allein mit ihrer Mutter, deren einziges Kind ſie war, und die ein kleines Vermögen beſaß. Ihren Vater hatte ſie früh verloren. — Wir kannten uns ſeit vielen Jahren, und es war längſt eine abgemachte Sache, daß ich ſie heirathen würde, ſobald ich mein Capitänspatent und ein Schiff dazu vorzeigen könnte. Das Eine hatte ich gerade bekommen und das Andere gefunden, und nun war ich vor der Abreiſe nach Canton in Belfaſt, um dort alles ſicher zu machen. Ich hatte Nelly etwa vier Wochen lang nicht geſehen. Geſchäfte hatten mich in London feſtgehalten. Schon als ich ſie begrüßte, bemerkte ich eine auffallende Veränderung an ihr. Sie, die mir ſonſt freundlich, mit ausgeſtreckten Händen entgegenkam, um mir Willkommen zu ſagen, blieb drei Schritte vor mir ſteif und ſtill ſtehen und wußte kaum, wie ſie guten Tag hervorbringen ſollte. Auch die Mutter war verlegen. Ich winkte dieſer mit den Augen zu, daß ich ſie allein zu ſprechen wünſchte, und wollte ihr ſoeben in die Küche folgen, wohin ſie mir vorausgegangen war, als ein Fremder hereintrat, von dem ich wußte, noch bevor man mir ſeinen Namen

genannt, daß er mir Nellys Herz gestohlen hatte. Sie wurde bei seinem Anblick mit Roth übergossen. — Und wie ihre Augen leuchteten!

Ich hatte bei Nelly Delano in Gegenwart Peter O'Connors nichts zu suchen und ging meiner Wege; aber ich steure gern gerade auf mein Ziel los, und am nächsten Morgen, zu früher Stunde war ich wieder bei ihr, um mich mit ihr auszusprechen. Es war gerade so, wie ich es gefürchtet hatte: sie liebte den Comödianten. — Ich redete auf sie ein, bis mir die Zunge trocken war und der Kopf leer. Es nützte zu nichts. Die Mutter kam mir mit rothgeweinten Augen zu Hülfe — ebenso erfolglos. Und als die alte Frau endlich die Geduld verlor und zornig ausrief: „Mit meiner Einwilligung heiratheſt Du den hergelaufenen Menschen nun und nimmer!" da war Nelly, die ich Jahre lang als das schüchternste, bescheidenste Mädchen gekannt hatte, wie umgewandelt, und in hellem Zorn mit blitzenden Augen rief sie aus: „Ihr sollt mich nicht unglücklich machen; und wenn Ihr es versucht, so laufe ich davon, nach Dublin oder in's Meer!" — Wir waren Beide ganz erschrocken; denn Aehnliches hatten wir nicht erwartet. Die Mutter machte mir ein Zeichen, ich möchte ruhig sein, und verließ gleich darauf das Zimmer. Ich folgte ihr nach, und da flüsterte sie mir schnell zu, ich solle nur den Muth nicht verlieren, Nelly werde schon wieder zur Vernunft kommen; sie, die Alte, werde die Sache in Ordnung bringen; einstweilen solle ich das Kind nicht aufregen, es nütze zu nichts; sie würde nur immer störrischer werden; ihr seliger Vater sei gerad' so gewesen. —

Aber ich konnte die Hände nicht in den Schooß legen, und so machte ich mich auf und suchte nach der Wohnung des Schauspielers, die ich mit Leichtigkeit fand. Der Besitzer derselben war zu Hause. — Wenn Nelly die Wohnung gesehen hätte, so würde das, dessen bin ich gewiß, genügt haben, sie von O'Connor abzuwenden. Es sah dort abscheulich aus: überall Schmutz und Unordnung; und dabei roch es nach verdorbener Schminke, schlechtem Tabak und Branntwein. — Ich sagte dem Manne ohne Umschweife, was mich zu ihm führte: ich wäre der verlobte Bräutigam von Fräulein Delano, und beabsichtigte sie zu heirathen. Was er dazu zu sagen habe? Da lächelte er verschmitzt und abscheulich und meinte, das sei seine Sache gar nicht, das möchte ich nur mit der jungen Dame selbst ausmachen. — Wenn ich jemals nahe daran gewesen bin, Jemanden um's Leben zu bringen, so war es an jenem Tage. Aber ich hielt mich zurück und ging schnurstracks wieder zu Nelly, um ihr zu sagen, was ich gesehen hatte, und um sie bei ihrem und meinem Glück zu beschwören, dem unwürdigen Manne, der sich in ihr Herz eingeschlichen hatte, zu entsagen. — Sie hörte mir stumm zu, so daß ich verwirrt wurde; aber als ich das Wort aussprach: „Nelly, glauben Sie Ihrem besten Freunde, glauben Sie Ihrer Mutter, der Mann ist ein elender Betrüger und Verführer!" da wurde sie kreideweiß und erhob sich, und stand da wie eine Königin und wies mir mit einer stummen Geberde die Thür.

Ich kehrte trostlos nach London zurück, wo ich noch kurz vor meiner Abreise einen Brief von Frau Delano erhielt, in dem sie mir sagte, ich möchte nicht verzweifeln, sie wache über unser Glück, und werde mir über Alles, was vorfalle, nach China berichten.

Nach langer und beschwerlicher Seereise langte ich vier Monate später in Canton an, und dort empfing ich auch bald darauf einen Brief von Frau Delano, der wenige Wochen nach meiner Abreise geschrieben war, und in dem die alte Frau mir die kummervolle Mittheilung machte, Nelly sei mit dem blauäugigen Schauspieler davongelaufen, und weder von ihm noch von ihr sei eine Spur aufzufinden.

Seitdem hatte ich nichts wieder von dem Mädchen gehört und nur zufällig erfahren, daß ihre Mutter gestorben sei. Als ich fünf Jahre später einmal wieder in Belfast war und mich nach ihrem Schicksal erkundigte, konnte mir Niemand Auskunft geben. Die verstorbene Wittwe war vergessen und die entführte Tochter verschollen.

Und nun tauchte Peter O'Connor plötzlich in Shanghai auf und nannte sich meinen Freund!

Dies alles erzählte ich Wilson und Irving, während wir auf der Veranda unsern Kaffee tranken; und wir kamen überein, daß wir O'Connor wiederfinden müßten, damit er uns über Nellys weitere Schicksale berichte.

„Er wird wiederkommen, wenn er die zehn Dollars vertrunken hat, die ich ihm gegeben habe," meinte Wilson. „Denn der Mann ist ein Säufer. Das sah ich ihm beim ersten Blicke an."

„Hat er Ihnen gesagt, wie er nach Shanghai gekommen ist?" fragte ich.

„Als Kellner auf einem Schiff. Man hatte ihn in England glauben gemacht, daß in China das Geld für Seinesgleichen auf der Straße liege; und er war hierhergekommen, um es aufzuraffen. Natürlich hat er nichts gefunden."

„Nun, ich glaube auch, daß er wiederkommen wird," sagte ich, und damit tröstete ich mich für jenen Abend.

Aber mehrere Tage vergingen, und er kehrte nicht zurück. Ich wurde über alle Beschreibung ungeduldig. Es war bei mir zu einer Art fixer Idee geworden: ich wollte Nellys Geschichte erfahren, und ich quälte Wilson und Irving, mir bei meinen Bemühungen, O'Connor wieder aufzufinden, behülflich zu sein. Sie thaten es auch bereitwillig, und eines Tages berichtete mir Wilson, er habe den Gesuchten in der französischen Niederlassung erblickt, in dem Viertel der Matrosenschenken; als O'Connor aber seiner ansichtig geworden, sei er schnell in eine Seitengasse eingebogen und trotz aller Bemühungen habe er, Wilson, ihn dort nicht wiederfinden können.

Nun suchte ich jeden Abend stundenlang das Matrosenquartier ab; und wohl an hundert Leute, die ich dort antraf, richtete ich dieselbe Frage: ob sie mit einem Peter O'Connor bekannt wären.

Eines Tages endlich bekam ich Antwort. Ich stieß auf einen Matrosen, der mit dem Schauspieler herausgekommen war.

„Ja wohl, ich kenne den O'Connor," sagte er mir; „ein Erzlump, trinkt für Vier; und der vergnüglichste Passagier, den Sie sich denken können. Das ganze Schiff unterhielt er mit seinen Geschichten, drollige und traurige und wunderbare, die er erlebt haben wollte und die natürlich alle von A bis Z erlogen waren. Aber sie waren hübsch, und manche Stunde habe ich ihm gegenüber gesessen und gelauscht. Da war besonders eine Geschichte, die wir alle gar nicht oft genug hören konnten; er nannte sie „Nellys Geschichte".

„Sie sind der Mann, den ich suche," sagte ich und ich forderte ihn auf, mit mir in eine Schenke zu treten. Er folgte mir einigermaßen erstaunt, denn er kannte mich und wußte, daß es nicht meine Art ist, mich mit einem Matrosen an öffentlichen Orten niederzusetzen; aber ich wußte, was ich that, und kümmerte mich nicht um seine Verwunderung. Ich ließ ein Glas Grogk für ihn kommen und dann sagte ich:

„Nun erzählen Sie mir die Geschichte."

„Welche?"

„Nun die von Nelly Delano natürlich!"

Er sah mich verblüfft und gleichsam beschämt an. „Mein Unglück!" sagte er. „Das kann ich nicht und nun werden Sie mich vielleicht für einen Schwindler halten. Es ist gerade die einzige von Peter O'Connors Geschichten, die ich nicht mit angehört habe, obgleich er sie dutzende Male erzählt hat; aber jedesmal wollte es der Zufall, daß ich dann Dienst hatte. Aber es war eine rührende Geschichte! Soviel kann ich Ihnen sagen, Capitän. Alle Mann an Bord versicherten, sie mit anzuhören sei ebenso gut wie im Drury Lane zu sitzen, wenn dort ein richtiges Trauerspiel aufgeführt wird."

„Und ist keiner von Ihren Kameraden hier, der die Geschichte gehört hat?"

„Sie sind alle mit dem „Agamemnon" von Futschau nach London zurückgesegelt. Ich allein wurde abgelohnt, weil ich krank war und im Hospital lag. — Aber das schadet nichts. Sie sollen bald erfahren, was Sie zu wissen wünschen. Peter O'Connor ist in Shanghai, ich habe ihn noch vorgestern gesehen. Bei der nächsten Gelegenheit werde ich ihm ein Glas Schnaps bezahlen, und mir von ihm erzählen lassen. Er thut es gern; ich kenne ihn; und dann sollen Sie Nellys Geschichte von mir hören."

Ich gab dem Manne ein paar Dollars, und er versprach mir, mich bei Wilson und Co. aufzusuchen, sobalb er O'Connor gesehen hätte. — Zweimal kam er dort auch zu mir, aber immer nur, um zu berichten, merkwürdigerweise sei O'Connor nicht wieder aufgetaucht. — Und über alles Das war die Zeit hingegangen; ich konnte nicht länger warten und mußte nach Saigon zurücksegeln — Pflicht geht vor Vergnügen!

Nach vier Monaten kehrte ich nach Shanghai zurück. Weder Wilson

noch Irving hatten ein Wort von O'Connor gehört. Möglicherweise hatten sie auch gar nicht mehr an ihn gedacht. Was ging sie Nelly Delano an! Aber wie der Zufall manchmal sonderbar spielt! So kam es, daß ich meinen Matrosen, denselben, der mit O'Connor gefahren war, wieder antraf. Er konnte mir Nachrichten von dem Verschwundenen geben. — O'Connor hatte sich von General Wood anwerben lassen, war mit diesem gegen die Taiping-Rebellen gezogen, bei der Einnahme von Sung-Kiang verwundet worden, und lag jetzt im Hospital. Die Adresse des General Wood, der damals als oberster Befehlshaber eines chinesischen Armeecorps eine große Rolle in Shanghai spielte, war mit Leichtigkeit zu ermitteln. Ich fand ihn in der Kegelbahn — einen merkwürdigen Mann. Er trug den Kopf etwas gesenkt, aber seine hellen, dreisten Augen, die von unten heraufblickten, schweiften wachsam und unstät umher, und musterten mich von Kopf bis zu Füßen.

Als ich ihn nach Peter O'Connor fragte, und den Wunsch ausdrückte, den Mann zu sehen, sagte er:

„Da müssen Sie sich beeilen, denn lange kann er nicht mehr leben; er hat eine Kugel irgendwo im Leibe, die ihn daran verhindert."

„Wo liegt er?"

„Im chinesischen Militärhospital."

„Wie kann ich ihn dort sehen?"

„Wenden Sie sich an Doctor Jenkins."

Eine Stunde später trat ich in den Saal, in dem O'Connor mit einem Dutzend anderer mehr oder weniger Schwerverwundeter lag. Doctor Jenkins führte mich an sein Bett und entfernte sich sodann wieder.

Ich hätte Mühe gehabt, in dem Manne, der dort lag, den schönen O'Connor wiederzuerkennen. Er war erschrecklich abgemagert, und der Tod stand ihm auf dem Gesicht geschrieben. Aber die Haare, die feucht auf der Stirn klebten, waren noch pechschwarz, und das Fieber, das aus den blauen Augen leuchtete, ließ sie jung erscheinen.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?" fragte ich.

Er sah mich aufmerksam an und schüttelte den Kopf.

„Mein Name ist Capitän Mac Gregor."

„Ah so!" sagte er.

„Wollen Sie," fragte ich, „mir die Geschichte von Nelly Delano erzählen?"

Da lächelte er, und ich bemerkte, daß seine Zähne so weiß und so vollständig waren wie vor dreizehn Jahren.

„Ich dachte mir wohl, daß Sie danach fragen würden," antwortete er, „und ich will Ihnen die Geschichte auch erzählen, obgleich Sie es eigentlich nicht um mich verdient haben. Es war nicht hübsch von Ihnen, Capitän, einen alten Bekannten mit drei Dollars abspeisen zu wollen."

Aber schon nach diesen Worten wurde er in seiner Rede durch einen Hustenanfall unterbrochen.

„Geben Sie mir etwas zu trinken," sagte er, „Wein, oder noch besser Branntwein."

„Das wird Ihnen schaden."

„Besser am Branntwein als am Durst sterben," sagte er.

Ich lief hinaus zum Doctor und fragte ihn, was ich thun sollte.

„Geben Sie ihm, was er verlangt," meinte der. „Heut' Abend ist er so wie so todt."

Darauf ließ ich ein großes Glas mit Branntwein und Wasser füllen und reichte es ihm. Er trank es mit gierigen Zügen aus, und seine Augen begannen noch heller zu leuchten.

„Nun sollen Sie die schöne Geschichte hören," sagte er.

Er lächelte mit derselben abscheulichen Verschmitztheit, die ich vor Jahren bei unserm Zusammentreffen in seiner Wohnung bemerkt hatte, und begann:

„Nelly Delano . . ."

Und in demselben Augenblick richtete er sich im Bette hoch empor, breitete die Arme im Kreuz aus und fiel zurück — todt. —

Mac Gregor schwieg und schaute nachdenklich und traurig vor sich hin.

„Nun, und die Geschichte von Nelly Delano, die Sie uns versprochen hatten?"

Ich kann Ihnen nur das Ende erzählen und das ist traurig genug, fuhr Mac Gregor nach einer Pause fort. Als Harvey, Capitän Harvey, der Hafenmeister, nach Yokohama kam, und ich ihn dort nach langjähriger Trennung zum ersten Mal wiedersah und einen Landsmann und alten Freund in ihm erkannte, da kam auch, am ersten Abend schon, das Gespräch auf Nelly Delano. Harvey hatte sie nicht genau gekannt, aber sie manchmal gesehen und er wußte, in welchen Beziehungen ich zu ihr gestanden hatte.

Er erzählte mir, daß er als Küstenwächter in Irland, bald nach seiner Verheirathung, als er eines Abends in der Dämmerung vom Dienst nach seiner Wohnung zurückkehren wollte, an einer einsamen Stelle der Küste von einer jungen Frau, die ein Kind in den Armen trug, um ein Almosen angesprochen worden sei.

„Sie sah," so erzählte Harvey, „zum Erbarmen aus. Ich wollte ihr etwas geben und suchte nach kleiner Münze in der Tasche; aber wie ich mir das Weib dabei etwas genauer ansah, kam sie mir bekannt vor; und auch sie wurde plötzlich verlegen, als sie bemerkte, daß ich sie musterte.

‚Wer sind Sie, Frau?' fragte ich.

‚Eine arme Frau,' antwortete sie.

‚Das sehe ich, aber wie heißen Sie? — Es scheint mir, daß wir uns im Leben schon einmal begegnet sind.'

‚Das glaube ich nicht,' erwiderte sie kleinlaut, und damit wollte sie sich entfernen.

Aber ich hielt sie zurück.

‚Frau, ich kenne Sie . . . Mein Name ist Harvey, Küstenwächter Harvey aus Holywood . . . Wie heißen Sie?‘

Nun aber wandte sie sich entschlossen ab und ging so schnell davon, daß ich mich beeilen mußte, um sie einzuholen.

‚Das nützt ja zu nichts,‘ sagte ich, ‚bleiben Sie nur ruhig stehen. Ich will Ihnen kein Leid zufügen. Wie heißen Sie?‘

‚Ach, Herr Harvey,‘ sagte sie, und es zuckte um ihren Mund, und in dem magern Gesichte arbeitete es, daß es ein Jammer war, mit anzusehen.

‚Nun, keine Furcht, Frau! Wie heißen Sie?‘

‚Früher, als Sie mich kannten, hieß ich Nelly Delano.‘

‚Das ist richtig,‘ antwortete ich. Denn nun hatte ich sie sofort wieder erkannt.

„Ich führte sie nach unserer Wohnung, und ich brauchte mich nicht bei Frau Harvey zu entschuldigen, daß ich ihr etwas Gutes zu thun gab. Dazu war sie stets bereit. Sie brachte das kranke Weib bei uns unter und pflegte es nach Kräften. Auch ein Arzt wurde gerufen, aber das Elend hatte die Arme schon zu sehr heruntergebracht. Als sie ihr Kind geborgen wähnen durfte — denn sie mochte wohl erkennen, daß wir nicht Leute waren, die ein hilfloses kleines Wesen hinausgestoßen haben würden — da verließen sie die Kräfte, die sie bis dahin noch aufrecht erhalten hatten; sie wurde bettlägerig und nach vierzehn Tagen war sie todt. In ihren Fieberträumen sprach sie oftmals von Ihnen, aber noch öfter nannte sie den Namen Peter, und immer war es, um ihn anzuflehn, sie nicht zu verlassen, und um ihn zu bitten, doch nur Geduld mit ihr zu haben, sie werde ja ruhig sein und Alles thun, was er ihr befehle. Was das bedeuten sollte, verstanden ich und meine Frau nicht, denn wir hatten nicht gewagt, die Frau, die wir bei uns aufgenommen, neugierig auszuforschen; sie selbst aber hatte nicht von ihrer Vergangenheit gesprochen.

„Wir nahmen den Knaben, den sie uns hinterlassen, an Kindesstatt an und hofften unsere Freude daran zu haben und sagten oftmals, Nelly Delano habe uns Segen in's Haus gebracht. Das Kind war nämlich aufgeweckt und hübsch, stark und gesund und machte uns viel Freude. Aber das dauerte nur bis zu seinem fünften oder sechsten Jahre. Dann bemerkten wir, daß der Knabe grausam und verlogen war. — In der Schule wurde der Junge ein Thunichtgut, über den seine Lehrer fortwährend Klage führten. Nach und nach wandte sich unser Herz von ihm ab — er war zu sehr anderer Art als wir. Er tobte und lärmte im Hause, quälte den kleinen Hund und lebte in fortwährendem Kriege mit seinen Schulkameraden. Eines Tages gerieth er in heftigen Streit mit ihnen und bei der Gelegenheit zog er ein Messer und verwundete einen seiner Gegner. Es war nur eine leichte Verletzung, aber der Bursche mochte Furcht haben, dafür hart bestraft zu werden. — In der Nähe von Belfast war ein Corrections-

haus für verwahrloste Kinder, das wußte er ganz genau, denn der Lehrer hatte ihm oftmals gesagt, dahin gehöre er viel mehr als in eine Schule, wo ruhige Kinder ehrlicher Leute etwas lernen sollten. — Vor dieser Anstalt hatte er große Angst, denn oftmals erkundigte er sich bei mir, wie es dort zuging: und ich, in der Hoffnung, ihn zu schrecken und dadurch zu bessern, hatte ihm gesagt, daß die Kinder dort in dunkle Zellen gesperrt und mit Ruthen gezüchtigt würden. — Ich denke mir, die Furcht vor jener Anstalt war es, die ihn in die Fremde trieb. Er lief davon. Und seitdem habe ich nie wieder von ihm gehört, offen gesagt, mich auch nicht mehr um ihn bekümmert, denn ich bin überzeugt, wenn er noch lebt, so ist er ein Bösewicht. — Nelly Delano aber liegt auf dem Kirchhof in Holywood begraben, und wenn Sie, Capitän Mac Gregor, einmal dorthin kommen, werden Sie ihr Grab schon finden, denn wir haben Sorge getragen, daß es wohl unterhalten werde. Ihr Mädchenname steht darauf, da wir nicht wußten, welchen andern wir ihr hätten geben können. Auch hatten wir keinen Trauring an ihrem Finger gefunden."

II.

Des Capitäns Brautfahrt.

So wie sie mich heute hier sehen: kerngesund, vierzehn Stein schwer, Vater von fünf Kindern, die sich alle, Gott sei Dank und unberufen! wohl und munter befinden, auf der Reise auf schnelle Fahrt bedacht und im Hafen guter Laune, sobald ich mit alten Bekannten zusammentreffe — wird es Ihnen schwerfallen, zu glauben, daß ich einmal in meinem Leben, und zwar viele Monate lang, ernstlich daran gedacht habe, mir das Leben zu nehmen. —

In früheren Jahren habe ich mit Niemand davon gesprochen, weil ich mich meiner damaligen Schwäche wie eines Verbrechens schämte; heute beurtheile ich mich milder. Ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht; aber jedenfalls bin ich im Stande, ganz unbefangen von der alten Geschichte zu sprechen.

Es war im Jahre 50, auf meiner ersten Fahrt als Capitän von London nach Canton. Ich war an Bord gegangen mit schweren Sorgen um Nelly Delano, ein Mädchen, das, wie ich Ihnen schon erzählt habe, ein Anderer, den ich für einen Bösewicht hielt, hinterlistig von mir abgewandt hatte. — Die Ueberfahrt war beschwerlich, und ich hatte viel zu thun, da ich trotz des Kummers, den ich mit mir herumtrug, meines Amtes walten mußte. Aber in der Nähe des Aequators fanden wir Windstille, und als ich da unbeschäftigt war, wurden mir die Tage und die Nächte erschrecklich lang. Es war jedoch nicht Langeweile, die mich plagte. Der Gedanke an Nelly Delano, die ihr eigener Trotz und Unverstand in nie gut zu machendes

Elend zu stürzen drohten, der Gedanke allein war es, der mir keine Ruhe ließ und mich auf Schritt und Tritt verfolgte, wenn ich auf dem kurzen Deck stundenlang auf- und abging.

Ein Capitän, der sich wenig mit seinen Offizieren abgiebt, lebt auf dem Meere, wie Sie wissen, in großer Einsamkeit. Mein erster Steuermann, Herr Boswell, der ein trauriges Ende genommen hat — er wurde mehrere Jahre später vom Capitän der „Santa Yunta", dessen Tochter er entführt hatte, in Makao erschlagen — war ein zurückhaltender Mensch, der kaum mehr als „Ja" oder „Nein" antwortete, wenn ich ihn anredete, und dem es nicht einfiel, aus eigenem Antriebe eine Unterhaltung mit mir zu suchen. War ich am Steuer, so machte er sich vorn zu schaffen; und ging ich dorthin, so fand er in der Cajüte oder hinten auf dem Verdeck irgend etwas zu thun — nicht etwa, daß ich ihm unangenehm gewesen wäre, nein, wir vertrugen uns ganz gut; aber es war so seine Art: er war nicht umgänglich.

Nachdem meine Gedanken sich viele Tage lang ununterbrochen mit demselben traurigen Gegenstande beschäftigt hatten, überfiel mich nach und nach schwerer Trübsinn. — Sie müssen bedenken, daß ich Jahre lang um Nelly Delano geworben, daß ich es seit langer Zeit als eine abgemachte Sache betrachtet hatte, ich würde sie heimführen, und daß sie mir durch ihre Untreue mein ganzes Glück genommen hatte. — Ich fragte mich, wofür ich denn eigentlich noch arbeite, da ich fortan allein durch's Leben gehen müsse; und es überkam mich eine Art Ekel vor der Sorge um mein freudenloses, einsames Dasein. — Bald darauf tauchte in Zwischenräumen, die immer kürzer wurden, der Gedanke in mir auf, ob es nicht am besten wäre, mich dieser Sorge durch Scheiden aus dem Leben zu entledigen. Der Gedanke stand aber noch nicht klar und einfach vor meiner Seele. Ich dachte damals immer an viele Dinge zugleich: an Nelly, an den Schauspieler, dem sie ihr Herz geschenkt, an die letzten tröstlichen Worte, die ihre Mutter mir mit auf den Weg gegeben hatte, an mein einsames Loos, an meine Pflichten dem Rheder, Herrn Dana, gegenüber, manchmal auch an meinen stillen Steuermann, und ob der wie ich Grund hätte, so wortkarg zu sein. — Hin und wieder nur, unerwartet, auf kurze Zeit, wie fliegende Fische auf der Oberfläche des Meeres, erscheinen auch die zwei sich entgegenstehenden Gedanken: Alles könnte vielleicht noch gut werden; oder: Alles sei hoffnungslos verloren, und dann stände es mir frei, nichts mehr zu hoffen und nicht zu verzweifeln — zu sterben.

Ehe ich mir jedoch darüber klar geworden war, kam der Wind und trieb diese und ähnliche Gedanken eine Zeit lang aus mir heraus. Ich hatte wieder für mein Schiff zu sorgen, und als ich im Flusse von Canton den Anker fallen ließ, hatte sich mein Trübsinn einigermaßen gelegt. — In China fand ich zunächst viel zu thun. Die englische Ladung mußte gelöscht, neue Fracht eingenommen werden; es war sehr heiß; und wenn ich mich des Abends zur Ruhe zurückzog, verfiel ich bald in tiefen Schlaf. Aber

noch ehe ich Canton wieder verlassen hatte empfing ich den Brief von Frau Delano, der mir mittheilte, ihre Tochter sei mit dem Schauspieler entflohen und spurlos verschwunden. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, und einundzwanzig Stunden lang unfähig zu arbeiten. Boswell ersetzte mich, ohne ein Wort darüber zu verlieren, daß er bei seinem eigenen anstrengenden Dienst nun auch noch den meinen zu verrichten habe. — Bald aber ermannte ich mich wieder.

Ich habe mir stets zur Lebensregel gemacht, daß Geschäft vor Vergnügen gehen muß, und ich machte mir auch bei dieser Gelegenheit klar, daß ich nicht das Recht hätte, die Interessen meines Rheders zu vernachlässigen, weil der Zufall wollte, daß ich unglücklich war. Damit hatte Herr Dana nichts zu schaffen; und er durfte darunter nicht leiden.

Als aber das Schiff voll war und wir uns auf offener See, auf dem Wege nach Shanghai befanden, da überkam mich der Trübsinn wieder, der mich bereits unter den Tropen geplagt hatte, und er war mir so schwer und stark, daß ihn auch der Sturm, vor dem wir mit gerefften Segeln dahinfuhren, nicht mehr verscheuchen konnte. — Boswells Tüchtigkeit kam mir zu statten, so daß ich mich ungestraft an ein Doppelleben gewöhnen konnte. Mit meinen körperlichen Augen sah ich Alles, was um mich her vorging, und achtete darauf, daß das Schiff nicht zu Schaden kam; aber traurige Gedanken umhüllten mich wie ein schwerer Mantel; es lag mir wie ein Stein auf dem Herzen, und ich fühlte immer, daß Alles, was ich that, für mich selbst nutzlos sei, und daß mir nichts Besseres zustoßen könne, als der Tod, der all' meinen Leiden ein Ende gemacht haben würde. — Gab mir das Schiff keine Sorge, so saß ich hinten am Steuer wie ein kranker Passagier und schaute trostlos hinaus in das grüne Meer, das oftmals bis zu mir hinaufstieg, als wollte es mich hinunterziehen, dort, wo ich Ruhe gefunden hätte. Gegen diese Versuchung jedoch blieb ich stark. — Herr Dana hatte mir ein Schiff anvertraut, und ich fühlte mich als Ehrenmann verpflichtet, mein Bestes zu thun, um es ihm nach Ablauf meines Contractes unbeschädigt und mit gutem Verdienst wieder zur Verfügung zu stellen.

Endlich kam die Zeit, da mein Schiff wieder Ladung nach London eingenommen hatte und ich mich auf der Rückreise befand. Während der Fahrt, die etwa vier Monate währte, hatte ich Zeit genug, meinen Entschluß zur Reife zu bringen. Er zielte dahin, daß ich in London, nachdem ich alle meine Geschäfte geregelt, still und spurlos aus dem Leben verschwinden wollte. Ich begann meine Vorbereitungen zum Tode damit, daß ich mich von dem Eigenthümer des Schiffes, das ich drei Jahre glücklich geführt hatte, verabschiedete. Er schien verwundert über meinen Entschluß, denn er war mit mir zufrieden und wollte mir ein größeres und besseres Schiff anvertrauen. Ich sagte ihm, daß persönliche Angelegenheiten mich nöthigten, ihm meine Dienste zu kündigen. Darauf antwortete er: „Wenn Sie wieder

frei sind, Capitän, dann kommen Sie nur zu mir, und ich werde schon wieder etwas für Sie zu thun finden."

Damit verabschiedeten wir uns, wie ich damals glaubte, für das Leben.

Ich hatte mir eine kleine Wohnung in einer der Vorstädte von London gemiethet, und dort beschäftigte ich mich zunächst damit, über meine wenigen Habseligkeiten mit großer Sorgfalt zu verfügen. Ich gab mir Mühe, keinen meiner Freunde und Bekannten zu vergessen; — nahe Verwandte besaß ich nicht mehr, denn ich war einziger Sohn gewesen und meine Eltern waren längst gestorben — und hinterließ jeden von ihnen irgend eine Kleinigkeit zum Andenken an mich. Darauf schrieb ich einen Brief an meinen alten Schulfreund und Kameraden Friedrich Jardine, den ich zu meinem Testamentsvollstrecker ernannte und dem ich sagte, er möge sich nicht wundern, daß ich so unzeitig aus dem Leben geschieden sei, ich litte an einer unheilbaren Krankheit und zöge es vor, zu sterben, als noch Jahre lang ein jammervolles Dasein zu fristen.

Nachdem ich dies Alles vollendet hatte, fühlte ich mich als freier Mann, und der Gedanke, daß ich meinem Elende jeden Augenblick ein Ende machen könnte, gab mir eine gewisse Ruhe und Befriedigung, wie ich sie während der letzten Jahre nicht mehr gekannt hatte. Der Entschluß zu sterben wurde niemals wankend in mir, aber ich nahm mir vor, einstweilen das Leben noch etwas mit anzusehen, so etwa wie man vom sichern Ufer aus den Sturm auf der See beobachtet. Ich ging in Theater, Concerte und öffentliche Vergnügungsorte; aber ich vermied es sorgfältig, mit Bekannten zusammenzutreffen, denn ich wollte mich ungestört mit meinen eigenen Gedanken beschäftigen, die, wennschon traurig genug, doch meine einzige Freude oder vielmehr das Einzige waren, was mich interessirte.

Nach vierzehn Tagen ungefähr wurde ich jedoch auch dieses Lebens müde und faßte nun den Vorsatz, den während langer Jahre gereiften Entschluß zur Ausführung zu bringen. Auch über die Todesart, die ich wählen wollte, war ich vollständig mit mir im Klaren. Da, als ich eines Abends nach Hause kam, fand ich einige Zeilen von Herrn Dana, der mir sagte, ich möchte mich morgen zu ihm auf's Comptoir bemühen; er habe einen Brief für mich empfangen, mit der Bitte, mir denselben persönlich zu übergeben.

Ich fuhr am nächsten Morgen in die City und nahm den angekündigten Brief in Empfang. Er war von meinem schon genannten Freunde Fred Jardine, der darin das Anliegen an mich stellte, sofort nach Liverpool zu kommen, um ihm in einer Angelegenheit beizustehen, von deren glücklichen Erledigung, wie er mir sagte, sein Lebensglück abhinge. — Der Brief wandte sich in so eindringlicher Weise an meine alte Freundschaft, daß ich nur kurze Zeit unschlüssig war, was ich darauf erwiedern sollte. Dann sagte ich mir, daß ich ja in der nächsten Woche gerade so gut sterben könnte als in dieser; und da ich noch genug baares Geld besaß, um mehrere Monate

lang meine bescheidenen Bedürfnisse befriedigen zu können, so setzte ich mich am selben Abend auf die Eisenbahn und fuhr nach Liverpool ab, nachdem ich Jardine telegraphisch von meiner Ankunft benachrichtigt hatte.

Die Angelegenheit, um die es sich handelte, hat mit meiner eigenen Geschichte nichts zu thun. Sie betraf ausschließlich Jardines Verhältnisse, und ich will nur erwähnen, daß es darauf hinauskam, sofort eine größere Summe Geldes zu finden, für die mein Freund kaum andere Sicherheit bieten konnte als seinen ehrlichen Namen. Daraufhin allein war aber das Geld nicht zu beschaffen; Jardine gebrauchte eine zweite Unterschrift — und die sollte ich geben. — Das war nun für mich eine mißliche Angelegenheit. Jardine hatte mein volles Vertrauen; ich selbst würde ihm das Geld, wenn ich es besessen hätte, mit Freuden gegeben haben; aber wenn ich ein Accept auf sechs Monate unterschrieb, so verpflichtete ich mich damit, bis zum Verfalltage auszuharren, um im Nothfall für die Summe, die auf meine Garantie vorgeschossen war, aufzukommen.

Mein Freund war sichtlich betreten, als er sah ich zauderte, ihm den gewünschten Dienst zu leisten. Er hatte augenscheinlich erwartet, daß ich ihm ohne Bedenken zu Hilfe kommen werde, und dies hätte ich, wie schon gesagt, jedenfalls gethan, wenn meine eigenen Pläne mir nicht die Zeit ungewöhnlich karg zugemessen hätten. Auch wußte ich nicht, was ich zu meiner Entschuldigung vorbringen sollte; denn den eigentlichen Grund meiner Zurückhaltung konnte ich Jardine nicht auseinandersetzen. Ich bat ihn, nicht an meiner Aufrichtigkeit und nicht an meiner Freundschaft zu zweifeln und sagte ihm sodann, daß ganz eigenthümliche Verhältnisse, über die ich beim besten Willen keine Aufklärung geben könnte, es mir schlechterdings unmöglich machten, eine Verpflichtung zu übernehmen, die mich sechs Monate lang zum Schuldner eines Andern machen würde. — Er stellte Documente zu meiner Verfügung, aus denen hervorging, daß in der That keine Gefahr eines Verlustes vorliege, und daß er selbst ohne Hülfe von mir im Stande sein werde, nach Verlauf von sechs Monaten das Accept, welches ich mitzeichnen sollte, einzulösen. — Diese Schriftstücke waren aber trotzdem nicht derart, daß sie einem fremden Gläubiger dieselbe Sicherheit wie mir gewährt haben würden. — Darauf sagte ich Jardine, er möge mir drei Tage Bedenkzeit geben; während dieser Frist würde ich mich bemühen, unter meinen eigenen Bekannten Jemand zu finden, der an meiner Stelle für Jardine bürgen wolle. Gelänge mir dies nicht, so wollen wir weiterberathen, was zu thun sei. Jedenfalls möchte er sich überzeugt halten, daß ich nicht durch kleinliches Mißtrauen in meiner Handlungsweise beeinflußt werde. — Jardine seufzte dazu, aber er sagte, er müsse es sich gefallen lassen, er sei in meiner Hand.

Ich machte mich unverzüglich daran, das von mir gegebene Versprechen einzulösen, und verbrachte den ganzen nächsten Tag mit Briefschreiben. Den besten Erfolg versprach ich mir dabei von einem Briefe an Herrn Dana,

dem ich nach Uebereinkommen mit Jardine vorschlug, diesen, einen sehr tüchtigen Capitän, zu meinem Nachfolger zu ernennen und ihm, nachdem er einen mehrjährigen Contract mit ihm abgeschlossen hätte, auf sein Gehalt die Summe, deren er bedurfte, vorzuschießen.

Mein Freund war in vielen Beziehungen von mir verschieden. Er war so leichtherzig, daß ihn auch die schwersten Sorgen nicht darniederbeugen konnten. Nachdem er mir sein Herz ausgeschüttet und ich ihm meinen Beistand versprochen hatte, überließ er mir gewissermaßen die Verantwortlichkeit für die Regelung seiner Angelegenheit und bekümmerte sich anscheinend nur noch wenig darum. Vor dem Essen kam er zu mir, klopfte mir freundlich auf die Schulter und sagte:

„Zur Belohnung dafür, daß Du heute so brav gearbeitet hast, sollst Du nun auch das hübscheste Mädchen in Liverpool kennen lernen: meine Cousine Mary, die ich längst geheirathet haben würde, wenn sie mich nehmen wollte. Aber sie will mich nicht. — Das wäre eine Frau für Dich, Mac!"

Ich dankte für die Einladung; aber er bestand darauf, ich müßte ihn begleiten, und schließlich, um Frieden zu haben, gab ich nach und folgte ihm zu seiner Tante. — Er hatte nicht übertrieben. Mary Jardine war ein schönes, stilles, liebenswürdiges Mädchen, und ich konnte nicht umhin, dies zu bemerken, wennschon es mir nicht einfiel, in irgend welcher Verbindung mit mir an sie zu denken. Doch kehrte ich am folgenden und nächstfolgenden Tage zurück, und als am dritten Tage Herr Dana schrieb, er sei gern bereit, den Capitän Jardine ein Schiff anzuvertrauen und ihm auch die gewünschte Summe vorzuschießen, falls ich mich verbürgen wollte, im Nothfall an Jardines Stelle zu treten, da war, ohne daß ich es bemerkt hätte, eine Veränderung über mich gekommen, die es mir verhältnißmäßig leicht machte, meinem Freunde zu sagen, ich sei nun, da meine Bemühungen keinen Erfolg gehabt hätten, bereit, die verlangte Bürgschaft für ihn zu leisten. — Damit aber hatte ich mich verurtheilt, wenigstens noch sechs Monate zu leben; und mit diesem Urtheil reiste ich achtundvierzig Stunden später nach London zurück, um dort während der Zeit, über die ich noch verfügen mußte, Beschäftigung zu finden.

Die Gedanken, mit denen ich mich nun herumtrug, waren eigenthümlicher Art. Ich sagte mir zwar noch immer, daß ich am Verfalltage der Jardineschen Wechsel meinen alten Plan ausführen werde; aber ich wußte, während ich mir dies sagte, daß ich dies nicht mehr ernstlich meinte, daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach ruhig fortleben würde; und ich empfand darüber zunächst ein gewisses Gefühl der Scham. Aber auch das änderte sich mit der Zeit. Ich war nicht wankelmüthig geworden, wenigstens nicht nach meiner Ansicht. Ich hatte sterben wollen, weil mir das Leben unerträglich geworden war; nun erblickte ich in weiter Ferne noch Versprechen, die mir das Dasein als wünschenswerth erscheinen ließen. Die Verhältnisse hatten sich geändert und dadurch auch meine Entschlüsse; und mit einer gewissen Be-

friedigung sagte ich mir, daß der Vorsatz, meine Pflicht zu erfüllen, der Wunsch, einem Freunde zu nützen, es gewesen war, der mich auf meine eigenen Pläne hatte Verzicht leisten lassen. Ich war nur meinem alten Grundsatze gefolgt: Geschäft vor Vergnügen, Pflicht vor persönlichen Angelegenheiten; zuerst soll der Mensch an seine Aufgabe denken, dann an seine Lage. — Nach diesen Grundsätzen hatte ich gehandelt und dessen brauchte ich mich nicht zu schämen.

Am Verfalltage wurden die Jardineschen Wechsel pünktlich eingelöst; aber schon vierzehn Tage vorher, als ich, von dem Verlangen getrieben, meinen Freund und dessen Cousine wiederzusehen, nach Liverpool gekommen war, hatte ich mich mit Mary Jardine verlobt.

Ein Seemann muß seine Herzens-Angelegenheiten, wie Alles, was er auf dem Lande zu thun hat, ohne zu vieles Zaudern ordnen, sonst kann er nichts erreichen. Es mag lange Jahre dauern, ehe es ihm möglich wird, aus dem Brautstand in den Ehestand zu treten. Das hängt davon ab, wie es mit seinen Vermögensverhältnissen steht; aber zwischen verlieben und verloben läßt er am liebsten nicht viel Zeit verstreichen, denn es liegt so in ihm, daß er vor jeder Reise gern Alles, was er zurückläßt, fest und glatt macht.

Mary Jardine hatte mir schon am ersten Tage, da ich sie kennen lernte, wohl gefallen. Der Gedanke an sie, die Lebende, hatte nach und nach den an Nelly verdrängt, die für mich lange todt war. Die Cousine meines alten Freundes Fred hatte aus dessen Erzählungen über mich eine vortheilhafte Meinung von mir gefaßt, und als ich sie fragte, ob sie sich mir anvertrauen wolle, da sagte sie „Ja!" — Ich hatte schon wieder ein gutes Schiff bekommen, und meine Stellung war eine so gesicherte, wie es die eines Schiffscapitäns, der kein eigenes Vermögen besitzt, überhaupt sein kann. Da waren die Gefahren der See! Aber die wollten wir Beide im Vertrauen auf Gott mit in den Kauf nehmen. Und so verheirathete ich mich mit Mary Jardine, noch bevor ich, drei Monate später, meine nächste Reise nach China antrat.

Da ich auf dem Meere so oft auf mich allein zur Unterhaltung angewiesen, so bin ich mit der Zeit ein nachdenklicher Mann geworden. Und wenn ich manchmal bei stiller Fahrt auf dem Verdeck auf- und abgegangen und an das bewegte Leben gedacht habe, das hinter mir liegt, dann habe ich mir oftmals gesagt, das Einzige, was den Mann wirklich fest am Leben hält, ist die Erfüllung seiner Aufgabe. Und man soll sich nicht beklagen, wenn dieselbe manchmal recht drückend ist, sondern seine Last ruhig und männlich tragen. Das Keuchen unter ehrlicher, schwerer Arbeit ist, im Grunde genommen, etwas Schönes, Erhebendes; und nach meinem Geschmack ist ein sorgenvolles Leben, so traurig es auch sein mag, immer noch erträglicher als ein leeres.

III.

Der Geächtete.

Im Jahre 1864 tauchte in Yokohama eine Frau Clifton mit einem jungen Mädchen auf, die, nachdem sie acht Tage bescheiden und zurückgezogen im Wirthshaus gelebt hatte, in einer billigen Nebenstraße einen kleinen Laden miethete und dort ein Geschäft eröffnete, das jedenfalls keine Concurrenz zu fürchten hatte — nämlich ein Modewaarengeschäft. — Wo die Kundschaft dafür herkommen sollte, mußte Jedermann ein Räthsel sein. Schon die männlichen Einwohner von Yokohama dachten nur in seltenen Ausnahmefällen daran, Garderobegegenstände in Yokohama zu kaufen: die meisten hatten ihre alten Lieferanten in Europa und empfingen von diesen regelmäßige Sendungen, die sie mit Allem versahen, was sie an Kleidungsstücken gebrauchen konnten. Hie' und da verirrte sich wohl der Eine oder der Andere in einen „Store", um dort ein Halstuch oder einen Hut zu kaufen, aber das waren wie gesagt Ausnahmen. — Die jungen Pioniere der Civilisation waren trotz der ihnen nachgerühmten Rauheit elegante Herren, die auf den guten Zuschnitt ihrer Kleider gerade ebenso viel Werth legten wie ihre Altersgenossen in London und New-York. — Was nun aber erst die Damen von Yokohama anging, die alle zusammengenommen immer noch nicht zahlreich genug gewesen wären, um die Gründung eines Modewaarengeschäftes in der Fremden-Niederlassung zu rechtfertigen, so würden diese es geradezu für eine Beleidigung gehalten haben, wenn man ihnen zugemuthet hätte, sich in Japan kleiden zu lassen. Die jungen Herren Gemahle der jungen Frauen — alte gab es nicht — verdienten damals leicht Geld, und Knauserei war ein bei den „Pionieren" unbekanntes Laster; dagegen warfen viele von ihnen das Geld zum Fenster hinaus. Die schmucken, gefeierten, lebenslustigen Engländerinnen und Amerikanerinnen von Yokohama bezogen Alles, was sie zur Toilette gebrauchten, von guten und besten Schneiderinnen und Putzmacherinnen aus London und Paris, und nur die sparsamsten unter ihnen mochten eine geschickte Kammerjungfer von „Drüben" mitgebracht haben, die im Geheimen im Hause für die Toilettenbedürfnisse der Herrin Sorge zu tragen hatte. Aber daß es einer der weißen Frauen in den Sinn kommen sollte, sich von einer in Yokohama ansässigen Schneiderin ein Kleid oder Aehnliches anfertigen zu lassen, — daran war nicht zu denken. — Man ging deshalb auch mit einigem Kopfschütteln an dem neuen Laden vorüber, und die Bemerkungen, die bei der Gelegenheit über die Besitzerin desselben gemacht wurden, waren nicht gerade schmeichelhafter Natur für die Neuangekommenen. — Frau Clifton hörte jedoch davon nichts und war zunächst eifrig damit beschäftigt, das Schaufenster ihres Ladens so verlockend wie möglich einzurichten. Sie hatte einige Kisten Modewaaren aus Europa oder wo sie sonst her-

kommen mochte, mit sich gebracht, und eines Morgens konnten die Vorübergehenden bemerken, daß sie im Laden der Genannten, außer den üblichen Toilettengegenständen wie Bürsten, Kämme, Seifen, wohlriechende Essenzen, auch Stoffe für Damenkleider und Herrenanzüge, Cravatten, Mützen, Hüte, Handschuhe, Taschentücher, Reitpeitschen, Patentbleistifte, Siegelringe ꝛc. ꝛc. zu verhältnißmäßig billigen Preisen erwerben konnten. Wenn man nach den im Schaufenster ausgestellten Mustern schließen durfte, so waren die Sachen meistens von sehr zweifelhaftem Geschmack, mit ausgesprochener Vorliebe für die glänzendsten Farben und auffallendsten Formen. — Trotzdem blieb aber der Laden nicht lange Zeit leer, denn die „Pioniere" hatten schnell entdeckt, daß das etwa sechszehnjährige, schlanke blonde Mädchen, welches sie in Begleitung von Frau Clifton in den Abendstunden auf dem „Bund" angetroffen hatten, die Tochter der Inhaberin des Modewaarengeschäftes sei und dort während der Tageszeit als Verkäuferin thätig war.

Frau Clifton mochte etwa vierzig Jahre alt sein und war noch immer eine hübsche Person, mit klaren Augen, weißen Zähnen, rothen Lippen und guter, wenn auch vielleicht etwas zu lebhafter Gesichtsfarbe, aus der einige böswillige junge Leute den Schluß ziehen wollten, daß sie vielleicht „besser lebe" d. h. mehr trinke als es den Frauen im Allgemeinen gestattet ist. — Gegen der Tochter, Mary Cliftons, Aussehen dagegen ließ sich gar nichts einwenden. Sie war mit einem Worte bildhübsch. Sie hatte schönes, hellbraunes Haar, große blaue Augen mit dunklen Wimpern, feine Züge, und der Ausdruck des lieblichen Gesichtes war von unwiderstehlicher, lebenslustiger Heiterkeit. Dazu kam eine niedliche Figur, die in den knappen Kleidern, in denen sie sich auf dem „Bund" zeigte, wohl zur Geltung gebracht wurde. — Damals waren die Kleider aus dem vorigen Jahrhundert wieder Mode geworden; „Pompadour-Roben" nannte man sie, so glaube ich. Die kleine, zarte Mary, mit ihren frischen Farben, lachenden Augen, dunklen Wimpern und Augenbrauen und winzigen Füßchen, die in den Stiefeln mit hohen Absätzen staken, glich in diesem Staate einer Nippfigur aus Meissener Porzellan.

Frau Clifton machte außerordentlich gute Geschäfte. Die Schubläden der jungen Männer von Yokohama füllten sich bald mit all' den verschiedenartigen Gegenständen, die bei ihr zum Verkauf ausgeboten wurden und für die in Wahrheit nicht der geringste Bedarf bestand. — Die Damen der Niederlassung erfuhren dies und besprachen es unter sich mit gebührender Verachtung für die starken Herren der Schöpfung, die sich, wie sie meinten, auf so schamlose Weise von einer hergelaufenen Abentreurerin hinter's Licht führen ließen. Der Eine oder der Andere hatte darüber auch wohl Vorwürfe zu hören; aber Mary Cliftons jungfräuliche Lieblichkeit besaß eine zu große Anziehungskraft, um nicht trotz der Feindseligkeiten der Damen von Yokohama zu siegen; und diese mußten es sich gefallen lassen, daß ihre Anbeter mit nur wenigen Ausnahmen, sämmtlich gute, niemals feilschende Kunden von Frau Clifton wurden und blieben. — Ja, als der Vorrath an Gegenständen

für Herrenanzüge, den die Genannte mit sich gebracht hatte, bald erschöpft war, gingen auch Damenhüte, Shawls, Ballhandschuhe, Straußfedern, zierliche Morgenschuhe und Stoffe zu Damenkleidern in unberechenbarer Menge in männlichen Besitz über.

Der beste Kunde von Frau Clifton während der ersten zwei Monate war zweifelsohne Herr Alexander O'Mara, ein wohlhabender junger Mann aus guter irländischer Familie, der nicht etwa ein eigenes Geschäft in Yokohama leitete, oder in einem der dort etablirten Häuser als Angestellter arbeitete, sondern der vor Jahr und Tag auf einer Vergnügungsreise um die Welt nach Yokohama gekommen war, sich dort als Gast eines englischen Kaufmannes bei diesem niedergelassen hatte und seitdem in unregelmäßigen Zwischenräumen, wenn er gerade eine gute Gelegenheit zu erblicken glaubte, durch die Vermittelung seines Gastfreundes vereinzelte, aber bedeutende Geschäfte, hauptsächlich in Seide oder Thee machte, die ihm, nach Allem, was davon in die Oeffentlichkeit gedrungen war, ein nicht unerhebliches Vermögen eingebracht haben mußten.

O'Mara mochte etwa achtundzwanzig Jahre alt sein. Er war in der fremden Gemeinde allgemein beliebt wegen seiner Heiterkeit, seines guten verwegenen Reitens und seiner nimmermüden Bereitwilligkeit, sich an einer jeden Vergnügungspartie, ob Picknick, Schnitzelrennen, Wettreiten oder Wettrudern, zu betheiligen. Auch war er ein äußerst gastfreier Mann, der in regelmäßigen Zwischenräumen im Club Festlichkeiten veranstaltete, die häufig mit einem kleinen Ball endeten und bei denen sich die Anwesenden immer auf das beste zu amüsiren pflegten. — O'Mara war ein hübscher Mensch, groß, schlank, blond und von jener eigenthümlichen Lebhaftigkeit der Bewegungen und der Rede, die man bei den Irländern, im Gegensatze zu ihren nächsten Nachbarn, den Engländern und Schotten, häufig findet.

Nachdem die ersten zwei Monate dahin gegangen waren, erblickte man O'Mara nur noch selten und später gar nicht mehr in Frau Cliftons Laden. — Aber er hatte nicht mit den Leuten gebrochen, denn man traf ihn manchmal des Abends mit Mutter und Tochter spazierengehend, und Einige wollten wissen, man habe ihn zu später Stunde mit der Tochter allein erblickt. — Es wurde im Club viel darüber geredet — nicht etwa in Form ängstlicher, böswilliger Klatscherei — das war in Yokohama damals nicht Mode — nein! laut und scharf griff man O'Mara an, bereit, das, was man ihm vorwarf, dem Angegriffenen gegenüber persönlich zu vertreten. Der kleinen Mary hatte, als sie sich in Japan zum ersten Male zeigte kindliche Reinheit in unverkennbaren Zügen auf dem lieblichen Gesichtchen geschrieben gestanden. Mehr als Einer der Pioniere, von denen sicherlich Keiner je daran gedacht hatte, eine Vernunft-Heirath zu machen, mochte sie mit dem stillen Verlangen angeblickt haben, ihr seine Hand für's Leben zu reichen. Nur die unglaubliche Schüchternheit weißen Frauen gegenüber, die der Mehrzahl der jungen Leute eigenthümlich war, hatte wahrscheinlich ver-

anlaßt, daß der Tochter von Frau Clifton nicht schon verschiedene gute und ehrerbietige Heiraths-Anträge gemacht worden waren. — Und was that O'Mara? — Glaubte er sich in den „Argylle-Rooms" oder im „Jardin Mabile", wo man mit den hergelaufenen Frauenzimmern, die sich dort herumtreiben, rücksichtslos verkehren darf? Wie ein Lump oder wie ein Narr benahm er sich, denn selbst wenn es seine Absicht war, Fräulein Clifton zu heirathen, so handelte er unverantwortlich, indem er sie zum Gegenstand des Geredes in der Niederlassung machte. Die Damen von Yokohama hatten spitze Zungen und nur selten Gelegenheit, sie zu üben. — Die arme, kleine Mary! In gewissen Kreisen sprach man schon von ihr wie von einer Verworfenen! Wer durfte jetzt noch daran denken, das Mädchen zu seiner Frau zu machen? Unter den Pionieren hätte man keinen gefunden, der sich dazu hergegeben, und wäre er noch so verliebt gewesen, einen schlechten Mädchenruf durch eine Heirath wieder herzustellen. Bei der Frau ihrer Wahl durfte in Bezug auf Leumund nichts Verdorbenes wieder gut zu machen sein.

Wieder ging einige Zeit hin, und dann wurde es auffällig, daß Frau Cliftons Tochter nach und nach die blühende Gesundheit und die frische Heiterkeit verlor, die sie so liebenswürdig gemacht hatten. Die Augen des Mädchens schienen größer zu werden und traten in ihre Höhlen zurück, und das liebliche Gesichtchen wurde kleiner und bleicher. Auch lagerte sich ein nachdenklicher und bald darauf sorgenvoller, schmerzlicher Ausdruck darüber.

Der Unmuth im Club stieg. Er drohte bei dem ersten Erscheinen O'Maras im Kreise seiner erbittertsten Gegner auszubrechen und großes Aergerniß hervorzurufen. Deshalb glaubte Gilmore, ein besonderer Freund O'Maras, diesem eines Tages während des Spazierreitens geradezu zu sagen, die Veränderung in Fräulein Clifton falle allgemein auf, und man bringe sie mit O'Maras Verhältniß zu dem jungen Mädchen in Verbindung. Was er dazu zu sagen habe?

Auch O'Mara war nicht mehr derselbe lebenslustige junge Mann, als den man ihn noch vor wenigen Monaten gekannt hatte. Er war weit ernster und stiller geworden; auch schien er nicht mehr bei so guter Gesundheit wie früher. Er antwortete nicht gleich auf Gilmores Bemerkung und wandte sein Gesicht zur Rechten, als ob er die Landschaft betrachtete, so daß Gilmore, der zu seiner Linken ritt, nicht sehen konnte, wie er seine Frage aufgenommen habe. Nach einer längeren Pause erst ließ er sich vernehmen:

„Was sagten Sie?"

Gilmore wiederholte seine Bemerkung.

„Unsinn!" meinte O'Mara.

„Unsinn? — Was hat denn das arme Kind krank gemacht? — Daß sie nicht mehr die Alte ist, kann doch Jedermann sehen."

„Was weiß ich? — Was geht das mich an?"

„Nun, desto besser, wenn es Sie nichts angeht."

„Nun, und wenn es mich etwas anginge?"

Darauf wußte Gilmore eine Weile nichts zu antworten, und die Beiden setzten ihre Pferde in eine schnellere Gangart und trabten eine Viertelstunde lang stumm neben einander her. Aber als sie einen schattigen Wald erreicht und dort die Pferde wieder in Schritt gesetzt hatten, da war Gilmore wieder zu sich gekommen und sagte plötzlich, als sei die Unterhaltung gar nicht unterbrochen worden:

„Dann könnte ich Ihnen nur sagen, wenn Sie ein Ehrenmann sind, so müssen Sie das Mädchen heirathen."

Auch O'Mara mußte wohl die ganze Zeit noch an seine letzte Frage gedacht haben, denn er erwiderte ohne Zaudern:

„Sie wollen mich lehren, wie ich mich als Ehrenmann zu benehmen habe?"

„Warum nicht, wenn Sie selbst es nicht wissen."

O'Mara hielt sein Pferd kurz an, und Gilmore that dasselbe, und die beiden jungen Leute blickten sich einige Secunden fest und drohend an. Keiner von den Beiden hatte Furcht vor dem Andern. Aber unter jungen englischen Kaufleuten ist der Zweikampf etwas kaum Erhörtes, und an gegenseitiges Aufeinanderlosfeuern dachte weder Gilmore noch O'Mara, obgleich jeder von ihnen seinen geladenen Revolver handbereit im Gürtel trug. Und so hatte O'Maras Anhalten des Pferdes auch eigentlich keinen Zweck; denn daß er Gilmor nicht einschüchtern konnte, das wußte er sehr gut. Nach einer kurzen Weile setzte er deshalb auch seinen Weg wieder fort und mit ihm Gilmore; aber Keiner sprach mehr, und an der nächsten Stelle, wo die Straße sich kreuzte, bog O'Mara nach links ab, während Gilmore den geraden Weg nach Yokohama fortsetzte.

Einige Wochen später wurde Frau Cliftons Laden eines Morgens nicht geöffnet, und am Abend konnte man auf der im Club angeschlagenen Passagierliste der „Amerika", die in der Frühe nach Hongkong abgedampft war, auch die Namen von Frau und Fräulein Mary Clifton lesen.

O'Mara hatte Yokohama nicht verlassen, seine Lebensweise jedoch hatte sich nach und nach so geändert, daß er nur noch wenig Leute sah. Im Club erschien er beinahe gar nicht mehr.

Drei Monate etwa gingen ruhig dahin. Dann traf ein englischer Kaufmann von Yokohama, der eine Geschäftsreise nach China unternommen hatte, wieder in seinem Wohnorte ein. Er hatte die Damen Clifton nur oberflächlich gekannt, aber er wußte genau, wer sie waren, und er erzählte er hätte sie in Hongkong auf der Promenade angetroffen. Sie lebten, wie er erfahren hätte, ganz zurückgezogen, was sich übrigens durch den Zustand, in dem sich das junge Mädchen augenscheinlich befände, wohl erkläre. Die Einzelheiten, die er noch darüber hinzufügte, wurden von seinen Zuhörern mit ernstem Schweigen aufgenommen.

Die Pioniere der Civilisation in Japan waren, wie bereits gesagt, rauhe Männer; aber in Bezug auf den Umgang mit weißen Frauen hatten

sie Grundsätze, die einem Kreuzritter Ehre gemacht haben würden. Drei, oder vier der einflußreichsten unter ihnen steckten die Köpfe zusammen, und dann begab sich der Eine zu O'Mara, um sich mit ihm auszusprechen. Eine halbe Stunde später berichtete er den Andern, O'Mara habe jede Erklärung zurückgewiesen, aber die Art und Weise, wie er dies gethan hätte, schon sein Verweigern einer Antwort, die ihn gerechtfertigt haben würde, genüge wohl zum Beweise seiner Schuld. Er schlage deshalb vor, daß man sich von O'Mara zurückziehen solle.

Die öffentliche Meinung war damals allmächtig in der fremden Gemeinde; diese Meinung bildete sich jedoch nicht leichtfertig, sondern wurde von den hervorragendsten Mitgliedern der Gesellschaft in gewissenhafter Weise geleitet. Diese „Führer", ihrer acht an der Zahl, versammelten sich am Abend im sogenannten Ausschußzimmer des Clubs und einigten sich nach längeren Unterhandlungen über folgende Beschlüsse: O'Mara sollte noch einmal förmlich im Namen der Gemeinde aufgefordert werden, sich über sein Verhältniß zu Fräulein Clifton zu äußern. Erklärte er, daß er mit deren Abreise und jetzigem Zustande nichts zu thun habe, so wollte man sich das genügen lassen; hatte er aber das junge Mädchen unglücklich gemacht, so sollte ihm die Wahl gestellt werden, sein Unrecht wieder gut zu machen, Fräulein Clifton zu heirathen — oder Yokohama zu verlassen.

Gilmore war es, der mit diesem Auftrage zu O'Mora entsandt wurde. Er traf ihn auf seinem Zimmer, einen Roman lesend. Ohne jede Umschweife setzte er den Zweck seines Besuches auseinander. O'Mara hörte ihn schweigend mit an. Als der Andere aufgehört hatte zu sprechen, kreuzte er die Arme über die Brust, legte den Kopf etwas auf die Seite und sagte:

„Wissen Sie wohl, Gilmore, daß das, was Sie da thun, unvorsichtig ist? Es ist schon das zweite Mal, daß Sie mich mit dieser Geschichte behelligen. Nehmen Sie sich in Acht, ich könnte die Geduld verlieren."

„An Ihrer Geduld oder Ungeduld ist mir gar nichts gelegen. — Ich bin hier im Auftrage der Gemeinde, um eine Erklärung von Ihnen zu fordern. Verweigern Sie diese . . ."

„Nun? . . ."

„Nun . . . so haben Sie Yokohama zu verlassen."

O'Mara lachte höhnisch auf.

„Und wer will mich denn hinaustreiben, wenn ich fragen darf?"

„Sie haben nichts zu fragen. Sie haben zu antworten. Wollen Sie — ja oder nein — die Auskunft geben, die ich von Ihnen fordere?"

Keine Antwort.

„O'Mara, seien Sie nicht trotzig, wo Trotz nichts nützen kann. Sagen Sie mir, Sie hätten mit der Abreise der Cliftons nichts zu thun gehabt, und ich will Ihnen auf's Wort glauben. — Hier meine Hand, O'Mara! — O'Mara, wollen Sie mir — ja oder nein — die verlangte Auskunft geben?"

„Und wenn ich tausend befriedigende Antworten zu geben hätte, nicht eine einzige würde ich aus mir herausängstigen lassen!“ —

Darauf nahm Gilmore seinen Hut und verließ das Zimmer.

Um O'Mara aber bildete sich von jener Stunde ab vollständige Oede, und er war zu trotzig, um auch nur den schwächsten Versuch zu machen, eine Aenderung in dieser Beziehung herbeizuführen. Er kannte die Macht der öffentlichen Meinung und hütete sich, dieselbe zu reizen. Er ging nicht mehr in den Club, denn er wußte, daß dies seine Ausweisung aus demselben zur Folge gehabt haben würde; auch gab er seinen alten Bekannten nicht Gelegenheit, ihm die Abneigung, die sie für ihn empfanden, dadurch zu bezeugen, daß sie seinen Gruß nicht erwiderten, denn er vermied sie soviel er konnte. Wenn er trotzdem mit dem Einen oder Andern zufällig auf der Straße oder auf den Reitwegen in der Umgegend von Yokohama zusammentraf, so wandte er die Augen ab und grüßte nicht.

Nachdem dieser unerquickliche Zustand etwa acht Tage gedauert hatte, brachte ihm sein japanischer Diener einen Brief von seinem Geschäftsfreunde und Wirthe, mit dem er seit Jahren in vertrautestem Verkehr gestanden hatte. Dies Schriftstück drückte in verlegener, aber nicht mißzuverstehender Weise den Wunsch aus, O'Mara möchte sich gefälligst nach einer andern Wohnung umsehen.

„Sie brauchen sich dabei nicht in einer Weise zu beeilen, die Ihnen Unbequemlichkeiten verursachen könnte,“ schloß der Brief; „ich erwarte den Besuch, dem ich Ihre Wohnung zur Verfügung stellen möchte, erst gegen Ende des Monats.“

Der Brief war vom fünfzehnten datirt.

„Vierzehntägige Kündigung, wie einem Dienstboten!“ murmelte O'Mara ingrimmig vor sich hin.

Er machte sich sofort daran, eine neue Wohnung zu suchen; aber bei dieser Gelegenheit stieß er auf Schwierigkeiten, die er nicht erwartet hatte. — Die Besitzer der Häuser, in denen er miethen wollte, zeigten sich ihm nicht. Ueberall hieß es, der Herr sei nicht zu Hause. Einen der Hausbesitzer traf er auf der Straße. Der konnte ihm nicht entgehen. Aber er blickte zu Boden, während O'Mara sein Anliegen vorbrachte, und antwortete kurz:

„Bedaure, die Wohnung ist nicht mehr frei.“

O'Mara blickte dem schnell Davonschreitenden mit einem Ausdruck ohnmächtigen Zornes nach und sagte dann mit finsterm Lächeln vor sich hin:

„Und es soll ihnen doch nicht gelingen, mich von hier fortzutreiben. Und wenn ich unter einem Zelte zu campiren habe, ich bleibe hier!“

Als er wieder in seinem Zimmer angelangt war, nahm er Rücksprache mit seinem ersten chinesischen Diener, dem Comprador. Dieser, dem an dem Wohl- und Uebelwollen der fremden Gemeinde gleichviel und gleich-

wenig gelegen war, wußte Rath. Er besaß auf dem „Hügel" ein hübsches Grundstück mit einem kleinen Hause, in dem seine Frau wohnte. Wenn der Herr es miethen oder kaufen wolle, so stände es ihm gern zur Verfügung. Die Frau würde überall ein Unterkommen finden, und das Haus könnte in wenigen Tagen so eingerichtet werden, daß der Herr sich dort ungestört und wohl fühlen würde. Es sei oben auf der Klippe, dicht am Meere gelegen, mit schöner Aussicht auf die Bai und den Wald und den Fusiyama.

„Was willst Du dafür haben?"

„Ich habe fünfzehnhundert Dollars dafür bezahlt, und möchte es nicht unter zweitausend wieder verkaufen."

„Ich nehme es. Ist Stallung dabei und kann der Betto (Stallknecht) mit untergebracht werden?"

„Jawohl Herr! Es war ursprünglich für Herrn Davis gebaut, und von diesem habe ich es gekauft, als er Yokohama verließ. Der Herr werden zufrieden sein."

Am folgenden Tage schon verließ O'Mara seine alte Wohnung, ohne seinem Wirthe Lebewohl gesagt zu haben; und darauf sah und hörte man monatelang so gut wie nichts von ihm. — Dann verbreitete sich das Gerücht, O'Mara habe sich dem Trunke ergeben. Seine Diener erzählten, er sei beinahe nie mehr nüchtern. In langen Zwischenräumen traf ihn der eine oder der andere seiner ehemaligen Genossen auf einsamen Reitwegen. Sie berichteten sodann im Club, er sei bis zur Unkenntlichkeit verändert. Sein Anblick flöße Furcht ein; er sei blaß und aufgedunsen, mit gerötheten Augen und wüstem Haar, und sein Anzug vollständig vernachlässigt. — Manchmal des Nachts hörte man den Hufschlag eines galoppirenden Pferdes in den stillen Straßen der fremden Niederlassung. Das war O'Mara, der von einem weiten Spazierritt nach seiner entlegenen Wohnung auf dem Hügel heimkehrte.

„Er hat es wohl darauf angelegt, sich todtschlagen zu lassen;" meinte man im Club. — „Das wäre das Beste, was ihm zustoßen könnte."

Von Mitleid mit seinem Loose war nirgends eine Spur zu entdecken; sein Trotz hatte die Erbitterung der fremden Gemeinde nur noch gesteigert. — Beinahe ein volles Jahr war auf diese Weise dahingegangen, als der englische Arzt von Yokohama eines Morgens den Besuch von O'Maras chinesischem Diener empfing. Dieser bat, der Doctor möge seinen Herrn besuchen; er sei sehr krank.

„Was fehlt ihm?"

„Er hat erschreckliche Wuthanfälle. Gestern Abend hat er Alles in seinem Zimmer zerschlagen. Nun liegt er wie todt da, und nur von Zeit zu Zeit erwacht er aus tiefem Schlaf und ächzt und stöhnt zum Erbarmen."

Der Doctor steckte seinen Revolver in den Gürtel und begab sich nach dem Hügel. Er hatte das Recht, den Geächteten zu sehen.

Als er in O'Maras Zimmer trat, saß dieser halbbekleidet in einer Ecke des Zimmers und blickte ihn mit blutunterlaufenen Augen finster und stumm an. Die langen Haare fielen wirr über die bleiche Stirn, und der Arzt bemerkte, daß er zahlreiche Wunden und Beulen an seinem Körper hatte, die er sich durch wildes Umsichschlagen oder durch wiederholtes Fallen zugezogen haben mochte.

„Was wollen Sie?" brachte der Unglückliche endlich heiser hervor.

„Ich bin der Arzt."

„Ich habe Sie nicht rufen lassen. Fort mit Ihnen . . . oder ich stehe für nichts."

„Herr O'Mara . . ."

„Fort, sage ich! . . Schnell! . . Dies ist mein Haus, hier bin ich Herr! Sie Tapferer von der Armee Aller gegen Einen!"

„Ihr Diener hat mich gerufen. . ."

„Ich werde meine Diener lehren . . . Kotzkoi! Momban! Comprador!"

Er geberdete sich wie ein wildes Thier.

Der Doctor sah wohl, daß er hier allein nichts ausrichten könnte, und entfernte sich. Aber er war ein gewissenhafter Mann, und er hielt es für seine Pflicht, den Kranken, der möglicherweise gemeingefährlich werden konnte, nicht ohne Hülfe zu lassen. Er begab sich zum englischen Consul und erstattete diesem Bericht von dem Vorfall, und erbat sich sodann von dem Beamten die Hülfe zweier Constabler, um O'Mara nöthigenfalls zwingen zu können, sich ärztlicher Behandlung zu unterwerfen.

Der Consul gewährte dies Gesuch, und die Drei — der Doctor und zwei Constabler — begaben sich am Abend, etwa um die neunte Stunde nach O'Maras Hause.

Es war im Monat October, und die Nacht war schon eingebrochen; aber der Mond, der voll und glänzend am klaren Himmel stand, verbreitete Helle, die auf einen weiten Umkreis Alles deutlich erkennen ließ.

Der Doctor trat zuerst allein in O'Maras Zimmer. Die Constabler hielten sich an der Thür, bereit, auf den ersten Ruf dem Arzt zu Hülfe zu kommen. Sie hatten keine zwei Secunden zu warten; denn sobald O'Mara, dessen geröthetes Gesicht und wildleuchtende Augen zeigten, daß er unter dem Einflusse im Uebermaß genossener geistiger Getränke sei, den Eintretenden erblickt hatte, stürzte er mit lautem Schreien auf ihn zu und packte nach seiner Kehle, um ihn zu erwürgen. — Im selben Augenblicke aber fühlte er sich von hinten von vier kräftigen Armen gepackt; und nun begann ein kurzes Ringen zwischen den Vieren, welches damit endete, daß O'Mara mit übermenschlicher Kraft die Drei von sich stieß und mit einem Satze durch die weit offenstehende Thür, die nach der Veranda führte, das Freie suchte. — Der Doctor und die beiden Constabler, alle drei entschlossene Männer, sprangen nach, und eine Minute lang verfolgten sie in wildem Lauf den in seinen weißen Nachtgewändern Dahinfliehenden.

— Aber plötzlich machten sie Halt. — Der Athem stockte ihnen. — O'Mara hatte den Rand der hohen Klippe erreicht; noch einen Schritt, und er mußte in der Tiefe verschwinden. Die Verfolger wagten keinen Schritt weiter zu thun. O'Mara aber schien zu fühlen, daß er an der Stelle, wo er sich befand, von seinen Verfolgern nichts mehr zu fürchten habe. Er stand ebenfalls still und blickte ruhig nach allen Seiten um sich: nach dem im Mondschein glitzernden Meere, nach der ungeheuren Masse des Fusiyama, die in der Ferne undeutlich auftauchte, nach den dunklen Wäldern, die sich zu seiner Linken ausbreiteten, und dann nach seinen Verfolgern, die er zornig mit der geballten Faust bedrohte. — Darauf wandte er sich wieder dem Monde zu und machte weite Bewegungen mit den Händen, als begrüße er das Sternbild; und gleich darauf, wie Jemand, der einen Kopfsprung in's Wasser thun will, legte er beide Hände weit ausgestreckt flach über seinem Kopf zusammen und sprang mit einem wilden Satze vom Felsen in den tiefen Abgrund. — Dort am Fuße der Klippe wurden seine zerschmetterten Gliedmaßen bei der nächsten Ebbe gefunden, in einen Sarg gelegt und ohne Sang und Klang begraben.

IV.

Der Hafenmeister.

Er ließ sich gern „Capitän" nennen, und Jedermann nannte ihn so; denn es war Niemand im ganzen „Settlement", der ihm nicht bereitwillig etwas zu Liebe gethan hätte — und er verdiente es: Capitän Harvey. Aber er war keineswegs Capitän, er hatte nicht einmal sein Examen als erster Steuermann machen können, und wenn er es trotzdem zu der gut bezahlten und angesehenen Stellung im Leben gebracht hatte, die er in Yokohama einnahm, so verdankte er dies seiner Zuverlässigkeit, die ihm einflußreiche Freunde gemacht hatte, und dem Umstande, daß man sehr wohl Hafenmeister sein kann, ohne auf der Bildungsstufe zu stehen, die nach heutiger Mode ein Schiffscapitän einnehmen soll.

Bildung, im üblichen Sinne des Wortes, besaß Capitän Harvey überhaupt wenig. Er war ein praktischer Seemann allerersten Ranges. Niemand hätte ich lieber ein Boot in stürmischer See anvertraut als ihm; Segel, Steuer, Riemen, Wind und Wellen waren Dinge, mit denen er wie Wenige vertraut war. Aber er war eben nur ein praktischer Seemann; er hatte nichts aus Büchern gelernt, und die Art und Weise, wie er der „Königin Englisch" verunglimpfte, war geradezu erschrecklich. Die Leute sagten von seiner Frau, die eine sehr ordentliche Person war und die man häufig mit einem Handbesen und einer kleinen Schippe sehen konnte, weil im ganzen Hause nie ein Fäserchen herumliegen durfte, — die gute Frau habe sich angewöhnt, diese Wirthschafts-Instrumente fortwährend bei sich zu

führen, weil sie nach jeder Unterredung mit ihrem Mann die unzähligen „H" auflesen müsse, die dieser während des Sprechens habe fallen lassen.

Aber man kann seine eigene Muttersprache schlecht sprechen und doch ein tüchtiger und guter Mann sein. Und ein solcher war Capitän Harvey, als Hafenmeister der richtige Mann am richtigen Platze.

Er war mittler Größe, breitschultrig, schwer und stark. Er hatte ein offenes, glattrasirtes Gesicht, sorgfältig gescheiteltes, schlichtes braunes Haar, das anfing grau zu werden, als er nach Yokohama kam, denn er mochte damals etwa fünfzig Jahre alt sein. Seine hellblauen klaren Augen konnten aber noch ein Schiff eher am Horizonte entdecken, als die Augen der meisten Jüngeren, und in seinem geraden, gewöhnlich festgeschlossenen Munde standen die gesunden, starken Zähne fest aneinandergereiht. Alles in Allem sah er genau so aus, wie er war: ernst, zurückhaltend, herzensgut, vertrauenswürdig. Daß er ein kindlich weiches Herz hatte, das wußten nur seine Frau und die Wenigen, die diese zu ihren Vertrauten machte und zu denen ich gehörte. Er kleidete sich mit äußerster Sauberkeit, und war der einzige Europäer, glaube ich, der auch im heißen Sommer ein hohes schwarzes Tuch, eine Sammetweste und seine „Monkeyjacke" aus derbem, blauem englischem Stoffe trug.

Bei gutem Wetter war er in regelmäßigen Zwischenräumen von zwei Stunden auf dem „Bund" zu sehen, wo er mit einem großen Fernrohre in den Händen, die er auf den Rücken trug, gemessenen, langsamen Schrittes eine Viertelstunde lang auf- und abging, um festzustellen, daß jedes Schiff im Hafen auf dem ihm zukommenden Ankerplatze und daß kein einkommendes Schiff in Sicht sei. Stürmte es aber, so konnte ihn kein Wetter, so schlecht es auch sein mochte, von der Hatoba (Landungsbrücke), wo er einen guten Ueberblick über den ganzen Hafen hatte, entfernen. Dann stand auch sein Boot zur Abfahrt bereit, und neben ihm hielt sich ein schnellfüßiger junger Matrose, um auf ein vom Capitän gegebenes Zeichen die Bemannung des Bootes, die in einer Hütte in der Nähe des Hafens auf Befehle wartete, herbeizurufen.

Er hatte seine sechs Leute, Japaner, unter den stärksten Schiffern gewählt und so vortrefflich eingearbeitet, daß er auf den Regatten, die alljährlich in Yokohama stattzufinden pflegten, wenigstens einen Preis gewann, den er dann unverkürzt, ohne auch nur einen Cent für sich zu behalten, unter seine Leute vertheilte.

Das Boot war so kokett gehalten wie eine Admiralsgig: Alles stets blankgescheuert und geputzt. Und was er an Oelfarbe verausgabte, um das Boot auch nach außen hin hübsch zu erhalten, hätte für einen kleinen Schooner genügt. Es war eine kostspielige Passion, die der Capitän da hatte, aber man ließ ihn gewähren; denn man wußte, daß nächst seiner Frau und seinem Hunde sein Boot das war, woran sein Herz am meisten hing.

Frau Harvey ſtand an Bildung hoch über ihrem Manne. Sie war die Tochter eines Schullehrers des Städtchens, in dem Harvey und ſie geboren waren. Als junges Mädchen eine hübſche, ernſte, tüchtige Perſon, der es an Bewerbern nicht gefehlt, hatte ſie ſich erſt in ihrem dreißigſten Jahre entſchloſſen, den Capitän zu heirathen, nicht etwa, weil ſie nicht zur alten Jungfer werden wollte, ſondern weil die Beſtändigkeit Harveys ſie gerührt, nachdem dieſer ſich jahrelang, beinahe hoffnungslos, aber trotzdem immer und immer wieder um ihre Hand beworben hatte.

Harvey war damals zweiter Steuermann an Bord eines Küſtenfahrers und kam alljährlich zweimal nach Hauſe, um dort ſeine noch lebenden Eltern zu beſuchen und ſodann ſeinem alten Lehrer, Herrn Wood und deſſen Tochter, ehrerbietigſt ſeine Aufwartung zu machen. Er pflegte dann in das Zimmer zu treten, dem Hausherrn und der Tochter die Hand zu ſchütteln und nachdem er geſagt hatte: „Ich hoffe, die Herrſchaften befinden ſich ganz wohl", aufmerkſam zuzuhören, was dieſe ihm erzählten, ohne je ſelbſt zur Unterhaltung beizutragen. Wenn er dann aber nach dreiviertel Stunden ſeinen hohen ſchwarzen Hut wieder nahm, um ſich zu empfehlen, ſo ſagte er regelmäßig: „Würde Herr Wood mir erlauben, daß ich ſeiner Tochter zwei Worte vertraulich ſage?" — und wenn Herr Wood ſich ſodann immer bereitwilligſt entfernte, um den jungen Leuten, denen er gern ſeinen Segen gegeben hätte, eine zwangloſe Unterhaltung zu geſtatten, ſo wandte ſich Harvey an Roſa Wood mit folgender kurzer Rede, die ſeit Jahren dieſelbe war.

„Liebes Fräulein Roſa, ich komme heut wieder, um anzufragen, ob Sie meine Frau werden wollen."

Darauf pflegte Fräulein Roſa ſodann ebenſo ſtereotyp zu erwidern:

„Lieber Herr Harvey, es thut mir leid, Ihnen Nein ſagen zu müſſen, aber ich kann mich nicht entſchließen, meinen Vater zu verlaſſen."

Dann ſagte Harvey gewöhnlich:

„Ich dachte es mir ſo; aber ich mußte doch ſehen, wie die Sachen ſtehen. Bei meinem nächſten Urlaub werde ich wieder anfragen. Auf Wiederſehen, liebes Fräulein Roſa."

„Auf Wiederſehen, Herr Harvey."

Als Harvey endlich nach zehn Jahren zum letztenmale die obige Anſprache an Miß Roſa gehalten hatte, war es nicht mehr nöthig geweſen, Herrn Woods Erlaubniß zu dieſer vertraulichen Unterredung einzuholen; denn Herr Wood war geſtorben, und Roſa, die in ihren einfachen Trauergewändern, mit ihrem blaſſen, etwas abgemagerten Geſicht, ihren ſchönen, großen, blauen Augen und dem ſchlichten, aſchblonden Haar vornehm, hübſch und rührend ausſah, hatte ihrem getreuen Liebhaber die Hand gereicht und geſagt:

„Nach ihrer nächſten Reiſe, Herr Harvey."

Darauf hatte er ihr die Hand mit nicht mehr und nicht weniger Wärme als gewöhnlich gedrückt und gesagt:

„Ich dachte es mir so. Ich danke Ihnen, Fräulein Rosa. Also in sechs Monaten sehe ich Sie wieder. Ich werde bis dahin Alles in Ordnung bringen; und vorläufig können Sie jetzt schon meines Vaters Haus als das Ihrige betrachten, denn ich werde dort anzeigen, daß Sie meine Braut sind."

Nach den sechs Monaten hatte die Heirath stattgefunden. Harvey war noch lange Jahre zweiter Steuermann gewesen, später auf Empfehlung eines reichen Gutsbesitzers der Grafschaft, dessen Sohn einen einflußreichen Posten in der Admiralität einnahm, zum Küstenwächter avancirt, und von da im Jahre 1862 nach Japan gekommen, als einer der zuverlässigsten Menschen, den die englische Regierung, auf Anfrage ihres Vertreters in Japan, der dortigen Regierung für die Stelle eines Hafenmeisters anempfehlen und zur Verfügung stellen konnte.

Capitän und Frau Harvey führten ein beschauliches Leben in Japan. Sie sahen nur wenige Leute, und man durfte es als eine seltene Gunst betrachten, vom Capitän zum Thee oder Abendbrod eingeladen zu werden. Mir ward dieser Vorzug zu Theil; denn Harvey und ich waren Landsleute, und wir kannten uns seit langen Jahren. Seine Frau war damals etwa fünfundvierzig Jahre alt, still und zurückhaltend, wie Harvey sie als junges Mädchen kennen gelernt hatte, voll ruhiger unermüdlicher Sorge um das Wohl ihres alten Thomas. Sie war als gesunde und etwas zum Starkwerden geneigte Frau nach Japan herausgekommen; aber das Klima dort sagte ihr nicht zu, oder sie ertrug schwer, daß sie in verhältnißmäßig späten Lebensjahren noch ihre Heimat verlassen, in der sie seit ihrer Kindheit gelebt hatte. Sie klagte nie, das war nicht ihre Art; aber sie wurde mager, alterte schnell und nahm ein Aussehen von Müdigkeit und Traurigkeit an, das man früher nicht an ihr gekannt hatte.

Tom Harvey war darüber in steter Sorge, und seine Frau mußte es sich trotz des von ihr erhobenen Widerspruchs gefallen lassen, daß Doctor Spencer, der englische Arzt von Yokohama, ihr in kurzen und regelmäßigen Zwischenräumen dienstliche Besuche abstattete. Sie war keine unbequeme Patientin für ihre Hausgenossen, aber eine recht schwierige für den Doctor, denn ihre unveränderliche Antwort auf die Frage nach ihrem Befinden war, sie befinde sich ganz wohl, nur sei sie etwas ermüdet.

„Sie sehen blaß aus, haben Sie Kopfschmerzen?"

„Nein."

„Thut Ihnen die Brust weh?"

„Nein."

„Fühlen Sie irgendwelche Beschwerden?"

„Keiner Art. Ich bin nur ein bischen müde; aber das wird sich schon geben, wenn es erst wieder warm" — dies sagte sie im Winter oder, — „wieder kälter" — so hieß es im Sommer — „werden wird."

Sommer und Winter kamen und gingen; Frau Harvey erholte sich aber nicht, und im dritten Jahre ihres Aufenthaltes in Japan mußte sie sich eines Tages zu Bett legen, weil sie vor „ein bischen Müdigkeit" nicht mehr aufrecht stehen konnte. — Und am nächsten Tage war sie todt.

Ich befand mich derzeit in Yokohama und ließ es mir nicht nehmen, Capitän Harvey zu besuchen, unmittelbar nachdem ich die Nachricht von dem Ableben seiner Frau erhalten hatte. Ich fand ihn in seinem Zimmer mit ruhigen Schritten unermüdlich auf- und abgehend, wie es des Schiffers Art ist. Er drückte mir stumm die Hand, und ich wußte auch nicht, was ich vorbringen sollte. Endlich sagte ich:

„Es thut mir sehr leid, Harvey!"

Er antwortete: „Ja," und weiter kein Wort; aber seine zusammengepreßten Lippen bewegten sich unaufhörlich hin und her, wie die alter Leute, wenn sie mit geschlossenem Munde kauen. — Seine Augen waren trocken; doch sah er trostlos traurig aus. Nachdem ich eine Viertelstunde lang mit den Händen auf dem Rücken in dem kleinen Zimmer mit ihm auf- und abgegangen war, fragte ich ihn, wann das Begräbniß stattfinden werde, und auf seine Antwort: „Morgen um neun," drückte ich ihm die Hand und entfernte mich.

Das Begräbniß war eine stille, traurige Geschichte. Beinah die ganze fremde Gemeinde folgte dem Sarge, der mit schönen Blumen und Kränzen bedeckt war. Harvey schritt unmittelbar hinter dem Sarge, in der Hand ein Gebetbuch, und die Augen während des langen Ganges vom Trauerhause zum Kirchhof so unverwandt auf den Boden geheftet, daß er selbst Niemand sehen und keiner der Anwesenden erkennen konnte, was in ihm vorging. Nach der Beerdigung nahm der Prediger den Arm des Leidtragenden und führte ihn nach seiner Wohnung zurück. Auch auf dem Heimwege blickte Harvey nicht vom Boden auf, und Niemand bemerkte, daß er auf das trostreiche Zureden des Predigers eine Silbe erwidert hätte.

Ich mußte mich bald nach diesem Trauerfall von Yokohama entfernen und kam erst sechs Monate später wieder dorthin zurück. Ich besuchte Harvey sofort und fand ihn eigentlich weniger verändert als ich es gefürchtet, wennschon er sichtlich gealtert hatte. Sein Haar war grauer und er selbst magerer geworden. Aber er sah noch immer kräftig und gesund aus, und seine klaren Augen hatten nichts von ihrem jugendlichen Glanze verloren. Er nöthigte mich, an einem kleinen Tische Platz zu nehmen, ging bedächtig zu einem Speiseschrank, aus dem er eine Flasche Brandy und einen großen Krug Wasser hervorholte, füllte die Gläser für uns Beide, nachdem er beim Einschenken des Brandy gesagt hatte: „Rufen Sie ‚halt', wenn ich aufhören soll" — schob mir sodann seinen Tabaksbeutel zu und stopfte sich, wie ich es gethan hatte, eine kurze Pfeife, deren Rauch er nachdenklich vor sich hinblies.

„Nun, wie ist es Ihnen während der letzten sechs Monate gegangen?“ fragte ich.

„So, so,“ antwortete er. „Gesundheit ganz gut; aber ich fühle mich allein. — Sie sehen, die Frau ist nicht mehr da, und Sie glauben gar nicht, wie sehr ich sie vermisse. Sie fehlt mir überall. — Siebenzehn Jahre waren wir verheirathet, und niemals hat sie mir ein unfreundliches Wort gesagt, oder ich ihr. — Sie war stets mit Allem einverstanden und kannte alle meine Gewohnheiten. — Wenn ich durchnäßt nach Hause kam: da hingen die trockenen Kleider, da stand der Thee, da waren die Bisquits und die Pfeife. — Sie sprach nicht viel, aber da saß sie, still und freundlich: — Gesellschaft! Und jetzt, da sie gegangen ist, fühle ich mich vereinsamt.“

Dagegen ließ sich gar nichts sagen. Er aber sprach auch nicht weiter, sondern begann langsam und sanft den Kopf eines kleinen alten Hundes zu streicheln, den er und seine Frau mit sich aus England herübergebracht hatten, einen kleinen, glatten, schwarzen Terrier mit Feuermalen über den Augen, ein altes, gutes Thier.

„Doggy ist ganz wohl,“ sagte er.

Doggy sah seinen Herrn wehmüthig an; und es kam mir vor, als ob er sich ebenso traurig und vereinsamt fühle wie sein Herr.

„Doggy ist jetzt meine einzige Gesellschaft,“ fuhr Harvey nach einer längeren Pause fort. „Und Sie werden es nicht glauben, aber ich gebe Ihnen die Versicherung, sie sucht noch jeden Morgen nach ihrer Herrin.“

Doggy war keine Hündin, aber die drei Sachen, die der Capitän am liebsten hatte: seine Frau, sein Boot und sein Hund waren nun einmal weiblichen Geschlechts für ihn.

„Nach dem Kirchhof ist sie nie gegangen,“ fuhr er wie im Selbstgespräch fort. — „Das ist Unsinn! Wie sollte sie wissen, daß ihre Herrin dort liegt; durch sechs Fuß Erde hindurch kann sie es nicht spüren. Aber sie steht jeden Morgen am Bett auf der Stelle, wo sie zu warten pflegte, daß die Frau aufstand; und wenn sie dort eine lange Weile gesessen hat, dann winselt sie leise und kommt zu mir und läßt sich von mir streicheln. — Nicht wahr, Doggy?“

Nachdem ich mein Glas Brandy und Wasser geleert und meine Pfeife ausgeraucht hatte, sagte ich dem Capitän: „Auf Wiedersehen.“ — Während meiner kurzen Anwesenheit im Hafen sah ich ihn noch häufig und fand ihn immer denselben, und auf meine regelmäßige Frage, wie es ihm gehe, gab er regelmäßig dieselbe Antwort:

„So, so, ich befinde mich ganz wohl, aber ich fühle mich einsam.“

Der Capitän gehörte zu den einfachen Leuten, die für ihre einfachen Empfindungen eben keinen anderen Ausdruck suchen, als die Worte, die ihnen zum ersten Male dafür gekommen sind und die sie dann unverändert

beibehalten. So hatte er es bei seiner Brautwerbung gehalten, so hielt er es nach dem Tode seiner Frau.

Als ich zum zweiten Male nach diesem Ereigniß nach Yokahama zurückkehrte, erfuhr ich bald nach meiner Ankunft, auch der alte Capitän sei nicht mehr. Ich fragte, woran er gestorben sei.

„Aus Kummer über den Tod seines kleinen Hundes," antwortete man mir.

Ich wunderte mich darüber; aber Alle, die ich hörte, waren einstimmig, daß es nach dem Tode Doggys, der vor ungefähr drei Monaten erfolgt, mit dem Capitän schnell bergab gegangen wäre. Er war noch immer regelmäßig, in gewohnter Weise auf dem Bund und auf der Landungsbrücke zu sehen gewesen; aber er hatte keine Besuche mehr gemacht, und Niemand mehr in seinem Hause empfangen; auch der Arzt war nur gerufen worden, um den Tod festzustellen, der allem Anscheine nach sanft bei ihm eingetreten war. Es war dem alten Hafenmeister zu einsam geworden auf der Welt. Nun liegt er oben auf dem Hügel, neben der stillen Gefährtin seines Lebens: — Gesellschaft!

Helgoland im September 1884.

Der archäologiſche Roman.

Ein literariſcher Eſſay

von

Rudolf von Gottſchall.

— Leipzig. —

Ueber die Mode in der Literatur tiefſinnige Bemerkungen zu machen, würde ebenſo leicht wie nutzlos ſein, denn es giebt bekanntlich Dinge in der Welt, von denen unſere Schulweisheit ſich nichts träumen läßt oder an denen ſie wenigſtens ſcheitert, und es iſt oft vergebliche Arbeit, die Lücken des Weltenbaus, wie Heine vom deutſchen Profeſſor ſingt, mit Nachtmützen und Schlafrockfetzen auszuſtopfen. Auch ein ſo geſchloſſenes philoſophiſches Syſtem wie das Hegel'ſche geſtattet dem Zufall einen großen Spielraum zwiſchen ſeinen auf dem rocher de bronce einer unerſchütterlichen Logik aufgeführten feſten Begriffsbeſtimmungen: wie ſollte die Herrſchaft des Zufalls im Bereiche der Literatur ausgeſchloſſen ſein? Hier nimmt er aber die Geſtalt der Mode an: die Mode iſt der Zufall in der Literatur; ſie iſt etwas Unberechenbares, dem die Herrſchaft des Augenblicks gehört, aber die Macht über die Zukunft verſagt iſt; ſie iſt eine Laune des Publikums, die dann zu einer Marotte der Production wird. Irgend ein poetiſcher Wurf findet aus Gründen, die ſich oft ſo wenig nachweiſen oder vorausſehen laſſen, wie das Wetter eines Tages, das der Weisheit aller See- und Landwarten trotzt, den Beifall der Leſewelt, hat vielleicht einen ſenſationellen Erfolg: alsbald wirft ſich die Production in dieſe vielverheißende Bahn; der Autor, der die literariſche Initiative ergriffen, läßt ähnlich geartete Productionen folgen; Andere finden dieſen Vorgang nachahmenswerth. So bildet ſich eine Richtung, welcher der Buchhandel unerwartete Prämien verdankt, eine Mode, welche die Geſpräche der Salons beherrſcht, Berühmtheiten, denen die Pforten der Literatur weit

geöffnet sind, obwohl sie meistens in der Antichambre des Nachruhms stehen bleiben.

Denn obschon die Mode sich begrifflich nicht fassen und festhalten läßt, so hat sie doch besondere thatsächliche Merkmale und zu diesen gehört, daß selten ein Modepoet mit seinen Schöpfungen längere Dauer gewinnt. Unsere größten Dichter sind nicht Mode gewesen, wenigstens nicht zur Zeit, als sie ihre unsterblichen Werke schufen. „Götz" und besonders „Werther", ebenso „die Räuber" haben zwar eine Zeit lang in der Literatur den Ton angegeben und begeisterte Nachfolge gefunden; aber während sie chronische Krankheitszustände in derselben hervorriefen, hatten die Dichter selbst bereits längst das jugendliche Fieber mit seinem Sturm und Drang abgeschüttelt und neue Bahnen eingeschlagen. Goethe war aber in der eigentlichen Glanzepoche seines Schaffens so wenig Modepoet, daß er glaubte von der Nation vergessen zu sein, als er von Italien zurückkehrte und als seine bei Göschen erschienenen Werke wie Blei in den Buchläden lagen. Der eigentliche Modepoet aber kann nur den einmal beackerten Boden bis zur Erschöpfung auspressen: sobald er in andere Bahnen einlenkt, ein anderes Gebiet urbar machen will, versagt ihm die Kraft und seine Mittel und Werkzeuge reichen nicht aus. Und was von dem Meister gilt, das gilt natürlich noch mehr von seinen Jüngern. Die Geleise der Mode werden in der Regel so lange ausgefahren, bis der Triumphwagen darin umwirft.

Was ist in Deutschland nicht Alles literarische Mode gewesen, von den Sitten-, Räuber- und Gespensterromanen des vorigen Jahrhunderts bis zu der Mimili- und Wadenpoesie Claurens in der Restaurationsepoche, der lyrischen Potichomanie und Lovelypoesie in der Reactionsepoche nach 1850, den Dorfgeschichten, welche ein ganzes Jahrzehnt beherrschten und zu denen ihr ursprünglicher Urheber, nach einigen mehr oder minder glücklichen Abstechern in das Gebiet des größeren Romans, immer wieder zurückkehrte; den archäologischen Roman, die jüngste literarische Mode, wollen wir hier etwas näher in's Auge fassen.

* * *

Der archäologische Roman ist mit dem Roman aus dem Alterthum nicht zu verwechseln: der letztere bestand lange Zeit vor dem ersteren und ging ihm zur Seite, als dieser zuerst schüchtern auftauchte. Der Roman aus dem Alterthum hat, wie wir auch literargeschichtlich nachweisen werden, eine andere Tendenz, indem das Alterthum nur der zufällig gewählte Hintergrund einer Handlung ist, die auch in einer anderen Zeit spielen könnte oder gegen welche wenigstens der Hintergrund selbst sehr in den Schatten tritt. Es ist ja bei epischer Darstellungsweise unerläßlich, daß auch die Aeußerlichkeit der Lebens- und Culturformen geschildert wird; denn eine epische Dichtung, welche es verschmäht, die Breite der Erosten in sich aufzunehmen,

wird nie die vollbesaitete Lyra des großen Rhapsoden Homer zu rühren verstehen.

Doch wenn viele der früheren Romane aus dem Alterthum mit ihrer allgemein menschlichen und zum Theil philosophischen Tendenz dies zu sehr versäumt haben, so wird für den neueren archäologischen Roman dies gerade die Hauptsache oder mit die Hauptsache. Es hängt dies zum Theil mit der Bedeutung zusammen, welche in neuerer Zeit die Culturgeschichte gewonnen hat, und es sind ja auch zum Theil Culturhistoriker und Fachgelehrte, welche solche Romane schreiben. Der archäologische Roman isolirt also ein berechtigtes Moment, hebt es mit epischer Emphase hervor, mit einem Worte, er leidet an culturhistorischer Hypertrophie.

Davon abgesehen ist überhaupt die Frage berechtigt, ob die Wahl von Stoffen aus dem Alterthum für den Roman eine glückliche oder auch nur zulässige ist? Die Anhänger der akademischen Richtung sind rasch mit der Antwort bei der Hand: das allgemein Menschliche ist in allen Zeiten dasselbe; ein echter Dichter wird es herausfinden und Saiten anschlagen, die uns sympathisch berühren. Bei der Stoffwahl kommt es überhaupt nicht auf Costüm und historischen Hintergrund an. Mit vornehmem Achselzucken werden Diejenigen bei Seite geschoben, welche der modernen Dichtung bei der Stoffwahl bestimmte Schranken setzen, bestimmte Vorschriften machen wollten. Was der echte Dichter berührt, wird Gold; er hat eine Midashand. Und jetzt haben die Akademiker de pur sang noch einen ebenso stechenden wie bestechenden Trumpf auszuspielen: den Erfolg! Daß diese Romane aus dem Alterthum das Publikum interessiren, das ist ja eine Thatsache. Die Romane werden mehr gelesen und gekauft, als viele andere, deren Handlung in der Neuzeit spielt. Gegen die Contobücher der Buchhändler hält keine Theorie Stand: die akademische Richtung hat auf der ganzen Linie triumphirt.

Doch nicht auf den augenblicklichen Erfolg, auf die launenhafte Mode des Tages kommt es an: sie ist vergänglich, und echte Kritik hat den Grundsätzen nachzuspüren, auf denen die Werke sich aufbauen, welche Dauer versprechen.

Das allgemein Menschliche ist eine Phrase, eine Abstraction: dieser abgezogene Spiritus kann allenfalls ein einzelnes Gedicht beleben, niemals aber ein größeres Werk, ein Drama, einen Roman — und den letzteren noch weniger als das Drama, weil dies sich mehr mit den inneren Willensregungen befaßt und weniger die Breite der Außenwelt in sich aufnimmt als jener. Kein Dichter kann seine Gestalten in die Luft zeichnen; er braucht den Canevas einer bestimmten Zeit; er braucht Zeitcolorit wie er Localcolorit braucht. Gewiß giebt es Vieles, was allen Menschen gemeinsam ist, was den Gattungscharakter des ἄνθρωπος ausmacht; aber wie dürftig ist dies Gemeinsame, wie skelettartig — und selbst das Skelett der Romane weist große Unterschiede auf. Es giebt auch ein Skelett der Empfindungen, aber kein

Dichter wird das Knochengerippe in seinen poetischen Schaukasten stellen. Sobald die Empfindung Fleisch und Blut gewinnt, das heißt dichterischen Ausdruck, so wird sie verschieden nach der Empfindungsweise der Zeiten, der Völker, der Individuen. Gewiß beruht z. B. die Liebe bei allen auf derselben menschlichen Grundlage; doch wie unendlich verschieden ist die Liebespoesie der verschiedenen Völker, wie besteht gerade darin der wechselvolle Reiz, das prismatische Farbenspiel der Dichtung, wie kahl, trocken und nüchtern wäre eine unterschiedslose Einheit, in deren Abgrund diese Fülle des Lebens untertauchte. Und wird die Liebe nicht blos als Empfindung, sondern in den episch geschilderten oder dramatisch gestalteten Erlebnissen der Liebenden dargestellt: wie treten da erst die Unterschiede der Weltanschauungen, der Lebensverhältnisse hervor, wie färbt da gleichsam an der einzelnen Liebesgeschichte die ganze Cultur einer Epoche ab. Und da soll es gleichgültig sein, wo sie spielt?

Wir verlangen eben eine unserem ganzen Empfinden und Denken nahestehende oder verwandte Zeit als Grundlage der Dichtung, weil nur solche geistige Nähe oder Verwandtschaft das dauernde Interesse einer Nation an ihren Dichtwerken sichert. Nur wenn sie selbst Culturdenkmäler sind, nicht wenn sie die Culturdenkmäler untergegangener Epochen abphotographiren, haben sie Anwartschaft auf die Anerkennung der Nachwelt.

* * *

Der Roman aus dem Alterthum blühte zur Zeit unserer Classiker, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nachdem schon im vorausgegangenen Säculum Daniel Lohenstein mit seinem dickleibigen Roman: Hermann und Thusnelda (1689) den modernen Germanisten vorgearbeitet hatte, die in ihren Mußestunden gleichsam Romane an die Ränder ihrer Collegienhefte schreiben; doch obschon Lohenstein eine seltene Gelehrsamkeit in seinem Werke zur Schau trug, so kam doch das altgermanische Leben im Ganzen dabei zu kurz; denn der schlesische Dichter zeigt sich hier als ein Polyhistor, der über alle erdenklichen Dinge zu sprechen versteht und sich so wenig einer reinen Objectivität befleißigt, daß er auch die späteren Jahrhunderte in den Rahmen seiner Dichtung zieht. Hierzu kommt die Neigung jener Zeit, das Alterthum als Maske für die Neuzeit zu benutzen und in dieser Weise allerlei Räthsel aufzugeben. So sieht denn Kaiser Leopold nicht undeutlich unter der Maske Hermanns hervor, nachdem zwölf seiner Habsburger Ahnen mit erstaunlicher Gründlichkeit abgehandelt worden sind. Ein ähnliches Räthselspiel ist in dem Roman „Octavia", in welchem die römische Geschichte von Claudius bis Vespasian erzählt wird; dabei ist die Heldin ein in den Spiegel der Historie rückwärts geworfenes Abbild der Prinzessin von Ahlen. In andere Römerromane, wie die „Lesbia" Joachim Steins sind die Delia, Cynthia und andere Heldinnen der lateinischen Elegiker verwebt, und zwar in einer Weise, daß diese Romane wie ein

fortlaufender Commentar zu den Dichtungen erscheinen, was ihnen natürlich einen ausgeprägten archäologischen Charakter giebt.

Davon findet sich nun keine Spur in den historischen Romanen des achtzehnten Jahrhunderts, als deren Hauptvertreter Ignaz Aurelius Feßler (1756—1839) und August Gottlieb Meißner (1753—1807), der Großvater Alfred Meißners, anzusehen sind. Diese beiden Herren Consistorialräthe — das waren sie Beide als der Tod sie abrief — haben mit Vorliebe Stoffe aus dem Alterthum gewählt; aber es ist fast befremdend, wie wenig Colorit, wie wenig Sitten- und Lebensschilderungen darin enthalten sind, welch eine glatte, kahle Wand den Hintergrund der sich abspielenden Ereignisse bildet. Dagegen sind diese Werke alle gedankenreich und die damalige Richtung, welche nicht auf den Kleinkram des Lebens ging, sondern Fragen der philosophischen Weltanschauung und der praktischen Moral in den Vordergrund stellte, schloß nicht nur das archäologische Detail, sondern selbst das Culturbild aus: mit einem Worte, es fehlt diesen Romanen sogar jeder culturgeschichtliche Zug. „Aristides und Themistokles" von Feßler (2 Bände, 1792) ist sogar meist in dialogischer Prosa geschrieben, ein Scenenconglomerat, ebenso „Mark Aurel" (3 Bände 1790—1792): es sind Gedankenpoëme mit Benutzung historischer Persönlichkeiten aus dem Alterthum und in einer an's Dramatische streifenden Form. Das gilt auch von Meißners „Alcibiades", (4 Bände 1781—1788), in welchem die historische Ueberlieferung und auch alles Anekdotische eine breite Ausführung findet. Eine bunte Welt von Abenteuern ist in die an die alten Geschichtsschreiber sich anschließenden Darstellung verwebt. Was darin besonders bemerkenswerth erscheint, ist das Behagen, welches Feßler und Meißner an der Darstellung üppiger Scenen finden; besonders im „Alcibiades" spielen dieselben eine große Rolle; die Hetäre Glicerion ist mit Vorliebe geschildert und die Badescene würde heute das Buch für den häuslichen Herd unmöglich machen. Wir haben seit einem Jahrhundert in der literarischen Prüderie enorme Fortschritte gemacht: ob auch in der Tugend des wirklichen Lebens, das ist eine andere Frage. Feßler und Meißner verleugnen die Schule Wielands nicht, durch die sie wenigstens gegangen sind. Die bekannten Romane unseres Classikers, welcher Hellenenthum und Franzosenthum zu verschmelzen suchte, brauchen wir blos zu erwähnen; „Aristipp", „Agathon", „Musarion" spielen zwar im griechischen Alterthum, doch die archäologische Ausmalerei liegt ihnen ganz fern oder ist zum mindesten große Nebensache: sie haben eine philosophische Tendenz und predigen eine freigeistige Moral, für welche eine von den Anschauungen des Christenthums beherrschte Epoche keinen rechten Anhalt gab. Nur in der griechischen Welt konnte sich Wieland frei bewegen, wenn er eine Lebensweisheit verkünden wollte, welche das Hetärenthum keineswegs in Acht und Bann gethan hat. In den Kreisen desselben bewegen sich seine Helden. Was Wieland schildert, ist in Wahrheit der attische Salon; er verpflanzte die Helden und Heldinnen des Pariser vornehmen Lebens in die Kreise des

Alterthums. Es ist ja selbstverständlich, daß es ihm dabei gar nicht auf historische Treue ankam, am wenigsten darauf in der Dichtung Olympia auszugraben und damit ein archäologisches Museum auszustatten. Das war im vorigen Jahrhundert nicht Mode; die Gelehrsamkeit wühlte nicht im Schutte.

Als die romantische Schule um die Wende des Jahrhunderts in Deutschland zur Herrschaft gelangte, da trat das Mittelalter an die Stelle des Alterthums, aber auch hier fehlte jeder Realismus der Culturschilderung. Das war alles traumhaft beleuchtet, wie bei Tieck, Arnim und Brentano, gespenstig verzerrt wie bei Hoffmann, in's ritterlich Zierliche verfälscht, wie bei Fouqué: höchstens fand die mittelalterliche Kunst eine sich an das Ueberlieferte haltende Darstellung; aber Culturbilder zu entrollen, würden jene in traumhafter Weltanschauung, in unklarer Symbolik befangenen Geister, die aber doch nach dem höchsten Inhalt der Poesie strebten, als eine Arbeit für untergeordnete Specialisten verschmäht haben.

* * *

Der neue archäologische Moderoman fand in Deutschland keine Vorbilder, an die er anknüpfen konnte. Das Ausland bot sie ihm. Schon im Jahre 1788 hatte ein französischer Alterthumsforscher, Jean Jacques Barthélemy, die Resultate seiner Studien über das hellenische Leben in einem vielgepriesenen Werke: Voyage du jeune Anacharsis en Grèce (3 Bde.) veröffentlicht. Das war der erste echte Gelehrtenroman; die antiquarische Weisheit war der Kern und Zweck des Werkes; die Erzählung bot nur die gefällige Einkleidung. Das ganze private und öffentliche Leben der Griechen wurde geschildert; ja, da die Numismatik ein gelehrtes Steckenpferd des Autors war, so fehlte es selbst nicht an Untersuchungen über phönicische und sonstige Münzen. Nach dem Dichterlorber strebte Barthélemy nicht; er war ein offenherziger Archäologe, der aus seinem Herzen keine Mördergrube machte und in dem locker umgeworfenen poetischen Gewand nur dociren wollte. So ist denn sein Werk der Ausgangspunkt geworden für Schriften wie „Charikles" und „Gallus" mit ihren poetisirenden Sittenbildern und auch für das erste Werk von Georg Ebers „Eine ägyptische Königstochter".

Doch auch im Laufe dieses Jahrhunderts wirkten von England und Frankreich neue Vorbilder des alterthümelnden Romans herüber: wir wollen drei der hervorragendsten einer Analyse unterziehen, um nach dem Niederschlag, der in unserer kritischen Retorte zurückbleibt, die streng archäologischen Bestandtheile zu messen, welche jeder von ihnen enthält.

Der erste dieser Romane ist Bulwer's „The last days of Pompeji", der im Jahre 1834 erschien, nachdem sich der Autor bereits durch „Pelham" und „Eugen Aram" einen Namen gemacht hatte. Von Bulwer ist nicht die Studirstube des Gelehrten in ein Romanatelier verwandelt worden: er ist

ein Dichter von Beruf, dabei ein geistvoller, echt moderner Autor; sein „Pelham" ist eine meisterhafte Studie des high-life und beweist, wo eigentlich der Schwerpunkt seines Talentes lag; doch die klassische Bildung, die in England kein leerer Wahn ist, sondern von den höheren Ständen eigentlich mit der Muttermilch eingesogen wird, wie auch die humanistischen Studien und poetischen Uebersetzungen namhafter Staatsmänner beweisen, trieb auch bei Bulwer stets ihre Blüthen, und hatte den Trieb, aus dem Citat in den selbstständigen Text überzugehen. Wie unsere Gelehrten poetische, so hatte der Dichter Bulwer gelehrte Liebhabereien. Zum Theil wirkte auf ihn auch das Vorbild Walter Scotts ein: in einigen Romanen wie: „The last of the barons" und „Harold the last of the saxon kings" bewegte er sich auf dem heimatlichen Boden und entfaltete eine in's minutiöse Detail gehende Kenntniß der alten englischen Geschichte, die sich bisweilen zu selbstständigen gelehrten Abhandlungen krystallisirte. Insofern haben diese Werke, besonders „Harold", eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den neuen Producten unserer Germanisten, wo auch hinter den Blumen der Dichtung stets die Schlange der Gelehrsamkeit lauert und sich durch ganze Capitel ringelt.

Auch in den „letzten Tagen Pompejis" läßt Bulwer keine Gelegenheit vorübergehen, ohne seine genaue Kenntniß des römischen Alterthums nicht blos durch die Schilderung des für die Handlung nöthigen Hintergrundes darzuthun, sondern auch in allerlei Extrablättern, in denen eine selbstständige antiquarische Weisheit zur Sprache kommt. Gleich im dritten Capitel des Werkes erhalten wir eine Beschreibung der pompejanischen Häuser, die mehrere Seiten ausfüllt: über das Vestibulum, Atrium, Tablinum, Peristyl, über das Impluvium und die Triclinien erhalten wir eine eingehende Auseinandersetzung: gleich darauf wird uns ein bürgerliches Gastmahl geschildert mit allen seinen Genüssen und Handtirungen der Sclaven; doch ist in diese Schilderung schon mehr Dialog und Handlung verwebt. Gänzlich trocken dagegen ist die Beschreibung der Thermen, des Tepidariums und Sudatoriums, eine archäologische Studie, in welcher die handelnden Personen nur die Staffage bilden. Ueber das Treiben und die Sitten der Gladiatoren, über den Isiscultus und die antike Zauberei und über zahlreiche andere Antiquitäten erhalten wir im Text der Dichtung selbst oft eine keineswegs kurzathmige Auskunft, eine Reihe Noten begleitet den Text und giebt uns für die gelehrte Bildung des Autors überzeugende Beweise.

So ist kein Zweifel, daß „Die letzten Tage von Pompeji" ein echt archäologischer Roman sind und sich nicht leicht gegen die Einwendungen schützen lassen, die man gegen das ganze Genre zu richten berechtigt ist. Gleichwohl unterscheidet er sich wesentlich von seinen Nachahmungen: er ist das Werk eines Mannes von Genie und das Genie giebt allem, was von ihm berührt wird, einen eigenthümlichen Adel; er knüpft an eine Oertlichkeit an von ganz besonderem Interesse; die Ausgrabungen von Pompeji, durch welche das Alterthum unmittelbar in die Gegenwart hereingerückt und ihr

vor Augen gestellt wurde, fesselten die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt. Dann aber beweist Bulwer in der Vorrede, daß er theoretisch die Schwierigkeiten des archäologischen Romans, ja die Seiten desselben, wo seine ästhetische Berechtigung aufhört, sehr wohl erkannte, wenn er auch in der Dichtung selbst nicht immer seiner ästhetischen Einsicht folgte. In jener interessanten Vorrede weist Bulwer darauf hin, daß es weit leichter ist, die Sitten des Mittelalters zu malen, als diejenigen des Alterthums, da wir mit den Menschen und Bräuchen der Feudalwelt eine natürliche Verwandtschaft haben, in ihren Kämpfen den Keim unserer heutigen Institutionen nachweisen können und in den Elementen ihres gesellschaftlichen Zustandes den Ursprung unseres eigenen erblicken. „Mit der antiken Zeit dagegen verbindet uns keine heimische, vertraute Erinnerung. Diese verhallte Religion, diese vergangene Cultur bieten wenig dar, was für unsere nordische Phantasie heilig oder ansprechend wäre; überdies sind beide durch die scholastische Pedanterie, die uns zuerst mit denselben bekannt machte, entwürdigt und hängen mit dem Andenken an Studien zusammen, die uns als ein Geschäft auferlegt, die von uns nicht zum Vergnügen betrieben wurden.“ Ferner sagt Bulwer: „Nicht nur die gemeinen Gewohnheiten des Lebens, Feste und Forum, Bäder und Theater, die längst bekannten Thatsachen vom Luxus der Alten sind es, um deren Anschauung willen wir die Vergangenheit zurückrufen; gleich wichtig und von höherem Interresse sind die Leidenschaften, die Verbrechen, die Schmerzen, die Unglücksfälle, welche die Schatten, die wir also in's Leben beschwören, bewegt haben mochten. Wir verstehen eine Weltepoche nur schlecht, wenn wir nicht auch ihr Gemüth unserer Forschung unterwerfen. Wenn bei Behandlung eines uns nicht geläufigen fernen Zeitabschnittes die Hauptschwierigkeit darin liegt, die eingeführten Personen auch wirklich vor dem Auge des Lesers stehen und gehen zu lassen, so ist das ohne Zweifel die erste Aufgabe bei einem Werke solcher Art und jedes Bestreben, die Gelehrsamkeit glänzen zu lassen, darf nur als untergeordnetes Mittel für das Haupterforderniß der Dichtung betrachtet werden. Die erste Kunst des Dichters ist, seinen Geschöpfen den Lebensodem einzuhauchen, die zweite, ihre Worte und Handlungen der Zeit, in welcher sie sprechen und handeln sollen, anzupassen. Die Anschauungskraft, die in antike Personen antiken Geist zu legen vermag, dürfte wohl die wahre Gelehrsamkeit sein, die ein Werk dieser Art erfordert; ohne jene Kraft ist ein pedantisches Wissen ärgerlich, mit ihr ein Ueberfluß“. Wenn übrigens Bulwer an einer Stelle auch den bekannten Gemeinplatz vorbringt, daß die Leidenschaften der Menschen in allen Jahrhunderten sich gleich geblieben seien, so corrigirt er diesen Ausspruch immerhin wieder, indem er sagt, daß, was man in der Liebe Sentimentalität nenne und als solche fühle, für den Alten wenig bekannt gewesen, sie bilde den Hauptunterschied zwischen der Liebespoesie der Neuern und derjenigen der Alten. In der That sind die Leidenschaften der Menschen durchweg von Glauben und Sitte der Zeit bestimmt, von der geistigen Physio-

gnomie derselben, von ihrer ganzen Cultur. Darum ist der antikisirende Roman stets in Gefahr, entweder, wie Walter Scott es in der Vorrede zu „Ivanhoe" so trefflich ausdrückt, „der zurückstoßenden Dürre bloßer Alterthümelei" zu verfallen, oder seine Gestalten zu modernisiren, was stets um so befremdender wirken muß, mit je mehr Grund die äußeren Umgebungen nach der alten Ueberlieferung gezeichnet sind.

Der Bulwer'sche Roman ist jedenfalls die Perle unter den archäologischen Dichtungen und wenn man die antiquarischen Excurse, die ihm zur Unzeit eine grämlich pedantische Miene geben, herausschneiden könnte, so würde er einen noch anmuthenderen Eindruck machen. Dazu trägt seine schon erwähnte Sonderstellung bei: es klingt paradox, daß ein Roman aus dem Alterthume ein actuelles Interesse haben soll; aber die noch fortdauernden Ausgrabungen in Pompeji geben einer Belebung der sich erweiternden Scene ein besonderes Anrecht auf die Theilnahme der Gegenwart: hat man doch sogar an der Stätte der verschütteten Stadt selbst neuerdings ein Costümfest gefeiert, welches in den Straßen und auf den Plätzen derselben, in den Tempeln und in den Arenen das Bild des Alterthums mit dem Pulsschlage des unmittelbaren Lebens heraufbeschwören sollte.

Hierzu kommt Bulwer's Bedeutung als Romanschriftsteller: wir sind der Ansicht, daß die Constellation Bulwer-Walter Scott einen Höhenpunkt der europäischen Romandichtung bezeichnete, welchen seitdem das Doppelgestirn der humoristischen Dioskuren Dickens-Thackeray am nächsten gekommen, ohne es ganz zu erreichen. Denn es liegt im Wesen der aparten Originalität, welche den Humoristen eigen ist, daß sie nicht eine so allgemein gültige und allgemein anerkannte Wirkung ausüben können, wie die Romandichter de pur sang, indem ihre Eigenart nicht allen in gleicher Weise genießbar ist. Auch liegt es im Wesen des humoristischen Romans, daß seine Composition lockerer ist. Mit Bezug hierauf können sich Dickens und Thackeray durchaus nicht mit den Meistern Walter Scott und Bulwer vergleichen. Auch „Die letzten Tage von Pompeji" sind trefflich, mit künstlerischem Verstande componirt: eine schwüle Atmosphäre liegt über dem Ganzen; einzelne Blitze verbreiten bereits ein ahnungvolles Licht, einzelne Donnerschläge Bestürzung und Schrecken und da wo für die Einzelgeschicke in der Arena die große Katastrophe eintritt, da beginnen auch die unterirdischen Mächte mit hereinzuspielen und jene meisterlich geschilderte Erdrevolution, welche den Untergang Pompejis zur Folge hat, bildet das großartige Schlußtableau des Romans. Die Charakterzeichnung ist in ihren Contrasten ebenfalls von echt künstlerischer Wirkung. Der schöne Hellenismus des Glaukos und der Jon hebt sich von dem üppigen und grausamen Römerthum wirksam ab: durch schwere tragische Schicksale führt der Dichter seine Lieblinge am Schluß aus dem zerstörenden Aschenregen hinaus auf die rettende See. Die römischen Fashionables zu schildern, ist dem Autor des „Pelham" eine willkommene Aufgabe. Zur Einführung des blinden Mäd-

chens gab eine zufällige Unterhaltung über die vollendete Finsterniß bei jenem Ausbruche des Vesuv den Anlaß, wobei von kundiger Seite bemerkt wurde, die Blinden, als gewöhnt an das Dunkel, würden in einem solchen Augenblicke am besten daran sein und ihren Weg am leichtesten finden. So entstand mit dem Hinblicke auf die letzte Katastrophe die Gestalt der Hydia, dieses arg mißhandelten, später von eifersüchtiger Liebesgluth verzehrten Mädchens; das damals auftauchende Christenthum mit seinen Gläubigen und Märtyrern ist durch Clinthus vertreten.

Am meisten in den Vordergrund tritt die Gestalt des Egypters Arbaces; es hängt dies mit der Vorliebe Bulwer's für die Zeichnung dämonischer Charaktere zusammen, die einer geheimen Magie ergeben sind. Auf diesem Gebiete hat er sich in seiner „Zanoni" ein besonderes Fest bereitet. Sein Arbaces ist ein Theurge, ein Zauberer, ein Astrolog, der in seinem Isiscultus zu wildem Lebensgenuß die Mittel findet, ein gewaltthätiger Wüstling in hieroglyphischer Gewandung; allerlei Gedanken verwegener Skepsis hat der Dichter dieser Gestalt in den Mund gelegt, die sich durch Vertiefung in das Wesen der Welt von dem flachen Epikuräismus der römischen Lüstlinge unterscheidet. Die Unterpriester der Isis, von denen der glühende Apricedes zum Christenthum sich bekehrt, während der nichtswürdige Kalenos als Denunciant seines verbrecherischen Oberpriesters auftritt, die Hexe des Vesuvs mit ihren Liebestränken bilden diesen magischen Kreis, der sich mit alterthümlicher Romantik breit in das taghelle Leben der campanischen Culturstadt einschiebt. Es ist wahr, der Roman wirkt mit starken Mitteln, es sind viele Sensationsmotive darin, aber sie ergeben sich doch ungezwungen aus der Anlage des Ganzen. Die Schilderungen sind durchweg lebhaft, der Dialog geistreich und bewegt. Bulwer sagt am Schlusse seiner Vorrede, wenn es ihm gelungen sei, einer Schilderung antiker Sitten und einer Erzählung aus der antiken Zeit einiges Interesse und Leben einzuhauchen, so habe er etwas erreicht, was bisher Allen mißlungen sei, und wenn es ihm mißlungen sei, so sei er unterlegen, wo kein Einziger den Sieg davongetragen. Es sind gerade fünfzig Jahre verflossen seit dem Erscheinen der „Letzten Tage von Pompeji"; inzwischen ist dies Gebiet öfter, zuletzt in Deutschland mit einem stürmischen, die Früchte unter dem Jubel des Publikums vom Baume schüttelnden Eifer angebaut worden; gleichwohl halten wir den Bulwer'schen Roman, so wenig er für die Berechtigung des Genres selbst überzeugend zu plaidiren vermag, für das gelungenste und von den Nachfolgern noch nicht erreichte Sittengemälde aus dem Alterthum.

* * *

Der zweite Roman der neueren ausländischen Literatur, der hier in Betracht kommt, ist „Hypatia" von Charles Kingsley, ein Roman, der in die deutsche Literatur von Bunsen eingeführt wurde. So lebendig in demselben die Schilderung der Zustände in Alexandrien im fünften Jahrhundert

so eingehend die Studien des Verfassers waren, um die Sitten und den Charakter einer Zeit, die mehr an diejenige eines Ludwig XV. als an die eines Sophokles und Plato erinnerte, zu ergründen, so wenig trägt die „Hypatia" von Kingsley das Gepräge eines archäologischen Romans in des Wortes engerer Bedeutung. Der Nachdruck liegt bei ihm nicht auf der Ausmalung der äußeren Details, sondern auf der Darstellung der geistigen Bestrebungen und Richtungen und auf der Charakteristik ihrer Vertreter, „Hypatia" ist ein philosophischer Roman.

Der Dichter ist durchdrungen von der Größe des Zeitalters, das er schildert. Der Eindruck seines Romans entspricht nicht diesen Ueberzeugungen des Autors; diese alexandrinische Epoche mit dem Durcheinander von Christenthum und Heidenthum, mit den bigotten und herrschsüchtigen Bischöfen und Führern der Kirche und den vom häßlichen Mysticismus angekränkelten Philosophen, mit dieser wilden brutalen Menge, deren anströmender Wogenschlag bald an dieses, bald an jenes Ufer spritzt, ist so getränkt mit einer unleidlichen Dogmatik und hat aus der Bücherweisheit die Motive zu einem so fanatischem Gebahren geschöpft, daß sie wohl eine der unerquicklichsten aller Geschichtsepochen ist, einem gesunden Denken und Fühlen durchaus antipathisch. Für einen Theologen hat aber dieser Wirrwarr dogmatischer Meinungen ein specifisches Interesse, und in der That war das Handelsemporium des Nillandes in jener Zeit die Stätte, wo Christenthum, Heidenthum und Judenthum sich begegneten und die verschiedensten Gotteslehren und Weltanschauungen wie in einem Hexenkessel durch einander brodelten. Kingsley läßt seinen Helden, den Mönch Philaemon, aus den cyklopischen Zellen der Mönchssiedelei am oberen Nil in des Landes lärmende Hauptstadt wandern, wo er mit den durch die Völkerwanderung dorthin verschlagenen Gothen, mit dem Haupte der hierarchischen Priesterpartei, Cyrillus, mit dem jüdischen Skeptiker Raphael und vor allem mit der schönen Heidin Hypatia, die sein Herz erobert, in nähere Beziehung tritt. Auffallend ist es, daß Kingsley, da er die Philosophin schildert, sich eigentlich nicht näher auf das Problem der weiblichen Emaicipation einläßt, welches doch durch sein Thema mitgegeben ist; wir wenigstens sind durch die Studentinnen und ähnliche Zeiterscheinungen darauf hingewiesen und suchen einen Conflict, in welchem diese brennende Frage zum Ausdruck kommt — doch vergebens. Die Conflicte des Romans sind anderer Art. Der Gegensatz zwischen Hypatia und Pelagia erinnert an denjenigen zwischen Lelia und Pulcheria in dem Roman der George Sand, wir stehen vor der Frage, ob Hypatia im Interesse ihres heidnischen Glaubens, der ihr ganzes Leben durchdringt, dem Wüstling Orestes, der nach dem Kaiserthum in Afrika strebt, ihre Hand geben soll . . . sie wird heißgeliebt von dem Mönch Philaemon, der gleichwohl ihr heidnisches Evangelium verurtheilt, ihre Vorlesungen stört und unterbricht. — Doch das Weib auf dem Katheder, die Philosophin, welche die Jugend unterrichtet, erscheint als etwas Selbstverständliches, als eine

historisch gegebene Persönlichkeit, und die Frage nach der Berechtigung des Weibes zu einer derartigen Wirksamkeit wird gar nicht aufgeworfen.

Kingsley's Roman enthält eine Reihe so lebendiger Schilderungen, denen es auch nicht an wärmerem localen Colorit fehlt, daß man leicht die immerhin feingezogene Grenze übersehen könnte, welche ihn von dem archäologischen Roman trennt und ihn mit dem neueren ägyptischen Roman in eine Kategorie zu werfen geneigt ist. Gleich im ersten Capitel wird uns so höchst anschaulich das Zellenkloster Laura geschildert, die altägyptischen Tempelruinen und Götterbilder in seiner Nähe; bald darauf eine Nilfahrt und ein Kampf mit dem Krokodil; später Alexandrien mit seinem Straßennetze, besonders die Museumsstraße. Und wenn wir so vielfach an Ebers erinnert werden, so gemahnt uns die Schilderung der blutigen, bunten Vorgänge im Circus, in dem Capitel: Pandaemonium an Ecksteins Römerromane, und daß Keiner der Neueren in diesem Album fehle, so werden wir auch an Felix Dahn und seine germanistischen Romane erinnert, wenn wir sehen, wie die tapferen Gothen ihre Götter aus Walhalla am Nil auspacken und gelegentlich mit ihren tapferen Schwertern Alles zusammenhauen, was ihnen in den Weg kommt. Natürlich ist dies eine doppelte Spiegelung; denn Kingsley ist ja älteren Datums als alle diese Autoren und man könnte eher bei ihnen Reflexe aus seinen Romanen suchen.

Doch bei Kingsley geht das Descriptive nirgends über den decorativen Hintergrund hinaus oder die äußere Welt bewegt sich, fluthet auf und nieder im Widerschein der inneren. Kingsley ist Idealist; die neueren Autoren sind Realisten. Ein Idealist wird niemals einen archäologischen Roman schreiben: der Hochton liegt bei ihm stets auf der Welt des Geistes. So nehmen bei Kingsley die Gedankenflüge einer Hypatia in ihren Monologen und Vorlesungen, die so oft selbstständige Capitel füllen, die skeptischen Betrachtungen eines Raphael Abu-Ezra, die geistigen Tendenzen, Kämpfe und Bewegungen ein so vorwiegendes Interesse in Anspruch, daß dagegen die Schilderung der äußeren Welt nur als eine nothwendige Reaction der epischen Dichtung scheint, die sonst um ihr Erstgeburtsrecht käme. Das Museum Kingsley's ist kein ethnographisches, vollgestopft mit Kriegs- und Friedensgeräthen, Costümen, Münzen, Bildern, mit allem, was die Kunde alter Zeiten und ihres Volkslebens zu erläutern vermag; es ist ein Museum, in welchem sich Freunde und Zöglinge der Musen zusammenfinden, um den Offenbarungen großer Denker zu lauschen, welche mit beredtem Wort eine Jüngerin ihrer Weisheit verkündet, während draußen eine von allen Glaubensehren hin und her verstürmte Menge durch die Straßen tobt und der Fanatismus seine Opfer sucht und findet.

* * *

Wieder in anderer Beleuchtung, mit noch grellerem Licht auf seinen wildbewegten Gruppen erscheint „Salambo" von Gustav Flaubert; doch

wir zögern nicht, diesen Roman den archäologischen anzureihen. Flaubert gehört freilich mehr in Folge seines Romans „Frau Bovary" zu den Halbgöttern, welche in den Nischen des Pantheons aufgestellt sind, das Zola und die neuen Naturalisten errichtet haben. So muß auch der antiquarische Roman „Salammbo", der mit der Physiologie des modernen Lebens und der modernen Gesellschaft nichts zu thun hat, einigen Weihrauch erhalten, und er verdient diesen auch wegen des unglaublichen Raffinements, mit welchem die grausamsten Vorgänge erfunden und geschildert sind, und wegen der ausgesprochenen Vorliebe für das Häßliche, das Gräßliche und Scheußliche, das mit der ganzen Lebenswahrheit der Anatomie, der chirurgischen Klinik und des Spitals geschildert wird. Da sind Figuren wie Gisko und Hanno, der an einer ekelhaften Krankheit leidet. Die Schilderung, wie der Erstere als ein Menschenstumpf aus dem Graben in das Zelt des Matho schleicht und wie ihm zuletzt der Kopf abgesägt wird, und später diejenige seiner Kreuzigung sind geradezu das Widerwärtigste, was die Phantasie eines Romandichters ersonnen und ausgeführt hat. Dasselbe gilt von den Martern, welche das ganze karthagische Volk über den gefangenen Matho verhängt: grauenerregende Brutalitäten, welche mit verweilendem Behagen geschildert sind. Die Darstellung, wie die im Felsthale eingesperrten Söldlinge verhungern, gehört auch zu den crassesten Nachtstücken in Callots Manier, die von Flauberts Manier weit übertroffen ist. Ueberall hängen in dieser poetischen Anatomie Fetzen von Fleisch herum und das Secirmesser Flauberts feiert Triumphe, welche die Physiologen des neuesten französischen Romans zu bewundern ein Recht haben. Trotz dieses Phantasiesports, den sich der Autor gestattet, hat sein Werk gerade die Grundzüge und damit die Fehler des archäologischen Romans im höchsten Maße, denn die eigentliche Haupthandlung, die Liebe der Salammbo zu dem Führer der Aufständischen, Matho, welcher das karthagische Heiligthum, den Mantel der Tanit, raubt, was Salammbo damit quitt macht, daß sie selbst den Mantel ihm wieder aus seinem Zelte entwendet, ist nicht nur in ein mystisches Halbdunkel gerückt, sondern sie nimmt auch einen verschwindend kleinen Theil der Begebenheiten des umfangreichen Romans ein, welcher ganz mit einer Detailmalerei der altkarthagischen Zustände angefüllt ist. Nun wissen wir aber von diesen sehr wenig; diese ganze Archäologie hat einen stark phantastischen Zug und die syrischen, phönicischen, assyrischen Culte müssen eine beträchtliche Anleihe zu den Phantasiekosten hergeben, mit denen Flaubert diese oft minutiösen Schilderungen bestreitet. Der Kampf der aufständischen Soldtruppen gegen die Karthager bildet den historischen Hintergrund; da giebt's reichlichen Anlaß, die Waffen, die Kampfweise, das Lagerleben, besonders die Belagerungsarbeiten zu schildern; Alles mit einem grellen Colorit, in flackernder Beleuchtung. Den Anfang bildet das Fest der Söldner in den Gärten des Hamilkar. Die Beschreibung dieser Gärten, des in numidischem Marmor aufgebauten Palastes mit seinen Terrassen, der

Priester in ihren Costümen, der Salammbo, welche mit ihren Priestern erscheint und zur Lyra die Abenteuer Malkarths singt, bildet eine Einleitung, welche durch ihre Ueberladung bereits den Grundton des Ganzen angiebt. Bald darauf folgt eine Beschreibung Karthago's, seiner Befestigungen und Vorstädte, welche einer Topographie zum Verwechseln ähnlich sieht, so reich auch ihr decorativer Aufputz ist; später wird der Tempel der Tanit mit seinen phantastischen Thiergestalten geschildert, als Matho den Mantel der Göttin raubt. Ein unheimlicher mythologischer Wust der östlichen Culte überwuchert hier, wie später noch oft, mit seinen barbarischen Namen die Schilderung; ein Prachtstück derselben ist aber gegen den Schluß hin das Kinderopfer der Molochpriester.

Ohne Flauberts Talent, das sich in einzelnen frappanten Darstellungen zeigt, zu bestreiten, kann man doch „Salammbo" nur für ein verfehltes Werk erklären, das auf jeden unverdorbenen Geschmack in seiner Wüstheit, Ueberladung und im Raffinement der Schilderungen einen unerquicklichen Eindruck machen muß. Jene Häufung des Details ist allerdings auch der Victor Hugo'schen Muse eigen und tritt ebenso in unzulässiger Weise bei Daudet wie bei Zola zu Tage: es ist die descriptive Muse, die sich entweder unter einer Masse von Epithetas vergräbt oder in's trocken Registerhafte verfällt. Hierzu kommt die poetische Ausgrabung der Archäologen, das Museum karthagischer Merkwürdigkeiten, Costüme, Gefäße, Bilder, alles mit den unschönen Uebertreibungen der überschwänglichen asiatischen Phantasie und ihrer ungestalten Götzenbilder: was kann dabei anders zu Tage kommen, als ein phantastisches Conglomerat von Bildern, das allenfalls die Bewunderung eines parodoxen Geschmacks erregen mag, doch ein noli me tangere ist für jedes gesunde Schönheitsgefühl. Flauberts „Salammbo" ist das Werk einer kraftgenialischen Muse, die sich auf den alterthümlichen Roman warf, aus äußerlicher Veranlassung, weil der Autor eine Reise nach Tunis gemacht und dort das Localcolorit für seine Dichtung studirt hat. Bulwers „The last days of Pompeii" ist ein geschmackvoller archäologischer Roman, „Salammbo" eine monströse Schaustellung der asiatisch-afrikanischen Antike.

* * *

Daß diese drei ausländischen Muster des archäologischen Romans ohne Einfluß geblieben seien auf die neueste deutsche Production, der wir uns jetzt zuwenden, wäre eine zwar sehr patriotische, aber wenig gerechtfertigte Behauptung. Namentlich Bulwers Roman hat den neuen Dichtern vielfach vorgeschwebt; schon bei Kingsley, dann wieder bei Eckstein finden wir die blutigen Kämpfe der Arena in einer Weise geschildert, die an Bulwer anklingt. Die römischen Gladiatoren erinnern an diejenigen in der Winkelschenke von Pompeji. Das Christenthum mit seinem innigen Glauben, den

es opferfreudig bekennt, ſpielt in Ebers „Ein Kaiſer“ und in den „Claudiern“ von Ernſt Eckſtein dieſelbe Rolle, wie in dem Bulwer'ſchen Roman. Selbſt einzelne Geſtalten ſcheinen durch die Charaktere des engliſchen Autors inſpirirt worden zu ſein. An die blinde Hydia, die von ihrem caupo mißhandelt wird und dann den Geliebten angiebt, erinnert die ſehende Theano in „Pruſias“, die ebenfalls von ihrem Herrn, dem caupo, mißhandelt wird und dem Geliebten in mannigfache Fährniſſe folgt; ja der geheimnißvolle Pruſias gemahnt an den geheimnißvollen Arbaces, ebenfalls dem Abkömmling alter Könige, der als ein Fremder in die römiſche Welt eingreift; freilich iſt Pruſias eine Lichtgeſtalt, Arbaces ein Sohn der Finſterniß; doch man kann daſſelbe Bild in Licht und Schatten aufnehmen. Natürlich iſt hier überall von keiner Entlehnung die Rede; ſondern wir führen blos den Nachweis, daß die Autoren ihre Romanverwickelungen aus denſelben Elementen geſtalten, daß der archäologiſche Roman ein typiſches Gepräge zeigt.

Der archäologiſche deutſche Moderoman wird auch als Profeſſorenroman bezeichnet, in der That iſt die Mehrzahl der Autoren, die ihn pflegen, mit irgend einer Profeſſur behaftet und zwar ſind es die verſchiedenſten Facultäten, die philoſophiſche, juriſtiſche und mediciniſche, welche hier in Betracht kommen, indem die Vertreter derſelben die flores und amoenitates ihrer Nebenſtunden meiſtens mit großem Erfolg auf dem literariſchen Markte ausbieten. Jedenfalls haben ſie mit dieſen Blumenkörben eine weit größere Zahl von Käufern angelockt als mit ihren gelehrten Fruchtkörben; ein ägyptiſches Collegium z. B. verſammelt nur eine Handvoll Studenten, ein ägyptiſcher Roman viele tauſende von Leſern und der Papyrus Ebers, der in der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig liegt, wird von dem Papyrus Ebers, der ſich im Hallberger'ſchen Verlag befindet, tief in den Schatten geſtellt.

Man kann den deutſchen archäologiſchen Roman in drei Gruppen ſondern: den ägyptiſchen, den römiſchen und den germaniſtiſchen; der römiſche iſt aber auch zum Theil in den erſteren und in den letzteren hineinverwebt. Vertreter des ägyptiſchen Romans iſt Georg Ebers, ein gelehrter Aegyptologe von poetiſcher Feinfühligkeit und großer Gewandtheit, wo es gilt die Reſultate ſeiner Studien in effectvoller Weiſe für das große Publikum zu gruppiren. Die ſeltenen Erfolge ſeiner ägyptiſchen Romane beweiſen dies zur Genüge; ſie haben das Land am Nil in den Leihbibliotheken eingebürgert und in den weiteſten Leſerkreiſen populär gemacht. Dieſer Erfolg iſt aber um ſo größer, als die Aegypter mit ihrer dumpfen klangloſen Symbolik, ihrem Streben nach Löſung der Räthſel, das aber ſelbſt im unentzifferten Räthſel ſtecken bleibt, mit ihrem Thiercultus und ihren thierköpfigen Götter, in den ſteifen und hölzernen Geſtalten, wie ſie in den Reliquien ihrer Kunſt abgebildet ſind, offenbar dasjenige Volk des Alterthums ſind, welches dem modernen Geiſt am fernſten ſteht. Nun behauptet zwar Ebers, daß dieſe Bildwerke nicht den Maßſtab für das individuelle Leben

der Aegypter abgeben. „Wirkliche Menschen, wie sie das Leben der Gegenwart zeigt, keine nach einem heiligen Kanon vermessenen Schablonenmenschen wie sie die Denkmäler zeigen, haben am alten Nilstrom gelebt und der Dichter, welcher sie darzustellen wünscht, darf, ohne Furcht, von der Wirklichkeit allzuweit abzuweichen, getrost in das ihn umgebende Leben greifen und Menschen von heute Modell stehen lassen, um sie, freilich in der ihrer Zeit und Heimat entsprechenden Weise gefärbt und bekleidet, nachzubilden." Diese Worte finden sich im Vorwort zu „Uarda" (3 Bde., 1877), dem besten Roman von Georg Ebers, während er in seinem ersten: „Eine ägyptische Königstochter" (3 Bde., 1865), dessen Heldin die Aegypterin Nitetes, die spätere Gattin des Kambyses ist, durch eine Fülle gelehrter Noten mehr das Bestreben bekundete, in romanhafter Einkleidung einen culturhistorischen Leitfaden zur ägyptischen Alterthumskunde zu geben. Dies Bestreben ist in „Uarda" hinter den poetischen Tendenzen mehr versteckt, doch im Gegensatze zu jener beredten Vertheidigung des allgemein Menschlichen, das durch alle Zeiten hindurchgeht, müssen wir bekennen, daß die Empfindungsweise eines Pentaur und einer Prinzessin Bent-Anam durchaus anachronistisch ist. Solche ideale Naturen, wie jener ägyptische Faust und die hochgesinnte Prinzessin, können unmöglich in einer geistigen Stickluft gedeihen, die der Dichter uns sonst aus allen seinen wissenschaftlichen Hilfsmitteln chemisch analysirt hat; sie passen nicht zu einem culturgeschichtlichen Hintergrunde, auf dem die lächerlichen Reinigungsceremonien, die Verherrlichung eines Wunders, daß ein Widderherz an die Stelle eines Prophetenherzens gekommen, der Cultus von Widdern, Stieren, Hundskopfaffen eine so wichtige Rolle spielt; die Freigeisterei der Leidenschaft und die Proteste des freien Geistes sind hier nicht angebracht; es gab damals nicht derartige Ichneumons, welche die Krokodileier der ägyptischen Priesterschaft aufgefressen hätten oder den Krokodilen selbst in den offenen Rachen geschlüpft wären. Auch der Materialist Nebsecht entwickelt so moderne Anschauungen, als wäre er bei Büchner und Moleschott in die Schule gegangen. Dergleichen ist doch auf keinem Papyrus zu lesen. Daneben findet sich nun eine Fülle von Detailschilderungen ägyptischen Lebens und ägyptischer Sitten, der alten Bauwerke, wie der Pharaonenresidenz Theben, der Nekropolis des Setihauses und seiner Lehrerstellen, des Palastes der Pharaonen und unter den Sittenbildern, in denen besonders das Leben und Treiben der Priester geschildert wird, finden sich ganz absonderliche, wie die Mumisirungs- und Einbalsamirungsanstalten, die Fabrik künstlicher Zwerge, die Höhle der Hexe, die mit ihrem Liebestrank an Bulwers Hexe vom Vesuv erinnert. Neben dieser quellenmäßigen Romantik und aus den Hieroglyphen zusammengelesenen Abenteuerlichkeit geht nun die freie Erfindung des Dichters einher, die Handlung selbst, deren spannender Fortgang freilich oft durch diese bunten, genrebildlichen Einschiebsel gestört wird, die aber doch sich nach dem Schluß hin wirkungsvoll steigert, so daß „Uarda" in Bezug auf dichterische Composition wohl die geschlossenste Schöpfung von Ebers

ist. Die Liebe des Pentaur zur Bent-Anam ist in ihrem Beginne und ihrem Wachsthum mit poetischer Grazie geschildert; die Sinaiphantasien des Pentaur haben einen hohen Schwung; die Schilderung der Schlacht, wie des Brandes der improvisirten Krönungsresidenz sind anschaulich und lebendig. So hat „Uarda" große Vorzüge, und es fällt das um so mehr in's Gewicht, als das vorzugsweise ein altägyptischer Roman ist, in den nicht die Schilderung anderer Nationalitäten hereinspielt. In „Eine ägyptische Königstochter" spielen die Perser des Kambyses eine ebenso wichtige Rolle wie die Aegypter; in den späteren Romanen von Ebers, wie dem zweibändigen: „Ein Kaiser" (2 Bde., 1881) greifen die Römer in die Handlung ein, ja dieser Roman, dessen Held Kaiser Hadrian ist, kann als ein Römerroman auf ägyptischem Boden bezeichnet werden; er ist indeß allzu breit und weitschweifig und die christlichen Gemeinden treten hier mit einer ermüdenden Redseligkeit auf. „Homo sum" ist nur eine asiatische Studie. „Die Schwestern" (1880) zeigen uns das nicht mehr abgesperrte, sondern mit dem Römerthum und Griechenthum in Berührung und Conflict getretene Aegypten. Der Roman hat viele anmuthige Bilder und packende Schilderungen und ist trotz einzelner ägyptischer Absonderlichkeiten wie die Schwesternehe der Ptolemäer nächst der „Uarda" das gelungenste Werk des Dichters.

In „Die Schwestern" und „Ein Kaiser" griff, wie erwähnt, schon das Römerthum in die Handlung ein. Es war nur ein Schritt bis zu dem selbstständig auftretenden Römerroman — und diesen Schritt machte Ernst Eckstein in seinem dreibändigen Römerromane: „Die Claudier" (1882) und „Prusias" (1884). Ernst Eckstein gehört nicht zu den Fachgelehrten; ja er hat, wie aus zahlreichen Essays hervorgeht, die er abgefaßt, eine entschiedene Abneigung gegen das Professorenthum und verspottete die Mängel des Gymnasialwesens in jenen Schulhumoresken, durch die er sich zuerst in weiten Kreisen bekannt gemacht. Daß dieser als Dichter komischer Epen, als Lyriker und Novellist beliebte Autor auf einmal mit wuchtigen Römerromanen auftreten würde, in denen er seine Kenntniß des römischen Alterthums und der lateinischen Dichter sowohl im Text als auch in zahlreichen Noten an den Tag legt: das mußte eine überraschende Wirkung ausüben; denn es war eine Schwenkung der Frontlinie seiner dichterischen Production, vor allem eine Wandlung seiner ganzen Kampfweise, die bisher nicht viel über das poetische Tirailliren und zerstreute geistige Fechten hinausging, jetzt aber in geschlossenen Massen sich entwickelte. Die beiden Romane Ecksteins sind allerdings archäologische Romane. Der Autor stellt seine Costümkunde, seine Kenntniß der römischen Einrichtungen in Krieg und Frieden, zu Land und See, aller Sitten und Gebräuche bis in die Mysterien des Toilettenzimmers zur Schau. Wir sagten in einer ausführlichen Besprechung der „Claudier", der Roman solle zwar überhaupt ein Culturbild geben, aber nur diejenigen Züge in sich aufnehmen, die für die Charaktere und Situationen von Wichtigkeit sind; bei dem archäologischen

Romane gehe aber aus der Eigenart der Gattung die ausnehmende Breite der Detailschilderung hervor. Der Aegyptolog, der Germanist, der Kenner des römischen Alterthums wird die Gelegenheit gern benutzen, die Leser in die Resultate seiner Studien einzuweihen und zwar in der geschmackvollen Weise romanhafter Erzählung — und welcher Leser wollte sich nicht gern unterrichten? Man ist ja doppelt dankbar, bei der Unterhaltung zugleich belehrt zu werden; man macht sich dann weniger Gewissensbisse wegen leichtfertiger Zeitvergeudung. Das war schon der Grund, warum die Memoirenromane von Louise Mühlbach solchen Erfolg hatten; wie bequem läßt sich daraus Geschichte lernen! Und wer möchte sich nicht über die Sitten der alten Völker genau unterrichten? Und doch wird dadurch das ethnographische Museum in den Kunsttempel hineingebaut, obschon beide nicht dasselbe Dach verlangen! Auch in Ecksteins Romanen ist das Wetteifern mit einzelnen Capiteln in Beckers „Gallus“ unverkennbar. Nun liegt uns aber das Römerthum viel näher als das Aegypterthum; denn daß dieses bei uns Mode geworden, das war in der That, um einen fashionabeln Kunstausdruck zu gebrauchen, ein pyramidales Ereigniß; die römische Civilisation ist uns viel vertrauter als die ägyptische, unsere Jugend ist ja aufgewachsen in der Atmosphäre der römischen Bildung; doch das Interesse an Romanlecture wächst gegenwärtig im Quadrate der Entfernung unserer Sitten von denen, welche geschildert werden, und insofern, weil nur das Aparte Anziehungskraft ausübt, ist eine ägyptische Mumie interessanter als eine römische Bestie. Eine solche Bestie aus der Menagerie der Cäsaren führt uns Eckstein vor: es ist der Kaiser Domitian, ebenso vom Cäsarenwahnsinn erfaßt, wie Nero, der Lieblingsheld neuer Dichtung, wollüstig und grausam wie dieser, doch ohne rhapsodische Gelüste, ohne künstlerischen Ehrgeiz. Seine Liebe zu Cornelia bildet nun den Angelpunkt des Romans: bei dem Isiscultus, dessen Schilderung an Bulwers „Letzte Tage von Pompeji“ erinnert, sucht er sich als Gott maskirt, seines Opfers zu bemächtigen. Später läßt er dasselbe in den Palatin escortiren, wo sie sich mit Gift und Dolch wehrt und so dem Strafgerichte der Arena verfällt, um so mehr als sie sich aus Liebe zu ihrem Bräutigam Quintus dem Christenthum zugewendet hat. Der Conflict zwischen Quintus und seinem Vater hat dramatische Spannung. Dasselbe gilt in geringerem Maße von der Liebe des Bataver's Cajus Aurelius zu Claudia; hier überwuchern die breitausgeführten Arabesken des sittenbildlichen Rahmens zu sehr das Bild selbst. Wenn auch die Erfindung des Romans sich wenig von hergebrachten Gleisen entfernt, so hat doch die Darstellungsweise Ecksteins ein bei weitem glänzenderes Colorit als diejenige von Ebers. Die stylistischen Vorzüge, der feine und vornehme Geschmack des Autors sichern dem Romane eine bevorzugte Stellung: es ist eben ein Dichter „von Beruf“, welcher sich hier an einen Stoff gewagt hat, der sonst nur die Beute der im Romangebiete spazierengehenden Gelehrsamkeit zu sein pflegt. Gleiche Vorzüge der Schilderung

lassen sich dem Romane: „Prusias“ nachrühmen, der in der Epoche der römischen Republik zur Zeit des Sclavenaufstandes spielt, nur ist die Erfindung hier bisweilen geradezu unglücklich zu nennen, der pathetische Armenier flößt geringes Interesse ein, auch wenn er in die Netze einer Sirene fällt. Seine Tugend war so langweilig, daß man um ihren Fall nicht trauert. Die Herbeiführung der Schlußkatastrophe hat überhaupt etwas Erkünsteltes, der Blutgeruch von den Schlachtfeldern, aus den Arenen, aus den Marterkammern und von den Hinrichtungsstätten jener für das römische Volk so charakteristische Blutgeruch dampft uns aus den Capiteln dieses Romans entgegen, der ebenfalls einzelne glänzende Schilderungen, aber auch zahlreiche selbstständige Sittenbilder im Style des „Gallus“ enthält.

Die dritte Hauptgruppe unserer Romangattung, die germanistische, hängt eng mit den Studien zusammen, die in neuerer Zeit auf unseren Universitäten in Blüthe gekommen sind. Der Wissenschaft gebührt überall ihr gutes Recht, so auch auf diesem Gebiete; doch die Pflege des Germanistischen hat sich ungünstig erwiesen für den Fortschritt unserer neuen Literatur; nicht blos auf den Universitäten, auf den Gymnasien, selbst auf den höheren Töchterschulen nimmt die alte deutsche Sprache und Literatur einen so breiten Raum ein, daß für die moderne Poesie dort kein Katheder, hier keine Lehrstunden übrig bleiben. Wir behaupten, daß die Blüthenepoche unserer klassischen Literatur unmöglich gewesen wäre, wenn schon damals das Germanistische in solcher Weise alles literarische Streben überwuchert hätte; denn wie lehrreich diese Studien auch für die Kenntniß der Entwickelung des deutschen nationalen Geistes sein mögen, geschmackbildend sind sie nur in sehr geringem Maße; das beweist auch der moderne Singsang, der sich daran schließt. Es ließe sich über den Einfluß der germanistischen Studien auf die moderne Dichtung eine große selbstständige Abhandlung schreiben; wir müssen uns hier, was den Roman betrifft, nur mit dem allgemeinen Hinweis begnügen. Wer an dem Axiom festhält, daß die Literatur den geistigen Inhalt ihres eigenen Zeitalters spiegeln soll, der wird in diesen minniglichen Nachdichtungen, in der den Meistersang erneuernden Bänkelsängerei der neuen Schwankpoeten einen offenbaren Rückschritt und eine Versündigung gegen die Aufgaben der modernen Dichtung erkennen; das ist alles meist manierirt und geistlos und verflacht das Niveau unserer Literatur, mag auch hier und dort ein glücklicher volksthümlicher Ton angeschlagen worden sein. Dies gilt auch von den germanistischen Romanen.

Die culturhistorische Studie unterscheidet sich indeß noch immer von dem archäologischen Roman im engen Sinne, zu dessen Wesen die aufdringliche Detailstudie gehört. Victor von Scheffels „Ekkehard“ (3 Bde., 1855) hat zwar alterthümelnde Anklänge und giebt manche Sittenbilder aus dem Schweizer Klosterleben und dem Leben auf den süddeutschen Burgen, doch erscheint die Handlung selbst noch als Hauptsache. Auch

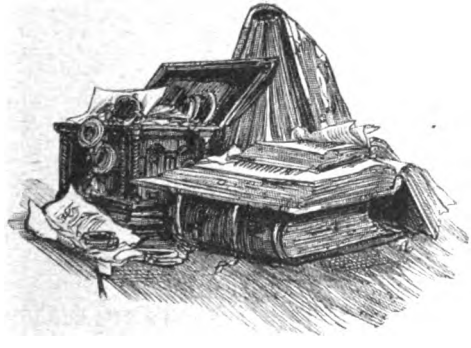
Gustav Freytags culturhistorische Bilder: „Die Ahnen", über welche in dieser Zeitschrift eingehend berichtet wurde, bewahren im Ganzen noch einen künstlerischen Tact, der wenigstens nirgends die Nebensache zur Hauptsache macht. Freilich, die Sittenschilderungen in „Ingo und Ingraban" sind wie diejenigen des Flaubert'schen „Salammbo" Improvisationen einer Phantasie, welche die Ueberlieferungen späterer Zeit zu einem beliebigen Kranze windet; denn von dem Thüringen jener Zeit, in welche die Erzählung verlegt ist, weiß man nichts. Durchaus alterthümelnder Manier bis zur Ungenießbarkeit verfallen ist Adalbert Stifters „Wisiko" (3 Bände, 1856—1867), eine Erzählung, die auf böhmischem Boden spielt; man könnte ihr den Vorwurf einer gespreizten Objectivität machen. Felix Dahns großer Roman: „Ein Kampf um Rom" (4 Bde. 1876) ist in seinen gehäuften und sich wiederholenden Schlachtschilderungen nicht frei von archäologischem Beigeschmack, wie er denn auch von dem damaligen Rom einen Plan entwirft, der in seiner Genauigkeit sich mehr für das Fachwerk eines Vauban als für ein Werk der Phantasie eignet, doch es geht ein großer Zug und Schwung durch das Ganze; ein dichterisches Auge blickt uns aus demselben entgegen und die frei erfundenen Vorgänge, deren Heldinnen meistens Frauen sind, haben spannenden Reiz und sind mit glänzendem Colorit geschildert.

Gleiches Lob kann man den Erzählungen aus der Völkerwanderung nicht zollen, am wenigsten der „Bissula" (1883), das ist ein archäologischer Roman in des Wortes verwegenster Bedeutung; das Lager der Römer, die Volksversammlungen der Alemannen, das wird uns mit der Genauigkeit eines kundigen Forschers geschildert, der seine Collegienhafte verwerthet, und die alemannische Heldin mit ihrem Bären, ein Lorle der Vorzeit, erscheint uns mit ihren modernen Empfindungen, trotz des germanischen Apostelthums, das sie überall hin begleitet, manierirt und verzeichnet. Wie Bissula den Bären, so hat die Jetta Taylors (1884) den Wolf zum beständigen Begleiter, wie sie denn zuletzt auch von Wölfen zerrissen wird. Taylor ist das Pseudonym des bekannten Theologen Hausrath in Heidelberg, der schon in seinem „Antinous" mit Ebers, in seiner „Clythia" mit Freytag wetteiferte und jetzt in „Jetta" einem Felix Dahn seinen „Ausonius" und seine „Bissula" streitig machte. Der Roman zeigt zwar den geschmackvollen Gelehrten in Inhalt und Darstellungsweise, zugleich aber die Unfähigkeit des Autors, die Haupthandlung aus dem überwuchernden Beiwerk in spannender Weise loszulösen, und wir begegnen überall der mangelhaften Technik des Dilettanten. Das Grelle und Grauenhafte überwiegt dabei in effecthaschender Weise; dabei ist die trockenste Detailkunde des alten Heidelbergers mitten unter den Gräuelscenen mit dem Behagen der selbstgenugsamen Kathedergelehrsamkeit verwerthet.

* * *

Alle dieſe Romane, die wir hier nur flüchtig Revue paſſiren laſſen konnten, ſind jetzt Mode; ſie werden viel gekauft, viel beſprochen, vielleicht auch viel geleſen, obgleich die Lecture ſehr vieler kein ſogenannter Genuß iſt. Die Facultäten ſelbſt mochten mit dieſen ſchriftſtelleriſchen Liebhabereien ihrer Mitglieder nicht ſehr zufrieden ſein, gleichwohl giebt die Würde der Univerſität dieſen Werken eine gewiſſe Folie; überdies beherrſchen die Univerſitäten große geſellſchaftliche Kreiſe, daher der große äußere Erfolg der Profeſſorenromane; denn es ſind ſehr viele geiſtige Mittelpunkte, von denen aus die Lawine in's Rollen gebracht wird, die Literaturgeſchichte mag die einzelnen Talente anerkennen, die Richtung ſelbſt wird ſie, als der geſunden Entwickelung unſerer dichteriſchen Production widerſprechend, nicht billigen. Die Mode hat ihre Zeit, auch dieſer jetzt herrſchenden Mode wird bald einmal die Stunde ſchlagen.

Der unbefangene Forſcher der Zukunft wird, wenn er das Ergebniß dieſer großen Literatur unter das kritiſche Mikroſkop nimmt, in dem archäologiſchen Bacillus nur einen äſthetiſchen Krankheitserreger erkennen.



Das Gedankenlesen.

Von

Carl du Prel.*)

— München. —

Der sogenannte Gedankenleser Cumberland würde im Verlaufe der Jahrhunderte eine höchst verschiedene Behandlungsweise erfahren haben, je nach Zeit und Ort seines Auftretens. Versetzen wir ihn etwa nach Alexandrien zur Zeit der Neuplatoniker und lassen ihn dort seine öffentlichen Vorstellungen geben. Philosophen, wie Plotin, Jamblichus oder Porphyrius hätten an ihm großes Interesse genommen. Sie hätten ihn ohne Zweifel beredet, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und dort mit ihnen als Asket und Vegetarianer zu leben; die wunderbare Gabe des Gedankenlesens in ihm könne noch gesteigert werden und lasse vermuthen, daß er sogar zu jenem Grade der Ekstase befähigt sei, aus welchen sie selbst ihre Erkenntnisse beziehen. Hätte Cumberland nachgegeben, so wäre er das geworden, was jene Philosophen waren und was man heute ein Medium nennt. Hätte er dagegen vorgezogen, seine Geschäfte als „Antispiritist" fortzusetzen, so würden jene Philosophen wenigstens entgegnet haben, sie hätten kein Interesse für seine unechten Kunststücke, sondern nur für sein Gedankenlesen, welches immer echt, und Jedem unmöglich sei, der nicht die Anlagen eines Mediums hätte; er beseitige das Räthsel des Gedankenlesens durchaus nicht, indem er sich ebenfalls dazu geeignet zeige; Probleme werden nicht beseitigt dadurch, daß man sie verdoppele, aus dem ziemlich einfachen Grunde, weil 1 + 1 nicht 0 sei, sondern 2.

Lassen wir ein halbes Jahrtausend verfließen und versetzen wir

*) Wir freuen uns, unseren Lesern die Ansichten eines Fachmannes über eine die Gegenwart in so hohem Grade beschäftigende Erscheinung bieten zu können, wenn wir auch nicht in allem denselben beipflichten. D. Red.

Cumberland etwa auf den Marktplatz von Bamberg. Wenn der Bischof des Weges gekommen wäre, würde Cumberland alsbald verhaftet worden sein; man hätte ihn vor Gericht geführt, hätte einen dicken Schweinslederband aufgeschlagen, und aus dem Manuale Exorcistarum hätte er vernommen, daß das Errathen geheimer Gedanken ein sicheres Zeichen von Besessenheit wäre. Cumberland wäre gleich exorcisirt worden, und wer weiß, ob nicht Schlimmeres noch geschehen wäre.

Wieder ein halbes Jahrtausend später, in Paris, zur Zeit des Arztes Mesmer, würde Cumberland gar kein Aufsehen erregt haben. Man hätte ihm gesagt, daß die Somnambulen viel bessere Gedankenleser wären. Mesmer selbst hätte seinen Mangel an Interesse etwa so begründet: Wer psychologische Erscheinungen ergründen will, muß sie dort studiren, wo sie in möglichst ausgeprägter Form sich zeigen; dies ist nun bezüglich des Gedankenlesens im Somnambulismus der Fall. Die Mittelglieder zwischen dem psychischen Normalzustand und jenen extremen Endformen müssen wohl constatirt werden, verlohnen aber nicht das Studium.

Seither sind wieder 100 Jahre verflossen und heute macht Cumberland bessere Geschäfte, als je, eben darum, weil er schlechter verstanden wird, als je, und darum nur und so größeres Staunen erregt. Jamblichus, der Bischof von Bamberg und der Arzt Mesmer hätten drei sehr verschieden lautende Theorien zur Erklärung des Gedankenlesens gehabt. Wir aber haben gar keine, und müssen Cumberland als eine nicht weiter zu erklärende Thatsache hinnehmen. Die wissenschaftliche Zwangsjacke der physiologischen Psychologie ist für ihn zu eng.

Wenn ich mich nun auch beeile, zu gestehen, daß ich über eine erschöpfende wissenschaftliche Erklärung des Gedankenlesens nicht verfüge, so glaube ich doch zeigen zu können, daß das Problem in der vermeintlichen Gestalt überhaupt nicht vorliegt. Aber auch dadurch hoffe ich es seiner Lösung etwas näher zu bringen, daß ich seine Verwandtschaft mit anderen Erscheinungen aufzeige.

Aus hypnotischen und magnetischen Experimenten hat sich die Thatsache ergeben, daß nicht nur körperliche Bewegungen, sondern auch Empfindungen und psychische Stimmungen vom Magnetiseur auf den Magnetisirten übergehen. Ein paar Beispiele mögen genügen: In der chirurgischen Klinik zu Leipzig stellte Herr Hansen in Gegenwart von Professoren und Studenten folgenden Versuch an: Er ersuchte den Dr. Hermann, ihm den Rücken zu wenden und gegen die Wand zu sehen, legte ihm dann die eine Hand auf den Kopf, und zog sich mit der anderen eine in Tinte getauchte Feder durch den Mund. In diesem Augenblick erklärte Hermann einen intensiven Tintengeschmack zu verspüren, und dieser Geschmack wich nicht einmal dem Geschmack der Speisen beim darauffolgenden Mittagsmahl.*)

*) Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen. III. 529.

Aus diesem Beispiele geht hervor, daß die Empfindungen des Magnetiseurs nicht etwa hellsehend vom Magnetisirten erkannt werden, wobei sie nur abstractes Wissen des letzteren bilden würden, sondern daß sie vielmehr ganz eigentlich mitempfunden werden, daß also eine Uebertragung stattfindet. Da nun der eigentliche Schauplatz unserer Empfindungen das Gehirn ist, d r somit zusammenfällt mit dem Schauplatz unserer Gedanken, so ist die Hypothese wohl gestattet, daß nicht blos Empfindungen übertragbar sind, sondern auch Gedanken, wenn auch die letzteren vielleicht eine höhere Empfindlichkeit des Magnetisirten voraussetzen.

Das Problem liegt also in der vermeintlichen Ge stalt gar nicht vor Es findet nicht Gedankenlesen statt, sondern Gedankenübertragung. Die, Logik gebietet, die einfachere Hypothese der schwierigeren vorzuziehen, wenn beide den gleichen Erklärungsumfang besitzen. Da nun die Fähigkeiten eines Cumberland durch Gedankenübertragung genügend sich erklären, so wäre es unlogisch, zum Gedankenlesen zu greifen, welches ein Hellsehen voraussetzen würde.

Damit ist allerdings unser Problem noch nicht gelöst, es ist nur ein allerdings kleineres Räthsel für ein größeres gesetzt. Für die im Entstehen begriffene Experimentalpsychologie ist aber der Unterschied ein sehr wichtiger; denn beim Gedankenlesen wäre ein Cumberland activ, bei der Gedankenübertragung dagegen ist er passiv.

In der Literatur über den Somnambulismus ist eine große Menge ähnlicher Beobachtungen niedergelegt.

Dabei ist es aber sehr merkwürdig, daß die Somnambulen für Einflüsse der Außenwelt, für peripherische Reize ihres Nervensystems um so unempfindlicher werden, je fester sie schlafen, während sie für die direct übertragenen Empfindungen empfänglich bleiben. So kann es dahin kommen, daß sie Torturen, die man ihnen selbst anthut, nicht verspüren, wohl aber die gleichen, wenn der Magnetiseur sie erleidet. Professor Mayo sagt: „Bringt man Zucker oder Senf in den Mund des Patienten, so scheint er dies gar nicht zu bemerken; bringt man dagegen Senf auf die Zunge des Experimentirenden, so zeigt der Ekstatische Ekel und macht Bewegungen, wie wenn er den Senf ausspeien wolle. Dasselbe findet hinsichtlich körperlichen Schmerzes statt. Reißt man dem Magnetiseur ein Haar aus, so klagt der Patient über den Schmerz, den man ihm verursacht.“*)

Auch das Gedankenlesen ist keineswegs eine neue Entdeckung, und bei den Somnambulen von jeher beobachtet worden. Wenn ich aber im Nachfolgenden meine Beispiele vorzugsweise älteren Schriften entnehme, so sind diese doch nicht als antiquirt anzusehen; es sind vielmehr die letzten, die sich mit der Sache eingehend beschäftigt haben; denn der Hypnotismus hat erst in neuester Zeit wieder die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, während in

*) Mayo: Wahrheiten in Volksaberglauben. 182. (1854.)

der Zwischenperiode weit mehr Interesse für die menschlichen Parasiten gezeigt wurde, als für die menschliche Seele.

Cumberland nimmt diejenige Person an die Hand, deren Gedanken er errathen soll. Für einen Gedankenleser wäre das ganz überflüssig, für die Gedankenübertragung ist es, wenn nicht nothwendig, so doch förderlich. Aehnliches berichtet Professor J. K. Bähr: „Bei der von uns beobachteten Schlafwachen zeigte sich dieses Vermögen in ihrer inneren rechten Hande; wenn man diese mit dem Munde in Berührung brachte, so wurde von ihr die Antwort aufgeschrieben und zwar so, daß man daraus schließen mußte, sie hätte die gedachten Worte einzeln verstanden. Osiander erzählt von einem Oberförster Kersting: er konnte, da er blind und taub war, seine Frau verstehen, wenn sie gegen seine Hand sprach."*)

In dem von einigen Universitätsprofessoren herausgegebenen „Archiv für thierischen Magnetismus" (1817—1824) kommt das Gedankenlesen in jedem Bande vor. Auch von den modernen Medien — in welchen wir ja nur Autosomnambulen zu sehen haben — wird das Gleiche berichtet, und Owen, der ein genaues Tagebuch über seine Experimente führte, erhielt durch ein nichtprofessionelles und nur mit mäßigen Kräften begabtes Medium auf 216 gestellte Gedankenfragen 95% passende Antworten.**)

Es scheint übrigens, daß die Uebertragung bildlicher Vorstellungen leichter vor sich geht, als die von abstracten Gedanken. Dr. Gmelin fragte seine Somnambule, was er denke, und sie antwortete richtig: „Sie stellen sich eine gewisse Kranke vor;" und auf die weitere Frage um die Zufälle derselben gab sie dieselben genau in der gedachten Reihenfolge an.***)

Bende Bendsen richtete, indem er seine Stirne gegen die seiner Somnambulen setzte, seine Gedanken auf den 18 Meilen entfernten Postmeister Hanemann und sogleich sah sie den Mann, dessen Portrait sie, ohne ihn zu kennen, entwarf. Ein anderes Mal stellte sich ihr sein Freund Carstens dar, nachdem der Magniteseur, ohne mit ihr von dem Versuche zu sprechen, hinausgegangen war und seine Gedanken auf die Somnambule mit dem Vorsatz gerichtet hatte, daß ihr das Bild Carstens erweckt werden sollte.†) Der Arzt Billot behandelte eine Verwandte und consultirte für dieselbe eine auswärts lebende Somnambule, welcher jene Verwandte unbekannt war. Sobald diese in Somnambulismus versetzt war, kannte sie den Zweck der Reise Billots und sah die Kranke in solcher Lage, wie der Arzt selbst sie das letzte Mal getroffen.††)

Von unserem bekannten Lustspieldichter Gustav von Moser erhielt ich jüngst einen Brief aus Berlin, worin er mir mittheilte, Cumberland hätte

*) Bähr: Der animalische Magnetismus. 38. (1853.)
**) Owen: Das streitige Land. II. Anhang 95. (1876.)
***) Gmelin: Neue Untersuchungen. 274. 434.
†) Archiv: XIIb 21. 23.
††) Billot: Recherches psychologiques etc. II. 113. (1839.)

ihn ersucht, sich ein Thier zu denken, dann seine Hand ergriffen, worauf er mit der anderen auf die Tafel eine Schlange zeichnete, woran Moser in der That gedacht hatte. Daß nun diese Wiedergabe einer fremden Vorstellung durch eine Zeichnung willkürlich oder unwillkürlich geschah, ist nicht bemerkt; doch ist letzteres zu vermuthen, weil ja anderen Falls das Zeichnen eine ganz überflüssige Beigabe gewesen wäre. Diese psychographische Darstellung wird übrigens nicht selten erwähnt. So berichtet Perty von einem Herrn Ziegler: „Wenn ich denke und will, daß eines meiner Kinder das von mir Gedachte niederschreibe, so geschieht es augenblicklich; doch muß ich wenn mehrere Personen zugegen sind, die nächste beim Schreibenden sein." Dieser Herr Ziegler stellte sich allerhand Figuren und Gegenstände vor, die vom Medium fast augenblicklich gezeichnet wurden.*) Aus den in neuester Zeit angestellten sorgfältigen Versuchen der Londoner Society for psychical research ist die Existenz dieser Fähigkeit endgültig entschieden worden; aber aus den zahlreichen ihrem Berichte beigegebenen Zeichnungen erhellt deutlich, daß Vorstellungen und Zeichnungen nicht immer im gleichen Grade übereinstimmen.**)

Diese mangelhafte Uebereinstimmung ist auch häufig bei abstracten Gedanken zu beobachten, besonders wenn die Gedanken des Magnetiseurs ihre Richtung nicht bestimmt einhalten. Daher fühlen es die Somnambulen immer gleich, wenn der behandelnde Arzt zerstreut ist und seine Gedanken nicht auf ihren Krankheitszustand richtet.***)

Oft gehen die Gedanken des Magnetiseurs nicht in abstracter Form über, sondern nur der mit ihnen verknüpfte Empfindungswerth. Van Ghert magnetisirte eine Kranke, während er eben in schlechter Laune war. Diese Gemüthsbewegung hatte auf seine Kranke so viel Einfluß, daß sie ihre Hände zurückzog und die ganze Krise verdorben war.†) Eine andere Kranke wurde, kurz nachdem der Magnetiseur einer heftigen Gemüthsbewegung ausgesetzt gewesen war, durch Auflegen eines von ihm magnetisirten Tuches auf den Magen behandelt. Es erregte ihr das Gefühl eines brennenden Pflasters und heftige bis zum Weinen sich steigernde Unruhe, während der gleiche Versuch am Tage darauf die wohlthätigste Wirkung hatte.††) Dr. Heinekens Somnambule sagte zu ihrem Magnetiseur, daß in ihrem Schlafe sie nichts so sehr interessire, als er und seine Aeußerungen; sein Wille müsse von ihr unbedingt erfüllt werden, jeder Gedanke, den er äußere, habe das höchste Interesse für sie, und sie müsse sich immer mit ihm beschäftigen; seine Gemüthsstimmung, auch wenn er nichts davon äußere, wirke mächtig auf sie, und sie habe das vorzüglich in jenen Tagen erfahren,

*) Perty: Die mystischen Erscheinungen. II. 21.
**) Proceedings of The Society etc. London 1883.
***) Kluge: Darstellung des animalischen Magnetismus 189. (1815.)
†) Archiv IIb 30.
††) Archiv IIb 117.

da er einen Freund verlor, wiewohl er damals von seinem Verluste nicht gesprochen.*)

Wenn nun aber nicht nur Gedanken und Vorstellungen, sondern auch psychische Stimmungen übertragen werden können, so haben wir nur noch einen Schritt zu einer sehr merkwürdigen Erscheinung, die insbesondere in der christlichen Mystik eine große Rolle spielt: das Durchschauen des Charakters. Der Arzt Proust in seiner médecine éclairée par l'observation etc. erwähnt eine kataleptische Dame, welche die Gedanken eines Jeden las, mit dem sie in Berührung kam; sie unterschied die Falschen und Unsittlichen unter ihnen, und wies die Annäherung von Albernen, welche sie mit stupiden Fragen quälten, zurück. „Mit so großem Mitleid mich" — sagte sie — „ihre hohlen Köpfe erfüllen, so großen Genuß gewährt mir dagegen das Zusammensein mit Menschen von Bildung und Intelligenz, in deren Gedanken ich vollständig einzudringen vermag.**) Vielleicht spielt diese Uebertragung in unserem gewöhnlichen Leben eine größere Rolle, als wir wissen, nur daß sie uns nicht deutlich zum Bewußtsein kommt und nur unklare Sympathien und Antipathien in uns erweckt, von welchen wir uns eben darum keine Rechenschaft geben können. Bis zu welchem Grade von Deutlichkeit diese Uebertragung gehen kann, davon liefert, in neuerer Zeit wenigstens, das auffälligste Beispiel Zschokke. Was er davon erzählt, und was trotz seiner Ausführlichkeit hier nicht übergangen werden darf, würde unglaublich klingen, wenn er nicht für seine Ehrlichkeit bekannt gewesen wäre. In seiner Autobiographie berichtet er:

„Es begegnete mir zuweilen, beim einmaligen Zusammentreffen mit einer unbekannten Person, wenn ich schweigend ihr Reden hörte, daß dann ihr bisheriges Leben, mit vielen kleinen Einzelheiten darin, oft nur diese oder jene Scene daraus, traumhaft und doch klar an mir vorüberging, ganz unwillkürlich, und im Zeitraum weniger Minuten .... Ich hielt solche flüchtige Visionen lange Zeit für Tändeleien der Phantasie .... Nur um muthwilligen Scherz zu treiben, erzählte ich einmal im traulichen Familienkreise Kirchberg die geheimen Geschichtchen einer Näherin, die sich eben aus dem Zimmer und Hause entfernt haben mochte. Ich hatte die Person nie vorher gesehen: aber man erstaunte und lachte, und ließ sich nicht ausreden, daß ich die Verhältnisse der Besprochenen wisse; denn was ich gesagt, sei vollkommene Wahrheit. Nun erstaunte ich nicht weniger, daß meinen Traumbildern etwas in der Wirklichkeit entspreche. Ich ward aufmerksamer, und wenn es die Schicklichkeit erlaubte, erzählte ich denen, deren Leben an mir vorübergegangen war, den Inhalt der Traumseherei, um Widerlegung oder Bestätigung zu erfahren. Jedesmal aber erfolgte Bestätigung .... Mir wandelte immer heimliches Grauen an, wenn der Zuhörende entgegnete: So war es! oder wenn mir, noch bevor er's sagte, seine Verwunderung verrieth, ich irre nicht .... Auf einem Markttage in der Stadt Waldshut kehrt' ich hier mit zwei jungen Forstzöglingen (die noch leben), von einer Waldbereisung ermüdet, Abends im Gasthof zum Rebstock ein. Wir speisten an der zahlreich besetzten Wirthstafel zu Nacht, wo man sich eben über allerlei Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten der Schweizer, über Mesmers Magnetismus, Lavaters Physiognomik u. s. w.

*) Archiv IIc 19.

**) Mayo a. a. O. 133.

herzlich lustig machte. Einer meiner Begleiter, dessen Nationalstolz die Spötterei beleidigte, bat mich, etwas zu erwidern, besonders einem hübschen, jungen Manne, der uns gegenüber saß und den ausgelassensten Witz trieb. Gerade das Leben desselben war an mir vorbeigeschwebt. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er ehrlich antworten werde, wenn ich ihm das Geheimste aus seinem Leben erzählen würde, während er mich so wenig kenne, als ich ihn. Das wäre denn doch mehr, meinte ich als Lavaters Physiognomik. Er versprach offen zu gestehen, wenn ich die Wahrheit berichten würde. So erzählte ich, was mir mein Traumgesicht gegeben, und die ganze Tischgesellschaft erfuhr die Geschichte eines jungen Kaufmanns, seiner Lehrjahre, seiner kleinen Verirrungen, endlich auch eine von ihm begangene kleine Sünde an der Kasse seines Principals. Ich beschrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer, mit geweißten Wänden, wo, rechts der braunen Thüre, auf einem Tische, der schwarze Geldkasten gestanden u. s. w. Es herrschte Todtenstille in der Gesellschaft bei der Erzählung, die ich nur zuweilen mit einer Frage unterbrach ob ich Wahrheit rede. Jeden Umstand bestätigte der Schwerbetroffene: sogar, was ich nicht erwarten konnte, den letzten. Da reicht' ich ihm, gerührt von seiner Aufrichtigkeit, freundlich die Hand über'n Tisch und endete.*)

Weil nun derartige Charakterdiagnosen, besonders im Somnambulismus sehr häufig sind, nur daß sie meistens in der Gefühlssphäre stecken bleiben, Antipathien oder Sympathien erzeugen, ohne daß sie sich zu klaren Vorstellungen auswickeln, so berechtigt uns dieser bloße Gradunterschied nicht, bei Zschokke zur Hypothese eines nach rückwärts gewendeten Hellsehens zu greifen, dem der Fall allerdings sehr ähnlich sieht. Derselbe steht übrigens nicht vereinzelt. Als Apollonius zu den Brahminen nach Indien reiste, die schon damals den weit verbreiteten Ruf genossen, im Besitz von Geheimwissenschaften zu sein, sagte ihm der eine derselben, Iarchas, bei der ersten Begegnung, nicht nur, daß Apollonius der Ueberbringer eines königlichen Briefes an ihn sei, sondern gab auch Aufschlüsse über dessen Familie, sein Leben in Aegäa, über seinen Reisegefährten Damis, und seine bisherigen Reiseerlebnisse, als ob er ihn auf dieser ganzen Reise begleitet hätte.**) Hauber erwähnt einen Knaben, der seinem Großvater dessen ganzen gottlosen Lebenslauf vorhielt, und später einem schwedischen Obristen zu dessen nicht geringem Entsetzen den ganzen Lebenslauf von Anfang bis zur Stunde erzählte.***) Dr. Binninger berichtet von einem 17jährigen Jüngling, Sohn des Knopfmachers Bourgeois in Mömpelgard, welcher allen ihn Besuchenden Alles offenbarte, was sie insgeheim gethan und gesprochen.†)

Wir ersehen also, daß keineswegs ein ausgesprochener somnambuler Schlafzustand nöthig ist, um diese Fähigkeit hervortreten zu lassen, die vielmehr auch im Wachen, sogar als mehr oder weniger permanente Anlage sich zeigen kann. Der Neuplatoniker Plotin kannte die Sitten und geheimen Gedanken eines Jeden. Seinem Lebensbeschreiber Porphyrius sagte er einst, daß dieser mit Selbstmordgedanken umgehe. Als einst der Wittwe Chione,

*) Zschokke: Selbstschau. I. 227.
**) Philostratus: Vita Apollon. III. 16.
***) Hauber: Bibliotheca magica. I. 440. 442.
†) Binninger: Centur. II. Observ. 27.

die mit ihren Kindern in ſeinem Hauſe wohnte, ein Halsband geſtohlen worden war, und alle Hausgenoſſen dem Plotin vorgeführt wurden, blickte er ſie ſcharf an und bezeichnete den Dieb*).

Plotin ſelbſt, indem er vom Gedankenleſen ſpricht, nennt es eine Fähigkeit der Geiſter in der intelligiblen Welt**), womit der Apoſtel Paulus übereinſtimmt***). Man könnte ſich alſo nicht wundern, wenn einmal die katholiſche Beichte von dieſem Standpunkt aus vertheidigt würde.

Wenn die Gedankenübertragung einſeitig ſtattfinden kann, ſo wäre in der That zunächſt eine ſolche Converſation denkbar, wobei nur der ſogenannte Gedankenleſer ſich des Wortes bedienen müßte. Der Arzt Teſte führt ein ſomnambules Mädchen an, welche mit ihm eine geregelte Converſation führen konnte, während welcher er nur in Gedanken ſprach†); auch Dr. Barrier berichtet in einem 1835 an Cuvier gerichteten Schreiben einen ähnlichen Fall: bei einer gewiſſen Euphroſine Bonneau war nämlich die Fähigkeit des Gedankenleſens ſo ausgeſprochen, daß man eine geregelte Converſation mit ihr führen konnte, ohne ſich der Sprache zu bedienen††). Denken wir uns nun zwei Gedankenleſer im Geſpräche, ſo könnten dieſe in der That jene Geiſterſprache führen, von der Plotin und der Apoſtel reden. Es fehlt nicht an ſolchen Beiſpielen. Fürſt Hermann zu Wied kannte zwei Somnambulen, die im magnetiſchen Schlaf ſich unterhielten, ohne ein Wort zu ſprechen†††). Madame Guyon, die berühmte Myſtikerin und Freundin Fenelons, ſagt in ihrer Autobiographie über ihren Umgang mit ihrem Beichtvater: „Lorsqu'ou faisait entrer le père Lacombe, ou pour me confesser, ou pour me communier, je ne pouvais plus lui parler, et il se faisait à son égard, dans mon fond, le même silence, qui se faisait à l'égard de Dieu. Je compris que Dieu voulait me faire connaitre que les hommes pouvaient, dès cette vie, apprendre le langage des anges. Peu à peu je fus réduite à ne parler au père Lacombe qu'en silence. Ce fut là que nous nous entendions en Dieu d'une manière ineffable et toute divine . . . Nous passions des heures dans ce profond silence, toujours commnnicatifs, sans pouvoir dire une parole.“*†) Ein noch älterer Fall iſt folgender: „Frère Gilles, estant à la porte, le roi saint Louis et lui s'agenouillèrent en terre et s'embrassèrent estroitement l'un et l'autre. Après avoir demeuré ainsi quelque temps, ils se séparèrent en silence, sans s'entredire une seule parole. Les religieux s'en troublèrent fort. A cela frère Gilles leur répondit: Mes frères, ne

*) Porphyrius: Vita Plotini.
**) Plotin: Enneaden IV., 3. 18.
***) 1. Corinther XIII. 12.
†) Teste: le magnitisme animal. 338.
††) Charpignon: Physiologie, médecine etc. du magn. an. 349. (1851.)
†††) Das unbewußte Geiſtesleben I. 348.
*†) Charpignon a. a. O. 143.

vous mettez point en peine, et ne vous estonnez point, si vous ne m'avez vu parler à ce roy ni luy à moy; car, quand nous nous sommes embrassés, la divine lumière nous a manifesté l'interieur de nos coeurs, me révélant le secret du sien, et à luy celuy du mien; nous avons parlé ensemble tant que nous avons voulu . . . . sans ancun bruit de paroles."*)

Eine große Rolle spielt das Gedankenlesen in der christlichen Mystik. Als Bischof Fulco von Toulouse nach Löwen kam, war er erstaunt über die große Menge heiliger Frauen, von welchen einige die Menschen durchschauten und ihnen die in der Beichte verschwiegenen Sünden vorhielten**). In Gegenwart der Heiligen Alypus, Licentius und Tryginus prüfte der Kirchenvater Augustinus die Fähigkeit des karthaginiensischen Wahrsagers Abiccerius, fremde Gedanken zu lesen, mußte diese Fähigkeit auch zugeben, schrieb sie aber, den Anschauungen jener Zeit entsprechend, dem Teufel zu, weil Abbiccerius kein Christ war***). Es herrschte ja noch das ganze Mittelalter hindurch die Ansicht, daß eine und dieselbe magische Function, je nach ihrem Träger, ein christliches Wunder oder höllische Zauberei sein könnte.

Tertullian sah eine Somnambule, von der er sagt: „Sie sieht und hört während ihrer Verklärungen die himmlischen Geheimnisse, weiß, was im Herzen mehrerer Personen verborgen ist, und giebt Heilmittel an."†)

Die Vorbilder der christlichen Gedankenleser finden wir übrigens schon in der Bibel; ich beschränke mich aber Kürze halber auf die bloße Angabe einiger Stellen. Buch der Weisheit VII., 20. — Apostelgeschichte V., 3. — 1. Corinther XII., 10, XIV., 24, 25. — Joh. II., 24, 25, IV., 16—19, XIII., 21—27. — Matth. XII., 25, XXVI., 21—26.

Da nach der Ansicht der Kirche weiße und schwarze Magie in sehr vielen Erscheinungen correspondiren, ist vorweg zu erwarten, daß wir auch unter den Besessenen Gedankenleser finden. Es wird dies von Geistlichen, Juristen und Aerzten bestätigt. In dem berühmten Processe der besessenen Nonnen zu Loudou machte der Bruder des Königs von Frankreich das Experiment und überzeugte sich, daß eine der Nonnen einem nur in Gedanken gegebenen Befehle gehorchte††). Auch von einer gewissen Nicol aus Reims berichtet Calmet, daß sie die Gabe hatte, die Beschaffenheit des Gewissens zu erkennen und den Leuten ihre verborgenen Sünden mitzutheilen†††). Von einem anderen Mädchen, oder vielmehr von dem in ihr hausenden bösen Geiste, sagt derselbe Abt Calmet: „Ueber das gehorsamte er denen, die ihn beschwuren, nicht nur auf ihr deutliches Wort, sondern

*) Chronique des Frères-Mineurs VIII. c. 17.
**) Görres: Die christl. Mystik I. 299. Weitere Beispiele II. 125 ꝛc.
***) Schindler: Magisches Geistesleben 110.
†) Tertullian: De anima. c. 26.
††) Colquhoun. Historische Enthüllungen über die geheimen Wissenschaften. 496.
†††) Calmet: Von Erscheinungen der Geister. I. 336. (1757.)

auch auf's bloße Bewegen der Lefzen, oder wann sie die Hand, das Schnupftuch oder ein Buch vor den Mund hielten."*)

Durch diese sehr lückenhafte, historische Uebersicht wollte ich nur beweisen, daß das Gedankenlesen von jeher beobachtet wurde. Die angezogenen Berichte verlieren ihre Beweiskraft auch dann nicht ganz, wenn wir bei manchem derselben voraussetzen, daß sie in der Weiterverbreitung ausgeschmückt wurden. Es wird also der Schluß gerechtfertigt sein, daß es sich in diesen Erscheinungen um eine allgemeine menschliche Eigenschaft handelt, die zwar nur in abnormen Zuständen sich äußert, aber doch weit häufiger sich zeigen würde, wenn wir es nicht dem Zufall überließen, sich zu zeigen, statt in rationeller Weise darauf auszugehen. Zu diesem Schlusse sind wir sogar genöthigt, wenn in der That kein Gedankenlesen, sondern nur Gedankenübertragung stattfindet. In diesem Falle nämlich hängt der Erfolg weniger von der Receptivität des Empfängers ab, als von irgend einer Activität des den Gedanken Uebertragenden und von günstigen Bedingungen sonstiger Art. Die einzige Kraft aber, welche, eine bewußte Anwendung gestattend, diese Activität steigern könnte, ist die Willenskraft.

Es muß also, immer in der Absicht, Material für eine Experimentalpsychologie zu liefern, zunächst nachgewiesen werden, daß der Wille in der That diese Erscheinungen zu steigern vermag, daß diese zwar häufig ohne den Willen eintreten, nur selten aber, oder vielleicht überhaupt nicht gegen den Willen.

Wenn einem Somnambulen vom Magnetiseur ein Befehl in Gedanken ertheilt wird, so führt er ihn aus. Beispiele könnten in unbegrenzter Anzahl beigebracht werden; es genügt aber, etliche anzuführen. Von den Neueren ist es Puységur, ein Schüler Mesmers, der zuerst darüber berichtet. Er hatte einen jungen Bauern in Somnambulismus versetzt, dessen Phantasie dabei mit angenehmen Bildern von Festlichkeiten und Tänzen sich beschäftigte. Diese Idee nährte Puységur bis zu dem Grade, daß der Bauer auf seinem Stuhle Tanzbewegungen ausführte, eine Melodie laut dazu sang, welche Puységur nur in Gedanken sang, und schließlich von Schweiß triefend erwachte**). Von eben diesem Bauern schreibt Puységur an seinen Bruder: „Je n'ai pas besoin de lui parler; je pense devant lui, et il m'entend, me répond. Vient-il quelqu'un dans sa chambre, il le voit, si je veux; il lui parle, lui dit les choses que je veux qu'il lui dise, non pas toujours telles, que je les dicte, mais telles que la vérité l'éxige***)." Im Verlaufe seiner Experimente kamen ihm mehrfach männliche und weibliche Somnambulen vor, welche seine wortlosen Fragen beantworteten†). Einer seiner Patienten, ein Knabe, mit dem er häufig spazieren ging,

*) Calmet I. 178.
**) Puységur: mémoires. 42. (1809.)
***) Loubert: le magnétisme p. 205. (1844.)
†) Puységur: suite des mémoires. 253.

trachtete dabei immer von ihm fortzukommen; er zwang ihn aber durch seinen bloßen Willen zurückzukehren und bei ihm zu bleiben. Als aber in Folge der Begegnung eines Bekannten seine Aufmerksamkeit von dem Knaben abgelenkt wurde, entsprang derselbe. Wieder eingeholt, weigerte er sich, mit Puységur zu gehen, aber dieser brachte ihn, wie schon mehrfach, ohne ein Wort zum Gehorsam*).

Ein Wiener Arzt, Dr. Blaß, stellte Versuche an, über die wir Folgendes lesen: „Ich schlug vor, er solle das Mädchen bestimmen, ein Glas Wasser zu fordern und es auszutrinken. Nach einer halben Minute sah ich das Mädchen mit den Lippen die Geberden des Durstes machen; bald darauf begehrte sie, Wasser zu trinken, man reichte ihr ein Glas und sie trank." Während sie in einem so tiefen Schlafe lag, daß man sie mit Stecknadeln stechen konnte, stellte sich Dr. Blaß vor sie mit dem Willen, sie sollte erwachen. „Ich komme schon gleich!" rief sie, richtete sich auf, rieb sich die Augen, und schaute die Anwesenden tagwach an. Aus der weiteren Fortsetzung dieser Versuche stellte sich als Thatsache unwidersprechlich heraus: „Durch den bloßen einfachen geistigen Willen, ohne ihn irgend durch Symbole der Sprache oder der Geberde kund zu geben, ist ein Mensch im Stande, auf einen ihm warm befreundeten Sensitiven im somnambulen Schlafe bestimmend einzuwirken, seine Handlungen wie durch Befehle zu determiniren, ja aus dem somnambulen Schlafe, wo er für Verwundungen und andere heftige Reize fühllos ist, in's tagwache Bewußtsein ihn zurückzuführen." **)

Auch dieser Erscheinung, wobei der übertragene Gedanke als Inhalt eines fremden, zwingenden Willens aufgefaßt wird, begegnen wir in der christlichen Mystik. Das läßt sich vorweg erwarten bei dem mehr oder minder magnetischen Verhältnisse, das sich schon aus gemeinschaftlicher Versenkung in religiöse Tiefen, vielleicht sogar unter geradezu magnetischer Einwirkung in der Manipulation des Segnens, ergeben muß. So wird also nicht nur, und zwar bis in die neueste Zeit***), den schweigenden Befehlen des Beichtvaters häufig gehorcht, sondern auch Besessene führen Gedankenbefehle aus†). Der Beweis, daß der Zwang in der That vom fremden Willen ausgeht, ist leicht zu erbringen: Dr. Bertrand versuchte seine Somnambule durch die vorgeschriebenen Striche zu erwecken, mit dem festen Vorsatze jedoch, daß sie nicht erwachen sollte. Sie blieb schlafend, aber convulsivische Bewegungen verriethen die Wirkung der Striche, welche bekämpft wurde von der Gegenwirkung des Willens. Auf die Frage, was sie hätte, erwiderte sie: Wie, Sie befehlen mir, zu erwachen, und wollen

*) Puységur: Continuation du traitement du jeune Hébert. 71. (1812.)
**) Reichenbach: Der sensitive Mensch. II. 662—666.
***) Die Tiroler ekstasischen Jungfrauen. I. 60. II. 119. (1843.)
†) Görres: Mystik. V. 335.

doch nicht, daß ich erwache!*) Ein ähnliches Experiment findet man, wo man es kaum suchen sollte, bei Görres, und zwar aus dem 16. Jahrhundert. Es handelt sich um den Barfüßer-Karmeliten Dominicus von Jesu Maria. Als er 1594 zum Subprior gewählt wurde, fiel er Abends in Ekstase. Nach einer Stunde wollte der Prior eine Probe seiner Tugend vornehmen, und befahl etlichen Geistlichen, ihn in seiner Kammer wieder zu sich zu rufen, wobei er aber den Willen hatte, daß er nicht zu sich kommen sollte. So blieb die Bemühung der Geistlichen vergeblich, als aber der Prior erklärte, daß er nun den Willen hätte, fing die Ekstase sogleich zu schwinden an. Denselben Versuch stellte später sein Ordensgeneral an, indem er Dominicus befehlen ließ, zu sich zu kommen; als ihm dessen Ungehorsam gemeldet wurde, lachte er mit dem Bemerken, er hätte das Gebot innerlich zurückgenommen. Endlich kam auch Philipp II. in's Kloster. Er befahl dem Dominicus, jedoch ohne innerlichen Willen, aus der Ekstase zu erwachen, und dieser verblieb darin; er gebot ihm, mit innerlichem Willen, der ebenfalls anwesenden Königin auf alle Fragen zu antworten, und es geschah; bisweilen aber, wenn der König ihn zwar äußerlich ermahnte, zu reden, aber innerlich den Befehl zurücknahm, schwieg Dominicus**).

Da nun das Gedankenlesen innerhalb so verschiedener Zustände auftritt, so können diese nur die auf Seite des Gedankenempfängers nöthige Bedingung liefern, während die eigentliche Ursache auf Seite des Uebertragers zu suchen ist. Wenn der menschliche Gedanke vermöge irgend welcher materieller Schwingungen nach außen zu wirken vermag, so muß diese auf uns ausgeübte Wirkung immer stattfinden, auch wenn sie uns nicht zum Bewußtsein kommt, d. h. wegen mangelhafter Reizstärke unterhalb unserer Empfindungsschwelle verläuft. Demnach ist die Verlegung der Empfindungsschwelle — welche in den erwähnten Zuständen nachweisbar stattfindet — die gemeinschaftliche Bedingung, welche unsere Empfindungsfähigkeit für fremdes Denken aus ihrer Latenz treten läßt. Wir müssen also Alle diese Fähigkeit besitzen und für diese Art von Inspiration zugänglich sein, wenn auch nicht im Normalzustand, und wenn wir auch innerhalb abnormer Zustände noch unterschieden sind durch den Grad von Empfänglichkeit für auf uns gerichtete fremde Gedanken, der seinerseits den Deutlichkeitsgrad bestimmt, womit diese Gedanken ihr psychisches Echo erwecken. Darum ist vorweg zu erwarten, daß auch im gewöhnlichen Leben, ohne die Beigabe bestimmter Zustände, das Phänomen manchmal eintreten kann.

In seinen Abhandlungen zum westöstlichen Divan erzählt Goethe: „Zwei Liebespaare machen eine Lustfahrt von einigen Meilen, bringen einen frohen Tag mit einander zu; auf der Rückkehr unterhalten sich sich, Charaden aufzugeben. Gar bald wird nicht nur eine jede, wie sie vom Munde kommt, sogleich errathen, sondern zuletzt sogar das Wort, das der Andere denkt

*) Bertrand: Traité du somnambulisme. 247.

**) Görres: Mystik. II. 262—264.

und eben zum Worträthsel umbilden will, durch die unmittelbarste Divination erkannt und ausgesprochen. Indem man dergleichen zu unseren Zeiten erzählt und betheuert, darf man nicht fürchten, lächerlich zu werden, da solche psychische Erscheinungen noch lange nicht an Dasjenige reichen, was der organische Magnetismus zu Tage gebracht hat."*)

Leuten, welche gewöhnt sind, ihr Seelenleben zu beobachten, ist die Fähigkeit des Gedankenlesens nicht entgangen. Cuvier sagt, daß, wenn zwei lebende Wesen unter gewissen Bedingungen einander nahe gebracht werden, zuweilen „une communication quelconque qui s'établit entre leurs systèmes nerveux" stattfinde**). Schopenhauer ist von der Sache derart überzeugt, daß er Jedem, der ein Geheimniß zu bewahren hat, räth, mit dem, der es nicht wissen soll, von der ganzen Angelegenheit nicht zu sprechen, weil diese Gedankenübertragung stattfinden könnte, indem es eine Mittheilung giebt, vor der weder Verschwiegenheit noch Verstellung schützt. Zur Erläuterung erzählt er: „Meine schöne Wirthin in Mailand fragte mich in einem sehr animirten Gespräche an der Abendtafel, welches die drei Nummern wären, die sie als Terne in der Lotterie belegt hätte? Ohne mich zu besinnen nannte ich die erste und die zweite richtig, dann aber, durch ihren Jubel stutzig geworden, gleichsam aufgeweckt und nun reflectirend, die dritte falsch."***) Schopenhauer erklärt die Erscheinung ganz richtig aus einem Gedankencontagium, d. h. nicht als actives Hellsehen fremder Gedanken, sondern als passive Aufnahme derselben, ähnlich derjenigen Ansteckung, welche bei den Visionen des zweiten Gesichts durch bloße Berührung des Visionärs stattfindet. Solche psychische Contagien sind schon häufig in großem Maßstab beobachtet worden, z. B. bei Veitstanz oder Massenbesessenheit, und haben oft zu den größten Absurditäten — Flagellanten, Kinderkreuzzüge — oft aber auch zu den scheußlichsten Bestialitäten — französische Revolution — geführt.

Scherner sagt: „In kleinerem Maßstab zeigt sich die Unmittelbarkeit des geistigen Ausstrahls bei den bekannten Erscheinungen, wo der Gefragte das, was ein Anderer ihn frug, unmittelbar erräth, ohne daß er vor der Frage eine Ahnung davon hatte. Allgewöhnlich ist dies bei Liebenden; ebenso gewöhnlich bei allen anderen Menschen, wofern die Frage mit einer gewissen Plötzlichkeit geschieht, so daß sie die Aufmerksamkeit des Gefragten momentan ganz auf sich hinzieht; antwortet dann der Gefragte das, was ihm unmittelbar einfällt resp. was durch unmittelbaren Ueberstrahl von Seiten des Fragers ihm zu Einfall geworden, so erräth er das Richtige. Mich frug eine Dame, von der ich zehn bis zwölf Schritt im Zimmer entfernt stand, einmal: ‚Was speist heute unsere Bedienung (eine Arbeitersfrau)?' Unwillkürlich platzte mir heraus: ‚Einen Truthahn', und es war

*) Goethe: w. ö. Divan. Rubrik: Blumen- und Zeichenwechsel.
**) Cuvier: anatomie comparée. II, 117.
***) Schopenhauer: Ueber Geistersehen.

in der That so . . . Ebenso fand ich stets, daß, wenn ich Jemandem meiner Umgebung aus irgend welcher objectiven Veranlassung unerwartet etwas zu rathen gab, die betreffende Person entweder das Wirkliche oder sehr Aehnliches errieth, oder wenn sie eine Fehlantwort that und ich dieselbe mit dem Richtigen verbesserte, mir verwundert erwiderte: ‚Das gerade hatte ich zuerst sagen wollen, aber es schien mir zu unmöglich.‘ Fiel aber in diesen letzteren Thatsachen der Denkstrahl des Fragers an sich schon so scharf ein, daß er für den Gefragten unmittelbar geistig wahrnehmbar war, so wirkt er noch viel penetranter, wenn sich der Wille des Geistes zu ausdrücklicher Absicht schärft und mit der durchdringenden Leuchtkraft des Blickes allein verbindet“*).

Schließlich noch ein Beispiel gegenseitiger Beeinflussung: Im vergangenen August schickte ich meine eben erschienene „Philosophie der Mystik“ an zwei Freunde, Baron Hornstein, den Liedercomponisten, und Dr. Schricker. Der Zufall führte beide bald darauf im Bade Razes (Südtirol) zusammen, und schrieb mir letzterer über die Begegnung: „Wir saßen beim Kaffee; ich wußte nicht, daß Du mit Hornstein bekannt bist, oder hatte es wieder vergessen. Hornstein machte eine seiner bekannten Bewegungen nach der Tasche seines Ueberziehers, und ehe dieselbe vollbracht war, sage ich zu ihm: „A propos, haben Sie das Buch von du Prel schon gesehen?“ Er lacht auf, und sagt: „„In eben dem Augenblick wollte ich nach der Tasche greifen, um Ihnen Bogen davon zu zeigen: Ich habe eben intensiv an du Prel gedacht, und hatte vor, mit Ihnen darüber zu reden.““ — „Genau dasselbe“ — erwiderte ich — „ist mein Fall; ich hatte eben wieder das Experiment gemacht, ob ich, energisch etwas denkend, nur den Partner anschauend, diesen veranlassen könne, auch seinerseits an die Sache zu denken, und von ihr zu sprechen, und siehe da, es ist gelungen.“ — „„Und ich““ — sagte er — „„hatte genau dasselbe vor.““ Später erzählte mir Baron Hornstein, daß er bald darauf mehreren Experimenten von Gedankenlesen beigewohnt, welche von den Sommerfrischlern in Gossensaß in der Weise angestellt wurden, daß ein Mitglied hinausgehen mußte, während die anderen über die zu stellende Aufgabe sich schlüssig machten. Dabei hätte der bekannte Dichter Ibsen für ein Fräulein Sch . . die Aufgabe vorgeschlagen, sie sollte zum Klavier gehen, dort unter den Noten ein Heft herausziehen, welches 400 Seiten stark war, und darin die Seite 203 aufschlagen. Als nun das Fräulein hereinkam und eine der anwesenden Damen ihr die Hand auf den Kopf legte, um die Gedankenübertragung zu erleichtern, ging dasselbe mit wachsender Schnelligkeit auf das Klavier zu, zog das betreffende Heft heraus, blätterte darin erst flüchtig, aber nachdem einmal die Seite 190 erreicht war, immer langsamer, schlug aber auch die richtige Seite noch um bis zu Seite 206, blätterte dann wieder langsam zurück bis 193 und gab schließlich den Versuch als zu schwer auf.

*) Scherner: Das Leben des Traumes. 323.

Die Verwechslung der Gedankenübertragung mit Gedankenlesen spielt in der mystischen Literatur eine große Rolle. Kaum daß ein Buch über Somnambulismus zu finden ist, worin nicht das Hellsehen der Somnambulen durch Experimente bewiesen wäre, die durchaus kein Hellsehen, sondern nur Gedankenübertragung beweisen. So ist es z. B. durchaus kein entscheidendes Experiment, wenn ein Somnambuler die Frage richtig beantwortet, was einer der Anwesenden in der Tasche trage. Und doch wird die richtige Antwort häufig als Hellsehen gepriesen. Durch das ganze Mittelalter hindurch war es verbreitete Ansicht, daß die Besessenenen fremde Sprachen verstehen, und das Manuale Exorcistarum führt diese Fähigkeit als eines der Erkennungszeichen der Besessenheit an. Wenn die besessene Nonne Cäcilia vom Exorcisten lateinisch gefragt wurde, so antwortete der Dämon in ihr oft sehr treffend in deutscher Sprache, manchmal allerdings auch so verkehrt, als hätte er gar nicht verstanden*). In dem Processe der Marie Bucaille heißt es ebenfalls, daß sie lateinisch verstanden. Zwischen dem Bischof von Coutance und ihr entspann sich folgendes Gespräch: Exi Satana ex hac imagine Dei. — Nous le voudrions. — Certe cito exibitis. — Nous sommes trop enchainés dans le corps de la ladre et de la pourie. — Detrudam vos in profundum Baratri. — Nous voudrions être dans le fond des enfers, nous y serions mieux que dans le corps de la ladre et de la pourie. — Quot estis in hoc corpusculo? — Plus que tu n'as de cheveux à la tête**). Im Proceß der besessenen Klosterfrauen von Loudou bezeugte ein Herr de Launay, der lange in Amerika gelebt hatte, daß er mit den Besessenen in der Sprache einiger eingeborener Stämme dieses Landes geredet, und daß sie ganz angemessen darauf geantwortet hätten. An eine derselben, Claire de Sazilly stellten normanische Edelleute Fragen in türkischer, spanischer und italienischer Sprache, welche befriedigend beantwortet wurden. Auch die anwesenden Aerzte befragten sie griechisch und lateinisch über einige technische Ausdrücke ihrer Wissenschaft und erhielten deutliche Auskunft***). Auch aus neuester Zeit wird von einem besessenen Mädchen berichtet, welche s lateinische griechische und hebräische Fragen richtig in deutscher Sprache beantwortete; aber der Dämon, aufgefordert, auch in der fremden Sprache zu antworten, entzog sich der Aufforderung mit den Worten: Narr! die Geister verstehen alle Sprachen, aber alle reden sie dieselben nicht!†)

Der Leser wird sich über die Verwechselung der Gedankenübertragung mit der Kenntniß fremder Sprachen um so mehr verwundern, als es ungemein nahe liegt, das die Sache entscheidende Experiment anzustellen. Nach diesem Experiment, wovon ich seiner Einfachheit wegen voraussetzen

*) Horst: Zauberbibliothek V, 214.
**) Le Brun: Histoire critique des pratiques superstitieuses IV, 191.
***) Görres: Mystik V, 620.
†) Derselbe: IV, 251.

zu müssen glaubte, daß es jedenfalls angestellt worden, suchte ich vergeblich, bis ich es schließlich bei Lafontaine, dem berühmten Vorgänger Hansens, fand. Es ist nämlich klar, daß, wenn ich an einen Somnambulen eine Frage in einer mir selbst unbekannten Sprache richte, eine Gedankenübertragung wegen Mangels eines Gedankens nicht stattfinden kann. Bleibt nun in diesem Falle auch die Antwort eines Somnambulen aus, so wäre damit bewiesen, daß das angebliche Verstehen fremder Sprachen nur Gedankenübertragung ist. Bei Lafontaine nun wurde eine Somnambule zuerst in englischer, portugiesischer, spanischer, italienischer und deutscher Sprache gefragt, wovon sie keine verstand, und sie antwortete gleichwohl entsprechend. Die nächste Frage wurde dann in hebräischer Sprache gestellt, deren Wiederholung die Somnambule verlangte, dann aber erklärte, sie könnte nicht antworten, weil der Fragesteller selbst die Frage nicht verstehe. Dies war richtig; er hatte sich von einem Freunde einige hebräische Worte aufschreiben lassen, verstand aber die Laute selber nicht*). Als ergänzender Beweis dient, was Medicinalrath Klein von der merkwürdigen Somnambulen Auguste Müller erzählt: Wenn man ihr vorlas, so verstand sie den Vorleser nur so lange, als er selbst an die Lectüre dachte, d. h. sie mit Gedanken und Vorstellungen begleitete; dachte dagegen der Vorleser an andere Dinge, so wurde er von ihr nicht gehört**).

Mein Verleger, Herr Karl Alberts, schrieb mir kürzlich, ein durchaus verlässiger und gebildeter Mann hätte ihm erzählt, daß ihm einst eine italienische Bäuerin im somnambulen Zustand auf deutsche Fragen italienisch geantwortet und ihn auf seiner Gedankenreise nach London und in sein Haus begleitet hätte. Daraus geht hervor, daß von einem Hellsehen der Somnambulen auch dann nicht die Rede ist — wie es doch so häufig geglaubt wird — wenn dieselben einem Unbekannten Aufschlüsse über seine häuslichen und sonstigen Verhältnisse zu geben vermögen. Auch in diesen Fällen müssen wir der einfacheren Hypothese des Gedankenlesens vor der complicirteren des Hellsehens den Vorzug geben; denn wiewohl das Hellsehen der Somnambulen in anderen Fällen ebenso sicher constatirt werden kann, als in diesen das Gedankenlesen, so ist es doch für die Begründung einer Experimentalpsychologie nothwendig, die Experimente immer so anzustellen und zu zerlegen, daß die beiden Erscheinungen nicht verwechselt werden.

Insofern ist die Gedankenübertragung ein sehr fruchtbares Erklärungsprincip; es räumt unter den berichteten Wundergeschichten auf und bewahrt uns vor der Verwechselung scheinbar gleicher, in der That aber sehr verschiedener Erscheinungen. Für solche Leser aber, welche experimentelle Untersuchungen anzustellen die Absicht hätten, müssen noch zwei sehr merk-

*) Lafontaine: Mémoires d'un magnétiseur I, 155. (1866.)
**) Meier und Klein: Geschichte der magnetisch Hellsehenden Auguste Müller 40. (1818.)

würdige Phänomen zur Sprache kommen, die zugleich als ein Beitrag zur Philosophie des Unbewußten angesehen werden mögen: Es können nämlich

1) unbewußte Gedanken sich übertragen und in einem fremden Gehirn bewußt werden;
2) bewußte Gedanken des Experimentirenden auf Individuen übertragen werden, die im Zustand sinnlicher Bewußtlosigkeit sind.

In Bezug auf den ersten Punkt können wir unbewußte Gedanken diejenigen nennen, die einst im Bewußtsein lagen, und deren Reproductionsbedingungen noch vorhanden sind, die aber doch im gegebenen Augenblick nicht in der Erinnerung liegen. Auch die Ideen eines Träumenden können in gewissem Sinne unbewußte genannt werden, und auch deren Uebertragbarkeit ist zu untersuchen.

Professor Gregory*) sagt von den Somnambulen, daß sie nicht nur an dem Gedächtniß des Magnetiseurs theilnehmen, soweit dasselbe ihm bewußte Vorstellungen enthält, sondern daß sie auch ihm einst bekannte, aber seither vergessene Dinge sehen, denen der Magnetiseur oft widerspricht, bei seiner Ansicht steif beharrt, bis sich nach weiterer Prüfung herausstellt, daß die Somnambulen recht haben. Der Arzt Charpignon führt eine Aeußerung des Somnambulen Alexis an, der selbst gestand, daß sein Hellsehen oft nur durch Gedankenübertragung stattfinde. Diesem Alexis nun gab einst ein Herr Esquiros ein mehrfach zusammengelegtes Papier, das er lesen sollte, ohne es zu öffnen. Der Somnambule gab den Inhalt richtig an und fügte bei, Esquiros selbst sei unterschrieben. Das letztere wurde verneint, beim Entfalten aber zeigte sich die Richtigkeit der Angabe; Esquiros hatte seine Unterschrift vergessen**).

Einen ähnlichen Fall erzählt der Arzt Wienholdt: In Straßburg wurde eine Somnambule mit einem Fremden in Berührung gebracht, der sie wegen seiner Krankheit consultirte. Sie gab genau die Stelle seines Leidens an, mit dem Bemerken, er hätte vor 15 Jahren einen Fall mit dem Pferde gethan, der die erste Ursache seines Leidens sei. Der Fremde erinnerte sich dieses Vorfalls mit Erstaunen und sagte, er hätte damals lange unter dem Pferde gelegen. Die Somnambule fuhr jedoch fort, nicht von diesem Falle rühre die Krankheit her, sondern von einem anderen, nach welchem er sogleich wieder aufgestanden und sein Pferd geführt hätte. Es stellte sich darauf heraus, daß der Fremde in der Zeitbestimmung sich geirrt hatte***).

Es wäre interessant zu untersuchen, ob auch Vorstellungen eines Träumenden auf ein fremdes Gehirn sich übertragen können. Es besteht kein hinlänglicher Grund es zu leugnen; denn wenn auch der Wille des Träumers, auf das fremde Gehirn zu wirken, fehlt, so hat sich doch bereits an früheren Beispielen gezeigt, daß er zwar ein Förderungsmittel, unter

*) Gregory: Animal magnétism or Mesmerism and its phenomena. (1877.)
**) Charpignon: Physiologie du magnetisme animal. 322. (1848).
***) Wienholdt: Miscellen 279.

Umständen aber entbehrlich ist. An sich aber dürfen wir zwischen Vorstellungen eines Wachenden und eines Träumers einen wesentlichen Unterschied nicht annehmen, denn das bei ersterem vorhandene sinnliche Bewußtsein ist lediglich eine Begleiterscheinung seiner Vorstellungen, aber keineswegs die Ursache derselben, nicht die sie hervorbringende Kraft. Ueber den somnambulen Knaben Richard berichtet sein Bruder und Arzt in einer sehr lesenswerthen Schrift: Nach einer längeren Pause begann er im Somnambulismus zu sprechen: „Jetzt sehe ich des kleinen Feodor heiteren Traum," und auf die Frage, wie er denn den Traum des in einem entfernten Zimmer schlafenden Bruders sehen könnte, fuhr er fort: „Ich fühle seine Seele und seine Träume in meiner Seele; er träumt jetzt, er säße auf dem Schaukelpferd."*) In einem anderen Falle schliefen zwei Somnambulen neben einander, als die eine der anderen zurief: Du denkst jetzt an mich!**) Ich führe diese beiden Beispiele, die nichts beweisen, nur an, um sie dem Experimente zu überliefern.

Bessere Beweise liegen vor bezüglich des anderen Punktes: die Uebertragbarkeit bewußter Vorstellungen auf das Gehirn eines Schlafenden. In einem autobiographischen Abriß erzählt der Magnetiseur Hansen, daß er in seiner Jugend mit seinen Kameraden und Studiengenossen häufig ein Experiment anstellte. „Dasselbe bestand darin, daß ich, während sie schliefen, mich in ihr Zimmer schlich, meine Hände leise auf sie legte, so daß eine Verbindung hergestellt wurde, und dann alle Arten von Gedanken und Vorstellungen durch meinen Kopf gehen ließ, welche auf die Schlafenden einwirken sollten. Am anderen Morgen bat ich dieselben, mir ihre Träume mitzutheilen, und diese stimmten alsdann jedesmal mit denjenigen Vorstellungen überein, welche ich auf sie während des Schlafes übertragen hatte."***)

Wenn wir die Uebertragbarkeit der Gedanken überhaupt für möglich halten, — und daß die Thatsache anerkannt wird, dafür scheint Herr Cumberland genügend zu sorgen —, so besteht kein Grund, das Gehirn eines Schlafenden für weniger receptiv zu halten. Im Gegentheil: der Mangel sinnlichen Bewußtseins und die Reduction seines entgegenwirkenden Persönlichkeitsgefühls auf Null, kann seine Empfänglichkeit für anderweitige Einflüsse nur steigern, etwa wie man auf einer leeren Tafel deutlicher zu schreiben vermag, als auf einer bereits beschriebenen; es könnte also vielleicht eine geringere Willenskraft des Uebertragers einem Schlafenden gegenüber hinreichen. Kirchenväter erwähnen, daß unter den Heiden Menschen seien, welche sich rühmen, nach Belieben Träume zu senden†). Agrippe von Nettesheim versichert, im Besitze dieser Kunst zu sein: „Auf ganz natürliche Art, und ohne die Vermittelung irgend eines Geistes, ist es möglich, daß

*) Görwitz: Idiosomnambulismus. 143. (1851.)
**) Werner: d. Schutzgeister 427.
***) Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen III. 556.
†) Justinus: Apolog. I. 18, und Tertullianus: Apolog c. XX.

ein Mensch dem anderen auf jede noch so weite, ja sogar unbekannte Entfernung in der kürzesten Zeit seine Gedanken mittheilen kann. . . . Ich verstehe dieses Kunststück und habe es oft probirt; auch der Abt Tritheim versteht dasselbe und hat es einst ausgeübt*). Was nun diesen Tritheim, Fürstabt zu Spanhein betrifft, welcher Lehrer des Churfürsten Joachim von Brandenburg war, so schrieb er ein Buch „Steganographia" (Frankfurt 1621), von dem er in einem Briefe an einen seiner Freunde sagt: „Ich habe ein großes Werk unter den Händen, die Steganographie, welches von geheimen Sachen und Künsten handelt, welche Niemand vor mir gekannt noch gewußt hat. Was in meinem entflammten Gemüthe sich darstellt, kann ich einem 100 Meilen Entfernten mittheilen, und zwar ohne Worte, Zeichen oder Winke. Ich habe dazu eine Weltsprache erfunden, die aller Welt verständlich ist, und die ich nie gelernt, oder gehört habe." Mit Bezug nun auf diese „Weltsprache" schrieb der Regierungsassessor Wesermann, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften, ein Buch: „Der Magnetismus und die allgemeine Weltsprache" (Crefeld 1822), worin er über seine eigenen Versuche in der Kunst der Traumsendung berichtet:

Erster Versuch in einer Entfernung von 5 Meilen.

Meinem Freunde, dem Hofbaurath G., den ich in 13 Jahren weder gesehen, noch ihm geschrieben hatte, suchte ich meinen Besuch dadurch bekannt zu machen, daß ich ihm durch die Kraft des Willens mein Bild im nächtlichen Schlafe vorstellte; und als ich den folgenden Abend unvermuthet bei ihm ankam, bezeugte er seine Verwunderung darüber, daß er mich in vergangener Nacht im Traume gesehen habe.

Zweiter Versuch in einer Entfernung von 3 Meilen.

Madame W. sollte im nächtlichen Traume eine Unterredung von mir mit zwei anderen Personen über ein gewisses Geheimniß vernehmen, und als ich am dritten Tage bei der Ersteren ankam, sagte sie mir Alles, was gesprochen war, und bezeugte ihre Verwunderung über den gehabten merkwürdigen Traum.

Dritter Versuch in einer Entfernung von 1 Meile.

Eine bejahrte Person in G. sollte den Leichenzug meines verstorbenen Freundes S. im Traume sehen, und als ich am folgenden Tag zu ihr kam, waren ihre ersten Worte, daß sie im Schlaf einen Leichenzug gesehen, wovon sie auf Befragen erfahren habe, daß ich die Leiche gewesen sei. Also ein kleiner Irrthum.

Vierter Versuch in einer Entfernung von 1/8 Meile.

Herr Dr. B. verlangte einen Versuch zu seiner Ueberzeugung, worauf ich ihm eine vorgefallene nächtliche Schlägerei auf der Straße vorstellte, die er dann, zu seiner großen Verwunderung im Traume auch gesehen hatte.

Fünfter Versuch in einer Entfernung von 9 Meilen.

Dem Lieutenant . . . . n sollte des Nachts um halb 11 Uhr eine vor 5 Jahren verstorbene Dame im Traume erscheinen, und ihn zu einer guten Handlung bewegen. Herr . . . . n hatte aber gegen Vermuthen um halb 11 Uhr noch nicht geschlafen, sondern sich in dem Vorzimmer mit seinem Freunde, dem Oberlieutenant S., über den französischen Feldzug unterhalten. Plötzlich öffnet sich die Thüre des Zimmers, die Dame tritt im weißen Kleide, schwarzen Tuch und entblößtem Haupte herein, grüßt S. mit der Hand dreimal freundlich, wendet sich sodann gegen . . . . n, winkt demselben, und kehrt darauf durch die Thüre zurück.

*) Agrippa: de occula philosophia I. c. 6.

Da diese von dem Lieutenant . . . n mir erzählte Geschichte in psychologischer Hinsicht zu merkwürdig war, und die Wahrheit nicht gehörig zu constatiren, so habe ich an den 6 Meilen von mir wohnenden Oberlieutenant S. geschrieben, mit dem Ersuchen, mir die Wahrheit darüber mitzutheilen, worauf Folgendes die Antwort war:

„„ . . . . . Es war am 13. März 1817, als der Lieutenant Herr . . . . n mich besuchte. Er blieb über Nacht bei mir. Nach dem Abendessen und als wir beide schon ausgekleidet waren, saß ich auf meinem Bette, und Herr . . . . n stand an der Thüre des Nebenzimmers, im Begriff, ebenfalls schlafen zu gehen. Dies war um 10½ Uhr. Wir sprachen theils über gleichgültige Gegenstände, und theils über Begebenheiten des französischen Feldzuges. Plötzlich ging die Stubenthüre aus der Küche ohne Geräusch auf, und es trat ein Frauenzimmer herein, ganz bleich, größer als Herr . . . . n, ungefähr 5 Fuß 4 Zoll lang; stark und breit von Figur, angethan mit einem weißen Kleide, aber mit einem großen schwarzen Halstuch, welches bis an die Hüften reichte. Sie trat herein mit unbedecktem Haupte, grüßte mich dreimal verbindlich mit der Hand, worauf die Figur still und ohne Thürknarren hinausging. Wir folgten sogleich nach, um möglichen Betrug zu entdecken, fanden aber nichts; das Auffallendste dabei war, daß unsere Nachtwache von 2 Mann, welche ich kurz vorher revidirt und wachsam gefunden hatte, eingeschlafen, aber auf meinen ersten Ruf wieder munter war, und daß die Stubenthür, welche bei dem Oeffnen jedesmal stark knarrte, nicht das mindeste Geräusch von sich gab, als die Figur sie öffnete. —““*)

Den nächsten Schritt in dieser Richtung thut der heilige Augustinus in einer Erzählung, deren Berichterstatter er gleich ausgezeichnet durch Geburt wie Geist und durchaus glaubwürdig nennt: Zu einem Mönche Johann kam ein Mann, dessen Frau den Mönch um eine Unterredung bitten ließ. Seinen Grundsätzen entsprechend schlug dieser das Ersuchen ab, versprach aber, im Traum zu erscheinen. Dies geschah in der That, sodaß die Frau ihrem Manne den Mönch ganz zutreffend beschreiben konnte, der ihr auch die versprochenen Rathschläge ertheilt hätte**). Daß ich nun einem Schlafenden mein eigenes Bild erwecken kann, ist lediglich ein Fall von Gedankenübertragung, wie jeder andere, und bis zu diesem Punkte wird die Sache auch anderweitig bezeugt. Dr. Kluge erzählt z. B., daß ein junger Mann die Gleichgültigkeit eines von ihm geliebten Mädchens auf Anrathen eines älteren Freundes sehr bald in heiße Liebe dadurch umwandelte, daß er sich zu verschiedenen Malen im Beisein der Mutter dem im tiefsten Schlafe liegenden Mädchen näherte, seinen ganzen Willen auf dasselbe richtete, dabei leise seinen Namen aussprach und dieses jedesmal so lange fortsetzte, bis die Schlafende unruhig ward und zu sprechen anfing. Von dieser Zeit an

*) Wesermann: Der Magnetismus und die allgemeine Weltsprache. 26—33.
**) Augustinus: de cura pro mortuis. XVII. 21.

äußerte sie eine immer mehr zunehmende Anhänglichkeit für diesen jungen Mann, dessen Gattin sie endlich wurde*).

Nun geht aber der heilige Augustinus viel weiter; denn in obiger Erzählung handelt es sich offenbar nicht blos um Erzeugung eines Traumbildes, sondern um das, was man bei den Griechen Eidolon, im Mittelalter Astralleib nannte, und was in der Geheimlehre des Buddhismus Linga Scharira heißt. Damit fällt aber diese Erscheinung bereits außerhalb des Rahmens der vorliegenden Untersuchung. Wer sich über diesen Punkt und zwar gleich über die extremen Fälle dieser Richtung instruiren will, dem bieten das lehrreichste Beispiel wohl die in den Himalaias wohnenden Mahatmas, jene indischen Philosophen, die sich rühmen, nicht nur Schlafenden, sondern auch Wachenden erscheinen zu können, und mit entfernten Freunden dieses Verkehrsmittel anwenden. Da eben jetzt, wie es scheint zum Ersten Male, Einiges von den Geheimlehren des Buddhismus bekannt gemacht wird, verweise ich auf die betreffende Schrift.**)

Streng genommen wären nun hier noch verschiedene Dinge zu besprechen, denen ich Kürze halber nur ein paar Woete widmen kann. Es wären die bei sympathisch verbundenen Personen vorkommenden Doppelträume zu untersuchen, und insbesondere wäre auch die Frage aufzuwerfen, wie viel von angeblich spiritistischen Erscheinungen für das Erklärungsprincip der Gedankenübertragung reclamirt werden kann. Es scheint nämlich, daß wie unter den Wundern der Besessenheit, so auch unter denen des Spiritismus unser Erklärungsprincip aufräumen könnte. Es dürfte ohnehin Zeit sein, diese Erscheinungen einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung zu unterwerfen; denn wenn sie selbst heute noch in ihrer Gesammtheit als Betrug und Wahnsinn erklärt werden, so ist das eine Rede, die nachgerade läppisch klingt, und die man daher füglich den Journalisten und Weinreisenden überlassen sollte. Endlich wäre aber auch noch der praktische Nutzen zu erwägen, welchen Pädagogen und Psychiatriker aus der Gedankenübertragung ziehen könnten, wenn sie zu bewegen wären, von ihren ausgetretenen Geleisen abzubiegen. Jede Erziehung bezweckt in letzter Instanz, den Erzieher überflüssig zu machen; dies wird aber nur erreicht, wenn man die zweckentsprechenden Vorstellungen dem Gehirn des zu Erziehenden einpflanzt. Auch noch eine andere Verwendung wäre denkbar, die dem Platon vorgeschwebt zu haben scheint.***) In psychiatrischen Fällen liegt die Verwendbarkeit ohnehin auf der Hand, wenn die Krankheit von der Vorstellungssphäre ausgeht. Wenn einmal Mesmers Ansicht zum Durchbruch gekommen sein wird, daß Irrsinn meistens nur ungeregelter Somnambulismus ist, der demnach durch

*) Kluge: Darstellug des animalischen Magnetismus als Heilmittel. 269.

**) Sinnet: Die esoterische Lehre, oder Geheimbuddhismus. A. d. Englischen. Leipzig 1884.

***) Platon: Theages c. 12.

organischen Magnetismus behandelt werden soll, wird man sich auch erinnern, daß bei Somnambulen die praktische Verwerthung der Gedankenübertragung schon einige Mal mit Erfolg versucht wurde*).

Schließlich sei noch ein Phänomen erwähnt, welches allerdings nur theilweise hierher gehört, dessen Untersuchung aber eine noch gar nicht abzuschätzende Ausbeute verspricht. Ich meine die Fascination oder Verblendung der Sinne. Der Magnetiseur hat es in seiner Gewalt — wir haben es bei Hansen gesehen — auf die von ihm Behandelten beliebige Gedanken und Vorstellungen zu übertragen, welchen letzteren gegenüber sich diese gerade so verhalten, als wären es reale Objecte. Besonders die Sinne des Gesichts und Geschmacks scheinen leicht verblendbar zu sein. Hansen ließ rohe Kartoffeln für süße Birnen essen, klares Wasser für rothen Wein trinken, und zwar bis zur Betrunkenheit, einen Stock ließ er als Schlange ansehen — das Wunder des Moses! — einen Herrn sich für eine Frau halten ꝛc. Aehnliche Versuche finden sich sehr zahlreich in der Literatur über den Magnetismus seit Mesmer. Die Sache scheint aber schon seit ältesten Zeiten bekannt zu sein. In den Schriften der Alten und des Mittelalters wimmelt es von Berichten, die ohne den Magnetismus und Somnambulismus ganz unverständlich sind, aber unter das Licht dieser gerückt sofort verständlich werden. Darum geht es eben durchaus nicht an, das Studium des Magnetismus unter dem Vorwande zu unterlassen, daß man es für sein Specialfach nicht brauche. Weder die Geschichte, noch die Mythologie, noch die Klassiker überhaupt sind verständlich ohne dieses Studium und keinen Zweig der Naturforschung giebt es, Physik und Chemie nicht ausgenommen, in welchen nicht mehr oder minder der Magnetismus reformirend eingreifen könnte. Ein Mythologe z. B. wird sich vergeblich abquälen, die Fabel von der zauberischen Beraubung des Gedächtnisses zu verstehen, welche Kunst nach Suidas und Saxo Grammaticus von Merkur erfunden wurde, und welche der Redner Curis auf die Bezauberung durch die Titinia schiebt; der Magnetismus aber lehrt uns, daß der Magnetiseur jede beliebige Vorstellung, und wäre es der eigene Name, aus dem Gedächtniß streichen kann.**) Wenn der Magnetiseur umgekehrt jede beliebige Vorstellung übertragen kann, so fällt damit Licht auf die zahlreichen Stellen über Verblendung in der Bibel, bei den Priesterinnen der Insel Sena nach Pomponius Mela und bei den Zauberern des Mittelalters. Wenn Hansen einem Herrn die Vorstellung beibringen konnte, er sei eine Amme, warum sollte es keine Circe gegeben haben, welche die Leute in Schweine verwandelte? Warum sollte nicht der Wehrwolf eine Möglichkeit sein? Und wenn die Hexen der magischen Erzeugung von Liebe und Haß sich rühmten, warum sollte das so

*) Philosophie der Mystik. 311. 357.

**) Vgl. Schindler: d. magische Geistesleben. 83.

unmöglich sein, da jeder Magnetiseur es vermag? Der Arzt Richet befahl seinem Somnambulen, Jemanden zu hassen; zuerst lachte derselbe ihn aus, vermochte sich aber in Gegenwart des zu Hassenden dem Befehle doch nicht ganz zu entziehen.*) Auch Versuche über Verwandlung der Persönlichkeit hat Richet angestellt. Er verwandelte eine Somnambule nach einander in eine Bäuerin, einen General, Priester, Klosterfrau, Matrosen, alte Frau, kleines Mädchen, und diese letztere Verblendung dauerte 1½ Stunden, ohne daß die Somnambule auch nur einmal aus der Rolle gefallen wäre. Einen Somnambulen verwandelte er in einen Papagei, und dieser frug darauf: Soll ich Hanfsamen in meinem Käfig essen? Er verwandelte eine Somnambule in eine Ziege, sie fing zu klettern an; in ein Kaninchen, worauf sie eingebildeten Kohl aß und vor einem Jagdhund davonlief**).

Die Volkssage erzählt, daß Albertus der Große den König Wilhelm von Holland, der 1249 mit seinem Gefolge nach Köln kam und den Heiligen besuchte, während des Winters einlud, im Klostergarten zu speisen. Beim Ueberschreiten der Schwelle sahen sich Alle vom üppigsten Pflanzenleben umgeben und ein königliches Mahl wartete der Gäste. Sobald aber nach der Mahlzeit das Dankgebet gesprochen war, verschwand der Zauber. „Horridam hiemem in floriferam fructiferamque aestatem vertit," sagt der Abt Tritheim***). Was kann der Theologe aus dieser Geschichte machen? Sie glauben. Was kann der sogenannte Aufgeklärte damit anfangen? Sie verwerfen. Aber die Wahrheit liegt wohl auch hier in der Mitte, und wer das Phänomen der Verblendung aus dem Magnetismus kennt, wird auch den Wahrheitskern dieser Sage entdecken. Auch nach Philostratus gibt die Empusa ihrem Bräutigam Menippus ein solches magisches Gastmahl†); und Suidas führt den Parses als eben solchen Gastgeber an. Richet sagte von den Magnetisirten: „Ou peut aussi leur faire prendre part à des repas splendides, imaginaires, ou leur faire avaler les plats les plus dégoutants en affirmant que ce sont choses exquises. A Beaujon je composais des breuvages odieux, quoique inoffensifs, mélange d'huile, d'encre, de café, de vin, et les malades endormies se diputaient ce ragout détestable, des que je leur avais annoncé, que c'était de délicieux chocolat††)." Vermag es ja doch der

*) Richet: l'homme et l'intelligence 529. (1884.)

**) Richet 237—249.

***) Trithemius: Chron. Hirsaug. ad anum 1854. Schöppener: Sagenbuch I. 417. Sieghard: Albertus Magnus. 69—71. (1857.)

†) Philostratus: Vita Apollon. IV, c. 25.

††) Richet 182.

Magnetiſeur, die Sinne eines und deſſelben Menſchen durch einen und denſelben Gegenſtand derart zu verblenden, daß er nach einander das Verſchiedenartigſte darin erkennt, und etwa aus einem Glas Waſſer Schluck für Schluck nach einander Eſſig, Opium, Milch, berauſchenden Branntwein und ein erfolgreiches Purgirmittel trinkt*), während die officielle Arzneiwiſſenwiſſenſchaft immer noch den Teufel durch Beelzebub vertreibt und uns mit wirklichen Purgirmitteln, wie Ricinusöl ꝛc., den Magen verdirbt.

Der Arzt Teſte, deſſen merkwürdige Verſuche Keiner ungeleſen laſſen ſollte, der ſich für die Gedankenübertragung intereſſirt, verabredete mit einem ſeiner Freunde, daß die Somnambule beim Erwachen ſich in's Paradies verſetzt ſehen ſollte. Das Experiment gelang ſo vollſtändig, daß der beim Volke als Zauberer berüchtigte Albertus Magnus ſelbſt nichts Beſſeres hätte leiſten können; denn in dieſem Paradieſe fehlte zwar Adam nicht, wohl aber dieſem die Toilette**). Dr. Bertrand ſagt von einer Somnambulen, daß, wenn man ihr eine Nelke bot, man ſie glauben machen konnte, es ſei eine Roſe. Dem Tabak konnte man einen beliebigen Geruch, einer Speiſe einen beliebigen Geſchmack geben. Man konnte ſie blind machen für alle Anweſenden im Zimmer und dagegen bewirken, daß ſie eine abweſende Perſon für anweſend hielt, und zwar nach ihrem Erwachen auf einen vor dem Erwachen ertheilten Befehl hin***). Warum ſollte nun der Magnetiſeur nicht auch ſich ſelber verbergen können, alſo eine Kunſt exiſtiren, ſich unſichtbar zu machen, wie man es im Mittelalter glaubte. Der Arzt Billot rief ſeiner Somnambulen, als ſie im Begriffe war zu fallen, zu, ſich an den Stricken zu halten — die gar nicht vorhanden waren — und ſie zog ſich an dieſen für ſie ſichtbaren Stricken empor†). Ebenſo führte Regazzoni auf dem Zimmerboden eine Gedankenbarriere auf, die für die Somnambule unüberſchreitbar war††).

Es ſcheint jedoch nicht immer der Fall zu ſein, daß bei der Verblendung der ganze Vorſtellungsgehalt des Magnetiſirten vom Magnetiſeur bezogen wird; auch die eigene Phantaſie des Magnetiſirten kann zur Thätigkeit erregt werden, wenn ihr nur von Seiten des Magnetiſeurs ein als Stichwort wirkender abſtracter Begriff eingepflanzt wird, der ſodann alle mit ihm aſſociativ verbundenen Vorſtellungen gleichſam mechaniſch abſcheuren läßt. Dies ſcheint wohl bei den angeführten Verſuchen von Richke der Fall geweſen zu ſein.

Doch genug von dieſen Dingen! So relativ kurz auch die vorſtehende Skizze iſt, ſo läßt ſie doch erkennen, daß das Problem des Gedankenleſens,

*) Des Mousseaux: La magie 293. (1860) und Prosper Despine: Étude scientifiquo sur les somnambulisme 219. (1880.)

**) Teste a. a. O. 411—437. (1845.)

***) Bertrand: Traité du somnamb. 255 256.

†) Billot: Recherches psychologiques I, 75.

††) Des Mousseaux a. a. O. 238.

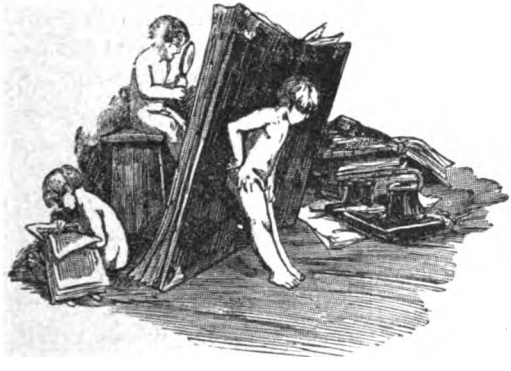
bei dessen Untersuchung sich sogar die Revisionsbedürftigkeit der Acten des Mittelalters herausgestellt hat, von einer Bedeutung ist, die es hoch erhebt über eine bloße Salonbelustigung. Damit will ich über die Experimente Cumberlands durchaus nicht absprechen. Ich wünsche im Gegentheil, daß er sie so lange fortsetzen möchte, bis der letzte Zweifel an der Thatsache der Gedankenübertragung geschwunden ist. Wenn man noch vor einem Jahre einen unserer Materialisten gefragt hätte, ob diese Erscheinung möglich sei, würde er die Frage selbst schon als Beleidigung aufgefaßt haben. Das wird nun hoffentlich, Dank Herrn Cumberland, bald anders werden. Eine genügende wissenschaftliche Erklärung ist zwar derzeit noch nicht möglich, das ändert aber nichts an der Thatsache; denn der Schluß vom Nichtverstehen auf das Nichtsein hat keine Giltigkeit. Uebrigens läßt gerade die monistische Weltansicht, für welche der Dualismus von Kraft und Stoff, Körper und Geist nicht besteht, die also bei jeder geistigen Function die stoffliche Grundlage anerkennt, die Möglichkeit einer Erklärung einigermaßen erkennen. Wie Wärme, Licht und Elektricität, so könnte auch jede Geisteskraft ätherische Vibrationen hervorrufen, welche, gleichmäßig sich ausbreitend, in einem fremden Gehirn ihr psychisches Echo erwecken könnten. Da nun aber Leute wie Cumberland Ausnahmen sind, so muß auch auf Seite des Gedankenempfängers das Phänomen erklärt werden: Wir wissen, daß nur jene äußeren Einflüsse uns zum Bewußtsein kommen, die eine bestimmte Reizstärke besitzen. Weil nun ein auf uns gerichteter Gedanke in seiner stofflichen Darstellung diese Reizstärke nicht besitzt, sind die Gedanken zollfrei, und kann man mit Worten Gedanken verbergen. Nun zeigt sich aber die Empfindungsschwelle des Menschen im Somnambulismus und verwandten Zuständen beweglich, in welchen somit eine geringere Reizstärke genügt, einen Einfluß, z. B. einen auf uns gerichteten Gedanken zu unserem Bewußtsein zu bringen, und es ist nicht undenkbar, daß die dieser Reizempfänglichkeit entsprechende Lage der Empfindungsschwelle bei Manchem permanent ist. Solche Menschen wären alsdann Gedankenleser. Auf Seite des Gedankengebers bietet also die durch Willenskraft steigerungsfähige Stofflichkeit des Gedankens eine vorläufige Erklärung, auf Seite des Empfängers dagegen die Beweglichkeit der Empfindungsschwelle. Jedenfalls ist klar, daß wir, die wir durchaus nichts wissen über die Natur unserer Vorstellungen, über das materielle Substrat derselben und über die Kräfte, wodurch sie erweckt werden, eben wegen dieser Unwissenheit auch über die Uebertragbarkeit der Vorstellungen nicht vorweg ein Urtheil fällen dürfen, sondern nur an die Erfahrung uns halten können. Diese hat nun aber durch Cumberland die Existenz der Gedankenübertragung dargethan, wodurch uns zugleich manche Räthsel in der Geschichte verständlich wurden, so daß wir nun mit Plinius sagen können: „Gleichwie viele Dinge, bevor sie geschehen, für unmöglich gehalten werden, so glauben wir auch von Manchem, was vor Alters geschehen ist, es habe nicht geschehen können.

weil wir es nicht ſelbſt geſehen haben und mit dem Verſtand nicht begreifen können. Dieſes iſt aber die größte Thorheit.“*)

Wenn nun aber die Leute wie Cumberland heute noch zu den Ausnahmen zählen, ſo könnte es doch ſein, daß in ihm der Zukunftsmenſch ſeinen Schatten vorauswirft. Wenn der biologiſche Proceß in der Entwickelung der Sinne und Steigerung des Bewußtſeins bisher immer den Weg einſchlug, die Organismen für immer geringere Reizſtärken äußerer Einflüſſe empfänglich zu machen, ſo muß, wenn er die gleiche Richtung einhält, nothwendig einmal das menſchliche Gehirn jene Empfänglichkeit erwerben, wodurch die derzeit noch beſtehende Zollfreiheit der Gedanken aufgehoben und damit die Lüge aus der Welt geſchafft ſein wird.

---

*) Plinius: Hist. nat. VII, c. 1.



Deutſche Renaiſſance einſt und jetzt.

Von

Robert Viſcher.

— Breslau. —

I.

Es iſt noch nicht lange her, daß uns die Poeſie Deutſcher Renaiſſance aufgegangen iſt. Einerſeits waren es die neu begründeten und die eifriger gepflegten alten Muſeen nationaler und localer Alterthümer, andererſeits die prächtigen Schloßbauten in Heidelberg, wo die Ahnung vom Werthe dieſes zu unſerem Eigenthum verarbeiteten, verdeutſchten Italianismus offeneren Augen zum erſten Male tagte. Zumal im Anblick der Heidelberger Schloßfaçaden ſcheint ſich das Verſtändniß für die Bauweiſe dieſes Styles vorgebildet zu haben, zuerſt nur als maleriſche und culturſinnige Auffaſſung, dann aber auch als baukritiſche Würdigung, wiewohl ohne Bedenken des kunſtgeſchichtlichen Zuſammenhanges: „Man ſchob das Uebrige, wie Lübke ſagt, als eine wenig bedeutende Maſſe bei Seite.“ Dies lag nun freilich um ſo näher, als die meiſten übrigen Architekturwerke jener Zeit bürgerlich ſchlichten, demokratiſchen Charakter haben, der nicht ſo wirkſam in die Augen fällt. Jedoch ſchritt das Intereſſe allmählich zu exactem, fachmäßigem Studium fort und hiemit wurde viel gewonnen. War ſchon die bloße Reproduction der ſchönſten Theile gleichbedeutend mit einer Schärfung des Verſtändniſſes für die Sache, ſo konnte an die begriffliche Beſchreibung, an die äſthetiſche und hiſtoriſche Kritik des ganzen Baues, obwohl ſie zunächſt nur localgeſchichtliche Bedeutung hatte, die Einſicht in den allgemeinen Zuſammenhang anſetzen. Dabei liegt freilich eine ſeltſame Ironie in dem Umſtand, daß das erſte kunſtgerechte Illuſtrationswerk von Seiten Frankreichs ausging, deſſen Truppen unter Ludwig XIV. a. 1689 dieſes herrlichſte Werk unſerer Renaiſſance mit

Pulverminen und Brecheisen zerstört hatten. Wie Frankreich seine eigne Renaissance aus Gründen, die in ihrem höfisch üppigen Charakter und concentrirten Verhältniß zu Residenzen und Adelsschlössern liegen, früher als wir würdigen gelernt hat, so schien es uns auch in der Schätzung eines correspondirenden Prachtbaues unserer Kunst zuvorkommen zu wollen; wenn wir anders von der Einsicht alleinstehender Künstler und Kunstfreunde im damaligen Deutschland absehen dürfen. Von R. Pfnor, dessen Name allerdings nicht sehr französisch klingt, erschien im Jahre 1859 eine glänzend illustrirte monographie du château de Heidelberg mit Text von Daniel Ramée. Jedoch schon zwei Jahre später folgte K. B. Starks gediegene Arbeit über dasselbe Denkmal in Sybels historischer Zeitschrift (VI, 93 ff.).

Und nun begannen sich auch anderwärts die Kunstliebhaber, Sammler, Forscher und Praktiker zu rühren. Ich erinnere nur an Hefner-Alteneck, Riedel, Beisbarth, Mauch und seine Schüler, W. Bäumer, A. Ortwein. Zugleich trat diese Richtung auch auf dem Gebiete der neuen Production hervor. Doch zeigt sich bald, zumal in München, die Consequenz der erst halb bewußten, kritiklosen Beziehung zu der neu beliebten Formenwelt: Nachäffen schlechter, banausischer Muster, dilettantisches Durcheinanderwerfen von Renaissance- und Barockmotiven.

So erschien es gleich sehr als eine Wohlthat für die Kunst wie für die Wissenschaft, daß sich endlich einmal ein Kunsthistoriker an eine strenge, planmäßige Durchforschung des ganzen Stoffgebietes machte. W. Lübkes Geschichte der deutschen Renaissance kam zuerst als fünfter Band von Kuglers Geschichte der Baukunst im Jahre 1872 heraus. Mit dieser großen Leistung unermüdlichen Eifers und klarer durchsichtiger Darstellung war endlich eine sichere Grundlage geschaffen für das Interesse der Künstler wie der Forscher. Nun lagen endlich die verschiedenen Epochen hell zu Tage, die Elemente selbstständiger Entwickelung, die Einschübe und Enclaven national-italienischer Renaissance und die Ausmündung in die allgemeine Hochfluth des Barockstyls. Die bauliche Thätigkeit sämmtlicher Provinzen Deutschlands, Deutsch-Oesterreichs und der Schweiz ist in ihren Haupt-Werken übersichtlich nachgewiesen. Eine Fülle von Stoff ist aufgedeckt, das Bessere vom Geringeren gesichtet und überall führt uns das gewiegte Urtheil des Historikers, welcher in der einzelnen Erscheinung den positiven Sinn und Werth, sowie ihren Zusammenhang mit dem Ganzen erkennt.

Sehen wir uns ferner um in der nachfolgenden Literatur, so kommt zunächst von allgemein-kritischen Aeußerungen Schnaases väterliche Stimme in der Zeitschrift für bildende Kunst in Betracht; sodann vornehmlich Rebers scharf eindringendes Urtheil in einem Artikel der Deutschen Revue. — In sachlicher Beziehung wären hierauf die durch Lübkes Vorgang nicht wenig ermunterten Localforschungen, die verschiedenen Beiträge, die reproductiven Leistungen in den Zeitschriften für Kunstgewerbe und Bauwesen zu registriren. Desgleichen die museographischen Arbeiten, namentlich die prachtvollen

Publicationen von Sammlungen und endlich die technologischen Specialwerke mit ihren reichen Illustrationen. Ich muß mich hier damit begnügen, auf die Leistungen von Zettler, Leitner, Gräsſe, Schauß, Schulze, Raschdorff, Berger, Lessing, Fischbach, Jännicke, Stockbauer, Wernicke, M. Rosenberg hinzuweisen. Den Studien dieser Männer kam das Verständniß der Kunstverleger, Seemanns, Wasmuths u. a. förderlichst entgegen. Hirth, auch als stelbständiger Forscher thätig, hat sich durch seine billigen, echt populären Veröffentlichungen ein hervorragendes Verdienst erworben.

Diese vielfältige Thätigkeit in literarischer und reproductiver Beziehung war aber wesentlich Ausdruck und Hilfsmittel der künstlerischen, zumal der kunstgewerblichen Bewegung, welche in den letzten 12 Jahren vornehmlich den altdeutschen Renaissancestyl zu ihrem Muster erkor, besonders in München, wo sie ganz urwüchsig und scheinbar ohne Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Bemühung aus den Werkstätten und Ateliers hervorging und sofort weite Kreise zog, indem ihr die Sympathie des Bürgerthums, des Volkes zu Theil wurde. Die Technik und die Gestaltungskraft zeigen in dieser kurzen Spanne Zeit fabelhafte Fortschritte. Allein wenn wir die üppigen Producte dieser unserer neuen Renaissance, wie sie besonders in München blüht, mit unbefangenem Sinn betrachten, so offenbart sich uns mit der Steigerung ihres technischen Vermögens und mit der Ausbreitung ihres Erfolges auch eine beträchtliche Zunahme jenes eingeborenen Uebels, das bereits berührt wurde und uns mit Bezug auf seine Ursachen noch einläßlicher beschäftigen wird: wahllose Abhängigkeit vom ungesichteten Kram der alten Muster, einseitig malerischer Standpunkt, Mangel an formaler Logik, an künstlerischer Besinnung. Kein Wunder, daß diese neue Blüthe so auffallend der alten wildschößigen im 16. und 17. Jahrhundert gleicht. Verkennt man denn ganz, daß die letztere von so mannigfachen politischen Störungen beeinträchtigt war, daß sie deshalb nicht zu reiner Kunstentfaltung gelangen konnte, daß es namentlich ihren architektonischen Werken so häufig an Consequenz und reinem Einklang gebricht? Die altdeutsche Renaissancearchitektur war im Wesentlichen das Gesammtproduct von handwerklichen, kleinbürgerlichen Zimmerleuten und Steinmetzen. Steht es uns Modernen an, uns mit einer bloßen Wiederholung hiervon zu begnügen? Wohl uns, daß endlich wieder naive frische Schaffenskraft und Formensinnigkeit erwacht ist, aber als gebildete Menschen erwarten wir auch von unseren Künstlern, daß sich ihre Thätigkeit im Bade kritischer Besinnung läutert. Unser deutsches Wesen besteht vor Allem in Grundsätzlichkeit und so fordert dieses Moment in einem Regenerationsprocesse unserer Kunst sein Recht, wie es in der Entwickelung Albrecht Dürers sein Recht und seinen Erfolg fand. Jedoch ist so specielle Berufung nicht nöthig. Denn allerwärts, wo sich die Kunst zur Kunst erheben wollte, war Denken und Wissen von Nöthen. Wissen wie Denken. Man hat den verlorenen Faden der technischen Tradition wiedergefunden, aber hiermit nicht überhaupt

historischen Sinn gewonnen, sonst würden die Vorstufen als Vorstufen, jede in ihrer relativen Höhe und Niedrigkeit erkannt und die Ergebnisse der kunsthistorischen Forschungen mehr beherzigt werden. Ist das Talent unserer Künstler wirklich stark und mächtig, so wird ihnen Denken und Wissen ebensowenig schaden wie den alten Herren, als sie ihre erste, originale Renaissance eröffneten, den großen Italienern: Alberti, Brunellesco, Bramante, Francesco di Giorgio, Fra Giocondo, Linardo da Vinci und wie sie alle heißen. Die Beziehung unserer heutigen Kunst zu unserer Cultur scheint sich zumeist auf das Interesse für die Editionen des Kunstverlags, für die Illustrationswerke der Buchhändler zu beschränken und nichts weniger als ein gesundes Verhältniß zur Kunstwissenschaft, geschweige denn eine ernstliche Theilnahme an derselben zu sein.

Angesichts dieser steuerlosen Thätigkeit der Praktiker legt sich die Erinnerung an das von ihnen kaum beachtete Werk Lübkes um so näher, als unlängst eine zweite vermehrte und reich illustrirte Auflage erschienen ist. (Ebner und Seubert, Stuttgart.)

Das erste Capitel enthält eine culturhistorische Einleitung und hat den Titel: Die Renaissance des deutschen Geistes. Der Verfasser beginnt mit dem frohen Ausruf Huttens: „O Jahrhundert, die Geister erwachen, die Studien blühen: es ist eine Lust zu leben!“ und er giebt hierauf eine summarische Vorstellung von der damaligen Gährung der Geister, von ihrem Kampf gegen Scholastik, Dogma, Papstthum, von ihrem individuellen Naturstreben, wie sie das Glaubensleben als eine spontane, lediglich auf das eigene Gewissen und die Bibel gestützte Religiosität auffaßten und als solche durchführen wollten, wie sie um sociale Freiheit und Ordnung rangen, und wie dumpf und zäh der Widerstand war, den die thatsächlichen Verhältnisse, die bunte Vielgetheiltheit des Reiches und das habsburgische Kaiserthum bildeten. Nach dieser allgemeinen Skizze wendet er sich den einzelnen Gebieten zu und zunächst constatirt er den Aufschwung der wissenschaftlichen Studien, zumal der klassischen, welche rasch wachsende Beliebtheit und Verbreitung gewinnen, den Zusammenhang derselben mit dem Reformationswerk, die ethische Potenz des deutschen Humanismus. Sodann ist es naturgemäß die Poesie und poetische Literatur der Zeit, welche sein Augenmerk bildet, da in ihr die der Bildkunst zu Grunde liegende Stimmung theils vorbereitet erscheint, theils einen begleitenden, ähnlichen Ausdruck findet. Hierbei hätte die Volkspoesie mit ihren Jäger-, Hirten-, Landsknecht-, Goliarden-Liedern wohl eine näher eingehende Würdigung verdient. Die fernere Darlegung beschäftigt sich mit folgenden Gesichtspunkten: Negatives und positives Verhältniß der Reformation zur Kunst, Indifferenz der meisten Humanisten gegen die Kunst. Allgemeine Dämpfung des Kunstsinnes durch die Kämpfe der Zeit. Kräftiges Leben der Städte, der Hauptherde des neuen Aufschwunges von Cultur und Kunst. Gewerbethätigkeit, Gediegenheit, Kunstfertigkeit der Handwerke. Reger, in weite Ferne gehender, der geistigen

Entwickelung förderlicher Handel und Wandertrieb. Reichthum und Luxus. Bürgerliche Kunstpflege. Die Fugger und Welser. Unbildung, Rohheit des Adels. Allverbreitete Trunksucht, Neigung zum Knotigen und Zotigen. Allmähliche Veredelung der Sitten. Wohlthätige Rückwirkung der Kunstpflege. Einfluß der protestantischen Höfe, des Humanismus und der Reformation. Polizeiliche Ordnung. Hebung des Schulwesens. Reisen in Italien.

Ein reiches Culturbild ist hiermit vor uns aufgerollt, gesättigt von einer Menge anschaulicher Züge, welche von der emsigen Quellenforschung des Verfassers zeugen, geschildert mit jenem ihm eignen gefälligen Flusse des Vortrages, so lebendig, daß der Geist des Lesers sich leichtlich einwohnt auf dem Boden, welchem unsere Renaissance entsprossen ist. Dabei mag sich wohl die Frage nahelegen: ob Lübke gewissen Sittenschilderungen und Reiseberichten der Zeit und Selbstbiographien (Sastrow, Hans von Schweinichen) nicht verhältnißmäßig zu viel Raum gegönnt, zu viel Gewicht verliehen habe? Werden die tölpischen, schlemmerischen, wüsten Gebräuche, das Schwelgen und Gesäufe, alle die Barbareien damaligen Lebens nicht zu nachdrücklich aufgewiesen? Hat nicht historische Gewissenhaftigkeit da und dort allzubreite Schattengebung herbeigeführt? Die Männerköpfe jener Zeit, von der Hand eines Dürer, Baldung Grin, Schaffner, Holbein d. J. verewigt, sehen uns so fest in die Augen, dünken uns so wohlgeschaffen zu „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck", daß denn doch der Totaleindruck jener Sphäre ein sehr positiver ist und das Uebrige fast als Nebensache und bloßer Ueberschaum erscheint. Aber freilich das Positive, die Quellkraft individuellen Daseins ist tiefstes Geheimniß, sowohl für sich selbst als für die Reflexion des Betrachtenden. Das letzte treffende Wort über sich selbst findet ein Zeitalter nicht und auch die überblickende Nachwelt wird mit allem Bemühen, es zu finden, noch vor einem dunklen Reste stille stehn. Faßbarer sind nur die Leistungen, die Resultate der Arbeit und Pflichterfüllung und in dieser Beziehung könnte vielleicht noch Einiges nachgetragen werden. Es wäre so Manches hervorhebenswerth vom Gemeinsinn unserer Vorfahren, von ihrer bürgerlichen Vernünftigkeit und Intelligenz, welche in den Rathsprotokollen der Reichsstädte schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts so klar zu Tage tritt. Wie wohlbestellt und organisch erscheint da vielfach das öffentliche Regiment, die Gesetzlichkeit des Zunftwesens, die strenge Controlirung in den Gewerken. Wie gescheut und charaktervoll wird mit der Geistlichkeit verhandelt. Wohl lesen wir auch scheußliche Hexenprocesse, Beschlüsse unmenschlich harter Strafen, wahnwitzige Anschuldigungen, welche wie Wolken aus einer anderen Welt hereinragen, aber kluge schonende Begleichungen, Acte väterlicher Einsicht, gerechter Entscheidung bilden doch entschieden das Uebergewicht. Erst zu Ende des 16. Jahrhunderts bekömmt der städtische Geist allmählich einen spießbürgerlich beschränkten, zahmen und engherzigen Charakter. Was das Privatleben betrifft, so geben uns

von ehrenfester Gediegenheit, ordentlichem Schalten und Walten theils Hausbücher, theils einschlägige Stellen in Poesien der Zeit näheren Begriff. Lübke erinnert daran S. 23 und 34, doch wäre hierbei vielleicht eine stärkere Betonung erlaubt gewesen, dazu eine Erinnerung an Fischarts „Ehegebührlichkeiten", auch ein Hinweis auf Luther, als den Gründer des evangelischen Pfarrhauses.

Zur allgemeinen psychologischen Würdigung des gesunden Kernes im deutschen Leben jener Zeiten möchte es sich ferner empfehlen, aus den Werken der Humanisten und Reformatoren gewisse Reflexionen anzuführen, welche in Folgendem nur mit raschen Streiflichtern berührt werden können. Die drastischen Züge von Rohheit und Cynismus damaligen Lebens erhalten hierdurch ihre Zurechtstellung. Daß wir in gewissem Sinne Barbaren bleiben, daß dies unser Nachtheil, aber auch unser Vorzug ist, wird damit um ein gutes Stück klarer. Ja, auch unser Vorzug, denn dieses Barbarenthum hat uns davor behütet, uns eine blos ästhetische Reformation für eine sittliche, für eine Heilung des Lebens genügen zu lassen. — Die Renaissance ist bekanntlich als Streben nach Natur und Wirklichkeit, nach persönlicher Selbstbestimmung zu fassen, als tiefe Bemühung, das antike und mittelalterliche Weltideal mit einander zu vermitteln, das Individuum mit Staat und Kirche in ein organisches Verhältniß zu bringen. Diesen Proceß konnte das praktische Leben nicht wohl säuberlich vollziehen, zumal im ungeschlachten Deutschland. Es ist aber doch immer Kraft, Naturkraft, nicht Schwäche, welche ausschritt und den Tadel sittlicher Besinnung herausfordert; auch Lübke räumt dies an einer Stelle seiner Betrachtung ein („aus ungezügelter Naturkraft hervorgegangen"). Und unter diesen Bezug fällt auch die altdeutsche Trinkseligkeit, welche ihrerseits nicht außer Zusammenhang mit der sinnlichen Richtung des Renaissancegeistes überhaupt steht. Die lustige Sinnlichkeit der Zeit ist, wie K. Hagen einmal sagt, ihr „antikes Element" und sie waltete wohl auch sattsam als gesunde Freude und Erhöhung des Lebensgefühles, als naturgemäßer, ersprießlicher Genuß, und dies war doch wohl der bessere Kern in der rohen Schale des wilden Muthwillens. Zum Belege hierfür dürften wohl hauptsächlich gewisse Aeußerungen von Conrad Celtes, Sebastian Brandt, Geiler von Kaisersberg, Urbanus, Peter Schott u. a. dienen. „Ich habe euch verlassen," schreibt Celtes in einer Ode an die Ingolstädter, „weil ich euer schlechtes Bier nicht vertragen kann, weil kein Wein auf hohen Bergen wächst, weil keine Hügel sich über eurer Stadt erheben, weil kein schattiger Fluß vor euch vorbeifließt, außer die ungeheuere Donau. Darum gehe ich jetzt zu den Ufern des angenehmeren Rheins, wo köstlicher Wein wächst, der die Kräfte des Geistes, die Künste der Phantasie erweckt, und den Trinkern die Fröhlichkeit vermehrt." Sebastian Brandt behandelt in seinem Narrenschiff die Laster der Welt bezeichnenderweise als Thorheiten. Er mißbilligt die der Weisheit und Seelenordnung hinderliche Uebertriebenheit der Studien; ebenso Urbanus, der u. A. an Spalatin schreibt: „Die

Knaben sollen nicht beständig sitzen und unaufhörlich Lectionen anhören müssen. — Sie sollen nicht welk, siech und Sauertöpfe werden: ihr fröhlicher Sinn soll nicht ersterben: im Gegentheil, das Blut soll an Heiterkeit gewinnen. Der Trübsinn, der die Gebeine austrocknet, muß heraus. Sie sollen nicht schleichen, wie die Schnecken: sie sollen springen, wie das Reh. Die Rose möge den freien Himmel genießen." Die humanistische Wissenschaft war ja gerade darin neu, daß sie dem Leben in's Auge sah, daß sie auch muntern Austausch und Empfindung, Genuß dieses Daseins wollte. Man gründete gelehrte Gesellschaften, hielt literarische Bankette ab. Hiervon erzählt Hagen mit so gemüthlicher Versetzung, daß ich mir nicht versagen kann, ihn zu citiren: „Die Wissenschaft der neueren Richtung war aus der Studirstube herausgetreten in die Frische des Lebens: sie war, möchte ich sagen, persönlich geworden. Dies beweisen schon die Gelage, wenn gelehrte Freunde zu einander kamen, wo der Becher bis in die tiefe Nacht hinein kreiste und Niemand daran dachte, ängstlich nach der Glocke zu sehen, wenn die Unterhaltung angenehm war. Mit Freude erinnert sich Joh. Vigilius der schönen Zeiten, als Reuchlin bei ihm in Heidelberg war, wo sie sich die Nächte bei einem Glase Wein im Kreise von guten Freunden verkürzten — wenn sie dann des Morgens aufstanden, konnten sie die Kleider noch nicht unterscheiden und verwechselten sie. „Ich habe jetzt wieder guten Wein im Keller," schreibt er an Reuchlin, „komm und hilf mir ihn trinken: denn allein schmeckt er mir doch nicht." Die lustigste Gesellschaft war wohl die in Erfurt oder zu Zeiten in Gotha bei Mutianus. Sie hatten ein förmliches Trinkreich angelegt, von welchem Eobanus Hessus der König war. Noch haben wir seine humoristischen Briefe, womit er seine Genossen zu Gelägen zusammenruft. Er selbst war einer der ersten Trinker. Nicht leicht nahm es Einer mit ihm auf. Camerarius erzählt uns mehrere Anekdoten von ihm, wie er Alle, die sich mitmessen wollten, unter den Tisch getrunken, wie er einst eine Kanne von mehreren Maßen Bier auf einen Zug geleert habe, bis auf die Nagelprobe; wie er diejenigen, welche ihn wegen seines starken Trinkens zur Rede gesetzt, auf seine Schriften verwiesen habe: denen merke man gewiß nichts an."

Dies und Anderes, was uns berichtet wird von damaligen Leistungen im Trinken, ist wohl etwas stark für unseren Geschmack; aber eben daß es stark ist, ist auch das Tröstliche darin. Kein Zweifel, diese Herren konnten es führen, waren wackere Zecher, wenn auch nicht völlig wie Sokrates, so doch in ihrer Weise standhaft und achtbar. Gewiß ist ihnen auch just beim Trinken ihres reinen Weins und Bieres manch guter Gedanke eingefallen, der uns heute erfreut und zugute kommt. Liegt ja doch in der harten Gegensätzlichkeit, im schwerfälligen Habitus deutscher Natur von vornherein ein Anlaß zur Schmeidigung mit Humor, mit Humor in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, das ja guten Saft bedeutet. Sie pokulirten, sie lachten gern und wir kritischen Epigonen, wir Zeitgenossen der Schnaps-

brenner, Bier- und Weinfälscher dürfen ihrer recht wohl auch mit einem hellen Prosit gedenken und im Geiste mitten unter sie hinein sitzen. — Fassen wir aber diese ganze Erscheinung derber Genußsucht von der ernsten Seite, so ist Vorsicht nöthig in Anbetracht gewisser gröblicher Tugenden, welche unseren Unarten wie eine bittre Medicin und Sühne mitgegeben sind. Ich meine die eifernde Wahrheitsliebe, die in's Gegentheil umschlagende Abneigung gegen alle Beschönigung, die harte Berufung eitlen und schlechten Thuns und den sich hiermit verbindenden Hang zum phantastischen Chargiren, Poltern, Schimpfen. Lübke versäumt nicht die Derbheit der grobianischen Satyriker hervorzuheben, jedoch eben diesen Eigenschaften altväterlicher Gewährsleute (wie andererseits den gehässigen Lügen und Uebertreibungen wälscher Gäste) dürfte es wohl guten Theils beigeschrieben werden, daß in den literarischen Belegstellen die Makel unserer damaligen Gesittung so stark hervortreten und daß es uns so leicht passirt, den Katzenjammer der alten Deutschen fortzusetzen und ihren gesunden Frohsinn darüber zu verlieren. — Gesetzt aber, daß es damals wirklich so übel herging in Deutschland und um so viel schlimmer als ehedem im Mittelalter, um so höher zu schätzen ist die energische Ueberwindung des gefährlichen Zustandes von Gesetzlosigkeit, worin sich die Geister nach Abschüttelung des Joches bisheriger Autorität befanden. Sicherlich waren die Deutschen im 15. und 16. Jahrhundert roher als die Italiener, aber sie waren doch nicht so verhetzt und fieberheiß von radikalen Leidenschaften, nicht so ankerlos, verbrecherisch, verfälscht durch Machiavellismus. Ferne von der zweckvollen Gespanntheit und düsteren Schärfe der Wälschen liebte der deutsche Volksgeist jauchzendes Convivium, ohne sich aber so stark zu übertäuben, daß er nicht ernsterer Bedürfnisse inne wurde. Wie würde sich die tiefe Geistessammlung der Reformation und das mächtige Wachsen ihres Anhangs erklären, wenn wir deutsche Rohheit und Trunksucht jener Zeit zu hoch anschlügen? Man könnte wohl sagen: Aus einer Reaction, welche ebensosehr gegen die allerwärts brandende Verderbniß und Völlerei, als gegen die Aeußerlichkeit der Kirche gerichtet war. Allein die Reformation ist nun und nimmermehr blos negativ als Proceß der Reue und Rettung zu erklären. Vielmehr ging sie wesentlich hervor aus einem urwüchsigen positiven Bedürfniß, aus einer kerngesunden Triebkraft deutschen Gemüths, das eben seine Menschennatur durchsetzen wollte, aber nicht ohne sich sofort ein *inneres* Gesetz zu schaffen. So vollzog der deutsche Humanismus etwas, was ihn hoch über den wälschen stellte und was unser Volk vor der Entnervung des italienischen bewahrte, eine ethische Krisis, und so wurde der Geist vernünftiger, rechtsstarker Selbstgewißheit groß, das hellmüthige Bewußtsein der Selbstverantwortung„ welches der eigenste Schatz protestantischen Wesens ist.

Die tiefste Erfassung des wesentlichen Gehaltes deutscher Renaissance spricht sich wohl in den immer noch nicht hinreichend bekannten Schriften Sebastian Francks aus, des „Schwarmgeistes" von Donauwörth. Was ist

bezeichnender für den jugendfrischen und doch ethisch bedingten Individualismus, der uns mit so hart geschlossener, unbeirrbarer Miene aus den Bildnissen damaliger Männer anblickt, als folgende Worte Francks:

„Ein Christ weiß wohl, daß er von Natur ein Sünder ist, zugleich aber daß er, in Christo gerecht und ohne Sünde, seines Herzens ein Herr ist, gesetzt wiederum in die Unschuld und Herrlichkeit, daraus es durch den Fall Adams gefallen ist, hat wieder einen freien Willen, ist ein Freiherr, aller Ding ein Herr. Denn Gott hat durch Christus in uns wiederbracht Alles, das wir durch Adam verloren, ja er hat uns wiederum nach seinem Bild gebildet. Christen sind mit Gott vergottet, ein Leib und Gott mit ihm."

Was ferner den anderen Pol des Renaissancegeistes, das mit dem Individualismus correspondirende Naturstreben betrifft, so wären hierüber zum Mindesten folgende Worte Francks werth citirt zu werden. „Gott, sagt er, wirkt das Wesen in jedem Ding wie es ist; in jedem Ding ist also Gott. — So wirkt er auch die Sünde in den Sündern; aber so daß er die Sünde mit Sünde strafet: denn Sünde ist der Sünde Straf. — Gott kann nichts wider die Natur thun, weil er sonst wider sich selbst thun würde. Die Natur ist also etwas Göttliches, nichts Anderes, als was Gott selbst will und giebt. Gott selbst ist in der Natur und zwar beständig wirkend. Gleichwie die Luft Alles erfüllt, und nirgends nicht ist, oder etwas leer läßt und doch in keinem Orte beschlossen ist, oder werden mag und wie der Sonnenschein allenthalben ist, den ganzen Erdboden überleuchtet und doch auf Erden nicht ist, so gar, daß er alle Dinge auf Erden grün und fruchtbar macht, härtet und weicht, grün und dürr macht: also ist Gott in Allem und wiederum Alles in ihm beschlossen. Denn wie er alle Dinge durch sein Wort in ein Wesen und Natur hat gestellt und erschaffen, also hat er sein Wort, Natur, Wesen und Fäuste nicht wieder daraus oder davon gezogen, wie ein Schuhmacher, so er einen Schuh ausmacht und liegen läßt, oder wie ein Strauß sein Ei, sondern er hat sein Wort in allen Dingen gelassen, daß er Alles erhalte, regiere, sein Natur und Wesen gebe, trage, daß es darin lebe, webe, wachse: daß das Wort, wie aller Ding Natur, Leben und Wesen ist, also aller Ding Mutter, Erzieherin, Ernährerin, Erhalterin sei, daß Gott nicht eigentlicher beschrieben werden mag, denn daß er sei Alles in Allem, aller Wesen Wesen, aller Leben, Gewächs, Natur: Leben, Gewächs, Natur. — Die Alten, so der Natur haben gefolgt und Ohren gegeben, sind viel weiser und gottesgelehrter gewesen, als sie Gott und die Natur in sich haben hören predigen, und wie Plato empfunden, daß der Schatz aller Künste Gottes in dem Acker des Herzens vergraben liegt und daß aller Gemüth mit Gottes Kunst und Wort besäet ist, wer es nur suchte und aufgehen ließe" ꝛc. — Wie auffallend gemahnt dies an jene bekannten Sätze Dürers von der Vollfassung des Gemüthes durch fleißiges Nachbilden und vom versammelten heimlichen „Schatz des Herzens"! Dieselben in ihrem Wortlaut

zu citiren, wird sich die Gelegenheit ergeben, wenn wir uns zum Schluß mit der neudeutschen Renaissance befassen.

Es ist eine der schwierigsten Aufgaben des Kunsthistorikers, bei Betrachtung der dem künstlerischen Betrieb zu Grunde liegenden und analogen Elemente in Politik, Cultur, Wissenschaft, Poesie der Zeit, womit er es zu thun hat, das nöthige Maß zu finden, nicht zu viel und nicht zu wenig zu geben, überall die entsprechende Betonung abzuwägen. Möge es daher auch diesen anspruchslosen Glossen zu gute gehalten werden, daß sie theils zu lang und theils zu kärglich ausgefallen sind.

Das zweite Capitel des Lübke'schen Werkes beschäftigt sich sachgemäß zunächst mit den Anfängen der deutschen Renaissance bei Malern und Bildhauern. Denn schon zu Anfang bedienen sich dieselben im Beiwerk der Formen des neuen italienischen Baustyles, welcher (von vereinzelten Versuchen abgesehen) erst etwa seit 1540 auch von den deutschen Architekten angenommen wurde. Zum Belege hierfür bespricht der Verfasser Hartmann Schedels Chronik von 1493, Hans Burgkmairs Gemälde und Holzschnittwerke (seit 1502); ferner Einschlägiges von den beiden Holbein, von Daniel Hopfer, Albrecht Dürer, Aldegrever, Pencz, Cranach, Hans Schäufflein, Hans Sebald und Bartel Beham. Sodann wendet er sich zur Plastik, um vor Allem Peter Vischers Werke hervorzuheben und uns endlich an den reichen fürstlichen Grabmälern vorüberzuführen.

Das dritte Capitel behandelt die Renaissance in den Kunstgewerben. Ein wichtiges Thema; denn auf diesem Gebiete hat die deutsche Kunst zu jener Zeit „eine Fülle und Lebenskraft erreicht, welche die der übrigen Länder übertrifft". Wir überzeugen uns von der hoch entwickelten Kunst der Schreiner und Drechsler, von der freundlich schönen Ausstattung der Wohnräume mit Täfelwerk, reich geformten und ausgeschmückten Kästen, Tischen, Stühlen, Bettladen, Truhen. Sodann werden die köstlichen Arbeiten der Goldschmiede und Elfenbeinschnitzer in's Auge gefaßt, besonders die Leistungen eines Wenzel Jamnitzer, Paul Flint, Anton Eisenhoit, Hans Mülich, Desiderius Kolmann, Georg Sigmann u. A., ferner die Zierwerke der Eisenschmiede, Schlosser, Mechaniker, Buchbinder, die prächtigen Schildarme, Gitter, Leuchter, Thürklopfer, Eisenkästchen, Standuhren, Lederpressungen ꝛc.; die Fensterdecorationen und Wappenstücke der Glasmaler, die textilen und keramischen Arbeiten, die Teppiche und Stickereien, die behaglichen Oefen, die einladenden Krüge, deren reichlich erhaltener Bestand uns von dem Durst unserer Vorfahren allerdings eine höchst respectable Vorstellung giebt.

Daß Lübke auch dieses Capitel dem Eingang zur Architektur vorangestellt hat, ist durchaus gerechtfertigt. Denn die deutsche Renaissance leistet ja, wie gesagt, gerade im Kunsthandwerk ihr Höchstes. Diese Voranstellung ist aber auch insofern begründet, als mehrere Formungsmotive des Kunsthandwerks auf den Styl der Architektur maßgebend überwirkten.

Im vierten Capitel werden die Bautractate besprochen. Zuerst wird hingewiesen auf Albrecht Dürers Bemühungen, „die Schranken des Handwerks zu durchbrechen, durch unablässige Studien und Untersuchungen die Kunst vom Dilettantismus zu erlösen und ihre Theorie festzustellen". Das dritte Buch seiner „Unterweisung mit Zirkel und Richtscheit" (1525) zeigt ihn in einer ähnlich getheilten Stellung wie seine Zeitgenossen. Er sucht sich an Vitruv anzuschließen, doch spinnt er zugleich an der spätgothischen Tradition weiter, welche sich theils nüchtern schematisch in geometrischem Formelwerk gefällt, theils auf naturalistische Seltsamkeiten ausgeht. Ein Zwiespalt, worin auch „ein schön nützlich Büchlein und Unterweisung der Kunst und Messens von Hieronymus Rodler (1531)" befangen ist. Sodann wendet sich Lübke zum deutschen Vitruv von Walter Rivius (1548, einer Bearbeitung der 1521 zu Como erschienenen Vitruvausgabe von Cesariano). Die Schriften dieses Nürnberger Arztes und Mathematikers bezeichnen offenbar den Moment, wo die italienische Behandlung der antiken Formen in Deutschland eindringt. Auch in seiner „Neuen Perspective" (1547) stützt er sich auf die Italiener, besonders Leon Battista Alberti. Aus späterer Zeit bespricht L. die Tractate von Rntger Käßmann, Gabriel Krammer, Georg Haas und endlich die „Architektura" von Wendel Dieterlin.

Hiermit ist denn ein dankenswerther Anfang gemacht zu einer Geschichte der Bautheorie und Zierlehre deutscher Renaissance. Einiger Ergänzung durch weiteres Material wird er zwar bedürfen und dazu mögen folgende Notizen dienen, die ich hier nur einfach aufreihe:

Der klarste und einflußreichste Tractatschreiber der Architektonik deutscher Renaissance ist Hans Blum von Lohr am Main. Die bei Chr. Froschouer anno 1550 in Zürich herausgekommene, dem Züricher Bürger- und Bauherrn Junker Andreas Schmid gewidmete Ausgabe seines Säulenbuches scheint die erste zu sein. Und zwar die lateinische Edition desselben mit dem Titel: „Quinque columnarum exacta descriptio atque delineatio, cum symmetrica earum distributione, conscripta per Joannem Bluom, et nunc primum publicata, Tiguri apud Chr. Froschoverum, a. 1550." Die deutsche scheint unmittelbar darnach, wenn nicht gleichzeitig erfolgt zu sein; dieselbe hat folgende Ueberschrift: „Von den fünff Sülen grundtlicher bericht vnnd deren eigentliche Contrafeyung nach Symmetrischer vßteilung der Architectur. Durch den erfarnen vnd der fünff Sülen wolberichten M. Hans Blumen von Lor am Mayn flyßig vß den antiquiteten gezogen vnd trüwlich als vor nie beschehen inn Truck abgefertiget. Getruckt zu Zürich bey Chr. Froschouer 1550." Aus der Vorrede und Widmung citire ich einige mit Rücksicht auf die Zeitbestimmung wichtige Bemerkungen: „Wiewol ich etlich jar här, Eerenuester J. mir selbs entzogen, etwas der nüwlich (by vns Tütschen) härfür glantzenden kunst der fünff Sülen an tag zegeben, in hoffnung es wurdind andere hochuerständige Meister sich herfür thun vnd zu gutem vnd nutzbarkeit der gantzen Tütschen nation söliche lobwerdige kunst im truck vßgon lassen. Dieweyl aber söllichs

wider min Hoffnung vilicht vß verbunst oder in ansähung eigens genieſſes auch vß anderen vrsachen vonn niemants biß här beſchähen. Hab ich kleinfüger diſen groſſen vnd nutzlichen ſchatz allen diſen kunſt liebhabern nit länger können noch wollen verhalten: ſondern jnn mit allen trüwen nach meinem beſten vermögen mitzeteilen." — Am Schluſſe heißt es: „Sölchen vnderricht hab ich allain darumb geſchriben: auff daß man darbey abnemmen vnd verſtehn möge, daß diſe kunſt nit erſt von neüwem erdicht ſei, ſondern vor etlich tauſend jaren, zu den zeyten Solomons des künigs ſchon allbereit geweſen: Welcher den tempel zu Jeruſalem auff Corinthiſche art hat laſſen machen, vnd das künigklich hauß: wie Joſephus meldet." — Auch Ducerceau hat es ja unter Anderm mit „Salomoniſcher Ordnung" zu thun. — Blum fährt fort: „Es iſt auch diſe art zu Rom, Venedig vnd in gantz Italia gebraucht worden, aber „erſt innerthalb 8 Jaren in Teütſchland kommen" (alſo 1542) „vnnd die rechte ſymmetry dermaſſen herfürgeſtrichen worden, daß auch die zu Rom vnd Venedig nie ſolcher kunſt ſo ein gewüſſen grund gewußt habend als yetz in den Sülen angezeigt wirt mit der höhe, dicke, breite, verjüngung, vßladung vnnd der gleychen, das auch nit ein ſtrichlin iſt das nit ſie recht ſymmetry vnd teilung habe." — Als Fortſetzung dieſer Arbeit gab dann Blum im ſelben Verlag s. a. „ein kunſtrych Buch von allerley antiquiteten, ſo zum verſtand der Fünff Seulen der Architectur gehörend," heraus, aus deſſen Vorwort die Bemerkung beachtenswerth iſt: „Nach dem vnd ich vor etlichen jaren ein Büchlin von den fünff Seülen der Architectur hab laſſen außgon, der hoffnung dz nit allein die hochuerſtendigen, ſundern auch die ſo eins mittelmäſſigen verſtands wärend, wol verſton vnd begreyffen möchtind, Welches auch zum teil (sic) geſchähen iſt, der gſtalt, dz ſich vil in ſölicher kunſt wol alſo geübt habend, daß nit allein mein außgangen Büchle wol verſtanden, ſonder ſind wyter geſchritten, vnn der kunſt mit hohem verſtand fleyſſig nachgetrachtet, wie die nach der leer Vitruuy ſöllen gebraucht werden. Dieweyl aber einem Werckmeiſter vilerley zu wüſſen von nöten iſt, ſo habend ſy etlicher als der notwendigen ſtück der Architectur gemanglet, welche ich alleſamen nach der lenge in diſem Buch gnugſamlich anzeigen wil. Als namlich Rundunggeſimps, — Capitäl — geſimps ſo auff die außzüg gehörend" ꝛc. — Sodann iſt eine Züricher Ausgabe sine loco et anno zu conſtatiren, worin die Widmung an Schmid fehlt. Das Titelblatt derſelben enthält in reicher Thorumrahmung ein römiſches Ruinenbild encyklopädiſchen Charakters, welches nur mit ähnlichen Entwürfen Ducerceaus vergleichbar ſcheint. (Vgl. ſeine a. 1550 publicirten Stiche nach „Leonardus Theodoricus (Léonard Thierry) qui nuper obiit Antverpiae"). Es iſt aber ein dritter Theil beigefügt mit folgender Aufſchrift: „Anhang des Säulenbuchs: beſtehend In warhaften Contrafatturen etlich — alt — und ſchöner Gebäuen, nach Dioptriſcher art und außteilung von wolbewährten Antiquiteten eigentlich abgeriſſen. Den Mahlern, Goldſchmiden, Schreinern (sic), Stein-

mezzen, und andern Künstlern sehr dienstlich": Sechszehn Compositionen von Palästen, Centralbauten, Triumphthoren u. a. Zwei Blätter sind bezeichnet: Eines, einen dreistöckig abgestuften Rundtempel darstellend, mit der Jahreszahl 1545 (über der Pforte), ein anderes, ebenfalls einen Rundtempel, aber mit vorgestellten Thorgiebeln, enthaltend, mit der Jahreszahl 1558 und den Monogrammen PW. und I. in W., welches letztere wohl auf Johann Wolff zu deuten ist. Und dieser scheint auch der Drucker und Herausgeber der ganzen Edition zu sein, wie er denn als solcher in einer anderen Auflage von 1596 ausdrücklich bezeichnet ist. — Dieser Anhang scheint mir nun kunsthistorisch von großer Wichtigkeit, denn ich fand bei einer Vergleichung mit „aliquot templorum antiquo more constructorum exempla", welche Ducerceau a. 1550 in Orleans herausgab, daß sich mit denselben mehrere Compositionen dieses Anhangs zum Säulenbuche Blums fast vollkommen decken. So auch sein Rundtempel, welcher die Jahreszahl 1545 hat, mit dem „templum Jovis" in dieser Publication Ducerceaus von 1550. Nun hat aber der letztere auch einzelne Entwürfe herausgegeben und vielleicht schon vor 1545; darunter mag sich auch der vom „templum Jovis" befinden. Leider kann ich dies bei dem beschränkten Material, das mir zu Verfügung steht, nicht feststellen, also auch nicht entscheiden, welcher von beiden der originale Urheber ist. Die allgemeine Wahrscheinlichkeit spricht für Ducerceau; denn diese Compositionen Blums treten, wie sein ganzes Werk, aus dem — im Vergleich mit der gleichzeitigen Architektonik Frankreichs doch viel phantastischeren und unreiferen — Wesen deutscher Renaissance auffallend heraus, wenn auch Anderes demselben homogen bleibt.

Noch mehrere Neudrucke von Blums Tractat wären zu verzeichnen. Nagler erwähnt in seinem Künstlerlexikon (I., 545) eine Züricher Ausgabe von 1567. Außerdem existirten, soviel ich finde, Editionen von 1579 (Zürich), 1612 (Amsterdam, W. Janssz), 1627 und 1655 (Zürich, Bodner) und die ziemlich beträchtliche Anzahl derselben zeugt vom Ansehen und Einfluß dieser Arbeit.

Nach Betrachtung der beiden Arbeiten von Rivius wirft Lübke kurze Seitenblicke auf die Perspectivwerke von Erhard Schön, Hirschvogel, Jamnitzer, Leucker, Heinrich Lautensack, auf Speckles Tractat von Festungen und wendet sich hierauf zur ferneren Folge eigentlicher Bau- und Zier-Lehren. Zunächst beschäftigt er sich mit Rutger Käßmann. Er citirt eine undatirte Ausgabe mit dem Titel: „Architectura nach antiquitätischer Lehr- und geometrischer Austheilung, gedruckt zu Cöllen durch Johann Büchsenmacher, erstmals durch Hannß von Lohr" (also Blum!), „die fünf Säulen aber jetzt aus Holz fleißig in Kupfer geschnitten, die fünf Termen verordnet durch den vitruvianischen Architekten Rutger Käßmann, Bildhauerer und Schreiner (sic). Soviel ich fand, existiren ferner noch drei Ausgaben dieses Tractates: von

1627 (Köln, Gerh. Altzenbach), von 1630 und 1659 (ibid.). Sodann bespricht Lübke Gabriel Krammer's „Schweiffbüchlein" (1611, Köln, Johann Büchsenmacher). Hiezu ist erwähnenswerth, daß vom selben Verfasser eine Architectura („von den fünf Säulen sambt iren Ornamenten und Zierden" ꝛc.) aus dem Jahre 1600 s. l. existirt, desgleichen eine Nürnberger Ausgabe s. a. und eine Prager v. J. 1606. Auf dem Titel nennt sich der Verfasser ausdrücklich einen Züricher. Bei jenem Buchdrucker Büchsenmacher in Köln gaben auch die Straßburger Veit Eck und Jakob Guckeisen (beide Schreiner wie Kaßmann und Krammer) gemeinschaftlich eine Sammlung von „etlichen architektischen Portalen, Epitaphien, Caminen und Schweyfen" i. J. 1596 heraus. Im gleichen Verlag erschien s. a. ein „Seilenbuch" mit den Monogrammen HE und I in G, von welchen das letztere wohl Jakob Guckeisen bedeutet. Lübke erwähnt v. J. 1609 eine mir unbekannte Collection von 24 Tabernakel- und Altar-Compositionen mit dem Monogramm HE. Sodann macht er auf die merkwürdigen Deckenentwürfe des Hoftischlers Georg Haas (1583, Wien, Stephan Kreutzer) aufmerksam. Nagler vermag, nebenbei bemerkt, das Monogramm G H nicht zu deuten. — Eine eingehende Besprechung finden sodann die phantastischen Vorlagenwerke des Straßburger Malers (sic) Wendel Dietterlin (1591, 1598). Als Analoga hiezu wären noch die Entwürfe von Thüren, Fenstern, Decken zu notiren, welche Daniel Mayer, Mahler (sic) bei Joh. Theod. und Joh. Israel de Bry in Frankfurt a. 1609 mit dem Titel „Architectura" erscheinen ließ. Endlich verweise ich noch auf ein Werkchen, das in zwei Theilen s. a. bei Paul Fürst in Nürnberg herauskam. Der erste Theil, welcher sich noch im charakteristischen Elemente deutscher Renaissance bewegt, hat den Titel: „Künstliches Schweiffbuch für die Schreiner oder Tischler und dgl. Künstler." Der zweite, bereits völlig barocke Theil hat den Titel: Neues Ziratenbuch, ander Theil durch Meister Friederich Unteutsch, Stattschreinern in Frankfurth (ibid. s. a.). Hier sehen wir nun, näher betrachtet, wie an die Stelle der streng planimetrischen und stereometrischen, ächt tektonischen Formungsart das hypertrophische Knollenwerk getreten ist, welches uns von so vielen Epitaphien, Pforten, Chorstühlen, Altären dieser Spätzeit geläufig ist, das barocke Schwelgen in allerlei weichlich derben Bildungen, welche an Knödel, Korallen, geschwollene Würmer, Lappen, Muscheln, Ohren, Nasen, Rüssel, Schneckenhörner, Euter, Hahnenkämme gemahnen und theilweise von diesen Anklängen zur directen Imitation übergehen. Aus dem Schreiner ist ein Thonkneter, Lehmformator geworden. Der Thonstyl, das heißt die Laune des experimentirenden Modellators, hat den Holzstyl abgelöst. Die in der Holztechnik gefundenen Motive bekommen eine Art Rückenmarks-Erweichung und wachsen, wanken, baumeln nach allen Richtungen auseinander. Aehnliches findet sich, aber noch toller entwickelt, in Simon Cammermeiers, wohlbenahmten Schreiners zu Wemding, neuem Zierathenbuch (Nürnberg s. a. und 1678) und etwas mäßiger im Anhang des Säulenbuchs von Johann und Georg Erasmus

(Nürnberg, s. a.). Dieser letztere ist übrigens nicht zu verwechseln mit dem ähnlich gestimmten Georg Caspar Erasmus, Schreiner und Bürger zu Nürnberg, welcher 1666 und 1667 beim Kunsthändler Johann Hofmann ein „Seulenbuch" herausgab mit Beifügung von fünf Termes, wie solche von Vitruvio, Barozzio, Bluhmen (sic) u. a. berühmten Baumeistern gebraucht wurden. Schließlich mag noch erwähnt sein, daß zehn Jahre später der Prager Maurermeister Abraham Leuthner „eine gründliche Darstellung der fünff Seullen" veröffentlichte, „wie solche von den weitberühmbten Vitruvio, Scamozzio und andern vornehmben Baumeistern zursamben getragen und in gewiße Außtheillung verfaßt worden". Derselbe copirt im ersten systematischen Theil das Säulenbuch von Blum wörtlich und Zug für Zug und im Anhang, der sonst freilich — abgesehen von einigen Imitationen nach Wendel Dietterlin — den Charakter italienischer Spätrenaissance trägt, ist auf Tafel 45 ein Palast-Entwurf zu finden, dessen Original jener Anhang zu Blums Tractat enthält, worin so viele Blätter mit Ducerceaus Compositionen übereinstimmen.

Leuthner erwähnt auf dem Titel seines Buches auch Scamozzi als seinen Lehrmeister, G. L. Erasmus: Barozzi. Es wäre nun gewiß näher untersuchenswerth, inwiefern diese und andere italienische Tractatschreiber auf die Deutschen einwirkten, in welchem Umfang ihre Werke benützt und übersetzt wurden. Es giebt mehrere deutsche Ausgaben desselben; die meisten traten freilich erst hervor, als die national-deutsche Renaissance ausgeblüht hatte und bereits dem klerikalen und höfischen Baugeiste italienischer und französischer Spätrenaissance gewichen war.

Das fünfte Capitel in Lübkes Werk mit der Ueberschrift: „Gesammtbild der deutschen Renaissance" ist von hervorragender Wichtigkeit. Der Verfasser zieht hier die Resultate seiner vielfachen Durchforschungen der Baumonumente und stellt die Grundzüge fest. Ohne mich genau an die Folge seiner Betrachtungen zu halten, will ich in Folgendem das Wesentliche hervorzuheben suchen.

Erst nach Beschwichtigung der öffentlichen Wirren durch den Augsburger Religionsfrieden gelangt der neue Baustyl zum vollen Durchbruch und findet sodann zu seiner ruhigen Entwickelung einen Zeitraum von 60 Jahren. Weil aber hier in Deutschland kein dominirendes Herrscherhaupt da ist wie in Frankreich, so nimmt er sofort einen demokratisch-bürgerlichen Charakter und handwerklich-derben Zuschnitt an, um ihn — wenigstens im besonderen Bereich der Architektur — immer festzuhalten. Mit seiner so späten Einführung hängt es zusammen, daß seine Geschichte eine ganz andere ist als im Lande seiner Herkunft, indem er sich schon von Anfang an in Vermischungen von Formen der Früh-, Hoch- und Spätrenaissance gefällt. Jedoch lassen sich immerhin drei verschiedene Entwickelungsstufen unterscheiden, deren Zeitmaße aber unbestimmt und deren Grenzen vielfach verschoben sind.

In der Epoche der ersten knospenhaften Anfänge, welche ungefähr bis

1550 währt, bemerken wir ein Vorwalten der oberitalienischen Frührenaissance und ihres decorativen Charakters, besonders eine Neigung zum plastischen Pflanzenornament. Die bauliche Gliederung, besonders die Behandlung der Säule ist noch dilettantisch spielend und die gothische Tradition wirkt noch kräftig und vielfältig nach, sowohl in der Gesammtanlage als im Zierwerk.

In dem Zeitraum zwischen 1550 und 1575 nehmen wir dann eine Veränderung, eine mehr systematische, eine verständnißvollere Bauweise wahr, Dank den theoretischen Studien, welche wir vermerkt haben. Aber die Macht der gothischen Gewohnheit ist immer noch nicht gebrochen. Der Kampf des vertikalen Strebens mit dem horizontalen der italienischen Renaissance bleibt unversöhnt. Daher glückt nur der gemüthlich malerische Profanbau und das Erforderniß einer monumentalen Architektonik deutscher Renaissance erfüllt sich nur vereinzelt und nicht unbedingt in Werken wie der Otto-Heinrichsbau zu Heidelberg und die Bogenhalle am Rathhaus zu Köln, außerdem mancher Orten im Kleinen, an edlen Prachtpforten. Ueberdies melden sich bereits die ersten Boten des Barockstyls. Nun wird ganz klar, wie sehr es an wirklichen Künstlern, an wahrhaften Meistern, wie sehr es andererseits an großen Wirkungskreisen fehlte, am rechten Nährboden für geniale Naturen. Das Bauen lag eben — wir haben es bereits constatirt — zumeist in den Händen schlichter, wackerer Zimmerleute und Steinmetzen.

Von diesem zweiten Entwickelungsstadium findet sodann ein fließender, kaum näher bestimmbarer Uebergang zum dritten statt, welches das letzte ist, denn in der langen Sturmfluth des dreißigjährigen Krieges mußte vor Allem die baukünstlerische Triebkraft ersticken. Die Derbheit und Fülle der Ziermotive nimmt in dieser Schlußepoche zu. Mit Vorliebe wird nun das schon in der Mitte des Jahrhunderts gepflegte Flachornament ausgebildet, dessen Ursprung Lübke in der Schmiedekunst findet. Eine andere, von vielen Technikern gehegte Ansicht sieht hierin die Einwirkung der Holzdecoration, der in Sägformen bestehenden Zierkunst damaliger Tischlerei auf die Architektur. Diese Ansicht, welche mir besser begründet scheint, kann sich schon von vornherein auf die große Rolle berufen, welche die höchst volksthümliche Schreiner- und Drechslerarbeit in der deutschen Renaissance spielt. In der That gemahnen die beliebten Durchbrechungen der Steinfläche durchaus an Brettausschnitte, an Laubsägenarbeiten.

Vonvornherein hat ja die Formenbehandlung etwas holzmäßiges. Die Ausbauchung der Säule ist vermuthlich schon in der Lombardei zuerst in Drechslerwerkstätten entstanden und von hier aus in der Architektur eingeführt worden, zumal in Deutschland, wo diese Form so starken und weit verbreiteten Beifall fand. Mit Recht wird von technischer Seite auch auf die tiefen Einkehlungen am Fuß und Kapitäl, überhaupt auf die scharfen Profilirungen hingewiesen, Eigenschaften, welche die maßgebende Herrschaft des Holzstyles, des namentlich in der Drehertechnik entwickelten Formengefühls besonders klar erkennen lassen. Auch die beliebten Facettenköpfe lassen sich

wohl leichter aus der Gewöhnung an Schnitzarbeiten als aus der Ueberwirkung der allerdings hoch entwickelten Schmiedekunst erklären. Dagegen scheint mir der letzteren das sogenannte Cartouchenwerk entnommen, jene in der Spätzeit so sehr beliebte schildartige Verzierung der Fläche, z. B. an Schlaudern und als Rahmen von Wappen, Epitaphien, Spruchtafeln ꝛc. mit herausgebogenen, gerollten Bändern und Lappen. Hier haben wir doch wohl eine Form, welche an gewalztes Blech und geschmiedetes Eisen erinnert und weder in Stein noch in Holz stoffgerecht erscheint, wie sehr sie auch überall wohlthuend wirkt, wo sie mit künstlerischem Blick angebracht und schwungvoll behandelt ist. Es sollte dies eigentlich auf eine Beleuchtung des Widerspruchs führen, der in der deutschen Renaissance zwischen optischer, technologischer und constructiver Auffassung waltet. Burckhardt hat ihn bekanntlich in der italienischen Renaissance-Architektur nachgewiesen, deren ästhetischen Werth er vornehmlich in den Verhältnissen für's Auge findet, nicht im constructiven Organismus. An anderer Stelle hebt er hervor, wie sehr die italienische Renaissance — wenigstens in ihrer guten Zeit — stoffgerecht ist (im bekannten Sinne des Wortes, daß die Form dem Material entspricht) und was sie leistet im monumentalen Steinstyl. Soweit gelangt nun die deutsche nicht, welche auf der Stufe der Zimmermanns- und Drechslerkunst stehen bleibt. Ich schließe mich hierin der Auffassung von C. Sitte an, dem ich überhaupt werthvolle Winke verdanke. Derselbe hat vergangenen Winter im Wiener Museum einen Aufsehen erregenden Vortrag gehalten, wobei er die Profilirung der italienischen Steincharaktere und der deutschen Holzcharaktere in höchst belehrenden Illustrationen nebeneinander stellte. — Im Holzbau ist die Formensprache der deutschen Renaissance dem verwendeten Stoff höchst angemessen, mehr vielleicht als die der italienischen, im Steinbau dagegen bleibt sie holzmäßig und erscheint solchergestalt barbarisch. Gleichwohl aber nicht unwirksam, nicht stumpf. Denn in der Art, wie die Formen behandelt und vertheilt sind, liegt ein optischer Reiz, den wir, sofern die Abstraction von der Gewöhnung plastisch-organischer Anschauungsweise gelingt, angenehm, gemüthlich, freundlich, schön, ja mitunter prachtvoll, bezaubernd nennen müssen. Diese bauliche Optik deutscher Renaissance ist freilich nicht so leicht nachweisbar wie die der italienischen, sie erscheint mehr frei malerisch. Nennt man sie aber malerisch im willkürlichen Sinne, mit tadelnder Meinung, so ist dieses Prädikat doch sehr disputabel; denn es ist kein Zweifel und auch Lübke spricht es im Vorwort zur zweiten Auflage seines Buches aus, daß diese Architektonik ihren festen Generalbaß hat. Steht sie doch in einer tiefen Uebereinstimmung mit unserem Raumsinn, mit unserem Formengefühl. Aber auch einem fremden Auge kann ihr Werth nicht ganz unzugänglich sein. Wir haben es also mit einer bestimmten Gesetzmäßigkeit zu thun. Dieselbe ist noch unerwiesen und was hier vorgebracht wurde, ist ja nur fragmentarisch, wir vertrauen darauf, daß es sich vor einer scharfen physiologisch-psychologischen Untersuchung lichten wird. Dies gilt natürlich

nur vom Ideal der deutschen Renaissance-Architektur, nicht von ihren historischen Werken, deren Unzulänglichkeiten bereits zugegeben sind.

Doch es ist hier nicht der Ort zur näheren Befassung mit einer so intimen Frage, deren nähere und zusammenhängende Beantwortung eine eigne Abhandlung erfordern würde. Wir haben uns des Weiteren nach den Hauptformen umzusehen, deren sich die deutsche Renaissance bedient. Noch ist nachzutragen, daß der Säulenbauch gerne mit gezacktem Blattwerk versehen wird. Die Basen sind oft knollenartig behandelt. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts erhält die nun reiner geformte Säule in vielen Fällen einen breiten, mit zierlichen Sägformen durchbrochenen Gurt am unteren Theil und Löwenköpfe an der Front des hohen Sockels. Solche Säulen, welche meist von großem Reize sind, gemahnen wohl in der bezeichneten Gurtbehandlung metallotechnisch; aber die Schmiedekunst selbst ist in dieser Hinsicht aus dem Einfluß der Holzornamentik zu erklären. — Die Pilaster sind meist cannelirt oder umrahmt und mit Arabesken gefüllt, später alla rustica mit Bossagen behandelt, oder hermenartig nach unten verjüngt und nach oben schuppig in einen Menschenleib ausgestaltet. Selbstständige Pfeilerstützen finden sich zumeist an Hofgalerien. Wo Arkadensäulen verwendet sind, haben dieselben meist kurze und stämmige Gestalt nach Maßgabe der niedrigen Stockwerke. — Die Bogenform an Arkaden wird gerne gothisch zugespitzt, abgefaßt und ausgekehlt, doch kommt dies auch an Thoren und Fenstern vor. Bald aber gewinnt der rechtwinklige Bogenarchitrav das Uebergewicht.

Die Belebung der Façade wird vornehmlich durch die Decoration des Giebels erzielt, dessen mittelalterliche Stufenform in freier Weise durch Combinationen von Voluten mit Obelisken, Kugeln, Vasen und Candelabern umgebildet wird, welche letzteren nun die ehemaligen Fialen ersetzen und für den Blick als Marken, Pointen der Eckenbegrenzung und der Spitze dienen, als optische Haltpunkte. Ich berufe mich hierbei auf das oben von mir angedeutete subjective Streben der deutschen Renaissance nach fröhlicher Anschaulichkeit, nach Belustigung für das Auge, wobei die objectiven Ansprüche technologischer und constructiver Rechtwirkung häufig etwas zu kurz kommen. Im Großen betrachtet, erscheinen die bezeichneten Giebelprofile wie Vergrößerungen ausgesägter Rahmengiebel des Kunstschreiners (auf Speiseschränken, Bänken, Thüren, Altären) und es ist auch, wenn ich mich nicht irre, von technischer Seite schon hierauf hingewiesen worden. Am meisten werden gewöhnlich die Voluten getadelt, die S-förmigen oder blos einfach bogenförmigen Uebergänge zwischen den Giebelstufen. Allein wenn wir hierbei vom materiellen Sinn oder Unsinn absehen — und das Auge ist ja hierzu im Stande — so erscheinen diese Vermittelungs- und Ueberleitungsformen, sofern sie talentvoll behandelt sind, durchaus wohlthuend und zwar einfach deshalb, weil der Schiefblick (an den Giebelschrägen hin) leichter eine Bogenlinie beschreibt, als eine gerade Linie, welche in diesem Falle (bei

schiefer Projection) dem Muskelapparate des Auges schwerer fällt. Ueberhaupt lassen sich gar manche Formen der Architektur und Ornamentik ganz leicht aus den Gesetzen des motorischen Sehens erklären, wie ich dies in einer neuen Auflage meiner Abhandlung über das optische Formgefühl (Leipzig, Credner, 1873) eingehend nachzuweisen gedenke.

Ein Hauptschmuck des Façadenkörpers ist der aus dem Mittelalter übernommene Erker, welcher häufig ohne Uebereinstimmung mit der einfach gehaltenen Wand sehr reich geschmückt erscheint und auf eigenem Säulenfuß oder reich gegliederter Vorragung ruht und von schmuckem Dächlein bekrönt ist. Gleich reizend der freundlich stolze Fronterker und der frank auslugende über Eck gestellte Seitenerker. Wem der antike Tempeltypus oder das geschlossene Steinbild italienischer Renaissancepaläste als Dogma gilt, der muß freilich diese Vorschiebung der Stube nach Außen, diese architektonisch ausgesprochene Schaulust als eine barbarische Licenz betrachten, zumal wenn, wie so häufig vorkommt, die Symmetrie unberücksichtigt bleibt. Doch das verdammende Urtheil seriöser Klassizisten und Italianisten pflegt zu verkennen, daß sich in der Häuserflucht Eins in's Andere rechnet und daß so Unregelmäßigkeiten im Einzelnen wohlthuend im Ganzen sein können. Es wäre erst zu beweisen, daß jede einzelne Straßen-Façade durchaus als harmonischer Mikrokosmos erscheinen muß und daß der Erker überhaupt unarchitektonisch ist. Liegt doch in diesem Vor und Zurück eine wohlthuende Abwechselung, eine Vermittelung des Gegensatzes zwischen Außen und Innen, sowohl im Ausdruck der Leutseligkeit als des häuslichen Behagens, ein persönlicher und zugleich ein optischer Reiz. Die Stube lehnt sich darin gleichsam mit ihrem Bewohner hinaus, daß er die bauliche Hülle nicht verliert. In der eingezogenen Loggia italienischen Geschmacks sehen wir dagegen den Insassen im Haus ein ziemlich reservirtes Luftbad nehmen und auch sie gewährt eine optische Wohlthat, wenn auch anderer Art. Noch mehr aber empfiehlt sich die Berufung auf jene so originell terrassirten und gethürmten Villetten in der Campagna. Wer diese gern sieht — und wer würde es nicht? — und ihre Uebereinstimmung mit der südlichen Landschaft empfindet, der sage kein Wort gegen die deutschen Renaissance-Häuser mit ihren spitzdachigen Thürmen und Erkern, zumal gegen die Landschlösser dieses Styles, welche so viel heimischer und vergnüglicher in unserer dunstigen Luft, in unseren Wäldern und Bergen stehen, als die kahlen Reißbrettcompositionen der Akademiker.

Wo das Haus die Langseite der Straße zuwendet, wird seine Dachschräge mit buntglasirten Ziegeln geziert, oder auch, wie besonders in Nürnberg, wo die Dachpoesie ihre eigentliche Heimat hat, mit aufgesetzten kleineren Giebeln versehen, zumeist nur in Holzmaterial. Die Kranzgesimse sind im Gegensatz zu italienischen Bauten meist ganz einfach gehalten.

In Süddeutschland, zumal in oberschwäbischen und schweizerischen Städten liebte man es, nach lombardischer Art die Façaden mit reicher Scheinarchitektur, Zier und Bilderwerk zu bemalen. Eine wenig glückliche

Auskunft, welche dem rohen Nutzbau Vorschub uns der Rauheit nordischer Witterung zu geringen Widerstand leistete, daß die Wände alsbald nur mit unklarem Gesudel bedeckt erscheinen mußten und die Kläglichkeit der Profilirung und Gliederung nur um so empfindlicher hervortreten ließen.

Was die Grundrisse der Schlösser betrifft, so werden wie im Mittelalter die Unregelmäßigkeiten des Bodens und der historische Wechsel der Bedürfnisse geflissentlich hervorgehoben, so daß ein abenteuerlich malerischer Eindruck entsteht. Runde Eckthürme und selbstständige Stiegenhäuser werden hierbei, wenn auch nur in conventionell-decorativer Weise, beibehalten. Die Schloßflügel gruppiren sich um einen meist unregelmäßigen Hof. Im Innern nimmt den Hauptraum der zum Banketiren bestimmte große Rittersaal ein. — Die Rathhäuser sind oft im Erdgeschoß mit Arcaden umgeben, sonst aber geschlossen behandelt und höchstens mit einer großen Freitreppe versehen. Nicht selten befindet sich die Treppe in einem vorspringenden Thurm, erst später wird sie in den Baukörper eingezogen.

Der Grundriß des bürgerlichen Wohnhauses bleibt wie im Mittelalter schmal und in die Tiefe gestreckt. Die Verbindung mit dem Hinterhause ist meist durch hölzerne Galerien hergestellt, die oft von großer Zierlichkeit der Verhältnisse sind, besonders in kleineren Landstädtchen von Unter- und Oberösterreich.

Das nationalste Gepräge hat der neue Styl jedenfalls im Fachwerkbau erhalten, in der Holzarchitektur, deren Charakter, wie wir gesehen haben, dem deutschen Steinbauwesen dieser Zeit zu Grunde liegt. Deutschland erscheint mit diesen seinen Renaissance-Holzbauten (Hildesheim, Braunschweig, Goslar) entschieden am selbstständigsten und kann sich hiermit noch am ehesten als auf etwas Eigenes und Zueigengemachtes berufen gegenüber der hohen Monumentalität der italienischen Steinrenaissance. Während sich die damaligen Italiener als die ächten Nachfolger der römischen Culturbegründer in Stein und Marmor erweisen, verläugnen wir nicht, daß unsere Ahnen ein Waldvolk gewesen sid. Hängt ja heute noch unser Wesen am Wald und wir fühlen uns heimisch in der holzgetäfelten Stube und am eichenen Tisch. So ist denn auch das Allerbeste und Allereigenste, was die deutsche Renaissance geleistet, der Innenbau, die Holzdecoration der Stuben und Säle mit geschnitzten Balkendecken, pilastrirten, gerippten und reich mit Flachmustern geschmückten Wänden und Anderem. Hierbei ist nochmals auf Rebers bereits citirte Betrachtung zu verweisen, welcher die maßgebende Wichtigkeit der Innendecoration für die Entwickelung der deutschen Renaissance überhaupt mit scharfem Blick hervorhebt. Doch dies führt von der eigentlichen Baukunst ab zum Kunsthandwerk.

In der Wölbung von schwerbelasteten Untergeschossen, zumal in der Wölbung von Kirchen, hält man lange am gothischen System fest und läßt die Rippen ohne Scrupel auf antikisirendes Stützwerk stoßen. Der Adel ruhig großer Bogenführung, der kubische Raumsinn, der uns in Gewölben

italienischer Renaissance ergreift, wird meistens vermißt, doch springen hierfür andere Qualitäten ein, derbe, behäbige Kraft und hierzu der Zauber reichen, märchenhaften Zierwerks. Indessen, was die Kirchenbauten betrifft, so ist es bezeichnend und giebt es zu denken, daß sie im ganzen Verlaufe des 16. Jahrhunderts, mit wenigen Ausnahmen, in der Hauptsache, am gothischen System festhielten. Die Zuthaten im neuen Geschmack haben hierbei nur untergeordnete Bedeutung. Auch dies ein Zeichen, daß die deutsche Renaissance zu einer monumentalen Architektonik nicht gelangen konnte, daß sie rudimentär blieb und befangen im Gebiete des Profanbaues.

Das zweite Buch von Lübkes umfassender Leistung enthält die Beschreibung der Bauwerke. Er führt uns durch die verschiedenen deutschen Provinzen, zuerst in die Schweiz, dann in die oberrheinischen und pfälzischen Lande, hierauf nach Schwaben, Franken, Baiern, Oesterreich, Schlesien, Norddeutschland, Sachsen, endlich in die unterrheinischen, westphälischen und hessischen Gebiete. Ein reiches und in der neuen Auflage nunmehr nahezu vollständiges Bild entrollt sich hier vor uns und doch spüren wir der leichtbeschwingten Darstellung nichts an von den mühseligen Vorarbeiten, welche hiezu nöthig waren und für die Kraft eines Einzelnen fast zu schwer erscheinen. Es würde uns hier zu weit führen, von allem Rechenschaft zu geben, was der Verfasser auf seinen emsigen Wanderungen verzeichnet hat. Auch wäre es unstatthaft, Ergänzungen beizubringen, wo doch das Bessere und Beste fast überall dargelegt ist. Ich will nicht darauf hinweisen, was aus Kaltern, Eppan, Kempten und anderen Orten nachzutragen wäre, nur ein Denkmal von erheblicher Wichtigkeit ist in Erinnerung zu bringen, der bekannte kleine Hof im Fuggerhause zu Augsburg. Reber ist es, welcher hier zuerst auf die Jahreszahl 1515 (unter einem Bogen) aufmerksam wurde und hiemit in diesem Hofe eine der ersten Renaissancearchitekturen Deutschlands erkannte. Leider hat er seine Entdeckung bis jetzt nicht veröffentlicht. Ferner frägt es sich, ob es nicht gut gewesen wäre, auch in die niederländischen Provinzen Beutezüge zu machen. Die plattdeutsche Renaissance dieser Lande hat wohl selbstständige Züge und dabei manches Französische, andererseits stimmt sie doch in wesentlichen Beziehungen mit der deutschen Renaissance überein. Schon als Vermittlerin zwischen Westen und Osten verdient sie wohl eine nähere Beleuchtung, abgesehen von den damals noch bestehenden engen Zusammenhang niederländischen Lebens mit dem deutschen Stammland. So publicirt neuerdings Seemann im Anschluß an seine deutsche Renaissance Denkmäler der niederländischen Renaissance. Ueber die holländische hat unlängst G. Galland ein eigenes Büchlein verfaßt (Berlin, Duncker, 1882). Freilich hätte im Falle einer Berücksichtigung niederländischer Denkmäler schon im 4. Capitel eine Mitbetrachtung niederländischer Tractate vorausgehen müssen. Ich erwähne nur 1) „Die Inventie der Colomnen met haren coronementen ende maten," Antwerpen 1539; 2) Peter Coecke van Alst, die gemaynen Reglen von der Architectur über die 5 Manieren der Gebew,

Antorff 1542; 3) Die vorzüglichen, in Deutschland viel verbreiteten (vom Verfasser auch vorübergehend genannten) Werke von Johann Vredeman de Vries, welche in den 70er und 80er Jahren zu Antwerpen erschienen; 4) H. Hondius, les cinq rangs de l'architecture, Amsterdam, 1620.

Indem ich Dies und Anderes in Frage stelle und zu ergänzen suche, bin ich natürlich weit entfernt, dieser Arbeit und ihrem Verdienst das Geringste zu entziehen. Man muß sich erinnern, wie man daran war, als Kugler aus dem unendlichen Stoff der Kunstgeschichte zum ersten Mal ein geschlossenes Ganzes schuf. Lübke hat eine ähnliche Gabe der Stoffbeherrschung. Eine solche Kraft, welche ein höchst umfassendes Material vor den Augen zur Uebersicht ausbreitet, leistet etwas für ganze Generationen höchst Wohlthuendes, woran dann weitere Geschlechter fortbauen und fortarbeiten können. Nur einen kleinen Beitrag hierzu sollen diese wenigen Bemerkungen bilden.

Breslau, Januar 1884.

Mozarts Opern.

Von

Otto Gumprecht.

— Berlin. —

Von diesen Bergen zog der Gottesathem,
Gewürzt mit Kräutern und mit Blumenduft,
In seine jugendlich gehobene Brust.
Darum ist er geworden auch, wie sie,
Wie diese Berge, seiner Wiege Hüter.
Wohl giebt es höh're — doch sie decket Eis,
Gewalt'gere — allein das scheue Leben.
Es findet für den Fußtritt keine Spur
Und flieht mit Schaudern die erhabne Wüste.
Er aber klomm so hoch, als Leben reicht,
Und stieg so tief, als Leben blüht und duftet
Und so ward ihm der ewig frische Kranz,
Den die Natur ihm wand und mit ihm theilet.

Mit goldenen Worten bringen uns diese dem Grillparzer'schen Gedicht „bei Gelegenheit der Enthüllung von Mozarts Standbild in Salzburg, September 1842" entlehnten Verse das eigenste Wesen des Meisters vor die Seele. Gerade jetzt aber im Jubiläums-Jahrzehnt seiner sieben klassischen Opern — Idomeneo hat der 29. Januar 1781, die Zauberflöte den 30. September 1791 zuerst das Licht der Lampen erblickt — wird es wenigstens nicht unzeitgemäß sein, einmal wieder an die Bedeutung des Geschenks zu erinnern, das die Welt mit jenen Werken empfangen. Sie konnten nur aus einer Hand kommen, die nach ihrem Willen sämmtliche Mächte des Tonreichs gelenkt, von welcher berührt selbst die sprödesten Formen nachgaben, unter deren weichen Griffen immer und überall die reinste Fluth des Wohllauts hervorströmte. Der größte Bühnencomponist ist zugleich der universalste Musiker gewesen, der eine durch den andern aufgenährt und erzogen worden. Werfen wir darum zuvörderst einen raschen Blick auf seine gesammte, über alle Gebiete unserer Kunst sich erstreckende Production.

Die still in sich befriedigte Schönheit zeigt innerhalb der modernen Kunst ihr Himmelsantlitz nirgend so ungetrübt wie in den Schöpfungen

Raphaels, Mozarts und Goethes. Wir wissen aus den Gesprächen mit Eckermann, welchen Platz in der Liebe unseres erlauchtesten Dichters der ihm geistesverwandte Musiker eingenommen. „Mozart starb, heißt es da, in seinem sechsunddreißigsten Jahre. Raphael im gleichen Alter. Byron nur um Weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das Vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch andern Leuten in dieser, auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu thun übrig bliebe . . . Eine Erscheinung wie Mozart bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären ist. Doch wie wollte die Gottheit überall Wunder zu thun Gelegenheit finden, wenn sie es nicht zuweilen in außerordentlichen Individuen versuchte, die wir anstaunen und nicht begreifen, woher sie kommen." Auf's Deutlichste entsinnt sich der Greis der Concerte, in denen 1763 das siebenjährige Salzburger Wunderkind vor den staunenden Frankfurtern erschienen. Die Verkörperung der höchsten künstlerischen Eigenschaften erblickte er in dem Meister und in dessen Schaffen. So groß ist aber die Aehnlichkeit zwischen Raphael und Mozart, daß man kaum von dem Einen reden kann, ohne zugleich des Anderen zu gedenken. Die Milde und Güte ihres Wesens, die jeden von ihnen ergriffenen Stoff erwärmt, durchleuchtet, verklärt, macht sie zu Zwillingsbrüdern im Reiche des Schönen. Wort für Wort paßt auf Mozart, was Karl Frenzel in einem Feuilleton der Nationalzeitung so zutreffend über Raphael gesagt: „Heiteres und Schönes, Würdiges und Erhabenes in buntem Wechsel, überall Wohllaut und Wohlgefühl, die edelsten Formen und die reinste Farbenpracht, nichts Häßliches noch Grelles, der Schmerz ist aus dieser Welt nicht ausgeschlossen, aber er hat durch die Geduld der Leidenden und das Mitleid der Anderen seinen Schrecken verloren; er entstellt nicht, sondern rührt oder verklärt."

Die Leidenschaft, die ja nichts Anderes ist, als das Gefühl in seiner höchsten Steigerung, hat gewiß ihren vollgewogenen Theil an der Mozart'schen Tonsprache. Diese wäre nimmermehr vertraut gewesen mit aller Lust und allem Weh der Erde, bliebe der naturgewaltigsten Beherrscherin der Herzen die feurige Zunge gebunden. Aber auch in der heftigsten Erregung wahrt der Ausdruck den ihm angeborenen Adel. Selbst die zwiespältigste Zerrissenheit des kundzugebenden Inhalts läßt die Schönheit der Erscheinung unangetastet. Nie schlägt das Pathetische in's Pathologische um, verzerrt sich das Charakteristische znr Carricatur. Den echt menschlichen Tempel tragen darum bei aller Mannigfaltigkeit sämmtliche Gestalten des Meisters. Seine Bühne hat Raum für das Verbrechen, das Laster, für die verschiedensten Schattirungen des Bösen, jedoch so, daß wir in dessen Vertretern immer noch Geschöpfe von Fleisch und Bein, Wesen unserer Art erkennen. Sie flößen deshalb nicht blos Schrecken und Abscheu, sondern auch Mitgefühl ein, an jene tiefsinnige Sage gemahnend, die in den Kindern der Finsterniß nur gefallene Engel erblickt. Weil die Kunst an die Stelle der vorgefundenen Wirklichkeit eine bessere setzt, sagen wir: sie spiele mit Menschen und Dingen.

Sie soll den gesammten Reichthum des Lebens in sich aufnehmen, um ihn zum Urbildlichen geläutert und verallgemeinert wieder zu geben. Alle künstlerische Thätigkeit läuft auf solch idealisirendes Spiel der Phantasie hinaus, in welchem Bejahung und Verneinung der realen Welt auf's Innigste sich durchdringen und ergänzen. Den Zusammenklang dieser beiden Momente vernehmen wir im Reiche der Töne nirgend so hell und rein wie bei Mozart. Dieselbe Wirklichkeit, die er auf's Liebevollste umfaßt, wandelt und verklärt sich unter seinen Händen, öffnet sich dem krystallenen Strome jener, alle Widersprüche lösenden und versöhnenden Harmonie, die den unzerstörbaren Grundzug seines eigensten Wesens bildet. Man muß behaupten, daß schon von Haus aus unter sämmtlichen Künsten die Musik den auszusprechenden Inhalt am meisten verallgemeinert und idealisirt. Sie vermag ihn weder so sinnfällig zur Erscheinung zu bringen wie Plastik und Malerei, noch so unzweideutig der Vorstellung mitzutheilen wie die Poesie. In die ahnungsvolle Innerlichkeit, darin sie lebt und webt, wirft die Außenwelt nur verschwimmende Schatten. Und ferner ungleich peinlicher als alle Mißgestalt, als irgend welchen durch Worte hervorgerufenen Eindruck empfinden wir den Mißklang. Hieraus folgt mit zwingender Nothwendigkeit, daß die Tonkunst weit mehr an die Vermittelung der Gegensätze, also auch, was die Darstellung des Häßlichen anlangt, in viel engere Grenzen sich gewiesen sieht als ihre Schwestern. In diesem Sinne dürfen wir Mozart den echtesten aller Musiker nennen. Nie redet bei ihm die Freude so laut, daß ihr nicht etwas von der entsagungsvollen Wehmuth sich beimischte, die aus dem Gefühl unserer Vergänglichkeit entspringt, und jedem durch ihn zum Ausdruck gelangten Schmerz antworten leise, milde Stimmen des Trostes. Stets hat er der Leidenschaft die goldene Rüstung des Maßes angelegt. Daß er seine Gestalten nur aus Wohllaut geformt, hängt mit jenem Ineins der Gegensätze auf's Engste zusammen.

In der That, wie vor einem Wunder stehen wir vor Mozarts Leben und Schaffen. So kurz war ihm die Frist bemessen, und dabei welche überquellende Fülle der Production! Vom Tanz bis zur Sinfonie, vom Lied bis zur Oper hat er alle Gattungen der Kunst gepflegt, jeder einzelnen unvergängliche Spuren seines Genius aufgeprägt. Die durch die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig veranstaltete Gesammtausgabe enthält mehr als 600 Compositionen, 53 für die Kirche, 118 für Orchester, 100 für Kammermusik, 17 für die Orgel, 49 Concerte, 62 Clavierstücke, 154 kleinere Gesangssachen, 26 dramatische Arbeiten und Cantaten. Auf dem instrumentalen Gebiet bildet Mozart das Mittelglied zwischen Haydn und Beethoven, das Tagewerk des einen fortsetzend, das des andern vorbereitend. Der ältere Meister hatte die von Philipp Emanuel Bach überkommene Sonatenform weiter entwickelt, sie für die Sinfonie, das Streichquartett in Anspruch genommen, zu solchem Zweck das Ausdrucksvermögen sämmtlicher Darstellungsmittel geschmeidigt und gesteigert, diese zu Trägern des ihrer innersten Natur

gemäßen Kunstwerks erzogen. Nachdem die Instrumente geraume Zeit zu bloßer Kurzweil aufgespielt, war ihnen im Opernorchester eine würdigere Verwendung zu Theil geworden. Aber sie mußten hier doch immer nur dienen, entweder den Stimmen oder, wenn es hoch kam, der dramatischen Wirkung. Ihre eigene Bedeutung gewann die Instrumentalmusik erst in der Kirche als Theilnehmerin an den Acten des Cultus. Sie ging so völlig auf in der schon während des siebzehnten Jahrhunderts hoch entwickelten Orgelkunst, daß diese dann auch für die weltlichen Gattungen, für die Suite, die Kammersonate, das Concerto grosso, Vorbild gewesen. Es ist Haydns unvergängliches Verdienst, daß er der Sprache der Instrumente den geistlichen Charakter abgestreift, sowohl freien Raum ihrer Spielfreudigkeit gewährt, als sie auch in künstlerische Bahnen geleitet, ihr den reinen Stempel der Schönheit aufgeprägt hat. Der innige Zusammenhang mit der nationalen Sang- und Tanzweise tritt hier überall deutlich erkennbar zu Tage. Dies echt volksthümliche, jedem Ohr verständliche Element ist der Wiener Schule selbst in ihren letzten erhabensten Schöpfungen nicht ganz verloren gegangen.

Die von Haydn ausgebildete Technik eignete sich Mozart mit leichtem, sicheren Griffe an, um ihr seine Seele einzuhauchen. Er, der geborene Gesangscomponist, überragte jenen unendlich in Rücksicht auf melodisches Vermögen. Seine Motive haben nicht nur weit süßeren, volleren Klang, sie weisen auch einen viel reicheren, wärmeren, mannigfaltiger gearteten Empfindungsgehalt auf. Zum Spiel gesellt sich der Ernst, zur Heiterkeit die Wehmuth, zu beiden immer häufiger wirkliche Leidenschaft. Wir werden bereits leise gemahnt an die in Tönen unersättlich schwärmende und schwelgende Gefühlstrunkenheit unserer modernen Romantik. Fehlte die Eva in dem Paradies der Unschuld, aus dem Haydns kindlich wohlgemuthe Instrumentalmusik Kunde bringt, so ist die Mozart'sche gänzlich beherrscht und erfüllt von der Sehnsucht nach dem Ewig-Weiblichen. Stets athmen wir deren würzigen Blüthenduft, gehörte sie doch nothwendig zur Vollendung der idealen Jünglingsnatur, die in den Werken des Meisters sich abspiegelt. Ueber so viele seiner Sinfonien, Quintette, Quartette, Klaviersachen könnte man als Motto die Worte seiner schönsten Tenorarie setzen: O wie ängstlich, o wie feurig schlägt mein liebevolles Herz! Wie schon die Themen Mozarts viel ausdrucksvoller zu sein pflegen als die Haydn'schen, so geht auch gemeinhin die Entwickelung weit mehr in die Breite und Tiefe. Der größere Gedankenreichthum bedingt für die einzelnen Sätze einen weiteren Rahmen, und mit dem Umfang ist ihre individuelle Bedeutsamkeit gewachsen. Allegro, Andante oder Adagio, Menuett, Finale unterscheiden sich nicht mehr allein durch Tempo, Tact und Tonart, sondern auch durch den innersten Stimmungscharakter.

Die bekanntesten unter Mozarts 41 Sinfonien, die beiden in D-dur (die vier- und die dreisätzige, jene die Haffner-Sinfonie geheißen, weil sie

ursprünglich als Festgabe für eine Salzburger Familie des Namens bestimmt gewesen, was auch den vorwiegend serenadenartigen Charakter erklärt), die in Es-dur, G-moll und C-dur stammen sämmtlich aus der Wiener Periode. Besonders die letzten drei sind allen musikalisch Gebildeten von Jugend auf lieb und vertraut. Sie wurden im Sommer 1788 unmittelbar hinter einander in der unglaublich kurzen Frist von anderthalb Monaten geschrieben. Trotz der gleichzeitigen Entstehung zeigt das Stimmungscolorit die denkbar größte Verschiedenheit. Der über Haydn hinaus gemachte unermeßliche Fortschritt kann selbst der oberflächlichsten Betrachtung nicht entgehen. Er giebt sich zu erkennen durch die reichere Erfindung, den quellenderen melodischen Fluß und Guß, den weiteren seelischen Modulationsumfang, den charakteristischeren Gehalt der Themen und ihrer Entwickelung, den blühenderen Vollklang des Orchesters, in welchem die Bläser, diese Sänger unter den Instrumenten, namentlich die saftige, der Menschenstimme so ähnliche Clarinette immer mehr zur Geltung kommen. Der Meister hat bereits, was den letzten Punkt anlangt, unseren modernen Romantikern den Weg gewiesen. „Er hauchte (sagt Richard Wagner) seinen Instrumenten den sehnsuchtsvollen Athem der menschlichen Stimme ein, dem sein Genius mit weit vorwaltender Liebe sich zuneigte. Den unversiegbaren Strom reicher Harmonie leitete er in das Herz der Melodie, gleichsam in rastloser Sorge ihr, der nur von Instrumenten vorgetragenen, ersatzweise die Gefühlstiefe und Inbrunst zu geben, wie sie der natürlichen menschlichen Stimme als unerschöpflicher Quell des Ausdrucks im Innersten des Herzens zu Grunde liegt. — So erhob er die Gesangsausdrucksfähigkeit des Instrumentalen zu der Höhe, daß sie die ganze Tiefe unendlicher Herzenssehnsucht in sich zu fassen vermochte." Man kann unter allen Sinfonien Mozarts die in Es-dur die mozartischste nennen. Die beiden Grundzüge seines Wesens, Anmuth und Innigkeit, sind in ihr zu uneingeschränkter Erscheinung gelangt, so daß hier der reine Geist des Tondichters gleichsam aus hellen, offenen Augen hervorsieht. Als einen wahren Triumph des Wohllauts durfte Jahn das Werk bezeichnen. Da ist Alles sonnige Heiterkeit, süßer Friede, lächelndes Behagen. Sämmtliche vier Sätze tragen diesen Charakter, das auf die Prachtklänge der breiten und doch fest zusammengehaltenen Einleitung folgende, von jugendlichem Lebensdrang geschwellte erste Allegro, das so weich hingegossene, schwärmerische Andante, der vornehm lässige Menuett, das humoristisch gefärbte Finale. Nur eine vom reichsten Segen des Gemüths befruchtete Phantasie konnte solchen himmlischen Gast herbeirufen aus den elysäischen Gefilden in unsere kampf- und schmerzerfüllte Welt.

Das gerade Gegenstück der Es-dur-Sinfonie ist die in G-moll. Dort ungestörtes Glücksgefühl, bald selig in sich hineinträumend, bald fröhlich nach außen gewandt; hier aufgeregteste Leidenschaft, wühlende Unruhe, trostloses Weh. Ein ganz neues Ausdrucksgebiet war damit der Instrumentalmusik gewonnen. Diese hatte bisher fast ausschließlich Töne der Freude ange-

schlagen, nie ihr Ohr und ihre Stimme den finsteren Mächten in der menschlichen Brust geliehen. Indem die G-moll-Sinfonie solches gethan, deutet sie bereits sinnfällig auf Beethoven, man denke z. B. an dessen pathetische Sonate, an die in D-moll und in F-moll. Statt Befreiung und Versöhnung zu bringen, steigert und schärft der letzte Satz den im ersten kundgethanen Zwiespalt. Dergleichen seelische Nachtstücke finden sich nur ausnahmsweise im Bereiche der klassischen Kunst. Nicht zum zweiten Male begegnet uns bei Mozart ein ähnliches Beharren in der unaufgelösten Dissonanz, dies zu keinem Abschluß, zu keinem Frieden kommende qualvolle Ringen. Er hat aber vermöge des ihm eingeborenen hellenischen Zuges selbst der Verzweiflung ein edles Antlitz gegeben, treu dem in den Briefen über die Entführung vor dem Vater abgelegten ästhetischen Glaubensbekenntnisse, von dem später noch die Rede sein wird. Die den bittersten Schmerz auf den Lippen tragende Tondichtung, sie bewegt sich zugleich in den reinen Wellenlinien der Schönheit. Ihr ist deshalb die nämliche Anmuth eigen, von der Goethe gegenüber der Laokoon-Gruppe zu sprechen gewagt. In der einen wie in der anderen sehen wir die Natur durch den Idealismus der künstlerischen Form gebändigt und verklärt und doch die höchste Macht und Wahrheit des Ausdrucks damit verbunden. Muster ihrer Art sind das an genialster thematischer Arbeit so reiche erste Allegro, der charaktervolle Menuett, das ungestüme Finale. Einigermaßen zurück steht dagegen das zwar ungemein innig anhebende, aber im weiteren Verlauf zu gemächlich sich ausbreitende Andante. In der gesammten Partitur ist trotz des gewichtigen Inhalts auf die Mitwirkung der Trompeten und Pauken Verzicht geleistet. Das Fehlen der Posaunen, die damals nur in der Kirche und im Theater gelegentlich zur Anwendung kamen, versteht sich von selbst.

Wiederum aus ganz anderem Stoff hat der Meister seine große C-dur-Sinfonie geformt. Der laut aufjubelnde, von hellem Glanz umflossene erste Satz könnte die Einleitung zu einer Festoper abgeben. Eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihm und der Titus-Ouverture tritt unverkennbar zu Tage. Die breiten stattlichen Motive haften sofort im Ohr und im Gedächtniß. Auf alles Andere ist es indessen hier eher abgesehen als auf Fülle der thematischen Entwickelung, die für das Finale aufgespart blieb. Wie in ein laues, würziges Bad oder wie in das Land, wo Milch und Honig fließt, fühlt man sich bei den Klängen des nach der Art einer gefühlsseligen Tenorarie beginnenden, in reifer, süßer Sinnlichkeit schwelgenden Andante versetzt. Melodie, Harmonie, Instrumentation, sie alle sind mit dem üppigsten Wohllaut getränkt. Die Haydn'schen Menuetts weisen zumeist einen kleinbürgerlichen oder ländlichen, die Mozart'schen einen aristokratischen Charakter auf. In jenen tanzt das Volk, in diesen die vornehme Welt und der herrliche dritte Satz der C-dur-Sinfonie macht davon keine Ausnahme. Die brausende Lust die ihn erfüllt, wird gemildert und geadelt durch den Zauber der Anmuth. Dem fugenartigen Finale, dem noch gewaltigeren

Seitenstück der Zauberflöten-Ouverture verdankt das Werk den stolzen Namen der Jupiter-Sinfonie. Wenn gesagt worden, daß bei Mozart sogar der Contrapunkt singe, in warmes, blühendes Leben sich verwandelt, so ist dies wunderbare Tongebilde ein handgreiflicher Beleg dafür. Sämmtliche Motive, aus denen es sich in kunstvollster Entwickelung aufbaut, erscheinen zuletzt gleichzeitig, und doch empfängt der Hörer von der gestaltenreichen Mannigfaltigkeit den Eindruck reinster Harmonie. Es ist, als ob die Olympier triumphirend vorüberzögen in ihrer ganzen Machtfülle und ewigen Heiterkeit. Bei so genialem Spiel mit den sprödesten polyphonen Formen wollen wir eines schönen Wortes von Moritz Hauptmann eingedenk sein: „Das sind die Kunstgebenedeiten, die mit dem Schönen spielen! Wenn nur dieser Sinn des Spieles mehr gefaßt würde: des Leichten im Schweren, wo bei aller Vollwichtigkeit alles Pesante zurückbleibt. Was gehört aber dazu! Welche Kraft, alle die Last der Factur in die Höhe schnellen zu können, daß sie als Kunstblume oben schwebe, nein Alles durchdringe."

Als eine der keuschesten Offenbarungen instrumentaler Kunst mußte das Streichquartett dem Vollblutmusiker Mozart besonders an's Herz gewachsen sein. Es hat Raum für den unmittelbarsten Ausdruck der Empfindung, die aus tiefstem Gemüth emporquellende Melodie und für die feinsten, sinnreichsten thematischen Combinationen, läßt den seelenvollen Sänger nicht minder zur Geltung kommen als den gewiegten Contrapunktisten. Von den 26 Mozart'schen Quartetten weisen zehn — auch diese gehören sämmtlich der Wiener Zeit an — den Stempel reifster Meisterschaft auf. Es gilt das namentlich von den sechs Haydn gewidmeten. Sie verdanken ihre Entstehung keinem äußeren Anlaß, sondern einzig dem inneren Drange, der Freude an der Arbeit. Unter ihnen ist am schwersten gewogen das in C-dur mit jenen berühmten Dissonanzenreihen der Einleitung, welche einst die Zeitgenossen so stutzig gemacht. Das Allerheiligste des Componisten scheint der tiefsinnige Ernst vor uns aufzuthun, dessen Sprache wir hier vernehmen. Jeder der vier Sätze verbindet mit reinster Formenvollendung ergreifende Macht und Innigkeit des Stimmungsgehalts, zumal das Andante, in welchem, um mit Jahn zu reden: nur so viel von irdischem Stoff aufgewandt worden, als nöthig ist, um auf menschliche Sinne zu wirken. Hervorzuheben sind ferner die Quartette in D-moll und in B-dur, jenes wehmüthig gefärbt, dieses voll spielseliger Heiterkeit. Der Schlußsatz des ersteren entrollt eine schimmernde Perlenschnur von Variationen, denen als Thema eine auf den leichtbeschwingten Rhythmen des Sechsachteltactes sich schaukelnde Siciliana zu Grunde liegt. Wie die Instrumentalmusik Mozarts, dem Schubert darin ähnlich ist, oft genug den Vocalcomponisten verräth, so auch das B-dur-Quartett. Das Finale erinnert geradezu an die Weise der komischen Oper, ihre heiteren Geister umschweben es. Nicht ganz auf gleicher Höhe stehen die drei Friedrich Wilhelm II. zugeeigneten Werke der Gattung. Die Factur ist auch in ihnen meisterlich, aber die verbindliche Glätte und Eleganz der Tonsprache wie die

Bevorzugung des vom königlichen Besteller gespielten Violoncells geben uns doch die auf diesen genommene Rücksicht zu erkennen.

Aus der Reihe der Streichquintette sei nur das in G-moll, zu den genialsten Schöpfungen des Meisters zählend, hervorgehoben. Es ist der G-moll-Sinfonie — sobald Mozart diese Tonart angeschlagen, pflegte er bis auf den Grund der Seele bewegt zu sein — bluts- und geistesverwandt. Die alten hellenischen Sagen wissen viel zu erzählen von gebrochenen Herzen, die in köstliche Blumen verwandelt worden, und von einer ähnlichen Metamorphose möchte man in unserem Falle reden, denn auch hier sollten dem bittersten Leid wunderbarste Himmelsblüthen der Schönheit entsprießen. Während die Sinfonie friedlos schließt oder vielmehr verzweiflungsvoll abbricht, schlägt im Quintett mit dem Beginn des Finale die Stimmung urplötzlich in ihr Gegentheil um. Der Schmerz hat sich ausgeweint und frohlockende Lust tritt an seine Stelle. Goethes „Es küßt sich so süß die Lippe der zweiten als kaum sich die Lippe der ersten geküßt," könnte einem dabei in den Sinn kommen. Noch ist wenigstens mit zwei Worten des A-dur-Quintetts für Clarinette und Saitenquartett zu gedenken. Die Wahl der Darstellungsmittel läßt den Charakter des Werks errathen. Es lebt und webt in anmuthig bewegtem Tonspiel, in poetisch verklärter Sinnlichkeit. Je ernster und nachdenklicher unsere Kammermusik geworden, um so mehr ist die ihr ehedem geläufige Mischung von Streich- und allerlei Blasinstrumenten außer Gebrauch gekommen. Ein echtes Kind seiner Zeit und doch vom Ablauf der Jahre kaum leise gestreift, spiegelt das Clarinetten-Quintett mit seiner quellenden Melodik, seinen weich hingegossenen Harmonien, seinen sanft und gleichmäßig schwebenden Gefühlsrhythmen das geistige Antlitz einer Gesellschaft wider, die, Virtuosin in der Kunst des Genusses, diese auch im Genuß der Kunst übte. Fast die gesammte ältere österreichische Instrumentalmusik bekannte sich zu dem Worte: Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe. Daß sie, die Hausgenossin der Aristokratie, vor Allem bedacht sein mußte, für gefälligen Zeitvertreib, für leicht eingängliche Unterhaltung zu sorgen, geben schon die Namen der von ihr mit Vorliebe gepflegten Gattungen kund. Wenn die Herrschaften tafelten, wurden Divertimentos, sobald man sich im Freien ergötzte, Serenaden aufgespielt. Die beiden gemeinsame Richtung auf das rein Sinnliche, die bloße weder durch polyphone Heimsuchungen noch durch vordringlichere Charakteristik des Ausdrucks gestörte Ohrenlust klang auch in die anspruchsvolleren Gebilde der Kammer- und Orchestermusik, in das Streichquartett und in die Sinfonie hinein und verschwand erst bei Beethoven mehr und mehr.

Um den Mozart'schen Claviercompositionen gerecht zu werden, dürfen wir zweierlei nicht außer Acht lassen: einmal die Beschaffenheit des Instruments, auf das sie berechnet sind, und ferner den Umstand, daß weitaus die meisten flüchtige Gaben des Augenblicks gewesen, von ihm hervorgerufen, seinen Bedürfnissen angepaßt. Der alte Wiener Flügel hatte viel

größere Aehnlichkeit mit dem urväterischen Spinett als mit den gewaltigen erzgepanzerten Tonriesen unserer heutigen Pianisten. Von magerem, rasch wieder verhallenden Klange und darum nur einen sehr bescheidenen Kraftaufwand ertragend, versagte er sich den wuchtigen Griffen, dem bis zu orchesterartigen Wirkungen gesteigerten Spielreichthum der modernen Technik. Zarte Anmuth, durchsichtige Klarheit, perlende Geläufigkeit waren vorzugsweise die Eigenschaften, die auf ihm zur Geltung kamen. Seinem beschränkten Darstellungsvermögen entsprechen die Mozart'schen Clavierwerke durchaus. Sie waren der großen Mehrzahl nach theils Uebungsstoff für die Schüler, theils gelegentliche Almosen, von dem immer mit Arbeiten überhäuften und doch stets zum Geben bereiten Meister befreundeten Dilettanten oder Virtuosen gespendet. Nicht nur haben diese Stücke noch heutigen Tages hohen pädagogischen Werth, es finden sich auch da neben massenhaftem Gemeingut der Zeit einzelne Gebilde von unvergänglicher Bedeutung, die ihrem Autor einen der ersten Plätze unter den Klassikern des Claviers sichern. Welcher Spieler könnte sich wohl die C-moll-Fantasie entgehen lassen! Sie reicht bereits tief hinein in ein Ausdrucksgebiet, das wir gewohnt sind, als Beethovens Domäne zu betrachten. Auf diesen überquellenden Strom edelster Melodie paßt so recht das schöne Mendelssohn'sche Wort: „Es giebt doch wirklich Musik, die ist, als ob die Quintessenz aus der Musik genommen wäre, als ob sie die Seele von der Musik wäre." Auch an die F-moll-Fantasie muß hier erinnert werden, die, ursprünglich für ein Orgelwerk bestimmt, in der vierhändigen Bearbeitung zu den kostbarsten Perlen der gesammten Clavierliteratur gehört. Welche Fülle genialster Erfindung im engsten Rahmen! Zuerst die an Beethoven'sche Tonstürme gemahnende Einleitung, dann ein geist- und charaktervolles Fugato, das nach dem es unterbrechenden süß wehmüthigen Gesang des kurzen echt Mozart'schen Andante noch reicher und kräftiger sich entfaltet und vorbildlich für den letzten Satz der ebenfalls vierhändigen F-moll-Fantasie von Schubert gewesen. Wie wenig auch mit den Beethoven'schen Sonaten die des Vorgängers sich messen können, diese haben doch vollen Anspruch auf eine Stelle im musikalischen Hausschatz jeder deutschen Familie. Die bedeutendste unter den zweihändigen ist die in C-moll, der Fantasie in der nämlichen Tonart stimmungsverwandt und ihr vom Componisten unmittelbar angeschlossen. Zu nennen sind ferner zwei in F-dur, die in A-moll und die in A-dur mit dem charakteristischen alla Turca. Auch die vierhändige in F-dur und die in D-dur für zwei Claviere dürfen nicht unerwähnt bleiben. Von den 42 Sonaten mit Violine sind die in G-dur und in C-moll die bekanntesten. In dem eigenartigsten der 8 Trios gesellen sich zum Clavier: Clarinette und Viole. Noch ungleich voller gewogen, sind die beiden Quartette in G-moll und Es-dur für Clavier, Violine, Viole und Cello und das Es-dur-Quintett für Clavier und Blasinstrumente, das unübertroffene Muster des Beethoven'schen (op. 16) und vielleicht das sang- und klangreichste

Werk innerhalb der gesammten Kammermusik, an dem sein Autor solche Vaterfreude gehabt, daß er 1784 nach Salzburg berichtete, er hielte es für das Beste, was er noch in seinem Leben geschrieben.

Mozart hat allein in Wien nicht weniger als 17 Clavierconcerte componirt, die meisten für den eigenen Bedarf. Wer könnte leugnen, oder auch nur sich verwundern, daß an ihnen die Zeit keineswegs spurlos vorübergegangen. Je feinfühliger sie der Leistungsfähigkeit des Instruments sich anschmiegen, um so schärfer treten die dieser ehedem gezogenen engen Grenzen zu Tage. Die durch den vervollkommneten Mechanismus des modernen Flügels dem Spieler gebotenen Vortheile mußten hier gänzlich unausgenutzt bleiben. Und das ist es nicht allein, auch schon von Haus aus liegt die Vergänglichkeit einer Gattung im Blute, die vermöge ihrer innigen Beziehungen zum Virtuosenthum unter der Herrschaft des Zeitgeschmacks steht. Von sämmtlichen Tongebilden sind die dem Bravourbedürfnisse gewidmeten die kurzlebigsten. Die Regel findet auf die Gesangsfioritur ebensowohl ihre Anwendung wie auf jede Art instrumentalen Laufwerks. Mozarts Concerte enthalten nun aber neben dem vergilbten Rococo des sie umrankenden Zierraths eine Fülle frischen blühenden Lebens. Man kann sie nicht treffender charakterisiren, als es der Meister selber im Hinblick auf die drei ersten, von ihm in Wien vorgetragenen, gethan, während er den 23. December 1782 dem Vater schrieb: „Die Concerte sind das Mittelding zwischen zu schwer und zu leicht, sind sehr brillant, angenehm in die Ohren, natürlich ohne in das Leere zu fallen — hier und da können auch Kenner allein Satisfaction erhalten, doch so, daß die Nichtkenner damit zufrieden sein müssen, ohne zu wissen warum.“ Durch unerschöpflichen Farben- und Gestaltenreichthum thut sich namentlich die Behandlung des Orchesters hervor. Zwischen ihm und dem Solo-Instrument waltet die regste, einträchtigste Gegenseitigkeit, die Andantes stehen gewöhnlich hinter den beiden Außensätzen zurück. Vielfach gemahnt die sprudelnde Heiterkeit der Finales an die Weise der komischen Oper.

Vor allen anderen Mozart'schen Concerten gebührt der Preis dem in D-moll, einem Werke, durchglüht von heißester Leidenschaft, die blos in dem schönen, wie unter Thränen lächelnden romanzenartigen Andante zu träumerischer Wehmuth sich sänftigt, um dann auf's Neue nur desto heftiger emporzulodern. Friedseligstes Behagen breitet sich dagegen in dem C-dur-Concert aus. Wie innig und gemüthvoll ist der Verkehr zwischen den übrigen Instrumenten und dem bevorzugten Clavier, dem sie eine Menge der zartesten, galantesten Dinge sagen, ihm um die Wette huldigend, als wäre es ihre Herzenskönigin. Aus ähnlichem Stoff sind die Concerte in B-dur und A-dur geformt, auch in ihnen, namentlich in den Schlußsätzen frohlockt ausgelassene Heiterkeit, aber durch vornehme Anmuth gemildert und geadelt. Das Finale des C-moll-Concerts, ein Thema mit Variationen, ist ein kleines Cabinetsstück seiner Art. Den zierlichsten Spielen des Geistes

und der Laune hat sich hier diese Kunstform dargeboten. Auch der erste Satz ist von unangetastetem Reize, das Larghetto freilich ganz verblaßt. Weil allenthalben und zumal im Reich des Schönen das Beste der Feind des Guten ist, sollten Mozarts Clavierconcerte durch die Beethoven'schen von der Tagesordnung verdrängt werden. So hoch aber auch der jüngere Meister über den älteren hinausgewachsen, er steht dennoch auf seinen Schultern. Noch ein anderer Umstand entfremdet diese Sachen der Theilnahme des heutigen Geschlechts. Sie fordern zu ihrer sinngemäßen Wiedergabe Finger wie mit Sammet und Seide überzogen, den gesang- und modulationsreichsten Anschlag, die geschmeidigsten Künste des Piano und Legato, während das Virtuosenthum neuesten Stils nur für schwerste Athletenarbeit auf den Tasten gerüstet zu sein pflegt.

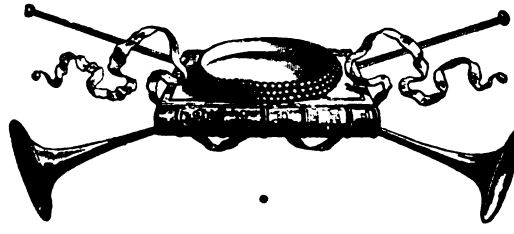
Wir besitzen von Mozart nicht mehr als einige zwanzig Lieder. Weder ihre geringe Zahl noch ihr mit wenigen Ausnahmen bescheidener Werth darf uns überraschen, hängt doch das Gedeihen der Gattung von zwei Bedingungen ab, die erst das neunzehnte Jahrhundert erfüllt hat. Die Blüthe des Kunstliedes setzt die der nationalen Poesie voraus, auf die großen Dichter folgen die großen Sänger, diese sind durch jene erweckt. Nun hatten zwar bereits zu Ende der Periode, in die unseres Meisters Tagewerk fiel, die Schatzkammern der Goethe'schen Lyrik sich weit aufgethan, aber ihr Inhalt war noch nicht Gemeingut des deutschen Volkes geworden, blos die Aristokratie der Bildung fand zu ihnen den Weg. Das Zweite, dessen das Lied bedarf, die auf's Höchste gesteigerte, verfeinerte, durchgeistigte Ausdrucksfähigkeit des Begleitungsinstruments, verdankte das Clavier erst der Beethoven'schen Sonate. Unsere ältere musikalische Lyrik nahm sich darum entweder die anspruchslose Schlichtheit der Volksweise zum Muster, oder sie bewegte sich in den Formen der italienischen Concertarie. Ein Gebilde, schon die ganze spätere Herrlichkeit des deutschen Liedes weissagend, hat uns Mozart dennoch geschenkt: das Goethe'sche „Veilchen", das ihm eine freundliche Fügung des Zufalls in die Hand gespielt. Wohl mußte ein von so erlauchten Gärtnern gepflegtes Blümlein zu wunderbarster Lieblichkeit erblühen.

Welche Stellung nimmt Mozart innerhalb der Kirchenmusik ein, zählt er unter ihre Klassiker? Um die Frage zu beantworten, bedarf es keiner langen Ueberlegung. Nicht in der Persönlichkeit des Meisters, sondern in der culturgeschichtlichen Signatur seiner Zeit liegt der Grund, weshalb ihm die Bühne unendlich mehr verdanken sollte als die Kirche. Je weniger die letztere als oberste, das gesammte Leben, Denken und Empfinden der Menschen lenkende Macht sich behaupten konnte, um so unfähiger wurde sie zugleich, die ihr dienende Musik geistig zu befruchten. Wie diese bereits eine reiche Mannigfaltigkeit der edelsten Gebilde aufgewiesen, als es in der übrigen Tonwelt kaum sich zu regen begann, so ging sie auch am frühesten der eigensten Innerlichkeit verlustig. Während die Oper sammt der dem Bann des Orgelstils entwachsenen Instrumentalmusik ihre stolzesten Ziele

noch vor sich gesehen und ihnen im jugendfrohen Siegeslaufe zugestrebt, blickte die ältere Schwester auf eine durchmessene Bahn zurück. Im Reiche des Geistes giebt es keinen Stillstand, kein behagliches Verweilen und Sichausbreiten auf irgend welcher Stufe der Entwickelung, sondern nur Fortschritt oder Rückgang. Die katholische Kirchenmusik hat ihre keuschesten Blüthen in der Pflege der alten römischen und venetianischen Meister entfaltet. An die Stelle der ihnen eigenen weihevollen Erhabenheit setzte die allmählich immer ausschließlicher den Ton angebende neapolitanische Schule einen in üppigem Wohllaut schwelgenden Sensualismus. Auch Mozart bekannte sich zu ihr in seinen Opern wie in seinen der Kirche gewidmeten Werken. Selbst das weitaus bedeutendste unter diesen, das Requiem, macht davon keine Ausnahme trotz der in ihm gelegentlich zu Tage tretenden Bach'schen und Händel'schen Einflüsse. Gewiß trägt die Partitur fast in jedem Tact den Stempel des Genius, aber der während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die gesammte religiöse Kunst beherrschenden weltlichen Richtung vermochte sie sich nicht zu entziehen. Ihr Autor brachte zu seiner Aufgabe eine Vereinigung der seltensten Eigenschaften: naive, durch keinen Zweifel angefochtene Gläubigkeit, unerschöpflichen Segen der Phantasie, innigste Vertrautheit mit dem technischen Rüstzeug, dazu wärmste Theilnahme und Ergriffenheit. Trotz dieser denkbar günstigsten subjectiven Bedingungen vermochte er doch wenig gegen den allmächtigen Strom der Kunstgeschichte, der längst eine vom innersten Kern und Wesen der Kirche weit ablenkende Bahn eingeschlagen. Mit allen seinen Wurzeln und Fasern umklammert das Requiem die traute irdische Heimat. Zur verhängnißvollen Mitgift wurde ihm die blühende Schönheit der Tongestalten, das instrumentale Festkleid, die Fluth süßer Melodie, darin sämmtliche Stimmen leben und weben. Das düstere Gepränge des Introitus — von Blasinstrumenten sind in dem ganzen Werk nur Basethörner, Fagotte, Trompeten und Posaunen verwandt, Flöten, Clarinetten und Oboen fehlen — das meisterliche polyphone Gefüge des so ausdrucksgewaltigen Kyrie, das aus tiefstem Gemüth emporgequollene, wie mit Engelszungen redende Recordare, die Mark erschütternden Accordfolgen des Oro supplex, gleich ihrem Seitenstück im zweiten Finale des Don Juan vom Hauche des Todes umwittert, das thränenschwere Lacrimosa, sie zählen zu den hehrsten Wundern im weiten Tonreich, zu jenen künstlerischen Offenbarungen, vor denen sich Jeder ohne Unterschied des religiösen oder ästhetischen Glaubensbekenntnisses demüthig beugt. Allein nicht im Mozart'schen Requiem hat die Abkehr vom Endlichen, die Bejahung des Jenseits als der einzigen, unwandelbaren Wirklichkeit ihren vollendeten Ausdruck gefunden, sondern auf katholischer Seite in den Gesängen Palestrinas und der ihm verwandten Meister, auf der protestantischen*) aber in den Werken Sebastian Bachs.

*) Vgl. O. Gumprechts „Unsere klassischen Meister" (Leipzig 1883) I. Band, Seite 131 ff.

Was den Antheil betrifft, den Süßmayr an der Vollendung der Arbeit genommen, so hat es damit die folgende Bewandtniß: Requiem und Kyrie empfingen urkundlich bis hinab in die kleinste Einzelheit durch die Hand des Meisters die Gestalt, in welcher sie uns vorliegen. Vom Dies irae bis zum achten Tact des Lacrimosa, ferner vom Domine Jesu und Hostias hat er die Singstimmen vollständig niedergeschrieben und die Instrumentation skizzirt. Anders verhält es sich mit den letzten drei Sätzen, keinerlei Entwürfe zu ihnen sind auf uns gelangt. Daß der Schüler dergleichen vor sich gehabt, ist möglich, daß er genaue mündliche Belehrung empfangen, sogar wahrscheinlich. Die Entscheidung über die Autorschaft sieht sich jedoch hier lediglich an innere Kriterien gewiesen. Das Sanctus kann ebensowohl von Mozart wie von Süßmayr herrühren, wir werden das weichliche, durchaus conventionelle Benedictus gern dem Letzteren zuerkennen, das herrliche Agnus Dei hingegen jenem zu vindiciren geneigt sein.



Das Urtheil der Porzia
in Shakeſpeare's „Kaufmann von Venedig".*)

Von

Fritz Freund.

— Straßburg im Elſaß. —

Motto:

Ach! Alle Seelen waren einſt verfallen,
Und er, dem Fug und Macht zur Strafe war,
Fand noch Vermittlung.

(Maß für Maß. 2. Aufzug. 2. Scene.)

Wer heutzutage noch über den Rechtshandel Shylocks in Shakeſpeares Kaufmann von Venedig ſprechen will, muß von vornherein die Frage gewärtigen, was über dieſen alten, vielbeſprochenen Fall wohl Neues vorgebracht werden ſoll? Und wirklich möchte es ſcheinen, als ſei durch Shakeſpeares Commentatoren und durch die Juriſten, welche ſich dieſer Frage angenommen haben, der Stoff erſchöpft. Man hat viel über die Berechtigung oder Nichtberechtigung des Shylock'ſchen Anſpruches, auch über die Art, wie der Jude denſelben geltend macht, endlich über die dem Anſpruche angeblich zu Grunde liegende Rechtsſage geſtritten. Doch wohin wir auch in dieſem Streite unſer Auge richten, überall finden wir eine mehr oder minder geiſtreiche Auseinanderſetzung derjenigen Gedanken, welche man wohl in den Rechtshandel Shylocks legen kann, überall aber vermiſſen wir eine ſcharfe Betrachtung der Frage, welche Gedanken Shakeſpeare in dieſen Fall gelegt habe. Kann man aber die Handlungen der Perſonen Shakeſpeares nicht einzig und allein aus ihrem Geiſte, aus dem ihnen von dem Dichter verliehenen Charakter beurtheilen? So wird denn der hier dem Leſer gegebene Verſuch einer Beleuchtung des Urtheils der Porzia von jenem Gedanken geleitet ſein. Ein auf ſolchem Wege

*) Zu meinem Bedauern ſtand mir bei Abfaſſung dieſer Arbeit das Werk von Kohler „Shakeſpeare vor dem Forum der Jurisprudenz" noch nicht zur Verfügung.

gewonnenes Verständniß des Urtheilsspruches aber wird uns einen Einblick in Shakespeares Rechtsphilosophie geben, einen Einblick in des Dichters Gedanken über die Stellung der Billigkeit zum Recht und über die diesbezügliche Aufgabe des Richters bei Auslegung des Gesetzes. Wir handeln, indem wir dies als unser Ziel in's Auge fassen, in dem Sinne der schönen Herder'schen Worte, welche auch Rümelin seinen Shakespearestudien vorausgeschickt hat: „Ich möchte gerne, daß in dem kleinen Kreise, wo dies gelesen wird, es Niemand mehr in den Sinn komme, Shakespeare weder zu entschuldigen noch zu verleumden, aber zu erklären, zu fühlen wie er ist, zu nützen und, wo möglich, uns Deutschen herzustellen . . ." Wenn wir nun auf diesem Wege zum Verständniß des Urtheils der Porzia gelangt sind, werden wir uns zu entscheiden haben, ob dieses Urtheil die harte Kritik, welche ihm v. Ihering in seinem bekannten Aufsatz: „Der Kampf um's Recht" zu Theil werden läßt, in Wahrheit verdient. Wir werden, wie ich hoffe, mit der Ueberzeugung von einander scheiden, daß diese Frage zu verneinen ist.

Ehe wir aber unserer eigentlichen Frage näher treten, ist es nothwendig, in großen Zügen den Gang des Stückes darzustellen.

Bassanio, ein durch Verschwendung verarmter junger Edelmann, Freund des reichen venezianischen Kaufmanns Antonio, der eine Galeone nach Tripolis, eine andere nach Indien, eine dritte nach Mexico, eine vierte nach England hat, Bassanio, Freund dieses Antonio, will Porzia, die reiche Erbin von Belmont, freien, ihm fehlen aber die Mittel und er geht Antonio um Unterstützung an. Dieser bittet ihn, da sein sämmtlich Gut auf der See ist, und es ihm unmöglich ist, die gebetene Summe gleich baar zu heben, seinen Credit in Venedig anzuspannen so sehr er wolle. Bassanio fällt in die Hände des Juden Shylock, der ihm das Geld leihen will und Antonios Bürgschaft annimmt, denn „Antonio ist ein guter Mann". Was heißt das? Das heißt: Antonio ist ein vermögender Mann. Aber er haßt den vermögenden Kaufmann, „weil er von den Christen ist", „doch mehr noch, weil er aus gemeiner Einfalt" durch wucherlose Darlehn den Zinsfuß in Venedig herabdrückt, weil er Shylocks „heiliges Volk" haßt und vor aller Kaufmannschaft ihn selbst, sein „Geschäft und rechtlichen Gewinn, den er nur Wucher nennt", schilt. Er lechzt, einmal der Uneigennützigkeit lachen zu können, er schwelgt in dem Gedanken, daß Antonios Vermögen gebrechlich aufgebaut ist: „Schiffe sind nur Bretter, Matrosen sind nur Menschen; es giebt Landratten und Wasserratten, Landdiebe und Wasserdiebe — ich will sagen, Corsaren, und dann haben wir die Gefahr von Wind, Wellen und Klippen;" so calculirt er. Er hält dem Kaufherrn vor, jetzt, wo dieser ihm verpflichtet werden soll, wie er ihn oft auf dem Rialto geschmäht um seine Gelder und um seine Zinsen, ihn abtrünnig, einen Bluthund genannt, auf seinen jüdischen Rockelor gespieen, den Auswurf auf den Bart geleert und ihn getreten habe wie einen fremden Hund. Das Alles legt er ihm jetzt dar, um sich

in ein recht inhaltsschweres Geschäft zu stürzen. Antonio bietet ihm schroff an, ihm als einem Feinde zu leihn. Der aber antwortet in der Sprache des abgefeimtesten Schlaukopfs: er wollte ihm ja ein Liebes thun, er wollte Alles Schmähliche vergessen, Freund mit ihm sein, ihm ohne einen Heller Zins leihn; aber einen „Spaß" — auf dieses Wort ist großes Gewicht zu legen — einen Spaß wolle er sich mit ihm machen:

„Geht mit mir zum Notarius, da zeichnet
Mir Eure Schuldverschreibung: und zum Spaß,
Wenn Ihr mir nicht auf den bestimmten Tag,
An dem bestimmten Ort, die und die Summe,
Wie der Vertrag nun lautet, wiederzahlt:
Laßt uns ein volles Pfund von Eurem Fleisch
Zur Buße setzen, das ich schneiden dürfe
Aus welchem Theil von Eurem Leib ich will."

Antonio nimmt das Darlehn als zinsloses an und acceptirt den Schein.

Bassanio hat die ganze, von ahnungsvoller Schwüle umzogene Scene hindurch schweigend dem Dialog zugehört. Jetzt, wo aus dem falschen Munde der scheußliche Antrag geschehn, fährt er auf:

„Ihr sollt für mich dergleichen Schein nicht zeichnen:
Ich bleibe dafür lieber in der Noth."

Antonio beruhigt ihn unter Hinweis auf seine mit Sicherheit bald eintreffenden großen Einkünfte. Shylock aber ruft aus:

„ . . . Ich bitt' Euch, sagt mir doch:
Versäumt er seinen Tag, was hätt' ich dran,
Die mir verfallene Buße einzutreiben?
Ein Pfund von Menschenfleisch, von einem Menschen
Genommen, ist so schätzbar, auch so nutzbar nicht,
Als Fleisch von Schöpsen, Ochsen, Ziegen."

Zweimal in dieser Scene drängt Shylock zu dem Notar, welcher den „lustigen Schein" aufnehmen soll. Er nimmt recht widerwillig eine Einladung seiner Schuldner zum Abendessen an und übergiebt seiner holden Tochter Jessica die Schlüssel des Hauses mit der Weisung, Alles treulich in Ordnung zu halten.

„Zwar weiß ich nicht, warum ich geh: sie bitten
Mich nicht aus Liebe, nein, sie schmeicheln mir:
Doch will ich gehn aus Haß, auf den Verschwender
Von Christen zehren." —

In der Nacht entführt der Christ Lorenzo nach Verabredung mit seiner Geliebten, Jessica, und unter Beihilfe seiner Freunde die schöne Jüdin sammt vielem Gelde und kostbaren Kleinodien. Bassanio aber eilt nach Belmont mit seinem geschwätzigen Freunde Gratiano. Seine Geliebte, die schöne Porzia, die auf unermeßlich reichem Erbe thront, ist nur demjenigen Freier erreichbar, der unter drei Kästchen, einem goldnen, silbernen und bleiernen, dasjenige wählt, welches das Bild der Porzia birgt. So sagt der rauhe Wille des verstorbenen Vaters. Porzia liebt Bassanio und fürchtet, daß er demselben Schicksal verfalle, wie die Freier, welche vor ihm durch

falsche Wahl ihre Hoffnung auf ewig begraben mußten. Sie weiß wohl das richtige Kästchen, aber läßt ihn trotz ihrer bangen Aufregung, gehorsam dem Willen des Vaters, gewähren. Bassanio wählt das richtige Kästchen von Blei und ist Herr von Belmont und Bräutigam der lieblichsten Braut. Unterdeß aber trifft das von Antonio nie Gefürchtete, von Shylock in tückischer Freude Ersehnte ein, trifft in donnernden Schlägen ein. Mit Meisterhand zeichnet Shakespeare den Träger der Botschaft von Antonios Unglück, den Juden Tubal, mit Meisterhand den Eindruck, den diese auf Shylock ausübt. Tubal, übervoll von Kenntnissen der neuesten Begebenheiten des Treibens der entflohenen Jessica und des Verlustes, der den Antonio betroffen, flicht seine Nachrichten durcheinander und wirkt auf diese Weise erschütternd und erhebend auf den Freund.

„Was, was, was?" ruft der jubelnde Shylock auf die Meldung über den Schuldner, der seine Galeone auf Tripolis verloren hat, „ein Unglück? ein Unglück?" „Gott sei gedankt! Gott sei gedankt! Ist es wahr? Ist es wahr?" „Ich danke Dir, guter Tubal! Gute Zeitung, gute Zeitung!" Und unter Worten des Fluches, die er auf die entflohene Tochter schleudert, ruft er:

„Ich will ihn peinigen, ich will ihn martern: das freut mich!" „Ich will sein Herz haben, wenn er verfällt; denn wenn er aus Venedig weg ist, so kann ich Handel treiben, wie ich will."

Zu unbewußtem Zwecke, Dankgebet, Ruhe, Fluch, Schwur, Erleichterung seines übervollen Herzens, eilt er zur Synagoge.

Der Fälligkeitstag verstreicht ohne Zahlung. Shylock läßt Antonio festnehmen. All' dies entzieht Shakespeare dem Blick des Zuschauers. Wir treffen Shylock auf der Straße, wie er zu Antonio und dem ihn begleitenden Gefängnißwärter stößt: da kann jener sich nicht halten. Der wuchtige Schlag, der den Kaufherrn betroffen, hat ihm Gewalt über Leben und Tod Antonios gegeben. Es thut ihm wohl, jetzt seine Sprache ändern zu können; nackt und gräßlich steht seine Rachegier da, entfesselt ist sein herzinnigster Haß, das Joch ist von dem Nacken des geknechteten Juden genommen und er bricht in die Worte aus:

„Du nanntest Hund mich, eh' Du Grund gehabt;
Bin ich ein Hund, so meide meine Zähne."

Auf Antonios Bitte, ihn doch zu hören, fährt er ihm entgegen:

„Ich will den Schein, ich will nicht reden hören."

Solanio, Antonios Freund, spricht diesem von des Dogen Hilfe Hoffnung ein. Der Kaufmann aber erwidert ihm die bedeutenden Worte:

„Der Doge kann des Rechtes Lauf nicht hemmen.
Denn die Bequemlichkeit, die Fremde finden
Hier in Venedig, wenn man sie versagt,
Setzt die Gerechtigkeit des Staats herab,
Weil der Gewinn und Handel dieser Stadt
Beruht auf allen Völkern."

Der Rechtshandel kommt nun vor den Dogen. Dieser empfiehlt, wie es der kluge Richter im Anfange eines jeden Processes thut, dem Juden Beilegung, Gnade mit dem Kaufmann, friedlichen Vergleich. Bassanio bietet Shylock das Doppelte der geschuldeten Summe; aber das Geld gilt ihm nichts mehr. Der Haß und die Wuth läßt sich nicht durch Millionen aus der Seele graben. Der Fälligkeitstag ist verstrichen: er besteht auf seinem Schein!

„Wenn Ihr es weigert, thut's auf die Gefahr
Der Freiheit und Gerechtsam' Eurer Stadt.
Das Pfund Fleisch, das ich verlange,
Ist theu'r erkauft, ist mein, und ich will's haben.
Wenn Ihr versagt, pfui über Eur' Gesetz!
So hat das Recht Venedigs keine Kraft."

Da Shylock jede Bitte um Gnade mit Antonios Leben zurückweist, verzweifelt der Doge an einer Rettung des Schuldners und legt die Entscheidung in die Hand eines jungen Rechtsgelehrten, den er für einen Vertreter des berühmten Juristen Dr. Bellario hält, in dessen Gewand sich aber in Wahrheit Niemand Anderes verbirgt, als Bassanios Braut Porzia.

Der junge Richter ist vom Thatbestande unterrichtet, ruft die Parteien auf und spricht dann, zu Shylock gewendet:

„Von wunderlicher Art ist Euer Handel,
Doch in der Form, daß das Gesetz Venedigs
Euch nicht anfechten kann, wie Ihr verfahrt."

Nachdem Antonio auf ihre Frage den Schein anerkannt hat, macht sie den Versuch eines gütlichen Vergleiches.

„So muß der Jude Gnad' ergehen lassen."

Shylock frägt:

„Wodurch genöthigt, muß ich? Sagt mir das."

Porzia erwidert:

„Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang,
Sie träufelt, wie des Himmels milder Regen,
Zur Erde unter ihr; zwiefach gesegnet:
Sie segnet den, der giebt, und den, der nimmt:
Am mächtigsten in Mächt'gen, zieret sie
Den Fürsten auf dem Thron mehr wie die Krone.
— — — — — — — — — — —
Sie ist ein Attribut der Gottheit selbst,
Und ird'sche Macht kommt göttlicher am nächsten,
Wenn Gnade bei dem Recht steht; darum, Jude,
Suchst Du um Recht schon an, erwäge dies:
Daß nach dem Lauf des Rechtes unser Keiner
Zum Heile käm'; wir beten all' um Gnade,
Und dies Gebet muß uns der Gnade Thaten
Auch üben lehren."

Bassanio bietet nochmals das Doppelte, ja Zehnfache der schuldigen Summe und fügt den naiven, der Hoheit des Rechts so fremden Wunsch hinzu:

„Beugt einmal das Gesetz nach Eurem Ansehn.
Thut kleines Unrecht um ein großes Recht,
Und wehrt dem argen Teufel seinen Willen."

In würdigster Weise weist Porzia diese Zumuthung zurück, indem sie warnend des schlimmen Beispiels gedenkt, welches einen Vorzug des Ansehens vor dem Rechte ausspräche. Da Shylock gegen all' ihr Bitten, von seinem Vorhaben abzustehn und die dreifache Summe anzunehmen, taub bleibt, muß sie zu dem Schlusse kommen:

„Bereitet Euren Busen für sein Messer"
— — — — — — — — —
„Denn des Gesetzes Inhalt und Bescheid
Hat volle Uebereinkunft mit der Buße,
Die in dem Schein als schuldig wird erkannt."

Sie fordert Shylock auf, die Wage zu holen, um die Buße zu wägen; er hat sie bei der Hand. Er soll den Feldscheer holen, daß der Kaufmann nicht verblute; er stutzt und behauptet, das stände nicht im Scheine. Endlich fällt der Spruch:

„Ein Pfund von dieses Kaufmanns Fleisch ist Dein.
Der Hof erkennt es, und das Recht ertheilt es."

Schon will Shylock zum Werke schreiten, da ruft ihm der junge Richter zu:

„Wart' noch ein wenig: eins ist noch zu merken.
Der Schein hier giebt Dir nicht ein Tröpfchen Blut,
Die Worte sind ausdrücklich, ein Pfund Fleisch.
Nimm denn den Schein, und nimm Du Dein Pfund Fleisch;
Allein vergießest Du, indem Du's abschneidst,
Nur einen Tropfen Christenblut, so fällt
Dein Hab und Gut nach dem Gesetz Venedigs
Dem Staat Venedigs heim."

„Ist das Gesetz," ruft der erschrockene Jude und erhält die Antwort:

„Du sollst die Acte sehn.
Denn weil Du dringst auf Recht, so sei gewiß,
Recht soll Dir werden, mehr als Du begehrst."

Shylock bittet kleinlaut um das dreifache Capital. „Nein, er hat's vor offnem Gericht geweigert," nur die Buße soll ihm werden. Er schneide zu, aber schneide „auch nicht mehr noch minder

„Als grad ein Pfund; ist's minder oder mehr
Als ein genaues Pfund, sei's nur soviel,
Es leichter oder schwerer an Gewicht
Zu machen, um ein armes Zwanzigsttheil
Von einem Skrupel, ja, wenn sich die Wagschal',
Nur um die Breite eines Haares neigt,
So stirbst Du, und Dein Gut verfällt dem Staat."

Entsetzt über diesen Ausgang seines Handels will Shylock von dannen gehn, aber Porzia ruft ihn an:

„Wart, Jude,
Das Recht hat andern Anspruch noch an Dich.
Es wird verfügt in dem Gesetz Venedigs.

Wenn man es einem Fremdling dargethan,
Daß er durch Umweg, oder gerade zu
Dem Leben eines Bürgers nachgestellt,
Soll die Partei, auf die sein Anschlag geht,
Die Hälfte seiner Güter an sich ziehn,
Die andre Hälfte fällt dem Schatz anheim,
Und an des Dogen Gnade hängt das Leben
Des Schuld'gen einzig, gegen alle Stimmen.
In der Benennung, sag' ich, stehst Du nun,
Denn es erhellt aus offenbarem Hergang,
Daß Du durch Umweg' und auch geradezu
Recht eigentlich gestanden dem Beklagten
Nach Leib und Leben: und so trifft Dich denn
Die Androhung, die ich zuvor erwähnt.
Drum nieder, bitt' um Gnade bei dem Doge!"

Der Doge übt Gnade, spricht die Hälfte der Güter des Verurtheilten dem Antonio zu, die andere solle dem Staat anheimfallen, was sich aber in eine Buße umwandeln könne. Dem Juden ist der Fuß auf den Nacken gesetzt; Alles kann von ihm erzwungen werden. Antonio wird auf eignen Wunsch Nutznießer auch der anderen Hälfte des Vermögens, die er nach Shylocks Tode an seinen Freund, den Schwiegersohn des Juden, erstatten will. Shylock muß ferner auf Antonios Antrag einen Schenkungsact zeichnen, daß er seinen gesammten Nachlaß an Lorenzo und Jessica hingebe, und muß für die ihm erwiesene Gunst Christ werden. — —

Welcher Gedanke leuchtet aus dem eben entrollten Bilde hervor? Welche Idee durchglüht die Unruhe dieser Scenen, dieses Wogen der Leidenschaften, diese Buntheit der Handlungen, diese Erregtheit des Rechtsstreites? —

Zu dieser Frage haben die verschiedenen Schriftsteller in verschiedener Weise Stellung genommen. Eine der berufensten Stimmen in dem Streite ist zweifellos diejenige unseres großen Rechtslehrers v. Ihering.

Er stellt Shylock dar als den Kämpfer für die von v. Ihering sogenannte „Solidarität des Gesetzes mit dem concreten Rechte"*), welche das Gesetz auf Eine Linie mit dem concreten Recht rückt und folgeweise in einer Gefährdung dieses zugleich eine Gefährdung jenes erblickt." Die Stütze des concreten Rechtes ist für den Staat eine gleich ernste Sorge wie die Stütze seiner Rechtsordnung, weil eine Verletzung des concreten Rechts eine Verletzung der Rechtsordnung bedeutet.' Für diesen Zusammenhang von objectivem und subjectivem Rechte hat nach v. Ihering gerade derjenige, welcher durch Egoismus solcher hohen Auffassung fern steht, das schärfste Auge. Shylock ist nach v. Ihering wirklich um sein Recht betrogen. Der Jurist, so deducirt er, muß den Schein, weil er etwas Unsittliches enthält, für nichtig ansehn. That der Richter bei Shakespeare dies aber nicht, ließ er

*) „Kampf um's Recht." 5. Aufl. 1877. S. 56. Bezügl. des Folgenden S. 55 und 57 ff.

den Schein gelten, „so war es ein elender Winkelzug, ein kläglicher Rabulistenkniff, dem Manne, dem er bereits das Recht zugesprochen hatte, vom lebenden Körper ein Pfund Fleisch auszuschneiden, das damit nothwendige Vergießen des Bluts zu versagen". „Wenn Shylock zusammenbricht unter der Wucht des Richterspruchs, der durch schnöden Witz sein Recht vereitelt, wenn er, verfolgt von bitterm Hohne, geknickt, gebrochen, mit schlotternden Knieen dahin wankt, wer kann sich des Gefühls erwehren, daß mit ihm das Recht Venedigs gebeugt worden ist, daß es nicht der Jude Shylock ist, der von dannen schleicht, sondern die typische Figur des Juden im Mittelalter, jenes Parias der Gesellschaft, der vergebens nach Recht schrie?"

Dies die Ihering'sche Kritik des Urtheilspruches.

Wem drängt sich nicht hier der Einwand auf, daß die liebevolle Charakteristik der Porzia gegenüber der Figur des Shylock den Ihering'schen Gedanken doch sicher nicht als einen Shakespeare'schen Gedanken erscheinen lasse. Soll die Figur des Shylock der Typus des gequälten Parias der Gesellschaft, des Juden im Mittelalter sein, so müßte ihm der Dichter doch ein wenig humanere Züge verliehen haben. Shylock ist nicht der Jude des Mittelalters, sondern ein schlechter Jude des Mittelalters. Shylock hat von Shakespeare nichts Erhabenes mitbekommen, außer etwa religiösen Fanatismus. Dieser Fanatismus sowie seine blutdürstige Rachsucht tragen den Handel des Stückes. Daß er in der Verfolgung seines Hasses, seiner Vergeltungssucht vor Gericht die Beugung seines Rechtes als die Beugung des venezianischen Rechtes erscheinen läßt, kann ihn nicht zum Träger des idealen Rechtsgedankens machen, der in einer Verletzung des eignen Rechtes eine Verletzung der Rechtsordnung erblickt. Denn gehört nicht zum Gefühl einer solchen „Solidarität" des objectiven mit dem subjectiven Rechte das Bewußtsein der Echtheit, der Vollgiltigkeit des eignen Rechtes, das Bewußtsein von dem allgemeinen Anerkanntsein, von der allgemeinen Heilighaltung desselben, jenes Bewußtsein, dessen Verletzung einzig und allein eine Verletzung des Rechtsbewußtseins genannt werden kann? Hat aber Shylock dieses Bewußtsein? Hat Shylock das Bewußtsein, daß sein Recht auf das Pfund Fleisch, welches er vor der Perfection des Vertrages selbst einen Scherz, einen Spaß genannt hat, an dessen Ausführung ihm ja gar nichts liegen könne, daß dieses sein Recht als ein allgemein für begründet anerkanntes Recht gerade in seiner Person gebeugt worden ist? Oder hat er nicht vielmehr das Bewußtsein, daß sein Anspruch nur ein mit dem Schleier des Rechtes umhülltes Unrecht, nämlich das Mittel zur Befriedigung einer persönlichen Rachsucht ist — mag diese nun entschuldbar sein oder nicht, das kann die Rechtsfrage nicht berühren —; hat er nicht das Bewußtsein, daß sein Anspruch ein allgemein mißbilligter ist, daß die Abweisung desselben nicht eine Zurücksetzung seines Rechtes vor dem Ansehn des Gegners, sondern eine Zurückweisung seiner, im Grunde genommen, ungesetzlichen Rachegier bedeutet? —

Viel näher an die Shakespeare'sche Intention scheint mir diejenige Auffassung zu grenzen, welche in Shylock nicht sowohl den unglücklichen Träger jenes idealen Rechtsgedankens von der Einheit meines und des Rechts überhaupt, nicht sowohl den Märtyrer seines „felsenfesten Glaubens an das Recht", als vielmehr den überlisteten Schlaukopf, den ausgelachten Intriganten, den „dummen" Teufel, den betrogenen Betrüger sieht, wie ihn das Volk in so manchem Stücke beklatscht: Nachdem Shylock den verhängnißvollen Vertrag mit Antonio geschlossen hat, wird ihm von dem Christen Lorenzo, während der Jude bei dessen Freunden zur Nacht ißt, die Tochter mit einem Haufen Gold entführt. Als er seine Buße vor dem Gerichte einklagen will, naht eine Frau von der Partei seines Gegners verkleidet als Richter, die gekommen ist, durch Errettung Antonios ihrem Bräutigam Bassanio ein Liebes anzuthun, sie naht als befangener Richter, als Richter in eigner Sache, und überlistet durch formell unanfechtbare, aber rabulistische Interpretation des Gesetzes den schlauen Teufel. Sie nimmt ihm nicht nur seinen Anspruch auf das Pfund Fleisch und auf sein dargeliehenes Capital, sondern sie spricht ihm Leben und Habe ab, um ihren Freunden, Shylocks Feinden, ein weiteres Liebes zu thun. Eine große Gegenpartei steht dem Juden auf: Porzia, Antonio, Bassanio, Gratiano und der Doge. Diese Partei setzt dem geworfenen Gegner den Fuß auf den Nacken: der Jude muß sein Gut an seine Feinde verschenken und Christ werden. Aechzend unter der Wucht des Schlages, der ihn getroffen, stürzt er fort, verlacht von dem Narren Gratiano und den dankbaren Zuschauern.

Diese Auffassung Shylocks als des betrogenen Betrügers, die man mehr oder weniger klar wohl zu hören bekommt, diese Auffassung, sagte ich, steht der Shakespeare'schen Intention näher als die Ihering'sche. Doch erhebt sich dagegen sogleich der Einwand: Würde ein Shakespeare wohl jenen Gedanken, welcher doch nur einem sehr wenig verwöhnten Publikum adäquat ist, zum Vorwurf eines Schauspiels sich ausgedacht haben? Und was mehr ist, würde ein Shakespeare, dessen Gerechtigkeitssinn wir in seinen Dramen auf Schritt und Tritt documentirt finden, den Knoten des Rechtshandels durch einen befangenen Richter vermittels eines rabulistischen Kunststücks haben durchhauen lassen? Und endlich: Würde nicht die mit so vieler Liebe von dem Dichter gezeichnete Porzia den schönen Eindruck, den sie auf uns ausübt, erheblich schädigen, wenn sie uns in der Gerichtsscene in einem der Hoheit der richterlichen Stellung so fremden Charakter erschiene?

Und gerade der letztausgesprochene Gedanke ist für den Verlauf der nun folgenden Betrachtung maßgebend. Gerade hier und nur hier müssen wir behufs Auffindung der richtigen, d. h. Shakespeare'schen Auffassung des Stückes und speciell des Spruches der Porzia einsetzen. Eine richtige Würdigung dieses Spruches können wir lediglich aus einer Erkenntniß des Geistes der dabei betheiligten Shakespeare'schen Personen schöpfen. Die Anmuth der Porzia bürgt uns dafür, daß Shakespeare in ihrer Berufung

zum Richter über Shylock ein edleres Ziel verfolgt habe, als dies die oben gedachten Auffassungen darstellen. Warum läßt Shakespeare, so müssen wir unsre Frage stellen, warum läßt Shakespeare gerade Porzia in letzter Instanz zur Entscheidung seiner Rechtsfrage erscheinen, warum läßt Shakespeare die Gestalt eines lieblichen, sanften Weibes in einem so harten Männerstreit auftreten, in welchem der competente Richter, der Doge, nicht klar sehn konnte? Und wie, so fragen wir weiter, wie löst der gerechte Shakespeare das Bedenken wegen der Befangenheit des weiblichen Richters?

Bevor diese Fragen genügend beantwortet werden können, ist es nöthig, mit kurzen Worten auf die rechtliche Struktur des Falles einzugehn. Man muß v. Ihering ohne Frage zustimmen, wenn er den Schein über die Verpfändung des Pfundes Fleisch für unsittlich und folglich für nichtig hält. Der Leib des freien Mannes ist unverpfändbar, unveräußerlich. Und liegt nicht in der weitern Maßgabe Shylocks:

. . . „Daß ich schneiden dürfe
Aus welchem Theil von Eurem Leib' ich will,"

eine directe Ankündigung seines Zieles, den Kaufmann zu tödten?

Von der Entstehung des Vertrages geht v. Ihering nun gleich zu dessen gerichtlicher Beurtheilung über. Wir finden hier noch, allerdings hinter den Coulissen sich abspielend, die Zeichnung des Scheins vor dem Notar. Es ist nicht festzustellen, aber doch wahrscheinlich, daß der von Shakespeare herangezogene venezianische Notar ein wenig Jurist neben der Beurkundungsperson sein mußte. Er läßt nun die Parteien ohne Weiteres den merkwürdigen Schein vor seinen Augen unterschreiben! Er unterstützt den strafbaren Vorsatz des Juden! Ein schlimmer Notar, der bei dem Ausgange des Stückes wohl mit gefaßt zu werden verdiente!

Wir beruhigen indeß billiger Weise unser juristisches Gewissen über den Charakter des Scheins und folgen Shakespeares Jurisprudenz, der ihn an sich als giltig ansieht. Der Doge kommt in der Gerichtsscene nicht darüber hinaus. Er kann dem Juden nur Gnade empfehlen. Der Richter verzweifelt an einer anderen Errettung Antonios. Das Recht muß den Kaufmann der Rache seines Gegners ausliefern. Der Arm des strengen Rechtes kann bei Shakespeare das Messer Shylocks nicht aufhalten.

Zu welch einer That würde sich hier das Schwert der Themis erheben! Die Waffe der reinen Göttin würde sich in den Dienst der Rachsucht eines Wütherichs stellen! Da reißt Themis die Binde von den Augen; vor ihr steht nicht mehr Gläubiger und Schuldner, sondern Shylock und Antonio, vor ihr steht nicht mehr ein Mann, der eigensinnig die ihm verfallene Buße statt der geschuldeten Summe eintreiben will, sondern Shylock, der, das Messer wetzend, in bleichem Zorn, mit funkelndem Blicke auf das Herz seines Gegners zielt.

Sehenden Auges tritt die Göttin zwischen die Streitenden. Sehen-

den Auges spricht sie ihr Urtheil. Der Arm der sehenden Göttin allein hält Shylocks Messer auf. Der Arm der sehenden Göttin wendet Shylocks Messer gegen ihn selbst.

Aber wer ist diese sehende Rechtsgöttin? Dieser deus ex machina? Das ist nicht mehr Themis, die Göttin des strengen Rechtes, die den erhobenen Arm Shylocks nicht aufhalten konnte. Das ist nicht die harte Göttin, die nach Männerart ohne Mitgefühl Recht und Unrecht auf untrüglicher Wage wägt und gegen den Unterliegenden das sühnende Schwert erhebt! Dieser deus ex machina, wer ist er?

Dieser deus ex machina ist die Göttin der Billigkeit. Sie ergreift die Wage und legt auf Antonios Wagschale ihre versöhnende Liebe, und siehe da! Das Zünglein beugt sich auf ihres Schützlings Seite. Die Göttin der Billigkeit entreißt dem blutdürstigen Shylock das Messer und giebt sein Leben der Gnade und Ungnade des Richters preis. Shylock, der jede Bitte um Gnade mit dem Kaufmann zurückgewiesen, wird durch die Billigkeit gleichsam zur Erfüllung dieser Bitten gezwungen, und noch mehr; er, der für sich keine Gnade in Anspruch nehmen wollte, muß vor dem Dogen um Gnade suchen —

Warum läßt Shakespeare, so haben wir unsre Frage gestellt, warum läßt Shakespeare gerade Porzia, die lieblich-sanfte Frauengestalt, als letzten Richter in dem harten Männerstreit auftreten, welchen der Doge, der gerechte Richter, nicht zu entwirren vermochte?

Die Antwort liegt nun auf der Hand. Welche Gestalt steht wohl der Billigkeit schöner an, als die eines zarten Mädchens? Urtheilt nicht die Frau im Gegensatz zum Manne weit mehr nach der Stimme des Herzens, als nach der des Verstandes?

Was bedeutet also Porzias Auftreten als Richter in dem Rechtsstreit Shylocks?

Wo das strenge Recht ohne Schädigung seiner letzten Bestimmung nicht ausführbar ist, soll der versöhnenden Billigkeit der Platz eingeräumt werden. Porzias Auftreten als entscheidender Richter bedeutet den Triumph der Billigkeit über das strenge Recht.

Der Urtheilsspruch der Porzia bedeutet letztlich den Sieg der Vergebung über die Vergeltung*).

Damit ist aber auch unsre zweite Frage beantwortet: Wie löst

*) „Berühmte Schauspielerinnen, Mrs. Clive zu Garricks Zeit, haben diese Urtheilsscene zu einer Posse benutzt, um lachen zu machen, wo das höchste Pathos spielt und ein erhabener Charakter die feinsten und heiligsten innersten Zwecke verfolgt." Gervinus, Shakespeare (4. Aufl.) I, S. 304. Auch heute noch haben wir Gelegenheit, an größeren Bühnen unseres Landes diese Carricatur der Shakespeare'schen Meisterschöpfung zu beobachten.

Shakespeare das Bedenken bezüglich der Befangenheit der Porzia? Auch mit der Befangenheit söhnt uns die edle Gestalt des Mädchens als Vertreterin einer allgemein menschlichen Billigkeit aus. Shakespeares edle Porzia, die den harten Willen ihres Vaters auf's Ehrenfesteste trotz mannigfacher Versuchung erfüllt, bürgt uns dafür, daß sie sich einer schlechten Sache selbst ihrem Geliebten zu Liebe nicht angenommen hätte. Unter solchen Umständen kann das Ansehn der Richterin durch ihre Befangenheit nicht leiden.

Wollte nun Shakespeare in dem Urtheilsspruche der Porzia den Sieg der Billigkeit veranschaulichen, so mußte er selbstverständlich der Billigkeit das Gewand des Rechtes verleihn. Denn würde die Billigkeit offen und unverhohlen als Billigkeit den Knoten des Rechtshandels durchhauen, so dürfte Shylock mit Fug und Recht das Urtheil der Porzia als ungerecht schelten, mit Fug und Recht behaupten, daß in seinem Rechte das venezianische Recht mit Füßen getreten worden sei. Was konnte allein den Juden davon überzeugen, daß sein Anspruch rechtlich unbegründet sei? Einzig und allein ein Gesetz; nichts Anderes als ein Gesetz, ein venezianisches Gesetz.

Wo war das Gesetz?

Porzia sagt ja selbst:

> . . . „Des Gesetzes Inhalt und Bescheid
> Hat volle Uebereinkunft mit der Buße,
> Die hier im Schein als schuldig wird erkannt."

Wohlgemerkt! Mit der Buße, die hier im Schein als schuldig wird erkannt, d. h. mit der Buße, ein Pfund Fleisch aus des Kaufmanns Leib zu schneiden.

Es giebt aber ein venezianisches Gesetz, welches auf das Vergießen von Christenblut den Verlust von Hab' und Gut setzt. Schneidet Shylock das Pfund Fleisch aus Antonios Leib, und fließt Blut dabei, so verfällt er diesem Gesetze. Denn des Gesetzes Inhalt und Bescheid hat keine Uebereinkunft mit der Buße, Christenblut zu vergießen.

Es giebt des Weiteren ein venezianisches Gesetz, welches auf eine rechtswidrige vorsätzliche Körperverletzung den Tod und den Verlust des Vermögens setzt.

Schneidet Shylock „nur ein armes Zwanzigstheil von einem Scrupel" mehr oder weniger als ein genaues Pfund, so verfällt er diesem Gesetze. Denn des Gesetzes Inhalt und Bescheid hat keine Uebereinkunft mit der Buße, an dem Kaufmann eine Körperverletzung über die Buße hinaus d. h. durch Herausschneiden eines größeren oder geringeren Stücks, zu verüben.

Nur Gesetze vermögen hier zu helfen. Die Billigkeit muß die Waffen des Rechtes zur Hand nehmen, um die Gefahr einer Verletzung des venezianischen Rechtes abzuwenden.

Ist das Gesetz? hören wir Shylock erschreckt ausrufen. Das Gesetz

wird ihm gezeigt. Sein Anspruch auf die Buße und sein Anspruch auf das Capital ist verloren.

Welch' einen merkwürdigen Anblick gewährt uns Shakespeare in dieser Scene! Ein anmuthig-zartes Mädchen besiegt einen abgefeimten Schurken durch die Schärfe ihres Witzes! Sie beleuchtet das Gesetzeswort mit dem Verkleinerungsglas, legt es so engherzig wie möglich aus, um letztlich im Sinne der Sittlichkeit, der Billigkeit ihren Spruch zu fällen. Welch' ein merkwürdiger Anblick! *Porzia bedient sich der niedrigsten Mittel des Rechts zur Verwirklichung der höchsten Gedanken des Rechts.* Denn der höchste Gedanke des Rechts beruht in einer festen Sicherheit des Verkehrs, in einem kräftigen Schutze des Einzelnen gegen die Leidenschaft der Schlechten. Shylocks Anspruch aber bedeutet gerade einen Angriff auf diesen höchsten Gedanken des Rechtes. Und endlich: welch ein merkwürdiger Anblick! Hier Shylocks unbilliger Anspruch, im Rechtsgewand einherschreitend, dort Porzias billiges Urtheil, ebenfalls in das Gewand des Rechtes gehüllt. *Rechtsausführung hier, Rechtsausführung dort, hier und dort eisernes Bestehn auf dem Worte des Gesetzes*), hier im Dienste unwürdigster, dort im Dienste würdigster Zwecke:* ein harter Männerzweikampf, ein Zweikampf homerischer Helden, den ein unsichtbarer Gott seinem Willen gemäß entscheidet.

Aber mit der Abweisung des Shylock'schen Anspruches hat sich für Shakespeare die Function der Billigkeit in dem Rechtsstreite noch nicht erschöpft. Die Billigkeit, der nun einmal der Richtersitz ausschließlich eingeräumt ist, tritt als Klägerin auf gegen Shylock nach dem Gesetz Venedigs:

„Wenn man es einem Fremdling dargethan,
Daß er durch Umweg oder geradezu
(That by direct or indirect attempts)
Dem Leben eines Bürgers nachgestellt
(He seek the life of any citizen),
Soll die Partei, auf die sein Anschlag geht,
Die Hälfte seiner Güter an sich ziehn,
Die andere Hälfte fällt dem Schatz anheim,
Und an des Dogen Gnade hängt das Leben
Des Schuld'gen einzig, gegen alle Stimmen."

Es ist erwiesen: Shylock wollte Christenblut vergießen, er wollte einen Angriff auf Antonios Leben machen. Er hat durch directe Versuche nach dem Leben des Kaufmanns getrachtet**). Sein Leben und Vermögen wird

*) Dies heben die bekannten Commentatoren Shakespeares *Ulrici*, *Rötscher* und *Gervinus* hervor. S. namentlich *Ulrici* bei *Gervinus* a. a. O. S. 293.

**) Vgl. auch die Fabel des *Giovanni Fiorentino* bei *Simrock*, die Quellen des Shakespeare (2. Aufl.) I. Bd. S. 197.

„Aber der Jude wollte davon (nämlich der Entgegennahme seines Capitals) nichts wissen, denn er trachtete nach dem Morde, um sich rühmen zu können, daß der große Kaufmann der Christenheit durch ihn den Tod erlitten habe."

ihm abgesprochen. Sein ganzes Ich wird in den Schiffbruch seines Bußanspruches hineingerissen.

Der Doge schenkt Shylock das Leben:

„Damit Du siehst, welch' anderer Geist uns lenkt."

Wie diesem aber vorher seine Geldforderung Nichts war gegen seinen Anspruch auf Buße, so gilt ihm jetzt sein Leben nichts gegen sein Hab und Gut, gegen die Stützen seines Hauses. —

Bis hierher, aber nicht weiter, wollen wir dem Dichter nachgehn.

Die Bedingungen, die zum Schluß der Gerichtsscene Antonio und mit ihm der Doge dem Juden vorschreibt, kann selbst der enthusiastischste Verehrer Shakespeares nicht billig nennen. Da es kaum pietätvoll ist, an dem dramatischen Wunderwerke der Geschmacklosigkeit seines Ausganges näher zu treten, so wollen wir uns nur die eine Bemerkung erlauben, daß die Verurtheilung Shylocks zur Bekennung des Christenthums und zur schenkungsweisen Hingabe seines gesammten Nachlasses an seine Tochter und Lorenzo, der diese gestohlen, eine Concession an die oben charakterisirte Richtung jener Dichter ist, welche dem Galeriebesucher den betrogenen Teufel als Stoff „unauslöschlichen Gelächters" darbieten. Ein geschickter Dichter würde, wie wir glauben, in einem zweiten Theile des Kaufmanns von Venedig zeigen, wie Shylock, der Christ, durch seine früheren wucherischen Schliche und im Verein mit seinen Tubals ein großes Vermögen zusammenscharrt, während sein Schwiegersohn Lorenzo in häuslichem Unfrieden das ihm zugefallene Vermögen vergeudet, und wie sich so der hier besprochene, unbillige Theil von Porzias Urtheil in jeder Hinsicht rächt.

Die Erwägung, daß Shakespeare in seiner reiferen Zeit wohl einen das ästhetische Gefühl mehr befriedigenden Schluß erfunden haben würde, diese Erwägung muß es vornehmlich sein, welche den Kaufmann von Venedig als eines der frühesten Dramen unseres Dichters erscheinen läßt. Gervinus*), der die Gründe für die letztgedachte Behauptung aufzählt, geht an diesem wichtigsten, den ein Jeder als dahin gehörig anerkennen muß, vorüber.

Unsern Ausführungen gegenüber muß der auf den ersten Blick bedenklich erscheinende Einwand bei eingehenderer Betrachtung hinfallen, der Einwand, daß ja schon in der Novelle des Giovanni Fiorentino, welche nach den Untersuchungen der meisten Shakespeareforscher unserm Stücke zu Grunde liegt**), die Dame von Belmonte als Richter über Shylock aufträte, und daß weder die kindlich-einfache Erzählung der ganzen Geschichte, noch die Circenatur, die der Verfasser jener Dame verliehen hat, darauf hindeute, daß in dem Auftreten der Letzteren als Richter irgend ein tieferer

*) a. a. O. S. 290.

**) Ueber die ganze Quellengeschichte ist sehr belehrend der betr. Theil von Simrocks Shakespearequellen I. S. 182 ff.

Gedanke liegt, geschweige daß ihr die Vertretung der Billigkeit im Stücke übertragen werden solle.

Aber wie sehr sich Shakespeare in seinem Drama auch an die ihm vorliegende Materie gehalten hat, so gewaltig, so bis zur Unkenntlichkeit hat er das Wesen und den Gehalt der von dem Italiener erzählten Geschichte umgewandelt.

In der erwähnten Geschichte ist der Gedanke ausgesprochen, daß der schlaue, berechnende Jude von der Höhe seines Uebermuthes durch die Intriguen der Dame von Belmonte zur Armuth und zum Elend herabgestoßen wird. Hier liegt in Wahrheit jene Anschauung zu Grunde, welche wir für das Shakespeare'sche Drama zurückgewiesen haben. Was hat aber Shakespeare aus der Fiorentino'schen Dame, die die Unliebenswürdigkeiten der deutschen Brunhild und der griechischen Circe in sich vereinigt, allein schon durch Hinzunahme der von der ersten Erzählung gänzlich gesonderten Geschichte von den drei Kästchen für eine anmuthige Frauengestalt gebildet! Wie feinfühlig hat der Dichter gegenüber seinen Gewährsleuten erkannt, daß der Jude nur durch Zuhilfenahme des venezianischen Gesetzes von der Rechtswidrigkeit seines Anspruches wirksam auch vor der Kritik des venezianischen Volkes überzeugt werden konnte, während bei dem Italiener die Chicane der Richterin unverhohlen als Chicane den Rechtsstreit beendet! Denn weder bei Fiorentino noch in einer andern Version der Fabel wird der Jude auf Grund eines Gesetzes, sondern überall auf Grund der chicanösen Deduction abgewiesen, daß er sich nur ein Pfund Fleisch, aber kein Blut und nicht um ein Haar mehr oder weniger als ein Pfund Fleisch ausbedungen habe*). Wer wollte bei einer so durchgreifenden inneren Umgestaltung der Fabel die Gedanken, welche in der Geschichte des Italieners ruhn, auf das Drama unseres Dichters übertragen!

Wie groß aber ist das Verdienst Shakespeares, der es bei gewissenhafter Beobachtung der ihm zur Quelle dienenden Erzählung verstanden hat, dem unbedeutenden Aufbau ihrer Handlungen einen neuen, tiefliegenden Hintergrund, einen neuen, bedeutenden Charakter zu verleihen! So dürfen wir kühn behaupten, daß das Auftreten der Porzia als Richter in seinem Schauspiel eine tiefe Bedeutung, eine großartige rechtsphilosophische Begründung erhalten hat, von welcher seine Gewährsleute nichts geahnt haben. — —

Wir sind am Ziele unserer kleinen gemeinschaftlichen Reise angelangt, für welche sich der freundliche Leser meiner Führung anvertraut hat.

Wir haben versucht in einem Punkte mitzuarbeiten an der Aufgabe, Shakespeare „zu erklären, zu fühlen wie er ist".

---

*) So insbesondere auch in der Erzählung eines persischen Manuscripts, die ein ähnliches Urtheil des Cadi von Emessa enthält. Vergl. Simrock, a. a. O. S. 218 und 219.

Ehe wir auseinandergehn, wollen wir noch nach einem letzten umfassenden Blicke dem Gesammteindruck, den das Erschaute in uns erweckt hat, Worte zu geben versuchen.

Wir empfinden, daß nur dasjenige subjective Recht in Wahrheit ein Recht ist, welches mit dem Göttlichen im Gesetze, mit dem Begriffe und letzten Ziele der Rechtsordnung, welches mit dem Willen des Gesetzgebers in Einklang steht, nicht aber dasjenige, welches nur dem Gesetzesworte, der nach irdischer Art mangelhaften Erklärung des Gesetzgebers entspricht.

Wir empfinden, daß nur derjenige in Wahrheit Träger eines Rechtes ist, welcher sein Recht aus dem letzten Ziele der Rechtsordnung, aus der göttlichen Quelle des Gesetzes schöpft, nicht aber derjenige, welcher es aus einer engherzigen Deutung der Gesetzesworte zum Zwecke der Umgehung jenes Gesetzeswillens herleitet.

Welches aber ist der Begriff der Rechtsordnung, ihr letztes Ziel, welches ist der Wille des Gesetzgebers?

Es ist die segensreiche, heilige Ordnung, das fröhliche Aufblühn, die kraftvolle und thatkräftige Gesundheit der Gesellschaft, welche bedingt ist durch festen Schutz der Person des Einzelnen gegen Leidenschaft und Laster der Schlechten.

Wir empfinden, daß der Richter dieses Ziel nie aus den Augen verlieren darf und daß, wo eine ängstliche Auslegung des Gesetzeswortes die Erreichung des Zieles in Frage stellen könnte, seine Billigkeit Platz greifen muß, damit nicht der verderbliche Satz zur Wahrheit werde:

Fiat justitia, pereat mundus,

denn das Recht ist um der Menschen willen geschaffen.

In diesem Sinne stellt das größte Gesetzbuch der Welt das Recht dar als die ars boni et aequi und den Richter als sacerdos justitiae.

Und mußte nicht dieser göttliche Ursprung des Rechtes gerade dem großen Briten, der ihn uns in dem Urtheile seiner Porzia leuchtend vor Augen gestellt hat, am klarsten erscheinen und am heiligsten gelten, gerade ihm, dessen Volk die Grundsteine seines Rechtes aus grauer Zeit unverrückt bewahrt hat, so daß Macaulay diesem Rechte nachrühmen darf, daß es zu jeder Zeit alt gewesen sei?

So tönt denn mitten durch die Unruhe dieser Scenen, dieses Wogen der Leidenschaften, diese Buntheit der Handlungen, diese Erregtheit des Rechtsstreites das heilige Dichterwort an den Richter:

Suche das Göttliche und nicht das Menschliche in der Satzung auf: Richte nach des Gesetzes Willen und nicht nach seinen Worten. —

Auf der Generalstabsreise. Von Ludwig von Nagel.
Aus: Münchener Bunte Mappe. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

mit großem Tacte vorgegangen ist und sich eben nur harmlose Scherze, die keinen Menschen verletzen sollen, gestattet hat. Auch diesem Buche wird der Erfolg treu bleiben.

Einen womöglich noch gesteigerten Erfolg darf man sich von einem andern in demselben Verlage von Felix Bagel („Ausgrabungsgeschäft in Düsseldorf, Mumiendruck von Franz Rangette & Söhne") versprechen, das Seyppel gleichzeitig hat erscheinen lassen. Es führt den Titel „Mein Buch" und enthält neunundzwanzig leere Blätter in dem merkwürdigsten Zustande dieser „ausgegrabenen" Bücher: dickes, fleckiges Papier mit aberissenen Rändern, ein jedes Blatt mit einer im ägyptischen Stil gehaltenen überaus scherzhaften Randzeichnung.

„Mein Buch" ist in schmutzfarbene grobe Leinwand gebunden, mit starken Eisenbeschlägen und einem ganz eigenthümlich gebildeten alten Vorhängeschloß. Beschläge, Schloß und Schlüssel sind völlig verrostet.

Jedermann, der „Mein Buch" liegen sieht, fragt erstaunt: „Was ist denn das?" — und Jedermann findet es bei näherer Betrachtung originell. Wozu „Mein Buch" dienen soll? — Bodenstedt beantwortet die Frage in einem sehr hübschen Einleitungsgedicht, in dem er ihm den Zweck des in unsern Tagen aus der Mode gekommenen „Tagebuches" anweist. Wir glauben, daß seiner vorwiegend eine andere Bestimmung harren wird: es wird ein neues Torturalbum werden, das alle möglichen jungen Damen und Herren sich anschaffen werden, um bekannte Schriftsteller und Künstler in der bewußten unwiderstehlichen Weise zu bitten, die eigenthümlichen Blätter mit ein paar Worten oder mit ein paar Strichen ihrer Feder zu schmücken. Wenn wir aber auch dem Verfasser grollen müssen, den schrecklichen Autographensammlern ein neues Mittel zur Befriedigung ihres krankhaften Verlangens an die Hand gegeben zu haben, so dürfen wir doch zugeben, daß es ein reizvolleres eigenartigers Aufzeichnungsbuch bisher kaum gegeben haben mag als „Mein Buch" von Seyppel.

Bruno Piglhein. Pastells. München. F. A. Ackermann 1884.

Für den Künstler, er möge schaffen, auf welchem Gebiet er wolle, ist es heut zu Tage kein Leichtes, aus der großen Gemeinschaft der Mitstrebenden hervorzutreten, eine besondere Stellung einzunehmen und sich auf dieser zu behaupten; und gelingt es dem Einem oder dem Andern, so müssen wir über die Art seines Vorgehens, sagen wir deutlicher: wegen seiner Vordringlichkeit, oft noch die Achseln zucken, und die merkliche Absicht des Strebers wirkt verstimmend: das, was Eigenart sein soll, ist in Wahrheit oft nur Manier. Piglhein gehört zu den sehr Wenigen, die ihren eignen Weg eingeschlagen haben und die dabei keinem andern Drange gefolgt sind, als dem ihres wirklich eigenartigen naturwüchsigen Talentes.

Der Name Bruno Piglhein gehört erst seit ganz kurzer Zeit zu den vielgenannten. Seine Pastellbilder hatten zwar schon auf den süddeutschen Ausstellungen in hohem Maße die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und die vorzüglichen Lichtdruckwiedergaben in den Ackermann'schen Künstlermappen hatten in den weitesten Kreisen die Augen der Kunstfreunde auf diesen merkwürdigen Künstler gelenkt; aber den ersten durchschlagenden Erfolg erzielte er erst vor zwei Jahren etwa mit dem Bilde, das er, glaube ich, „Idylle" nannte, und das einen kleinen nackten Jungen, der sich freundschaftlich und gemüthlich an seinen Spielgefährten, einen großen starken, schwarzen Hund anlehnt, auf einem in den Fluß gebauten Steg, von der Kehrseite der Medaille gesehen, darstellt. Der anmuthige und scherzhafte Gegenstand des Bildes, die liebenswürdige und flotte Art der Ausführung fanden allgemeinen Beifall, und die Photographie wurde in Tausenden von Exemplaren verkauft. Der große Erfolg hat Piglhein veranlaßt, dasselbe Bild später auch von der Vorderseite zu malen. Seit dieser Zeit hat man dem Schaffen des noch jungen Künstlers mit größerem Interesse nachgeforscht, und jetzt steht er im Begriff „in Mode" zu kommen, wie man zu sagen pflegt: und gerade dazu ist die ganze Art seiner Begabung wie geschaffen.

Bruno Piglhein steht auf dem Gebiet, das er beschritten hat, allein da. Er malt nur Frauen und Kinder — ich habe wenigstens noch kein Bild von ihm gesehen, das einen Mann darstellt, — und seine Frauen gehören ebenfalls einer ganz bestimmten Kategorie an. Die Frauen, die ihn vor allem reizen und die er in seinen reizenden Charakterköpfen wieder giebt — von seinen Frauenportraits soll hier nicht die Rede sein — sind sammt und sonders leichtlebige, höchst elegante, verführerische Damen, die allesammt den bewußten „kleinen Stich" haben, den Alexander Dumas in der „Demimonde" an den „Pfirsichen für fünfzehn Sous" zuerst wahrgenommen hat. Es ist kein Lob, es soll auch kein Tadel sein, wenn ich sage, daß Piglhein in seiner Kunst etwas ganz Französisches hat. Seine Modelle wird er schwerlich in Deutschland in großer Anzahl finden können; sie sind nicht in der „Welt, in der man sich langweilt," zu suchen, sie gehören vielmehr der glänzenden und lustigen Halbwelt an, der Welt, in der viel Geld für Vergnügungen aller Art vorausgabt wird. Piglhein ist nicht der Maler der Bravheit und Tugend — an der Hand der unendlich reizvollen Damen, die er uns vorführt, wird man vergeblich nach dem Trauringe suchen — er ist der Maler der sinnlichen Sorglosigkeit und heiteren Genußsucht, der verlockenden Schönheit, die nicht unnahbar sein will. Wer die hübschen Personen, zu denen sich Pigleins Kunst vor allem hingezogen fühlt, leibhaftig vor sich sehen will, der muß sich nach Longchamps begeben, nach Monte Carlo und Nizza; auf dem Rennplatz, um den grünen Teppich im Spielsaal, vor den hohen Spiegelscheiben der Cabinets à part, da findet man sie. Piglhein hat diese Gattung von Weibern in ihrer ganzen schelmischen Anmuth, in ihrem bedenklichem Reiz, in ihrer entzückenden Frivolität voll erfaßt. Es ist nichts Pöbelhaftes, Rohes und Gemeines in ihnen, aber eben so wenig umweht sie auch nur ein Hauch von Sittlichkeit.

Die Blätter, die uns die Ackermann'sche Hofbuchhandlung soeben in einer großen Mappe unter dem Titel „Pastells" in meisterhaften Reproductionen übersandt hat, duften förmlich nach Heliotrop und Springflower. Man kann sich nichts Neckischeres, Reizenderes und Lustigeres vorstellen als diese Sammlung verführerischer Weiberköpfe, der eine immer pikanter und anmuthiger als der andere. Die Dame mit dem Fächer, die mit der Zeitung, und mit der Reitpeitsche, mit dem leichten Umhang („Zwischenact"), die Modedame („Pschut"), die spanische Tänzerin — man müßte jedes einzelne Blatt nennen, und bei jedem einzelnen Blatt seine Bewunderung darüber aussprechen, mit welcher Feinfühligkeit und Grazie Pigleins Kunst diese weiblichen Typen wiederzugeben verstanden hat. Ein Strich stärker, und das Bild wäre unanständig, ein Strich weniger, und es wäre nicht mehr getreu. So wie es ist, ist es richtig, lebensvoll und bei aller Bedenklichkeit, die sittsame Seelen beschleichen könnte, von unwiderstehlichem Zauber. Ebenso reizend sind die Kinderköpfe. In der Welt der Kinder, die „unschuldsvoll und keine Sünder" sind, und in der Welt der eleganten, duftenden, rauschenden Sünderinnen ist Pilghein ein Meister seiner Kunst. Wenn er aber ein anderes Gebiet zu betreten sucht, so zeigt sich, wie richtig ihn sein künstlerischer Instinct geleitet hat, als er den Weg einschlug, auf dem er sich gewöhnlich bewegt. Unter den reizenden Blättern ist auch eines, „Beatrice" genannt, mit Schleier und Myrte, das, wenn ich mich nicht irre, den Anspruch macht, gläubig-jungfräulich-kirchlich zu sein. Wenn das die Absicht des Künstlers war, so ist sie ihm wirklich nicht gelungen. Die Piglhein'sche „Beatrice" sieht so aus wie eine ganz lustige Dame, die in frommer Vermummung einen Maskenball besucht und sich zur Ausdruckslosigkeit zwingt. Aber alle andern Blätter sind ohne Ausnahme kleine Cabinetstücke, und sie werden dazu beitragen, den Ruf des hochbegabten und originellen Künstlers zu befestigen.

Als ein besonderes künstlerisches Verdienst sei ihm noch angerechnet, daß er die in unserer Zeit so sehr vernachläßigte Kunst des Pastellmalens wieder zu Ehren zu

bringen bestrebt ist. Er erreicht mit dem Stifte Farbenwirkungen, die ganz unglaublich sind.

Piglhein, der bisher in München gelebt hat, wird demnächst nach Berlin übersiedeln. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er in der Hauptstadt des deutschen Reiches sehr bald zu den beliebtesten Künstlern gehören wird.

P. L.

Bibliographische Notizen.

Die Klassiker der Philosophie. Von den frühesten griechischen Denkern bis auf die Gegenwart. Eine gemeinfaßliche Darstellung ihrer Weltanschauung nebst einer Auswahl aus ihren Schriften. Von Dr. Moritz Brasch. Mit Portraits. Leipzig, Greßner & Schramm. Lief. 1—3.

Die „Klassiker der Philosophie" sollen die hervorragendsten Denker vom Alterthum bis auf die Gegenwart berücksichtigen, nicht nur, indem sie zusammenhängende Theile aus ihren Hauptschriften in einer Auswahl darbieten, durch welche die wesentlichsten Seiten des betreffenden Systems zum Ausdruck gelangen, sondern auch, daß sie jedem der betreffenden Philosophen eine Charakteristik widmen, welche das Leben, die Persönlichkeit und die Weltanschauung desselben in einem abgerundeten Bilde vorführt. So will das Werk eine allgemeine, chronologisch geordnete philosophische Anthologie bilden, zugleich aber auch eine Geschichte der Philosophie darbieten, welche in möglichst allgemein verständlicher Sprache die gesammte Entwickelung der philosophischen Forschung in ihren hervorragendsten Vertretern darstellt. Die Klassiker der Philosophie werden 3 Bände umfassen, von denen der erste das griechisch-römische Alterthum, der zweite von der Renaissance bis auf Immanuel Kant, die dritte das 19. Jahrhundert behandeln wird — das Unternehmen ist gut gedacht und kundigen Händen anvertraut, wie auch schon die ersten Lieferungen zeigen. Wir werden nach Abschluß des Werkes auf dasselbe noch zurückkommen. rl.

König Conrad der Junge. Episch-Dichtung in 12 Gesängen. Von Eduard von Cölln. Leipzig H. Hessel.

Wie der Hessel'sche Verlag, der den deutschen Büchermarkt mit den klassischen Erzählungen von Conrad Ferdinand Meyer beschenkt hat, dazu kam, dem Publikum diese werthlose Dichtung vorzulegen, ist unbegreiflich. Eduard von Cölln verkleinert geradezu den großen dichterischen Vorwurf, indem er den in der Geschichte so mächtig wirkenden Untergang des Stauffengeschlechts zu einer Dichtung reducirt, die die Mutterliebe preisen soll.

Was mir im Leben stets das Rührendste
Gewesen schon in früh'ster Jugendzeit,
Die Mutterliebe, die auch mich erquickt
Mit heiliger Treue, hab' ich hier verklärt.

Aber auch diese Verklärung geht vor sich in Versen, Bildern und Reimen, wie sie heute jeder Dilettant fertig bringt. Es hilft einmal nichts, guter Wille kann das Talent nicht ersetzen und darf die Kritik nicht entwaffnen. fd.

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. H. Ploß. Leipzig, Theodor Grieben (L. Fernau). Lief. 1.

Ploß beschenkt uns in diesem Buche mit einem Seitenstück zu seinem „Das Kind". Ebenso wie dort hat er den Stoff aus den allerbesten Quellen und so reichlich als denkbar zusammengetragen. Er bescheidet sich überall mit der Aufzählung dessen, was hervorragende Forscher und Reisende über das Weib gesagt und gedacht, und fügt nur hie und da eine sub-

jective Ansicht und eine thatsächliche Ergänzung hinzu. Die Anordnung des Buches ist eine außerordentlich klare und übersichtliche und auch für den Laien ohne Mühe verständlich. Freilich würden wir das Buch Kindern nicht in die Hände geben wollen, womit selbstverständlich keinerlei Tadel ausgesprochen wird; was für unreife Menschen gefährlich werden kann, kann für den reiferen noch eine Fundgrube der Kenntniß, ja der Gesittung werden. Manche Modedame kann aus diesem ernsten, wissenschaftlichen Buche ersehen, daß viele Unarten, denen sie und ihr ganzes Geschlecht in unseren civilirten Ländern huldigt, ein Zeichen der Uncultur sind — natürlich nur dann, wenn sie in Afrika auftreten. Die vorliegende erste Lieferung umfaßt die 3 Hauptabschnitte: „Anthropologische Auffassung des Weibes", ästhetische Auffassung des Weibes", „Auffassung des Weibes im Volks- und religiösen Glauben". Wir empfehlen das Buch Allen, die gewohnt sind, über die Erscheinungen des Lebens Aufklärung zu suchen. rl.

Speculative Theologie in Verbindung mit der Religionsgeschichte. Von Paul Gloatz. Erster Band. Zw. Hälfte. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1884.

Mit dieser Abtheilung liegt der erste Band eines bedeutenden, der theologischen Facultät zu Berlin gewidmeten Werkes vor. In einem inhaltreichen Vorwort setzt sich der Verfasser scharfsinnig mit den hervorragendsten Vertretern der neueren philosophischen Richtungen auseinander. Die Schlußabtheilung des ersten, nicht weniger als 1334 Seiten umfassenden Bandes behandelt den Ahnencult der Bantu und Ostafrikaner mit fortschreitender Beschränkung des Fetischismus auf Baum- und Thiercult, die Verschmelzung des Ahnen- und Gestirncultes bei den Buschmännern und Hottentotten, die Mischreligion der Madagassen, endlich das Gottesbewußtsein der Australneger und Papua mit Begrenzung seiner Versinnlichung im Kobong oder Mana. hg.

Bau- und Kunst-Denkmäler der Provinz Westpreußen. Heft 1. Mit 58 in den Text gedruckten Holzschnitten und neun Kunstbeilagen in Lichtdruck. Danzig, Th. Bertling.

Der westpreußische Provinzial-Verein will in dieser Sammlung die historischen und culturhistorischen Denkmäler der Provinz in getreuen Abbildungen, begleitet von einem kurzen Texte, den Verehrern der Heimatsgeschichte zugänglich machen. Es werden in den Bereich der Darstellung hineingezogen die Baukunst, Malerei, Skulptur, und die Kleinkunst des Mittelalters, der Renaissance und des Barockstyls bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Das erste Heft umfaßt die drei nördlichen Kreise Westpreußens, Neustadt, Karthaus und Berent. Hier tragen alle beschriebenen Denkmäler rein kirchlichen Charakter; weltliche Bauten, wie Burgen und Schlösser aus der Zeit des Ritterordens, sind gänzlich untergegangen. Das Hervorragendste besitzt der Kreis Karthaus. Das älteste Denkmal in der ehemaligen Klosterkirche zu Karthaus ist ein spätgothischer Figurenaltar aus dem Jahre 1444, der in einem schönen Lichtdruck zur Anschauung gebracht wird. Eine Zierde der Kirche zu Karthaus ist ein Chorgestühl im schönsten Renaissancestyl — wahrscheinlich Danziger Arbeit aus dem Ende des XVI. oder dem Anfang des XVII Jahrhunderts. In dem Prämonstratenserkloster Zuckau finden wir vor allem zwei Altäre von hervorragendem Kunstwerthe und zahlreiche Erzeugnisse der Kleinkunst, die in vorzüglichen Abbildungen dargestellt sind. Weniger reich sind die Kreise Neustadt und Berent. Das Erscheinen dieses Werkes muß von allen Kunstfreunden mit aufrichtiger Freude begrüßt werden.

Im Hochgebirge. Novellen von Conrad Telmann. Dresden. F. W. Steffens.

Telmann ist ein Autor, dem Erfindungsgabe und Darstellungstalent in gleichem Maaße zu Gebote stehen. Er verlegt diesmal seine Erzählungeu in die Hochgebirgswelt der baierischen und schweizer

Alpen: in einer derselben entwirft er uns ein Bild aus dem Leben jener Gebirgsvölker, in den andern ist das großartige Landschaftsbild nur Staffage, aber die lebensvollen farbenprächtigen Naturschilderungen sprechen uns an und fügen sich geschickt in den Rahmen der Geschichte. Am wenigsten angesprochen fühlen wir uns von der letzten Novelle: „Heißes Blut“; hier ist die psychologische Motivirung mangelhaft und die Lösung unbefriedigend. Die drei anderen Novellen erheben sich vortheilhaft über das Niveau novellistischer Durchschnittsproduction. mz

Für den Weihnachtstisch.

Wenn dieses Heft in die Hände unsrer Leser kommt, wird die Fest- und Geschenkzeit noch nicht vorüber sein, und wir dürfen hoffen, noch nicht zu spät zu kommen mit der Empfehlung bereits anerkannter, in neuer Auflage vorliegender oder neuer zu Geschenken recht geeigneter Bücher. Wir haben bereits Josef Langl's Bilder zur Geschichte, ein Cyklus der hervorragendsten Bauwerke aller Culturepochen in Lichtdrucken nach den Originalgemälden, mit erklärendem Text (Wien, Eduard Hölzel), anerkennend besprochen und begnügen uns an dieser Stelle damit, unsern Lesern davon Kenntniß zu geben, daß dieses jeden Unterricht in der Geschichte trefflich unterstützende Werk nunmehr abgeschlossen vorliegt. — Wie Langl's Geschichtsbilder, gehört auch Johannes Schrammen's nordisch-germanische Götter- und Heldensagen (Cöln, Eduard Heinrich Mayer) zu den Büchern, die in der Hand einer lernbegierigen reiferen Jugend großen Nutzen stiften können. — Dr. David Müller's Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter, übersichtlicher Darstellung bedarf kaum noch einer Anpreisung. Das allseitig anerkannte Buch liegt in elfter verbesserter Auflage, besorgt von Prof. Dr. Friedr. Junge in einer Ausgabe für den Schulgebrauch mit einem Bildniß Kaiser Wilhelms von Anton von Werner und in einer Prachtausgabe als Geschenk- und Familienbuch vor. (Berlin, Franz Vahlen.) — Sara Hutzler, eine junge Schriftstellerin, die in letzter Zeit durch verschiedene Arbeiten ihre Befähigung auf diesem Gebiete erwiesen hat, bietet unter dem Titel „Junge Herzen“, Erzählungen für die reifere Jugend (Stuttgart, Carl Krabbe), und Ottilie Ludwig legt ihren jungen Freundinnen einen zweiten Theil ihrer Bilder aus dem Leben im Forsthaus, „Aus dem Waldleben“ (Halle a. d. Saale, Otto Hendel) auf den Weihnachtstisch — zwei zu Geschenken für Töchter und Schwestern sehr geeignete Bücher. — Ein Geschenk für jeden, der Verständniß hat für Lyrik und Spruchdichtung, ein Geschenk, wie es schöner nicht sein kann, bietet die dritte Auflage von Friedr. Bodenstedt's „Der Sänger von Schiras“, hafisische Lieder (Jena, Hermann Costenoble). — Der Sänger von Schiras scheint einen ähnlichen Anlauf zu nehmen, wie Bodenstedt's Mirza-Schaffy; es sieht aus, als wollte er uns jedes Jahr eine neue Auflage schenken. — Daß das Fest auch weniger Bemittelten Bücher bringen könnte, dafür wird von der Verlagshandlung G. Freytag—Leipzig und F. Tempsky—Prag durch Herausgabe des „Wissens der Gegenwart“, deutsche Universalbibliothek für Gebildete, gesorgt. Das neueste Bändchen, die erste Abtheilung des „Kunstgewerbes im Alterthum“ von Prof. Dr. H. Blümner, behandelt das antike Kunstgewerbe nach seinen verschiedenen Zweigen. Man muß wahrlich die Fortschritte unseres Buchhandels und Buchdruckes bewundern, wenn man diese Leistung für eine Mark betrachtet. Schönes Papier, schöner Druck, 133 in den Text gedruckte saubere und instructive Abbildungen, ein schöner und guter Band und bei alledem ein ausgezeichneter Inhalt — giebt es ein geeigneteres Geschenk für denjenigen, der sparen muß oder will?

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Anzengruber, Ludwig, Dorf-Romane. Der Schandfleck, 2 Theile. Neue umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Asemissen, Oskar, Kleinstädte und Kleinstaaten auf industriellen und gewerblichen Gebieten. Bielefeld. August Hellmich.

Bibliothek für Kunst und Wissenschaft. Herausg. von Rudolf Bergner. No. 3. Halle und Jerusalem. Studentenspiel und Pilgerabenteuer von Ludwig Achim von Arnim. No. 4. Wien im Lichte verschiedener Jahrhunderte. Leipzig, Hermann Bruckner.

Bleibtreu, Carl, Kraftkuren. Realistische Novellen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Blümner, Prof. Dr. H., Das Kunstgewerbe im Alterthum. I. Abtheilung. Das antike Kunstgewerbe nach seinen verschiedenen Zweigen. Mit 133 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. (Das Wissen der Gegenwart. XXX. Band.)

Bodenstedt, Friedrich, Der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder verdeutscht. Dritte Auflage. Jena, Hermann Costenoble.

Brunner und May, Jugendkalender für 1885. Wien, Verlag von Moritz Perles.

Byron. Die Braut von Abydos. Aus der englischen des Lord Byron in freie, deutsche Dichtung übertragen von Friedrich Kley. Halle a./S., H. W. Schmidt.

Dante Alighieri's Fegefeuer. Zweite Abtheilung der Göttlichen Comödie. Genau nach dem Vorsmaasse des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von Julius Francke. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Demmin, August, Das Tragikomische der Gegenwart. Eine Roman-Trilogie. I. Rache durch Heirath. Leipzig, Theodor Thomas.

Dichterbuch, Sächsisch - thüringisches. Unter Mitwirkung von Adolf Brieger und Kurt von Rohrscheidt, herausgegeben von G. Emil Barthel. Halle a. d. Saale. Otto Hendel.

Dieffenbach, G. Chr., Sammlung von Kinderschriften. Bändchen 8. Im Waldheim von L. Schneider. 9. Heinz der Lateiner von E. Biller. 10. Aus der Kinderwelt von Fanny Tuten. 11. Zwei kleine Verlassene von Max Molesworth. 12. Hänschens erste Stelle. Lorenz Bronsons Sieg. 13. Kleine Geschichten für kleine Leute erzählt von Aurelie.

Doreswell, K., und **Hummel**, A., Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten. Land und Leute in Nord-Deutschland. Unter Mitwirkung kundiger Fachmänner herausgegeben. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. O. Goedel. Lief. 1—6.

Dostojewsky, F. M., Die Brüder Karamasow. 4 Bde. brosch. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.

Dresdener Gallerie, Die. Eine Auswahl der hervorragendsten Meisterwerke dieser Sammlung in Stahlstich. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Portraits und erläuterndem Text von H. A. Weiske. Reudnitz-Leipzig, A. H. Payne.

Egmont. Kritische und nicht kritische Versuche. I. Erdachsen im Verhältniss zum Werden und Vergehen. II. Die Nächte des Orients von Adolf Friedrich Graf von Schack. III. Die göttliche Comödie von Dante Alighieri. IV. Faust. Tragödie von Goethe. — Danzig, Franz Axt.

Ellinger, Georg, Das Verhältniss der öffentlichen Meinung in Wahrheit und Lüge im 10., 11. und 12. Jahrhundert. Berlin, W. Weber.

Engel, Ernst Johann Jakob, Homers Odysseus-Lied in der Nibelungenstrophe nachgedichtet. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Eulenburg, Prof. Dr. Albert, Real-Encyklopädie der gesammten Heilkunde. Medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch für praktische Aerzte. Unter Mitwirkung von 130 Mitarbeitern. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Wien und Leipzig Urban und Schwarzenberg.

Feuerbach, Anselm, Ein Vermächtniss. Zweite Auflage. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Fischer, Karl, Deutsches Leben und deutsche Zustände von der Hohenstaufenzeit bis in's Reformationszeitalter. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Goedeke, Karl, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. Zweite gänzlich neubearbeitete Auflage. Erster Band. Das Mittelalter. Dresden. Verlag von Ls. Ehlermann.

Graf, Friedrich, Zur Frage der Organisation des Kleingewerbes und des genossenschaftlichen Creditwesens wider den Druck des Geldmonopols. Leipzig, Gustav Kloetzsch.

Grazie, M. E. delle, Die Zigeunerin. Eine Erzählung aus dem ungarischen Haidelande.
— Saul. Tragödie in fünf Acten.
— Hermann. Deutsches Heldengedicht in zwölf Gesängen. Zweite, vielfach verbesserte Auflage. — Wien, Carl Konegen.

Haldheim, L., Im tiefen Forst. 3 Bde. Roman. Freiburg i./B., Kiepert & von Bolschwing.

Hamerling, Robert, Ahasver in Rom. 14. Auflage mit dem Portrait des Dichters. Hamburg, J. F. Richter.

Henkell, Karl, Poetisches Skizzenbuch. Mit einem Vorwort von Heinrich Hart. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag.

Henne am Rhyn, Dr. Otto, Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit. Pracht-Ausgabe in Folio mit 100 ganzseitigen Illustrationen von Gustav Doré und über 200 Text-Illustrationen. Leipzig, J. G. Bachs Verlag. Lief. 25—30.

Hirundo, C., Die Giebinger. Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Hoffmann, Dr. Ernst, Die Schmetterlinge Europas. Verlag der C. Hoffmann'schen Verlagshandlung (A. Bleil), Stuttgart.

Holland, Dr. H., Illustrirte Erinnerungen an Münchener Künstler. München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung.

Hutzler, Sara. Junge Herzen. Erzählungen für die reifere Jugend. Stuttgart, Carl Krabbe.

Kiss, Josef, Lied von der Nähmaschine. Aus dem Ungarischen von Ladislaus Neugebauer. Illustrirt von Otto von Baditz. Leipzig, Otto Wigand.

Knortz, Karl Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. Wilhelm Nindemanns Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris“ und „Jeanette“. Herausgegeben von Karl Knortz. Zürich, Verlags - Magazin (J. Schabelitz).

Köppen, Fedor von, Die Hohenzollern und das Reich. Von der Gründung des Brandenburgisch-Preussischen Staats bis zur Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums. Heft 1—12.

Langl's, Jos., Bilder zur Geschichte. Ein Cyklus der hervorragendsten Bauwerke aller Culturepochen in Lichtdrucken nach den Original-Oelbildern. Mit erklärendem Texte. Lief. 3—10 (Schluss). Wien, Eduard Hölzel.

Lassalle, Ferdinand, Briefe an Hans von Bülow. (1862—1864). Dresden & Leipzig, Heinrich Minden.

Leutheld, Heinrich, Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. Mit Portrait und Lebensabriss des Dichters. Frauenfels, J. Huber.

Linke, Oskar, Aus dem Paradiese. Berliner Idyllen. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag.

Löher, Franz von, Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde. Erster Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening.

Ludwig, Ottilie, Aus dem Waldleben. Bilder aus dem Leben im Forsthause. Zweiter Theil. Halle a. d. S. Otto Hendel.

Meerheimb, Richard von, Material für den rhetorisch-declamatorischen Vortrag. Monodramen neuer Form (Psycho-Monodramen). Neue Folge. Dresden. H. Jaenicke.

Meyer, Bernhard, Geh. Oberregierungsrath. Friedensklänge vom Teutoburger Walde. Ein Wort zur Versöhnung von Religion und Wissenschaft und ein Werk zur Herbeiführung religiöser Eintracht des deutschen Volkes. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung (H. Denecke).

Müller, David, Geschichte des deutschen Volkes. Elfte verbesserte Auflage. Besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Mit einem Bildniss Kaiser Wilhelms von Anton von Werner. Berlin, Franz Vahlen.

Ortony, Alexander. Personenporto und Verstaatlichung. Ein volkswirthschaftliches Essay. Wien, Selbstverlag des Verfassers.

Pichler, Th. von, Ueber Berg und Thal zum Meere. Bewegliches Bilderbuch mit Wandel-Panorama. Wien, Moritz Perles.

Preyer, W., Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwickelung des Menschen in den ersten Lebensjahren. Zweite vermehrte Auflage. Leidzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Reinholdt, Alexander von, Geschichte der russischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Lief. 1. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich.

Rethwisch, Ernst, Die Ritter von Wolkenkuckucksheim. Politisches Drama in vier Acten. Freiburg i. B., Selbstverlag der Verfassers.

Revue Internationale sous la direction de M. Angelo de Gubernatis. Première année. Tome Quatrième Livr. V. Florence.

Sallager, Eugen, Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen. Frankf. a. M., J. D. Sauerländers Verlag.

Scottish Review, the, No. 8. October 1884 Alex. Gardner, London.

Schneider, Franz, Leibeigen. Dramatisches Gedicht in vier Acten. Prag, H. Dominicus.

Schreber, Dr. D. G. M., Das Buch der Erziehung an Leib und Seele. Für Aeltern, Erzieher und Lehrer. Zweite Auflage. Durchgesehen und mit Rücksicht auf die Erfahrung der neueren Kinderheilkunde erweitert von Prof. Dr. C. Hennig-Leipzig. Friedrich Fleischer.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Von Ocean zu Ocean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. Mit 200 Illustrationen. A. Hartlebens Verlag. Wien, Pest und Leipzig, Lief. 1—20.

Schwerdt, F. J., Gedichte. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Silberstein, August, Die Rosenzauberin. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich.

Spitta, Psalter und Harfe. 50. Auflage. Jubel-Ausgabe. 3—16 (Schluss). Bremen, M. Heinzius.

Spyri, Johanna, Zwei Volksschriften. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Stammel, Kuno, Die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes durch den Fürsten Bismarck. Fünfte durchgesehene Auflage. Düsseldorf, Felix Bagel.

Stretton, Hesba, Hester Morleys Versprechen. 3 Bde. A. d. Engl. von Dr. Ernst. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt.

Stuart, C. F., Nachtschatten. Gedichte, Fragmente, Tagebuchblätter eines Sonderlings. Minden in Westf., J. C. C. Bruns' Verlag.

Tante Alice, Kleine Schelme oder glückliche Kinder. Lustige Geschichten aus dem Familienleben der baltischen Lande. Für Kinder und Kinderfreunde. Dorpat-Riga, Schnackenburg. Leipzig, Gustav Brauns.

Unsere Zeit. Heft 12. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Voss, Richard, Die neuen Römer. Roman. 2 Bde. Dresden & Leipzig, Heinrich Minden.

Waldersee, Paul Graf, Sammlung musikalischer Vorträge. Ein Almanach für die musikalische Welt. Leipzig, Breitkopf & Härtel Fünfte Reihe.

Walling, G., Von Lenz zu Herbst. Dichtungen. Leipzig, W. Friedrich.

Warnow, Franz, Phöbus. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Weck, Gustav, Königin Luise. Vaterländische Romanzen. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Werner, Dr. Carl, Die Massage. Ihre Technik, Anwendung und Wirkung. Populäre Darstellung mit Holzschnitten. Berlin. Steinitz und Fischer.

Westermann. Monatshefte. December 1884. Braunschweig, Georg Westermann.

Willmann, Otto, Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung. Braunschweig, Friedrich Viewег & Sohn.

Ziller, Tuiskon, Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht. Zweite verbesserte Auflage herausg. von Theodor Vogt. Leipzig, Veit & Comp.

Zollern, Hans von, In der heiligen Stadt Rom. Dresden & Leipzig, H. Minden.

— Im heiligen römischen Reich deutscher Nation. 2 Bde. Dresden & Leipzig, H. Minden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1884er. Frische Füllung 1884 er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58,20 R.
Mühlbrunn .	44,50 R.
Schlossbrunn. .	44,60 R.
Theresienbrunn .	48,80 R.
Neubrunn . . .	49,80 R.
Marktbrunn . .	39,00 R.
Russ. Kronquelle	28,90 R.
Felsenquelle . .	47,60 R.
Kaiser Karls-Qu.	34,70 R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

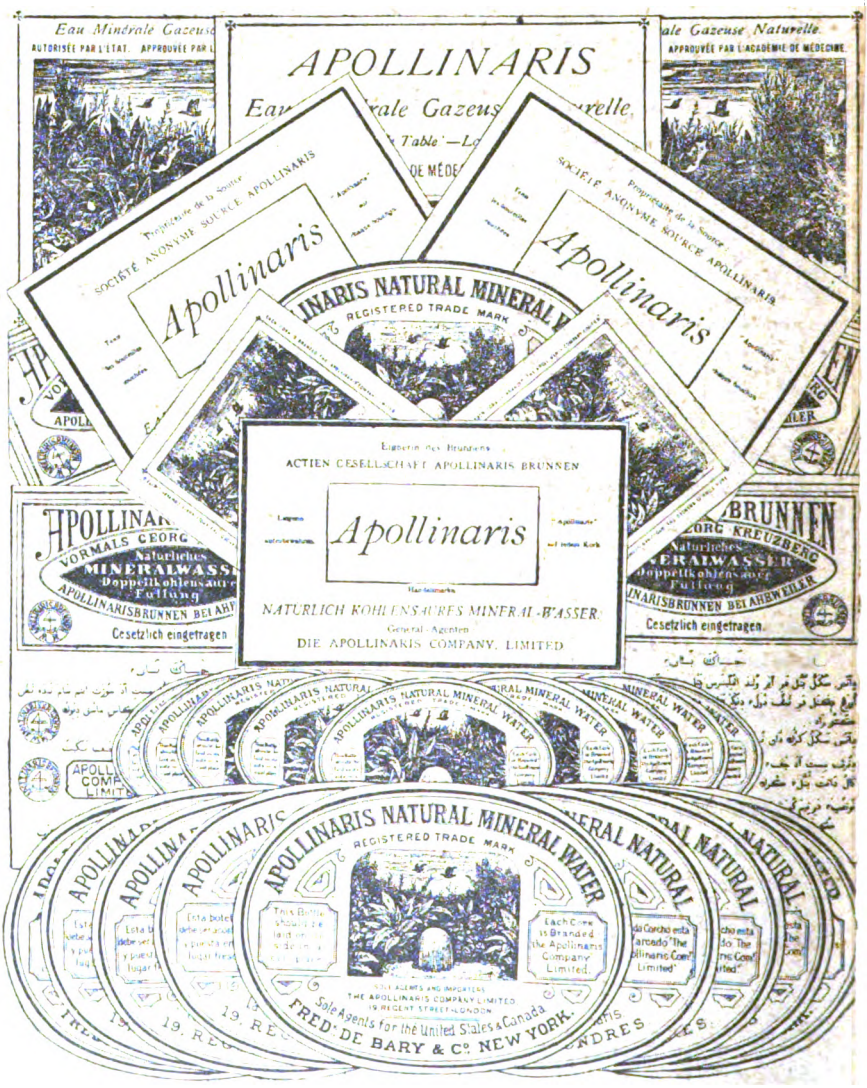
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Band 32. — Heft 95.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Februar 1885.

Breslau-Berlin
S. Schottlaender.

Expedition in Berlin: Jerusalemerstraße 43 (dicht am Dönhofsplatz.)

Februar 1885.

Inhalt.

Stephan Milow in Goerz. Seite

Durch den Sohn erzogen Novelle 145

Rudolf Gneist in Berlin.

Die neue Stadtverfassung von London 169

Robert Vischer in Breslau

Deutsche Renaissance einst und jetzt II 210

Paul Radestock in Breslau.

Erinnerungstäuschungen 222

Otto Gumprecht in Berlin.

Mozarts Opern. II 234

W. Garschin in Petersburg.

Zwei Märchen..... 256

Paul Lindau in Berlin.

Der Roman einer vornehmen Dame. Winterlicher Brief. 267

Bibliographie..... 277

Veredarius. Das Buch von der Weltpost. (Mit Illustrationen.) — Holland. Illustr Erinnerungen an Münchener Künstler. (Mit Illustrationen.) — Eine deutsche Schrift stellerzeitung. —

Bibliographische Notizen 283

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Emanuel Geibel 287

Hierzu ein Portrait von Rudolf Gneist. Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Digitized by Google

Rudolf Gneist

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXII. Band. — Februar 1885. — 95. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Rudolf Gneist.)

1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Durch den Sohn erzogen.

Novelle
von
Stephan Milow.
— Goerz. —

Als ich nach dem Tode eines mir theuren Freundes, der als philoſophiſcher Schriftſteller einen bedeutenden Ruf genoß, ſeinen literariſchen Nachlaß zu ordnen hatte, fand ich darin das folgende Manuſcript, welches ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe.

O Reiz des Geheimniſſes! Wie ſpinnſt du wunderſam unſere Gedanken ein, daß ſie von dem Gegenſtande, den du umgiebſt, nicht mehr loskommen! Da ſinnen und forſchen wir und malen uns hundert Möglichkeiten aus, bald durch dieſes, bald durch jenes Zeichen in eine andere Richtung gelenkt, bis wir endlich einen ganzen Roman gedichtet haben, der mit der Wirklichkeit wohl meiſtens gar nichts gemein hat.

So erging es mir mit der Bewohnerin der kleinen Villa, welche am Ausgange des ſteieriſchen Marktes Kapfenberg mitten im breiten Thale lag. Der freundliche Bau war von einem großen wohlgepflegten Garten umgeben, den nach allen Seiten ein dichter lebendiger Zaun abſchloß. Da ich mir in der Nähe des Marktes als Ruheſitz ein kleines Anweſen erſtanden hatte und mich mein Weg gar oft an dem Beſitz meiner Unbekannten vorbeiführte, ward meine Neugierde bald rege und ich blieb in den ſchönen Sommertagen, mit welchen mein neues Leben in dieſer herrlichen Gebirgswelt begann, nicht ſelten am Gartenzaun ſtehen, um durch eine mühſam aufgefundene Lücke hinein zu ſpähen. Da gelang mir's denn auch oft, eine zarte Frauengeſtalt zwiſchen zwei mächtigen Fichten ſich läſſig in einer Hängematte ſchaukeln zu ſehen. Manchmal las ſie in einem Buche, manchmal blickte ſie wie träumend durch die Wipfel der Bäume in den Himmel empor. Das Geſicht konnte ich

eigentlich nie recht ausnehmen, aber das ganze Bild, das ich da schaute, war höchst anmuthig. Meine nächste Frage im Orte galt natürlich gleich der Bewohnerin jener Villa und ich hatte, wenn ich mich so ausdrücken darf, den nackten Polizeibericht auch bald beisammen; darüber hinaus erfuhr ich jedoch nicht viel, und was man mir mittheilte, fachte nur erst recht meine Neugierde an. Der Gegenstand meines Interesses war eine Baronin Ordalie Seldheim, seit zwölf Jahren Wittwe und ohne Unterbrechung Bewohnerin der kleinen Villa. Ein halbwüchsiger Sohn, das einzige Kind, befand sich in einem Erziehungsinstitut in Wien. Diesen nüchternen Notizen wurde beigefügt, daß die Baronin außer in die Kirche nirgends hingehe und auch nie Jemand bei sich sehe mit Ausnahme einer alten Gräfin, einer Verwandten, welche ab und zu aus der Stadt auf einige Tage zu Besuch bei ihr eintreffe. Wer sie also sehen wolle, der müsse ihr auf ihrem Kirchgange auflauern und auch da wohl Acht geben, denn oftmals fahre sie und verschlüpfe immer durch die Seitenthüre sehr schnell in ihren Betstuhl im Oratorium, wo sie kein Auge erreichen könne. Wenn sich so die Bewohner des Marktes nicht in unmittelbarem Verkehr an der Baronin erfreuen konnten, so gaben sie ihr doch das Zeugniß, daß sie, trotz ihrer nicht allzu reichen Mittel, allen Armen eine Wohlthäterin war und stets großmüthig in den Säckel griff, wenn es gemeinnützige Zwecke zu fördern galt, weshalb sie denn auch überall in großen Ehren stand. Ueber die Vergangenheit der Baronin wußte man mir nichts zu sagen; denn sie hatte sich erst als Wittwe in dieser Gegend niedergelassen und war früher hier nie gesehen worden. Das war's, was ich ich hörte und meine Gedanken bei meiner Nachbarin — so durfte ich sie als der nächste Ansiedler thalaufwärts nennen — unabläßig festhielt. Also schon die Mutter eines Jünglings war meine interessante Weltflüchtige! Da hatte sie mir die Situation, in welcher ich sie durch die Lücken des Laubwerks belauschen konnte, sehr verjüngt. Und warum diese ängstliche Abgeschlossenheit? War das noch immer die Trauer um den verlorenen Gatten? Der Ausfluß einer idealen Liebe, wie sie in dieser Welt nur selten erblüht?

Nun, vor Allem mußte ich sie sehen, recht Aug' in Auge, und schlenderte also den nächsten Sonntag zur Meßstunde auf dem Wege zwischen ihrer Villa und der Kirche hin und her. Da kam sie denn endlich auch, das Haupt leise geneigt und halb mit einem lichten Schleier verhüllt. Aber hätte ich sie nicht aus dem Garten treten gesehen und wäre sie mir nicht schon durch ihre elegante Haltung aufgefallen, ich würde sie nimmermehr für die Erwartete genommen haben, so mädchenhaft war sie in ihrer ganzen Erscheinung. Etwas unter Mittelgröße und von zartester Schlankheit, schwebte sie nur so über den Boden hin. Als ich ihr begegnete, hob sie etwas das Haupt und ich konnte ihr einen Moment in's Antlitz sehen. Auch hier der Ausdruck überraschender Jugend und es schien mir ganz rosig angehaucht. Wenn aber dieser flüchtige Anblick hinreichte, um mich mächtig zu fesseln, so

ließ er mir doch eigentlich kein bestimmtes, scharfes Bild ihres Gesichtes zurück, und ich hätte hinterher nicht einmal sagen können, ob sie schön sei.

Gedanken spinnend ging ich weiter und umschritt heute ganz unwillkürlich den Garten der Baronin in seinem ganzen Umfange, als hätte mir irgendwo eine Offenbarung über die Bewohnerin werden müssen. Diese Offenbarung blieb freilich aus, aber damit stand ich natürlich in meinem Innern keineswegs von meiner geheimnißvollen Nachbarin ab. Ich war gleich durchaus nicht in der Absicht hieher gekommen, allen Menschen den Rücken zu kehren, wenn mich auch zunächst die Sehnsucht nach Ruhe und einer kräftigen Alpenluft aus der Stadt getrieben hatte, und ich vor dem Ankaufe meines Besitzes nicht viel nach meinen Nachbarn forschte, um mir nicht etwa durch üble Auskünfte in dieser Richtung die Freude an dem herrlich gelegenen Punkte verkümmern zu lassen. Unter der einsamen Baronin, die man mir wohl schon früher während meiner Ankaufsverhandlungen genannt hatte, hatte mir eben nur das Bild einer würdigen Matrone vorgeschwebt, die mich, wo nicht erfreuen, so doch auch nicht belästigen sollte, so wie ich ihr ein friedsamer Nachbar zu bleiben gedachte. Und nun fand ich in dieser Einsamen ein so bestrickendes Geschöpf! Nicht als ob ich etwa meine wohl abgelaufenen 60 Jahre vergessen und abenteuerliche Gedanken gehabt hätte, aber, wie gesagt, das Geheimnißvolle übte auf mich stets eine große Macht, und freilich, daß es hier noch eine Frauengestalt umwob, die mich schon beim ersten Anblick mächtig angezogen hatte, das mochte diese Macht immerhin ganz besonders steigern. Genug, mein Entschluß stand fest: was Keiner im Markte durchgesetzt hatte, das wollte ich durchsetzen, die nähere Bekanntschaft mit der Baronin. Es überkam mich ordentlich eine gewisse jugendliche Vermessenheit, die mich über die Bedenklichkeit, daß ich mit meinen Annäherungsversuchen am Ende nur unzart sein könnte, völlig hinweghob. Aber wie nun mein Ziel erreichen? Mich einfach als neuer Nachbar zum Besuche anzumelden, das versprach nach Allem, was ich wußte, nicht den geringsten Erfolg. Und was vermochte ich sonst? Ich sann und sann, ohne einen Weg finden zu können.

Da kam mir plötzlich ein Zufall zu Hülfe. Als ich einmal, an einem Herbstabend, auf der Straße gegen die Villa meiner Baronin lustwandelte, sah ich eine Landkutsche vor dem Thore halten, aus welcher sich eben eine alte Dame auszusteigen anschickte. Ich fuhr überrascht auf! Trotz der ziemlich großen Entfernung blieb mir kein Zweifel: das war meine verehrte Freundin und Gönnerin, die Gräfin Weigersberg, in deren Haus in der Stadt ich viel verkehrt hatte. Wie ich da meine Schritte beschleunigte! Aber ich kam doch zu spät, und konnte nur noch durch den Spalt des sich eben schließenden Thores im Garten die Angekommene und die Baronin sich in die Arme fallen sehen. Nun, was ich entdeckt hatte, blieb ja zunächst die Hauptsache, und der Schluß lag nahe, daß meine hier wiedergefundene Stadtbekanntschaft niemand anderer als jene alte Gräfin war, welche man

mir als eine Verwandte der Baronin erwähnt hatte, ohne ihren Namen zu nennen. Nun galt kein Zögern. Ich ließ mich den andern Tag in der Villa der Baronin bei der Gräfin Weigersberg anmelden. So weit durfte meine Nachbarin in ihrer Menschenscheu doch nicht gehen, daß sie auch ihren Gästen jeden Besuch abwehrte; von der Gräfin aber gern empfangen zu werden, dessen war ich gewiß. — Und wie ich es gehofft, so traf es ein. Ich ward vorgelassen, und die treffliche alte Dame brachte mir, froh erstaunt, all die warme Herzlichkeit entgegen, die ich an ihr gewohnt war.

Ich übergehe die Einzelheiten unseres Gespräches und zeichne erst den Schluß hier auf, da ich dem Hauptzweck meines Besuches allgemach nahe gerückt war und wir uns ausschließlich nur von meiner Nachbarin unterhielten.

„Kurz gesagt," resumirte die Gräfin den ziemlich deutlichen Wunsch, der aus all meinen Redewendungen herausgeklungen hatte, „Sie wollen meiner lieben Ordalie vorgestellt werden? Ob Sie da nicht mehr von mir fordern, als ich zu erreichen vermag? O wie froh wäre ich selbst, wenn ich in das Leben meiner Nichte endlich doch ein bischen anderes Tempo bringen könnte! Sich ewig so einsam einzuspinnen und nie gegen Jemand auszusprechen, das soll nicht sein, und doch hatte ich dagegen bis nun, wenn ich sie nicht ganz von hier fortziehen wollte, eigentlich gar keinen triftigen Einwand; denn die gewiß sehr ehrsamen Bürger des kleinen Marktes sind ja doch für sie keine Gesellschaft. Aber Sie wären der rechte Mann, Ordalie wieder ein wenig der Welt zurückzugeben. Derjenige, der sie jetzt fast allein damit verknüpft, ihr Sohn, ist ja gewöhnlich fern, und die zahlreichen, regelmäßig eintreffenden Briefe thun es doch auch nicht. Ach, dieses Kind! Wie es seine Mutter liebt und welcher Schatz es für sie ist! Sie geht mit allen ihren Gedanken in ihm auf. Nun, so mag sie Ihnen von ihrem Lothar erzählen; sie werden ihr gern zuhören, und ihr Glück wird ihr dadurch erst noch gar wundersam lebendig werden. Dann giebt es ja noch so manches Andere in der Welt, was unseren Antheil will. Und endlich einen so bedeutenden Mann zum Nachbar zu haben," fuhr sie mit einem freundlichen Lächeln fort, „ohne diese günstige Fügung auszunützen, das wäre vollends eine Sünde. Wie ich euch nur zusammenbringe! Leider ist ihr diese Abgeschlossenheit durch die langen Jahre schon zur eingewurzelten Lebensgewohnheit geworden."

„Treibt sie nicht Musik?" fragte ich in einem plötzlichen Einfall.

„Allerdings, und ihr Piano kommt gleich nach ihrem Lothar."

„Sie wissen, daß ich mich rühmen kann, ein ziemlich fertiger Violinspieler zu sein: ergäbe sich nicht etwa da ein Anknüpfungspunkt?"

Die Gräfin sann eine Weile nach, dann erwiderte sie: „Ja, das ist kein übler Gedanke. Ich rücke die Musik in den Vordergrund und will im Uebrigen nicht zu viel aus Ihnen machen, sonst merkt sie, wohin ich eigentlich ziele, und lehnt beharrlich ab. Sind Sie einmal im Hause, mögen

Sie sich selbst in das rechte Ansehn setzen und allgemach unentbehrlich machen. Also ich will mit ihr sprechen und sende Ihnen bald Kunde."

Ich küßte der Gräfin freudig die Hand und empfahl mich.

Den anderen Tag erhielt ich von ihr das folgende Billet: „Es ging nicht leicht, aber ich habe gesiegt! Wir erwarten Sie noch heute Nachmittag."

Also meine geliebte Geige, die mir im Leben schon so vieles Freundliche vermittelt hatte, war auch diesmal meine Helferin. Ich sollte meine Nachbarin noch heute sehen. Wie ungeduldig erwartete ich den Augenblick, und dennoch, ich gestehe es, als ich endlich Nachmittags den Garten der Baronin betrat, konnte ich mich einer gewissen Beklommenheit nicht erwehren.

Die beiden Damen erwarteten mich im Freien, bei einem reizenden, von einer mächtigen Linde beschatteten Etablissement in der Nähe des Hauses.

„Sie wollen die Güte haben, mit mir zu spielen; ich freue mich sehr darauf," sprach mich die Baronin mit der bezaubernd sten Natürlichkeit an, und nichts in ihrem Wesen deutete auf Scheu und Verlegenheit.

Ich verneigte mich, indem ich betonte, wie sehr ich für die eröffnete Aussicht danken müsse.

Als ich mich nun auf eine einladende Handbewegung an der Seite der Gräfin niedergelassen hatte — die Baronin saß mir gegenüber — kam bald zwischen mir und der alten Dame ein ziemlich lebhaftes Gespräch in Gang, während die Baronin nur selten ein Wort dazwischen warf oder besser: dazwischen werfen konnte; denn es schien mir, als hätte die Gräfin absichtlich die Rede auf Gegenstände gelenkt, die ihrer Nichte fern lagen und sie jedes eingreifenden Antheils überheben sollten. Wollte sie sie etwa erst an Gesellschaft gewöhnen und der Hausfrau die Führung der Conversation abnehmen?

Inzwischen konnte ich mir die Baronin genau ansehen, wobei sich mir der zuerst empfangene Eindruck nur immer mehr verstärkte. Wie sie so dasaß, das reiche braune Haar schlicht gescheitelt, hatte diese Frau etwas geradezu Kindliches, das durch den leisen, ich möchte sagen demüthigen Schmerzenszug ihres feingeschnittenen Gesichtes eine ganz besondere Macht übte. Und diese Augen! Ich habe dergleichen nie gesehen. Der dunkle Augenstern war über das Maß groß und von einem ganz schmalen lichtblauen Irisring eingefaßt, so daß der Ausdruck etwas — wie drück' ich es nur aus? — rührend Weltfremdes, naiv Fragendes hatte, das zu ihrem ganzen Wesen wundersam stimmte. Es war Alles in Allem eine Erscheinung voll lieblichster Schönheit.

Endlich zuletzt kam die Gräfin wieder auf die Musik zurück, indem sie zu uns Beiden bemerkte, sie hoffe, obwohl sie sich bei ihrer geliebten Ordalie nicht lange aufhalten könne, doch noch Einiges von uns zu hören.

Wir setzten denn auch gleich den nächsten Abend zur ersten Uebung fest, indem ich versprach, noch heute den Clavierpart meiner ziemlich reichen Notensammlung zur Auswahl in die Villa zu senden. Darauf empfahl ich

mich und ward von den beiden Damen mit der anmuthigsten Freundlichkeit entlassen. —

Das läßt sich ja herrlich an! klang es in mir, da ich in freudiger Erregung nach Hause zurückkehrte. Ich hätte gar nicht gedacht, daß mich eine solche Begegnung noch in eine so beflügelte Stimmung versetzen könne; aber ich war eben schon durch die Freude an meinem neu erworbenen Besitz ganz ausgewechselt und nahm nun die glücklich angeknüpfte Bekanntschaft mit meiner Nachbarin wie ein Zeichen, daß ich es hier gut haben solle.

Ich übergehe die erste Zeit meiner Bekanntschaft mit Ordalie, wie ich die Baronin von nun an kurzweg nennen will. Für den Anfang kam es mir sehr zu Statten, daß die Gräfin als Vermittlerin unter uns war, so daß sich, als sie schied, der Verkehr zwischen mir und Ordalie schon in einem gewissen sicheren Geleise bewegte. — Ich kam gewöhnlich in früher Abendstunde ein, zwei Mal die Woche, und nachdem wir einige Zeit gespielt hatten — Ordalie spielte entzückend schön! — nahmen wir einen Thee, worauf ich mich bald empfahl. In der Rede hielten wir uns Beide ziemlich einsilbig und knüpften meist nur Bemerkungen an die gespielten Stücke. Ich vermied absichtlich jedes Wort, das wie eine Herausforderung zu vertraulicherer Mittheilung hätte erscheinen können. Sie soll selbst ein Herz zu mir fassen! dachte ich mir; das heißt, sie sollte in mir Einen erkennen lernen, der es verdient, daß man ihm mehr sagt, als jedem nächsten Bekannten, und daß sie Manches zu sagen hatte, das stand mir außer Zweifel. — Indessen glückte mir's nicht, ihr näher zu kommen. Sie war von gewinnendster Freundlichkeit, und ich konnte immerhin merken, daß sie es nicht bereute, mich in ihr Haus aufgenommen zu haben, unser Gedankenaustausch ward auch allgemach lebhafter und zog größere Kreise; aber sie blieb mir innerlich doch immer fremd gegenüber, und Persönliches wurde nie berührt. Selbst von ihrem Sohn sprach sie nicht viel. Es ward mir während dieser Zeit immer deutlicher offenbar, daß das Wissen Ordaliens in manchem Stücke tief *unter* dem anderer gebildeter Frauen stand; dabei hatte sie aber einen lebhaften Geist und ein sehr feines Gefühl, so daß mich die Lücken in ihrer Bildung nicht störten, sondern mir vielmehr oft Anlaß zu ganz eigen anziehenden Beobachtungen gaben. Vielleicht war ich auch für sie ein bischen vorweg eingenommen, wenn mir zu der Kindlichkeit ihrer Erscheinung eine gewisse kindliche Unfertigkeit im Wissen ganz reizend paßte.

So vergingen fast zwei Jahre, über die weiter nicht viel zu sagen bleibt, nur daß ich inzwischen auch ihren Sohn kennen gelernt hatte, einen bildschönen und sehr begabten Jungen. Er kam immer zu den großen Ferien, blieb aber gewöhnlich nur die Hälfte der Zeit und brachte den übrigen Theil im Hause eines Schulfreundes in einer Seestadt zu. So sehr die Mutter ihr Kind liebte, sie zwang sich dieses Opfer ab; denn, meinte sie, zwei volle Monate in dieser Abgeschiedenheit, immer allein mit der Mutter, müßten dem Kinde eine doch zu karge Ferienfreude sein, und

Lothar, der an seiner Mutter gewiß innig hing und ihre Voraussetzungen stets tapfer bekämpfte, ließ sich schließlich doch in seiner jugendlichen Weise die Trennung gern gefallen, angelockt durch die Aussicht auf die lustige Vereinigung mit seinem Jugendfreund. In meinem Verkehr mit Ordalien ergab sich inzwischen nichts Besonderes; er war mir sehr anregend und werthvoll; aber ich mußte mir doch gestehen, daß ich nicht gefunden, was ich gehofft hatte. Dieses so fesselnde, reizgeschmückte Weib schien innerlich völlig unzugänglich, und auch die Gräfin Weigersberg, die später noch oft zu Besuche eintraf, vermochte meine Beziehungen zu Ordalien nicht enger zu knüpfen.

Da vollzog sich in ihrem Wesen eine auffallende Veränderung, nicht etwa, als ob sie gegen mich einen anderen Ton angeschlagen hätte, nein! sie blieb in diesem Punkt immer dieselbe, aber ihre Weise offenbarte eine eigene Unruhe und Ungleichheit. Bald schien sie in einer nur mühsam bekämpften zitternden Erregung, bald wieder war sie ganz niedergeschlagen, und ich konnte schließen, daß sie irgend etwas von Außen, vielleicht eine eingetroffene Nachricht, aus dem Gleichgewicht gebracht haben müsse. Dieser Zustand steigerte sich im Verlauf der nächsten Zeit immer mehr. Ordalie ließ, was früher nie vorkam, unsere Musikstunden oft absagen, oft wieder fand ich sie, wenn ich kam, ganz verweint mit blassem, abgehärmtem Gesichte. Das nahm endlich so zu und sie litt so zweifellos unter dem Drucke einer bangen Last, daß ich es für meine Pflicht hielt, aus meiner schweigenden Zurückhaltung herauszutreten; vielleicht sehnte sie sich ja selbst danach und konnte nur eine gewisse Scheu nicht überwinden, um sich mir zu eröffnen.

„Baronin," begann ich, da ich sie eines Tages wieder in Thränen fand, „vielleicht hab' ich durch all die Jahre, in welchen Sie mir Ihre Nähe gegönnt, ein kleines Recht erworben, nach Ihrem Kummer zu fragen. Ja, ich muß es endlich, da ich Sie lange genug stumm beobachtet, mein Antheil drängt mich zu unabweislich dazu. Was fehlt Ihnen? Was ist Ihnen zugestoßen? Sprechen Sie!"

Ich hatte richtig geschlossen. Mein Wort wirkte auf Ordalie geradezu wie eine Entlastung, und ohne das geringste Zaudern fuhr sie rasch heraus: „Ja, ich will es Ihnen sagen, es drückt mich zu bang, und Ihr Wesen erweckt mir Zutrauen. Vielleicht können Sie helfen, rathen. Aber das ist nicht so kurz mitgetheilt, ich muß weit ausholen, damit Sie mich verstehen. Heute spielen wir nicht; dafür hören Sie mir zu, nicht wahr? Ich erzähle Ihnen Alles. Lassen Sie mich nur erst ein wenig Sammlung gewinnen, ich bin bald wieder hier." Und damit erhob sie sich und eilte aus dem Zimmer.

Ich harrte mächtig bewegt in gespannten Gedanken, bis sie nach einer guten Weile, mit einem Packetchen Briefe in der Hand, zurückkehrte. Die Dämmerung war schon leise hereingebrochen und Ordalie rückte ihren Stuhl

so, daß er von den schweren Vorhängen des Fensters ganz beschattet wurde; dann ließ sie sich darauf nieder und begann:

„Ich muß bei meiner Jugend anfangen, doch will ich mit Allem, was weit zurück liegt, kurz sein. Meine Eltern, deren einziges Kind ich bin, waren adelig und ziemlich wohlhabend. Während mein Vater, er war beträchtlich älter als meine Mutter, den Ehrgeiz eines Gelehrten hatte und mit mehreren wissenschaftlichen Abhandlungen hervortrat, lebte meine Mutter viel gefeiert in der großen Welt. Meine Eltern schienen mich wohl sehr zu lieben, aber wenn ich jetzt zurückdenke, muß ich doch sagen, sie behandelten mich beide mehr wie ein zierliches Spielzeug. Sie ließen mich gewöhnlich nur nach Tische zu sich kommen, um mich zu hätscheln und mit Backwerk zu beschenken; im Uebrigen blieb ich den ganzen Tag unter der ausschließlichen Obhut einer Bonne. Als ich das zehnte Jahr überschritten hatte, ward ich in das Wiener Kloster der Salesianerinnen gegeben, die sich mit der Erziehung adeliger Kinder beschäftigen. Mich dünkt fast, ich ward meiner Mutter allgemach im Hause unbequem, wenigstens verstehe ich nicht, wie sie mich sonst als die einzige Tochter so ganz aus ihren Händen hatte geben können. War doch auch die Erziehung, die ich im Kloster genoß, keineswegs die beste. Das kann ich erst jetzt ermessen. Freilich meinten es die guten Klosterfrauen vortrefflich und unterwiesen uns sorgfältig in religiöser Frömmigkeit und strenger Sitte, aber mit dem Unterrichte stand es schlimm. Ein Lehrer durfte das Kloster gar nicht betreten, alles thaten die Nonnen selbst. So lernten wir eigentlich nur einige Sprachen und Musik; was ich aber darin Besseres leiste, muß ich wohl auch meiner besonderen Vorliebe dafür und meinem Fleiß zuschreiben. Zu meinen Eltern kam ich durch die ganze Zeit gar nie heraus, denn das war Gesetz, die Klosterzöglinge durften auch während der Ferien das Kloster nicht verlassen. Ich erhielt nur ab und zu den Besuch der Mutter oder des Vaters; beide schienen von meinem Gedeihen ganz entzückt und durften glauben, für mich trefflich gesorgt zu haben. Auch ich war immer zufrieden, die Klosterfrauen behandelten mich ja sehr gut, und als ich älter geworden war, spann ich mich in meine eigene Traumwelt ein, die mir völlig genügte. Aber endlich galt es nach Hause zurückzukehren. Ich war fertig, das heißt, ich war in den Jahren, wo meine Erziehung im Kloster als beendet galt.

Meine Eltern nahmen mich mit offenen Armen auf. Die Mutter hatte mir ein eigenes kleines, hübsches Appartement eingerichtet und führte mich nun mit größtem Eifer in die Welt. Als ganz neue Erscheinung ward ich auch mit einem gewissen Eclat aufgenommen und von jungen Männern und Mädchen umdrängt. Ich war aber von diesem plötzlichen Wechsel mehr überrascht und verwirrt als erfreut und fühlte mich in all dem Neuen, das mich umgab, eigentlich recht verloren, denn auch die Mutter wies sich mir bald ganz anders, als ich sie erwartet hatte. Sie war voller Güte, that mir jeden Gefallen, erlaubte mir Alles, suchte aber zu mir keine

tiefere Herzensbeziehung und ließ mich, nachdem sie mich überall bekannt gemacht hatte, viel allein. Ich war übrigens noch gar nicht recht zur Besinnung über diese große Veränderung in meinem Leben gekommen, als ich meinen späteren Gatten, den Baron Robert Seldheim, kennen lernte. Er war ein junger Staatsbeamter, dem die Höheren eine große Carrière voraussagten, während er in der Gesellschaft als vollendeter Weltmann galt. Ich durfte wohl glauben, daß er mich liebe. Was mich betrifft, so pochte mein Herz, wie sehr er mir gefiel, nicht allzu laut auf; ich stand noch ganz im Banne der Klostererziehung und glaube, ich hätte mich gar nicht so recht zu lieben getraut. Das war aber gewiß: ich wußte keinen Mann, dem ich freudiger zum Altar gefolgt wäre. So sagte ich gern Ja, als die Mutter, die schon früher alles mit Seldheim abgemacht haben mochte, mir seine Werbung ankündigte.

Bald darauf waren wir ein Paar. Ich zog mit meinem Gatten in den Landbezirk, der ihm zur Leitung übergeben worden war, und nun kamen Tage eines stillen, tiefen Glücks, in welchen ich Robert erst mit ganzer Seele lieben lernte."

Sie machte, tief aufathmend, eine Pause und fuhr dann fort:

„Es war wenige Monate nach unserer Vermählung, als wir eines Tages, durch eine Gasse unserer kleinen Landstadt promenirend, einer in ihrer ganzen Erscheinung höchst auffallenden, mit etwas schreiender Eleganz gekleideten Frau begegneten, die ich bis dahin noch nie im Orte gesehen hatte. Da wir ihr nahe kamen, blickte sie höchst bedeutsam zuerst meinen Gatten und dann mich mit einem gewissen höhnischen Ausdruck an, so daß ich diesen Blick wie eine Beleidigung empfand. Ich schaute rasch zu Robert empor und gewahrte, wie er zuerst betroffen zusammenzuckte, dann aber in flammendem Zorn vor sich hinstarrte. Ohne einen klaren Gedanken zu haben, ward mir ganz bange zu Muthe, um so mehr, als Robert völlig verwandelt erschien und schwieg, während er, durch die nächste Seitengasse abbiegend, auf einem kleinen Umwege rasch wieder mit mir nach Hause zu kommen trachtete. Am Thore sagte er mir, ich solle verzeihen, er habe ein dringendes Geschäft, doch werde er bald wieder zurück sein. Damit wandte er sich und eilte davon.

Ich hatte mit peinlich beklemmtem Herzen mein Zimmer aufgesucht. Diese Begegnung hatte mich, besonders durch die aufregende Bedeutung, von welcher sie für meinen Gatten war, ganz aus der Fassung gebracht. In banger Ungeduld harrte ich seiner Rückkehr und es dauerte ziemlich lange, bis er kam. Welch einen Ausdruck wies mir sein Gesicht! Es lag darin etwas geradezu Finsteres, so daß ich, nur noch ängstlicher geworden, mit banger Spannung jeder seiner Bewegungen folgte.

Nachdem er einige Mal im Zimmer auf- und abgegangen, sagte er: „Gehen wir noch aus? Ich denke, wir lassen es für heute." Ich nickte zustimmend und wagte nicht weiter nach einer Aufklärung zu forschen.

Wir schwiegen Beide lange, keines mochte ein unbefangenes Wort der Rede finden. Das drückte wohl endlich auf Robert; er ging auf mich zu, faßte mich bei beiden Händen, blickte mir mit seiner ganzen Innigkeit in's Auge und sagte: „Du wirst über das kleine Begebniß betroffen sein und Aufschlüsse erwarten. Ich könnte sie Dir ohne Scheu geben, aber das Alles ist nicht werth, Dich auch nur eine Minute zu beschäftigen. So vertraue mir: ich sage Dir, es ist nichts, und vergessen wir Beide diese Stunde."

Der herzliche Ton, mit welchem er diese Worte gesprochen hatte, nahm mich ganz gefangen. Von Mißtrauen und Argwohn war ja in mir ohnedies keine Spur, dahin reichten meine Gedanken gar nicht. „Wenn nur Du nichts Schmerzliches erfahren," sagte ich, mich an ihn schmiegend, und er schloß mich gerührt in die Arme.

Aber schon den zweiten Tag darauf erhielt ich aus Wien ohne Unterschrift einen Brief folgenden Inhalts, den ich mir wohl gemerkt habe:

„Verzeihen Sie mir die unangenehme Begegnung, aber ich mußte doch Diejenige sehen, welcher ich zum Opfer fiel. Uebrigens, wie ich nicht die Erste war, die er betrogen, so sind Sie vielleicht nicht die Letzte, welche das gleiche Schicksal erwartet. Von mir sollen Sie nicht mehr beunruhigt werden."

Das war ein Schlag, der mich jählings aus dem Himmel meines jungen Glückes stürzte. Ich sah mich da plötzlich vor zu Fremdes, Unfaßbares gestellt, und ohne eigentlich im Momente das ganze Gift dieser Zeilen zu ermessen, sank ich nur in ausbrechenden Thränen auf das Sopha.

So fand mich Robert, der bald darauf in mein Zimmer trat. Da er mich weinend sah, fuhr er überrascht zurück und blickte dann, wie nach der Ursache forschend, um sich, bis er vor mir auf dem Boden das Blatt Papier gewahrte, wie es mir in meiner Bestürzung den Händen entglitten war. Er hob es schnell auf und las.

„Also muß ich doch davon mit Dir sprechen," begann er jetzt und warf das Blatt mit einem unmuthigen Aufstampfen des Fußes weg. „Hätte ich es nur gleich gethan! Aber beim Himmel, ich habe es gut gemeint. Ich schwieg nicht um meinetwillen, aus feiger Angst; ich wollte nur Dein Auge nicht mit dem Anblick des Unwürdigen verletzen. Nun, jetzt bleibt mir keine Wahl mehr. Wisse es denn: was da geschehen, ist nur der häßliche und, ich hoffe, ohnmächtige Racheact eines Weibes, das ich — darf ich es so nennen? — einst liebte, dem gegenüber ich aber immer völlig frei blieb. Sie hat ihren Lohn dahin und wußte es vorweg, wußte es schon durch ihren ganzen Lebenslauf, daß von einem ernsten Verhältniß zwischen uns keine Rede sein könne. Hier bindet mich nicht nur kein Versprechen, sondern auch nicht die leiseste Mahnung meines Gewissens. Aber wer berechnet ein verblühendes Weib, das sich noch lebenssüchtig an ihre, vielleicht letzte Eroberung klammern will! — Vergiß das alles, geliebte

Ordalie! Du darfst es ruhig, und ich habe dafür gesorgt, daß Du nie mehr an sie gemahnt wirst." Damit näherte er sich mir und wollte mich vom Sopha zu sich empor ziehen.

O wie weh mir da geschah, jetzt erst vollends! Was ich aus dem Munde meines Gatten vernommen, stand in zu grellem Gegensatz zu meiner ganzen Gedankenwelt; ich konnte es kaum recht verstehen, ich hätte es noch weniger überwinden können. In neuen Thränen überquellend, widerstand ich der Annäherung Roberts, aber ich bedrängte ihn mit keinem Vorwurf, mit keiner Frage; mir war, als dürfe meine Lippe über all das, was er mir enthüllt hatte, nicht eine Silbe sprechen. Um so mächtiger stürmte es in meinem Innern; ich fühlte mich trostlos unglücklich.

Robert merkte wohl, was in mir vorging, und mochte vielleicht die etwas trocken bestimmte Art bereuen, mit welcher er die Vergangenheit abthun wollte. „Aber Ordalie," drang er jetzt mit warmer Bewegung in mich, „Du glaubst mir doch? Und wenn Du mir glaubst, was bleibt da noch, das Dir so sehr das Herz beschweren müßte? Du trateſt so zu sagen aus dem Kloster in die Ehe, Du kennst die Welt nicht: muß ich mich in der grausamen Lage sehen, Dich zu ernüchtern, um Dich mir zu versöhnen? Welcher Mann führt seine Gattin als seine erste Liebe heim? Aber darum braucht er sie nicht schlechter zu lieben und sie kann ihm doch allezeit der theuerste Schatz seines Lebens bleiben. Fühlst Du denn nicht, wie Du mich beglückst und alle meine Gedanken beherrscheſt? Wenn ich aber wirklich schuldig bin, und ich bin es, ja, jetzt erst, da ich so ein ideales Geschöpf zum Weibe gewonnen; so sei mild und verzeihe mir."

Ich widerstrebte jetzt nicht mehr, als er mich faßte und in seine Arme schloß, und ich mochte ihm auch gern alles verzeihen, das gebot mir mein Herz und das gebot mir der christliche Sinn, den man mir eingepflanzt hatte; aber im Innern fühlte ich mich doch gar wund und weh.

„Du hast mir verziehen," rief er, da ich mein Gesicht in banger Bewegung an seine Brust barg. „Dank! Dank! Und nun wollen wir nie mehr ein Wort davon sprechen." Und darauf ließ er sich an meiner Seite nieder und trachtete mit liebevoller Beeiferung in lebhafter Rede meine Gedanken auf Anderes zu bringen.

Ja, ich hatte ihm verziehen, ich hegte ihm nicht den geringsten Groll im Herzen; aber eines lag doch außer meiner Macht: ich konnte das Geschehene nicht vergessen und die alte unbefangen selige Heiterkeit nicht zurückgewinnen. Mir war das Bild, das ich von ihm im Herzen getragen, rauh zerstört, und je inniger er mir seine Liebe zu offenbaren suchte, desto lebhafter meldete sich nur meine quälende Erinnerung. Was frommte es dabei, daß ich ihm diesen Gemüthszustand stets zu verbergen suchte; dadurch, daß er da war, mußte er sich auch verrathen.

Inzwischen war meine Mutter zu Besuche angekommen und hatte in der Absicht, mir den Kopf zurecht zu setzen, das Uebel nur noch verschlimmert.

Sie mochte bei Robert den Grund meines veränderten Wesens ausgeforscht haben und hielt mir nun eine ganze Strafpredigt. Was mir einfalle, ich solle nicht so überspannt sein, und einem Manne dürfe man in solchen Dingen überhaupt nicht zu viel übel nehmen. Sie habe es in ihrer Ehe immer so gehalten, daß jedes in seiner Weise leben durfte, und sei dabei mit ihrem Gatten, wenn auch ohne ein exaltirtes Glück, so doch in bester Harmonie ausgekommen.

Ich will nun eilen. Robert knüpfte im Anfang noch manchmal an das Vorgefallene an und bat mich, doch wieder seine heitere, glückliche Frau zu sein, sonst müsse ja er selbst unglücklich werden. Später schwieg er davon und wurde überhaupt in seinem ganzen Wesen immer stiller und ernster.

Jetzt gebar ich meinen Lothar. Mein Glück war groß. Ich weiß nicht, ob es auch anderen Frauen so ergangen; aber in meiner jungen Mutterfreude, in der fortwährenden seligen Beschäftigung mit meinem Kinde, trat mir mein Gatte etwas zurück. Vielleicht drücke ich das auch zu stark aus; nur so viel ist gewiß, daß eine innigere Annäherung, auf welche Robert mit der Geburt unseres Kindes gehofft haben mochte, nicht stattfand. So vergingen nahezu zwei Jahre. Lothar gedieh zu meiner Herzensfreude trefflich, und auch jene quälenden Gedanken stellten sich immer seltener ein. Trotzdem hatte vielleicht inzwischen schon mein ganzes Wesen, ohne daß ich mir dessen bewußt wurde, etwas fortwährend Gedämpftes angenommen; denn nun schien mein Gatte mit mir unzufrieden, er war auffallend gedankenverloren, einsilbig und von einer gewissen verhaltenen Erregtheit.

Robert war ein kühner und leidenschaftlicher Reiter. Gewöhnlich suchte er für seine Spazierritte unwegsame Seitenpfade auf und kehrte nicht leicht vor einem Hindernisse um. Das ging fort über Gräben und Hecken, daß alles staunte. Ich war schon früher in ihn gedrungen, er möge doch nicht so tollkühn sein; jetzt schien er sich darin, meiner großen Sorge ungeachtet, noch zu überbieten. Es war etwas Nervöses in ihm. „Mir geschieht nichts," antwortete er immer auf meine Vorstellungen. „Und wenn auch —" fügte er einmal bei, mochte aber den angefangenen Satz bereuen und drehte sich rasch von mir weg. Ich war voller Angst, bat ihn neuerlich, es doch nicht zu weit zu treiben, konnte aber nichts erreichen.

Da geschah das Entsetzliche. Eines Nachmittags ward Robert als Leiche mit zerschelltem Haupte an einer Eisenbahnbarrière aufgefunden. Er wollte während eines Spazierrittes die Bahn übersetzen, fand aber eines avisirten Zuges wegen die beiden Barrièren schon herabgelassen. Ohne zu warten, setzte er glücklich über die erste, bei der zweiten strauchelte jedoch das Pferd über die Schiene und schleuderte ihn mit aller Macht an den Ständer. Der Bahnwächter bemerkte aus der Ferne das Wagestück und eilte herbei, als er Robert stürzen sah. Aber er hatte gleich das Bewußtsein verloren, und bis ich ihn sehen konnte, war er eine Leiche.

Lassen Sie mich Ihnen nicht schildern, was da in mir vorging. Zu

meinem tiefem Schmerz um den erlittenen Verluſt kam ja noch die marternde Frage: Hat er etwa den Tod geſucht? Haſt Du ihm nicht das Leben bereitet, das er an Deiner Seite gehofft? Und wenn ich mich auch keiner bewußten Schuld anklagen konnte, der Himmel hatte mich zu ſchwer heimgeſucht; ich war nach kaum dreijähriger Ehe zur Wittwe geworden."

Ordalie machte eine neue Pauſe und zog die Glocke. „Es iſt ſchon ganz dunkel, und wir werden nun einige Briefe leſen müſſen."

Der Bediente hatte bald Licht gebracht und ſie fuhr fort:

„Bald darauf war ich hierher gezogen. Meine Eltern, die nun auch ſchon beide lang todt ſind, ließen mir auf meine Bitte dieſe kleine Villa, die ſie ſeit Langem beſeſſen, aber ſelbſt nie bewohnt hatten, eilig als Wohnſitz in den Stand ſetzen. Ich floh die Menſchen und ſuchte die Einſamkeit, um nur meinem Kinde zu leben. Und hier in dieſem weltabgeſchloſſenen Thale ward es in mir auch allgemach ſtiller und ich ſollte für den einen Schmerz meines Lebens doch noch einen wunderſam tröſtenden Erſatz finden. Blieb es mir in meiner Trauer um Robert verſagt, wenigſtens zu ſeinem Schatten mit dem Bewußtſein völligen ſchönen Einklangs flüchten zu können; hatte ich hier nicht einmal eine reine verſöhnte Erinnerung, da unſere Trennung ein ſo jäher unaufgeklärter Riß war: ſo war ich dafür mit meinem Kinde reich geſegnet. Lothar wuchs friſch und kräftig heran; er war ſchön, aufgeweckt, gutherzig, das Ideal eines Knaben nicht nur für das Auge der Mutter. Und er liebte mich ſchon früh über alles. Das offenbarte ſich bei jedem Anlaß, am meiſten jedoch durch eine wohl ſelten vorkommende Aufrichtigkeit, ohne daß ich ihn je beſonders dazu angehalten hätte. Was ihn immer bewegen mochte, er theilte mir ſtets jeden geheimſten Gedanken mit, und ich wußte, daß die Seele meines Kindes völlig offen vor mir dalag. Ja, dieſe Aufrichtigkeit ging ſo weit, daß ſie mir ſpäter noch ganz bange machen ſollte. Doch ich will nicht vorgreifen; Sie werden ſelbſt ſehen.

Als Lothar das zwölfte Jahr erreicht hatte, galt es für mich einen bangen Entſchluß. Seine Erziehung erheiſchte einen Ortswechſel. Zuerſt wollte ich mit ihm fort; dann gewann ich es aber doch über mich, ihn von mir zu laſſen. Ich hätte ja gar nicht den Muth gehabt, ſeine Erziehung ſelbſt zu leiten; dazu fühlte ich mich in jeder Hinſicht viel zu wenig ſicher. Mit einem Knaben iſt es anders als mit einem Mädchen. So vollbrachte ich das Schwerſte, ich trennte mich von meinem Kinde, um es dem vortrefflichen Wiener Erziehungsinſtitute anzuvertrauen, in welchem ſeine reiche Begabung die gründlichſte Ausbildung erhalten konnte.

Jahr um Jahr verging. Lothar entwickelte ſich immer trefflicher, und ich kann ſagen, er hat mir durch all die Zeit ſtets nur die größte Freude und nicht *eine* trübe Stunde bereitet; denn er war auch nie ernſtlich krank. In ſeinen Studien, wie in ſeiner Aufführung immer vorzüglich, gab er nie den geringſten Anlaß zur Klage und jeder, der ihn kannte, war von

ihm entzückt. Jetzt aber —" Sie hielt inne und ließ nachdenklich das Haupt sinken, „jetzt kamen für mich plötzlich neue Prüfungen, Prüfungen, die ich als die bängsten meines Lebens empfinden lernen sollte, und endlich bin ich vollends bei dem Punkte angelangt, wo ich alles, alles verloren glauben muß. O ist denn da noch zu helfen?"

Ich sah sie betroffen und erwartungsvoll an, während sie das Band des Briefpaketchens löste, das sie im Schooß hatte. „Es sind Briefe von meinem Lothar und ich habe die wichtigsten Stellen angestrichen. Sie mögen selbst lesen. Dieser ist der erste, der mich nachdenklich machte und in das Verhältniß zu meinem Kinde auf einmal die Sorge mischte." Sie gab mir das Blatt und ich las für mich:

„Theure Mutter! Ich schwelge jetzt ganz in unseren Klassikern. Schiller verehre und liebe ich mit meinem ganzen Herzen, aber Goethe besitzt mich doch noch mehr. Und so geht es allen meinen Kameraden, die sich überhaupt ernster mit der Literatur beschäftigen. Was sagst Du dazu, daß die jetzige Jugend Goetheisch ist? Vielleicht sollte das gar nicht sein. Aber diese Gretchen-Tragödie im Faust! Nicht wahr, einzig? Ich kann ganze Theile auswendig. Und fürchte nur nicht, daß ich dadurch in meinen Studien zurückbleibe. Du weißt, wenn ich von etwas recht begeistert bin, geht es auch mit dem Lernen am besten. Goethe soll mein Maturitätsgott werden, und während ich mich an ihm volltrinke, will ich eine Prüfung machen, daß Du daran Deine Freude hast.

Unser Fechtmeister hat zwei reizende Töchter, die eine blond und muthwillig heiter, die andere bräunlich und mehr ernst. Sie wohnen unserem Institutsgebäude vis-à-vis und ich kann aus unserem Musikzimmer gut hinüberspähen. Da setze ich denn auch manchmal meine Uebungen aus, schlüpfe zum Fenster und mache wohl gar verliebte Zeichen hinüber, die sie durchaus nicht erzürnt aufnehmen. Ich habe auch schon beide besungen und Du erhältst nächstens einen Liedercyklus, betitelt „Die Blonde und die Braune". Aber nun wirst Du wieder denken: Auch das noch vor der Prüfung! Warum nicht? Ich wiederhole: was mich innerlich erwärmt, kann mich in nichts stören, sondern steigert nur alle meine Kräfte. Und wenn mich die Gestalten der Goethe'schen Dichtung entzücken, so übt das Leben selbst mit viel geringeren Mitteln auf mich oft eine noch größere Macht aus. Daß ich aber am Ende gar noch statt meines Olympiers ein schönes Mädchen zu meiner Maturitätsgöttin erhebe, das wird wohl nicht geschehen, schon deshalb nicht, weil ich nicht weiß, welche von beiden ich wählen soll."

„Nun, das ist ja nur ganz allerliebst und herzgewinnend," sagte ich, nachdem ich gelesen.

„Sie meinen? freilich, vielleicht, wenn man das Spätere nicht kennt," gab sie zurück. „Und die Sorge, die mich nun beschäftigte, hatte allerdings gar verschiedene Quellen. Es war zum ersten Mal, daß mir die Antwort

auf einen Brief meines Kindes nicht leicht wurde, und es sollte sich an seine Mittheilungen für mein eigenes Innere eine ganz bedeutende nachhaltige Bewegung knüpfen. Lothar sprach von der Gretchen-Tragödie im Faust; ich gestehe Ihnen, ich hatte bis dahin den Faust gar nicht gelesen. Im Kloster konnte davon keine Rede sein, und später, hier in der Einsamkeit, da ich Muße genug hatte, lag mir doch vieles Andere näher. Besonders im Anfange las ich fast nur, was ich für die Erziehung meines Kindes brauchte. Jetzt aber nahm ich das Werk, das meinen Lothar so sehr ergriffen hatte, unverzüglich vor. Wie schwer ward mir oft die Lectüre und mit welchen wechselnden Empfindungen hatte ich dabei zu kämpfen! Und wenn ich mich in der Verwirrung, die das Werk in mir hervorrief, zuletzt nur an die Gretchen-Tragödie hielt, auf die Lothar den Nachdruck gelegt hatte, so regte sich trotz der tiefsten Rührung des Herzens und der ganz eigenen neuen Macht, welche diese Dichtung über mein Wesen gewann, in mir dagegen doch ein gewisser Widerspruch, und es war mir nicht recht, daß mein Sohn gerade Solches obenan stellte. Jetzt galt es aber für mich, noch gar Vieles nachzuholen, um doch auch über den Unterschied zwischen Goethe und Schiller etwas Genaueres zu wissen und meinem Lothar Rede stehen zu können. So kam ich eigentlich jetzt erst dazu, mich andauernd und gründlich mit unseren beiden größten Dichtern und der Poesie überhaupt zu beschäftigen. Ich hatte dabei viele Freude und Erhebung; aber wenn ich die Dichtung zum Leben in Beziehung setzen wollte, fühlte ich mich auch gar oft bedrängt. Erschien sie mir jetzt als das verschönte, höhere Leben, so fand ich dann wieder: Weh uns, wenn das Leben so ist! Ich sah da Flecken der Menschenseele, von welchen ich keine Ahnung hatte, ja, die ich mir als unmöglich, als eben nur erdichtet einredete. So war ich, nachdem ich mich einige Zeit eifrigst in die Literatur versenkt hatte, zuletzt nur gesteigert erregt, ohne daß ich Klarheit und für so manche bangen Zweifel meines Innern die tröstliche Lösung gefunden hätte.

Was mich aber für mein Kind in Unruhe setzte und mir in seinem Briefe besonders auffiel, das war gleich nach dem Preisen seines Maturitätsgottes die Schwärmerei für die Blonde und die Braune. Sollte das etwa schon eine Folge der Gretchen-Tragödie gewesen sein?

Aber lesen Sie weiter! Lothar hatte seine Maturitätsprüfung mit Auszeichnung abgelegt und verbrachte darauf einen Theil der Ferien bei der Familie seines Studienfreundes. Von dort kam dieser Brief." Und sie reichte mir das zweite Blatt folgenden Inhalts:

„Das sind aufgeregte Tage! Zwei gewaltige Ereignisse nacheinander. Der Tod des Vaters meines geliebten Carl wird auch Dich mächtig ergriffen haben. Und so schnell! Der gute alte Hofrath scherzte an dem Abende, da ihn der Schlag traf, noch in der heitersten Laune, und innerhalb weniger Stunden hatte er sein Leben ausgehaucht! Ich war mit den Familiengliedern an seinem Sterbebette — diese Gunst hätte ich mir gar nicht

nehmen lassen — und sah so sein Ende. Mutter, der Anblick des Sterbens hat etwas gar Erschütterndes, und wohl nicht nur durch den Antheil an dem Scheidenden; sondern der bloße Gedanke an den großen Uebergang von hier hinüber rüttelt unser tiefstes Innere auf. Was sich eben erst voll freudigen Lebens regte, plötzlich erstarrt zu sehen, kalt, nichts mehr als Staub! Wie ich den Punkt nicht finden und nicht begreifen kann, wo sich zum ersten Male aus diesem Staube, aus der todten, formlosen Stoffmasse des Alls, eine lebendige Gestalt entwickelte, so will mir jeder Tod eines nun einmal gewordenen selbstbewußten Wesens wie ein Weltuntergang erscheinen.

Aber höre nur, was sich einige Tage vor diesem bangen Trauerfall ereignete! Carl und ich badeten im Meere. Der Wellenschlag war, was oft genug vorkam, ziemlich stark. Da gewahre ich, wie eine Welle Carl über den Kopf geht und er darauf, Athem schöpfend und sich schüttelnd, weit den Mund öffnet. Ich rufe ihm ein Scherzwort zu; aber schon rollt die zweite Welle über ihn weg, und jetzt taucht sein Haupt mit so eigenen Augen aus dem Wasser empor, daß ich erschrecke. Carl! schrei' ich, auf ihn zu schwimmend. Er hört mich nicht, und seine Augen werden immer gläserner und stierer. Da faß' ich ihn in größter Angst unter der Schulter und schreie und winke einem Schiffer zu, der am Ufer in einem Kahne saß. Es war ein Glück, daß Carl schon das Bewußtsein verloren hatte, sonst hätte er sich vielleicht an mich geklammert und mich mit sich in die Tiefe gezogen; so aber stieß ich ihn kräftig vorwärts und im nächsten Momente faßte ihn der herbeigerufene Schiffer, um ihn, von mir unterstützt, in den Kahn zu heben. Dort niedergelegt, kam Carl bald zu sich und blickte mich wieder mit seinen alten guten Augen an. Er war gerettet; aber diese entsetzliche Minute werde ich nicht vergessen.

Und darf ich nun nicht kühn sagen, daß ich reif bin? Ich habe meinen besten Freund in Todesgefahr und einen geliebten Menschen sterben gesehen; das ist nicht wenig und solche Augenblicke vollbringen in uns mehr, als sonst oft Jahre.

Indessen will ich Dir heute doch nicht nur von Grauen und Tod schreiben und schließe mit dem Bericht über eine artige Wette, die ich vor kurzem gegen Carl gewonnen habe. Oder sollte ich lieber sagen: eine frevelhafte Wette? Nun, Du magst urtheilen. Zu Carls Schwester kommt zuweilen ein hübsches blondes Mädchen mit Veilchenaugen, in das mein Freund ganz verschossen ist. Aber Carl ist viel schüchterner als ich und traut sich seiner Angebeteten kaum recht in's Auge zu schauen. Ich wollte ihn etwas aufstacheln und sagte: „Wie wenig Courage Du hast! Ich an Deiner Stelle hätte ihr schon längst ein Küßchen geraubt." Das war nun freilich nur so hinausgesprochen; da er mich aber dabei mit dem Ausruf festhielt: „Versuch' es denn! Was gilt die Wette: Du blitzest ab?" so mußte ich für mein Wort auch tapfer einstehn und entgegnete: „Nun, was Dir, dem Verehrer, gelingen sollte, muß nicht auch gerade mir gelingen;

wenn Du mir aber Dein Recht einräumst, nehme ich die Wette an. Also um die neue illustrirte Goethe-Ausgabe: Ich erbitte mir eine Woche Zeit, und es versteht sich, daß Du mir, da ich sie doch nicht vor Dir küssen kann, auf's Wort glauben mußt." Er schlug in meine dargebotene Hand und der Handel war abgemacht.

Nun befand ich mich in einer wunderlichen Lage. Ich hatte mich bis jetzt um das Mädchen gar nicht viel umgethan, schon Carls wegen nicht, und sie sah mich auch nur immer ganz scheu und verstohlen an. Wie sollte ich da gleich einen solchen Sieg erringen? Die Hoffnung war gering, aber ich verzagte doch nicht. Rasch drauf los! sagte ich mir, das ist in diesem Falle der einzige Weg.

Schon den zweiten Tag darauf war sie wieder da, und ich neckte sie heute gegen meine sonstige Art mit dem ausgelassensten Muthwillen, was sie aber nur noch stiller und scheuer machte, als ich sie gewöhnlich fand. Endlich brach sie auf. Damit rückte der entscheidende Augenblick heran; denn ich sollte mich ihr heute verabredetermaßen allein als Begleiter anschließen, während sie sonst immer Carl begleitete und ich nur dann und wann mitging.

Auf dem Wege blieb ich ziemlich einsilbig und fand kein rechtes Wort, um meine Absicht einzuleiten. Da wir aber in ihrem Hausflur ankamen und sie sich mit einer auffallend raschen Wendung von mir trennen wollte, rief ich: „Nun, bekomme ich denn gar nicht die Hand?" — Im Nu hatte sie sich wieder gegen mich umgekehrt und ihre Hand lag in der meinen, so zitternd, daß mir fast der Muth verging. Aber ich sagte doch: „Freilich, eines wüßte ich mir, das wäre noch viel beglückender — ein Kuß von Ihrem Mund!"

Da lag sie auch schon an meiner Brust, und ich fühlte ihn, ihren Kuß, ganz warm und beseligend. Im nächsten Augenblicke war sie die Stiege hinauf verschwunden, und ich rannte wie trunken am Meeresstrande nach Haus. Dieser so unversehens erbeutete Kuß war ja trotz meiner vielen Schwärmereien der erste, den ich mir von einer Mädchenlippe geholt.

„Gewonnen, gewonnen!" rief ich Carl, der mir entgegengeeilt war, schon von Weitem zu. „Hoch, mein Maturitätsgott! Es galt ja eine illustrirte Goethe-Ausgabe. Unter seinem Zeichen habe ich auch hier gesiegt und in seinem Geiste gehandelt. Der Herzbezwinger ließ auch, wenn es anging, kein schönes Mädchen ungeküßt!"

Im Uebrigen will ich — und es muß ja nächster Tage ohnedies geschieden sein — aus diesem Ereigniß nur die eine Consequenz ziehen: ich nehme es als Vorbedeutung, daß mir das weibliche Geschlecht auf meinem Lebenswege immer hold sein wird." —

Ich hing noch schweigend dem Eindruck des Gelesenen nach, als sie sagte: „Wieder dieser Schluß nach all dem Ernsten, von dem er früher gesprochen!"

„Im Leben stellt sich eben oft gar Verschiedenes nebeneinander, und wie er's erlebte, theilte er's Ihnen mit."

Sie schien etwas einwenden zu wollen, unterdrückte es aber und gab mir das nächste Blatt, indem sie erklärend bemerkte: „Lothar studirt jetzt Jura. Dieser Brief, der mich nicht wenig beunruhigte, stammt aus seiner ersten Studentenzeit in Wien."

Ich las:

„Wenn Du ahntest, theuere Mutter, was in mir vorgeht, wenn ich in der Straße gewissen Sirenen begegne! Das sind oft herrliche Gestalten, edel gebaut und von bestrickender Schönheit der Züge, aber dieser Blick! So unweiblich, so herausfordernd, so — nicht zu sagen. Sieh, dieser Blick schützt mich davor, daß mich mein heißes Herz je fortreißen könnte. Aber Abends, wenn ich allein bin, denke ich dann viel über Jene nach, die sich selbst entwürdigen, und empfinde geradezu ein Weh und kann lange nicht einschlafen. Ich halte ein schönes Weib für die Krone der Schöpfung und glaube, das höchste Glück kann uns nur vom Weibe kommen. Und welcher Fühlende wollte dem widersprechen? Unterwirft sich denn so eine anmuthvolle, holde Erscheinung nicht gleich Alles, was in ihren Kreis tritt, mit sanftester Gewalt? Bringt nicht schon ihr bloßer Anblick eine wunderbare Beseligung? Aber sie übt diesen Zauber doch nur, wenn ihre Schönheit von edler Weiblichkeit getragen ist, die sich selbst in Ehren hält und allezeit ihr heiliges Recht hütet, die Liebe frei zu verschenken. Daß sie dem Einen, dem Erwählten, überquellenden Herzens giebt, was alle Anderen mit keiner Verlockung der Welt bei ihr erreichen, das erhebt sie so, das erst läßt sie so himmlisch, so anbetungswerth erscheinen. — Wie traurig dagegen, wenn Eine, schön, mit jedem äußeren Reiz geschmückt, um einen Mann zu entflammen, durch ihre Verworfenheit die andringende Sehnsucht in Abscheu verwandelt! Was könnte mir denn auch die Schönste bieten ohne Liebe im Herzen? Und Freund Carl hält es wie ich. Freilich, wenn wir's den Anderen nachthäten! Unter den Studenten giebt es Exemplare von einem ganz ausbündigen Leichtsinn."

Sie blickte mich in größter Spannung an, da ich zu Ende gekommen, ich aber sagte nur, den Brief zusammenfaltend: „Gehen wir weiter! Es gilt, über das Ganze den rechten Ueberblick zu gewinnen."

„Ja, ja, das nahm auch trotz meiner erschreckten Mahnungen seinen Lauf. Nun kommt das Schlimmste. Das ist der letzte Brief, den ich von Lothar erhielt. Lesen Sie nur!" Und sie reichte mir fast zitternd diesen letzten Brief. Er lautete:

„Gute, theuere, einzige Mutter! Ich liebe und bin geliebt! Mit diesem Jubelruf beginne ich heute meinen Brief. Laß Dir erzählen und erschrick nur nicht wieder. Du bist in letzter Zeit mit mir so ängstlich. Aber ich habe noch immer den rechten Weg gefunden, und werde auch jetzt nicht irre gehen. Wie denn auch mit dem Himmel im Herzen? Also höre!

Ich könnte Dir's ja doch nicht verschweigen, und wem sollte ich mein Inneres ausschütten, wenn nicht Dir? Ich bin geliebt von einem bezaubernden jungen Geschöpf. Sie ist vielleicht nicht gerade schön — aber wie kann ich das nur sagen, da es für mich doch keine Schönere giebt? — Nun, ein Anderer mag sie vielleicht nicht schön finden, allein wie hold, verschämt und magdlich ist sie in ihrer Erscheinung und in ihrem ganzen Wesen! Sie heißt Marie. Dieser Name erschien mir immer als der schönste, und auch Du hättest so heißen sollen. Und wo ich sie kennen gelernt? Unter lauter Blumen.

Du weißt, daß mich dieser Carneval ziemlich stark in Athem hält, und der Luxus, der jetzt mit Blumenbouquets getrieben wird, immer wieder meinen Säckel leert. Als ich mich neulich gegen einen Bekannten darüber äußerte, empfahl er mir für meine Einkäufe eine gute und sehr wohlfeile Gärtnerei in einer entlegenen Vorstadt. Ich ließ mir das nicht umsonst gesagt sein und ging beim nächsten Anlaß hin. Da ich einige besondere Wünsche betreffs der Wahl der Blumen hatte, wies man mich aus dem Gewölbe in das große Glashaus des Gartens. Und hier fand ich sie, wie sie eben von den Camelien- und Azaleensträuchern aufblühende Blumen abschnitt. Sie ist die Tochter des Untergärtners. Ich konnte ihr nun gleich sagen, was und wie ich's haben wollte; aber obwohl sie mich recht gut verstand, kam ich damit doch recht lange nicht zu Ende. Ich mußte immer wieder in ihre Augen schauen, was unsere Verhandlungen stets in's Stocken brachte und mich bewog, wieder von vorne anzufangen. Endlich lächelte sie schon so lieblich spöttisch, daß ich aufbrach. Aber ich kam wieder und wieder, und mir scheint, daß ich in der wohlfeilen Gärtnerei doch nicht weniger für Blumen ausgab als es anderswo geschehen wäre. Und zwischen lauter Blumen, die sie bald von den Sträuchern einsammelte, bald zu Sträußen band, knüpfte ich meine herrliche Marie immer fester an mich. Ich sah es bald, wie ihr ganzes Gesicht vor Freude aufleuchtete, wenn ich kam, und wie sie den mit verdrossenen Mienen umherschleichenden Gärtnerburschen ordentlich die Stolze wies, daß ich oft über ein Stündchen blieb. Und was so ein einfaches Kind hold plaudern kann! Sie hat mir alle meine Balltänzerinnen verleidet. Mir ist, ich lebte jetzt die ersten Scenen der Gretchen-Tragödie und darüber hinaus braucht ja die Aehnlichkeit nicht zu gehen. Was der Dichter so tragisch steigert, um uns zu erschüttern, das klingt im Leben oft genug freundlich aus, sonst ertrüge es die Menschheit gar nicht. Also nur das in Liebe gelöste Gretchen des Faust soll sie mir sein, ohne Schmerz und Reue, und sie ist es schon, ist mein! Gestern! — Schon lange versprach sie mir, einmal mit mir, zu mir zu kommen; allein das ging nicht leicht, sie hat den ganzen Tag über die Hände voller Arbeit. Aber gestern endlich! Sie war bei mir, drei Stunden, und ich schreibe Dir von ihr noch übervoll der erlebten Seligkeit. Was sie mir da alles erzählte! Wie hart sie der Vater halte — die

Mutter ist todt —, wie viel sie unter der dreisten Art der Gärtnerburschen zu leiden habe, und zwischendurch weinte sie helle Thränen, sie, die ich sonst nur lächeln gesehen. Dann aber, als es mich mit Allgewalt fortriß und ich sie in die Arme schloß, war alles Leid vergessen und ich fühlte es, daß ich sie glücklich mache. Und ich? Ich weiß nun auch, was Frauenliebe ist und tausche mit keinem dieser Erde. Vielleicht habe ich zu dem Ausspruch, den ich früher einmal gethan, erst jetzt das volle Recht: Ich bin reif!"

„Was soll ich nun thun? Was soll ich thun?" rief Ordalie mit dem Ausdruck größter Beängstigung in ihrem ganzen Wesen, nachdem ich ihr die Briefe zurückgegeben.

Ich war tief ergriffen und hätte zugleich lächeln mögen. „Thun Sie nichts," entgegnete ich, indem ich ihre Hand faßte und küßte.

„Das sagen Sie?" fuhr sie ganz erstaunt heraus.

„Was sollte ich anderes? Wenn vielleicht in einem solchen Falle ein überhastetes Einschreiten immer nur eher schaden als nützen könnte, so ist es bei ihrem Sohne vollends überflüssig. Diese Brieffragmente ergänzen mir gar schön das Bild, das ich mir längst aus persönlichem Umgang von ihm gemacht, und ich habe danach für Sie keinen anderen Rath als: überlassen Sie Lothar sich selbst! Er darf es sagen und ich glaube es mit ihm: er wird schon den rechten Weg finden."

„Aber wie das, nach all dem, was er mir schreibt?" wandte sie ein, ohne mich noch immer recht fassen zu können.

„Ah, Sie meinen wohl, es ist schon genug geschehen? Nun freilich, und wir dürfen es nicht loben. Aber jedenfalls hat Ihr Sohn eine Schuld auf sich geladen, die er mit den Meisten seiner Altersgenossen theilt; nur daß sonst nicht davon gesprochen wird. Die Jugend will eben ihr Recht. Und wie denn, wenn jene Marie, die Ihren Sohn am ehesten anklagen dürfte, ihn gar am ersten freispräche, schon reichlich belohnt durch den Besitz des Augenblicks? Es findet und bindet sich ja nicht alles gleich für die Ewigkeit. — Ordalie," drang ich nach einer Pause bewegt in sie, „ich muß Sie so nennen, muß es in dieser Stunde, — Sie haben mir Ihr ganzes Leben, haben mir all Ihren Schmerz enthüllt und Sie thaten es, um in Ihrer Bedrängniß bei mir Rath, vielleicht gar Hilfe zu finden. So will auch ich offen sprechen, selbst auf die Gefahr hin, Ihnen im Augenblick weh zu thun. Und wenn ich nicht weiß, ob ich Sie überzeugen und ob ich helfen kann, so werden Sie doch meinen innigen Antheil gewiß nicht verkennen. — Wie finde ich nur das rechte Wort? Sie waren gegen Ihren Gatten, ich sage nicht zu hart, aber zu empfindlich, zu wenig menschlich warm und zugänglich, Sie waren es, befangen in Vorstellungen, die Sie sich außer Zusammenhang mit dem Leben und den Menschen gebildet hatten. Aber seither sind Jahre vergangen. Sehen Sie zu, daß Sie von diesen Vorstellungen nicht zum zweiten Male in einem wichtigen Momente

zu sehr beherrscht werden und irren Sie nicht auch gegen Ihren Sohn. Bringen Sie in den trefflichen Jüngling, der in seinem lauteren, allem Gemeinen abgewandten Herzen den sichersten Führer hat, nicht durch allzu rasche Tadelworte einen schmerzlichen Zwiespalt. Erkennen Sie vielmehr in der wundersam schönen Fügung, daß erst Ihr eigenes ahnungsloses Kind durch seine Liebe und Aufrichtigkeit Ihrem Blicke die Wirklichkeit aufschloß, zugleich den bedeutsamen Wink, sich mit dieser Wirklichkeit zu versöhnen und über Alles, was Sie bis jetzt so sehr beschwerte, ein anderes Urtheil zu gewinnen."

Sie schwieg und über ihr Antlitz floß eine leise Röthe, während sie in Gedanken zu versinken schien.

„Die Welt ist nicht wie Sie sie gewähnt," fuhr ich, nachdem mein Blick eine Weile auf ihr geruht, fort. „Vielleicht wäre sie wunderbar, wenn sie Ihrem Ideal gliche, vielleicht verlöre sie dadurch auch Manches. Wir können unser Herz an gar vieles hingeben und uns an der wechselnden Gabe der Stunde erquicken, ohne darum uns selbst untreu zu sein, wenn wir nur auf unserem Pfade trotz aller kleinen Abirrungen nie den Leitsternen unseres Lebens aus dem Auge verlieren; ja, wir sammeln so vielleicht rechts und links manches, was uns ein dauernder Besitz bleibt und uns zuletzt als Reichere und Vertieftere an's Ziel kommen läßt. — Sie sind streng in der christlichen Religion erzogen worden: Finden Sie nicht auch in ihr genug Aussprüche, die zu meinen Worten stimmen? O, hätte man sie Ihnen nur immer mit der Anwendung auf das wirkliche Leben gedeutet!"

Sie schwieg noch immer mit geneigtem Haupte, aber es entging mir nicht, daß sie meine Rede mächtig ergriffen hatte. Das war mir für jetzt genug. So erhob ich mich denn und sagte: „Ich danke Ihnen aus tiefster Seele, daß Sie mir diese Stunde gewährt, und lassen Sie mich hoffen, daß sie auch Ihnen bedeutsam bleibt und noch Befreiung bringt."

Sie konnte mir nur bewegt zunicken und ich verließ das Zimmer.

* * *

Ich setzte mit meinem nächsten Besuch bei Ordalie etwas länger aus, als ich sonst pflegte. Hatte ich den Anstoß gegeben und gehofft, daß meine Worte nicht ohne nachhaltige Wirkung auf sie bleiben würden, so mußte sie im Uebrigen mit dem Streit ihrer aufgeregten Gefühle und Gedanken selbst zurecht kommen, wenn die Wandlung ihres Innern, auf die ich abzielte, von sicherer Dauer sein sollte. Dabei quälte mich aber schon die Ungeduld und es war eine ganz eigene Spannung in Sorge und Hoffnung, mit welcher ich das erste Mal nach jenem bedeutungsvollen Abend bei ihr eintrat.

Aber schon ihr Anblick belebte meine Hoffnung, ihre Züge schienen trotz der großen Angegriffenheit lichter und heiterer, und ehe ich selbst noch auf das, was zwischen uns schwebte, die Rede lenken konnte, sagte sie:

„Wie viel hab' ich in diesen Tagen geweint! Ich glaube, ich habe viel gewonnen, aber auch viel verloren, und es wäre vermessen, wenn ich sagen wollte, ich bin befreit. Reden wir jetzt nicht mehr davon. Soll es noch besser werden und ist meinem Innern noch ein beruhigter Abschluß gewährt, so darf ich das nicht so schnell erwarten. Ich will mich bescheiden. Vor allem muß ich meinen Lothar sehen. Er soll gleich für einige Tage kommen, seine Studien werden ja darunter nicht leiden, und wenn er jetzt Wien gewiß sehr ungern verläßt, so soll mir dieser Besuch zugleich ein Beweis sein, daß er seiner Mutter auch ein Opfer bringen kann."

Ich stimmte diesem Gedanken erfreut zu und in wenigen Tagen war Lothar da.

Der Jüngling, er stand jetzt im zwanzigsten Jahre, sah prächtig aus; er war seit den kurzen Monden, da ich ihn zum letzten Male gesehen, noch auffallend stärker geworden und wies das frischeste, lachendste Antlitz, in dem schon ein kleines Schnurrbärtchen sproßte. Wie er so, ziemlich hoch gewachsen und von männlicher Haltung, neben Ordalien stand, hätte man nimmermehr gemeint, Mutter und Sohn vor sich zu haben. Und wie geradezu rührend war es, die beiden in ihrem Verkehr zu beobachten! Sie sah ihn fort und fort mit forschendem Blicke an und lauschte gespannt jedem seiner Worte, als hätte sie herausfinden wollen, ob er denn noch unversehrt ihr liebes Kind und ob ihm nichts geschehen sei, wobei sie nur über seine stattliche Erscheinung und Wandlung zum Männlichen staunen mochte. Er dagegen war gegen sie voll des heitersten Muthwillens. Einmal hob er sie gar in meiner Gegenwart empor und trug sie in seinen Armen umher, während er ausrief: „Das ist doch meine größte, älteste Liebe!" Im Uebrigen sprach er über Alles, was ihm in jüngster Zeit Bedeutsames untergekommen, mit Wärme und auffallender Reife, über neue Bücher, Bilder und Theatervorstellungen, über neue Ereignisse und neue Menschen.

„Nun, sind Sie beruhigt?" fragte ich einmal Ordalien, da ich mit ihr allein war. „Sie sehen, Ihr Sohn hat in keiner Hinsicht Schaden genommen. Das ist ein Bild freudigsten Lebens, und er hat trotz der Bekenntnisse seiner letzten Briefe noch immer auch genug ernste Dinge im Kopfe."

Ordalie widersprach nicht und ließ nach kurzen Tagen Lothar wieder ziehen.

Ich aber plante und arbeitete weiter.

„Ich habe einen Gedanken, den ich Ihnen zur Erwägung geben möchte," sagte ich ihr eines Tages. „Es ist schon richtig, daß es Ihr Sohn trotz aller Liebe für die Mutter durch lange Monate hier etwas zu still und einsam finden könnte; aber warum richten Sie das nicht anders ein? Lothar war oft genug der Gast Anderer: wäre es nicht recht und für Sie

viel vergnüglicher, wenn Sie einmal diese Andern hierher zu Gaste laden wollten?"

Sie sah mich nur ganz erstaunt an.

„Nicht wahr, das liegt nahe," fuhr ich fort; „aber man übersieht oft gerade das Nächste. Also Sie versprechen mir's für die kommenden Ferien, nicht wahr? bitte! denn auch ich habe ja meinen Theil daran: Lothar bleibt hier und lädt sich seinen Carl in unsere Berge. Da müssen Sie aber freilich auch manchmal mitthun, und ein kleiner Ausflug nach einem der vielen herrlichen Punkte unserer Umgebung darf Sie nicht gleich als ein Ereigniß erschrecken."

Und als die Ferien kamen, geschah es nach meinem Vorschlag. In der zweiten Hälfte fand sich Lothars Freund Carl zu Besuche ein. Das waren nun auch für mich besonders heitere Tage. Wir machten gemeinsam größere Landpartien und es war mir sogar wiederholt vergönnt, Ordalie mit den beiden Studiosen bei mir zu bewirthen. Die Wochen enteilten nur allzu rasch, und Ordalie schien sich diesmal von ihrem Sohn besonders schwer zu trennen.

„Für das nächste Jahr habe ich einen andern Plan," sagte ich, da ich sie nach dem Abschied mit noch nassen Augen fand. „Freilich komme ich dabei zu kurz, aber um mich handelt es sich schließlich nicht. Sie müssen mit Ihrem Sohn ein bischen reisen, die Welt sehen. Er hat nun schon zwei Staatsprüfungen vorzüglich abgelegt und damit wohl den vollen Anspruch auf eine solche Belohnung. Da werden Sie gewiß nicht Nein sagen."

Das Wort war hingeworfen. Dabei ließ ich es zunächst, ohne auf eine Antwort zu dringen, bewenden und ging rasch auf Anderes über. In der nächsten Zeit brachte ich ihr aber Bücher über Italien, und von Lothar — ich hatte ihn als Helfer für meinen Anschlag herbeigezogen — kamen wiederholt Berichte, wie sehr ihn die Malerei interessire und wie herrlich es wäre, nachdem er alle Wiener Bilder-Gallerien gründlich studirt, nun auch die größten Italiener an Ort und Stelle zu sehen. Das alles hatte er übrigens als reine Wahrheit gesagt, und eben weil ich wußte, wie sehr ihn eine solche Reise freuen würde, wollte ich mich für den gefaßten Gedanken mit doppelter Entschiedenheit einsetzen.

Und ich siegte auch dieses Mal. Als der nächste Sommer herankam, rückte Ordalie mit Fragen heraus, die mir bewiesen, daß sie sich mit dem Reiseproject beschäftigte. Bald galt es den Gegenständen, die man mitnehmen müsse; bald der Route, die man am besten einschlage. Ich ließ mein freudiges Staunen nicht merken, nahm vielmehr ihre Fragen als ganz natürlich und trug mich gleich an, ihr für alles ein genaues Programm auszuarbeiten, da ich ja vor Jahren selbst viel in Italien gereist sei. So sah ich alles im besten Gange und mit einem Wort: im Herbste ward gereist. Lothar war nun schon ein ganzer Mann und Ordalie hatte eine bewährte ältere Kammerjungfer; so konnte ich sie denn beruhigt ziehen lassen.

„Ich will im Geiste mit Euch sein und denkt bei allem Schönen an mich!" Das waren die letzten Worte, die ich ihnen nachrief.

Lothar schrieb mir begeisterte Briefe aus Florenz, Rom, Neapel, und zwischendurch sandte mir auch Ordalie manches directe Wort, das mir bedeutsam ihr Inneres spiegelte. Der Anblick der Welt, des bunten Menschentreibens und der herrlichen Menschenwerke verfehlte auf sie die Wirkung nicht, die ich gehofft hatte. Anfangs ganz geblendet und verwirrt, sah sie mit immer freierem, froherem Auge um sich und verhehlte mir zuletzt nicht, daß ihr nach all' dem Geschauten das Leben, das sie bisher geführt, gar eng erscheine. Mutter und Sohn schienen wie Geschwister durch das schöne Land dahin zu fliegen. War doch Ordalie in den meisten Dingen viel unerfahrener als Lothar, und für so viele der neuen mächtigen Eindrücke, die sie beide hier empfingen, fand er zuerst die rechte Deutung, so daß sie ihm wie einem Lehrer lauschte. — Die Reise verlief vortrefflich und als das Laub in meinem Garten längst abgefallen war, feierte ich mit den Zurückgekehrten das frohe Fest der Wiedervereinigung.

Ordalie erschien jetzt auffallend verändert, lichter und heiterer in ihrer Miene und lebhafter in jeder Bewegung, dabei gab sie sich im Verkehr gegen mich endlich so, wie ich sie mir immer gewünscht hatte: rückhaltlos offen und herzlich warm, ja, ich durfte mich rühmen, in allem ihr Berather zu sein.

Und nun kann ich wieder drei Jahre übergehen; aber die Geschichte der Wandlung meiner gewonnenen Freundin wäre nicht abgeschlossen, wenn ich nicht erzählte, was sich dann noch begab.

Lothar war inzwischen doctor juris geworden und in den Staatsdienst getreten. Da empfing mich Ordalie eines Tages mit einer gewissen Bewegung und sagte: „Eine große Neuigkeit: Lothar will sich verloben mit der entfernten Cousine — aber eigentlich ist es gar keine Verwandtschaft mehr — von der ich Ihnen schon gesprochen. Das Mädchen ist sorgfältig erzogen und Tante Weigersberg, die die Sache sehr zu begünstigen scheint, voll ihres Lobes. Und sehen Sie, wie schön sie ist!" Dabei zog sie ein photographisches Bild hervor und zeigte es mir.

„In der That, das sind schöne und unendlich gewinnende Züge," sagte ich, das Bild betrachtend.

„Was halten Sie also von dem Project?"

„Nach dem, was ich sehe und was Sie mir über das Mädchen gesagt, kann ich nur Glück wünschen."

„Aber es ist ein so großer Entschluß, und sollte Lothar bei seiner Jugend nicht lieber noch warten?"

„Da es so gekommen ist, nein! Er hat gewählt, und wer dürfte ihm, wie alles liegt, diese Wahl ausreden wollen? Mag es nicht gut sein, zu jung zu heirathen, so ist es noch schlimmer, sich zu lang zu besinnen. Das sage ich alter Junggeselle, der leer ausgehen mußte, weil er nicht rasch

genug zugegriffen und über der Bedenklichkeit, daß nun doch die beste Zeit versäumt sei, nicht mehr zu freien wagte."

Bald darauf fand die Verlobung Lothars mit seiner Erwählten statt. Ordalie war jetzt in lebhafter Bewegung, und reiste wiederholt nach Wien, wo sich das Brautpaar befand. Dann kam die Hochzeit.

Kurze Zeit nach der Vermählung traf das junge Paar zum Besuche Ordaliens in unseren Bergen ein. Es sah wahrhaftig aus, um den Neid aller Sterblichen zu erwecken.

Ich war den Tag nach der Ankunft bei Ordalien geladen und verbrachte einen ganzen Abend voll freudiger Bewegung in der Gesellschaft der Neuvermählten.

Als ich mit Ordalien allein war, fragte ich sie. „Lacht Ihnen nicht das Herz über dieses Paar? Und wissen Sie, daß es Marie-Gretchen ihrem Sohn schon lang zuvorgethan? Er hat mir's gesagt: sie ist seit einem Jahre das rührige und zufriedene Weibchen eines kleinen Landwirths. Sehen Sie: so fand jedes seinen Weg ohne Reue und Groll. Und sieht bei alledem Lothar nicht aus, als ob er sein Weib glücklich machen müßte?"

In ihrem Auge schimmerte eine Thräne. „Ja, ich hoff' es, sie werden mit einander glücklich sein, ich muß es hoffen," entgegnete sie, den Blick senkend. „O mit welcher wehmuthsvollen Seligkeit erfüllen mich diese Tage! Ich habe mein Kind ganz wiedergefunden, muß aber damit auch den Schmerz der Erkenntniß tragen, wie schwer ich gegen meinen Gatten gefehlt. Und hier ist nichts mehr gut zu machen. Weh mir, wenn ich mir nicht sagen könnte: Du hast es nicht schlecht gewollt und Deine Seele war immer frei von jedem Groll. Und so darf ich vielleicht hoffen, daß ich mir auf diesem Schmerzensweg auch den Gatten wiedergewonnen habe, wenigstens in Gedanken. Er steht nun völlig rein vor mir und sein Schatten wird mir nicht zürnen."

„So recht! so recht!" rief ich und küßte tief bewegt ihre Hand „Und wie Sie den Todten durch das Leben wiedergefunden, so soll Sie die treue Erinnerung an ihn nicht hindern, fortan wieder voll dem Leben zu gehören. Noch bleibt ein Wort Ihres Gatten ganz zu erfüllen, womit Sie seinen Schatten am schönsten versöhnen und zugleich Jenen, die so warm an Ihnen hängen, die letzte Sorge von der Seele nehmen: so wahr Sie Ihren Gatten freisprechen und an das Glück Ihrer Kinder glauben, seien Sie selbst wieder eine heitere, glückliche Frau."

Die neue Stadtverfassung von London.

Von

Rudolf Gneist.

— Berlin. —

Der jetzt dem englischen Unterhause vorliegende Gesetzentwurf zur Verschmelzung der Altstadt London mit dem Meer von 488 995 Häusern, welche die Metropolis bilden, ist von großem Interesse als ein Versuch zur Lösung des Problems, die modernen Riesenstädte in einer einheitlichen Stadtverfassung zusammenzuhalten: Daß ein solcher Versuch in Berlin gelungen ist, hat der Verfasser dieser Abhandlung kürzlich in einem Essay der Contemporary Review (December 1884) dargelegt.

Ob die Aufgabe für die 3 bis 4 Mal weiter gespannte, bis zu 4 Millionen Bewohner angeschwollene englische Hauptstadt noch zu lösen ist, möge der deutsche Leser aus der nachstehenden Parallele entnehmen.

Zur äußerlichen Orientirung wird Folgendes genügen.

Der Stadttheil, welchen der von der Seeseite ankommende Reisende an der Londonbrücke zuerst betritt, ist das historische, schon den Römern bekannte Lundinum, die London-City. Die unabsehbaren Häusermassen, welche das Auge im fernen Hintergrunde mehr zu errathen hat, bilden die jetzt so genannte Metropolis, die Gesammtstadt, — das Groß-London. Die City bedeckt nur 723 englische Morgen, die Metropolis 78 029 Acres. Die Bevölkerung der Metropolis ist von 958 000 in 1801 auf 2 803 000 in 1861, auf 3 762 275 in 1881 gestiegen. Die Bevölkerung der City dagegen betrug 1801 zwar noch 128 833, war aber 1861 auf 112 063,

1881 auf 51439 gesunken. Sogar die Zahl der bewohnten Häuser ist in der City von 16508 in 1801 auf 6562 in 1881 herabgekommen.

Zur Erklärung dieser seltsamen Erscheinung mag vorweg bemerkt werden, daß die Ausdehnung der Altstadt London auf die Vorstädte und Umgebungen schon im Mittelalter ein Hinderniß darin fand, daß die umgebenden Rittergüter und Vorwerke überwiegend zu dem geistlichen Grundbesitz gehörten, welcher eine Stadtverfassung abzuwehren wußte, und daß später die Politik der Tudors und Stuarts einer Ausdehnung der im Parlament einflußreichen City abgeneigt war. Königin Elisabeth hatte die weitere Errichtung von Gebäuden sogar direct untersagt, „weil eine so große Menge unregierbar werden würde und zu groß, um Gott zu dienen und Ihrer Majestät zu gehorchen".

Ebenso weit wie die äußeren Dimensionen liegen nun aber die Verfassungen der beiden Städte auseinander, deren spröden Gegensatz der vorliegende Gesetzentwurf überwinden soll.

I. Die Verfassung der City von London*)

bildet ein Aggregat alterthümlicher Besonderheiten. Die urkundliche Geschichte der Stadtverfassung beginnt nach der normannischen Eroberung mit einem Freiheitsbrief Wilhelms I. (1070). Polizei-, Gerichtsgewalt und Schatzungsrecht des Königs lag damals schwer auch auf der größten Stadt des Landes. Indessen bei dem geldgierigen normannischen Schatzamt fanden Gilden und Gemeinden alsbald wieder den Weg zu nutzbaren Privilegien. Schon unter Heinrich I. findet sich die Stadt mit dem Schatzamt durch große Pauschquanta ab, und bleibt seitdem an der Spitze der Städte, welche durch theuer erkaufte Charten sich ihre eigene ökonomische Verwaltung und eigenes Stadtgericht verschaffen. Durch eine Charte König Johanns wird den Bürgern gestattet, einen gewählten Mayor von Jahr zu Jahr dem Schatzamt zu präsentiren. Unter Heinrich III. erlangt die Stadt das Recht, den Kreisdirector (Sheriff) der kleinen Grafschaft Middlesex zu wählen. Durch Annectirung dieser Grafschaft hat die Stadt die verfassungsmäßige Stellung einer Grafschaft erworben. Unter dem absoluten Regiment der anglonormannischen Zeit freilich bedurften soche Gnadenbewilligungen der Gilden und Städte einer Bestätigung unter jeder neuen Regierung, die sehr gewöhnlich neue Ehrengeschenke mit sich führte. Noch unter Elisabeth und Jacob I. wurden große Summen für solche Bestätigungen gezahlt, unter Carl I. in einer Summe 100 000 £. Da die Bedingungen solcher Privilegien nicht immer genau innegehalten wurden, so benutzte Jacob II. dies Verhältniß, um durch seinen berüchtigten Oberrichter Jeffreys die Stadtcharten massenhaft „wegen Mißbrauchs" zu cassiren und den Städten

*) Ausführlicher in R. Gneist, die Stadtverwaltung der City von London. Berlin 1867; R. Gneist, Selfgovernment. 1871. S. 602—652.

neue Verfassungen aufzudringen. Dies Schicksal traf auch die City von London, der indessen nach der „glorreichen Revolution" alsbald ihre alte Verfassung wieder hergestellt wurde. So beruht die heutige Verfassung der City auf etwa 120 besonderen Charten, von Wilhelm dem Eroberer bis zu Georg II. herabreichend. Die frühere Weise einer Bestätigung der Charten unter jeder neuen Regierung ist im 18. Jahrhundert abgekommen.

So fremdartig uns diese Rechtsverhältnisse erscheinen, so anomal hat sich auch im Vergleich zu den anderen englischen Städten die innere Verfassung der City von London gestaltet.

Die massenhafte Zusammendrängung von Handel und Gewerbe, welche in London zu allen Zeiten ihren Hauptsitz hatten, erzeugte die Neigung, abgeschlossene städtische Stände zu bilden, durch Gewerbsprivilegien, Zünfte und Monopole sich abzuschließen und die Stadtverwaltung den Interessen dieser Klassen dienstbar zu machen. Der städtische Besitz hat sich zu Gilden und Brüderschaften gruppirt und gewerbliche Notablen-Classen gebildet, so daß (wie in vielen älteren deutschen Städten) ein Zunftregiment den nachbarlichen Besitzverband zu überwältigen drohte. Im Jahre 1362 wird durch eine Ordonnanz Eduards III. das städtische Wahlrecht den Gewerbsgilden verliehen. Auf etwa ein Menschenalter gehen die Wahlen von der hausgesessenen Bürgerschaft auf die Trading Companies über. — Diese Neuerung widersprach indessen doch so sehr allen Grundlagen der englischen Stadt- und Landesverfassung, daß eine Verordnung Richard II. der angesessenen Bürgerschaft in den Stadtbezirken die Wahl der Aldermen, Gemeinderäthe und andere Bezirkswahlen wiedergiebt; dagegen der Gesammtheit der Gilden einzelne Hauptwahlen beläßt. Von da an besteht ein concurrirendes Verhältniß fort in einem hin- und herwogenden Streit. Die Gilden haben aber doch einen gewissen Einfluß auf das Stadtregiment gewonnen, welcher mit einer anderen Eigenthümlichkeit dieses Stadtlebens im Zusammenhang steht.

In dem Mittelpunkt des Welthandels nahmen Gewerbs- und Handelsverhältnisse allmählich einen so großartigen Maßstab an, daß es den Menschen zu eng wurde unter den wachsenden Gütermassen und Waarenlagern. Die wohlhabenden Einwohner nehmen ihre Wohnungen außerhalb der City in angenehmeren Stadttheilen und Landsitzen, wo noch Luft, Licht und Ruhe zu finden ist. Dem rastlosen Treiben der Geschäftsstunden des Tages folgt in der City eine wunderbare Stille der Nacht, die in ganzen Reihen von Gebäuden nur noch Wächter als Bewohner zählt. Bei dieser Auflösung der natürlichen Unterlagen einer Stadtgemeinde konnte es als eine Wohlthat erscheinen, daß die große Mehrzahl der Bürger sich noch in großen und kleinen Gewerbs- und Handelsgilden vereint fand, welche altherkömmlich in einer festen Rangordnung Nr. 1—89 geführt werden, unter denen jedoch mehr als 20 ganz verfallene nur dem Namen nach fortdauern. Die zwölf ersten sind die „ehrenwerthen" Krämer, Specerei-, Tuch-,

Fischhändler, Goldschmiede, Kürschner, Schneider, Kleiderhändler, Putz-, Salz-, Eisen-, Weinhändler und Tuchmacher. Diese zwölf führen den Ehrentitel der Honourable Companies, und haben das Vorrecht, daß der Lord-Mayor stets einer dieser Gilden angehören muß. Die Eigenschaft eines Gildegenossen wird erworben durch Geburt oder „Lehrlingsschaft", d. h. die Kinder der Gildegenossen und solche Personen, welche eine festgesetzte Zeit das Geschäft betrieben, erlangen gegen eine kleine Gebühr die Aufnahme. Außerdem findet ein Einkauf statt gegen etwas höhere Summen. Die Honourable Companies zählen auch Großwürdenträger des Staats, Pairs, Herzöge und königliche Prinzen zu ihren Ehrenmitgliedern, welche sich an den splendiden Festlichkeiten gern betheiligen.

Nach einem Bericht des Gemeinderaths von 1832 zählte man damals in 75 activen Gilden nicht weniger als 12 080 Liverymen. — Die älteren Zunftrechte der Gilden waren indessen von Hause aus mäßige, und sind im XIX. Jahrhundert einer vollständigen Gewerbefreiheit gewichen. Die Apotheker sind die einzige Gilde, die eine beschränkte Zahl ihrer Mitglieder festgehalten hatte. — In Folge dessen gehört die Mehrzahl der Mitglieder nicht dem Gewerbe an, von dem die Gilde den Namen führt. Die Theilnahme an der Gilde ersetzt aber in gewissem Maße das persönliche Band, welches in der Weltstadt die nachbarliche Wohnung nicht mehr zu erhalten vermag. Ein solches erhält sich durch die Theilnahme an der engeren Verwaltung der Innung, an ihren Festen und Unterstützungsanstalten. Die letzteren bestehen in Brot, Fleisch, Wohnung, Schulunterricht, Stipendien, Krankenpflege, Hospitaliten-Anstalten, wofür die bedeutenderen 20 Innungen mehr als 70 000 Pfund Sterling jährlich verwenden.

Dieser enge Verband und der große Reichthum der Körperschaft haben in dem nächsten Menschenalter nach der Revolution ein fast republikanisches Gefühl der Unabhängigkeit erzeugt, das in jener Zeit die Eifersucht der noch mächtigeren Landaristokratie erregte, welcher der „unruhige Geist" der Stadtbevölkerung und der stets opponirende Gemeinderath zum Aergerniß wurde. Im Jahre 1725 gelang der regierenden Klasse, was die Stuarts vergeblich versucht hatten: der City von London eine Verfassungsänderung aufzudringen. Mit aufgefahrenen Kanonen wurde das Gesetz 11 Geo. I. c 18 eingeführt, wodurch der Antheil der Gilden (Liveries) an den städtischen Wahlen gesetzlich festgestellt wurde. Der Hauptzweck aber war, den unbändigen Gemeinderath zu zügeln durch Verstärkung der Stellung der lebenslänglichen Rathsherren und durch ein Veto, welches dem Oberbürgermeister und Magistrat gegen die Beschlüsse des Gemeinderaths beigelegt wurde, welches letztere indessen bald wieder aufgehoben ist. Auf dieser Concurrenz des Gildenwesens beruht nunmehr folgender Aufbau der Stadtverfassung.

I. Die Bürgerschaft der City, als die Trägerin des Corporationsrechts, hat sich abweichend von anderen englischen Städten aus

einer Verflechtung des Gildenrechts mit dem Stadtbürgerrecht formirt. Um Bürger der Stadtgemeinde London zu werden, mußte man zuerst Mitglied einer Gilde sein. Man gewinnt damit die Anwartschaft auf das Stadtbürgerrecht. Wer „Stadtbürger" werden will, erwirbt dies weitere Recht durch Zahlung eines Bürgerrechtsgeldes (66 Mark und Stempelgebühren). Da mit der Gildengenossenschaft weder besondere Gewerbsrechte noch besondere Gewerbspflichten verbunden sind, so lief dieser Doppelerwerb im Grunde genommen nur auf eine zweimalige Zahlung von Bürgerrechtsgeldern hinaus, welche bald nach der Reformbill (i. J. 1835) durch ein Gemeindestatut beseitigt wurde, so daß jetzt der Bürgerbrief unabhängig vom Gildenrecht gewonnen wird.

Nach Lage der Wohnhäuser bildet diese Bürgerschaft altherkömmlich 25 (später 26) Stadtbezirke (Wards), die sich dann wieder mit der davon abweichenden Gruppirung in Kirchspiele durchkreuzen. Sie dienen als Wahlbezirke für die Stadtverordneten und wählen einen lebenslänglichen Bezirksvorsteher (Alderman), aus deren Gesammtheit sich dann das Magistrats-Collegium bildet.

Das Stimmrecht der Bürgerschaft für die Wahl der Aldermen, Stadtverordneten und Bezirksbeamten (früher abhängig von Zahlung der Gemeindesteuern und einem Miethsbesitz von wenigstens 10 Pfd. Sterling) ist durch eine Localacte 12 et 13 Vict c. 94 mit der allgemeinen Regel der englischen Städteordnung von 1835 in Uebereinstimmung gebracht, so daß jeder ansässige Inhaber eines Hauses, Waarenlagers, Comptoirs, Geschäfts oder Ladens das Wahlrecht übt.

II. Die Stadtbehörden erscheinen in altherkömmlicher Dreitheilung als Mayor, Aldermen und Common Council.

Der Lord-Mayor wird jährlich auf Vorschlag der Gildengenossenschaft vom Magistrats-Collegium gewählt und nach einem 600 Jahre alten Gebrauch dem Lordkanzler präsentirt, um die königliche Zustimmung zu seiner Ernennung zu erhalten. Er bezieht ein Gehalt von 10 000 Pfd. Sterling und noch eine Zulage für Repräsentationskosten (1880 = 6000 Pfd. Sterling). Ihm steht auch der Gebrauch der städtischen Equipagen und eines Silbergeschirrs von 40 000 Pfd. Sterling Werth zu. Er ist Chef der städtischen Verwaltung, Lordlieutenant der städtischen Milizen, Chief Justice des städtischen Criminalgerichts, Erster Friedensrichter der City, und sonst mit mancherlei Ehrenrechten ausgestattet, z. B. der bekannten Auffahrt mit fürstlichem Gepränge bei seinem Amtsantritt.

Die zweite städtische Körperschaft bildet das Collegium der 26 Aldermen, entsprechend den 26 Wards. Die Aldermen haben Sitz und Stimme in der Stadtverordneten-Versammlung; zugleich aber bilden sie ein selbstständiges Magistrats-Collegium. Unmittelbar durch seine Wahl wird jeder Alderman Friedensrichter auf Lebenszeit mit allen Attributen des englischen

Friedensrichteramts. Unabhängig von dem Gemeinderath hat das Collegium auch ein selbstständiges Verfügungsrecht über die Stadtkasse, vermöge dessen es die für die Verwaltung der Polizei erforderlichen Mittel disponirt. Ebenso selbstständig übt das Collegium die Ertheilung der Concessionen für Makler und gewisse nominelle Aufsichtsrechte über die Gilden.

Das dritte Glied der Stadtverfassung ist der Gemeinderath, Common Council, bestehend aus der Gesammtzahl der von den Stadtbezirken gewählten Stadtverordneten. Die Zahl der Stadtverordneten wechselt nach Größe der Bezirke von 4 bis 17 in jährlich erneuten Wahlen. Da die Ausscheidenden aber wieder wählbar sind, so ist das Personal ziemlich stetig. Die Stadtverordneten bilden die beschließende Körperschaft über das Vermögen der Stadt. Ihre Beschlüsse disponiren in der Regel endgiltig über die Stadtkasse. Zur Beschlußfähigkeit der (für Verwaltungszwecke an sich zu großen) Versammlung genügen 40 Mitglieder.

Durch neuere Communalbeschlüsse wurde die Zahl vorläufig von 240 auf 206 herabgesetzt. Nur wenige Gemeinderäthe haben übrigens ihren Wohnsitz in der City. Als collegialisches Band dient jedoch auch die Theilnahme an den splendiden Festlichkeiten der City und deren Sommerexcursionen, für welche ansehnliche Summen verwendet werden.

Concurrirend neben dem Gemeinderath treten dann auch noch die ordentlichen Mitglieder der Gilden (Liverymen), zu denen auch Aldermen und Gemeinderäthe gehören, in der Common Hall zusammen, aber nur zu Wahlzwecken, um Vorschläge für die Wahl des Lord-Mayor, des Stadtkämmerers, der Rechnungs-Revisoren und noch einiger Beamten zu machen, — als eine Art von controlirendem Wahlorgan zur Abwehr der localen Parteiherrschaft über diese Hauptämter.

III. Das Verwaltungssystem der City beruht auf einer Unterscheidung zwischen der obrigkeitlichen Selbstverwaltung (Selfgovernment), kraft dessen die Krone staatliche Geschäfte durch selbstthätige Mitglieder der Communalverbände in verantwortlichen Aemtern wahrnehmen läßt, — und der ökonomischen Municipalverwaltung, d. h. der Verwendung der communalen Einkünfte zu communalen Zwecken. Den Gegensatz dieser beiden Seiten des Communalwesens bildet im letzten Grunde der Angelpunkt aller Gestaltungen des Gemeindelebens.

A. Die obrigkeitliche Selbstverwaltung, das Selfgovernment, ist daraus hervorgegangen, daß in der Naturalwirthschaft des Mittelalters das Königthum die wichtigsten Aufgaben der Heeres-, Gerichts- und Polizeiverwaltung durch die besitzenden Klassen in den größeren und kleineren Gemeindeverbänden wahrnehmen mußte. Im Gegensatz zu Deutschland hat aber das anglonormannische Königthum solche Staatsfunctionen nicht in feudaler oder patrimonialer Weise verliehen, sondern als verantwortliche Staatsämter festgehalten. Die obrigkeitlichen Beamten des Selfgovernment, She-

riffs, Friedensrichter, Lordlieutenants, Milizcommissarien und Milizoffiziere, sind daher mittelbare Staatsbeamte königlicher Ernennung in der normalen Verantwortlichkeit eines Staatsamtes.

Einige davon abweichende Privilegien bleiben jedoch der City von London, in welcher sich das Selfgovernment nun dahin gestaltet hat:

Die der City von London verliehene Civilgerichtsbarkeit besteht nur in der Nomination der Stadtrichter. Wie die englischen Könige schon im Mittelalter ihre Civilgerichte mit gelehrten Richtern besetzten, so wählt auch die City ihren Stadtrichter, Recorder, mit 3000 Pfund Sterling Amtseinkommen, und dessen Stellvertreter aus der Zahl der angesehenen Advocaten. Noch heute praktisch ist der Lord Major's Court, abgehalten vom Recorder für einen erheblichen Umfang von Civilprocessen (mit einem eigenthümlichen Arrestverfahren), sowie der Sheriffs-Court für kleinere Civilprocesse, beide mit einer nicht sehr häufigen Zuziehung einer Civiljury.

Eine volle Criminaljustiz (Blutbann) war ebenso von Alters her der Stadt verliehen. Da diese Strafrechtspflege aber von der Strafjustiz in dem weiteren Kreise der Metropolis nicht wohl zu trennen war, so wurde dafür 1834 ein Central-Criminalhof gebildet, zu dessen Mitgliedern nach englischer Weise die sämmtlichen Oberrichter der Reichsgerichte, die Richter der City und noch einige Personen sammt oder sonders ernannt werden; darunter der Lord Mayor, welcher ehrenhalber an der Spitze der Commission steht, und die Aldermen der City — doch so, daß in der Wirklichkeit immer nur ein Reichsrichter und in leichteren Sachen ein Stadtrichter als Assisenpräsident diese Strafsachen verhandelt, für welche dann eine große und eine kleine Jury aus dem Gesammtbezirk ernannt wird.

Das dritte Gebiet des Selfgovernment bildet das Polizeirichter-Amt, wie es in englischer Weise in dem Friedensrichter-Amt zugleich die obrigkeitliche Polizeiverwaltung umfaßt. Dies Amt ist durch die Stadtcharten dem Mayor und den Aldermen verliehen, welche nun abwechselnd als Polizeirichter zu Gericht sitzen, in den schwereren Strafsachen die Voruntersuchungen führen und die Polizeiverfügungen (orders) als „verwaltende" Polizeibeamte im deutschen Sinne erlassen. Es gehört dazu insbesondere auch

a. die Disciplin, die Aufsicht und Leitung der executiven Polizeibeamten, welche jetzt als besoldete Constabler mit der neueren, vom Staat organisirten Constabulary auf gleichen Fuß gesetzt sind,
b. der Erlaß der polizeilichen Verfügungen im Gebiet der Armenpflege,
c. der Erlaß der Polizeiverfügungen im Gebiet der Bau-, Straßen- und Gesundheitspolizei.

Das vierte Gebiet bildet die Milizverwaltung, für welche der Lord Mayor die Stellung des Lord Lieutenant und die Stadtbehörden für die Stammlisten, die Aushebung und die Entscheidung der Reclamationen

ihrer Zeit zu sorgen hatten. Mit den neuen Reformen der Heeresverfassung ist dieser Theil des Selfgovernment indessen in den Ruhestand versetzt.

Ein fünftes Gebiet der städtischen „Jurisdiction" bildet die Beaufsichtigung der Erhebung der directen, durch Einschätzung festzustellenden Staats- und Communalsteuern durch die communalen Steuer-Einschätzungs-Commissionen und die Entscheidung der Steuer-Reclamationen in den Formen der Verwaltungsrechtsprechung.

Ein sechstes Gebiet bildet endlich noch die Befugniß zum Erlaß von Localpolizei-Verordnungen (byelaws), welche in England als Ausfluß des obrigkeitlichen Amts angesehen, jedoch in sehr engen Grenzen gehalten ist. Für die City ausnahmsweise war dies Recht gewohnheitsmäßig etwas weiter ausgedehnt, mit dem selbstverständlichen Vorbehalt, daß das Ortsstatut Nichts gegen die Landesgesetze enthalten darf. Von dieser Befugniß wurde beispielsweise im Jahre 1835 der Gebrauch gemacht, um die vorgängige Erwerbung der Gildegenossenschaft als Vorbedingung des Bürgerbriefs zu beseitigen; im Jahre 1837 um die Zahl der Stadtverordneten von 240 auf 206 herabzusetzen.

Alle Formationen des englischen Selfgovernment beruhen auf der Nothwendigkeit, die staatlichen Functionen nach Maßgabe der Justiz- und der Verwaltungsgesetze des Landes zu führen. Diese Verwaltung muß daher grundsätzlich durch verantwortliche Aemter geführt werden, welche weder den politischen Parteien im Staat, noch den localen Parteien im Gemeindeverband dienstbar werden sollen. Im monarchischen Staat beruht darauf die Besetzung der höheren Aemter durch königliche Ernennung; für die richterlichen Aemter insbesondere die Ernennung auf Lebenszeit im ständigen Amt. Eben darauf beruht die Ueberlegenheit der Monarchie über die Republik in allen Functionen der Staatsverwaltung. Wo man einzelnen Städten in den erkauften Stadtcharten gewählte Friedensrichter gestattet hatte, war ihre Verwaltung so entartet, daß die Städteordnung von 1835 überall die gewählten Stadtrichter und Polizeiverwalter durch ernannte Recorder und Friedensrichter ersetzt hat. Die City von London hat indessen jener Zeit die Einführung der Städteordnung von 1835 abgewehrt und ihre Wahlbeamten beibehalten, bei denen jene Mißbräuche nicht hervorgetreten waren. Denn die City hatte im Verlauf der Zeit diesen Beamten eine so dauernde, von Parteiwechseln unabhängige Stellung gegeben, daß solche annähernd dieselben Garantien darzubieten schien, wie die königliche Ernennung. Menschliche Einrichtungen können eben dieselben Zwecke auf verschiedenen Wegen erreichen. Was die Monarchie in einfacher Weise, kann die Republik durch ein Zusammenwirken von sich gegenseitig controlirenden Einrichtungen erreichen. Die Mittel zum Ersatz der ernannten Beamten wurden in der City: die lebenslängliche Stellung der Magistratsmit-

glieder, ihre collegialische Verfassung, die Bestätigung des Mayor durch den König, endlich die Uebertragung der Wahl der Spitzen der Stadtverwaltung (Mayor, Sheriffs, Kämmerer, Rechnungsrevisoren) auf die Gesammtheit der Gildemitglieder in der „Common Hall". Die nur socialen Zwecken dienenden Liveries standen jedenfalls durch ihren stabilen, zum Theil erblichen Charakter außer Verbindung mit den wechselnden Parteiverhältnissen des Parlaments wie des Gemeinderaths. Wie in manchen andern Institutionen Englands haben sich verschiedene Anomalien soweit ausgeglichen, daß schließlich ein angemessenes Endresultat zur Erscheinung kam.

In jeder Beziehung verschiedene Gesichtspunkte traten in dem zweiten Gebiet der Verwaltung hervor.

B. Die wirthschaftliche Communalverwaltung umfaßt die ökonomische Verwaltung des Stammvermögens, der Revenüen und Steuern des Communalverbandes und deren Verwendung zu communalen Zwecken. Als die naturgemäße Form dieser Verwaltung für ein größeres Gemeinwesen erscheint die Wahl eines Verwaltungsraths und eines executiven Directoriums, nach dem der heutigen Erwerbsgesellschaft geläufigen Vorbild der Actiengesellschaften. In den mannigfaltigsten Einrichtungen des Staats, der Provinzen, Kreise, Einzelgemeinden, der Kirchen u. s. w. kehrt in den politischen Vorstellungen unserer Zeit dies Schema in wunderbarer Gleichförmigkeit wieder.

Eine festere Einrichtung und strengere Controle ist indessen in einer solchen Verwaltung dadurch bedingt, daß hier ein öffentliches Vermögen und Zwangsbeiträge mit dem Charakter von Steuern zu verwalten sind. Die Communalverwaltungen bedürfen deshalb einer mehr stabilen Gestalt und einer Anlehnung an die verantwortlichen Organe obrigkeitlicher Selbstverwaltung zum Zweck einer Rechtscontrole für die gesetzmäßige Verwendung der öffentlichen Mittel und Steuern.

Eine solche war nun aber in der City vorhanden in dem Collegium der lebenslänglichen Aldermen, welches als fester Bestand dem durch jährliche Wahlen erneuten Gemeinderath hinzutrat und zugleich den zahlreichen Commissionen des Gemeinderaths ein Element traditioneller Geschäftserfahrung bewahrte.

Diese überzahlreichen Verwaltungs-Comités, in meistens monatlichen Sitzungen, führen die große Mehrzahl der Geschäfte wirthschaftlicher Communalverwaltung (nachfolgend unter Zugrundelegung des Etats von 1880/81).

Als Hauptcommission besteht die Grundstücks-Verwaltungs-Commission, City Lands Committee, zur Verwaltung der Grundstücke, Renten, fundirten Revenüen und Gebühren, welche das Stammvermögen der Stadtgemeinde darstellen. (Gesammteinkommen 303 737 £.)

Eine besondere Brückenhaus-Commission verwaltet das Einkommen gewisser Grundstücke, welches zur Erhaltung der drei der Stadt gehörigen Themsebrücken bestimmt ist. (Gesammteinkommen 68 193 £.)

Das Kohlen-, Korn- und Finanz-Comité verwaltet die Specialsteuern, welche i. J. 1694 der City (angeblich zur Abtragung einer Schuld von 750 000 £) zugestanden wurden. Sie wurden erhoben mit 13 d. von jeder Tonne Kohlen innerhalb 15 engl. Meilen im Umkreise von St. Paul. Von dieser Steuer werden jetzt 4 d. zu städtischen Verbesserungen in der City (mit 146 820 £), dagegen 9 d. in dem weiteren Kreise der Metropolis (mit 330 345 £) verwandt. Diese periodisch bewilligten Communalsteuern werden im Jahre 1889 erlöschen, ebenso wie eine kleine Weinsteuer (10 803 £).

Eine specielle Korn-Commission erhebt eine kleine Abgabe in Form eines Waagegeldes von allem in den Hafen von London eingehendem Korn (23 325 £), welches neuerdings zum Ankauf städischer Parks verwendet wird.

Eine Markt-Commission verwaltet die Einkünfte und Ausgaben der großen städtischen Märkte (Billingsgate und Smithfield) nach einem Privilegium Carls I., durch welches gegen Zahlung einer hohen Summe der Stadt ein Monopol auf alle „öffentlichen Märkte innerhalb 7 Leucas im Umkreise der City" verliehen worden ist.

Ein Law and Parliamentary Committee besorgt die ökonomische Verwaltung der städtischen Civil- und Polizei-Gerichtshöfe. — Ein City Police Committee führt die ökonomische Verwaltung der Polizei, für die schon frühzeitig besoldete Mannschaften organisirt wurden, jetzt rot. 800 Mann unter einem von der Staatsregierung bestätigten Director, in gleicher Uniformirung mit den Schutzmannschaften der Metropolis, und mit einem jährlichen Kostenaufwand von 100 600 £, aufgebracht durch eine besondere Polizeisteuer.

Außerdem besteht noch eine städtische Sanitäts-Commission, Bibliotheks-Commission, Curatorien für Stiftungen und Stiftungsschulen, eine Commission zur Regelung der Normalgehalte der Bureaubeamten und Diener und noch andere Specialcommissionen, meistens überzahlreich besetzt, um möglichst viel Mitglieder des Gemeinderaths zu betheiligen. Damit hängt auch die Bestimmung der Geschäftsordnung zusammen, daß kein Mitglied länger als vier Jahre in einer Commission sitzen und deren Vorsitzende alljährlich wechseln sollen.

In enger Verbindung mit der Eintheilung der Commissionen steht der Finanzetat der City. Als Hauptetat gilt der der städtischen Grundstücks-Verwaltungs-Commission (i. J. 1880 mit einem laufenden Einkommen von 303 137 £, darunter 131 735 £ aus Pachten und Zinsen, 145 695 £ Marktgebühren). Auf die Stadthauptkasse sind angewiesen: die Kosten der Stadtverwaltung i. e. S. (56 508 £), Pensionen (11 159 £), insbesondere auch die Kosten der Marktverwaltung (135 919 £). — Neben diesem Hauptetat bestehen aber noch gesonderte Etats für die Brückenhausverwaltung, für die großen Stiftungen, für die städtischen Steuern, für die Polizei-

steuer, die Bezirkssteuern ꝛc., im Ganzen etwa 50 Separatcontos zum großen Vortheil der Kassenbeamten, denen der Zinsgenuß von den floating balances gestattet wird. Mit Einschluß derselben wird die Gesammteinnahme und Ausgabe, — laufende Capitalverwaltung zusammengerechnet — jährlich auf etwa 2 350 000 £ geschätzt.

Als ein Hauptbeamter dieser Verwaltung erscheint der Town Clerk, Bureaudirector, neben dem jährlich wechselnden Mayor (mit 2250 £ Gehalt), ein Stadtarchitekt (mit 2000 £), und einige höhere Beamte der Specialverwaltung. Die Bureau- und dienenden Beamten werden nur auf ein Jahr ernannt, aber nach Ablauf desselben regelmäßig bestätigt. Bei jeder Vacanz soll die Normaletatscommission die Beibehaltung oder Aenderung des Amts von Neuem in Erwägung ziehen. In Gewährung von Zulagen und Gratificationen ist übrigens die Stadtverwaltung sehr freigebig. — Insbesondere gilt dies von dem Hauptbeamten der Finanzverwaltung, dem Kämmerer (Chamberlain) mit einem Gehalt von 2500 £, einer persönlichen Zulage für „treue Dienste" von 2500 £ und einem Einkommen von 13 008 £ Zinsgenuß schwebender Bilancen, aus welchem letzteren aber noch Bureaukosten zu bestreiten sind.

Zur Revision der städtischen Rechnungen werden zwar von der Gildegenossenschaft jährlich Rechnungsrevisoren (auditors) ernannt, die sich aber auf eine formelle Prüfung beschränken. Da niemals eine Defectirung (surcharge) stattfindet, so passiren mit Leichtigkeit auch Ehrenausgaben, wie beispielsweise neuerdings ein Posten von 27576 £ für eine Festlichkeit zu Ehren eines königlichen Prinzen.

Trotz dieser sehr ansehnlichen Summen erscheint der Verwaltungsetat der englischen Städte im Vergleich mit unseren deutschen Städten überaus lückenhaft, weil darin Hauptposten der städtischen Ausgaben für Armenpflege, Straßenverwaltung, Schulen ꝛc. fehlen. Es hat dies darin seinen Grund, daß unter Heinrich VIII. diese Ausgaben der Wohlfahrtspolizei, den Kirchspielen, Kirchenvorstehern, Armenpflegern und einer besonderen Armensteuer auferlegt wurden. Folgeweise erhielten die Kirchspiele dafür eine besondere Verfassung und Verwaltung, völlig getrennt vom Bürgermeister und Gemeinderath. Diese gesonderte Nebenverfassung gilt auch für die City von London.

1. Die Armenpflege wurde nach der Gesetzgebung der Tudors von den Kirchenvorstehern und Armenpflegern und eine poor rate geführt, welche von den einzelnen Kleingemeinden nach deren Bedarf aufzubringen war. Das Anschwellen dieser Armenlast in Folge mangelhafter Verwaltung veranlaßte schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Nachhülfe durch Localacten. Eine Totalreform ist aber durch das große Armengesetz von 1834 herbeigeführt, welches den Ansprüchen der Steuerzahler und eine Mitbeschließung über die schwerste aller Communalsteuern Rechnung trägt

durch directe Wahl der Armenpfleger (guardians of the poor) und durch die Vereinigung der kleineren Kirchspiele zu größeren Kreisarmenverbänden, ausreichend zur Beschaffung eines gemeinschaftlichen Armenarbeitshauses und Anstellung der geeigneten Beamten. In der Anwendung auf London bildet die City einen Kreisarmenverband für sich mit 101 gewählten Guardians unter Oberleitung und Inspection der Centralbehörde mit einem jährlichen Kostenaufwand von rund 100 000 £.

2. Die Bau-, Sanitäts- und Straßenverwaltung, welche durch die Wegegesetze der Tudors den Kirchspielen auferlegt war, erhielt seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in den Großstädten einen Umfang, dem man durch zahlreiche Localacten gerecht zu werden suchte, bis 1848 eine umfangreiche „Gesundheitsacte" mit überzahlreichen Novellen allgemeinere Einrichtungen nach dem Muster der Armenverwaltung herbeiführte. Für die City von London ging zunächst aus dem Bedürfniß der städtischen Abzugscanäle eine städtische Straßen-Commission hervor, Commission of Sewers. Sie besteht aus 95 Mitgliedern mit einer Competenz zur Anlage und Verwaltung der Abzugscanäle, der Straßenpflasterung, Reinigung, Beleuchtung, Straßenverbesserung, Beseitigung von Hindernissen und sanitären Maßregeln, deren Kosten durch eine „Canalisations- und Consolidirte Steuer" wesentlich nach den Grundsätzen der Armensteuer erhoben wird (pro 1880 mit 214 516 £), und einer Ausgabe für Straßenpflaster mit 30 074 £, Beleuchtung 14 353 £, Straßenreinigung 30 034 £, Gehalte 10 978 £. Die Behörde ist zugleich Baubehörde der City und Begräbnißbehörde (Burial Board).

3. Eine communale Schulverwaltung ist nach langen Vorstadien aus der National Education Act 1870 hervorgegangen und hat nun auch diesen Zweig des Communalwesens zu einer gesonderten Verwaltung nach dem System der Boards unter unmittelbarer Leitung der staatlichen Centralbehörde gestaltet. Innerhalb dieses Systems bildet die City einen Unterbezirk und ein eigenes System der Elementarschulen, deren Kosten aus der Armensteuer, — also wiederum gesondert vom Stadthaushalt — bestritten werden.

Es ergiebt sich schon aus dieser summarischen Uebersicht, daß die modernen englischen Stadtverwaltungen einen Unterbau von Specialverwaltungen für die wichtigsten communalen Zwecke (Armen-, Straßen-, Bau-, Sanitäts-, Schulverwaltung) erhalten haben, welcher den älteren Begriffen von dem Beruf und von der Selbstständigkeit einer Stadtverwaltung wenig entspricht. In noch stärkerem Maße wird diese Unselbstständigkeit der neueren Einrichtungen in dem nachfolgenden System der Metropolis in den Vordergrund treten.

Es ist daher wohl begreiflich, daß die Behörden der City und auch wohl die Mehrzahl ihrer Altbürgerschaft mit einem starken Selbstbewußtsein

an ihrer alten Corporation hängen. Es ist eine etwas schwerfällige, nicht sparsame, mit manchen Mißbräuchen behaftete Verwaltung, die aber doch wie ein altes Patrizierhaus wohnlich und behaglich eingerichtet ist. Gerade die anomalen Seiten der City-Verfassung sind in ihrem Kreise nichts weniger als unpopulär.

Neben dem Massenreichthum des englischen Geburts- und Geldadels hat sich hier ein städtisches Gemeinwesen unter vorzugsweiser Betheiligung der wohlhabenden Mittelstände in einer achtbaren, äußerlich glänzenden, beispiellos unabhängigen Stellung erhalten. Fragen wir aber nach dem letzten Zwecke aller communalen Einrichtungen, so ist es die Erhaltung des Bürgersinns, — des Gemeinsinns in den nachbarlichen Pflichtgenossenschaften —, welcher für die heute durch Besitz- und Erwerbsinteressen gespaltene Gesellschaft, für eine fluctuirende städtische Bevölkerung und für die heute wieder schroffer getrennten Kirchensysteme das wichtigste, ja das einzige Band bildet, welches Staat und Gesellschaft organisch zusammenhält. Die Vertheidiger dieser Corporationsverfassung können sich gar wohl darauf berufen, daß ihre viel angefochtene Stadtverfassung diesen Hauptzweck erfüllt, während alle Municipalreformen Englands seit 50 Jahren diesen Hauptzweck verfehlt haben, trotz ihrer unbestreitbaren Vorzüge in anderer Richtung.

Das Ueberraschende an dieser Erscheinung führt uns zu einer Erinnerung an die Städteordnung des Freiherrn vom Stein von 1808, der wir das Beste in unserem heutigen Communalwesen verdanken. Wir finden in ihr wie in der Verfassung der London-City die drei Grundsätze, die unsere Stadtverfassungen aus dem Schiffbruch in der industriellen Gesellschaft gerettet haben.

Als ersten Grundsatz: die persönliche Verpflichtung zur Uebernahme der bürgerlichen Aemter bei ernsten Strafen für die willkürliche Verweigerung; die Stadtverfassung von London droht sogar 1000 £ für verweigerte Uebernahme der Mayorship.

Als zweiten Grundsatz: die verhältnißmäßige Erhöhung der bürgerlichen Rechte für Uebernahme jener persönlichen Pflichten; die City hatte das städtische Stimmrecht von der Zahlung der Gemeindesteuern abhängig gemacht, sowie — analog dem Geschworenendienst — von einem Hausstand von 10 £ Mieths- oder Pachtwerth, entsprechend der durchschnittlichen Grenze der Mittelstände, die sich gewohnheitsmäßig an der Gemeindeverwaltung betheiligen.

Als dritten Grundsatz: die Anlehnung der wirthschaftlichen Communalverwaltung an einen collegialischen Körper des obrigkeitlichen Selfgovernment (Magistrat), welcher der wirthschaftlichen Selbstverwaltung die nothwendige Stetigkeit, zugleich die nothwendige Rechtscontrole und damit die allerseits erstrebte Selbstständigkeit giebt, d. h. eine Selbstständigkeit in den Schranken der Gesetze, welche einer administrativen Vormundschaft nicht bedarf.

Das Bewußtsein von dem Werth dieser Einrichtungen hat der Corporation die Ausdauer verliehen, ein halbes Jahrhundert den Reformen nach dem System der Boards zu widerstehen. Schon bei Emanation der englischen Städeordnung von 1835 zeigen die Parlamentscommissionen eine Scheu der City die neue Stadtverfassung aufzudringen. Die später öfter wiederholten Gesetzentwürfe sind von der City in standhaftem Widerstand abgewehrt worden. Es ist heute nur ein Nothstand der die City umgebenden Metropolis, welcher dem Gesetzentwurf von 1884 mit Wahrscheinlichkeit zu einem Erfolg verhelfen wird.

II. Die Verfassung der Metropolis*)

erscheint noch heute als eine Anhäufung von Kirchspielen, Rittergütern (manors), alten Dörfern, Vorwerken und exemten Bezirken (liberties), deren Einverleibung in die Altstadt durch die Gesetzgebung früherer Jahrhunderte verhindert war. Für die Parlamentswahlen sind daraus seit der Reformbill 7 städtische Wahlbezirke (parliamentary borough's) gebildet; dies Parlamentsrecht bleibt aber ohne Einfluß auf ihre communalen Verfassungen. Während sonst der Werth aller Wahlkörper für das Parlament auf ihrem festen communalen Zusammenhang beruht, hat man an dieser Stelle darauf verzichten müssen. — Uebrigens war ja sowohl das Selfgovernment wie die wirthschaftliche Communalverwaltung von Hause aus ziemlich gut geordnet.

In ihrem *obrigkeitlichen* Selfgovernment bildeten diese Stadttheile Stücke der Grafschaften Middlesex, Kent und Surrey, und standen damit unter der Verwaltung der Friedensrichter und der ihnen untergeordneten Polizeischulzen (Constables).

Für die *wirthschaftliche* Communalverwaltung hatte die Kirchspielsverfassung das Nothwendige gethan mit Einführung der Armen- und Wegeaufseher, der Armen- und Wegesteuern. Durch hunderte von Parlamentsacten waren die Zwecke der Armensteuer und die Amtsbefugnisse der Kirchspielsbeamten auf Alles ausgedehnt, was als neues Bedürfniß der Ortsgemeinde auftauchte. Nur konnte diese Isolirung der Kleingemeinden nicht fortdauern, seitdem solche zu einer continuirlichen Großstadt zusammengewachsen waren. Man half nun schrittweise durch Localacten nach. So wurden zuerst gemeinsame Vorschriften über die Anfertigung der *Sterblichkeitslisten* bills of mortality gegeben. Weitere gemeinsame Einrichtungen mußten für Canalisirung, Bauordnung, Armenverwaltung, ꝛc. ꝛc. getroffen werden, die unter den mannigfaltigsten Formen als vestries, commissioners,

*) Rud. Gneist, Selfgovernment (1871) § 129. 135. 159—176 und die Specialnachweise in J. F. Firth, London Government and how to reform it 1882, die neueste Communalgesetzgebung in Rud. Gneist, Engl. Verwaltungsrecht, Berlin 1874. Bd. I. §§ 33. 41. Bd. II. §§ 124—136.

trustees neue gewählte Vertretungen der Steuerzahler bilden. So sind allmählich mehr als 250 Localacten für die Metropolis ergangen, aus denen an 300 verschiedene Gemeinde-Körperschaften mit mehr als 10 000 gewählten Gemeindevertretern hervorgingen. Diese bunte Gestaltung führte indessen zu den mannigfaltigsten Collisionen, und da ein analoges Bedürfniß im ganzen Lande tiefgreifende Reformen des Armenwesens, der Bau-, Straßen- und Gesundheitspolizei und connexer Zweige herbeiführte, so uniformirte sich nun allmählich auch die Metropolis nach dem System der großen Verwaltungsgesetze mit einer sehr starken Tendenz zur Centralisation. Die beiden Seiten des communalen Lebens erhielten danach im letzten Menschenalter folgende Formation.

A. Das obrigkeitliche Selfgovernment vereinfachte sich dadurch, daß eine Civilgerichtsbarkeit diesen Verbänden niemals verliehen war und daß die Miliz zur Zeit in Ruhestand versetzt ist. Es bleiben daher wesentlich nur drei Gebiete übrig:

1. Die ordentliche Criminalgerichtsbarkeit, welche seit 1834 zum „Central-Criminalhofe" vereinigt ist, bei welchem der Geschworenen-Dienst nun in angemessener Weise auf den Gesammtbezirk vertheilt ist.
2. Das Ehrenamt der Friedensrichter erwies sich als solches allmählich unzureichend für die Metropolis, theils wegen der Massenhaftigkeit der Geschäfte, theils wegen der mannigfaltigen Interessencollisionen in einem Hauptsitz der Großindustrie. An die Stelle treten daher besoldete Polizeirichter, welche aus der Zahl der Advocaten mit angemessenen Gehalten (1500 £) von der Krone ernannt werden.

   Noch unzureichender erwies sich das alte Ehrenamt der Polizeischulzen (Constables) für die größte Stadt der Welt. Sie werden (seit 1829) ersetzt durch uniformirte Polizeimannschaften in militärischer Formation, und nach einigem Widerstreben dehnt sich dies Gendarmerie-System über das ganze Land aus zu einem Armeecorps von jetzt rot. 30000 Mann, innerhalb dessen die Metropolitan Police eine Hauptdivision bildet, unter einem Brigadier und (1881) 10943 Offizieren und Mannschaften, mit einem Kostenaufwand von 1176674 £ (davon aus einer besonderen Polizeisteuer 555843 £, aus Staatsfonds 451181 £.

   Mit dem Uebergang in das besoldete Berufsbeamtenthum ist nun auch in England die Nothwendigkeit einer „Trennung von Justiz und Verwaltung" eingetreten. Auf die Polizeirichter sind die richterlichen Befugnisse i. e. S. übergegangen, während den Ehrenamts-Friedensrichtern die Ertheilung der polizeilichen Concessionen und noch einige andere Befugnisse geblieben sind, welche wir den „verwaltenden" Polizeiobrigkeiten beilegen. Die Mannschaften sind unter die Disciplin ihrer Dienstvorgesetzten gestellt, und zugleich aber unter

das Entlassungsrecht, die Disciplin und die orders der Polizeirichter. Die oberste Leitung steht unmittelbar unter Staatsinspectoren im Ministerium des Innern.

Die Gesammtleistung der neuorganisirten Polizei ist eine anerkannt tüchtige, die nothwendige Rechtscontrole durch das Polizeirichteramt und die Reichsgerichte gesichert, für Nothfälle aber noch ein Aufgebot von bürgerlichen special constables vorbehalten, in welchem die alten Polizeipflichten der englischen Gemeindeverbände in ihrem letzten Rest fortdauern.

3. Die Verwaltungsrechtsprechung der Friedensrichter in Steuersachen für die durch Einschätzung zu erhebenden Staats- und Gemeindesteuern ist (mit Einschiebung von Bezirkscommissionen) principiell beibehalten und in Verbindung damit auch noch das Ehrenamt der Armenaufseher und die unentbehrlichen Communal-Einschätzungscommissionen. Doch macht sich auch an dieser Stelle eine Neigung zur Ersetzung der Ehrenbeamten durch besoldete (assistant overseers) geltend.

Immerhin besteht noch fort eine geregelte Selbstthätigkeit der Bürgerschaft nach dem System des Selfgovernment in der Anklage- und Urtheils-Jury, in der Civil- und Special-Jury, in dem Vorbehalt der Einberufung einer special constabulary, in den sehr zahlreichen Einschätzungscommissionen und einigen Specialämtern; während in dem nun folgenden Gebiet ganz andere Grundauffassungen zur Geltung gekommen sind.

B. Die wirthschaftliche Communalverwaltung der Metropolis ist dem Zuge der Verwaltuugsreformen gefolgt, welche seit der ersten Reformbill mit dem großen Armengesetz von 1834 begonnen, in einem stetigen Fortgange das ganze wirthschaftliche Communalwesen Englands im Laufe eines halben Jahrhunderts umgewandelt haben.

Der nächste Anstoß zu diesem Wandelungsproceß lag in dem Verfall der unteren Organe der Kirchspielsverfassung, welche unter dem Uebergewicht der regierenden Klasse im XVIII. Jahrhundert gar sehr verkümmert waren. Die wichtigeren Ortsbeamten: Constables, Armen- und Wegeaufseher wurden von den Friedensrichtern ernannt und sollten unter deren Aufsicht und Leitung die Armen- und Wegesteuern „nach Bedürfniß" ausschreiben, einschätzen, verwenden und verrechnen, ohne einen unmittelbaren Antheil der Gemeinde, — ein Verhältniß, welches mit dem starken Wachsthum der Communalsteuerlast schon im Lauf des 18. Jahrhunderts incongruent werden mußte. Das alte Amt der Gemeindeschulzen war in dieser Lage zu einem Polizeidienerthum herabgedrückt. Die Armen- und Wegeaufseher in ihren kleinen Armen- und Wegeverbänden waren auch bei gutem Willen zu einer rationellen Armenpflege und wirksamen Thätigkeit außer Stande. In der Ortsgemeinde war eine heillose Verschwendung der Geldmittel, die gröbsten Mißbräuche der mit einander in Conflict stehenden Localinteressen, im besten

Falle eine schematische, mechanische Geschäftsführung eingerissen. Das mit den vervielfältigten Steueransprüchen und dem anwachsenden Wohlstand erwachende Selbstgefühl der Mittelklassen beanspruchte dagegen eine active Theilnahme ebenso an der Communalverwaltung wie an den Parlamentswahlen, und setzte nach hartnäckigem Widerstand die Reformbill von 1832 durch.

So angemessen die neugestaltete Landesvertretung erschien, so trat nun der (uns nur zu gut bekannte) Uebelstand ein, daß die entsprechenden Communalreformen aus einem Streit der aufstrebenden Mittelstände mit den (in den friedensrichterlichen Sessionen) organisirten alten Elementen der regierenden Klasse hervorgehen sollte. Es war derselbe Streit, der in Preußen jener Zeit zwischen den Ansprüchen der Steuerzahler auf eine gewählte Vertretung gegen die „Gutspolizei, die Kreis- und Provinzialstände" geführt wurde. In England wurde daraus ein Kampf zwischen courts und boards. In einem solchen Streit handelt es sich nur um Rechte und Machtverhältnisse auf beiden Seiten. Neue Steuern, neue persönliche Amtspflichten wurden von Niemandem verlangt. Alle gemeinsamen Bestrebungen der Gesellschaft (die wir als „öffentliche Meinung" bezeichnen) gehen dem entsprechend nur auf eine Theilnahme an den Machtverhältnissen des Communalwesens, also auf Beschlußfassungen und Vergabung von Aemtern (Patronage). Sie glauben selbst zu verwalten, wenn sie das verwaltende Personal selbst bestellen und bezahlen, und bei der „verantwortlichen" Verwaltung denken sie nicht an die Verantwortlichkeit für Ausführung der Landesgesetze, sondern an die Verantwortlichkeit für Ausführung ihrer eigenen Beschlüsse. Es gilt dies von beiden Parteirichtungen. Es gilt für die altständische Gesellschaft in gleicher Weise wie für die neue, und ebenso gleichmäßig in der ganzen mitteleuropäischen Welt. Wenn dies Bestreben sich heute die Communalverwaltungen lediglich als Orts-, Kreis- und Provinzialparlamente denkt, so ist dies Bestreben in der That identisch mit dem der älteren Gesellschaft, welche an Stelle von ausführenden Organen (die dazu ebenso ungeeigneten) Kreis- und Provinzialstände formirt hatte.

Diese Neuformationen setzen an die Stelle der alten in England einst so stark entwickelten Pflichtgenossenschaften ein System des voluntarism, analog den Actiengesellschaften der modernen Erwerbsgesellschaft. Jeder Theilnehmer beansprucht ein Stimmrecht, in der Regel kein geringeres als das des Anderen, also gleiches Stimmrecht. Niemand will sich verpflichten, Gemeindeämter und Gemeindevertretungen zu übernehmen. Hat er sie übernommen, so beansprucht er, Beschlüsse nach seinem Ermessen zu fassen, die lästigen Functionen aber durch bezahlte Beamte besorgen zu lassen und diese Amtsstellen zu vergeben. In allen danach gebildeten boards entsteht der Widerspruch, daß, während die öffentlichen Functionen des Gemeindeverbandes nur nach Gesetzen gehandhabt, das Gemeindevermögen nur zu bestim-

mungsmäßigen Zwecken verwendet, die Zwangssteuern nur gesetzmäßig erhoben und verausgabt werden können: die Gemeindevertretungen doch für ihre Person unverantwortlich bleiben wollen, wie die Volksvertreter im gesetzgebenden Parlament, dessen Vorbild ihnen vorschwebt. Die Kette dieser Widersprüche ist aber in den Boards der Metropolis begreiflich in erhöhtem Maße zur Entfaltung gekommen.

I. Die Armenverwaltung der Metropolis ist nach zahlreichen, vorbereitenden Localacten durch das Armengesetz von 1834 in eine gleichmäßige Neuformation übergegangen. Die vorgefundenen 75 Kirchspiele der Metropolis waren zum Theil so groß, daß sie als Kreisarmenverbände (unions) mit eigenen Arbeitshäusern fortdauern konnten, während die kleineren, d. h. die zur Anlage eines eigenen Armenhauses nicht ausreichenden, zu einer Union zusammengelegt werden mußten. Die City wird vorweg als Kreisarmenverband behandelt, 12 große Kirchspiele als selbstständige Unions, 14 Unions aus kleineren Kirchspielen zusammengelegt, jeder Verband mit seinem gewählten Gemeinderath von Armenpflegern (board of guardians). In einigen Kirchspielen behielt man anfangs noch die durch Localacte formirten Armenräthe bei. Im späteren Verlauf ist die Verfassung indessen noch weiter uniformirt, die Gesammtheit derselben als ein Hauptverwaltungsdistrict (parallel den 10 Provinzial-Hauptdistricten) unter einen Generalinspector gestellt und dem Central-Armenamt unmittelbar untergeordnet. Ebenso unvermeidlich wurde die allmähliche Ausgleichung der Armensteuern, da auf die Dauer in ein und demselben Stadtwesen die armen Districte nicht die hohen Steuern, die reichen Districte nicht die niedrigen Armensteuern fortführen konnten. Durch ein Gesetz von 1867 wurde dies zu einem erheblichen Theile erreicht, und nach Verlauf eines halben Jahrhunderts ist jetzt die Ausgleichung im Wesentlichen durchgeführt. Damit war im Jahre 1880 die Gesammtausgabe (mit 1817972 £) auf den verhältnißmäßig niedrigen Satz von 7½ pCt. des steuerpflichtigen Einkommens ermäßigt.

Die wirthschaftlichen Erfolge des neuen Systems sind nicht zu bestreiten. In dem gedachten Jahre (welches die niedrigste Position seit 10 Jahren darbot), beschränkte sich die Zahl der im Arbeitshaus Unterstützten auf 48251, der im Haus Unterstützten auf 50665, d. h. ungefähr 27 auf das Tausend (während im Jahre 1871 noch 43 auf das Tausend berechnet waren). Für das Jahr 1879 betrug die eigentliche Armenausgabe nur 761147 £, von welchen 196533 £ für die besoldeten Beamten verwendet wurden. Dazu kommen freilich noch die connexen Ausgaben der poor rate. Als ein großer Ausgabeposten trat in der Metropolis namentlich hinzu die Einrichtung und Verwaltung der großen Hospitäler und Verpflegungshäuser für Kranke, Geisteskranke, Gebrechliche und andere invalide Arme, für welche seit 1867 die ganze Metropolis zu einem Asylum-District formirt wurde, unter Einsetzung eines besonderen Curatoriums

von 60 Mitgliedern, von welchen 3/4 gewählt, 1/4 von der Staatsbehörde aus der Zahl der Friedensrichter oder Meistbesteuerten ernannt werden.

So zufriedenstellend nun aber auch das ökonomische Resultat, so wenig entspricht doch diese neue Verwaltung den höheren Zwecken des communalen Lebens. Eine Armenpflege, bei der man nur an Wahlen und Aemtervergebungen gedacht hatte, konnte doch nach wie vor nur nach den Verwaltungsgesetzen des Landes geführt werden. Die Armenarbeitshäuser bedurften der minutiösesten gesetzlichen Regelung, wenn sie nicht wirklich Strafanstalten (Armengesetzbastillen) werden sollen. Die Hausunterstützungen bedurften derselben, um zu verhüten, daß die Einzelverwaltung nicht in den Schlendrian und die Mißbräuche der früheren Zeit zurückfalle. So entstand eine Armengesetzgebung, die alle unsere deutschen Gesetzbücher an Umfang weit übertrifft, und ein noch größerer Codex von General- und Special-Instructionen, welche das Staatsamt mit Gesetzeskraft zu erlassen hat. Als bindende Vorschrift für die ausführenden Beamten ist hier jede Maßregel bis in die kleinste Einzelheit in einer Weise reglementirt, die Alles übertrifft, was selbst Frankreich im Gebiet der Reglements leistet.

Wer sollte nun aber solche Instructionen ausführen? Die freiwilligen Armenpfleger wollten dafür weder eine Geld- noch eine andere Verantwortlichkeit übernehmen. Das Gesetz hat sie davon ausdrücklich entbunden. Man mußte also alle Verantwortlichkeit den kleinen besoldeten Beamten auferlegen, welche zwar von dem Board angestellt werden, aber nur vom Staatsarmenamt zu entlassen sind, von diesem allein also abhängig bleiben. Zur Controle der Verwaltung ist folgeweise ein Personal von Staatsinspectoren ernannt, welche in der Metropolis und in zehn Provinzial-Inspectionen eine ambulante Visitation üben. Die einzelnen Ausgaben und Geschäfte der Armenverbände werden ebenso folgerichtig durch staatliche Rechnungsrevisoren (Auditors) mit der Befugniß zur Defectirung controlirt, unter der Ober- und Beschwerdeinstanz des Staatsarmenamts. — Eingeengt in diese feste Kette büreaukratischer Gewalten bleibt den gewählten Armenpflegern ein sehr geringes Maß einer freien Thätigkeit, hauptsächlich die Möglichkeit auf Ersparungen zu dringen, in welcher Richtung sie denn auch überwiegend wirksam sind*).

*) Diese Unselbstständigkeit der Gemeindeverwaltung hätte vermieden werden können, wenn die gewählten Armencommissionen sich (wie im deutschen System) an ein ständiges verantwortliches Magistratscollegium angelehnt hätten. Ein solches war auch für die englischen Kreisarmenverbände vorhanden in den Collegien (courts) der Friedensrichter. Allein abgesehen davon, daß dieses vornehme Personal dazu kaum geeignet gewesen wäre, so war die ganze Grundrichtung dieser Gesetzgebung daraus hervorgegangen, den Mittelständen einen maßgebenden Einfluß gegen die dominirende Stellung der gentry zu geben. Man würde eine solche Oberbehörde etwa ebenso angesehen haben, als hätte man in Preußen die alten „Kreisstände" als Magistratur- und executive Behörde über die neugewählten Kreisvertretungen stellen wollen! Das Armengesetz begnügt sich daher damit, den Friedensrichtern die Stellung als „Ex

In gleicher Weise ging das Verhältniß von communalen Rechten und Pflichten in der Neubildung verloren. In Erwägung, daß es sich hier um ein sehr verschiedenes Maß der Steuerleistungen handle, führte man ein classificirtes Stimmrecht ein. Der occupier (Miether oder Inhaber) eines Hauses oder Grundstücks bis zu 50 £ Miethe erhält eine Stimme: darüber hinaus für je 50 £ Miethswerth eine weitere bis zu einem Maximum von sechs Stimmen. Ist er zugleich Grundeigenthümer, so verdoppelt sich sein Stimmrecht durch diese doppelte Eigenschaft. Von allzu aristokratischen Gesichtspunkten aus war aber der Ansatz bis zu 50 £ oder 1000 Mark (der die überwältigende Mehrzahl der Steuerzahler bereits umfaßt) viel zu hoch gegriffen, weil er die Mittelstände, welche communale Ehrenämter wirklich übernehmen, unterschiedslos zusammenfaßt mit der Ueberzahl der kleinen Steuerzahler und arbeitenden Klassen, die sich an den persönlichen Communalpflichten weder betheiligen können noch wollen, und deren Theilnahme daran lediglich auf einer demokratischen Fiction beruht. Andererseits ist die Zahl der größeren Steuerzahler über 50 £ Rente verhältnißmäßig so gering, daß die Mehrzahl der Stimmen den besitzenden Klassen keinen genügenden Schutz gegen Steuerbeschlüsse der Besitzlosen gewährt. Endlich ist die ganze Grundlage der Steuerzahlung durch das System des „compounding rates" zerrüttet worden, indem man zur Bequemlichkeit der Steuererhebung gestattet, daß der Hauseigenthümer die Steuerzahlung für den Miether übernimmt, — ein Zustand, der bereits in der größeren Hälfte der Fälle eingetreten ist, bei welchen aber der steuerfreie Miether ebenso stimmen soll, „als ob er die Steuer zahlte!" Das neue politische Ehrenrecht ist damit überschnell auf die Stufe des Feudalismus zurückgesunken, in welchem der Rittergutsbesitzer ebenso seine politischen Rechte übte, „als ob er den Heerdienst des Staats leistete". Die regierende Klasse verschleuderte diese Stimmrechte nach blos fingirten persönlichen und Steuerleistungen, weil und so lange sie sich dessenungeachtet noch immer äußerlich im Besitz der politischen Macht sah.

Dieser Zustand, in welchem ähnlich dem „Patrimonialstaat" in Deutschland das Verhältniß von Rechten und Pflichten völlig verwischt ist, erzeugt naturgemäß die Indifferenz in den wählenden Körperschaften selbst. Welches Pflichtgefühl, welches Ehrenintereſſe, welches unmittelbare Interesse überhaupt sollte den Gemeindewähler bewegen, sich an den Wahlen zu einem

---

officio-Mitglieder" unter den Guardians zu geben, — eine Stellung, die den vornehmen Herren in keiner Weise zusagen konnte, da sie unter solchen Collegen, unter Leitung eines Kreissecretärs und unter der stetigen Controle von Staatsrevisoren und Inspectoren so kleinliche Geschäfte zu führen nicht gewohnt waren. Der Anschluß der Boards an das obrigkeitliche Selfgovernment erwies sich in dieser Form als verfehlt. Dieser verfehlte Anschluß ist aber verhängnißvoll für alle weitere Entwickelung der Reformen geworden.

Gemeinderath zu betheiligen, dessen wirkliche Geschäfte von Secretären, Rendanten, Unterstützungsbeamten ꝛc. unter ausschließlicher Verantwortlichkeit gegen ein Ministerialdepartement geführt werden? Die Zahl solcher besoldeten Armenbeamten war schon im Jahre 1880/81 auf 19 709 gestiegen. Für die Metropolis allein waren 2358 in Thätigkeit, zu denen noch zwischen 2- und 300 kleine Beamte für die Standesregister hinzutreten, deren Führung mit dem System und Personal der Armenpflege verbunden ist.

Dem gewaltigen Eifer, mit welchem im Anfang für die Ausdehnung der communalen Wahlrechte gestritten wird, folgt daher schon bei den zweiten und späteren Wahlacten eine beunruhigende Gleichgiltigkeit, welche nur noch einige Procente der Berechtigten zum Wahlact erscheinen läßt. In dem Bestreben, zur Ausübung des Wahlrechts zu ermuntern, ist man daher unablässig bemüht, diese Wahlen auf das Bequemste einzurichten. Als Muster dafür diente die Erfindung der nomination papers, um die Wahl mit der „möglichst geringen Belästigung" zu Stande zu bringen und die Gemeindewähler freilich zugleich völlig zu isoliren. Ein achtbarer Bürger stellte eine Liste für zu wählende Candidaten auf; ein zweiter tritt hinzu als seconder mit noch acht Unterschriften. Die so gedruckten Wahlzettel werden auf die bequemste Weise vertheilt und auf die bequemste Weise abgegeben. Das Resultat ist gewöhnlich die Wahl der Nominirten. Ergiebt sich indessen eine zu kleine oder zu große Zahl von Namen, so behält man entweder die alten Mitglieder bei, oder bequemt sich zu einer wirklichen Abstimmung. Die Varianten der Stimmzettel im Verlauf dieser Gesetzgebung sind geradezu ermüdend. Die selbstverständliche Folge der Isolirung der Menschen im Gemeindeleben ist dann das fortschreitende Verlangen nach „geheimer" Abstimmung (Ballot), welche denn auch im Jahre 1872 auf allgemeines Verlangen eingeführt wurde.

In Nachfolge der Armengesetzgebung ist etwas später durch die ebenso umfassenden „Gesundheitsacten" das System der Boards auf breitester Grundlage und die Zusammenfassung in ein Generalamt in dem Gebiet der Bau-, Straßen- und Gesundheitspolizei vor sich gegangen, auf welches alsbald zurückzukommen ist.

Den gleichen Gang hat die communale Entwickelung des Volksschulwesens genommen, welches hier zunächst zu erörtern ist.

II. Die Communalverwaltung des Elementarschulwesens ist durch die Gesetzgebung von 1870 nach langen Zwischenstadien in das System des obligatorischen Volksunterrichts übergegangen. Das Gesetz zwingt alle Kinder, die nicht einen nach dem Ermessen der Staatsbehörde genügenden Privatunterricht erhalten, zum Besuch der nach dem Staatsgesetz organisirten Gemeindeschulen und bestreitet die Kosten derselben durch die ordentliche Communalsteuer (Armensteuer) mit einem Staatszuschuß und facultativer Beibehaltung eines Schulgeldes. Diese Basirung auf die Communalsteuern

führte wiederum zur Formation der gewählten Boards, die als besondere school boards in kleinerem Maßstab gebildet werden, wo nicht ein geeignetes städtisches oder ländliches Board dafür schon vorhanden ist. Auch diese Boards haben nach bekanntem Muster ihre clerks, Schatzmeister und sonstigen Beamten anzustellen, Beschlüsse zu fassen, Aemter und Lehrerstellen zu vergeben, unter der Centralleitung eines Ministerialdepartements. Auch hier wird die Verwaltung und das Lehrwesen bis in die kleinsten Einzelheiten reglementirt, unter Direction der Staatsinspectoren und strenger Rechnungscontrole der Bezirksrevisoren des Staatsarmenamtes. Neu hinzugefügt sind hier noch besondere „Schulbesuchs-Ueberwachungs-Commissionen", welche für kleinere Gruppen von Schulen jetzt allgemein eingeführt sind, wie denn auch der Schulzwang durch die neueste Gesetzgebung verschärft ist, gegen widerspenstige Eltern bis zu 4 Wochen Gefängniß (worauf nach den Straftabellen ziemlich häufig erkannt wird).

In der Anwendung auf die Metropolis sind diese Gesetze etwas modificirt. Die Metropolis, einschließlich der City, bildet dafür einen großen Schuldistrict mit 10 Unterabtheilungen für Wahlzwecke. Die Ausführung hat sich an dieser Stelle über Erwarten günstig gestaltet. Zur Förderung des großen Zwecks fanden sich in den ersten Jahren bedeutende Männer von wissenschaftlicher und pädagogischer Bildung bereit, bei der mühevollen Organisation mitzuwirken. Auch in den Unterbezirken fanden sich zur Ueberwachung des Schulbesuchs und zu weiteren Zwecken eines Schulcuratoriums bereitwillige Herren und Damen, die im Geiste der in England so wohl entwickelten Privatvereinsthätigkeit sich persönlich betheiligten. Unter diesen ungewöhnlich günstigen Verhältnissen und unter den strengeren Gesetzen über den Schulzwang ist jetzt der Erfolg erreicht, daß wenigstens $^4/_5$ der schulpflichtigen Kinder die Schule wirklich besuchen. Auch die Schulgebäude sind mit Umsicht und mit allen sanitären Verbesserungen erbaut worden, sowie mit genügender Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zukunft, da zur Zeit neben 236 000 schulpflichtigen Kindern der Communalschulen noch 266 000 Kinder in Privatschulen einen nach dem „Ermessen der Staatsbehörde" ausreichenden Unterricht erhalten.

Die ökonomischen Resultate sind auch in diesem Gebiet zufriedenstellend. Die laufenden Ausgaben betrugen 1881: 668 981 £, darunter Administrationskosten 53 116 £. Die eigentliche Schulunterhaltung beansprucht 566 346 £ für 198 395 die Schule wirklich besuchende Kinder; darunter Lehrergehalte 435,053 £. Die Gehalte der etatsmäßigen Lehrer sind auf 144 £, der Lehrerinnen auf 108 £ (etwa $^1/_4$ höher als in Provinzen) normirt. Verwahrloste Kinder werden in gesonderten Industrial schools untergebracht, an welche ein Beitrag von 39 021 £ zu zahlen ist. — Zu diesem laufenden Etat tritt freilich noch eine Capitalausgabe von 566 375 £, hauptsächlich für Schulbauten. Zur Aufbringung dieser Kosten in der

Metropolis diente ein Staatszuschuß von 152 288 £, ein Schulgeldbeitrag von 81 635 £, während die aus der Armensteuer entnommene Schulsteuer 629 623 £ beanspruchte, d. h. ungefähr 2½ pCt. von dem Einkommen des steuerpflichtigen Realbesitzes.

Weniger günstig liegen auch diese Verhältnisse, wenn man sie von dem Standpunkt der höheren Zwecke und der Selbstständigkeit eines Communalwesens ansieht. Auch hier waltet der Schematismus eines Centralamts, welches in 109 Staatsinspectionsbezirken wohl über Bedürfniß hinaus die minutiösesten Einzelheiten uniformirt. In der äußeren Schulverwaltung kehrt auch hier das System der überzahlreichen kleinen Beamten wieder, welche den Boards die mühevolleren Arbeiten abnahmen. Nur in den kleineren Schulcuratorien zur Ueberwachung des Schulbesuchs hat das System des Voluntarism zeit- und ortsweise Erfolge aufzuweisen. Auf diesen Erfolg ist indessen in den entfernteren und ärmeren Regionen des Landes, wo eine Mitwirkung gebildeter Personen am meisten nothwendig wäre, nicht genügend zu rechnen. Auch in diesem Gebiet war ein System allgemeiner Wahlen mit gleichem Stimmrecht nicht auf die besonderen Bedürfnisse einer Schulverwaltung, sondern nur darauf berechnet, die neue erhebliche Schulsteuer durchzubringen. Eigenthümlich ist die Abstimmungsweise für die school board, bei der jeder Wähler so viel Stimmen als zu wählende Mitglieder abgeben kann und zwar so, daß er mehrere oder alle Stimmen auf ein Mitglied concentriren mag. Es werden damit Minoritätswahlen ermöglicht, hauptsächlich wohl zu dem Zweck, um besonderen confessionellen Richtungen eine Vertretung zu sichern.

Alle Mängel der englischen Boards cumuliren sich aber in dem nun folgenden dritten Gebiet.

III. Die communale Verwaltung des Bau-, Straßen- und Sanitätswesens bot durch die Mannigfaltigkeit und Größe ihrer Aufgaben Schwierigkeiten dar, wie solche wohl an keiner anderen Stelle wiederkehren werden. Die Entwickelung der industriellen Gesellschaft hatte zu einer Anhäufung der Menschen in den Städten und Fabrikbezirken geführt, deren Anforderungen die alten Constabler, Armen- und Wegeaufseher der Kirchspiele in der That nicht gerecht werden konnten. Nachdem das Parlament durch Localacten ein halbes Jahrhundert sporadisch nachgeholfen hatte, folgte im Jahre 1848 das große Gesundheitsgesetz, welches mit seinen Nachläufern an Umfang wieder alle deutschen Gesetzbücher übertrifft, nach dem nun bekannten Muster mit Centralamt, Inspectoren, Rechnungsrevisoren und gewählten Boards auf breitester Grundlage.

In der Metropolis fand die neue Gesetzgebung eine besonders verwickelte Aufgabe, da hier mehrere Hundert Specialbehörden schon formirt waren, die zu einem einheitlichen Zusammenwirken gebracht werden mußten.

Mit gewohnter Energie für die nächsten Zwecke hat die Metropolis Management Act 1855 diese Aufgabe gelöst.

Die City von London war bereits vorangegangen in der Bildung einer Commission of Sewers, und diesem Vorgang ist das neue Gesetz gefolgt. Die großen Kirchspiele erschienen annähernd ebenso leistungsfähig wie die City, die kleineren ließen sich zu Sammtgemeinden verbinden. Nach diesem Plan blieben die 23 größten parishes als Gemeindeverbände für sich (darunter St. Mary, Islington, mit 282 856 Einwohnern, Lambeth mit 253 699 Einwohnern und noch neun mit mehr als 100 000 Einwohnern). Die 55 kleineren dagegen werden zu 15 Sammtgemeinden (Districts) in Gruppen von 2 bis 8 Kirchspielen verbunden, die wiederum von 11 957 bis zu 210 434 Einwohnern aufsteigen. Ebenso ungleich ist der geographische Umfang dieser Sammtgemeinden, von 167 bis 11 488 Acres. In jedem Kirchspiel wird nach der Zahl der Einwohner aufsteigend ein Gemeinderath (vestry) aus allgemeinem gleichen Stimmrecht bestellt. In den Sammtgemeinden wählen die Gemeinderäthe der Kirchspiele eine District-Vestry, so daß in Summa annähernd 3000 Gemeindevertreter zum Vorschein kommen.

Um nun für diese Verbände zur einheitlichen Regelung ihres Bau-, Straßen- und Sanitätswesens ein actionsfähiges Organ zu schaffen, wählen die 38 Körperschaften, unter Zutritt der City, ein Hauptstädtisches Bauamt, Metropolitan Board of Works, und zwar so, daß jede Vestry und jedes District-Board je ein Mitglied dazu wählt, die sechs größten Kirchspiele deren zwei, die City von London drei. Es kommt dadurch eine Behörde von 45 Mitgliedern zur Erscheinung unter einem besoldeten, von der Staatsbehörde ernannten Präsidenten. Die Mitglieder werden je auf drei Jahre gewählt, so daß ein Drittel jährlich ausscheidet. Als Hauptbeamte fungiren neben den besoldeten Vorsitzenden (mit 1500 £ Gehalt) ein Syndicus (800 £), ein Ingenieur (1200 £), vier Bauinspectoren und ungefähr 100 Clerks und dienende Beamte. Für die Bezirksverwaltungen der Kirchspiele ist dann wieder ein besonderes Personal von Clerks, Schatzmeistern, Inspectoren, sowie ein Bezirksphysicus thätig. Jedem Gemeinderath steht die Aufstellung seiner Beamten zu; dem Metropolitan Board für die Centralverwaltung, dem District Board für die Sammtgemeinde, der Vestry für das Kirchspiel. Jede Communalbehörde erläßt auch ihre Regulative für Anstellung, Entlassung, Amtsführung und Remuneration ihrer Beamten.

Die Hauptaufgabe des städtischen Centralbauamts wurde nun die Canalisation des gewaltigen Gebiets von ungefähr 6 deutschen Quadratmeilen, in welchem die Hauptabzugscanäle nach einheitlichem Plan durchgeführt werden mußten. Mit einem Kostenaufwand von 5 625 969 £ (bis Ende 1880) ist dies Werk im Wesentlichen vollendet, kommt nach

seiner Vollendung nun aber in Collision mit der Themseschutz-Behörde in Folge der Aufstauung der Sinkstoffe an den Ausläſſen der Hauptcanäle. Der Anschluß der Nebencanäle bleibt unter Verwaltung der Kirchspiele und ist noch nicht überall genügend durchgeführt.

Eine weitere Aufgabe wurde die Eindeichung und Ufereinfassung der Themse, auch zur Abwehr der früher häufigen Ueberschwemmungen, welche mit einem Kostenaufwand von 4 388 186 £ vollendet ist.

Durch weitere Parlamentsacten wurde der Behörde die Aufgabe gestellt, durch Ablösung der Brückenzölle die sämmtlichen Themsebrücken der Metropolis zollfrei zu machen, was im Jahre 1880 mit einem Kostenaufwande von mehr als 1 000 000 £ zu Stande gebracht ist.

Die weitere Aufgabe von Straßenverbesserungen in den gänzlich verbauten und gesundheitsgefährlichen Stadttheilen, sowie zur Verbesserung der Baufluchtlinien und Anlegung neuer regelrechter Straßen, wurde mit einem Kostenaufwand von 6 716 487 £ zu Stande gebracht. — Weiter kam hierzu die Beschaffung städtischer Parks, welche jetzt in einem Umfang von 1667 Acres unter Verwaltung der Behörde stehen.

Durch Gesetz von 1866 wurde dem Stadtbauamt auch die Feuerbrigade übertragen. Das ältere Gesetz von 1774 hatte sich damit begnügt, die Kirchspiele zur Anschaffung einer Feuerspritze zu verpflichten. Im 19. Jahrhundert hatten dann die Versicherungsgesellschaften eine Art von Feuerwehr errichtet, zu welcher ein Staatszuschuß gewährt wurde. So besteht die Feuerwehr jetzt in einer Stärke von 536 Mann mit einem etwas dürftigen Material und einem Kostenaufwand (1880) von 88 980 £, zu welchen der Staat 10 000 £, die Versicherungsgesellschaften 21 464 £ beitragen. Eine Schwierigkeit der Handhabung entsteht namentlich dadurch, daß der Wasserbedarf von acht unabhängigen Wassergesellschaften zu beschaffen ist und daß die Polizeimannschaften zwar Assistenz leisten, aber eine Controle weder über die Feuerwehr noch über die Wassergesellschaften zu üben haben.

Ein sehr umfangreicher Geschäftskreis erwächst der Behörde durch die Bauordnung der Metropolis, welche in öfter wiederholten Redactionen allmählich die strengere Gestalt erhalten hat, welche die Verhältnisse der Großstadt bedingen. Die Metropolis ist hauptsächlich zu diesem Zwecke in 67 Bezirke eingetheilt, in denen durchschnittlich jährlich etwa 20 000 Bauconsense zu ertheilen sind. In Handhabung der Straßenbau-Polizeiordnung controlirt die Behörde insbesondere Kellerhälse, Balcone und andere Ausbauten und leitet auch die Benennung und Numerirung der Straßen, in welcher die früher vorhandene Verwirrung jetzt aufgehört hat.

Die Arbeiterwohnungsacte von 1875 erging in der wohlwollenden Absicht, die zu menschlichen Wohnungen ungeeigneten schreckenerregenden Baulichkeiten durch Niederreißung zu beseitigen. Mit enormen Kosten

wurden demgemäß große Miethskasernen wirklich entleert, aber nur um die früheren Bewohner in andere ebenso enge und ungesunde Räumlichkeiten zusammenzupferchen. Es bedurfte zugleich einer Fürsorge zur Beschaffung besserer Wohnungen. Die spätere Parlamentsacte, welche dazu eine Ermächtigung giebt, beschränkte dieselbe aber wieder durch den Vorbehalt, daß die Zahl der Bewohner der evacuirten Räume wenigstens 15 betrage. Die Ausführung ist daher trotz großer Geldopfer eine mangelhafte geblieben.

Eine weitere Aufgabe ergab sich den Gesetzen über die Lagerung explosiver Stoffe, insbesondere zur Concession der überaus zahlreichen Petroleumlager. Die Behörde ertheilt ferner die Concessionen für die streng zu überwachenden Kuhställe und Molkereien, sowie zum Betrieb der „lästigen Gewerbe" (Seifensiedereien, Dungfabriken, Knochenbrennereien, Leimsiedereien 2c.). Die Concession zu den Privatschlachthäusern wird zwar von den Friedensrichtern ertheilt, dem Board ist aber ein Einspruchsrecht beigelegt, in Folge dessen sich die Zahl der Schlachthäuser in jüngster Zeit von 1429 auf ungefähr die Hälfte reducirt hat.

Schließlich erwuchs der Behörde eine neue Aufgabe durch die Ausführung des Thierseuchengesetzes.

So sind dem Metropolitan Board durch etwa 100 Parlamentsacten allmählich die mannigfaltigsten Geschäfte erwachsen, zu deren Bewältigung neun stehende Comités gebildet sind, welche einschließlich des Plenums im Jahre 1880 363 Sitzungen gehalten haben. Die 45 gewählten Mitglieder übernehmen diese Stellen als freiwillige Ehrenämter, die wohl begreiflich wenig gesucht und beinahe als „Anstellungen auf Lebenszeit" angesehen werden. Das starke Uebergewicht der technischen und Büreaubeamten in einer so gestalteten Behörde ist zwar dem Routinedienst förderlich, erzeugt aber auch eine pedantische Schwerfälligkeit, die in dem Mangel einer Initiative und in dem Widerstand gegen neue Aufgaben oft recht auffallend zur Erscheinung kommt.

Die ökonomischen Erfolge sind auch hier im Ganzen anerkennungswerth. Die laufenden Verwaltungsausgaben betrugen im Jahre 1880 = 885 641 £; dazu eine Capitalausgabe von 1 560 671 £ hauptsächlich für Verbesserungen von Straßen und Brücken. Diese Ausgaben werden zum größten Theil durch Communalsteuern gedeckt, welche nach den Grundsätzen der Armensteuer vom Realbesitz nach dem Mieths- und Pachtertrag erhoben werden. Der (mit Rücksicht auf die Reparaturen) sehr ermäßigte Anschlag der Erträge dieser steuerpflichtigen Liegenschaften hatte im Jahre 1856 = 11 283 663 £ ergeben, war aber nach 25 Jahren auf 27 843 875 £ gestiegen, so daß die Steuerquote nach englischen Begriffen in mäßigen Grenzen geblieben ist. Unvermeidlich freilich blieb ein rasches Anwachsen der Darlehnsschulden (Ende 1880 = 18 253 526 £).

Dagegen ergiebt sich hier wieder in verstärktem Maße der Zweifel, ob den höheren Zwecken eines bürgerlichen Gemeinwesens wirklich gedient ist durch eine Verfassung, welche zur Ausübung einer Anzahl von Amts-Anstellungen alljährlich die ganze Bevölkerung aufbietet. Wahlberechtigt mit gleichem Stimmrecht ist hier wieder jeder Einwohner, welcher seine Communalsteuern bezahlt hat, in der beliebten Weise der Nomination Papers. Schon bei der ersten Wahl nach dem Gesetz von 1855 zählte man 367000 Wahlberechtigte. Seitdem ist die Bevölkerung mehr als um das Doppelte gewachsen, die Betheiligung an den Wahlen aber immer tiefer gesunken. Oft ist die Zahl der Wähler kleiner als die der zu Wählenden. Ebenso mangelhaft ist die Betheiligung der gewählten Vertreter. Charakteristisch ist schon, daß in diesen Gemeinderäthen von 27 bis 58 Mitgliedern 5—9 zur Beschlußfähigkeit genügen sollen. Um den Steuerzahlern ein nominelles Recht der Repräsentation zu geben, bietet man mehr als eine halbe Million Wahlberechtigter auf, um etwa 3000 Gemeinderäthe zu bestellen, die wieder als Wahlmänner in zum Theil doppelter Destillation 45 Ober-Gemeinderäthe wählen zu dem letzten Zweck, um etwa ein halbes Dutzend Bauräthe und höhere Beamte zu ernennen, die in gleich guter Qualität auch von der Staatsbehörde ernannt werden würden. Ebenso hat sich das Wahlsystem bewährt, um die höhere Instanz einer solchen Communal-Verwaltung zu bilden. Gegen sonstige Grundsätze hat man an dieser Stelle aus dem Metropolitan-Board wieder einen gewählten „Ausschuß für Apellationen" gebildet. Von einem besseren Erfolg dieser gewählten Oberbehörde verlautet indessen nichts, vielmehr das Gegentheil.

Der so centralisirte Apparat des städtischen Bauamts hat auch nach dem Gesetz von 1855 die Bezirksbehörden in Gestalt der vestries und district boards mit einer gewissen Selbstständigkeit stehen lassen. Diese Gemeinderäthe mit ihrem gewählten Vorsitzenden sind also nach wie vor die Localbehörden für die Pflasterung, Bewässerung, Besprengung, Beleuchtung, Rinnsteinanlagen und die Nebencanalisation ihres Bezirks, — Alles als Folge der alten Verpflichtung des Kirchspiels zur Erhaltung der Wege, und zwar mit einem Geldaufwand von ungefähr gleicher Höhe, wie das Centralamt. Sie erfüllen diese Verpflichtung nach ihrer Weise, manche sorgfältig, andere sehr nachlässig; manche sparsam, andere verschwenderisch; manche durch Entreprisevertäge, andere durch eigene Beamte. Einen schwierigen Punkt bildet für die Metropolis begreiflich die Straßenfuhr des Kehrichts und Unraths mit einem Kostenaufwand von annähernd 150000 £; die wachsende Schwierigkeit dieser Wegschaffung hofft man in Zukunft noch durch eine Massenverbrennung zu überwinden. — Die Kosten der Straßenbesprengung variiren in den einzelnen Kirchspielen von jährlich 11 £ bis zu 55 £ die engl. Meile. — Die Kosten der Straßenbeleuchtung variiren ebenso von 94 bis zu 228 £ die engl. Meile. Noch weitere unzählige Variationen erscheinen in dem Material und den Preisen des

Pflasters. Aber auch das gute Pflaster kommt selten zu einer dauernden Geltung, da es fortwährend aufgebrochen wird, und nur mangelhaft wieder herzustellen ist in Folge der stetigen Umlegungen der Hauptabzugscanäle, der Nebencanäle, der Gasleitungen, der Wasserleitungen, Telegraphendrähte durch die von einander unabhängigen Behörden und Gesellschaften.

Zur Anlage von Begräbnißplätzen und Leichenhäusern sind die Communen durch Parlamentsacte verpflichtet. Zur Zeit bestehen dafür noch 27 besondere burial boards mit einer Gesammtausgabe von 43817 £, welche indessen größtentheils durch die Begräbnißgebühren gedeckt wird.

Die Gesammt-Einnahmen der Bezirks-Gemeinderäthe (1879 — 80) sind auf 2 549 837 £ veranschlagt, davon aus Steuern 1796 661 £. Erheblich ist auch hier der Antheil der Gehälter und Tantièmen (126 601 £). Die Controle der Einwohner über so große Summen ist indessen eine sehr ungleichartige. In einigen Bezirken wird eine ausführliche und accurate Rechnungs-Uebersicht veröffentlicht; in anderen nur eine summarische Uebersicht. Die gewählten Rechnungsrevisoren (auditors) haben zwar die Befugniß, ungesetzliche Posten zu desectiren, es fehlt aber an gesetzlichen Mitteln, diesen Beschlüssen Folge zu geben.

Der tief empfundene Mangel dieser Bezirksbehörden bleibt jedenfalls ihre Unfähigkeit, gemeinsamen Bedürfnissen des großstädtischen Lebens Abhülfe zu schaffen, soweit dem städtischen Centralamt die gesetzlichen Befugnisse oder der gute Wille dafür fehlt. Es gilt dies gerade von den dringendsten Ansprüchen des heutigen Lebens, von der Beschaffung von Gas und Wasser.

Die den heutigen Großstädten zur Lebensfrage gewordene Wasserversorgung konnte von den 38 gesonderten Verwaltungskörpern und der City nicht durch eigene Anstalten beschafft werden, da ihnen ein Organ zu gemeinsamer Action fehlte. Die Wasseranlagen wurden demgemäß Privatgesellschaften überlassen, deren jetzt 8 bestehen, von denen aber 6 ihr Wasser aus der Themse und dem Lea beziehen in sehr verunreinigter Gestalt. Eine neuerliche Untersuchung ergab, daß von 142 Millionen Gallonen eines täglichen Wasserbezugs 41 Millionen als „zuweilen gröblich verunreinigt" bezeichnet wurden, mehr als 61 Millionen Gallonen als „gelegentlich verunreinigt"; nur 9 Millionen konnten als untadelhaft bezeichnet werden. Die Verunreinigung des städtischen Flußwassers erscheint aber im stetigen Wachsen. Jene Privatwassergesellschaften lieferten nicht einmal fortlaufendes Wasser in Röhren, sondern der Wasserbedarf der Häuser wurde in Cisternen gesammelt, welche das unreine Wasser noch unreiner machen. Ein Gesetz von 1871 ermächtigte zwar das Metropolitan Board, auf einer fortlaufenden Wasserversorgung zu bestehen, die Behörde hat aber dafür nichts gethan; einige Privatgesellschaften sind der Forderung freiwillig nachgekommen. — Das in den Wasser-Compagnien angelegte Capital beläuft

sich übrigens auf kaum 12 Millionen £, welche von der Metropolis wohl zu beschaffen wären. Ein im Jahre 1880 vorgelegter Gesetzentwurf rechnete aber ein Entschädigungscapital von 33 Millionen £ heraus, erwies sich als unausführbar und hatte nur eine Steigerung des Kurses der Wasseractien zur Folge. Die vorläufig vom Stadtbauamt entworfenen Projecte ergaben, daß die Stadt durch eigene Anlagen mit einem Aufwand von 12 Millionen £ alles Nöthige beschaffen könnte; es ist aber bis jetzt bei den allgemeinen Projecten geblieben.

Ebenso steht es mit der Beschaffung der Gasbeleuchtung, welche zuerst im Jahre 1810 in der City eingeführt wurde. Bald entstanden dafür Privatgesellschaften, welche in lebhafter Concurrenz oft ihrer vier zugleich ihre Röhren in derselben Straße legten. Dann folgte die übliche Verständigung unter den Gesellschaften, welche nun auf Kosten der Consumenten ihre Preise von 3 £ 1 s. 6 d. pro 1000 Cubikfuß bis auf das Doppelte und darüber hinaus limitirten. Eine Gasacte von 1860 führte zu einer Auseinandersetzung der jetzt conföderirten 4 Privatgesellschaften, denen nun besondere Bezirke für ihre Röhrenlegung angewiesen wurden, zum großen Vortheil der Actionäre, aber nicht der Consumenten. — Im Jahre 1866 wurde endlich eine Bill eingebracht, um die Corporation der City zur Anlage eigener Gaswerke zu ermächtigen und diese Ermächtigung (trotz des Widerspruchs des Metropolitan Board) 1868 auch durchgesetzt, wonach die City schon im ersten Jahre sich eine Ersparung von 82 500 £ an der Gasbeleuchtung zu Gute rechnen konnte. Das Metropolitan Board indessen konnte sich zu einer Nachfolge nicht entschließen. Das Parlamentsgesetz führte wenigstens eine Beschränkung des Ausbeutungssystems der Privatgesellschaften durch. Ihre normale Dividende wird auf 10 pCt. limitirt, so lange sie das Gas zu 3 s. 9 d. pro 1000 Cubikfuß liefern. Erhöhen sie dagegen den Preis um 1 d., so müssen sie ihre Dividende um 1/4 pCt. ermäßigen, und umgekehrt. In dieser Lage ist die Sache bis jetzt geblieben.

Wassergesellschaften, Gas-, Eisenbahn-, Pferdebahn-Gesellschaften zwingen in solcher Weise ihren Willen den Millionen der Bewohner der Metropolis auf, und diese sind an sich dagegen hilflos. Das Metropolitan Board sieht durch neue städtische Concurrenz-Unternehmungen seine Zirkel gestört und tritt nur hemmend ein. Im Contrast zu einer so unbeholfenen Behörde hat im Jahre 1882 eine Privatgesellschaft es gegen das Monopol der City durchgesetzt, einen neuen Fischmarkt zu Shedwell zu errichten. Im Contrast dagegen hat die organisirte City von London der Stadtbewohnerschaft den Epping-Park gerettet, und den Proceß darüber, freilich mit enormen Kosten, siegreich durchgeführt.

Die Vergleichung mit solchen Hergängen konnte nicht zu Gunsten des bisherigen Stadtbauamts und einer Communalverwaltung durch 39 ge-

sonderte Körperschaften führen, vielmehr die öffentliche Meinung nur dahin leiten, daß die Wohlthaten der neuen Gesundheitsgesetze, insbesondere die Gas- und Wasserversorgung, die ernste Handhabung der Gesetze gegen die Fälschung der Nahrungsmittel, die Anlage besserer Märkte, die Beschaffung brauchbarer Arbeiterwohnungen, die bestimmungsmäßige Verwendung der großen Stiftungsfonds und zahlreiche andere sociale Zwecke, welche der großstädtischen Gesellschaft am Herzen liegen, nur zu verwirklichen seien durch die Zusammenfügung der City und der Metropolis zu einer einheitlichen Stadtcorporation. Es hat sich dafür eine London Municipal Reform League gebildet unter Betheiligung von 124 Mitgliedern des Unterhauses, einer Anzahl Lords und einer langen Reihe von Notabilitäten der Hauptstadt, mit Herrn J. F. B. Firth, M. P. als Präsident und dem Earl of Dalhousie als Vorsitzenden des Verwaltungsraths, deren erfolgreicher Agitation der jetzt vorliegende Gesetzentwurf zu einem guten Theil seine Entstehung verdankt.

III. Der Gesetzentwurf zur Verschmelzung der Verfassung der City und der Metropolis*),

welcher nun am 8. April 1884 von dem Minister des Innern Sir W. Harcourt im Unterhause eingeführt wurde, konnte seine Aufgabe kaum verfehlen, nachdem der unglückliche Gedanke aufgegeben war, die Metropolis in neun Großstädte mit gesonderter Stadtverfassung zu zerspalten. Die wesentliche Aufgabe war, die City mit dem Metropolitan-Board zu incorporiren. — Die Armen- und die Schulverwaltung, in welcher die City und die Metropolis schon zusammengefaßt sind, konnten vorläufig unverändert bleiben. — Dieser Weg war schon in einem Gesetzentwurf von 1880 eingeschlagen. Der neue, überaus sorgfältig ausgearbeitete Entwurf verfolgt aber den ansprechenden Grundgedanken, den äußeren Rahmen der alten Corporationsverfassung der City auf die ganze Metropolis auszudehnen, und diesem Rahmen durch Einschaltung einen volleren Inhalt zu geben. Auf die neue Gesammt-Corporation sollen demgemäß übertragen werden:

1) Alle Verwaltungsbefugnisse von Bürgermeister, Aldermen und Gemeinderath der City, mit Ausnahme des Monopols der öffentlichen Märkte und einiger noch bestehenden Gewerbsbeschränkungen, welche bei dieser Gelegenheit aufgehoben werden;

*) Die wichtigeren Klauseln des Gesetzentwurfs sind nach den Vorschlägen der Reform League aufgenommen, wie sich dies aus der Vergleichung von J. F. Firth, London Government 1882 ergiebt. Der Gesetzentwurf ist aber mit technischen Einzelheiten und vielen Hundert aus anderen Gesetzen eingeschalteten Paragraphen so überladen, daß er einer völligen Umgestaltung für uns bedarf, wie solche in Gneist, Engl. Verwaltungsrecht (1884) S. 835—923 für das Gesammtsystem der englischen Communalreformen gegeben ist.

2) alle Amtsgewalten des Metropolitan Board of Works;
3) alle Gewalten der District Boards und Vestries, jedoch mit dem Vorbehalt, Geschäfte der Localverwaltung diesen Bezirksorganen künftig wieder zu delegiren;
4) alle „administrativen" Gewalten der bisherigen Friedensrichter, der Canalisations-Commission der City und der 27 Begräbniß-Boards.

Es kommt damit eine städtische Gesammt-Körperschaft zur Erscheinung, in welcher die Gliederung der City-Verfassung wiederkehrt.

I. Die neue Gesammt-Commune umfaßt das bisherige Weichbild der City und der Metropolis, und zwar zunächst in unveränderter Begrenzung, um das gegenwärtige Gesetz nicht aufzuhalten. Es wird aber der künftigen Stadtbehörde das Recht ertheilt, ein Gemeindestatut zu einer zweckmäßigeren Ausdehnung des Stadtgebietes dem Minister des Innern zur Bestätigung vorzulegen.

Die künftige Gesammt-Bürgerschaft begreift die Bewohnerschaft der City und der Metropolis, für welche nunmehr die normalen Grundsätze der englischen Städteordnung von 1835 (in ihrer neuen Redaction von 1882) zur Anwendung kommen, mit Beseitigung aller Varianten eines Stimmrechts, welche in der Verfassung der City und in den Gesetzen zur Regelung des Gesundheitswesens geschaffen waren. Wahlberechtigt ist danach jeder Eigenthümer oder Miether eines Wohnhauses, Waarenhauses, Comptoirs oder Ladens, sofern er seit einem Jahre ansässiger Hausbewohner (in der Stadt oder in einem Umkreis von 15 englischen Meilen) gewesen und die städtischen Abgaben bezahlt hat. Damit zugleich wird die Bestimmung der Städteordnung (Art. 34) aufgenommen, welche eine Verpflichtung zur Uebernahme der städtischen Aemter beibehalten hat bei Geldbußen (bis zu 25 £, bezw. 50 £), die in dieser Gestalt freilich ihren Zweck nicht vollständig erfüllen. Die Gesammtheit dieser Bürger wird nunmehr in eine neugeschaffene „Bürgerrolle" eingetragen, welche zugleich die Geschworenenliste bildet. Der bisherige Antheil der Gilde-Genossenschaft (Liverymen) an der Commune wird völlig beseitigt, jedoch mit Beibehalt ihrer sonstigen Rechte.

Alles Eigenthum der bisherigen City und der 38 gesonderten Gemeindekörper (einschließlich der Grundrenten, Realrechte, Urkunden ꝛc.) geht auf die neue Gesammt-Corporation über. Ebenso das Eigenthum an den städtischen Parks, Begräbnißplätzen und Brücken. Ebenso das Eigenthum der City Commission of Sewers der Vestries und der District Boards, die letztere Gruppe ist jedoch als Local-Eigenthum zu behandeln und dem ausschließlichen Gebrauch der betreffenden Kirchspiele vorzubehalten.

Alle Schulden und Verbindlichkeiten der bisherigen Gemeindekörper gehen auf die neue Gesammt-Corporation über: die Verzinsung

der Bezirksschulden verbleibt jedoch zu Lasten der älteren Gemeindekörper.

II. Der alte Rahmen der City-Verfassung: Mayor, Aldermen und Common-Council, geht auf die neue Gesammt-Corporation über, jedoch mit einer sehr bedeutungsvollen Abweichung.

1. Der Lord-Mayor wird in Zukunft nicht mehr von den Aldermen auf Vorschlag der Gilde-Genossenschaft gewählt, sondern von dem Gemeinderath. Uebrigens findet die Wahl wie altherkömmlich am 5. November statt; ebenso die altherkömmliche Präsentation zur königlichen Bestätigung; ebenso der Amtsantritt am 9. November und die Amtsdauer auf ein Jahr. Neben dem Lord-Mayor wird ein besoldeter Vicebürgermeister auf ein Jahr bestellt, die Besoldung Beider bestimmt der Gemeinderath.

2. Das ständige Magistrats-Collegium der Aldermen dagegen wird beseitigt, und auch der Titel eines Alderman aufgehoben. Die jetzt vorhandenen Aldermen werden Friedensrichter auf Lebenszeit. Alle „administrativen" Gewalten des Collegiums und der einzelnen Aldermen gehen auf den Gemeinderath über, alle richterlichen Functionen auf den Stadtrichter und die neu zu ernennenden Friedensrichter. — Der Minister des Innern führt diese schwerwiegende Neuerung mit der Betrachtung ein, daß schon eine städtische Commission von 1837 die Bildung eines ständigen Magistrats-Collegiums in Uebereinstimmung mit dem Unterhaus gemißbilligt und in der Städteordnung thatsächlich beseitigt habe. Die gesonderte selbstständige Stellung eines solchen Collegiums „diene anscheinend nur dazu, Eifersucht zu erzeugen". Auch die Stadtverordneten der City haben sich 1854 gegen die gesonderten administrativen Befugnisse der Aldermen ausgesprochen. Ebenso habe die Parlaments-Commission von 1854 die Aufhebung des Collegiums empfohlen. Die Städteordnung von 1835 habe freilich auf Andringen des Oberhauses eine Kategorie von Aldermen (gewählt auf 6 Jahre vom Gemeinderath) beibehalten, aber nur als einen höheren Titel und einen Vorrang unter den übrigen Gemeinderäthen, ohne besondere Amtsbefugnisse. Eine solche Unterscheidung im Range erscheine „überflüssig"; doch könne ihre Beibehaltung offene Frage bleiben.

3) Die Stadtverordneten-Versammlung, der Gemeinderath, Common Council, welcher nunmehr auch die administrativen Befugnisse der Aldermen in sich vereint, ist auf 240 Mitglieder normirt, entsprechend den früher 240 Stadtverordneten der City; die Dauer ihrer Amtszeit auf drei Jahre. Alle drei Jahre findet eine völlige Erneuerung der Versammlung statt. Für die Stadtverordneten-Wahlen gelten fortan die Grundsätze der allgemeinen Städteordnung. Die Vertheilung der Zahl auf die bisherigen 38 Kirchspiele und Sammtgemeinden der Metropolis erfolgt nach einer Durchschnitts-Berechnung der Einwohnerzahl und des steuerpflichtigen Real-Besitzes mit je 1—14 Stimmen. Nur für die City wird die

Zahl der Stadtverordneten nach dem günstigeren Maßstab des steuerpflichtigen Real-Besitzes berechnet, der etwa ein Achtel der Gesammtmasse erreicht. Der Antheil der City bemißt sich darnach auf 30 Mitglieder (nach dem Durchschnitt berechnet wären es nur etwa 15).

III. Das Verwaltungssystem der neuen Gesammtcorporation gliedert sich noch immer nach dem Gegensatz von Selfgovernment und wirthschaftlicher Communalverwaltung.

A. In dem System des obrigkeitlichen Selfgovernment will der Gesetzentwurf die Anomalien, welche durch die städtischen Charten entstanden sind, nach Möglichkeit beseitigen. Die Stücke der Grafschaften Middlesex, Kent und Surrey, welche die jetzige Metropolis mit ihren Gebäuden bedeckt, werden demgemäß von den betreffenden Grafschaften abgelöst und bilden fortan einen einheitlichen Kreisverband, die „County (of city) of London", deren Sheriff jedoch nicht von der Krone ernannt, sondern (ausnahmsweise) noch vom Gemeinderath gewählt wird. Den Sheriff von Middlesex dagegen ernennt in Zukunft die Krone. — Die alten sechs Gebiete des Selfgovernment der City nehmen fortan folgende Gestalt an:

Die städtischen Civilgerichte, Lord-Mayor's Court und Sheriffs Court, dauern zwar dem Namen nach fort; der Stadtrichter (Recorder) und alle stellvertretenden Recorders werden jedoch in normaler Weise von der Krone ernannt. Nur bleibt die Zahlung der Gehalte zu Lasten der Stadtkasse.

Die ordentliche Strafjustiz übt der Central-Criminalhof: es kommt aber in Wegfall die bisherige nominelle Betheiligung des Lord Mayor und der Aldermen an dem Gerichtshofe.

Die mittleren Strafgesetze, welche sonst von den Quartalsitzungen der Friedensrichter abgehalten wurden, sind schon durch die Städteordnung von 1835 dahin abgeändert, daß ein von der Krone ernannter, oder von der Stadt besoldeter Recorder den Vorsitz führt. Dies normale Verhältniß tritt nun auch für London ein.

Das Polizeirichteramt der Friedensrichter war in der Metropolis schon längst durch besoldete Polizeirichter ersetzt; dasselbe tritt jetzt in der City ein, deren Gebiet fortan einen besonderen Polizeigerichtshof bildet. An die Stelle von Mayor und Aldermen treten also auch in der City die von der Krone ernannten besoldeten Polizeirichter. Alle Polizei-Gerichtsgebäude gehen aber in das Eigenthum der Gesammtcorporation über, der auch die Gehalte der Polizeirichter und Gerichtsbeamten zur Last fallen gegen Bezug der Sporteln- und Strafgelder.

Neben den besoldeten Polizeirichtern bleiben noch städtische Friedensrichter im Ehrenamt beibehalten, jedoch mit beschränkten Functionen, namentlich zur Ertheilung der Schankconcessionen, der Erlaubniß zu Musik- und Tanzvergnügungen, der Concessionen für Billards, Wildhandel, Schlacht-

häuser ꝛc., und einigen Geschäften der Verwaltungsjustiz. Die Appellation von ihren ordres ging sonst an die Quartalsitzungen der Friedensrichter; also in London wie in den übrigen Städten jetzt an den Recorder. Als Beschwerdeinstanz für die Verweigerung der Erneuerung oder Uebertragung von Concessionen wird jedoch eine Bezirkscommission von den Friedensrichtern aus ihrer eigenen Mitte gebildet unter dem Namen eines County Licensing Committee.

Die sonstigen administrativen Polizeibefugnisse der Aldermen für die City gehen auf den neuen Gemeinderath über; während die besoldete Constabulary der Metropolis unter unmittelbarer Direction des Ministers des Innern verbleibt.

Für die Milizverwaltung in ihrer verfallenen Gestalt wird fortan ein Lord-Lieutenant von der Krone ernannt.

Die Verwaltungs-Jurisdiction in Steuersachen bleibt (mit Einschiebung einer Bezirkscommission) als Rechtscontrole bestehen, mit einer Appellation an den Recorder und einer Revision bei den Reichsgerichten.

Die hergebrachten weitern Befugnisse der City zum Erlaß von „Gemeindestatuten behufs Ergänzung ihrer Verfassung" endlich sollen beibehalten werden zu Gunsten der Gesammtcorporation. Zunächst in Aussicht genommen ist ein Gemeindestatut zur besseren Abgrenzung des städtischen Gebietes unter Bestätigung des Ministers des Innern. Weiter wird das Common Council ermächtigt, im Parlament einen Gesetzentwurf vorzulegen zur Uebertragung der bisherigen Gewalten des Ministers des Innern zur Regulirung des Lohnfuhrwesens, sowie zum Zweck des Ankaufs und der eigenen Anlage von Gas- und Wasserwerken. Vorbehalten sind dann noch weitere Ortsstatuten unter Bestätigung des Ministers des Innern und einer Oberinstanz bei dem Privy Council (Staatsministerium). Im Hintergrunde steht hier ein Plan, die großen Stiftungsfonds der City (auch wohl einen Theil des Einkommens der Gildegenossenschaften) für weitere Kreise verwendbar zu machen.

B. Die wirthschaftliche Communalverwaltung der Gesammtcorporation dagegen wird sich künftig in dem Gemeinderath, Common Council, concentriren, den sich der neue Gesetzentwurf als das Executivorgan (the supreme executive authority) der neuen Bürgerschaft denkt, also ganz in der Stellung, in welche unsere Städteordnung das Magistratscollegium gesetzt hat.

Wie das Eigenthum der bisherigen Gemeindekörperschaften ein einheitliches Eigenthum, so wird das Gesammteinkommen der City, der Vestries und der District Boards, so weit es zu städtischen Verwaltungszwecken dient, fortan in eine einheitliche Stadt-Hauptkasse (City Fund) fließen. Die Metropolis wird damit ein einheitliches Stadtbudget erhalten, dessen Bedarf, soweit er nicht anderweitig gedeckt ist, durch eine einheitliche städtische Steuer gedeckt wird.

In diese neue City Rate fließen zusammen die bisher gesonderten Steuern des Metropolitan Board, der City Commission of Sewers, der Vestries, der District Boards, sowie der Grafschaftsbehörden (die Kreissteuern). Nur die Armen- und Schulsteuern bleiben noch gesondert. Uebrigens wird die consolidirte Stadtsteuer nach den alten Grundsätzen von allem Realbesitz nach seinem Miths- oder Pachtwerth gleichmäßig erhoben, die Höhe des Jahresbedürfnisses durch Beschlüsse des Gemeinderaths festgestellt. Die Einschätzung und Erhebung soll künftig gleichmäßig durch die Armenaufseher in den Kirchspielen mit Zuziehung der communalen Einschätzungs-Commissionen erfolgen. Als centrale Abschätzungs-Commission wird der Recorder mit sechs Vorstehern von Bezirksgemeinderäthen bestellt.

Die bisherigen Beamten der City bleiben in ihren Aemtern, werden nun aber für den erweiterten Geschäftskreis der Gesammtcorporation verwendbar, wie auch die reichlich bemessenen Gehalte der City nunmehr für die Gesammtcorporation nutzbar werden. Uebrigens bleibt der Gemeinderath (hinausgehend über die sonstigen Grundsätze der Städteordnung) befugt, städtische Mittel „auch zu Festlichkeiten und Ehrengeschenken an königliche und andere verdiente Personen, zu Beiträgen für wohlthätige Zwecke, zur Erhaltung gewisser Schulen, zur Verfolgung von Rechtsansprüchen und zur Förderung oder zur Opposition gegen Gesetzentwürfe im Parlament" zu verwenden.

Die bisher mangelhafte Rechnungsrevision soll dahin verbessert werden, daß die städtischen Rechnungen fortan durch die staatlichen Rechnungsrevisoren geprüft werden (wie dies schon früher bei dem Metropolitan Board geschah), jedoch ohne die Befugniß, ungehörige Posten zu defectiren. Das Gesetz erwartet den genügenden Erfolg von einer periodischen Veröffentlichung dieser Monita, und will damit die voraussichtliche „Eifersucht" gegen die Staatsrevisoren beruhigen.

Unter dem allgewaltigen Gemeinderath bleiben die 38 besonderen Gemeinderäthe in dem äußeren Rahmen der bisherigen Vestries und District Boards bestehen und werden von drei zu drei Jahren in völlig erneuten Wahlen von den wahlberechtigten Bürgern des Bezirks gewählt. Ein analoger Bezirks-Gemeinderath wird für die City gebildet. Als ex officio-Mitglieder treten den District Councils die Stadtverordneten des Bezirks hinzu, aus denen sie auch ihren Vorsteher zu wählen haben. Sie verlieren aber ihre bisherige selbstständige Competenz, und behalten als städtische Verwaltungscommissionen nur diejenigen Befugnisse, welche ihnen der Gemeinderath überweisen wird, wozu jedoch die Befugniß einer Steuererhebung niemals gehören soll. Sie haben von Zeit zu Zeit dem Gemeinderath einen Finanzanschlag über ihre Bezirksbedürfnisse vorzulegen und eine Anweisung der erforderlichen Summen nachzusuchen. Die Kosten der dem Bezirk überwiesenen besonderen Verwaltungsgegenstände sind in der Regel auch vom Bezirk besonders zu tragen und durch Bezirkszuschläge zur allgemeinen

Stadtsteuer zu bestreiten. — Man hofft damit die Grenzstreitigkeiten zwischen Bezirk und Gemeindebehörde zu beseitigen und zwischen der Neigung zu übertriebener Centralisation und Decentralisation eine angemessene Grenzlinie zu finden, wenn jeder städtische Verwaltungskörper die Mittel für die von ihm zu verwaltenden Objecte aufzubringen hat. Nach der Auffassung des Ministers soll die Betheiligung an den Bezirks-Gemeinderäthen die Vorschule und die Vorstufe für die Wahlen zum großen Gemeinderath werden.

Alle Anerkennung verdient schließlich die lange Reihe von Uebergangsbestimmungen, um die Uebertragung der Geschäfte zu erleichtern und ein Interim zu schaffen, in welchem der Lord Mayor seine Amtszeit auf 1½ Jahr ausdehnt und ein Interims-Gemeinderath die angemessene Zeit findet, die Geschäfte unter die neuen Gemeindekörperschaften zu vertheilen. Zu diesem Zweck werden in den provisorischen Gemeinderath alle 45 Mitglieder des Metropolitan Board und 30 Mitglieder des bisherigen Gemeinderaths der City aufgenommen.

Ueberseben wir diesen Gesetzentwurf als Ganzes, so kehrt darin das gewohnte Geschick zur Erreichung der nächsten Zwecke und die Energie wieder, mit welcher in dem letzten halben Jahrhundert das englische Verwaltungssystem nach den Ideen der neugestalteten Gesellschaft in neue Bahnen gelenkt worden ist. In jeder maßgebenden Bestimmung ist hier der öffentlichen Meinung, und vor Allem den herrschenden Vorstellungen der großstädtischen Bevölkerung über eine Stadtverfassung Rechnung getragen. Es liegt in diesem Gesetzentwurf gewissermaßen ein Abschluß der Communal-Reformen seit 1832 in einem größten Maßstabe, in welchem freilich auch die Grundfehler des Systems am grellsten zu Tage treten. Die Schuld daran trägt nicht sowohl die heutige Ministerverwaltung und dieser Gesetzentwurf als die Gesammtlage der englischen Parteiregierung.

Beurtheilen wir die voraussichtliche Gestaltung einer solchen Stadtverwaltung nach den Erfahrungen unserer, auf den entgegengesetzten Grundsätzen beruhenden Städteordnungen seit 1808, so werden wir die Frage zu stellen haben: wie sich unsere großstädtischen Verwaltungen gestalten würden, wenn wir den auf 12 Jahre gewählten Bürgermeister und das ständige Magistrats-Collegium einfach streichen und alle Verwaltungsbefugnisse des Magistrats auf eine Stadtverordneten-Versammlung von 240 Mitgliedern, alle Befugnisse des Oberbürgermeisters auf den jährlich wechselnden Stadtverordneten-Vorsteher übertragen wollten. Es verschwindet damit eben der Rückgrat, den unsere Stadtverwaltung durch das ständige, in längerer Amtsführung geschulte Magistrats-Collegium erhalten hat, und an die Stelle tritt unvermeidlich der allbeherrschende Einfluß der politischen und der Local-Parteien. Auch abgesehen von den Erfahrungen der französischen Municipal-

verwaltung und der Großstädte Amerikas, können wir wohl heute schon die Frage beantworten: welche Parteieinflüsse in eine Monstrecommune von vier Millionen Einwohnern einströmen werden, die fortan über die concentrirten Finanzmittel und über die Amtsanstellungen eines Königreichs zu verfügen hat, und zwar durch ein Stadtparlament, welches künftig aus dreijährigen Gesammtwahlen einer halben Million großstädtischer Wähler mit gleichem Stimmrecht hervorgehen soll. Und wenn wir ferner bedenken, daß dieselbe Bevölkerung einen wesentlichen Antheil an den Wahlen zum englischen Unterhause hat, in welchem über die Schicksale eines Weltreichs von mehr als 300 Millionen Unterthanen die entscheidenden Beschlüsse gefaßt werden: so ist es nur zu gewiß, daß der verderbliche Einfluß, welchen das Parlamentswahlrecht auf die Entartung der englischen Stadtverfassungen in früheren Epochen geübt hat, hier in sehr erhöhtem Maße wiederkehren wird.

Der Gesetzentwurf schreckt davon nicht zurück, verfolgt vielmehr den weiter gehenden Plan, nach Durchführung dieser neuen Stadtverfassung auch die noch gesonderte Armen- und Schulverwaltung in den neuen Rahmen von „Bürgermeister und Gemeinderath" einzufügen und damit eine großartige geschlossene Stadtverfassung nach deutscher Weise herzustellen. Die Urheber des Gesetzentwurfs leben der Hoffnung, daß eine so große Körperschaft die Kraft in sich tragen werde, die bisherige unleidliche Staatsbevormundung durch die Centralverwaltung abzuwerfen. — Allein gerade bei solchem Versuch der Ausdehnung wird das völlig Unzureichende einer Stadtverfassung nach dem System der englischen Boards zur vollen Evidenz kommen. Denn eine communale Armen- und Schulverwaltung läßt sich nicht blos unter der „allgemeinen directen Controle der Steuerzahler" führen (von der allein in diesen Verhandlungen gesprochen wird), sondern sie muß durch verantwortliche Organe nach den Gesetzen des Landes geführt werden. Eine Armen- und Schulverwaltung erfordert ein stetiges Eingreifen der Staats- und Rechtscontrolen noch in viel stärkerem Maße als eine Grundstücks-, Straßen- und Sanitätsverwaltung, um welche es sich in diesem Gesetzentwurf zunächst handelt. Eine Armen- und eine Schulverwaltung können den unsteten Einfluß der politischen und der localen Parteien am wenigsten vertragen. Gerade diese Verwaltungen bedürfen vielmehr zu ihrer Stetigkeit und Gesetzmäßigkeit der Anlehnung an einen verantwortlichen selbstständigen Körper des Selfgovernment am meisten. Eben weil es dem mechanischen Schema der englischen Boards an diesem Halt fehlte, mußte man den kleinen remunerirten Beamten die ganze Verantwortlichkeit auferlegen, diese folgeweise unter die Rechnungsrevisoren und Inspectoren des Centralamtes stellen, und mit einem unabsehbaren Apparat von Reglements, Instructionen und Disciplinargewalten für kleine Beamte den Raum ausfüllen, in welchem früher ein selbstthätiger Ortsgemeinde-Verband gestanden hatte. Die zwingenden Gründe, welche die Bureaukratisirung der Ortsverfassung des ganzen Landes überall herbeigeführt haben, werden in dem

Gemeinderath der Metropolis nur in verstärktem Maße wiederkehren, weil die Natur des Staats sich nicht ändern läßt. Gerade in dieser Monstre-Commune wird die regierende Klasse vielleicht zuerst empfinden, welch vulcanischen Boden ihre Parteiregierungen in den letzten Menschenaltern geschaffen haben.

An einer Voraussicht dieser Dinge fehlt es in England keineswegs, wohl aber an der Macht, dem Strom Halt zu gebieten. Es giebt auch in England wohl Männer, welche erkennen, daß es sich bei der Neuorganisation der Commune nicht blos um nächste Zwecke handelt, nicht blos um bessere Pflasterung, Gas- und Wasserversorgung, sparsame Armenpflege ꝛc. ꝛc., sondern um den höheren Zweck einer Erhaltung der communalen Pflicht-Genossenschaften, durch welche den Nachbar-Verbänden der bürgerliche Gemeinsinn wiedergegeben, durch die Gewöhnung an persönliche Selbstthätigkeit erhalten und der durch Interessen und Confessionen gespaltenen Gesellschaft ein verbindender dauernder Gegenorganismus gegeben werden muß. Allein in den Generationen, welche sich im Uebergang in eine neue Gesellschaftsordnung befinden, lebt in vitiösem Zirkel nur ein Verständniß für die wirthschaftlichen Interessen der Comunalverwaltung. Ein Verständniß für den Verwaltungsorganismus im Staat bildet sich erst mit der gewohnheitsmäßigen Thätigkeit im Communalwesen, an welcher es den mittleren und unteren Schichten der englischen Gesellschaft zur Zeit fehlt. Ein Parteiführer würde deshalb im heutigen England von den praktischen Politikern wie von der Tagespresse wie ein Marquis Posa belächelt werden, wenn er ein Programm des Inhalts aufstellen wollte; was uns noch dringender noth thut, ist an erster Stelle die ernste Wiederherstellung der persönlichen Pflicht zur Uebernahme der bürgerlichen Aemter und Vertretungen; in zweiter Linie die Ertheilung der höheren bürgerlichen Ehrenrechte (ohne welche eine solche Selbstthätigkeit nicht zu haben ist) an diejenigen höher besteuerten Klassen, welche ihre persönliche Verpflichtung wirklich erfüllen; in dritter Linie die Anlehnung der gewählten Gemeindevertretungen an eine ständige Körperschaft (Magistrat), welche allein der obrigkeitlichen wie der wirthschaftlichen Selbstverwaltung Halt und Selbstständigkeit geben kann. Für solche Gesichtspunkte ist im Interessenstreit der Gesellschaft eben kein Raum. Diese höheren Zwecke des Communalwesens kommen nur aus der monarchischen Initiative zur Geltung, wie denn auch alle lebensfähigen Elemente des Selfgovernment nur aus den Epochen monarchischer Regierung hervorgegangen sind. Im 18. Jahrhundert waren Aufgaben dieser Art der Parlamentregierung überhaupt nicht gestellt. Seit der Reformbill von 1832 aber kommen alle Umgestaltungen in jene einseitige Strömung, welche nur darauf bedacht ist, den aufstrebenden middle classes eine Stellung neben der regierenden Gentry zu geben. In dem Streit der regierenden Klasse um den Besitz der Ministergewalt beginnt dann jenes Ueberbieten der Parteien mit populären Angeboten, welches zu der übereilten Reformbill von 1867 geführt

hat. Von da an wächst diese Strömung mit jeder Neuwahl, und sie ist heute zur Gewaltsamkeit eines Amazonenstromes angewachsen, in welchem keine andere Wahl bleibt, als stets durch Gewährung der nächsten und der populärsten Forderungen die „mehrere Menge" zu gewinnen, von welcher die Existenz der englischen Ministerien abhängt.

Dieser Lage entsprechend, ist in dem vorliegenden Gesetzentwurf das Mögliche geschehen, um auf dem schonendsten Wege die nützlichen Zwecke zu erreichen, für welche eine Mehrheit der Stimmen zu gewinnen ist. Voraussichtlich ist die Mehrzahl für eine Reform, welche bessere Beschaffung des Gas- und Wasserbedarfs, mäßigere Steuern durch Heranziehung des reichen Ueberflusses der City und eine sparsamere Verwaltung in Aussicht stellt. Nachdem ferner alle denkbaren Varietäten eines allgemeinen Stimmrechts ohne besonderen Erfolg versucht sind, wird sich die öffentliche Meinung am leichtesten damit befreunden, wenn man das etwas gemäßigtere Stimmrecht der Städteordnung von 1835 auf die Hauptstadt ausdehnt. Mit der Beseitigung eines selbstständigen Magistratscollegiums hat man den stärksten Anstoß beseitigt, welcher die „Eifersucht" der öffentlichen Meinung erregen könnte. Durchschlagend wirksam ist endlich das von Stuart Mill ausgegebene môt: „Wir müssen endlich auch locale Parlamente haben."

Von conservativer Parteiseite aus ist eine Verbesserung der bedenklichen Punkte des Gesetzentwurfes schwerlich mehr zu erwarten. Denn bei dem Uebergang in eine neue Gesellschaftsordnung gehen auch in der conservativen Partei die staatserhaltenden Ideen verloren, und es bleibt ihr nur die Vertheidigung von Besitzinteressen zurück, die sich dann in blindem Widerstand gegen berechtigte unabweisbare Reformen ereifert. Zur Zeit des Regimes Disraeli wäre vielleicht noch der Versuch gemacht worden, das Angebot der am Ruder befindlichen Partei zu überbieten. Allein die Epoche des Uebertrumpfens ist jetzt wohl vorüber. Im Parlament verhält sich die Partei anscheinend noch reservirt, und überläßt den Widerstand den localen Parteien, welche denn auch in ihrer Weise vorgehen. Das Metropolitan Board hat sich darauf beschränkt, der Bill seinen Widerspruch entgegen zu setzen, weil sie die „Selbständigkeit" der Vestries und District Boards zerstöre. Desto lebhafter waren die Debatten in der Stadtverordneten-Versammlung der City, die sich mit allen gegen eine Stimme wider den Gesetzentwurf erklärt hat. In diesen Verhandlungen wird der Gesetzentwurf als ein „großer Schwindel", als ein „Nest von jobbery", als die „größte Insulte" bezeichnet, die je von einem sterblichen Mann erdacht sei. Sir F. Truscott bezeichnet ihn als ein Gesetz zur gänzlichen Zerstörung des Selfgovernment, zur gänzlichen Demoralisation, als eine „ungeheuerliche Maßregel der Confiscation von Anfang bis zu Ende". Ja der Präsident der City Commission of Sewers vergleicht den Minister mit Claude Duval und seinen Räuberstreichen. Die conservativen Vereine der Hauptstadt versuchen die Reform-Meetings durch Tumulte zu hindern. Zu einer von

der Municipal Reform League veranstalteten Versammlung vom 15. Juli wurden von conservativer Seite 20 000 gefälschte Eintrittskarten vertheilt. Der Plan wurde vereitelt in Folge zeitiger Entdeckung durch die als unbestellbar remittirten Karten. Auf eine Beschwerde darüber aber ertheilte der Hauptagent der conservativen Vereinigungen die Antwort: „daß diese Vertheilung offenbar ein bona fide Geschäft gewesen, über welches die League wenig Veranlassung zur Klage habe.“ Auf eine Beschwerde beim Lord Mayor, daß die Versendung der gefälschten Karten durch Beamte des Stadtkämmerers und des Stadtsecretairs erfolgt sei, erging die Antwort: „der Mayor habe keine amtliche Kenntniß von diesen Hergängen, die sich auf Handlungen von Privaten beziehen, welche also für ihn weder von Interesse noch von Erheblichkeit seien.“ — Mit einer solchen Parteiagitation wird die Annahme des neuen Gesetzes wohl nicht zu hindern sein, wenn nicht etwa eine Verneinigung über Interessen-Fragen zu einem Aufschub führt.

Vergleichen wir zum Schluß diese neue Verfassung der englischen Hauptstadt in deutschem Gewande mit der Verfassung der Deutschen Hauptstadt in englischem Gewande (Contemporary Review Dec. 1884), so wird sich dem denkenden Leser die Ueberzeugung aufdringen, daß die unbedingte Ueberlegenheit und Tüchtigkeit unserer Stadtverfassung auf den drei entgegengesetzten Grundprincipien beruht, die wir bis heute festgehalten haben, welche wir freilich nicht unseren politischen Parteiprogrammen verdanken, sondern unserer Monarchie in unserem Freiherrn von Stein.

Deutſche Renaiſſance einſt und jetzt.

Von

Robert Viſcher.

— Breslau. —

II.

Lübke ſpricht ſich im Vorwort zur zweiten Auflage ſeines Buches auch über die praktiſche Bedeutung der deutſchen Renaiſſance für die Gegenwart aus.

Was er hier ſagt, führt zu Wahrnehmungen und Reflexionen zurück, welche uns ſchon in unſerem erſten Artikel beſchäftigten und werth erſcheinen, näher verfolgt zu werden.

Wenn wir nun vorläufig verſuchen, die neue deutſche Renaiſſance nach Maßgabe von Lübkes Darlegung der alten zu beleuchten, ſo haben wir es zunächſt mit überraſchenden Aehnlichkeiten zu thun.

Voran geht wie immer die literariſche Bewegung. Es iſt bekannt, wie ſehr unſere Sturm- und Drang-Dichter durch Shakeſpeare, den ſtammverwandten Briten, beſtimmt wurden, und das National-Deutſche im jungen Goethe braucht nicht erſt nachgewieſen zu werden. Andererſeits genügt eine Berufung auf das, was in den Beſtrebungen der Romantiker geſund germaniſtiſch war und was in Heinrich Kleiſts Poeſie, wenn man von ihren kranken Auswüchſen abſieht, ſo tüchtig, ſo wahrhaft und kernig zur Erſcheinung kommt. — Im Gebiete der bildenden Künſte ſind die Anfänge (wie damals) bei Bildhauern und Malern zu ſuchen. Schadow in Berlin iſt einer der erſten, welcher aus klaſſiciſtiſcher Sphäre herkommend einen nationaleren Styl ſucht. Zum vollen Durchbruch gelangt dieſes Streben in der Kunſt eines Cornelius, Rethel, Schwind, Speckter, L. Richter, Dyk, Steinle u. a. Wohl zeigt ſich dieſe Gruppe mehr oder weniger noch vom Widerſpruch antikiſirender und romantiſcher Tendenzen bewegt, gleichwohl iſt ihnen allen ein nationales Streben gemein, das ſeine Kraft theils an homogen quattrocentiſtiſchen, theils an altdeutſchen Muſtern großzieht.

Auch ist bemerkenswerth, wie bei Schwind, Speckter, Dyk, Neureuther, Pocci u. A. im ornamentalen Beiwerk, so naturalistisch es auch ist, Ansätze zu dem hervortreten, was jetzt zu stylistischer Ausbildung gelangt ist, denn das (von Dürers Ziergebilden angeregte) försterliche Ast-, Ranken- und Laubwerk, worin sich diese Meister so gern ergehen, enthält keimartig den tektonischen Styl deutscher Renaissance in sich.

In einer vermittelnden Rolle erscheint sodann die spätere Historien- und Sittenmalerei, welche sich mit Nachdruck auf die Physiognomie und Garderobe des 16. u. 17. Jahrhunderts warf, eine Gruppe, welcher sich die sogenannten „Kostüminsky's" (confer. Oberländer in den fliegenden Blättern) neuester Zeit anreihen. Endlich kamen, wie bekannt, die Malerarchitekten und Decoratoren in Wien und München, möblirten ihre Ateliers mit alten Holzverschalungen aus Tyroler Schlössern, bauten ihre unverfrorenen Imitationen, ihre historischen Malercoulissen in die Straßen und nahmen schließlich die Fachleute, die Baumeister, in's Schlepptau.

Allein bereits etwas früher machte sich der Zug zur altdeutschen Renaissance im Gebiete der Kunstgewerbe fühlbar. Noch haben wir die angenehme Ueberraschung nicht vergessen, welche uns die ersten Goldschmiede- und Drechslerarbeiten dieses Styls in München bereiteten, wiewohl schon damals die antiquarische Befangenheit stutzig machte.

Nun sind wir soweit, daß bald jeder reich gewordene Bierbrauer Wohnung und Kellerwirthschaft in deutschem Renaissancegeschmack ausstatten läßt. Allerorten entstehen deutsche Renaissancebauten. Aber wie selten findet sich eine künstlerische Leistung! Welche Liebloſigkeit macht sich da so vielfach breit! Welcher tactlose Bombast! Wie gering und blind zeigt sich da der Sinn für ruhige Flächenwirkung, klare harmonische Verhältnisse. Unter solchen Eindrücken muß das wärmste Interesse erkalten; denn das ist Gründerstyl, Parvenüarchitektur, Recreation reich gewordener Speculanten, auftrumpfender Holz- und Viehhändler, nicht deutsche Renaissance. — Im Felde des Kunsthandwerks sieht es dagegen entschieden erfreulicher aus. Technik, Stoff und Formgefühl, Farbensinn, Erfindungskraft nehmen an Grad und Umfang zu, zugleich aber sehen wir auch bereits zügellose Laune, eitlen, gedankenlosen Uebermuth recht vollsäftig aufwuchern. Auf der Nürnberger Ausstellung welch ein Stelldichein köstlicher, meisterhafter Gebilde und doch auch welch ein Hexensabbath streberischer, zweckwidriger Ornamentik! Wohl ist jede Ausstellung ein beunruhigendes Vielerlei und Durcheinander, aber dort war es eine Marter, denn es galt, sich durch einen dichten, wuchernden Mißwachs decorativer Hypertrophie zum Besseren gleichsam im Spießruthenlaufe durchzuschlagen. Eines schien das Andere zu übertäuben. Optische Janitscharenmusik. „Mich schau an," schreit es hier, „ich bin schöner," brüllt es dort. Dieser Kasten scheint eine Hausfaçade beschämen zu wollen. Dieser Zeitungskiosk, dieser Credenztisch scheint auf das Schmerzlichste zu bedauern, daß er nicht überhaupt alle Ziermotive an sich tragen kann. — „Genug des

grausamen Spiels," dachte der gesetzte Sinn des Beschauers und ging in's alte natürliche Nürnberg zurück.

Zur Erklärung dieser pathologischen Erscheinungen giebt es wohl mehrere Gründe und manche bleiben dunkel. Eine Hauptursache wird sich aber einigermaßen enthüllen, wenn wir uns mit den vorhandenen Lernmitteln und Lerngelegenheiten bekannt machen.

Zunächst haben wir uns umzusehen nach einer praktischen Theorie neudeutscher Renaissancearchitektur. Da gelangen wir aber nicht wie bei Betrachtung der alten Geschichte dieses Styls in eine fleißig angebaute Literatur, sondern in ein kahles Heideland. An Beleuchtung einzelner Elemente, kleineren Aufsätzen und Kritiken fehlt es wohl nicht, aber eine zusammenhängende, das Ganze umfassende Doctrin ist noch ungeleistet.

Wie wäre es, wenn einmal ein denkender Architekt, ungeachtet allen Spottes hochfahrender Praktiker, die Arbeit unternähme, einen auf wissenschaftlichen Forschungen beruhenden Tractat über die wahre deutsche Renaissance zu schreiben? Hätte es doch Werth, sich einmal auf principielle Erörterungen der Hauptpunkte einzulassen, Fragen wie folgende zu beantworten: Warum paßt das Vorbild altdeutscher Renaissance besser für uns, als das des romanischen Stils, welcher allerdings auch eine Germanisirung antiker Baumuster genannt werden kann? Warum muß von der Gothik abstrahirt werden? Welche Elemente derselben sind jedoch — wenn auch in modificirter Weise — zu verwerthen? Was ist gegen den Hellenismus einzuwenden? Warum widerspricht er der individuellen Mannigfaltigkeit und Complication unseres modernen Lebens? Was ist unbedingt brauchbar aus der altdeutschen Renaissance? Ist dieselbe nur als Decorationsstil zu bezeichnen und liegen in ihr nicht Elemente zu einer relativ neuen Architektonik? In welchem Umfange und unter welchen Einschränkungen sind ihre Wohnhausgrundrisse, ihre Zimmereintheilungen ꝛc. nachahmenswerth? Welchen Vorzug und welche Zulässigkeit hat die einst so sinnig gepflegte Poesie der geschützten Ecken und Winkel? Warum sind die modernen Grundrisse mit durchgehenden Axen unwohnlich? Warum ist auch die radicale Durchführung der regelmäßigen Quadrateintheilung bei Städteanlagen resp. -Correcturen verwerflich? Wie ist unter heutigen Verhältnissen eine individuell gemüthliche und doch modern-praktische Privatarchitektur vorzustellen? Was ist nachahmenswerth an den Fenstergestaltungen deutscher Renaissance? Was spricht gegen das massige Steinkreuz im Fensterbilde französischer und niederländischer Renaissance? Entspricht die dunkle Wandverschalung oder Tapezirung, so malerisch sie auch ist, unserem modernen Lichtbedürfniß? Was haben wir zu lernen von der hochentwickelten Bau- und Möbelschreinerei altdeutscher Renaissance? Ist ihre sägförmige Flachornamentik nicht vorzüglich? Und ist ihre Uebertragung auf die Steindecoration nicht durchaus wohlthuend? Erleidet aber solche Flachornamentik, wo sie in malerischer Absicht mit Unterschiebungen, parallel durchlaufenden Zügen versehen ist, nicht eine Einbuße

an klarer Wirkung? Wird hierdurch das Princip der Verkleidung des anhängenden Flächenschmuckes nicht geleugnet? Inwiefern sind die Eisen- und Goldschmiedewerke deutscher Renaissance klassisch und vorbildlich für alle Zeit? Warum ist ein mäßiger Gebrauch von ihren Cartouchenmotiven zu machen, wo das Material Holz oder Stein ist? Welchen Vorzug hat die Giebelgestaltung deutscher Renaissance vor jener der französischen? Warum haben wir hauptsächlich auch von der italienischen Frührenaissance zu lernen? Und was ist für uns im cinquecento musterhaft? Ist es möglich, diese Vorbildlichkeit, welche doch zumeist in der vornehmen Reinheit der Verhältnisse und in der edel plastischen Formung des Getheils, der Gebäudeglieder und der vegetabilisch-animalischen Groteskornamentik*) liegt, so zu verwerthen, daß doch unser nationales Wesen zum Ausdruck kommt? Worin besteht jene optische Gesetzlichkeit deutscher Renaissance und worin liegt der Unterschied von derjenigen, welche in der italienischen Renaissance herrscht?**) Warum sollen wir besonders die strenge Einfachheit toskanischer Frührenaissance beherzigen und in ihrem Vorbild Rettung suchen aus dem in der deutschen Renaissance liegenden Hang zur übertriebenen Buntheit und Vielgestaltung? — Bei Erörterung dieses Hauptpunktes wäre zu recurriren auf den deutschen Volkscharakter, der ebensosehr zur schlichten Größe, als zu mannigfaltigen und gebrochenen Formen neigt; ferner wäre zu erinnern an Dürers späte Erkenntniß, daß er mehr nach Totalität streben müsse, andererseits an die im altdeutschen Humanismus auftauchende Opposition gegen die geschmückte Eloquenz („verbositas") der Italiener und Italianisten, welcher sich mit vollem Bewußtsein eine unmittelbar natürliche und volksthümlich deutsche Ausdrucksweise, ein „domesticus stilus" entgegenstemmte (Luther), endlich an die hohe, einfach edle Sprachgewalt Goethes.

Das Frageregister ließe sich noch reichlich vermehren. Es käme natürlich sehr darauf an, daß in den verschiedenen Fällen nachgewiesen würde, ob und wie der nordisch-gothische Verticalismus mit dem italienischen Horizontalismus versöhnbar ist. Auch müßte besprochen werden, welche Anstalten erforderlich sind, an Orten, wo kein Steinmaterial zur Verfügung steht, eine gute Ziegelbaukunst und Terracotta-Ornamentik auszubilden. Es wäre ferner ein wichtiger Punkt — bestimmtere Vorschläge zu einer ebenso monumentalen als volksthümlichen Entwickelung des Gemeindebauwesens zu machen und speciell nachzuweisen, warum vor Allem Rathhäuser im Style deutscher Renaissance erbaut werden sollen, ebenso Schulgebäude, Akademien, Universitäten. Ein eigenes Kapitel müßte sich mit der Sacralarchitektur beschäftigen und

*) Als vorzügliche, von großer Erfindungskraft zeugende Leistungen in diesem Gebiete sind Ferd. Skjold Neckelmanns „ornamentale Phantasien" hervorzuheben (Berlin E. Wasmut). Dies ist ächt nordischer Styl.

**) Zur Lösung dieser, wie der technologischen Frage scheint mir der bereits erwähnte C. Sitte besonders berufen.

erörtern, wie wir uns etwa einen unserem modernen Bewußtsein entsprechenden Kirchenbau denken sollten, zumal den protestantischen. Hierbei müßten die klassischen Kirchentypen italienischer Früh- und Hochrenaissance in ihrer vollen Mustergiltigkeit dargelegt werden und in ihrer Bedeutung für die philosophischere Religiosität modern gebildeter Kreise. Es wäre nicht schwer zu zeigen, wie schon durch gewisse, deutscher Renaissance entnommene Gliederungs- und Schmuckmotive jenes wärmere Etwas hinzukäme, dessen unsere deutsche Phantasie bedarf.

Solche Untersuchungen müßten aber durch reichliche Beigaben wohlabgewogener Compositionen, ja durch eigene Musterbücher ergänzt werden. Freilich würde dies vollständige Ruhe und Unabhängigkeit und gegenüber der allezeit anzüglichen Kritik der Fachgenossen einen kugelfesten Harnisch erfordern. Aber — ich habe bereits daran erinnert — wenn die Architekten der alten Renaissance in Italien und Deutschland naiv genug waren, praktische Vorschläge zu machen, illustrirte Lehrbücher zu verfassen und unberechenbar großen Erfolg damit ernteten, so dürften die heutigen sich dieselbe Freiheit nehmen.

Allein Hand in Hand hiermit müßten freilich noch andere Maßregeln in's Werk gesetzt werden. Die heutigen Architekten und Kunsthandwerker sind als Lernende immer noch zu sehr an die zufällige Gunst oder Ungunst der Verhältnisse gebunden. Nicht jeder kann große Studienreisen machen, nicht eder an reichem Anschauungsmaterial seine Phantasie befruchten, sein Urtheil klären. So ist es kein Wunder, wenn die Kunst so Vieler im Umkreis ihres kleinen und wenig gesichteten Mustervorraths befangen, unbehilflich, imitatorisch bleibt. Die Museen werden nicht hinreichend flüssig gemacht. Dabei fehlt es an leicht benutzbaren graphischen Sammlungen.

Die Tendenz der Museenverwaltungen war bisher naturgemäß und ist wohl noch vorherrschend auf Ankauf und Conservirung gerichtet. Nunmehr aber ist die Zeit gekommen, wo die Pflicht sich gebieterisch aufdrängt, die gewonnenen Schätze für die heutigen Kunstbestrebungen in vollstem Umfange praktisch zu verwerthen. Und dies kann in den größeren Anstalten wohl kaum besser erreicht werden als damit, daß alljährlich oder jedes halbe Jahr eine fliegende Fachausstellung veranstaltet wird, welche die genaue Vergleichung mustergiltiger Werke alter Kunst mit neuen derselben Technik ermöglicht. Zu diesem Behufe müßten Concurrenzen ausgeschrieben werden, wonach Künstler und Handwerker Arbeiten der bezeichneten Gattung einzusenden hätten, welche dann mit den alten relativ vorbildlichen der Anstalt confrontirt würden. Zugleich wäre wohl die Herstellung eines gewissen Zusammenhanges mit den Kunstschulen rathsam, Mitausstellung ihrer besten Schülerarbeiten der bestimmten Gattung. Hand in Hand mit solchen Fachausstellungen müßten öffentliche Vorträge über das jeweilige Gebiet derselben gehen, also z. B. über Entwickelung und Aufgaben der Glasmalerei, der Schmiedeeisenkunst, der Buchverzierung ꝛc., ferner Kritiken über das Ausgestellte, nebst Illustrationen in einer localen Zeitschrift für Hebung der Kunst

und Kunstindustrie, endlich Auszeichnung der hervorragenden Leistungen durch den Staat.

Solchen Fachausstellungen sollten sich aber, damit sie in vollem Maße belehrend und fruchtbringend würden, reichliche, etwa allwöchentlich wechselnde Expositionen von alten Ornamentstichen und Reproductionen anderwärts befindlicher guter Werke derselben Gattung anschließen. Jedes Museum sollte eine graphische Sammlung besitzen und dieselbe zur Abendzeit zugänglich machen. Denn die meisten Künstler und Handwerker haben ja nur Abends Zeit zu einläßlichen receptiven Studien. Die wohl ausgestatteten graphischen und kunstliterarischen Sammlungen des Museums für Kunst und Industrie und der Kunstakademie in Wien sind Abends geöffnet und meist zahlreich besucht von eifrig beschäftigten Leuten, deren Entwickelung hier die wohlthätigste Nachhilfe erfährt. Die erste der genannten Anstalten ist vorzüglich berühmt durch ihre Collection von Ornamentstichen deutscher Renaissance, nicht minder beträchtlich ist jedoch ihr Besitz an Photographien.

Wie kläglich sieht es dagegen in der ersten Künstlerstadt Deutschlands, in München, aus! Wie schwer sind da die graphischen Sammlungen zugänglich und wie ungenügend ist namentlich der Bestand an Photographien! Das reiche Nationalmuseum ist wesentlich starre Conservirungsanstalt, überfülltes unbeschauliches Magazin mit seriös rangirten Abtheilungen, Abends düster verschlossen wie ein Gefängniß. Es sollen nun zwar neuerdings gewisse Veränderungen gemacht sein, Versuche, mit der lebendigen Kunst in flüssigeren Zusammenhang zu gelangen. Dies kann jedoch nur durch einen fundamentalen Umschwung in den Verwaltungsprincipien ermöglicht werden. Vor Allem wären Räumlichkeiten für wechselnde Fachausstellungen zu schaffen und ein Anbau mit sattsamem Vorrath an Kunstliteratur, Stichen, Photographieen nach Anderem, was das Museum nicht besitzt, eine leicht zugängliche Bibliothek, wo der Künstler seine Studien betreiben könnte, wenn er seine Werkstätte geschlossen hat. Der wahllos suchende, dem Zufall anheimgegebene, in obscuren Trödelbuden herumstöbernde Autodidact hätte hier endlich eine Zuflucht gefunden, ein Asyl, dessen Wohlthat er dem Staate dereinst durch gute, concurrenzfähige Arbeiten mit Zinsen heimzahlen würde.

Unterstützung, Erleichterung des Selbstunterrichts, Anregung hiezu, dies ist gewiß eine der wichtigsten Aufgaben der Pädagogik und nirgends ist Selbstunterricht, reichliche, möglichst umfassende Anschauung, Uebung des Blickes, reproductives Verfolgen der Entwickelungsstufen wichtiger als im Kunststudium. Die Lehranstalten mögen noch so vorzüglich sein, dies können sie nicht leisten, hiefür müssen ihnen ebenbürtige Sammlungen zu Hilfe kommen und zwar vor Allem graphische Sammlungen; denn diese geben bei annähernder Vollständigkeit von dem vielgestaltigen Proceß der allgemeinen Kunstbewegung ein weit umfassenderes Bild als Galerien und Glyptotheken, die, so reich sie auch sein mögen, schon wegen des Größe-Maßstabes ihrer Werke beschränkt, einseitig, lückenhaft bleiben müssen und bei aller ori-

ginalen, handgreiflichen und technologischen Bedeutung derselben dem mächtigen Bedürfniß nach reicherer Anschauung, welches die im Wachsen begriffene Phantasie des Anfängers umtreibt, nicht genügen können.

Wir haben heutzutage den Werth der technischen Tradition erkannt und das Verhängnißvolle ihrer Unterbrechung zu Anfang dieses Jahrhunderts, aber ebenso wichtig und untrennbar hiemit verbunden ist die Tradition der stylistischen und compositionellen Normen und Motive. Wie es einem Maler zu Gute kommt, wenn er in früher Jugend die historischen Fortschritte in der Verbildlichung eines populären Vorganges, z. B. der Kreuzabnahme, des Abendmahls, des jüngsten Gerichts, des Parisurtheils oder Bacchuszuges kennen gelernt hat, indem er hiermit in den Stand gesetzt ist, fruchtbare Ideen und Gestaltungsmotive der Vorgänger zu verwerthen, über ihre Mängel und ungenügenden Anläufe klar zu werden, überhaupt neue organische Folgerungn aus der bisherigen Entwickelung eines stylistischen Themas zu ziehen, so kann ja auch ein Kunsthandwerker und ein Architekt nur dann zur Höhe seiner Zeit gelangen, wenn er die Stadien überblickt, welche vor ihm die Formtypen seiner Kunst durchlaufen haben. Ich berufe mich hiefür noch einmal auf jene sinnigen Dicta Albrecht Dürers, welche wir uns bereits in Erinnerung gebracht haben: „Ein guter Maler ist inwendig voller Figuren. — Es ist beschlossen, daß kein Mensch aus eigenen Sinnen nimmermehr kein schöneres Bild machen kann, es sei denn, daß er durch viel Nachbilden sein Gemüth voll gefaßt habe, das ist dann nicht mehr Eignes genannt, sondern überkommene und gelernte Kunst geworden, die sich besamet, erwächst und ihres Geschlechtes Frucht bringt. Daraus wird der versammelte heimliche Schatz des Herzens offenbar durch das Werk und die neue Kreatur, die einer in seinem Herzen schafft in der Gestalt eines Dinges." — Dieser innere Reichthum setzt aber gewiß nicht minder reifliches Lernen von maßgebenden Meisterwerken aller Art als Naturstudien voraus. Wie mancher deutsche Künstler mag sich in Italien sagen: Hätte ich hievon früher einen Begriff erhalten, so würde ich meinen Weg leichter gefunden haben.

Hiemit komme ich nun auf einen speciellen Punkt, der mir besonders wichtig erscheint. Es rührt nämlich nach meiner Ueberzeugung hauptsächlich von dem Mangel an gründlicher Bekanntschaft mit den toscanischen Quattrocentisten her, daß die neuere Kunst in Deutschland, zumal in München sich so rückhaltslos in den Schwall und Wirbel der Spätrenaissance wirft. Aber dieser Mangel an wirklicher und tiefer Kenntniß jener klassischen Meister Mittel-Italiens ist kein Wunder, wo so wenig Photographien und Illustrationswerke zu Gebote stehen wie z. B. in München. Denn gerade die jugendlich vornehme und für unser Streben so heilsame Kunst der toscanischen Frührenaissance hat durch die Kupferstichtechnik und Radirkunst, deren Blüthe bekanntlich dem 17. und 18. Jahrhundert angehört, nur eine äußerst karge Reproduction erfahren, dagegen eine beispiellos vollständige, durch die photographische Nachbildungsmethode der Gegenwart, welche erst den Stoff für

das ernstliche Studium jener Meisterwerke geliefert und die allgemeine Ermessung ihres Werthes ermöglicht hat. Statt nun, was das Normale wäre, die Formenwelt des Quattrocento, vorab des toscanischen, eingehend kennen zu lernen und sodann zu nationalisiren, mit den besseren Elementen altdeutscher Renaissance zu combiniren und so für unser Leben durch wahrhaft künstlerische Umbildung zu verwerthen, gefallen sich die Meister in jenem dumpfen, gedankenlosen Betriebe, den wir bereits charakterisirt haben. Die eine Schaar nimmt mit pathologischer Liebhaberei das Nächstliegende im Lande, allerlei zweifelhaftes Gebäu und Trödelwerk aus dem 16. und 17. Jahrhundert zum ausschließlichen Vorbild. Auch ganz banausisches, an maccaronische Poesie gemahnendes Machwerk wird von diesen Leuten bewundert und nachgeahmt; Unzulänglichkeiten, rohe und bäuerische Züge werden von ihnen nicht erkannt und mit gleichem Nachdruck verwerthet wie die besseren Arbeiten.

Eine andere Gruppe will das allgemein vorherrschende decorative Trachten nach erstaunlichen Effecten und bewegten Formen auch in der Architektur und im Kunsthandwerk befriedigen und findet hiefür ihr Heil in den (von der gleichzeitigen Gravirkunst so reichlich veranschaulichten) Formen des Barockstiles, ja selbst des Rococo mit seiner alles bestimmenden welligen Stuckmanier. Die Einen wie die Anderen skizziren überall, was ungefähr ihrem Programm entspricht, kaufen von einschlägigen Kunstblättern so viel als möglich zusammen und beuten dann ihr wildes Sammelsurium in höchst unverlegener Weise für ihre eigene Composition aus, so daß lediglich alterthümelnde Dinge, eitel individualitätslose Nachäffungen ehemaliger Lebensformen zu Tage treten. Bald aber reichen sich beide Richtungen die Hände, denn die verschiedenen Entwickelungsstufen der deutschen Renaissance, ihre suchenden Anfänge und ihre Einmündung in die allgemeine Hochfluth des Barock- und Rococostyles werden ja nicht ernstlich geprüft, werden in wilder Ehe verbunden und schon das Streben nach starker und stärkerer Wirkung, der leidenschaftliche Wetteifer in technischer Bravour, die Sucht, sich in brünstig geschwellten, tropisch wuchernden Gebilden, so zu sagen in optischem Aufdonnern zu überbieten, all dies führt unaufhaltsam zur Wiederholung jenes Stylgewitters, worin sich einst die alte, nun zum Vorbilde erwählte Renaissancebewegung versprüht und verbraust hat. — Danach wird aber einem natürlichen historischen Gesetze gemäß Uebersättigung eintreten, ein Ermatten, ein Sehnen nach Einfachheit und Stille. Jedoch, wenn es so blind weitergeht, wenn diese ganze Periode der Restaurationen, worin wir leben, nicht aufhören will, sich vom irrationellen Hange der momentanen Laune beherrschen zu lassen, dann wird dieses Sehnen nichts Gescheidteres zu thun wissen, als in der Simplicität des Empirestyles und in Kanzleikahlheit sein Heil zu suchen, d. h. wiederum im Aufgeben der technischen Errungenschaften, im Tode der Kunst, im artistischen Nihilismus. Schon jetzt melden sich Anzeichen der zu befürchtenden Wendung. Daher ist sehr zu wünschen, daß von höchster Stelle aus allerorten, wo Kunstleben vorhanden ist, mit Be-

gründung photographischer Sammlungen Wegzeiger aufgestellt werden, welche namentlich nach dem Vorbilde italienischer Frührenaissance hinweisen, daß vor Allem in München ein Institut gegründet werde, welches die Ergänzungen der in den Museen vorhandenen Lücken darbietet, welches ein vollständiges Bild der Kunstgeschichte, ihrer Höhen und Abgründe, ihrer gesunden und geilen Sprossen und hiemit einen Begriff von der Relativität aller ihrer Erscheinungen gewährt.

Der vorzügliche Aufschwung des Kunsthandwerks in Oesterreich ist von der Theorie ausgegangen und bis jetzt in engster Fühlung mit der Wissenschaft geblieben. Man bemühte sich dort gleich sehr, die Klarheit des Strebens, die Besonnenheit zu bewahren und strengste Selbstkritik zu üben. Welche Rolle im Kunstleben Berlins die Wissenschaft schon seit lange spielt und wie sehr sie demselben heutzutage in die Hände arbeitet, ist männiglich bekannt. In München aber ist bis jetzt noch keine lebendige Verbindung zwischen Kunstproduction und Kunstforschung gelungen, vielmehr seit etwa 20 Jahren eine immer weiter klaffende Kluft zwischen beiden entstanden. Denn die modernste Wendung des Münchener Kunstlebens leidet an Bildungsmangel, ja mitunter, wie z. B. der Pinakothekstreit gezeigt hat, an Verachtung der Wissenschaft, einer Krankheit, welche bei weiterem Fortschreiten zum Niedergange führen muß, zur Rohheit und schließlich zur Indifferenz in der Kunst selbst.

Hiegegen hätte also vor Allem eine Anstalt wie das baierische Nationalmuseum hilfreich und klärend einzuwirken. Denn dasselbe ist seinem ganzen Wesen nach bestimmt (ähnlich wie das Wiener Museum in Oesterreich und das Berliner Gewerbemuseum in Norddeutschland), ein Centrum der modernen Kunstbewegung in Süddeutschland zu werden, ein Punkt der Zusammenfassung im materiellen und im geistigen Sinne. Solchen Beruf könnte es aber, wie gesagt, nur erfüllen in Verbindung mit einem neu zu schaffenden Institute, das eine graphische Sammlung und Räume zu Fachausstellungen und Vorträgen enthält.

Ein Haupthemmniß wird freilich trotz aller Bemühungen nicht zu überwinden sein: der Mangel an Geld. Wir sind ja nicht so wohlhabend wie unsere Vorfahren im 16. Jahrhundert. So werden auch die Kunstgewerbe mit ihren üppigen Gebilden auf die wenigen Reichen angewiesen bleiben und im Uebrigen commerziellem Betrieb, flunkerhaftem Fabrikzuschnitt anheimfallen, wie schon vor 30 Jahren. Die Architekten werden, so lange die Verhältnisse nicht zu größerer Gediegenheit drängen, immer wieder zum Verputz Zuflucht nehmen müssen und hiemit stoffgemäß in den Barock- und Rococostyl hineingelangen, schlimmsten Falls endlich in's ödeste Nutzbauwesen. Wenn da nicht abzuhelfen ist durch Baugesetzgebung, Vermehrung und Verbesserung der Ziegeleien, Hebung des bürgerlichen Baugeistes, dann bleibt auch das künstlerische Streben unserer Architekten zum besten Theil verlorene Liebesmühe. Auf beiden Gebieten müßte sich jedenfalls das Formenbedürfniß

vereinfachen. Denn die einzige Auskunft wäre eine bei aller einläßlichen Intimität und Individualisirung schlicht-schöne Kunst, deren Hauptwerth in wohlgestimmten Verhältnissen liegt. — Aber freilich einfache Schönheit ist wohl das Schwerste für den Künstler und sie setzt im Publikum die schärfste Weckung des Blickes, die höchste Geschmacksbildung voraus.

Hebung des bürgerlichen Baugeistes in materieller und formeller Beziehung. Aber auch in ethischer. Und dies führt uns zum Schlusse auf eine Erwägung, welche parallel jener läuft, welche Lübke seinem Buche vorangestellt hat. Wir haben uns das Ideal einer neudeutschen Renaissance zu denken als künstlerischen Ausdruck einer frischen, gesammelten und relativ zufriedenen Stimmung, eines unbefangenen und von hohen Intentionen geadelten Lebens. Wie befinden wir uns aber in Wahrheit? Was die alte Reformation geleistet hat, war bereits Gegenstand unser Betrachtung. Jedoch ist zu erinnern, daß dieselbe die vollen Consequenzen ihrer Principien nicht gezogen, daß sie sich im 17. Jahrhundert zu Dogmenzwang, theologischem Gezänke und Glaubensverfolgung verfinstert hat. Aufgabe unserer Zeit ist, den Ernst ihres Gehaltes wieder zu vereinigen mit unserer frei weltlichen Bildung, den Zwiespalt zwischen Ethos und Kunst wahrhaft zu überwinden. Dies wäre wohl zum Theil eine Rückkehr zu den Quellen, zum besseren Jugendgeiste der Reformation. Greifen wir uns aber in's Herz und fragen wir uns aufrichtig: erfreuen wir uns jetzt in der That einer Wiedergeburt deutschen Geistes? Verräth unsere neudeutsche Kunstrenaissance nicht ungestillte Sehnsucht nach einer Kraft und Gemüthlichkeit, die wir nicht mehr besitzen? — Es handelt sich um eine Selbsterfassung deutscher Volksseele. Dürfen wir solches Bewußtsein wirklich hegen? Das Ziel politischer Einigung, äußerlicher Organisation, nationaler Geschlossenheit haben wir wohl so ziemlich erreicht. Unsere Wissenschaft, zumal die der Naturkunde, blüht in reger ungebundener Forschung, desgleichen Technik, Verkehrswesen u. A. Jedoch müssen wir auch bekennen, daß unsere Cultur in steigender Verfremdung und Amerikanisirung begriffen ist, daß sie an nervöser Hast, Verwilderung und Gemüthsarmuth krankt. Alle Verhältnisse sind in's Schwanken gerathen und wer weiß, wann sie sich endlich wieder einrenken zu natürlichem Bestande? Aber diese verworrene, zweifelhafte Gährung erscheint hier, für den Standpunkt unserer Betrachtung, weniger befremdlich als die greisenhafte Mattigkeit, welche sich in so mancher Beziehung verräth, besonders aber in Fällen der Charakterprüfung. Wie besteht der Genius unserer Volkes in jenen Gebieten, wo es sich um Wahrung idealer Güter, um „Protestantismus" handelt? Gewinnt doch neuerdings die römische Klerisei immer mehr Ansehen und Macht. Wie ganz anders erscheint da die reformatorische Vergangenheit im Vergleich mit der Gegenwart, wenn wir lesen, wie einst in den freien Reichsstädten die gewaltthätigen Bischöfe expedirt wurden und welcher standhafte Muth es war, der das gerettete Gewissen der Menschheit gegen die verfaulte Kirche des Mittelalters vertheidigte.

Frecher Gewinn und Genuß ist jetzt die Losung einer leidigen Mehrheit. Wohl war auch das damalige Bürgerthum stark mit „Safran und Pfeffer" beschäftigt, aber doch hat es die Reformation durchgeführt. Und wie weit sind wir andererseits entfernt vom vorschwebenden Ideale jener Zeit, von lebendigem Humanismus, harmonischer Einheit heimischer und südlich-klassischer Bildungselemente! — Jedoch im schneidendsten Gegensatze zum Wesen altdeutscher Renaissance steht der Schwund unserer eigensten Kraft, des deutschen Individualismus, mit dessen Auswüchsen nur zu viel gesundes Holz ausgetilgt wird. — Doch so schlimm es auch steht hiemit, wir können die Hoffnung nicht aufgeben, daß die schlummernde Herzkraft unserer Nation dereinst erwachen und diesen Zustand überwinden wird. Dann mag auch das Andere werden, dessen Ausstehn wir nicht ignoriren konnten. Aber der Weg bis dorthin erscheint weit und so auch die Glorie jenes Culturzieles, eine neudeutsche Renaissancekunst von dunklen Wolken verhüllt. Denn das ceterum censeo lautet: Erst wenn wir zur Erfüllung unserer höchsten Aufgabe, zum Gewinn einer frei menschlichen und zugleich ächt nationalen, ebenso reich individualisirten, wie vom starken Gesammtgeist durchdrungenen Bildung gelangt sind, wird uns auch eine natürliche Kunst erwachsen. Und nur eine solche können wir uns wünschen. Die angestrebte deutsche Renaissance sei ein organisches Product eines geeinten und mit sich selbst einigen Culturvolkes, Spiegel einer wahrhaft volksthümlichen und doch weltoffenen Civilisation! Dies ist das hohe, nothwendige Erforderniß, wovon nichts abzudingen ist. Allein so weit wir auch von diesem Ziele entfernt sind, so schmerzlich spornend und leistungsfähig ist auch unser Sehnen darnach, sei es nun bewußt oder unbewußt, Man könnte wohl sagen: Eben ein Ausdruck dieses helldunklen Sehnens nach wahrhafter Wiedergeburt unserer Volksseele, unseres Bildungsgeistes ist unsere neudeutsche Renaissancekunst, indem sie sich jene innere Restitution in entsprechenden Formen darzustellen sucht. — Möglich, allein es ist nur Schauspiel, nur antiquarischer Zukunfts-Carneval. Es fehlt die rechte Grundlage. — Doch wie gesagt, wir vertrauen darauf, wie wir es für ein mächtiges Bedürfniß halten, daß das deutsche Gemüthsleben dereinst in der That neue Sammlung und Erwärmung findet und dann muß von selbst die richtige Kunst zum Gedeihen kommen, ganz anders als jetzt, da die Sache äußerlich aufgenommen und decorativ durchgeführt wird, ohne wahren Zusammenhang mit dem Wesen unseres wirklichen Daseins. — Dabei werden fruchtbare und wohlthätige Gegensätze nicht ausbleiben. Deutschland ist in seiner Mehrheit protestantisch. Aber der moderne Katholicismus — wenn man ganz absieht von Fanatismus und Herrschsucht seiner Kirche und nur auf die Grundstimmung des Volkes blickt — er ist ein anderer als im 16. Jahrhundert. Denn protestantische Bildungselemente sind ja auch der katholischen Welt zu eigen geworden und der gebildete Katholik verehrt durch und durch protestantische Geister wie Kant, Lessing, Schiller, Goethe so gut als der Protestant. — Der katholische Geist wird freilich

naiver und heiterer bleiben, der protestantische ernster, schlichter, und Gegensätze wie Wien und Berlin, München und Stuttgart oder Frankfurt werden wohl bleibende sein, es müßte denn ein neuer Religionsstifter erstehen und eine germanikanische Kirche gründen, deren Frucht sein würde, daß unsere confessionellen Ungleichheiten schwinden und nur Temperamentsunterschiede der Hauptstämme bleiben. Diese Gegensätze werden aber hoffentlich mit der Zeit ihre Schroffheit verlieren. Formgeschick, Kunstfreude und Charakter, einseitig wackere Innerlichkeit werden sich nicht mehr so schwer versöhnlich gegenüber stehen. Der Vorwurf der Abgeschmacktheit von der einen und der Vorwurf der Ungediegenheit von der anderen Seite wird an Gewicht verlieren. Wenn aber in der Kunst selbst ein gewisser Dualismus bestehen bleibt und sich weiter entwickelt, so kann dies nicht schaden, auch wenn man sich über den Vorzug streitet. Ist ja doch die Opposition schon von Werth, weil sie spornt und belebt. So stellt sich in der Poesie der streng auf das Wesentliche concentrirte, protestantisch-schlichte H. Kleist den großen Klassicisten in Weimar gegenüber, die Schwaben und Schweizer Uhland, G. Keller, Conrad Ferdinand Meyer den Oesterreichern Grillparzer, Halm, Hamerling. Auch in der Architektur und Ornamentik wird hoffentlich eine protestantischem Geiste entsprechende Abwendung von müssiger Schönmacherei, schmieriger Verputzung, schwindelhafter Stuckdecoration eintreten und das schwere Erforderniß einer einfach schönen, gediegenen und doch warm individualisirten Bau- und Zierkunst machtvoll begünstigen.

Eine Renaissance deutschen Geistes — es ist ein Traum, worin wir uns ergehen. Doch er kann sich erfüllen und so dürfen wir uns immerhin in Vorstellungen wiegen, wie einst die Dinge sich gestalten mögen, daß die Deutschen sich wahrhaft zu Hause fühlen, einer ähnlich wie der andere und doch mit dem Ausdruck fester Persönlichkeit, alle aber beglückt und gehoben von kunstgewordener Cultur, gleichviel ob sie als prachtliebende Großherren, oder als wohlumhegte, in einfach guten Daseinsformen begnügte Bürgersleute aus den Fenstern schauen.

Breslau, Januar 1884.

Erinnerungstäuschungen.

Eine psychologische Skizze

von

Paul Radestock.

— Breslau. —

Die Vorstellungen der Vergangenheit, welche im Gedächtniß wieder auftauchen, sind in der Regel schwächer, verblaßter und verschwommener als unmittelbare äußere Eindrücke, gegenwärtige Wahrnehmungen und Gedanken; manche ihrer Bestandtheile sind verwischt, geschwunden, oder haben sich verändert, und nur äußerst selten ist die Erinnerung wahrhaft treu, indem sie die früheren Vorstellungen vollständig genau erneuert und als ganz dieselben wieder in das Bewußtsein treten läßt. An der Abnahme der Deutlichkeit und Vollständigkeit der reproducirten Vorstellungen messen wir die Zeit, welche seit ihrer Aufnahme verflossen ist. Wird uns ausnahmsweise ein Ereigniß aus ferner Vergangenheit in allen kleinen Einzelheiten wieder lebendig, so sagen wir, es stehe vor uns, als hätten wir es gestern erlebt, da uns der Abstand von damals zu heute so kurz vorkommt; ist dagegen das Bild allzusehr verblaßt, und können wir uns dasselbe durchaus nicht genau vergegenwärtigen, so scheint uns das Erlebniß in weiter, weiter Ferne zu liegen, viel weiter als manches andere, das unzweifelhaft viel länger her ist, aber lebendiger und treuer im Gedächtniß blieb. Erst die Aufmerksamkeit, die innere Willensthätigkeit, welche die Erinnerungen erfaßt und festhält, läßt sie an Intensität und Lebhaftigkeit gewinnen und bei manchen Menschen unmittelbaren, wirklichen Eindrücken nahezu gleichkommen.

Eine noch größere Wirkung haben körperliche Veränderungen und Störungen, wie Blutüberfüllung der Hirnhäute und Hirnrinde, oder die bei tiefen Ernährungsstörungen und gänzlichem Nahrungsmangel eintretende

Blutleere des Gehirns. Im Traume und in den pathologischen Zuständen des Deliriums und des Irrsinns, bei Einwirkung von Morphium, Haschisch, Alkohol, Aether, Chloroform u. s. w. erreichen die reproducirten Vorstellungen sinnliche Lebendigkeit und werden für unmittelbare Sinneseindrücke gehalten. Solche Hallucinationen können in den verschiedensten Sinnesgebieten vorkommen, am häufigsten sind jedoch die des Gesichts und Gehörs, und erstere unter dem Namen „Visionen" auch die bekanntesten. Henle und H. Meyer beobachteten, daß ihnen mikroskopische Objecte, die sie während des Tages untersucht hatten, mit voller Lebendigkeit im dunklen Gesichtsfelde auftauchten. Ein H. H. sitzt lesend in seinem Zimmer; aufblickend gewahrt er einen Schädel, der auf einem Stuhl am Fenster liegt. Als er mit der Hand darnach greift, ist er verschwunden. Vierzehn Tage darauf sieht er in einem Hörsaal der Universität Edinburg wieder den Schädel auf dem Katheder liegen und fragt seinen Nachbar: „Wozu mag nur heute der Herr Professor einen Schädel brauchen?" — Es ist bekannt, daß Leute, deren Seele von religiösen Vorstellungen und Gefühlen ganz erfüllt ist, und die lange fasten, die Gestalt der Jungfrau Maria und von Christus, an welche sie oft und lebhaft gedacht haben, auch leibhaftig vor sich zu sehen glauben, daß, wie viele andere große Männer, auch Luther Sinnestäuschungen hatte und bei angestrengter geistiger Arbeit nicht nur innere, sondern auch äußere Kämpfe mit dem Teufel bestand, dessen unangenehmen Besuch sich energisch verbitten und ihn auf drastische Weise verjagen mußte.

Bei der Hallucination sieht man Gestalten und Dinge, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden und da sind; bei der Illusion, welche häufiger vorkommt, fließen dem Menschen zwar von Personen und Sachen Eindrücke zu, aber er sieht sie anders, als sie in Wahrheit sind, er glaubt andere Töne, Worte und Reden zu vernehmen, als in Wirklichkeit sein Ohr treffen. In solchen Fällen läßt der äußere Eindruck eine ihm mehr oder minder ähnliche frühere Vorstellung, die durch öftere Wiederkehr der Erinnerung geläufig geworden ist, im Bewußtsein auftauchen, wird dann aber durch diese stärkere und mächtigere Erinnerungsvorstellung, die seinen Platz in der Seele einnimmt, verdrängt oder wenigstens in seinem Inhalt verändert. Daher treten Illusionen besonders dann auf, wenn die äußeren Eindrücke selbst schwach und undeutlich sind oder rasch wechseln, wenn der Wille geschwächt ist und sie nicht genügend durch die Aufmerksamkeit fixiren kann, wenn endlich bestimmte Vorstellungen durch häufige Wiederkehr in der Seele sich festgesetzt, die Herrschaft gewonnen haben und dadurch, daß sie eine dominirende Rolle spielen, recht geeignet sind, neu hinzukommende schwächere Vorstellungen nach ihrem Sinne zu verändern und umzugestalten. Dem Gespenstergläubigen wird in der Dämmerung und zur Nachtzeit der Baumstumpf, das vom Winde bewegte Tuch oder zum Trocknen aufgehängte weiße Linnen zur Spukgestalt. Wer denkt hier nicht an Goethes „Erlkönig"?

Wo das schauernde Kind den Erlkönig mit Kron und Schweif erblickt, seine erst lockenden, dann drohenden Worte vernimmt, sieht der nüchterne Vater nur einen Nebelstreif und graue Weiden, hört nur das Säuseln des Windes in dürren Blättern.

Im Traum bilden die auf den Schläfer treffenden Strahlen des Mondes oder der Sonne die Ursachen zu Geistererscheinungen, das Rauschen des Windes gestaltet sich zur drohenden Donnerstimme oder zur himmlischen Musik, das Zuschlagen einer Thür, das Herunterfallen eines Buches wird als Schuß vernommen, an welche Vorstellung sich dann die des Duells oder der Schlacht anreihen; einen zwischen den Zehen befindlichen Strohhalm hält der Träumende für einen Pfahl, auf welchen ihn Kannibalen aufspießen wollen, eine die Haut drückende Falte des Betttuchs für das Mordinstrument, mit welchem ihn Räuber und Banditen bedrohen. Die Bettdecke wird wie das Kopfkissen ebenso oft zur geliebten Person erhoben und umarmt, als sie beim Schwimmen und ähnlichen Uebungen den elastischen Untergrund abgiebt. Zuweilen kann sie aber auch recht unangenehme Situationen veranlassen. Jemand, dem ein Zipfel derselben in den Mund gedrungen war, träumte, daß er vor einem Backofen stehe, aus dessen geöffneter Thür ihm heiße Asche und erstickender Qualm entgegenwehe. Ist sie herabgefallen, so glauben wir im Schlaf, mit bloßen Füßen auf kaltem Boden oder auf Schneefeldern spazieren zu gehen, durch Wasser zu waten oder in höchst mangelhafter Toilette auf der Straße uns zu bewegen. Das unangenehme Gefühl, welches eine schiefe Lage, dadurch herbeigeführte Störung der Blutcirculation und Athemnoth verursacht, steigert sich im Traum zur Angst und Qual des Alpdrückens, wo der Schläfer von Ungeheuern und Unholden mannigfacher Art bedroht und bedrängt wird u. s. w. — Dem Nachtwandler erscheint der Ofen oder die Dachrinne als ein Pferd, auf dem er reiten kann, oder er wirft den Ofen um, weil er einen kämpfenden Gegner in ihm erblickt; er steigt zum Fenster hinaus, weil er dieses für die Thür hält, und geht auf dem Dache spazieren, indem er sich auf einem sicheren Pfade wandelnd glaubt. Der Hypnotisirte ißt mit Behagen rohe Kartoffeln, weil er sie für süße Birnen hält, trinkt mit Vergnügen Tinte, die ihm als Rothwein vorgesetzt wird, schreibt ohne Umstände mit einem Pfeifenrohr, das man ihm als Feder in die Hand giebt, taucht es in irgend ein Gefäß, welches ihm als Tintenfaß bezeichnet wurde, und vertraut dann seine Gedanken in großen Buchstaben der Tischplatte statt einem Bogen Papier an. Der am Verfolgungswahn leidende Irrsinnige hört in allen Gesprächen der Vorübergehenden unausgesetzt ihn beleidigende, beschimpfende Worte, lästernde Reden, sieht in ihren Gesichtern nur drohende, herausfordernde Mienen.

Illusionen milderer Form kommen auch in normalen geistigen Zuständen häufig vor. Wer hat nicht schon einmal in die unbestimmten Umrisse der Wolken und entfernter Felsen nach ähnlicher Art wie Joh. Müller

während seiner Jugendzeit in die geschwärzte Kalkwand des gegenüberstehenden Hauses bestimmte Gestalten und Gesichter hineingedacht? Welcher Theaterbesucher vergegenwärtigt sich genau, daß er durch seine eigene Phantasie die rohen Pinselstriche der Decoration zur naturgetreuen Landschaft ergänzt? Wer hat sie nicht kennen gelernt im Leben, die Illusionen, welche die eigene Liebe verursacht, indem sie die Worte, Mienen und Geberden des geliebten Gegenstandes, überhaupt die von außen kommenden Eindrücke anders deuten und umgestalten läßt? Hat nicht Jeder die Erfahrung gemacht, daß man beim flüchtigen Lesen eines Buches nicht nur, sondern beim aufmerksamen Corrigiren einer Arbeit manchen Druck- und Schreibfehler übersieht, indem die eigene Phantasie und das eigene Denken im Sinne des Satzes und aus der Erinnerung schnell die richtige Silbe, das richtige Wort an die Stelle des falschen treten ließ, ohne daß wir uns dieser Zuthat und Umgestaltung, dieser Veränderung und Täuschung vollständig bewußt wurden? Welcher Gelehrte und Forscher hat nicht schon Hypothesen aufgebaut, indem er die ihm nicht genügend zu Gebote stehenden oder bekannten Thatsachen aus seinen eigenen Gedanken ergänzte, die widerstrebenden Erfahrungen im Sinne dieses Gedankens umdeutete und umgestaltete? War er dabei nicht in Illusion befangen? Im Grunde, ja! Allein die Psychologie bezeichnet mit dem Namen Illusion nur die abnorme und pathologische Form dieses seelischen Processes, während sie die andere, mildere, welche auch im normalen Zustande auftritt, Assimilation nennt, da hier der äußere Eindruck nicht vollständig verdrängt, sondern nur nach einer herrschenden Vorstellung umgedeutet und umgestaltet, ihr angeähnlicht wird. (Unter den Begriff der Assimilation fällt also die Mehrzahl der Vorgänge, welche die Psychologie der Herbart'schen Schule als Appercepționen bezeichnete.)

Alle psychischen Processe stehen mit einander in Wechselwirkung. Wie bei der Illusion und Assimilation die früheren Vorstellungen auf die neu hinzukommenden umgestaltend einwirken, so werden in anderen Fällen umgekehrt die Erinnerungen durch die gegenwärtigen Eindrücke beeinflußt und verändert. Diese Veränderung ist um so bedeutender, je längere Zeit seit ihrer Aufnahme verfloß, je zahlreichere Vorstellungen seitdem durch das Bewußtsein zogen, je mehr die gegenwärtig herrschenden Gefühle, Interessen und Willensrichtungen von den damals vorwaltenden abweichen, einem je größeren Wechsel und Wandel das gesammte körperlich-seelische Leben unterworfen war. Ereignisse und Erlebnisse aus ferner Zeit, die im Gedächtniß auftauchen, erscheinen uns in einem ganz anderen Lichte als früher, wir sehen sie mit ganz anderen Augen an. Sind die ehemaligen Gedanken und Gefühle durch Schrift oder Druck objectivirt, und werden sie uns in ihrer ursprünglichen Form vorgeführt, so erscheinen sie uns fast fremdartig. Wer hat diese Beobachtung nicht schon gemacht, wenn er die Briefe wieder las, die er vor langer Zeit geschrieben? Welcher Gelehrte und Schriftsteller

hatte nicht diese Empfindung, wenn er, älter geworden, in seine Jugendschriften hineinsah? Zieht man ferner in Betracht, daß die ganze psychophysische Disposition bei dem geistigen Schaffen eine etwas andere ist als sonst, so wird es leicht begreiflich, daß Dichter oft ein schlechtes Gedächtniß für die Einzelheiten in ihren Schöpfungen haben und manche Schriftsteller sich selbst über ihre früheren Werke verwundern. Voltaire z. B. soll einst beim Anhören eines seiner Stücke ausgerufen haben: „Bin ich es, der dies gedichtet hat?" Kommt noch die Wirkung des hohen Alters oder einer Krankheit hinzu, so ereignet es sich wohl, daß Gedichte sowie Gedanken und längere Sätze aus früheren Schriften gar nicht mehr als eigene wiedererkannt werden. Eines Tages las man W. Scott ein Gedicht vor; es gefiel ihm, und er fragte nach dem Namen des Verfassers, der er selbst war. Einen Roman dictirte er seinem Secretär zum größten Theile während einer acuten Krankheit. Als er das Werk gedruckt in die Hand bekam, waren alle Einzelheiten desselben aus seinem Gedächtnisse geschwunden; nur die Hauptidee und der Plan des Ganzen, den er vor der Krankheit entworfen, haftete in der Erinnerung. Linné, dessen Geisteskräfte ebenso wie die Scotts im hohen Alter nach mehreren Schlaganfällen sehr geschwächt waren, las am Ende seines Lebens gern seine eigenen Werke und vergaß häufig, in die Lectüre vertieft, daß er selbst der Autor war. Er rief oft aus: „Ist das schön! Das möchte ich geschrieben haben!" Aehnliches wird von Newton erzählt.

War vollends der frühere Eindruck schwach und flüchtig, so wird er vergessen, und die gegenwärtige gleiche Wahrnehmung und Vorstellung als eine ganz neue betrachtet, obgleich sie schon einmal im Bewußtsein war. Nicht selten tritt aber auch der umgekehrte Fall ein, daß wir bei gegenwärtigen Eindrücken und Gedanken fälschlicher Weise glauben, ganz dieselben schon früher gehabt zu haben, während wir bei genauer Beobachtung und Nachfrage entdecken, daß die ehemalige Vorstellung nur einige Elemente mit der jetzigen gemeinsam hatte, also nur zum Theil derselben ähnlich, im Uebrigen aber von ihr verschieden war. Das Gedächtniß hat dann eben nur die gleichen und ähnlichen Momente aufbewahrt, die contrastirenden sind ihm jedoch entschwunden und werden durch die entsprechenden Elemente der gegenwärtigen Wahrnehmung ersetzt. So entsteht eine Erinnerungstäuschung, indem die im Gedächtniß unvollständig, unbestimmt und undeutlich aufgetauchte Vorstellung von der jetzigen Ergänzung, Klarheit und Deutlichkeit empfängt, und ihr nun vollständig gleich erscheint. In Bezug auf frühere Traumvorstellungen sind derartige Täuschungen besonders häufig; viele, ja vielleicht die meisten Traumprophezeiungen werden aus den nachfolgenden Ereignissen nicht nur gedeutet, sondern überhaupt erst construirt. Wenn in einem Dorfe oder auch in einer Stadt eine Feuersbrunst ausbricht, so will regelmäßig diese oder jene Frau schon früher dieselbe Feuersbrunst mit all ihren Einzelheiten und Nebenumständen im Traum ge-

sehen haben. Nur Schade, daß sie dies ebenso regelmäßig erst bei dem Brande selbst bemerkt und vorher nichts davon sagt; könnte man doch sonst die nöthigen Vorsichtsmaßregeln treffen, um das Unglück zu verhüten! Vielleicht hat sie, wie wohl fast jeder Mensch zuweilen, überhaupt von Feuer geträumt, und das Uebrige wird in der Erinnerung unwillkürlich oder auch mit Absicht hinzugedichtet. Oder die Vorstellung, daß betreffendes Haus bezw. Gehöft in Folge seiner Bauart, Umgebung und dergl. besonders in Gefahr stehe, von Feuer verzehrt zu werden, die im Wachen auftauchte, hat den Traum von dem Brande gerade dieses Hauses hervorgerufen, wobei jedoch die Ursachen, Einzelheiten und Nebenumstände ganz andere sein mochten, als später bei dem wirklichen Ereigniß. Wenn Damen nach der Verheirathung beim Einziehen in ihre Wohnung, bei freudigen oder traurigen Ereignissen jeglicher Art Alles genau so zu sehen glauben, als sie es vor längerer oder kürzerer Zeit geträumt, so beruht dies meist auf Selbsttäuschung.

In ähnlicher Weise werden wir beim Lesen oder Hören eines neuen Gedankens häufig zu der Meinung veranlaßt, daß ganz derselbe bereits früher unsere Seele beschäftigt habe. Reisen wir in fremden Gegenden und Ländern, so ereignet es sich nicht selten, daß die plötzliche Biegung eines Weges oder Flusses uns eine Landschaft vor Augen führt, die wir schon einmal gesehen zu haben glauben.

Der Engländer Wigan erzählt, daß er, während er dem Leichenbegängniß einer Prinzessin in der Kapelle von Windsor beiwohnte, plötzlich das Gefühl hatte, als ob er bereits früher Zeuge derselben Trauerfeier gewesen sei. W. Scott schrieb am 17. Februar 1828, nachdem er längere Zeit hindurch sehr angestrengt gearbeitet hatte, in sein Tagebuch: „Ich weiß nicht, ob es wichtig genug ist, hier anzumerken, daß ich gestern um die Mittagszeit ein seltsames Gefühl hatte von einem Dasein vor dem jetzigen, um es so auszudrücken, d. h. eine verwirrte Vorstellung, als wäre Alles, was in meiner Gegenwart gethan und gesagt wurde, schon einmal früher gethan und gesagt worden. Es war eine sehr deutliche Empfindung, die ich mit einer Luftspiegelung vergleichen möchte, durch welche man Flüsse und Seen in der Wüste und Landschaften auf dem Meere erblickt. Es war dies Gefühl gestern besonders stark und mahnte mich an die Schwärmer, welche neben der wirklichen Welt noch eine zweite, ideelle annehmen . . . Körperlich hatte ich dabei die zerfließende und schwindlige Empfinduug, wie nach einem starken Aderlasse, wo Einem zu Muthe ist, als ob man auf Federbetten gehe und den Fuß nicht fest aufsetzen könne. Ich schrieb es der schlechten Verdauung zu und trank ein paar Gläser Wein, welche die Sache aber nur ärger machten. Auch heute hat mich dieses eigenthümliche Gefühl noch nicht ganz verlassen."

Behalten wir eine Gestalt, ein Gesicht in der Erinnerung, so bleiben meist nicht sämmtliche Einzelheiten im Gedächtniß haften, sondern nur die

allgemeinen Umrisse und einige charakteristische Züge, welche beim jedesmaligen Wiedersehen durch den gegenwärtigen Eindruck ergänzt werden. Beim Erblicken eines nur theilweise ähnlichen Gesichts sind wir deshalb nicht selten Erinnerungstäuschungen ausgesetzt. Phantasiebilder, die sich bei ungezwungenem Gedankenspiel erzeugen, sind ebenfalls zuweilen von dem Gefühl begleitet, als ob sie in ganz gleicher Art und Gestalt, mit ganz denselben Elementen der Seele schon einmal vorgeschwebt hätten. — Bei Individuen, die an Geistesstörung leiden, treten derartige Erinnerungstäuschungen, diese ungenauen Reproductionen, mit solcher Lebhaftigkeit auf, daß sie den Charakter von Hallucinationen erhalten. Nach Sanders Angabe wurde ein Kranker, der den Tod einer ihm bekannten Person erfuhr, von großem Schrecken erfaßt, weil es ihm schien, als ob er diese Nachricht bereits vor längerer Zeit empfangen habe. In dem Falle, welchen A. Pick im Archiv für Psychiatrie berichtet, stellt sich diese abnorme Erscheinung in einer fast chronischen Form dar. Ein gebildeter Mann, welcher ziemlich gut über seine Krankheit — er litt an Verfolgungswahn — sprach und eine schriftliche Schilderung davon gab, machte im Alter von ungefähr dreißig Jahren an sich folgende Beobachtung: Wenn er einem Feste beiwohnte, irgend einen Ort besuchte, eine Begegnung hatte, so erschien ihm dieses Erlebniß so vertraut, daß er sicher zu sein glaubte, genau dieselben Eindrücke bereits gehabt zu haben, von ganz denselben Personen und Gegenständen umgeben gewesen zu sein. Fertigte er eine neue Arbeit an, so wähnte er, dieselbe schon gemacht zu haben, und zwar unter denselben Bedingungen und Nebenumständen. Diese Empfindung tauchte zuweilen am selben Tage nach Verlauf einiger Minuten oder Stunden auf, manchmal auch erst am folgenden Tage, aber stets mit größter Lebhaftigkeit.

Natürlich liegt nicht in allen Fällen, wo im normalen Zustande das vage Gefühl auftritt, als ob wir diesen Eindruck, jenen Gedanken schon früher einmal gehabt hätten, eine Erinnerungstäuschung vor. Häufig ist eine gleiche Vorstellung wirklich durch das innere Blickfeld gezogen, sei es im Traum oder in den träumerischen Zuständen des Wachens, wo der Wille geschwächt und minder wirksam war. Da sie aber schnell und flüchtig vorübereilte, von der Aufmerksamkeit nicht fixirt werden konnte, später in Folge äußerer und innerer Gründe in die Verborgenheit gedrängt und darin erhalten, von den Gedanken und Interessen des Wachens überstrahlt wurde und vor ihnen zurücktrat, so wird sie anfangs nur in unbestimmten, schattenhaften Umrissen erneuert, empfängt erst allmählich Klarheit und Deutlichkeit. Mancher Künstler hat auf diese Weise durch den Traum Anregung zu genialen Schöpfungen erhalten, das Urbild der Schönheit, welche er im Wachen auf die Leinwand zauberte, im Traum erschaut, die Töne und Melodien, welche in seinen Compositionen jetzt das Ohr der Hörer treffen und sie entzücken, im Traume gehört und innerlich vernommen. Ja, in diesem Sinne mag sich oft der Spruch bewahrheiten, daß der Herr es

den Seinen im Schlafe schenkt, wenn auch für Alle, und für das Genie besonders, das alte Wort seine Giltigkeit bewahrt und behauptet, daß der Sterbliche nichts ohne Mühe erreicht und die Götter vor die Tüchtigkeit den Schweiß setzten! Allerdings werden frühere Traumvorstellungen sehr häufig ergänzt und umgestaltet, zuweilen aber tauchen sie relativ unverändert, nachdem sie während des Wachseins eine Zeit lang vollständig vergessen zu sein schienen, plötzlich wieder auf, wenn ein gegenwärtiger ähnlicher Eindruck ihnen Hilfe gewährt, um sie über die Schwelle des Bewußtseins treten zu lassen. Ahnungen und Prophezeiungen können im Traum wie im Wachen wirklich vorkommen, d. h. eine auch im freien Gedankenspiel sich erzeugende Vorstellung kann dem in der Wirklichkeit später eintretenden Ereigniß ähnlich oder gleich sein; allein abgesehen davon, daß dies äußerst selten sich ereignet und ein solcher Fall auf viele, viele Tausende von Fällen des Gegentheils kommt, mangelt hier eben die tiefere Beziehung, welche eine mystische Anschauungsweise eifrig dahinter sucht und zu finden glaubt. Nur das müssen wir festhalten, daß alle unsere inneren Vorgänge stetig mit einander zusammenhängen und auf einander einwirken: wie der Traum durch die vorhergegangenen Gedanken des Wachens bestimmt, ja veranlaßt wird, seine besondere Richtung und Färbung erhält, so werden andererseits die Stimmungen des Tages durch frühere Träume beeinflußt, und die während des Schlafes auftauchenden und sich bildenden Vorstellungen reichen mit ihrer Wirkung weit in das wache Leben hinein, weiter, als der nüchterne Verstandesmensch, welcher den praktischen Interessen des Tages sich widmet und in ihnen aufgeht, einräumen und eingestehen möchte.

Im normalen Geisteszustande ergeben sich bei der Erinnerung ferner Täuschungen in Bezug auf die Zeitschätzung. Größere Zeiträume werden kleiner, kleinere werden größer reproducirt, als sie in Wirklichkeit sind. Wollen wir uns Bruchtheile einer Secunde denken, so machen wir uns unwillkürlich eine zu große Zeitvorstellung; das Entgegengesetzte geschieht bei der Erinnerung mehrerer Minuten oder Stunden. Unter W. Wundts Leitung wurden zu Leipzig von mehreren jungen Gelehrten experimentelle Beobachtungen über den Zeitsinn angestellt, und bei Berechnung des Mittels der gefundenen Resultate ergab sich ein Werth von etwa 0,72 Secunden als derjenige, bei welchem das reproducirte dem wirklichen Zeitintervall durchschnittlich gleich ist. Also nur ein Zeitraum von beinahe $^3/_4$ Secunden wird seiner Länge nach in der Erinnerung richtig erneuert, während der von einer halben Secunde bei der Erinnerung noch vergrößert, der von einer ganzen oder mehreren Secunden bereits verringert und verkürzt wird. Eindrücke und Vorstellungen, welche bei ihrer Aufnahme und Bildung der Zeit nach um 0,72 Secunden auseinander lagen, behalten in der Erinnerung denselben Zwischenraum; diejenigen, welche mit einer Geschwindigkeit von

1/3 oder 1/4 Secunde auf einander folgten, gehen bei der Reproduction weiter auseinander, ihr schnelles Tempo ist etwas langsamer geworden, während die, zwischen denen früher ein Zeitraum von drei, vier oder mehr Secunden lag, jetzt näher zusammenrücken und rascher vor dem inneren Auge vorüberziehen.

Bemerkenswerth ist nun, daß bei anderen exacten Untersuchungen, die gleichfalls unter Wundts Leitung von jungen Gelehrten angestellt wurden, für die Dauer der Reproduction, d. h. diejenige Zeit, welche von der Erfassung eines äußeren Sinneseindrucks durch die Aufmerksamkeit bis zum Eintritt einer ihm ähnlichen, mit ihm durch Zusammensein im Raume oder Aufeinanderfolge in der Zeit, überhaupt durch Association verbundenen Erinnerung verfließt, — daß für diese Zeit, welche von der einfachsten Erinnerung in Anspruch genommen und erfordert wird, als Mittel derselbe, individuell sehr wenig variable Werth von 0,72 Secunden sich ergab. (Die Art des Verfahrens, welches man dabei anwandte und durch das man zu diesem Resultate gelangte, ausführlich zu schildern, würde hier zu weit führen; ich muß mich deshalb auf einige kurze Andeutungen beschränken. Es wurden der Versuchsperson einsilbige Wörter laut zugerufen, welche andere im Gedächtniß wieder lebendig werden ließen, die ihnen ähnlich waren, früher mit ihnen zugleich aufgenommen wurden, ihnen einst vorhergingen oder nachfolgten. In dem Momente nun, wo diese erneuerten früheren Vorstellungen, die Erinnerungen, im Bewußtsein erschienen, wurde durch Drücken auf einen Knopf die mit ihm durch elektrische Leitung verbundene Uhr, welche zugleich mit dem Aussprechen des Wortes in Gang gesetzt worden war, zum Stillstand gebracht. — Die hierbei benutzte Uhr war ein Hipp'sches Chronoskop, welches noch Tausendtheile von Secunden angiebt. — Man konnte somit die Zeit, welche von der Einwirkung des äußeren Reizes bis zum Eintritt des Erinnerungsbildes verflossen war, vom Zifferblatt ablesen und notiren. Von diesem ganzen Zeitraum wurde dann die durch andere Versuche ermittelte Zeit abgezogen, welche zur Apperception des Eindrucks, zu seiner Erfassung durch die Aufmerksamkeit nöthig ist. Nach Abzug dieser Apperceptionszeit erhielt man die Associationszeit, die Dauer des durch die Association vermittelten Reproductions- oder Erinnerungsprocesses.) — Wenn man früher glaubte, die Schnelligkeit des Gedankens sei die größte im Weltall, so hat dies die neuere Forschung gründlich widerlegt. Die Geschwindigkeit, mit welcher der einer Empfindung und Vorstellung zu Grunde liegende, ihr parallel gehende und sie begleitende Nervenproceß von Statten geht und sich verbreitet, ist ungeheuer klein im Verhältniß zu der, mit welcher das Licht und die Elektricität sich fortpflanzt. Wie bei der Einwirkung eines äußeren Sinnesreizes eine meßbare Zeit verfließt, ehe eine Empfindung und Wahrnehmung im Gehirn entsteht, so braucht die einfachste und schnellste Erinnerung, die man eine unwillkürliche zu nennen pflegt, eine Zeit von nahezu drei Viertelsecunden.

Dieser Zeit, welche der einfachste Erinnerungsvorgang erfordert, und die deshalb im psychischen Leben so oft in Anspruch genommen wird, suchen wir nun auch objective Zeiträume in der Erinnerung gleich zu machen, indem wir längere Zeiten verkürzen und kürzere verlängern. Merkwürdigerweise stimmt ferner diese Zeit ungefähr mit derjenigen überein, deren bei raschen Gehbewegungen das Bein zu seiner Schwingung bedarf. W. und Ed. Weber fanden nämlich bei ihren Untersuchungen über die „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge" (Göttingen 1836), daß beim raschen Gehen das Bein während einer Zeit von 0,707 Secunden frei in der Luft schwingt. „Es erscheint nicht unwahrscheinlich," sagt Wundt, „daß jene psychische Constante der mittleren Reproductionsdauer und der sichersten Intervallschätzung unter dem Einfluß der am meisten eingeübten körperlichen Bewegungen sich ausgebildet hat, welche auch für unsere Neigung, größere Zeiträume rhythmisch zu gliedern, bestimmend geworden sind."

Durchlebte Zeiträume scheinen sich, ähnlich den Gesichtsobjecten, um so mehr zu verkleinern, je ferner sie uns rücken: die soeben durchlebte Stunde erscheint uns länger, als eine Stunde des gestrigen Tages. Die Zeitvorstellung bildet sich in unserem Bewußtsein durch die Aufeinanderfolge der seelischen Processe; hört das Spiel der Vorstellungen auf, so schwindet, wie im Tiefschlaf und in der Ohnmacht, auch das Bewußtsein einer verfließenden Zeit. Entferntere Zeiträume verkürzen sich nun deshalb für die Erinnerung, weil eine große Zahl der sie ausfüllenden Vorstellungen unserer Reproduction nicht mehr geläufig ist. Aehnlich verhält es sich mit der Erinnerung von Epochen der Weltgeschichte. Liegen dieselben weit in der Vergangenheit zurück, und sind aus denselben wenig auffallende und bemerkenswerthe Begebenheiten uns bekannt, so erscheinen sie uns erheblich kürzer als diejenigen, welche von zahlreichen großen und wichtigen Ereignissen erfüllt waren, sowie die, welche der Gegenwart näher und mit unseren persönlichen Erlebnissen verknüpft sind, obwohl die Zeiträume in Wirklichkeit gleiche Länge haben. Daß zwei Stunden länger sind als eine, dies wissen wir nicht vermöge einer directen Vergleichung der Intervalle, sondern blos durch die Einwirkung einer größeren oder geringeren Zahl zwischenliegender Vorstellungen. Wo dieses Merkmal trügt, pflegen wir uns daher selbst bei so großen Zeitunterschieden zu täuschen. Unsicher wird ferner die Schätzung der Zeitgrößen dadurch, daß der Inhalt, der in gewissen Intervallen unserem Bewußtsein geboten wird, ungleichartig ist. Wer will ohne weitere Hilfsmittel genau bestimmen, ob die Zeit, in welcher er einige Seiten eines Romans liest, länger oder kürzer ist als die Zeit, in der er eine Arie und dergleichen hört?

Die Zeit, welche wir durchleben, verfließt bekanntlich am schnellsten und erscheint uns am kürzesten, wenn die sie erfüllenden Vorstellungen rasch auf einander folgen, unser Interesse fesseln und unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, wenn ernste Beschäftigungen uns hindern, an die Zeit zu

denken. Dagegen empfinden wir Langeweile bei einem Vortrag, bei der Lectüre, in der Unterhaltung, beim Spiel, wenn die Vorstellungen uns wenig anregen und langsam einander folgen, so daß wir immer an die Zeit denken. Das Gefühl der Kurz- oder Langweile hängt also von dem Tempo des Denkens, von dem Grade der Geschwindigkeit ab, mit welcher die psychischen Processe verlaufen. Da dieses Tempo bei verschiedenen Individuen und in verschiedenen Zeitaltern ein anderes ist — in der Gegenwart ist es schneller geworden, während es früher ein langsameres war, — und die nämlichen Vorstellungen das Interesse des Einen mehr fesseln als die des Anderen, so kann dieselbe Beschäftigung und Unterhaltung für Diesen sehr langweilig sein, während sie es für Jenen nicht ist. Allen aber verfließt die Zeit ausnehmend langsam, wenn die Aufmerksamkeit auf ein zukünftiges Ereigniß sehr gespannt ist. Soll der Freund oder die Geliebte ankommen, so schleichen die Minuten wie sonst die Stunden, die Stunden wie Tage dahin. Haben die Eltern die Hochzeit der Verlobten auf das folgende Jahr festgesetzt, so kommt den Brautleuten dieses Jahr vielleicht zehn Mal so lang vor als den Eltern und Geschwistern. Umgekehrt bei der Furcht. Hoffnung, Sehnsucht und lebhafte Erwartung dehnen und strecken die Dauer, welche noch durchmessen werden muß; Angst, Sorge und Furcht dagegen lassen die Zeitstrecken einschrumpfen. Je näher das gefürchtete Ereigniß kommt, desto schneller scheinen die Stunden und Tage dahinzufliegen.

In der Erinnerung aber erscheint auch die Zeit der früheren sehnsuchtsvollen Erwartung kurz, da mit dem Eintreffen des Erhofften und Ersehnten die Spannung plötzlich aufhört und vergessen wird. Ebenso verkürzt sich eine in aufmerksamer, einheitlicher Arbeit vollbrachte Zeit für die Erinnerung, da die Vorstellungen, welche dabei wirksam waren, in einem durchgängigen Zusammenhange stehen, so daß sie einander leicht im Gedächtniß wachrufen; die ganze Zeitstrecke ist uns dann nach ihrem Abfluß ohne Schwierigkeit in einem Gesammtbilde gegenwärtig. Ein vergangener Zeitraum dagegen, welcher von vielerlei und rasch wechselndem Lebensinhalt erfüllt war, in Scherz, Spaß und Spiel dahinfloß, erscheint später wie verflogen, wie leer und nichtig, da wir zwar Viel, aber wenig Denkwürdiges, wenig, dessen wir uns wirklich erinnern, erlebt haben. Wer mit mancherlei kleinen, nicht zusammenhängenden Beschäftigungen eine gewisse Zeit hinbrachte, die ihm während des Ablaufs schnell verfloß, hat doch am Ende derselben das Gefühl einer langen Zeit. Dasselbe zeigt sich, wenn man zwar mit großen und wichtigen Arbeiten sich beschäftigt und darüber nachgedacht, aber keine vollständig in allen Einzelheiten durchgeführt hat, sondern nur die Hauptvorstellungen derselben rasch vor der Seeele vorüberziehen ließ, um wieder zu anderen Arbeiten überzugehen. Goethe schrieb am 1. März 1788 in das Tagebuch der italienischen Reise: „Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vor-

kommt. Zuerst war der Plan zu Faust gemacht . . . Auch ist der Plan von Tasso in Ordnung, und die vermischten Gedichte zum letzten Bande meist in's Reine geschrieben" u. s. w.

Mitten in einem lebhaften, von vielen Vorstellungen erfüllten und rasch in der Scenerie wechselnden Traume empfinden wir keine Langeweile; beim Erwachen aber glauben wir unendlich lange geträumt zu haben — obwohl der Traum in Wirklichkeit nur sehr kurze Zeit dauerte, — und das um so mehr, je mannigfaltiger und unzusammenhängender die Traumbilder waren.

Wenn Jemand mehrere Jahre von seiner Heimat entfernt gewesen ist, draußen in fremden Landen viel gesehen und erlebt hat, und dann bei seiner Heimkehr alle die Eindrücke und Erlebnisse vor seiner Seele vorüberziehen läßt, so erscheint ihm die seit seinem Weggang verflossene Zeit viel länger, als sie in Wirklichkeit ist; erblickt er nun aber plötzlich von einer Anhöhe den Kirchthurm des Heimatsdorfes, und sieht er, wie Alles noch unverändert vor ihm liegt, gerade so, wie er es verlassen, dann ist es ihm wohl, als ob kaum so viele Wochen seit seiner Abreise vergangen, als es Jahre waren. Wenn vollends, wie bei einer schnellen Eisenbahnfahrt, in ungewöhnlich kurzer Zeit äußerst zahlreiche und unzusammenhängende Eindrücke rasch auf einander folgen, so bringen sie eine gewisse Verwirrnng des Zeitbewußtseins hervor; ihrer sind zu viele, sie waren zu flüchtig und konnten sich nicht tief einprägen, sie haben mit dem sonstigen Seeleninhalte und den gegenwärtigen Erlebnissen zu wenig Beziehung, um alle in der ursprünglichen Reihenfolge schnell und leicht reproducirt zu werden, und so später noch der Seele in einem Gesammtbilde gegenwärtig zu sein. Wir wundern uns, wenn der objective Zeitmesser, die Uhr, angiebt, in wie kurzer Zeit wir von einem Orte zu einem andern, weit entfernten gelangt sind; wohl verfloß uns auch die Zeit während ihres Ablaufes schnell, aber wir haben das Gefühl, daß während der Fahrt vielmal mehr Eindrücke auf uns einwirkten, als sonst in gleicher Dauer, und wir halten unwillkürlich in der Erinnerung die vergangene Zeit für länger. — M. Lazarus bemerkt in seinem Vortrag über „Zeit und Weile": „Nicht davon allein hängt die Schätzung eines verwichenen Zeitabschnitts ab, ob er wirklich reichhaltig an Erlebnissen war, deren Bilder in unserem Gedächtniß ruhen, sondern ob wir jetzt, während der Schätzung, uns dieses Reichthums auch wirklich erinnern; nicht an den außerhalb des Bewußtseins im tiefen Schacht des Gedächtnisses ruhenden, sondern an den lebendig in's Bewußtsein steigenden und über die Fläche desselben sichtbar schreitenden Vorstellungen messen wir die Zeit ihrer Bildung. Wiederum kommen daher in Bezug auf dieselbe gehaltvolle Zeit die Widersprüche, daß wir sie bald als sehr lang beurtheilen, weil wir uns ihres reichen Inhalts lebhaft erinnern, bald als kurz, weil wir mit unserem Gedächtniß nur flüchtig darüber hinschweifen".

Mozarts Opern.

Von

Otto Gumprecht.

— Berlin. —

II.

Seit jeher iſt die Oper ein Tummelplatz der verſchiedenartigſten Gegenſätze geweſen. Wohin ſich hier der Blick wendet, allenthalben ſtößt er auf eine Menge von Widerſprüchen, die ihre Ausgleichung und Verſöhnung blos in äußerſt wenigen Idealgebilden der Gattung gefunden. Nach jedem Friedensſchluß erwachte der Kampf von Neuem nur um ſo heftiger. Drei Künſte wirken im geſungenen Drama zuſammen: Poeſie, Muſik und Schauſpielkunſt. Weil jede von ihnen ihre beſonderen Lebensbedingungen hat und zugleich nach der Oberherrſchaft ſtrebt, birgt die Vereinigung tauſend Keime der Zwietracht. Während das Wort, der beflügelte Diener des Gedankens, raſtlos vorwärts drängt, bedürfen die im Sinnlichen befangenen, zumeiſt durch ihre architektoniſche Gliederung wirkenden Töne des Raumes, um ſich auszubreiten. Wiederum ihre eigenen Anſprüche erhebt die Darſtellung, für deren Vortheil doch auch geſorgt ſein muß. Von allen Tonwerken ſind die dem Theater gewidmeten die vergänglichſten. Sie müſſen ſchon von recht kräftigem Schlage ſein, wenn ſich an ihnen eine zweite Generation erfreuen ſoll. Die es nun gar auf hundert Jahre und darüber bringen, ſind nicht minder vereinzelt als die Menſchen, denen das gleiche Loos beſchieden geweſen. Unzählige Opern haben in tauſend und abertauſend Herzen jubelnden Widerhall geweckt, durch die ganze gebildete Welt den Ruhm ihrer Autoren auf Flügeln des Geſanges getragen, aber wie äußerſt wenigen unter ihnen ſcheint bis zu dieſer Stunde das Licht der Lampen. Faſt alle ſind ſie eingegangen in den

weiten, ſtillen Friedhof der Kunſtgeſchichte, die ihnen die Grabſchrift geſetzt: der Reſt iſt Schweigen. Die außerordentliche Kurzlebigkeit des geſungenen Dramas erklärt ſich vornehmlich aus ſeiner zuſammengeſetzten Natur. Es übt unter ſämmtlichen Kunſtſchöpfungen die ſtärkſte und allgemeinſte Wirkung und iſt dabei der zerſtörenden Macht der Zeit am widerſtandsloſeſten preisgegeben. „In ihm (ſagt Riehl) ſpitzt ſich die Technik dreier Künſte zu, und nichts veraltet raſcher als zugeſpitzte Technik.“ Alle auf das Bravourbedürfniß berechnete Muſik iſt darum ſo hinfällig, ſo gänzlich abhängig von jeder Laune der wankelmüthigſten unter ſämmtlichen Feen, der im Schaffen wie im Zerſtören gleich raſchen und allmächtigen Mode. Um eine Oper außer Cours zu ſetzen, braucht nur der Text den Neigungen des Publikums nicht mehr zu entſprechen oder der muſikaliſche Geſchmack ſich geändert zu haben oder ein in neuen Traditionen erzogenes Sängergeſchlecht herangewachſen zu ſein. Dreifach ſterblich iſt ſie ſolchergeſtalt. Auf Alles, was während des ſiebenzehnten und der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts für die Geſangsbühne geſchaffen worden, hat längſt der Tod ſeine ſtarre Hand gelegt. Die älteſten, heut zu Tage noch lebendigen Tondramen ſind einige Spätwerke Glucks. Von der geſammten Händel'ſchen Theatermuſik haben blos noch etliche in den Concertſaal hinüber gerettete Arien Werth für die Gegenwart. Die Partituren Haſſes und Grauns, die maſſenhafte Production der toscaniſchen und der über die Maßen fruchtbaren neapolitaniſchen Schule ſind Staub und Moder.

So alt wie die Oper ſelbſt iſt das ungeſtillte Verlangen der Componiſten nach brauchbaren Texten. Die Sache hat einen zwiefachen Grund, einen ſubjectiven und einen in der Natur der Dinge liegenden. Den echten Dichter wird es nur äußerſt ſelten nach den kargen Lorbeern gelüſten, welche ihm die Libretto-Poeſie verheißt. Dazu kommt als objectives Moment die Enge des der Oper zugänglichen Stoffgebietes. Motive von urbildlichem Gehalt und zugleich fähig, vom Ausdrucksvermögen der Töne ergriffen zu werden, bieten ſich keineswegs in Hülle und Fülle dar. Italiener, Franzoſen und Deutſche haben auf der Geſangsbühne um die Hegemonie geſtritten. Wir trugen zuletzt den Sieg davon, denn wer jenſeits der Alpen oder Vogeſen könnte ſich mit Gluck, Mozart, Beethoven meſſen. Zwei Umſtände ſind jedoch geeignet, unſeren Nationalſtolz in Sachen der Oper einigermaßen zu dämpfen. Nicht nur legten die beiden älteren Meiſter italieniſche und franzöſiſche Texte der Mehrzahl ihrer dramatiſchen Werke unter, auch deren muſikaliſche Subſtanz verräth deutlich die Einflüſſe des ausländiſchen Theaterſtils. Und ferner, ſtatt mit unſerer Production den Weltmarkt zu beherrſchen, iſt die Einfuhr immer unendlich größer geweſen als der Export. Der maſſenhafte Umfang der erſteren erklärt ſich daraus, daß es uns daheim beinahe ganz an jenem gefälligen Mittelgut fehlt, deſſen kein Repertoire entbehren kann. Wenn nach einem Worte Börnes die deutſche Sprache und Literatur blos Gold

und Kupfer, die unserer westlichen Nachbaren lauter Silber enthält, so gilt dasselbe von der deutschen Oper gegenüber der italienischen und französischen. Die genialsten Werke der Gattung sind deutschen Ursprungs, aber das Theater ist nicht der Schauplatz gewesen, auf welchem die vaterländische Tonkunst ihre häufigsten Triumphe gefeiert.

Welche Wandlung hat nicht die Gesangsbühne erfahren, seitdem Mozart von der Welt geschieden. Längst zerrissen und zwar vermöge einer kunstgeschichtlichen Nothwendigkeit ist der schöne, innige Bund, den in der klassischen Oper Musik und Drama, Sinnlichkeit und Geist, edelster Wohllaut und charakteristische Bedeutsamkeit geschlossen. Wie die echte und rechte Ehe, so hat jede wahrhaft innerliche Gemeinschaft die vollste naivste Gegenseitigkeit der in ihr vereinigten Factoren zur Voraussetzung. Nicht als ein Opfer, als Beschränkung ihrer Freiheit soll von ihnen die durch das Mit- und Füreinander bedingte selbstlose Hingabe empfunden werden, sondern als naturgemäße Bereicherung und Ergänzung des eigenen Wesens. Daher handelt es sich in der fast dreihundertjährigen Geschichte, auf welche das musikalische Drama bereits zurückblickt, immer wieder um das Verhältniß der in ihm zusammenwirkenden Künste. Diese dürfen, um des vollen Segens ihrer Verbindung theilhaftig zu werden, weder zu unreif und hilflos, noch zu hoch entwickelt und selbstbewußt sein. Das eine ist in der vorklassischen, das andere in der nachklassischen Oper der Fall. Was die letztere anlangt, so sehen wir ihr inneres Gleichgewicht namentlich von zwei Seiten her gestört: durch den aus dem rein instrumentalen Gebiet in sie eingedrungenen unerschöpflichen Farben- und Gestaltenreichthum und durch die mehr und mehr zur Herrschaft gelangte Richtung auf handgreiflichsten dramatischen Realismus, durch den Naturservilismus, um mit Schiller zu reden. Kommt es hier kaum irgendwo zu wirklicher Versöhnung des Gegensatzes zwischen den zu gemeinsamer Bethätigung berufenen Künsten, sucht jede von ihnen nach Kräften der anderen den Raum zu schmälern, einzig in dem dabei erfahrenen Widerstande Maß und Schranke findend, so zeigen die idealsten Gebilde des klassischen Stils — streng genommen können als solche blos die Taurische Iphigenia, Figaro und Don Juan gelten — die reinste Verschmelzung aller aufgebotenen Darstellungsmittel. Weder fällt da die Musik dem Drama in's Wort, noch wird sie von diesem zu peinlich beflissener Absichtlichkeit des Ausdrucks gedrängt. Auf's Engste halten sich beide umfangen, im wechselseitigen Geben und Nehmen dem innersten Zuge ihres Herzens Folge leistend. Tonsprache und Dichtung gehen so gänzlich in einander auf, daß bei keinem Theil auch nur der geringste Abzug oder Ueberschuß zu Tage tritt. Während die Gluck'sche Oper den Ausschluß des Secco-Recitativs, das immer und überall ein leidiger Lückenbüßer bleibt, vor den beiden Mozart'schen voraus hat, weisen dafür die letzteren unendlich reicher quellende Fülle und Mannigfaltigkeit der Erfindung und Gestaltung auf. Mit seiner königlichen Freigebigkeit und nicht weniger mit seiner unbewußten Weisheit

gemahnt hier das künstlerische Schaffen an den aus nie versiegendem Vorrath strömenden, durch das geheimnißvolle Walten ewiger Gesetze geregelten Haushalt der Natur. Gleich dieser sind darum jene Werke herrlich wie am ersten Tag. Kein Ablauf der Jahre hat Gewalt über die Frühlingspracht der Töne, die in ihnen blüht und duftet. Mozarts Opern nehmen in Herzen seines Volkes eine der ersten Stellen ein. Die Entführung, Figaro Don Juan, die Zauberflöte, sie gehören, wie der blaue Himmel, die Sonne, der Lenz, uns Allen ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, der Bildung. Dem Meister, der auf solche Art fort und fort unzähligen Gemüthern reinste Glückseligkeit spendet, ihm gebührt fürwahr ein Platz unter den größten Wohlthätern der Menschheit.

Zwei Tage vor der ersten Aufführung des Idomeneo hatte dessen Schöpfer das fünfundzwanzigste Jahr beschlossen und doch gebot dieser bereits mit spielender Leichtigkeit und Sicherheit über alle Mächte des Tonreichs. Aus seiner Hand waren nicht nur in Hülle und Fülle instrumentale und kirchliche Compositionen der mannigfaltigsten Art, sondern auch schon ein Dutzend dramatischer Arbeiten hervorgegangen. Eine reife, süße Frucht, wie sie nur vollendete Meisterschaft zu zeitigen vermag, empfing von ihm das Münchener Theaterpublikum. Karl Maria von Weber meint, daß in der Partitur fast aller Farbenstoff der späteren Mozart'schen Werke wie auf der Palette dargelegt worden und zugleich das Gewicht des Wissens mit des Genius Freiheitslust zu kämpfen beginnt. In der That lassen die folgenden Opern, was die Beherrschung der Darstellungsmittel anlangt, kaum irgend welchen erheblicheren Fortschritt erkennen. Gleich ihnen ist auch Idomeneo aus edelstem Wohllaut geformt, gesellen sich auch in ihm zu inniger Vertrautheit mit der Natur der Singstimme sachkundige Behandlung des Orchesters, zu quellendem Fluß der Erfindung crystallene Klarheit und strenge Folgerichtigkeit der Tonsprache, zum Reiz der sinnlichen Erscheinung die aus dem geistigen Gehalt der Aufgabe geschöpfte Bedeutsamkeit des Ausdrucks. Mit einem Wort: der Rafaelkopf des Meisters kehrt uns schon in seiner ersten klassischen Oper das volle Antlitz zu. Er ist wesentlich derselbe geblieben in dem weiteren Jahrzehnt, das ihm noch zum Schaffen gegönnt gewesen. Gänzlich fehlen hier die verschiedenen Stilperioden, die wunderbaren Wandlungen und Gegensätze, welche gerade die Production der genialsten Künstler sonst aufzuweisen pflegt. Von dem Beethoven, der aus der ersten Sinfonie zu uns redet, ist in der neunten kein Zug mehr zu gewahren. Die Wege des Freischütz, der Euryanthe, des Oberon, wie weit laufen sie auseinander! Für einen ähnlichen Entwickelungsgang war kein Raum innerhalb der eng geschlossenen goldenen Schranken jener harmonisch in sich befriedigten Schönheit, deren vornehmster Vertreter Mozart gewesen.

Warum hat sich nun aber Idomeneo stets nur mit einem kargen Pflichttheil der Liebe und der Bewunderung begnügen müssen, deren seine jüngeren Geschwister allenthalben wenigstens in Deutschland sich erfreuen? Weshalb

blieb er unbeachtet bei Seite, während die Entführung, Figaro, Don Juan, die Zauberflöte bis auf den heutigen Tag zu dem eisernen Bestand des Repertoires zählen? Ein Vierteljahrhundert verstrich, ehe er den Weg von München in die Hoftheater zu Wien und Berlin gefunden. In der österreichischen Hauptstadt verschwand er damals ebenso rasch von der Tagesordnung wie bei einem zweiten 1819 gemachten Versuch. Noch an zahlreichen Orten: in Kassel, Königsberg, Weimar, Frankfurt, Dresden ist seitdem diese Oper zur Darstellung gelangt, aber immer wieder mit dem nämlichen mageren Achtungserfolg. Laute Freude (berichtet Otto Jahn) der eigentlichen Musikliebhaber und Kenner, Gleichgültigkeit oder rasch vorübergehende Theilnahme des großen Publikums, das den Voraussetzungen fern steht, von denen das Verständniß abhängt. Auch die von mehreren deutschen Bühnen 1881 veranstalteten Jubiläums-Aufführungen konnten nicht den auf dem Werke liegenden Bann nachhaltig brechen. Daß es sich nie in der Gunst der Massen einzubürgern vermocht, hat freilich seinen guten Grund. Soll man doch nicht neuen Wein auf alte Schläuche füllen, und das ist hier geschehen. Die starren, ausgelebten Formen der schon längst greisenhaften Opera seria waren das Gefäß, in welches jugendkräftigste Genialität sich ergossen. Während Figaro und Così fan tutte auf dem Boden, der die üppigsten Keime des Gedeihens in sich tragenden komischen Oper stehen, während deren geistsprühender Humor, ihr geschmeidiger, ausdrucksreicher, einer Welt der verschiedenartigsten Empfindungen Raum gebender Ensemblestil in den Don Juan übergegangen, während endlich die Entführung wie die Zauberflöte echte Zukunftsgebilde sind, verheißungsvollste Frühlingsboten des nationaldeutschen Musikdramas, bekannten sich die erste und die letzte unter den klassischen Schöpfungen des Meisters zu einer im Absterben begriffenen Gattung, deren Ende Niemand mehr beschleunigt hat als er selbst und sein unmittelbarer Vorgänger, der Componist der beiden Iphigenien. Sowohl Idomeneo wie La Clemenza di Tito wurzeln in den Traditionen der alten italienischen Gesangsbühne, nur mit dem Unterschied, daß der eine frischen, fröhlichen Muthes über sie hinausstrebt, die andere dagegen müde und entsagungsvoll sich zu ihnen zurückwendet. Jener gleicht einem sonnigen Frühlingsmorgen, diese einem milden Herbstabend.

Dem von Abbate Varesco bearbeiteten Libretto liegt der mit Campras Musik schon 1712 aufgeführte Idomeneo von Danchet zu Grunde. Lauter alte, ehrwürdige, längst vermoderte Herrschaften ziehen hier im feierlichen Kothurnschritt an uns vorüber. Blos hohle Masken, dazu über die Maßen verbraucht und fadenscheinig waren die orientalischen, griechischen, römischen Helden und Heldinnen, die der Opera seria*), diesem dramatisch hergerichteten und aufgeputzten Concert, durch zwei Jahrhunderte das Personal geliefert. Name und Costüme wechselten, aber nicht ihre Träger, die typischen Gestalten

*) Vergl. des Verfassers „Unsere klassischen Meister" I. Bd. S. 287 ff.

des Königs und der Königin, des Prinzen und der Prinzessin, des Priesters und der Priesterin, stets umgeben von demselben unterthänigen, ihren stolzen Worten mit Bewunderung oder Schrecken lauschenden Volke. Wie unheilschwanger sich auch die Handlung anließ, immer nahm sie, dank dem bereit gehaltenen Deus ex machina, einen glücklichen Ausgang. Trefflich entsprachen der Bravourgesang und das Kastratenthum dieser conventionellen Schein- und Schattenwelt mit ihren gefrorenen Freuden und Schmerzen, ihren geschminkten und gepuderten, nach dem strengsten Hofceremoniell bemessenen Declamationen. Alle auftretenden Personen waren viel zu sehr erfüllt von gegenseitiger Achtung, um sich in die Rede zu fallen. Die eine ging, wenn die andere kam, oder hörte ihr geduldig zu. Hier und da wurde die endlose Reihe der Arien und Recitative durch einige kurze Chöre, höchst selten durch Sätze für mehrere Solostimmen unterbrochen. Nicht wuchsen die Töne aus den Worten organisch hervor — wie Blätter, Blüthen und Früchte aus dem lebendigen Stamm — sondern die Verse des Libretto bildeten gleichsam nur das Lattengerüst, an welchem die Musik ihre Laub- und Blumengewinde aufhing. Die Arientexte begannen gewöhnlich mit einer Sentenz. Ihrem thesenartigen, bald kategorischen, bald apodiktischen Inhalt gemäß waren die melodischen Hauptmotive fest umschrieben, wuchtig, gespreizt, nicht wellenförmig auf- und niederwogend, vielmehr äußerst steif und gradlinig, solchergestalt den Stimmen Gelegenheit gebend, durch Macht und Größe des Tons zu glänzen. Die Exposition des Themas pflegte zuletzt fast immer in ganze Büschel von Fiorituren auszulaufen, bei denen dann auch die Beweglichkeit der Kehle ihre Rechnung fand. Reichlich wurde so für die Schaustellung jeder Art von Virtuosität gesorgt, und vornehmlich dadurch unterscheidet sich der ältere Opernstil von dem modernen. Denn dieser begünstigt mit seinen dramatischen, lyrischen, figurirten Partien die Arbeitstheilung. Jener begehrte dagegen von Allen Alles: vocale Athletenthaten, die süßen Schmeichelkünste des Piano, Legato, Crescendo, Decrescendo, endlich auch behendeste Coloraturfertigkeit. Er muthet deshalb unseren heutigen, in der Pflege einzelner, scharf begrenzter Rollenfächer erzogenen Sängern und Sängerinen die dornigsten Aufgaben zu. Noch unter seinem Einfluß stehen, abgesehen von der Clemenza di Tito in den späteren Mozart'schen Werken, Constanze, Fiordiligi und die Königin der Nacht.

Die engen Beziehungen des Idomeneo zur alten Opera seria springen schon bei der oberflächlichsten Betrachtung in's Auge. Sechsundzwanzig Nummern, die mit Ausnahme eines Duetts, Terzetts, Quartetts, wie einiger Märsche und Chöre, lauter Recitative und Arien sind, enthält die Partitur. Drei Soprane und ein Tenor theilen sich in die Hauptrollen, deren Gestaltung durch die Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der Münchener Sänger und Sängerinnen wesentlich beeinflußt worden. Wie der Meister später Constanzens große Arie der geläufigen Gurgel der Cavalieri geopfert, wie ihm seine Schwägerin Josepha Hofer zur Königin der Nacht Modell gesessen, so hat

er an dem dürftigen Kastraten dal Prato und dem alten hälligen Coloraturpedanten Raaff das Maß zu Idamante und dessen Vater genommen. Daß der erstere nicht dem Tenor, sondern dem Sopran, der letztere nicht dem Baß oder Bariton, sondern dem Tenor zugefallen, erklärt sich einzig aus diesem äußeren Umstand. Freiere Hand hatte Mozart bei den weiblichen Charakteren. Mit ihrer Darstellung waren Elisabeth und Dorothea Wendling betraut, beide treffliche Künstlerinnen, dazu dem Componisten eng befreundet, seiner Autorität in allen Stücken willigste Folge leistend. Die weitaus werthvollsten Arien sind ihnen in den Mund gelegt. So schwer auch der Ablauf eines Jahrhunderts die Gesänge des Königs und des Prinzen geschädigt, der leidenschaftlichen Elektra und der jungfräulichen milden Ilia vermochte er wenig anzuhaben. Die erstere ist durchaus nach ihrer Mutter Klytemnästra geartet; wie diese in der einen ganz ähnlichen Stoff behandelnden Gluck'schen Iphigenia in Aulis musikalisches Fleisch und Blut gewonnen. Die Einwirkung des älteren Meisters auf den jüngeren verräth sich auch sonst noch mehrfach, vornehmlich in der Bedeutsamkeit der Recitative. Haben auf solche Weise sowohl der Bravourgesang der italienischen Opera seria wie das dramatische Pathos der französischen großen Oper reichlichen Theil an dem Werk, so gesellt sich zu diesen beiden Elementen ein drittes, zu dessen Verständniß es keiner grauen, kunstgeschichtlichen Weisheit bedarf, das, unmittelbar zu unserem Herzen redend, der Tonsprache den eigensten Stempel des Mozart'schen Genius aufprägt: die aus dem tiefsten Grunde des deutschen Gemüths geschöpfte Innigkeit der Empfindung. Sie ist namentlich in die Gesänge der Ilia und in die mehrstimmigen Sätze eingeströmt. Bei jedem dieser Gebilde haben wir ein ähnliches Gefühl, wie wenn in einem seit Menschengedenken verschlossenen, mit vergilbter Pracht gefüllten Kunstbau aus der Rococozeit mit einem Male sämmtliche Thüren und Fenster aufsprängen und von allen Seiten Luft und Sonnenschein, der frische Hauch und die holden Laute der Natur hereinbrächen. Idomeneo ist nächst der Zauberflöte von sämmtlichen Opern des Meisters am glänzendsten und sorgfältigsten instrumentirt. Er läßt in diesem Betracht alle Schöpfungen Glucks weit hinter sich. Wie mußten die Zeitgenossen staunen über den unerhörten Vollklang eines Orchesters, in welchem dem Streichquartett der vielstimmige Chor der Bläser ebenbürtig an die Seite getreten, über eine Begleitung, deren tonmalerische Motive jeden Vorgang auf der Bühne wiederspiegeln.

Die Empfindung eines von Act zu Act stetig sich steigernden Crescendo nimmt man von dem Werke heim. Immer voller und mächtiger strömt die Fluth der Töne, höher und höher wächst der Componist vor uns empor. Die große kunstgeschichtliche Bedeutung des Idomeneo hat namentlich darin ihren Grund, daß hier das Verhältniß Mozarts zu seinen Vorgängern sinnfällig zu Tage tritt. Wir werden auf's Unmittelbarste inne, wie viel er ihnen und wie unendlich mehr er dem eigenen Genius verdankt. Kommt dieser im ganzen ersten Act kaum zu Worte, so grüßt

er uns im zweiten gleich aus der so weich hingegossenen, von süßer Wehmuth gesättigten Arie der Ilia: „Verlor ich den Vater.“ Wir begegnen da einer Lieblingswendung des Meisters, die Note für Note im Andante der G moll-Sinfonie und in Taminos „Dies Bildniß ist bezaubernd schön“ wiederkehrt. Die lieblichen Klänge des einen ausdrucksvollen Gesang der Elektra umrahmenden, von allen Grazien gewiegten Chores: „Still ist im Meer die Welle,“ schlürft das Ohr wie erquickenden Balsam ein. Das aus dem zartesten Wohllaut geformte Stück erinnert durch seinen Stimmungsgehalt an das Abschiedsterzett in Così fan tutte. Beide bringen uns den ganzen Zauber eines südlichen Strandes vor die Seele, das Spiel der leise plätschernden Wellen, die mit ihnen kosenden Lüfte, das tiefe Blau der See und des Himmels. Die Schreckensrufe des vor dem Ungeheuer fliehenden Volkes, schon an sich von höchster dramatischer Macht, wirken um so erschütternder durch den Gegensatz zum Vorangegangenen. Eine ununterbrochene Reihe der herrlichsten Gebilde enthält der dritte Act. Wohl durfte von ihm Mozart seinem Vater frohlockend berichten: er wird wenigstens so gut ausfallen, als die beiden ersten; ich glaube aber unendliche Mal besser, und daß man mit Recht sagen könne: finis coronat opus. Da ist zunächst Ilias seelenvolle Arie: „Zephyretten, leicht gefiedert“ und bald darauf das bewunderungswürdige Quartett, ein Ensemblesatz so kunstreich gefügt und so inhaltsschwer, dessen Gleichen bisher nirgend zu finden gewesen, weder bei Händel und Gluck, noch bei den Italienern und Franzosen. Man bedenke die überaus mißliche Aufgabe, drei Soprane und einen Tenor neben- und gegeneinander musikalisch wie dramatisch zu vollster Geltung zu bringen, und doch ist die Schwierigkeit mit spielender Hand überwunden. Dem hartnäckig auf den alten Schlendrian versessenen Raaff jagte das alles Herkommens spottende, aus dem Füllhorn der begnadigtsten Phantasie geschöpfte Tonstück kaum geringeren Schrecken ein als den kretischen Männern und Frauen Poseidons plötzlich aus den Fluthen auftauchendes Ungethüm. Der verblüffte Sänger wollte mit diesem Quartett nichts zu schaffen haben, er warf ihm vor, es sei zu lang „non c'è da spianar la voce.“ Aber der Meister wies ihn mit den geflügelten Worten zur Ordnung: „Liebster Freund! Wenn ich nur eine Note wüßte, die zu ändern wäre, so würde ich es sogleich thun; allein ich bin noch mit keiner Sache in dieser Oper so zufrieden gewesen wie mit diesem Quartett, und hören Sie es nur einmal zusammen, dann werden Sie gewiß anders reden. Ich habe mir bey Ihren zwey Arien alle Mühe gegeben, Sie recht zu bedienen, werde es auch bey der dritten thun und hoffe es zu Stande zu bringen; — aber was Terzetten und Quartetten anbelangt, muß man dem Componisten seynen freien Willen lassen.“ Ungemein lehrreich ist der des Vorfalls gedenkende, nach Salzburg gerichtete Brief. — „Als wenn man in einem Quartett nicht viel mehr reden als singen sollte,“ kann man die dramatische Bedeutung alles Ensemblegesanges kürzer und bündiger

bezeichnen? Der Chor des um den Oberprieſter verſammelten Volkes, die Tempelſcene mit Elektras zornglühender Arie ſind unübertroffene Muſter ihrer Gattung, dem Gewaltigſten im Don Juan und in der Zauberflöte ebenbürtig an die Seite tretend.

In Webers geſammelten Schriften, auf die ſchon die Betrachtung des Idomeneo Bezug genommen, findet ſich der folgende charakteriſtiſche Ausſpruch über die Entführung. „Meinem perſönlichen Künſtlergefühle iſt dieſe heitere, in vollſter üppiger Jugendkraft lodernde, jungfräulich zart empfindende Schöpfung beſonders lieb. Ich glaube in ihr das zu erblicken, was jedem Menſchen ſeine frohen Jünglingsjahre ſind, deren Blüthenzeit er nie wieder ſo erringen kann, und wo beim Vertilgen der Mängel auch unwiederbringliche Reize fliehen. Ja, ich getraue mir, den Glauben auszuſprechen, daß in der Entführung Mozarts Kunſterfahrung ihre Reife erlangt hatte, und dann nur die Welterfahrung weiter ſchuf. Opern wie Figaro und Don Juan war die Welt berechtigt, mehrere von ihm zu erwarten. Eine Entführung konnte er mit dem beſten Willen nicht wieder ſchreiben." Auf ganz ähnliche Weiſe hat Mendelsſohn in ſeinen Briefen über das Werk ſich geäußert. Ja wohl in den wärmſten Glanz, den ſüßeſten Blüthenduft der Jugend ſind dieſe Töne getaucht, brachen ſie doch aus einem Gemüth hervor, das ihnen das ganze junge Glück ſeines Liebesfrühlings auf die friſchen Lippen gelegt. Auch Weber konnte beim beſten Willen keinen Freiſchütz wieder ſchreiben. Beide Werke künden in ſchallendem Reigen jene höchſte Freude, die das Schickſal nur einmal dem Menſchen gönnt. Das Auge ſieht den Himmel offen, es ſchwelgt das Herz in Seligkeit — wahrlich nie hat die deutſche Tonkunſt das Wort des deutſcheſten aller Dichter mit lauterem, überzeugenderem Jubel bekräftigt als in dieſen Bräutigamsopern unſerer zwei größten dramatiſchen Sangesmeiſter. Wie Belmonte, ſo ſollte auch Mozart ſeine Conſtanze ſich erkämpfen. Nomen est omen, ſchon der Klang des theuern Namens war verheißungsvoll für eine Arbeit, die den Grundſtein zum Ruhm und desgleichen zum häuslichen Herd ihres Autors gelegt.

Und nicht blos die Braut, auch unſere nationale Oper empfing ihre Morgengabe in der Entführung. Wir haben hier die erſte wunderreiche Blüthe, zu der das unſcheinbare deutſche Singſpiel, von der Macht des Genius berührt, ſich erſchloſſen. Gar beſcheiden ſind die Anfänge unſerer vaterländiſchen Geſangsbühne geweſen. Nur die italieniſche Oper ſonnte ſich in der Gunſt der Höfe, war das verwöhnte Schooßkind der vornehmen und gebildeten Geſellſchaft. Auch außerhalb ihres Geburtslandes machte ſie ſich die Componiſten wie die Sänger botmäßig, an ſchöpferiſchem Vermögen und an leiſtungsfähigen Stimmen Alles verſchlingend, was ſie auf ihrem Wege fand. In ihr hatte ſeit jeher als unumſchränkte Herrin und Gebieterin die Muſik geſchaltet, während dieſe in unſerem einheimiſchen Singſpiel nur ein eng begrenztes Gaſtrecht genoß, das ſie zudem mit der Verläugnung ihrer höchſten,

edelsten Fähigkeiten erkaufen mußte. Angewiesen auf die äußerste, jedem Ohre verständliche Einfachheit der Formen, auf die hausbackenste Dürftigkeit des Ausdrucks, sollte sie zugleich durch plumpe Späße um die Gunst der Menge werben. Sie durfte dabei keinen Augenblick vergessen, daß sie ihre Weisen nicht geschulten Sängern, sondern Schauspielern in den Mund legte. Einzig Componisten von mittelmäßigem Talent pflegte die Verrichtung so untergeordneter Handlangerdienste anzulocken. Die Entführung gab der deutschen Oper die künstlerische Weihe. Liebend neigte sich ein königlicher Jüngling zu dem armen Aschenbrödel hinab und hob es empor zu Glanz und Herrlichkeit. Wohl dürfen wir mit Otto Jahn sagen: „Zum ersten Male haben hier deutsche Empfindung, deutsches Gefühl, deutsches Gemüth aus einer echten Künstlerseele, durch vollkommene Beherrschung aller künstlerischen Mittel ihren Ausdruck gefunden; man begreift, daß vor der reichen Fülle und lebendigen Wahrheit einer solchen Erscheinung Alles zurücktreten mußte, was sein Heil in Formen suchte, die aus der Fremde entlehnt und nach äußerlichen Bedingungen gemodelt waren." Nächst der Zauberflöte hat keine andere dramatische Schöpfung Mozarts seinen Namen den Zeitgenossen so theuer gemacht, einen ähnlich durchschlagenden Erfolg gleich bei ihrem ersten Erscheinen aufzuweisen gehabt, wie diese. Sie kreuzte die Bestrebungen Goethes, der im Verein mit seinem Jugendfreunde Christoph Kaiser vielfach für die Hebung des deutschen Singspiels geschäftig gewesen. „All' unser Bemühen (klagt er) uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail schlug Alles nieder und es ist auf dem Theater von unserem so sorgsam gearbeiteten Stück (Scherz, List und Rache) niemals die Rede gewesen."

Das Textbuch wird man immerhin den besseren Arbeiten seiner Art beizählen. Es bot dem Componisten eine zwar einfache, aber doch nicht arme Handlung, fest umschriebene Charaktere, manche wirksame Situation, endlich den Reiz des orientalischen Localcolorits. Von der älteren deutschen Operette ist der lässige Wechsel zwischen gesungenen und gesprochenen Scenen übrig geblieben. Dieser, als stilwidrige Vermengung von zwei völlig verschiedenen Ausdrucksweisen im rein ästhetischen Betracht gewiß unberechtigt, kommt doch dem praktischen Bedürfniß so hilfreich entgegen, daß er wenigstens innerhalb der heiteren Gattung bis zum heutigen Tage seinen Platz behauptet. Nicht blos weit verständlicher, auch ungleich rascher als aller Gesang ist die geflügelte Rede. Sobald ihr das ganze Geschäft des Erzählens und Motivirens zugefallen, darf die Musik nur nach dem süßen, lyrischen Kern des Dramas ihre Hand ausstrecken. Mozart, dessen genauen Anweisungen der Librettist folgte, trug Sorge, daß der Dialog auf das Allernothwendigste beschränkt wurde, daß keine vom Stoff gewährte Gelegenheit zu Arien oder Ensemblesätzen unbenutzt blieb. Das Bretzner'sche Original enthält deren viel weniger als die Stephanie'sche Bearbeitung. Dem ununterbrochenen brieflichen Verkehr des Meisters mit seinem Vater verdanken wir

ein interessantes Gegenstück zu dem von Gluck in der Zueignung der Alceste abgelegten künstlerischen Glaubensbekenntniß. „Nun wegen dem Text von der Opera. — Was des Stephanie seine Arbeit anbelangt, so haben Sie freylich Recht, doch ist die Poesie dem Charakter des dummen, groben und boshaften Osmin ganz angemessen. Und ich weiß wohl, daß die Versart darin nicht die beste ist; doch ist sie so passend mit meinen musikalischen Gedanken (die schon vorher in meinem Kopfe umher spazierten) übereingekommen, daß sie mir nothwendig gefallen mußte; und ich wollte wetten, daß man bey dessen Aufführung nichts vermissen wird. Was die in dem Stücke selbst sich befindende Poesie betrifft, so könnte ich sie wirklich nicht verachten. — Die Aria von Belmonte: O wie ängstlich könnte fast für die Musik nicht besser geschrieben seyn. — Das Hui und Kummer ruht in meinem Schooß (denn der Kummer kann nicht ruhen) ausgenommen, ist die Aria (der Constanze Nr. 6 der Partitur) auch nicht schlecht, besonders der erste Theil und ich weiß nicht, — bey einer Opera muß schlechterdings die Poesie der Musik gehorsame Tochter seyn. — Warum gefallen denn die welschen komischen Opern überall, mit alle dem Elend, was das Buch anbelangt? sogar in Paris, wovon ich selbst ein Zeuge war? — Weil da ganz die Musik herrscht und man darüber Alles vergißt. Um so mehr muß ja eine Opera gefallen, wo der Plan des Stückes gut ausgearbeitet, die Wörter aber nur blos für die Musik geschrieben sind, und nicht hier und dort einem elenden Reime zu gefallen (die doch bey Gott, zum Werthe einer theatralischen Vorstellung, es mag seyn, was es wolle, gar nichts beytragen, wohl aber eher Schaden bringen) Worte setzen, oder ganze Strophen, die des Componisten seine ganze Idee verderben. — Verse sind wohl für die Musik das Unentbehrlichste, aber Reime — des Reimes wegen das Schädlichste; die Herren, die so pedantisch zu Werke gehen, werden immer mit sammt der Musik zu Grunde gehen. Da ist es am besten, wenn ein guter Componist, der das Theater versteht, und selbst etwas anzugeben im Stande ist, und ein gescheidter Poet, als ein wahrer Phönix, zusammenkommen — dann darf Einem vor dem Beifalle der Unwissenden auch nicht bange seyn. — Die Poeten kommen mir fast vor, wie die Trompeter mit ihren Handwerkspossen; wenn wir Componisten immer so getreu unsern Regeln (die damals, als man noch nichts Besseres wußte, ganz gut waren) folgen wollten, so würden wir ebenso untaugliche Musik, als sie untaugliche Bücheln verfertigen. Nun habe ich Ihnen dünkt mich genug albernes Zeug dahergeschwätzt."

Niemand wird in der Partitur die Ungleichartigkeit verkennen. Neben den ausgelebten Formen der altersmüden italienischen Oper die kraftstrotzenden, zukunftsreichen Keime unseres nationalen Musikdramas. Wie sehr von dessen Herrlichkeit Herz und Kopf des Meisters voll gewesen, wüßten wir es nicht schon aus den Briefen, seine beiden deutschen Opern würden es uns sagen. Daß in Idomeneo die weiblichen Figuren, in der Entführung die Männer-

rollen in den Vordergrund treten, hat seinen Grund theils im Textbuch, theils in der Persönlichkeit der ersten Darsteller, die stets bestimmenden Einfluß auf Mozart geübt. Ihm waren im Tenoristen Adamberger und im Bassisten Ludwig Fischer Sänger zur Hand, wie er sie besser sich gar nicht wünschen konnte. Keine zweite unter den von ihm auf die Bühne gerufenen Jünglingsgestalten kann an Ernst und Tiefe der Empfindung mit seinem Belmonte sich messen, weder Ottavio noch Fernando, auch nicht der deutsche Tamino. Vor diesem, der kaum den Knabenjahren entwachsen, hat jener die gereifte Männlichkeit voraus. Welcher Gegensatz zwischen ihm und den hohlen, geckenhaften Kastraten der Opera seria auf der einen, den galanten, windigen Tenoren der Buffa auf der anderen Seite. Er ist das künstlerische Abbild seines Schöpfers, recht eigentlich dessen Doppelgänger. Namentlich die ersten beiden Arien bringen uns die ganze Zartheit und Süßigkeit, aber auch die vollste Kraft und Treue der echten Liebe vor die Seele. Was in der zweiten, der „Favoritarie" des Componisten, wie Aller, die sie gehört, so ängstlich und so feurig klopft, es ist das der Braut sehnsüchtig entgegenschlagende Herz des sechsundzwanzigjährigen Mozart. In das unsrige theilt sich aber mit dem Helden der Oper sein Todfeind, der wilde, tückische, blutdürstige Osmin, dieser leibhafte Türke der Volksphantasie, für den es kein herrlicheres Schauspiel giebt, als die Hinrichtung eines Ungläubigen. Wer sollte meinen, daß mit dem leidenschaftlichen Liebhaber des Köpfens und Hängens, des Spießens und Verbrennens die Grazien irgend etwas zu schaffen haben könnten, und doch standen sie an seiner Wiege, geleiten sie ihn auf allen seinen Wegen. Ein Blutsverwandter des glorreichen Falstaff, gleich ihm der schöpferischen Urkraft genialsten Humors entstammt, hat er vollen Anspruch auf unsere Bewunderung, ja auf unsere Liebe. Der Alles verklärende Grundzug der Mozart'schen Tonsprache tritt vielleicht nirgends so sinnfällig zu Tage, wie hier. Welche Mißgestalt würde der Realismus der modernen Oper aus Blondchens unwirschem Gebieter gemacht haben! Das Scheusal Kaliban wäre sicherlich dagegen ein unschuldig lächelndes Kind gewesen. Der Componist der Entführung glaubte, die Kunst dürfte vom Häßlichen nur unter der Bedingung Besitz ergreifen, wenn sie es in schönen Schein umzusetzen vermöchte. Die folgenden, bei Gelegenheit der ersten Arie des Osmin an den Vater gerichteten Worte treffen den Kern der Sache und sind um so merkwürdiger in dem Munde eines Meisters, von dem man gewöhnlich meint, er hätte sich nichts bei seinen Tönen gedacht, wie im Schlafe wären sie ihm gekommen. „Das Drum beim Barte des Propheten ist zwar im nämlichen Tempo, aber mit geschwinden Noten und da sein Zorn immer wächst, so muß, da man glaubt, die Aria sey zu Ende, das Allegro assai ganz in einem anderen Zeitmaße und anderem Tone eben den besten Effect machen. Denn ein Mensch, der sich in einem so heftigen Zorn befindet, überschreitet ja alle Ordnung, Maß und Ziel, er kennt sich nicht — und so muß sich auch die Musik nicht mehr kennen. Weil aber die Leiden-

schaften, heftig oder nicht, niemals bis zum Ekel ausgedrückt sein müssen, und die Musik auch in der schaudervollsten Lage das Ohr niemals beleidigen, sondern doch dabei vergnügen, folglich allezeit Musik bleiben muß, so habe ich keinen fremden Ton zum F (dem Tone der Arie), sondern einen befreundeten, aber nicht den nächsten D-minore, sondern den weiteren A-minore dazu gewählt." Köstlich ist gleich das Lied, mit dem sich unser Mann einführt: „Wer ein Liebchen hat gefunden, die es treu und ehrlich meint," in wessen Brust jubelte es nicht hell auf bei solcher Vorstellung. Ihm aber, dem schwerblütigen, mißtrauischen, hinterhaltigen Gesellen dient zur treuen Kundgebung seiner Gefühle eine wilde, trübe, grämliche Melodie in G-moll. Unübertroffene Muster in rein musikalischem wie in dramatischem Betracht sind die beiden Arien. Außer Mozart hat nur noch Händel des Basses Grundgewalt seinen reckenhaften Wuchs, seine breiten wuchtigen Schritte zu so siegreicher Geltung gebracht. Osmin ist die eigenste Schöpfung des Componisten, der den Inhalt der einzelnen Scenen dem Textdichter angab, ihm blos die Sorge für die Worte überließ. Der liebenswürdige Unhold steht bis zum letzten Ton im Mittelpunkt unseres Interesses. Von unbeschreiblicher Wirkung ist es, während er in dem patriarchalischen Rundgesang, der die Stelle des Finale vertritt, den Versuch macht, seinen Wuthausbrüchen die zahme, Selims Großmuth preisende Weise anzupassen, sie aber nach wenigen Zeilen verächtlich bei Seite wirft und in den tobsüchtigen Schluß der ersten Arie zurücktaumelt. Noch möge hier das ihm von David Friedrich Strauß zugeeignete Sonett einen Platz finden:

Das lustige Stück im Sinnbild nachzuahmen,
Möcht' ich mit dieser Feder zeichnen können:
Dann setzt ich einen Bären, leicht zu nennen,
Geneckt von Liebesgöttern, in den Rahmen.

Erst tanzt der Bär, gleich einem jener zahmen
Nach einer Pfeife, die wir alle kennen:
Dann sehen wir toll ihn hin und wieder rennen,
Dem Amors Bienenstiche schlecht bekamen.

Doch wie? Du sprichst nur immer von dem Bengel;
Soll nichts des treuesten Paares Liebe gelten?
Das Herz nicht gelten, das so feurig klopfet?

Gewiß ich fühl's: sie singen wie die Engel:
Doch über Alles geht mir — mögt ihr schelten. —
Der alte Türk' — und nun sogar bezopfet.

Der weibliche Hauptcharakter hat sich mehr als billig dem Wesen der ersten Darstellerin, einer seelenlosen Gesangsvirtuosin, fügen müssen. „Die Arie von der Constanze (bekennt Mozart selber) habe ich ein wenig der geläufigen Gurgel der Mlle. Cavalieri aufgeopfert. „Trennung war mein banges Loos und nun schwimmt mein Aug in Thränen" habe ich, soweit

es eine welsche Bravourarie zuläßt, auszudrücken gesucht." Es ist keineswegs das einzige Stück, das den lebensfeindlichen Einfluß der geläufigen Gurgel verräth. Was nur der altitalienische Bravourstil an häßlichen Staccato, auf- und niederrollenden Skalen, an verwegenen Sprüngen in die höchste Höhe und tiefste Tiefe dargeboten, hat der Componist auf die Rolle gehäuft, um die Vorzüge seiner Sängerin in's hellste Licht zu rücken, ihre Blößen unter dem gleißenden Flitterstaat zu verstecken. Namentlich die große Arie „Martern aller Art" ist verschwenderisch behängt mit derlei vergänglichem Zierrath. Vorüber rauscht da an uns die gefallsüchtige Primadonna-assoluta der Opera seria, eine hohle Maske im verschlissenen Sammet und Atlas mit langer, von vier concertirenden Instrumenten — Flöte, Oboe, Violine und Cello — dienstfertig getragener Schleppe. Ungleich freundlicher als die Herrin muthet uns die Zofe an. Das kecke, schelmische Blondchen kann sich freilich nicht messen mit den beiden jüngeren Schwestern in Figaros Hochzeit und in Così fan tutte. Pedrillos Romanze ist eine Perle aus dem Schatzkästlein orientalischer Märchenromantik. Alle Zauber der tausend und einen Nacht tauchen in unserer Erinnerung auf bei den seltsamen und doch so holden Klängen dieser Weise, die zugleich mit ihrer unsteten, zwischen Dur und Moll schwankenden, von einer Tonart zur andern irrenden Modulation, mit ihren leisen, rhythmischen Pulsen, das Wesen der Situation, die nach Fassung ringende Angst des Sängers, seine in die Stille und das Dunkel der Nacht hineinspähende Ungeduld, die Heimlichkeit des von ihm und dem Genossen unternommen Wagnisses deutlich wiederspiegelt.

An mehrstimmigen Sätzen ist die Entführung viel reicher als Idomeneo, sie enthält vier Duette — drei von ihnen geben Osmin Gelegenheit, in seiner ganzen Glorie sich zu zeigen — ein Terzett und ein Quartett, das erste wirkliche Finale, das auf der deutschen Bühne erklungen. Es hat seine Stelle am Schluß des zweiten Acts gefunden und offenbart schon die ganze, noch später so oft und so glänzend bewährte Meisterschaft musikalisch-dramatischer Entwickelung, jenes unübertroffene Vermögen, die bewegteste Mannigfaltigkeit von Charakteren und Vorgängen in den runden, fließenden Formen eines einheitsvollen, organisch gestalteten Tonstücks zusammenzufassen. Ist an der Ouverture zu Idomeneo der Ablauf eines Jahrhunderts keineswegs spurlos vorübergegangen, so gleicht die zur Entführung noch immer jungem feurigen Wein. Mozart meinte, man würde bei ihr nicht schlafen können, und sollte man eine ganze Nacht nicht geschlafen haben. Wie sich das rührt und regt, schäumt und sprudelt in jugendlichem Uebermuth! Die spielselige Ausgelassenheit der Tonsprache gemahnt bereits an die phantastischen instrumentalen Gebilde unserer Romantiker. Bei aller strotzenden Lebensfülle welche Einfachheit und Genügsamkeit im Gebrauch der äußeren Mittel! Kaum ein Anderer würde es sich haben nehmen lassen, gleich bei den ersten Accorden den ganzen Orient vor uns aufzuklappen. Der Componist ruft aber erst im neunten Tact die türkische

Musik herbei, nachdem schon alle Geister der Lust, des Scherzes und der Laune in sein Orchester eingezogen. Nur ein paar Augenblicke gönnt dieses sich und uns Zeit, neuen Athem zu schöpfen. Die auf den Dominantaccord schließende Ouvertüre leitet unmittelbar in Belmontes Gesang „Hier soll ich dich denn sehen" hinüber, dessen nach Moll gerückte Melodie den Inhalt des jene unterbrechenden kurzen Andante bildet. Mit seiner schwärmerischen Innigkeit steht es im wirksamsten Gegensatz zu dem brausenden, bei der Wiederholung des ersten Theils noch gesteigerten Jubel des Allegro.

„Das Ziel der Komödie, sagt Schiller, ist einerlei mit dem Höchsten, wonach der Mensch zu ringen hat, frei von Leidenschaft zu sein, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen." Nun, das idealste Gebilde der Gattung, die Komödie der Komödien, ist in Tönen gedichtet und nennt sich: Die Hochzeit des Figaro. Alle Zauber der Liebe und der Jugend, spielseligster Anmuth und Heiterkeit zu reinstem Wohllaut verkörpert, ruft uns der Klang dieses Namens vor die Seele. Wir denken bei ihm an eine sonnig-helle, jeder gemeinen Noth und Sorge entrückte Welt, an Menschen, zwar auch wie andere Erdenkinder abwechselnd bewegt von Freud' und Leid, aber vermöge des schönen Gleichmaßes ihrer Natur vor wirklicher Leidenschaft behütet und darum den Mächten nicht verfallen, von welchen geschrieben steht:

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Wiedergeboren scheint in dieser Oper die ganze Herrlichkeit hellenischer Kunst, ihre ruhige Vornehmheit, thaufrische Naivetät, durchsichtige Klarheit, ihre lächelnde, dem Genuß freundlich sich entgegenneigende Milde. Keine andere Schöpfung des Meisters weist in reicherem Maße jene Grundeigenschaft der Mozart'schen Musik auf, die Jahn so treffend mit der würzigen Süßigkeit edelster zu goldener Reife gelangter Früchte vergleicht, denn beide sind das letzte köstlichste Ergebniß eines geheimnißvollen Processes, der Inbegriff, der feinste Extract aller im Organismus — hier im pflanzlichen, dort in der Künstlerseele — still und einträchtig schaffenden und wirkenden Kräfte. Gerade an den höchsten Thaten des Genius, in denen die mannigfachsten Gegensätze sich verschmelzen und aufheben, gewahren wir immer von Neuem das traurige Unvermögen, die gänzliche Hinfälligkeit der meisten ästhetischen Begriffs- und Grenzbestimmungen. Wer in Figaros Hochzeit sämmtliche Merkmale des klassischen Stils vereinigt findet, der braucht sicherlich keinen Widerspruch zu befürchten. Aber auch die Romantik ist nicht unbetheiligt an einem Werke, darin die von ihr so hochgehaltene Ironie oder sagen wir lieber der phantasie- und gemüthvollste Humor das erste und letzte Wort hat.

Die Vergleichung mit dem ursprünglichen Stück von Beaumarchais läßt überall den mildernden und idealisirenden Einfluß einer Musik erkennen, welche die bitterste Satyre auf die Sittenlosigkeit der vornehmen Gesellschaft zu einem heiteren Spiel mit den menschlichen Schwächen und Thorheiten verklärt hat. Unserem Meister war die Oper mehr als eine buntscheckige Reihe wirksamer Tonstücke. Er hegte nicht die Meinung, was zu albern sei, gesprochen zu werden, schicke sich immer noch für den Mund der Sänger. So fern ihm auch alle ästhetische Speculation gelegen, von dem Wesen und der Aufgabe der Bühne hatte er doch eine sehr klare Anschauung. Weil Keiner besser gewußt, daß im Theater selbst die reichste musikalische Erfindung ohne geeignete dichterische Unterlage, ohne bedeutsame, nach den Gesetzen der poetischen Logik gegliederte Vorgänge, ohne lebensfähige Charaktere nichts auszurichten vermag, ist er oft genug seinen Librettisten rathend und helfend zur Hand gegangen. Ganze Stöße italienischer Textbücher, eines immer unbrauchbarer als das andere, waren von ihm durchgesehen worden. Eben noch hatte er die unliebsamsten Erfahrungen mit seinem Abbate Varesco gemacht, dessen oca del Cairo nach der Vollendung eines ganzes Actes zurücklegen müssen. Da kam ihm als wahrer Retter in der Noth le mariage de Figaro. Dies Lustspiel verdankte freilich seinen außerordentlichen Erfolg vornehmlich dem von Witz sprühenden Dialog, also einer Eigenschaft, welche die einzig an den dramatischen Grundstoff gewiesene Oper preiszugeben genöthigt war. Zudem bereitete ihr das viel verschlungene Gewebe der in ununterbrochenem Wechsel einander folgenden und kreuzenden Intriguen ein gehäuftes Maß von Schwierigkeiten. Und noch weit bedenklicher muß der Umstand erscheinen, daß die Beaumarchais'sche Komödie ebenso arm an echtem Empfindungsgehalt wie reich an Geist ist. Wahrlich, sie hätte trotz des meisterhaften scenischen Aufbaues einem Componisten gewöhnlichen Schlages nur Disteln und Dornen geboten. Was ihr indessen gefehlt, sollte sie von Mozart in Hülle und Fülle empfangen, durch ihn die gründlichste Seelenwandlung erfahren. Er gab ihr gerade das, wofür die französische Sprache nicht einmal ein Wort hat: Gemüth. Da Pontes Libretto schließt sich treu und gewandt dem Original an. Es hat den Gang der Handlung wie die äußeren Umrisse ihrer Träger unverändert herübergenommen, einige Nebenmotive beseitigt, den redseligen Dialog gekürzt, namentlich auch die musikalisch nicht löslichen Elemente, alle satyrischen Schärfen und Spitzen, die boshafte Verspottung der politischen und socialen Zustände gänzlich ausgeschieden. In den solchergestalt zubereiteten Stoff ergoß sich nun als das ihn belebende Blut das Ausdrucksvermögen der Töne. Sämmtliche Figuren sind scheinbar dieselben geblieben, aber näher angesehen, völlig verschieden geartet. Wie im Lustspiel, so gebahren sie sich auch in der Oper, hier entspringen jedoch ihre Thaten aus einer ganz anderen Quelle, nicht aus dem Kopfe, sondern aus dem Herzen, nicht aus kluger Berechnung oder launenhafter Willkür, sondern

aus der gebieterischen Nöthigung des Gefühls. „Wir kennen," sagt Ferdinand Hiller, „die Menschen, die sich vor uns entwickeln, und doch leben sie eigentlich ein höheres Leben. Ihre Scherze machen uns nicht lachen, nur lächeln. — Ihre Liebesklagen und Gesänge athmen keine Sinnlichkeit, sondern Glück oder Sehnsucht, keine Trauer, sondern Wehmuth, — ihr Spott ist nicht Beleidigung, er ist Humor, sie gehören sich, ihren Wünschen, ihren Interessen an und stehen doch, ich möchte sagen, über sich selbst. So ist denn die veredelnde Gestaltung der Charaktere der Hauptsache nach ganz und gar das Werk des Tondichters!" Eine wahrhaft innerliche Wiedergeburt hat sich Dank der Alles läuternden Phantasie des Musikers an sämmtlichen Geschöpfen des Dichters vollzogen. Aus dem vornehmen Wüstling ist ein flotter, glänzender Cavalier geworden, aus der gelangweilten Salondame ein Muster echtester Weiblichkeit, aus dem jungen Taugenichts der Liebling der Musen und Grazien, aus dem verschmitzten Kammerdiener, der koketten, durchtriebenen Zofe ein in treuer Neigung verbundenes Paar, mit heiterstem Gleichmuth dem Kampf um's Dasein, den bunten Wechselfällen des Lebens die Stirn bietend.

Wo ist ein Sänger, so wie du, der Liebe?
Wo einer, der ihr wundersames Walten
In allen Arten, Stufen und Gestalten,
Im Tongemälde, so wie du, umschriebe?

Vom ersten Knospen scheu verhüllter Triebe
Bis wo sie sich zur Blüthenpracht entfalten;
Vom Sinnenrausch, den keine Zügel halten,
Bis zu dem zarten Seelenhauch: Ich liebe.

Hier hast du nun der saubern Liebesvögel
Ein ganzes Nest, ein volles, ausgenommen,
Und zeigst sie uns mit allen ihren Streichen;

Der ist kaum flügg'; der fliegt mit vollem Segel;
Ein dritter hat schon etwas abbekommen;
Ein Durcheinander ohne seines Gleichen.

Wer fände nicht in dem Strauß'schen Sonett den eigensten Stimmungsgehalt der Tonsprache wieder! Gewiß, Figaros Hochzeit ist die Komödie der Liebe, diese hat hier den mannigfaltigsten Ausdruck gewonnen, je nach der verschiedenen Natur der von ihr ergriffenen Herzen. Am reinsten und rührendsten spiegelt sie sich im leidverklärten Antlitz der Gräfin ab. Mozart hat Beaumarchais' Rosine, die mit der Sünde so lange liebäugelt, bis sie ihr zuletzt erliegt und als mère coupable endigt, zur sanften Schwester seiner Donna Anna umgeschaffen. Der gleiche Seelenadel, welcher bei der letzteren als thatkräftigster sittlicher Heroismus sich äußert, ergießt sich bei der anderen in einen Strom keuschester Lyrik: Milde, hoch über dem gemeinen Kampfgetümmel des Lebens schwebende Vornehmheit ist der Grundzug dieses Charakters. Weder Lust noch Schmerz vermögen ihn aus dem Gleichgewicht

zu bringen, die Harmonie zu stören, die sein innerstes Wesen ausmacht. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die Gräfin kühl und spröde Menschen und Dinge abwehrte; im Gegentheil, ihr Gemüth erzittert bis in seine verborgensten Tiefen schon bei der leisesten Berührung, aber wie voll und warm es auch empfindet, der wilde Brand der Leidenschaft hat nicht in ihm Raum. Manche Goethe'sche Frauengestalt ist aus ähnlichem Stoffe geformt.

Den holdesten Brautgesang der Liebe hat der Meister seiner Susanne in den Mund gelegt. Während diese mit der Gebieterin die Kleider getauscht, erscheint sie ihr auch innerlich verwandt. Was die weibliche Brust an hingebender Innigkeit, sehnsüchtigem Verlangen, verhüllter Gluth birgt, es erhebt seine Stimme in der sogenannten Gartenarie, bei der wir, um mit Eduard Mörike (Mozart auf der Reise nach Prag) zu reden, den Geist der süßen Leidenschaft stromweise, wie die gewürzte sommerliche Abendluft, einathmen. Alle verschämten Geheimnisse der Balconscene in Romeo und Julie scheint die zarte duftige Melodie auf den Lippen zu tragen. Die eines solchen musikalischen Kleinods gewürdigt worden, sie ist sicherlich den Besten ihres Geschlechts ebenbürtig. In der Maske des Kammermädchens steht uns einer der anziehendsten Frauencharaktere im gesammten Bereich der dramatischen Kunst gegenüber. Sein seelenvolles Auge blickt stets aus der durchsichtigen Hülle hervor. Das ganze Rüstzeug weiblicher List, Klugheit, Verstellung meisterlich handhabend, betheiligt sich Susanne vermöge der heiteren Activität ihrer Natur auf's Lebhafteste an dem von Figaro gegen die gemeinsamen Widersacher geführten lustigen Kriege. Alle Fäden der Intrigue laufen durch ihre zierlichen Finger. Sie ist darum auch die Hauptstütze des Ensembles. Ihrem vom tiefen A bis zum hohen C reichenden, mit den geschmeidigsten Künsten des Bel canto vertrauten Sopran sehen wir durchweg in den mehrstimmigen Sätzen die erste Rolle zugefallen. Susanne hat aber bei aller Schelmerei doch das Herz auf der rechten Stelle. Zu bestrickender Anmuth und Liebenswürdigkeit gesellt sich gediegener innerer Werth. Ueberall, in den Beziehungen zur Gräfin, zu Figaro, selbst im neckischen Verkehr mit dem Pagen thut sich uns ein warmes, volles Gemüth kund. Es sänftigt und zügelt die ausgelassenen Geister des Scherzes und der Laune, giebt ihren Spielen die poetische Weihe.

Ein Wesen von ganz eigenartigem Reize ist Cherubin. Die ältere und neuere Gesangsbühne vermag nichts diesem leicht beschwingten, buntschillernden, mit jeder Blume kosenden Falter auch nur im entferntesten Aehnliches aufzuweisen. Welches Wohlgefallen der Meister an dem schönen Knaben, dem Liebling aller im Stück beschäftigten Personen, gehabt, bezeugt schon der äußere Umstand, daß ihm außer den beiden Arien noch eine dritte zugedacht worden, die aber vermuthlich wegen späterer, scenischer Veränderung ungeschrieben blieb. Die ganze Partie ist erfüllt vom Hauch der Romantik und gemahnt doch zugleich durch die Reinheit, das Ebenmaß, die Harmonie der Gestaltung an die holdesten Gebilde antiker Kunst. Hätten die hellenischen

Eros- und Ganymedstatuen Sang und Klang, in diesen eben so süßen wie innigen, ebenso innigen wie edlen Tönen würden sie zu uns reden. Alle Frühlingsstimmen der Liebe, ihre zitternde Unruhe, ihr durch Mark und Adern loderndes Feuer, der Wechsel zwischen kühnem Verlangen und schwärmerischer Versunkenheit, das unbestimmte Sehnen, das nach den Sternen greifen möchte und dann wieder in jedem schönen Auge die Lösung des beseligenden Räthsels zu finden glaubt, sie brechen in schallenden Reigen aus der jungen Brust hervor. Es ist bewunderungswürdig, wie verschieden die gleiche Empfindung in den beiden Romanzen sich ausspricht. In der ersten wendet sich der jugendliche Minnesänger an die heitere, nachsichtige Susanne, mit der er die übermüthigsten Worte ungestraft tauschen darf. Keck und verwegen entströmt hier darum die Rede seinen Lippen, wie lauter elektrische Funken fallen die sinnlich schwülen Töne in unser Ohr. Die Weise, die wir dagegen im Salon der Gräfin vernehmen, klingt ganz anders, viel schüchterner, zurückhaltender, umschleierter.

Daß der auf der Gesangsbühne sonst so bevorzugte Tenor in unserer Oper sehr kärglich bedacht, einzig zu untergeordneten Buffodiensten verwandt worden, lag in der Natur der Sache. Weder für den Grafen noch für Figaro schickte sich die ideale Jünglingsstimme. Jenem ist die Liebe blos eitel Spiel und Zeitvertreib. Nur sobald er sich in seinem Stolz, seiner Standesehre gekränkt glaubt, sehen wir ihn innerlich bewegt. Ihm frommte deshalb wie dem ähnlich gearteten, freilich noch viel reicher und glänzender ausgestatteten Don Juan, um zu überzeugender musikalischer Erscheinung zu gelangen, allein der männlich feste Baryton. Und dasselbe gilt von Figaro, wenn auch aus anderrn Gründen. Dieser meint es zwar treu und ehrlich mit seiner Susanne, aber er kommt als Liebhaber kaum in den ersten Scenen zu Worte. Im gesammten weiteren Verlauf der Handlung steht er uns lediglich als oberster Lenker der Intrigue gegenüber, unausgesetzt mit allen Waffen der List die Feinde seines Glücks bekämpfend. Der ihm eigene, durch nichts außer Fassung zu bringende heitere Gleichmuth ist die Quelle, aus der die Tonsprache ihren Inhalt geschöpft. Wahre Cabinetsstücke ebenso feinsinniger wie schlagfertiger Charakteristik sind Figaros Arien. In der ersten erklärt er dem Grafen den Krieg, mit der zweiten neckt er den zum Offizier ernannten, aber weit mehr nach den Rosen der Liebe als nach den Heldenlorbeer begierigen Pagen, in der dritten endlich verspottet er, die Braut treulos wähnend, sich selbst. Dabei klingen stets in das lustige Spiel der Töne leise trauliche Stimmen aus dem tiefsten Grunde des Gemüths hinein. Nur ein geborener König im Reiche des Humors konnte solche in allen Farben blitzende und schimmernde Juwelen seinen Sängern bescheren.

Ungleich mehr als die Hauptfiguren stehen die Nebenpersonen, aus deren großer Zahl jedem anderen Musiker schwere Ungelegenheiten erwachsen wären, auf dem Boden der Opera buffa. Von sämmtlichen Nummern der Partitur sind nur zwei: Marzellinens Arie und die nachcomponirte der Gräfin aus

dem Munde und dem Gedächtniß der Gegenwart verschwunden. Alles Uebrige ist gänzlich unberührt geblieben vom Ablauf der Jahre. Der Bravourgesang, dem im Idomeneo und selbst in der Entführung manche Zugeständnisse gemacht worden, hat so gut wie keinen Theil an Figaros Hochzeit. Aus dem innersten Kern der Aufgabe strömt hier der goldene melodische Born hervor. Die Arien zeigen fast ohne Ausnahme den knappsten, einfachsten Zuschnitt. Sie sind sämmtlich in den fließenden Linien des italienischen Gesangsstils gehalten, aber den meisten schlägt ein deutsches Herz in der Brust. Stücke von so überquellendem seelischen Reichthum wie die erste Arie der Gräfin „Heil'ge Quelle" (Porgi amor), die zweite der Susanne „O säume länger nicht" (Deh vieni, non tardar) wie die beiden Pagenromanzen wird man vergeblich in den Werken Paisiellos, Cimarosas, Rossinis und aller ihrer Landsleute suchen. Dergleichen ist zu keiner Zeit in der Heimat des Bel canto gediehen. Die klassische Oper legt vermöge ihres idealistischen Grundzugs nur geringen Werth auf das Localcolorit. Wenn in der Tauischen Iphigenia Barbaren- und Hellenenthum, in der Entführung orientalisches und europäisches Wesen charakteristischen Ausdruck gewonnen, so geschah es lediglich deshalb, weil hier dieser Gegensatz das vornehmste dramatische Leitmotiv bildet. Im Uebrigen findet sich bei Gluck, bei Mozart und ebenso in Beethovens Fidelio kaum eine Erinnerung an den Schauplatz der von ihren Tönen geleiteten und gedeuteten Handlung. Wir begegnen im Figaro nur ein einziges Mal echt spanischen Tanzrhythmen, und zwar in jener reizvollen Balletmusik am Schluß des dritten Acts, der eine schon von Gluck in seinem Don Juan benutzte Fandangomelodie zu Grunde gelegt worden.

Blos vollendete, das wuchtigste Rüstzeug der Kunst wie leichtes Spielwerk handhabende polyphone Meisterschaft, der die schwersten Fesseln in flatternde Rosengewinde sich verwandeln, allein solch unbegrenztes, aber stets durch Anmuth gemäßigtes und verschönertes Wissen und Können vermochte die köstlichen Ensemblesätze zu schaffen. In ihnen erscheinen die zwieträchtigsten Dinge zu reinster Harmonie verschmolzen: bunteste Mannigfaltigkeit des Stimmungsgehaltes, schärfste Charakteristik und blühender Wohllaut, rastlose Bewegung und ruhige, durchsichtige Klarheit, eine unversiegliche Fluth süßester Melodie und die reichste, malerischste Farben- und Gestaltenfülle der Begleitung. Die verschiedenartigsten Personen und Begebenheiten sind in dem einheitlichsten musikalischen Gefüge zusammengefaßt. Man streife diesen Stücken den Text, die Darstellung ab und übrig bleiben organische Tongebilde von entzückender Schönheit. Wer könnte alle Mittel im Einzelnen aufzählen, aus deren stetigem zwanglosen Zusammenwirken Wunder hervorgegangen, wie das erste Finale oder das Sextett des dritten Aktes! „Es erscheint", sagt Ferdinand Hiller, „selbst dem Musiker, der sein halbes Leben in dergleichen Studien und Betrachtungen zubringt, jedesmal auf's Neue unbegreiflich, welche Macht seiner Kunst beiwohnt, wenn sie von einem

Meister wie Mozart gehandhabt wird. Das Nacheinander des Dramatikers und das Nebeneinander des Malers weiß er zu vereinen — lebende Bilder in einem ganz andern Sinn zu schaffen, als die todten, die von Lebenden dargestellt werden. Die schnellste Rede und Gegenrede wird durch das überall waltende melodisch-rhythmische Motiv wie von blühenden Arabesken umkleidet, in jeder neuen Situation erwächst aus der mehr oder weniger allgemeinen Stimmung der Unruhe, der Angst der Befriedigung, des Glückes, eine neue harmonische Blume, und ein loses, leichtes Gewebe wird zum herrlichsten Blumenstrauß. Die reine, schöne Ruhe inmitten des mannigfaltigsten Getriebes, der größte Reichthum in der einheitlichsten, maßhaltendsten Form sind es wohl, was diesen Stücken einen Werth verleiht, in welchem sie für den Wissenden in unvergänglicher Vollkommenheit strahlen werden, wenn sie einst auch dem Publikum nicht mehr munden, oder von den Ausübenden nicht mehr zur Darstellung gebracht werden sollten." Es ist eine feinsinnige Bemerkung Jahns, daß der Nebentitel des Beaumarchais'schen Stücks „Une folle journée" dem Autor der Ouvertüre vorgeschwebt haben mochte. Diese hat im Gegensatz zur sonstigen Gewohnheit des Meisters auch keinen einzigen Tact der folgenden Oper entlehnt. Mit ihren wie Champagnerschaum sprudelnden und prickelnden Tönen ist sie das unübertroffene Muster einer Lustspiel-Ouvertüre. Sie würde darum auch den passendsten Instrumentalprolog zu Shakespeares „Was ihr wollt" oder „Viel Lärm um nichts", überhaupt zu jedem Idealgebilde der Gattung abgeben. Das ganze Werk, obwohl hervorgewachsen aus der specifisch italienischen Opera buffa, verhält sich doch zu ihr wie die Comödie zur Posse. Um dessen inne zu werden, braucht man nur Figaros Hochzeit mit dem um dreißig Jahre jüngeren Rossini'schen Barbier zu vergleichen, eine Parallele, die um so interessanter und lehrreicher ist, da beiden der nämliche Dichter den Stoff geliefert hat.

Wenn alle deutschen Gesangsbühnen die Mozart'sche Schöpfung zu den festesten Säulen des Repertoires zählen, so wird es keinen in den Sinn kommen, diesen Besitzstand anzufechten. Daß dieselbe jedoch hier in ihrer Wirkung wesentliche Einbußen erleidet, wollen wir uns nicht verhehlen. Ein böser Störenfried ist da zunächst die von Plattheiten, Mißklängen, Ungeschicklichkeiten strotzende Uebersetzung. So oft die nämliche Arie unmittelbar hintereinander deutsch und italienisch gesungen wird, was bei Dacaporufen häufig genug zu geschehen pflegt, hat man das Gefühl, als ob die Melodie in langen, durstigen Zügen den Wohllaut des Urtextes einsöge. Wie Zucker schmilzt „Voi che sapete, che cosa è amor" im Munde Cherubins, während seine Zunge zu dem „Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt," nur äußerst widerwillig sich bequemt. Und noch weit mißlicher ist der durch die Uebertragung so oft auf's Aergerlichste gestörte Parallelismus zwischen Wort und Ton. Jene giebt z. B. in der eben angeführten zweiten Romanze des Pagen das „Sento un affetto pien di desir" mit „Sonst war's im Herzen mir leicht und frei" wieder, während doch das Eine von

der Gegenwart, das Andere von der Vergangenheit spricht. Ferner tritt bei uns an die Stelle des Secco-Recitativs der Dialog, ein Umstand, der auf's Empfindlichste die Reinheit und Continuität des künstlerischen Eindrucks schädigt. Die Fiction, auf der alle dramatische Musik beruht, läßt man sich willig gefallen, so lange die holde Täuschung nicht handgreiflich Lügen gestraft wird. Gerade das geschieht aber durch den zwiespältigen Wechsel von gesungener und gesprochener Rede. Die italienische Oper, an deren Wiege Gelehrte und Künstler gestanden, dahingegen unsere vaterländische ursprünglich als ein jeder ästhetischen Zucht entrathender Wildling aus dem Schauspiel emporgeschossen, hat nie dies stillose Hin und Her zwischen dem schönen Traumreich der Phantasie und hausbackenster Wirklichkeit gekannt. Jene ist von der Musik gänzlich beherrscht und erfüllt. Ihr Recitativ bildet das alles verknüpfende Band, gleichsam den glatten, goldenen Ring, auf dem Lieder, Arien, mehrstimmige Gesänge wie Perlen und Edelsteine aufsitzen. Hauptmann nennt es Stamm und Laub der Oper, wovon die geschlossenen Tonstücke als Blumen sich abheben. „In der Oper ohne Recitativ wachsen die Blumen aus dem dürren Reisig hervor."

Zwei Märchen.

Von

W. Garschin.

— Petersburg. —

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Julie Gomm.

I.

Was nie gewesen.

An einem schönen Junitage — und schön war er, weil das Thermometer 28 Grad R. zeigte — an einem schönen Junitage war es aller Orten sehr heiß, und auf dem kleinen Rasenplatze im Garten, wo ein Haufen unlängst geschnittenen Grases lag, war es noch heißer als anderswo, weil der Ort durch einen dichten, sehr dichten Kirschbaum gegen den Wind geschützt war. Fast Alles schlief. Die Menschen hatten sich sattgegessen und waren mit ihrer Verdauung beschäftigt; die Vögel waren still geworden. Sogar die Insecten hatten sich vor der Hitze verkrochen; von den Hausthieren gar nicht zu reden. Das große und kleine Vieh hielt sich unter dem Schuppen versteckt. Der Hund hatte sich unweit der Scheune ein Loch gegraben und sich hineingelegt; er blinzelte mit den halbgeschlossenen Augen und athmete hastig und ununterbrochen, wobei er seine rosige Zunge beinahe eine halbe Elle weit hinausschob. Hin und wieder, vermuthlich aus Langeweile über die augenblicklich herrschende tödtliche Hitze, gähnte er so stark, daß er dabei sogar ein leises Winseln hören ließ. Die Schweine, eine Mutter mit dreizehn Kinderchen, hatten sich an das Ufer zurückgezogen und sich behaglich in den schwarzen fetten Schlamm gelagert, so daß nur die schnaufenden und schnarchenden Schweineschnäuzchen mit je zwei kleinen Löchern, die länglichen, schmutzigen Rücken und die ungeheuren herabhängenden Ohren im Rothe sichtbar waren. Nur die Hühner schienen die Hitze nicht zu fürchten und vertrieben sich die Zeit damit, mit ihren Füßchen die trockene Erde gegenüber der Küchenthür auseinander zu scharren, obschon, wie sie sehr wohl wußten, kein einziges Körnchen mehr

dort zu finden war. Aber auch bei diesem Zeitvertreib schien es dem Hahn nicht sonderlich zu behagen, denn von Zeit zu Zeit machte er ein dummes Gesicht und schrie aus vollem Halse: „Welch ein Skaandaal!“

Wir haben uns von dem Rasenplätzchen entfernt, auf dem es heißer war als überall und gerade auf diesem Plätzchen saß eine ganze Gesellschaft von Leuten, die nicht schliefen. Das heißt, nicht Alle saßen gerade. Der alte Schimmel zum Beispiel, der mit Gefahr für seine Seiten von der Peitsche des Kutschers Anton einen Haufen Heu auseinanderzerrte, konnte überhaupt gar nicht sitzen, weil er eben ein Pferd war. Die Raupe irgend eines Schmetterlings saß auch nicht; sie lag vielmehr auf dem Bauche. Das ist ja aber schließlich Nebensache.

Unter dem Kirschbaume hatte sich eine kleine, aber sehr würdige, sehr ernsthafte Gesellschaft zusammengefunden: eine Schnecke, ein Mistkäfer, eine Eidechse, die oben genannte Raupe und zu guterletzt war noch eine Grille herbeigesprungen. Daneben stand der alte Schimmel; er hörte ihren Gesprächen zu mit dem einen ihnen zugewandten weißen Ohre, aus welchem einige dunkelgraue Haare hervorstanden. Auf dem Schimmel aber saßen zwei Fliegen.

Die Gesellschaft disputirte in aller Höflichkeit zwar, aber ziemlich lebhaft, wobei — wie es auch sein muß — Keiner mit dem Andern einverstanden war, weil ein Jeder die Selbstständigkeit seiner Meinung und seines Charakters hochhielt.

„Ich bin der Ansicht,“ sagte der Mistkäfer, „daß ein anständiges Thier vor Allem für seine Nachkommenschaft Sorge tragen muß. Das Leben ist die Arbeit für die zukünftige Generation. Wer mit Bewußtsein die Pflichten erfüllt, die ihm von der Natur auferlegt sind, steht auf einer soliden Basis. Er thut seine Pflicht und was auch geschehen mag, ihn trifft kein Vorwurf. Seht mich an, wer arbeitet mehr als ich? Wer rollt den ganzen Tag, ohne sich Ruhe zu gönnen, eine so schwere Kugel wie ich? Eine Kugel, die von mir selbst so künstlich aus Koth geformt wird, zu dem großen Zweck, mir ähnlichen Käfern die Möglichkeit des Wachsthums zu geben. Dafür aber glaube ich auch, daß Niemand ein so ruhiges Gewissen hat, wie ich und mit so reinem Herzen von sich sagen kann: Ja, ich habe Alles gethan, was ich thun konnte und sollte, wie ich es sagen werde, wenn die jungen Mistkäfer das Licht der Welt erblicken werden. Seht Ihr, das heißt Arbeit!“

„Laß mich mit Deiner Arbeit in Ruhe, Brüderchen,“ sagte die Ameise die während der Rede des Käfers, ungeachtet der Hitze, ein ungeheuer großes Stück eines trockenen Stengels herbeigeschleppt hatte. Sie stand ein Weilchen still, setzte sich dann auf ihre vier Hinterfüßchen und wischte sich mit den beiden Vorderfüßchen den Schweiß von ihrem müden, abgearbeiteten Gesicht. „Ich arbeite doch auch und mehr als Du. Aber Du arbeitest nur für Dich, oder was dasselbe ist, für Deine Kleinen. Nicht

Alle sind so glücklich. Du solltest einmal versuchen, wie ich, Bretter für den Staat herbeizuschleppen. Ich weiß eigentlich selbst nicht, wie es kommt, daß ich aus allen Kräften arbeiten muß, sogar bei dieser Hitze. Niemand wird mir dafür Dank sagen. Wir unglücklichen Ameisenarbeiter arbeiten und quälen uns Alle und was haben wir Gutes im Leben? Es ist eben unser Schicksal!"

„Sie, Mistkäfer, betrachten das Leben allzu nüchtern und Sie, Ameise, zu düster," erwiderte ihnen die Grille. „Nein, Käfer, es macht mir wirklich Vergnügen, ein wenig zu singen und zu springen. Wem schade ich damit? Gewissensbisse quälen mich nicht. Uebrigens haben Sie ja gar nicht die Frage berührt, die von der Frau Eidechse angeregt wurde. Die Frau Eidechse fragte: Was ist die Welt? Und Sie sprechen von Ihrem Kothballe. Das ist sogar unhöflich. Die Welt, nun, die Welt ist meiner Ansicht nach schon deshalb schön und gut, weil sie uns junges, zartes Gras, Sonne und Wind giebt. Und wie groß ist die Welt. Ihr natürlich, zwischen diesen Bäumen, könnt Euch keine Vorstellung davon machen, wie groß sie ist! Wenn ich im Felde bin, springe ich oftmals so hoch ich irgend kann. Und ich versichere Euch, ich erreiche eine ungeheure Höhe. Und von dort aus sehe ich, daß die Welt kein Ende hat."

„Sehr wahr," bestätigte tiefsinnig der Schimmel. „Aber Ihr Alle bekommt doch nicht auch nur den hundertsten Theil dessen zu sehen, was ich in meinem Leben schon gesehen habe. Schade, daß Ihr nicht verstehen könnt, was eine Werst ist. Eine Werst von hier entfernt liegt das Gut Loparewka. Dorthin fahre ich jeden Tag mit einem Faß voll Wasser. Dort werde ich aber niemals gefüttert. Auf der anderen Seite liegen Jefimowka und Kislakowka. Da ist eine Kirche mit Glocken. Und dann kommt Swiato-Troizkoje, dann Bogojawlensk. In Bogojawlensk giebt man mir jedes Mal Heu. Das Heu ist aber schlecht. Dagegen ist in Nikolajew, das so'ne Stadt 28 Werst von hier ist, das Heu am besten. Und man giebt mir auch Hafer. Doch fahre ich nicht gern dorthin. Dorthin fahre ich immer den Herrn und er befiehlt dem Kutscher, schnell zu fahren. Und der Kutscher schlägt sehr empfindlich mit der Peitsche . . . Außerdem giebt es noch Alexandrowka, Beloserka und Cherson, das auch so eine Stadt ist. Aber natürlich, wie könnt Ihr das verstehen! Seht Ihr, das eben ist die Welt. Freilich nicht die ganze, aber doch ein schönes Stück davon."

Und der Schimmel schwieg. Seine Unterlippe aber bewegte sich noch, als wenn er etwas vor sich hin flüsterte. Es war aber nur Altersschwäche. Er war schon siebzehn Jahre alt. Und für ein Pferd will das soviel sagen wie für einen Menschen siebenundsiebzig.

„Ich verstehe Ihre tiefsinnigen Pferdeworte nicht und offen gestanden, ich gebe mir auch keine Mühe, sie zu verstehen," sagte die Schnecke. „Wenn ich nur Salbei habe, und davon giebt es genug. Hier auf Diesem krieche ich schon vier Tage umher und er nimmt noch immer kein Ende. Und

hinter diesem Salbei ist noch ein anderer und in jenem sitzt ganz gewiß auch eine Schnecke. Da habt Ihr die Antwort auf Eure Frage! Man hat auch gar nicht nöthig, zu springen. Das sind alles Phantastereien und Dummheiten. Sitze ein Jeder und esse er das Blatt, auf dem er sitzt. Wenn ich nicht zu faul wäre, um mich vom Flecke zu rühren, so wäre ich schon längst von Euch und Euren albernen Reden fortgekrochen. Sie machen Einem nur Kopfschmerzen, sonst nichts."

„Nein, erlauben Sie, warum denn?" unterbrach sie die Grille. „Es ist doch sehr angenehm, ein wenig zu schwatzen, besonders von so schönen Dingen, wie von der Unendlichkeit und Aehnlichem. Es giebt allerdings praktische Naturen, welche nur daran denken, wie sie sich den Bauch vollstopfen sollen, wie Sie und hier diese prachtvolle Raupe."

„Ach nein, ich bitte sehr, lassen Sie mich in Ruhe. Rühren Sie mich nicht an," rief weinerlich die Raupe. „Ich thue das ja nur für das zukünftige Leben, nur für das zukünftige Leben."

„Für welches zukünftige Leben denn?" fragte der Schimmel.

„Wißt Ihr denn nicht, daß ich mich nach meinem Tode in einen Schmetterling mit bunten Flügeln verwandele?"

Der Schimmel, die Eidechse und die Schnecke wußten das allerdings nicht. Die Insecten aber hatten davon gehört. Und Alle schwiegen eine Weile, denn Niemand wußte etwas Rechtes von dem zukünftigen Leben zu sagen.

„Festen Ueberzeugungen muß man mit Achtung begegnen," zirpte die Grille. „Will Jemand noch etwas sagen? Sie vielleicht?" wandte sie sich an die Fliegen.

„Wir können nicht behaupten, daß es uns schlecht geht," antwortete die ältere von ihnen. Wir kommen gerade aus dem Zimmer. Die gnädige Frau stellte soeben das fertige Eingemachte in Schüsseln auf. Da sind wir nun unter den Deckel gekrochen und haben uns sattgegessen. Wir sind also zufrieden. Unsere Mutter ist zwar im Eingemachten stecken geblieben, aber dagegen ist nichts zu machen. Sie hat auch schon lange genug gelebt. Wir sind, wie gesagt, zufrieden."

„Meine Herren," sagte die Eidechse, „ich glaube, Sie haben Alle Recht. Andererseits aber . . ."

Leider konnte indessen die Eidechse nicht weiter ausführen, was andererseits war, denn sie fühlte plötzlich, wie etwas ihren Schwanz stark an die Erde drückte.

Es war der Kutscher Anton, der aufgewacht war und nun kam, um den Schimmel zu holen. Er trat, ohne es zu wollen, mit seinen großen Stiefeln auf die Gesellschaft und zerdrückte sie. Nur die Fliegen flogen fort; sie wollten ihre todte Mutter ablecken, die ganz mit Eingemachtem bedeckt war. Die Eidechse ergriff mit abgerissenem Schwanze die Flucht. Anton packte den Schimmel am Haar und führte ihn aus dem Garten, um

ihn an das Faß zu spannen und nach Wasser zu fahren, wobei er unaufhörlich zu ihm sprach: „Nu geh, Du Geschwänzter," worauf der Schimmel nur mit einem unverständlichen Flüstern antwortete.

Die Eidechse aber blieb ohne Schwanz. Freilich wuchs er wieder nach einiger Zeit; er blieb aber immer abgestumpft und schwärzlich. Und wenn man die Eidechse fragte, wie es denn gekommen, daß ihr Schwanz so verunstaltet worden sei, so antwortete sie bescheiden:

„Man hat ihn mir abgerissen, weil ich fest entschlossen war, meine Ueberzeugung nicht zu verleugnen."

Und sie hatte vollkommen Recht.

II.

Attalea princeps.

In einer großen Stadt war ein botanischer Garten und in diesem Garten stand eine ungeheure Orangerie aus Eisen und Glas. Sie war sehr schön. Schlanke, gewundene Säulen stützten den Bau und diese Säulen trugen leichte, reichgeschmückte Bogen, welche unter einander durch ein ganzes Netz von eisernen Rahmen verbunden waren, in die man Glasscheiben hineingesetzt hatte. Am schönsten war die Orangerie, wenn die Sonne unterging und sie mit röthlichem Lichte übergoß. Dann leuchtete und blitzte sie ganz und gar; rothe Reflexe spielten und flimmerten auf ihr wie auf einem ungeheuren, feingeschliffenen Edelstein.

Durch die dicken durchsichtigen Glasscheiben konnte man die eingeschlossenen Gewächse sehen. Ungeachtet der Größe der Orangerie war es Jenen in derselben doch eng. Ihre Wurzeln hatten sich mit einander verflochten und entzogen einander die Feuchtigkeit und die Nahrung. Die Zweige der Bäume vermischten sich mit den ungeheuren Blättern der Palmen; sie bogen und brachen sie und bogen sich selbst und brachen, wenn sie sich an die eisernen Rahmen lehnten. Fortwährend beschnitten die Gärtner die Zweige, unterbanden die Blätter mit Draht, um zu verhindern, daß die Bäume so weiterwüchsen, wie sie gerade wollten. Das half aber wenig. Die Gewächse bedurften einer größeren Ausdehnung, der Heimat und der Freiheit. Sie waren Eingeborene der heißen Länder, zarte, prachtvolle Geschöpfe, die ihres Heimatlandes gedachten und sich nach ihm sehnten. Wie durchsichtig ein Glasdach auch ist, es ist doch nicht der klare, blaue Himmel. Mitunter froren im Winter die Scheiben zu. Dann wurde es ganz finster in der Orangerie. Der Wind sauste, fuhr in die Rahmen und machte sie zittern. Das Dach bedeckte sich mit angewehtem Schnee. Da standen die Pflanzen; sie hörten das Heulen des Windes und erinnerten sich eines anderen, warmen, feuchten Windes, der ihnen einst Leben und Gesundheit gab. Wie gern hätten sie wieder einmal seinen Hauch verspürt;

wie sehnten sie sich danach, daß er wieder ihre Zweige wiege und mit ihren Blättern spiele! Aber in der Orangerie war die Luft still und unbeweglich. Nur wenn hin und wieder der Wintersturm eine Scheibe zerbrach, wehte ein scharfer, eisiger Luftzug herein. Wohin dieser Luftzug traf, wurden die Blätter bleich, schrumpften zusammen und verwelkten.

Aber die Scheiben wurden sehr bald wieder erneuert. Der botanische Garten stand unter der Leitung eines sehr gelehrten Directors, der keine Unordnung zuließ, obschon er den größten Theil seiner Zeit am Mikroskop in einer eigens zu diesem Zweck in der Hauptorangerie eingerichteten Glashütte zubrachte.

Unter den Gewächsen war auch eine Palme, höher und schöner als alle Uebrigen. Der Director, der in seinem Glashause saß, nannte sie lateinisch Attalea. Dies war aber nicht ihr eigentlicher Name. Ihn hatten die Botaniker ihr gegeben. Ihren wahren Namen kannten die Botaniker nicht und er war auch daher nicht mit Kohle auf dem weißen Brettchen verzeichnet, das an dem Stamme der Palme befestigt war. Einst kam ein Fremder in den botanischen Garten, ein Fremder aus jenem heißen Lande, in welchem die Palme aufgewachsen war. Als er sie sah, lächelte er, denn sie erinnerte ihn an seine Heimat.

„Ah," sagte er, „ich kenne diesen Baum," und er nannte ihn bei seinem eigentlichen Namen.

„Entschuldigen Sie," rief ihm aus seinem Häuschen der Director zu, während er dabei mit dem Rasirmesser behutsam irgend einen Blattstengel zerschnitt. Sie irren sich. Solch einen Baum, wie Sie ihn zu nennen beliebten, giebt es nicht. Dieser hier ist Attalea princeps aus Brasilien."

„O ja," sagte der Brasilianer. „Ich glaube Ihnen gern, daß die Botaniker sie Attalea princeps nennen, aber sie hat auch ihren eigenen Namen."

„Der richtige Name ist der, welchen die Wissenschaft verleiht," entgegnete trocken der Botaniker und schloß die Thür seines Häuschens, um nicht länger von den Menschen gestört zu werden, die nicht einmal verstehen, daß, wenn ein Mann der Wissenschaft einmal etwas gesagt hat, man schweigen und gehorchen müsse.

Der Brasilianer aber stand noch lange und sah auf den Baum und es wurde ihm immer trauriger zu Muthe. Er dachte an sein Vaterland, an dessen Sonne und Himmel, an seine prachtvollen Wälder mit den wunderbaren Thieren und Vögeln, an seine Wüsten, an seine herrlichen, südlichen Nächte. Und er dachte daran, daß er nirgends glücklich gewesen außer in seiner Heimat und er hatte doch die ganze Welt befahren. Er berührte mit der Hand die Palme, als wolle er von ihr Abschied nehmen und verließ den Garten. Am nächsten Tage schon fuhr er mit dem Dampfer nach Hause.

Die Palme aber blieb. Es fiel ihr jetzt noch schwerer, obschon es ihr auch vor diesem Zusammentreffen schwer genug gewesen war. Sie war ganz einsam. Um fünf Klafter überragte sie die Gipfel der anderen Bäume und diese Anderen liebten sie nicht; sie beneideten sie und hielten sie für stolz. Ihr hoher Wuchs schuf ihr nur Leiden. Abgesehen davon, daß die Anderen Alle bei einander waren, sie aber ganz einsam blieb, gedachte sie mehr als Jene ihres heimatlichen Himmels und hatte mehr Heimweh nach ihm, weil sie dem abscheulichen gläsernen Dache, das ihnen diesen Himmel ersetzte, näher war als die Anderen. Durch dieses Dach sah sie manchmal etwas Blaues. Das war der Himmel. Zwar ein fremder, blasser, aber doch ein wirklicher blauer Himmel. Und während die anderen Gewächse mit einander plauderten, schwieg die Attalea, grämte sich und dachte, wie gut es wäre, auch nur unter diesem bläßlichen Himmel zu stehen.

„Bitte, sagen Sie mir, wird man uns bald begießen," fragte die Sagopalme, welche die Feuchtigkeit sehr liebte. Mir ist wahrhaftig, als würde ich heute vertrocknen."

„Ich begreife Sie wirklich nicht, Frau Nachbarin," sagte der dicke, behäbige Cactus. „Haben Sie denn nicht genug an der ungeheuren Quantität Wasser, die man jeden Tag über Sie ausgießt? Sehen Sie mich einmal an. Mir giebt man nur sehr wenig Wasser und doch bin ich frisch und saftig."

„Wir sind nicht gewohnt, zu knausern," antwortete die Sagopalme. „Wir können nicht auf so trockenem, abscheulichen Boden wachsen, wie ein simpler Cactus. Wir sind nun einmal nicht gewöhnt, uns allen Verhältnissen anzupassen, so gut es eben gehen will. Uebrigens muß ich Ihnen noch bemerken, daß Niemand Sie um Antwort gebeten hat."

Nachdem die Sagopalme dieses gesagt hatte, stellte sie sich beleidigt und schwieg.

„Was mich betrifft," sagte der Zimmetbaum, „so bin ich beinahe mit meiner Lage zufrieden. Freilich ist es hier ein bischen langweilig. Dafür aber bin ich wenigstens sicher, daß mich hier Niemand schinden wird."

„Aber man hat uns doch nicht Alle geschunden," rief der baumhohe Farren. Freilich, Vielen kann selbst dieses Gefängniß als ein Paradies erscheinen gegenüber der miserablen Existenz, die sie in der Freiheit geführt haben."

Bei diesen Worten vergaß der Zimmetbaum, daß man ihn geschunden hatte, wurde ärgerlich und fing Streit an. Einige der Gewächse traten auf seine Seite, Andere ergriffen die Partei des Farren und ein heißer Wortwechsel entspann sich. Hätten sie sich frei bewegen können, so wäre entschieden eine Prügelei daraus entstanden.

„Warum streitet Ihr mit einander," sagte Attalea. „Werdet Ihr Euch damit helfen? Ihr vergrößert nur Euer eigenes Elend durch Zank und Streit. Laßt Eure Zwistigkeiten und gedenkt ernster Dinge. Hört auf meine Worte, sucht höher und breiter zu wachsen. Werft Eure Zweige in

die Breite, hebt Eure Stämme und Aeste empor, dann werdet Ihr die Orangerie zertrümmern und hinaustreten in die Freiheit. Wenn ein vereinzelter Zweig sich gegen die Scheibe anstemmt, wird man ihn selbstverständlich abschneiden. Wer aber kann gegen ein Hundert starker, trotziger, kühner Stämme ankämpfen? Wir müssen nur zusammenhalten."

Anfangs widersprach Niemand der Palme. Alle schwiegen; sie wußten nicht, was sie sagen sollten. Endlich entschloß sich die Sagopalme dazu.

„Das sind alles Dummheiten," behauptete sie.

„Dummheiten, Dummheiten," riefen jetzt alle Bäume durcheinander und wollten der Attalea beweisen, daß sie einen ganz unsinnigen Vorschlag gemacht hatte. „Eine nicht zu verwirklichende Schwärmerei," schrieen sie. „Dummheit, Unsinn. Die Rahmen sind fest und niemals werden wir sie zerbrechen. Und selbst wenn wir sie zerbrächen, was würde daraus folgen? Die Menschen würden mit Messern und Aexten kommen; sie würden unsere Zweige abhacken, die Rahmen wieder einfügen und Alles würde beim Alten bleiben. Das Einzige, was wir damit erreichen würden, wäre, daß man uns verstümmeln, daß man ganze Stücke von uns abschneiden würde.

„Nun denn, wie Ihr wollt," antwortete Attalea. „Ich weiß jetzt, was ich zu thun habe. Ich werde Euch Alle in Ruhe lassen. Lebt, wie Ihr wollt. Zankt Euch, mißgönnt einander den zugeworfenen Tropfen Wassers, bleibt Zeitlebens unter Eurer Glaskappe. Ich werde auch allein den Weg zu finden wissen. Ich will den Himmel sehen und die Sonne, nicht eingeengt durch diese Gitter und Scheiben und ich werde sie sehen."

Und die Palme sah stolz von ihrem grünen Wipfel auf den Wald der Kameraden hernieder, der unter ihr ausgebreitet lag. Niemand von ihnen wagte eine Entgegnung. Nur die Sagopalme flüsterte leise ihrem Nachbar, dem ostindischen Brotbaum, in's Ohr:

„Nun wir werden ja sehen, wie man ihr ihren großen Kopf abschneiden wird, damit sie sich nicht zu sehr hervorthue, die Uebermüthige."

Die Anderen, obschon sie schwiegen, waren doch der Attalea ihrer stolzen Worte wegen böse. Nur ein kleines Gräschen zürnte der Palme nicht und fühlte sich durch ihre Worte nicht beleidigt. Es war das armseligste und verachtetste Gräschen von allen in der ganzen Orangerie; dünn, blaß, bescheiden am Boden hinkriechend, mit welken, aufgeblasenen Blättern. An ihm war nichts Bemerkenswerthes und es wurde in der Orangerie nur dazu gebraucht, die nackte Erde zu bedecken. Es umschlang den Fuß der Palme; andächtig lauschte es ihren Worten und ihm war, als habe Attalea Recht. Freilich kannte es die südliche Natur nicht, aber auch das arme Ding liebte die Luft und die Freiheit. Auch ihm dünkte die Orangerie ein Gefängniß.

„Wenn ich unscheinbares, schwächliches Gräschen schon so leide ohne meinen grauen Himmel, ohne meine blasse Sonne und den kalten Regen, wie muß es erst diesem schönen, kräftigen Baume in der Gefangen-

schaft zu Muthe sein!" So dachte das Gräschen, schlang sich zärtlich um die Palme und schmiegte sich dicht an sie. „Warum bin ich kein großer Baum? Ich würde ihrem Rathe schon folgen. Wir würden vereint wachsen und vereint in die Freiheit hinausstreben. Dann würden auch die Andern einsehen, daß Attalea Recht hat."

Es war aber kein großer Baum, sondern ein kleines, welkes Gräschen. Es konnte nur noch zärtlicher den Stamm der Attalea umklammern, ihr seine Liebe zuflüstern und ihr zu ihrem Vorhaben Glück wünschen.

„Freilich ist es bei uns nicht so warm, der Himmel nicht so blau, der Regen nicht so prächtig wie in Eurem Lande. Aber auch wir haben nichtsdestoweniger Himmel, Sonne und Wind. Wir haben nicht solch üppige Gewächse, wie Sie es sind und Ihre Kameraden, mit so großen Blättern und schönen Blumen. Aber auch bei uns wachsen sehr schöne Bäume, Eichen, Fichten, Tannen und Birken. Ich bin ein kleines Gräschen und werde nicht hinaustreten in die Freiheit. Sie aber sind groß und stark. Ihr Stamm ist hart und Sie haben nicht mehr lange zu wachsen, bis Sie das gläserne Dach erreichen. Sie werden es durchbrechen und in Gottes Licht kommen. Dann werden Sie mir erzählen, ob Alles noch so schön ist wie es war. Ich werde auch damit zufrieden sein."

„Warum aber, kleines Gräschen, willst Du nicht mit mir kommen? Mein Stamm ist hart und kräftig. Stütze Dich auf mich. Klettere an mir empor, es kostet mich keine Mühe, Dich zu tragen."

„Ach nein, wie könnte ich das wagen! Sehen Sie mich doch nur an, wie welk und schlaff ich bin. Ich kann nicht einmal eines meiner eigenen Zweigchen aufheben. Nein, ich bin kein Kamerad für Sie. Wachsen Sie, seien Sie glücklich. Nur um Eines bitte ich Sie: wenn Sie erst in der Freiheit sind, erinnern Sie sich dann auch mitunter Ihres kleinen Freundes."

Und die Palme wuchs. Auch früher schon hatten die Besucher der Orangerie ihren hohen Wuchs bewundert. Sie aber wurde mit jedem Monate größer. Der Director des botanischen Gartens schrieb dieses rasche Wachsthum der guten Pflege zu und war auf sein Wissen stolz, das ihn in den Stand setzte, die Orangerie so einzurichten und zu unterhalten.

„Ja, sehen Sie sich einmal die Attalea princeps an," pflegte er zu sagen. „Solch prächtige Exemplare trifft man auch in Brasilien nur selten. Wir haben unser ganzes Wissen aufgeboten, damit die Pflanzen sich in dem Treibhause ganz ebenso frei entwickeln, wie in der Heimat und mir scheint, wir haben einigen Erfolg erzielt."

Dabei klopfte er mit selbstzufriedener Miene mit seinem Rohrstocke an den harten Baumstamm, daß die Schläge laut in der Orangerie widerhallten. Die Blätter der Palme schauerten unter diesen Schlägen zusammen. Hätte sie schreien können, welch' einen Schrei der Entrüstung hätte der Director zu hören bekommen.

„Er bildet sich ein, daß ich zu seinem Vergnügen so wachse," dachte Attalea. „Mag er es immerhin glauben." — Und sie wuchs. Sie verschwendete all' ihre Säfte, um höher hinauf zu streben, und ließ ihre Wurzeln und Blätter daran Noth leiden. Mitunter schien es ihr, als wolle der Raum, der sie noch von dem Bogen trennte, gar nicht kleiner werden. Dann nahm sie all' ihre Kräfte zusammen. Die Rahmen kamen immer näher und näher und endlich berührte das junge Blatt die kalten Scheiben und Eisenstäbe.

„Seht, seht," flüsterten die Bäume einander zu, „wie weit sie kam. Hat sie sich wirklich dazu entschließen können!"

„Wie ungeheuer sie gewachsen ist," sagte der baumhohe Farren.

„Was ist denn dabei, daß sie so gewachsen ist? Was ist daran so Wunderbares? Ja, wenn sie es fertig gebracht hätte, so dick zu werden wie ich," meinte der dicke Brotbaum, dessen Stamm fast das Aussehen eines Fasses hatte. Und wo will sie hinaus? Sie wird doch nichts ausrichten. Die Gitter sind stark, die Scheiben dick."

Noch ein Monat verging. Attalea wuchs immer höher. Sie stemmte sich fest gegen den Rahmen; sie hatte keinen Raum mehr, um weiter zu wachsen. Ihr Stamm begann sich zu krümmen. Ihre Blätterkrone wurde zerdrückt; die kalten Stäbe des Rahmens schnitten in die zarten, jungen Blätter ein und verunstalteten sie. Aber die Palme blieb hartnäckig. Es that ihr nicht um ihre Blätter leid. Allem zum Trotz drückte sie auf das Gitter und dieses begann nachzugeben, obwohl es aus starkem Eisen gefügt war.

Das kleine Gräschen sah dem Kampfe zu und verging fast vor Aufregung.

„O, sagen Sie mir doch, schmerzt es Sie denn nicht? Wenn die Rahmen nun einmal so fest sind, wäre es da nicht am Ende besser, den Versuch aufzugeben?" fragte es die Palme.

„Schmerzen? Was sind mir Schmerzen, wenn ich mir die Freiheit erkämpfen will! Bist Du es denn nicht gewesen, die mich in meinem Vorhaben bestärkte," antwortete die Palme.

„Jawohl, das habe ich gethan. Wie hätte ich aber wissen sollen, daß es so schwer sein würde? Ich bedaure Sie — Sie leiden so sehr."

„Schweige, schwaches Geschöpf! Bedaure mich nicht. Ich werde sterben oder mich befreien."

Und im selben Augenblicke ertönte ein heller Schlag. Ein dicker Eisenstab war geplatzt und die Glassplitter flogen klirrend umher. Einer von ihnen fiel auf den Hut des Directors, der soeben aus der Orangerie heraustrat.

„Was ist das?" schrie er zusammenfahrend, als er die in der Luft umherschwirrenden Glassplitter gewahr wurde. Er lief eine kleine Strecke von der Orangerie fort und blickte auf das Dach. Ueber den gläsernen

Bogen ragte stolz die sich wieder in aller Freiheit dehnende grüne Blätterkrone der Palme empor.

„Nur dies?“ dachte sie. „Und das ist Alles, wofür ich so lange gekämpft und gelitten habe? Dies zu erreichen, war für mich das höchste Ziel?“

Es war ein Spätherbsttag, als Attalea ihren Wipfel durch das zerbrochene Gitter hindurchsteckte. Ein feiner Regen fiel, mit Schnee vermischt, und ein kalter Wind jagte die grauen, zerrissenen Wolken niedrig über die Erde hin. Es schien Attalea, als wenn die Wolken sich eng um sie legten. Die kahlen Bäume sahen traurig und häßlich aus wie Leichen. Nur auf den Fichten und Tannen standen noch die dunkelgrünen Nadeln. Düster blickten die Bäume die Palme an. „Du wirst erfrieren,“ schienen sie ihr zuzurufen. „Du weißt nicht, was Frost heißt; Du wirst ihn nicht ertragen. Warum bist Du aus Deinem Treibhause herausgekommen?“

Und die Attalea verstand, daß für sie Alles zu Ende war. Sie begann zu erstarren. Sollte sie wieder unter das Dach zurückkehren? Sie konnte aber nicht mehr umkehren. Sie mußte nun in dem kalten Winde stehen, seine Stöße fühlen und die stechende Berührung der Schneeflocken dulden. Sie mußte auf den schmutzigen Himmel sehen, auf die armselige, fröstelnde Erde, auf den unsauberen Hinterhof des botanischen Gartens, auf die langweilige große Stadt, die im Nebel sichtbar wurde, und mußte warten, bis Die da unten im Treibhause beschlossen haben würden, was mit ihr geschehen solle.

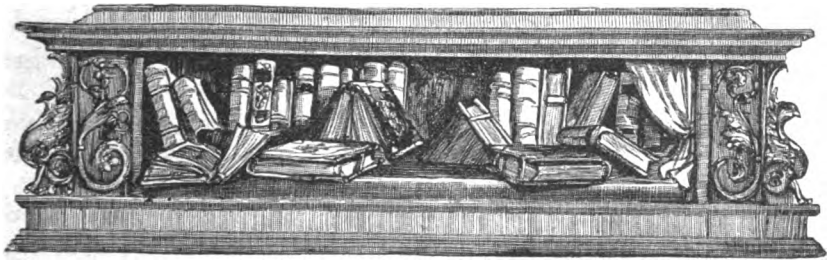
Der Director befahl, den Baum zu fällen.

„Man könnte allerdings ein besonderes Dach über ihn bauen,“ sagte er. Aber wie lange wird es denn halten? Er wird weiter wachsen und von Neuem Alles zerbrechen. Und außerdem würde das zu theuer sein. Laßt ihn fällen.“

Man band die Palme mit Tauen an, damit sie im Falle die Wände der Orangerie nicht zerschlage und durchsägte sie unten, gerade an der Wurzel. Das kleine Gräschen, das noch immer den Stamm des Baumes umklammert hielt, wollte sich von seinem Freunde nicht trennen und kam auch unter die Säge. Als man die Palme aus der Orangerie herausgetragen hatte, lagen auf der Schnittfläche des zurückgebliebenen Stumpfes die von der Säge zerquetschten und zerrissenen Blätter und Stengel des Gräschens.

„Reißt diesen Schund aus und werft ihn hinaus,“ sagte der Director. „Es ist schon gelb geworden und die Säge hat es auch verdorben. Pflanzt etwas Neues.“

Einer der Gärtner schnitt mit einem geschickten Hieb der Schaufel einen ganzen Haufen Gras ab. Er warf es in einen Korb, trug es hinaus und warf es auf den Hof, gerade auf die todte Palme, die im Schmutze lag und schon zur Hälfte vom Schnee bedeckt war.



Der Roman einer vornehmen Dame.

Winterlicher Brief

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Gewöhnlich habe ich Sie, meine verehrteſte Freundin, auf neue Bücher aufmerkſam machen dürfen, namentlich auf Ergüſſe lyriſcher Herzen, von denen ich vorausſetzte, daß die Lectüre Ihr Intereſſe erregen oder Ihnen Spaß machen würde. Diesmal iſt der umgekehrte Fall eingetreten: Sie haben mir den vor einigen Wochen erſchienenen Roman „L'Abbé de Morvan, par une grande dame Russe“*), den der bekannte Bibliophil Jacob herausgegeben, zum Leſen empfohlen und haben ſchon vorher meine Neugier auf's Lebhafteſte geſpannt.

Sie haben mir erzählt, daß ich die ungenannte Verfaſſerin ſehr wohl kenne und ihr unzweifelhaft in Berliner Salons öfter begegnet ſei. Sie haben ſie mir als eine auffallend ſchöne, ſehr anmuthige und geiſtvolle junge Frau bezeichnet, die allerdings einer der vornehmſten ſlaviſchen Familien angehöre, wenn ſie auch gerade keine Ruſſin ſei. Auf meine weiteren Fragen haben Sie mir geſagt, daß die Dame dauernd in Berlin wohne, daß ſie einen allbekannten Namen trage; aber Sie haben ſich hartnäckig geweigert, mir dieſen Namen zu nennen und mich mit dem bekannten „Cherchez la femme“ meinem Schickſale überlaſſen.

Sie ahnen gar nicht, welches Unheil Sie mit dieſer Andeutung angerichtet haben. Ich will nicht gerade behaupten, daß ich die Ruhe meiner Tage und Nächte verloren habe, aber mit meiner Unbefangenheit in der

*) Paris, bei Calmann Lévy, 1884.

Gesellschaft ist es einstweilen dahin. Denn jede Dame sehe ich mir jetzt darauf an, ob sie wohl die Verfasserin des „Abbé de Morvan" sein könne; und es stimmt nie. Ist sie überaus anmuthig, so ist sie nicht geistreich; finden sich zufällig diese beiden Eigenschaften in schönem Vereine, so fehlt wieder das dritte Requisit: die gewünschte Nationalität. Einmal hatte ich sogar alle drei Eigenschaften beisammen, aber da waren wiederum der bekannte Name und die erste Familie nicht zutreffend. Ich gebe nun das Suchen nach der geheimnißvollen Verfasserin einstweilen auf, ich vergesse alle Qualen, die Sie mir bereitet haben, und komme gehorsamst Ihrem Befehle nach, Ihnen meine Meinung über das Buch der schönen Ungenannten zu sagen.

Ob die Verfasserin Talent hat? Ohne Zweifel. Die Geschichte ist wohl ersonnen und reiflich durchdacht, der Stoff mit Sorgfalt gegliedert und geordnet und die ganze Arbeit mit gleichmäßigem Fleiß ausgeführt. Es ist mit einem Worte ein fertiges Buch, über dessen höheren oder geringeren Werth die Meinungen ja sehr getheilt sein können, das aber abgeschlossen und ohne pfuscherhafte Ueberhastung zu Ende geführt ist. Diese einfache Thatsache des Fertigmachens ist meiner Ansicht nach immer schon ein äußeres Anzeichen einer wirklichen Begabung, die über das Gewöhnliche hinausgeht; und in diesem Punkte unterscheidet sich eben der berufene Fachmann vom Liebhaber und Dilettanten. Der wahrhaft Berufene fühlt das Bedürfniß, innerhalb der Grenzen seiner Leistungsfähigkeit seine Arbeit ebenmäßig durchzuführen, während der Dilettant über die Grenzen seiner Fähigkeit hinaus skizzirt, da, wo ihm die Sache Vergnügen macht, bei der Ausführung in unverhältnißmäßige Breite geht und da, wo er auf Schwierigkeiten stößt und die Ausführung mühsam wird, sofort von einer unüberwindlichen Unlust angewandelt wird und breite Lücken läßt. Es giebt natürlich aber noch andere Unterscheidungen zwischen den Vergnügungen des Dilettanten und dem Werke des Berufenen. Aber immerhin bleibt das grillenhafte Unfertige im Gegensatz zu dem gewissenhaften, in seiner Art Fertigen eines der wesentlichen Scheidungsmerkmale. In dieser Beziehung muß also der „Abbé de Morvan" als eine schriftstellerische Arbeit bezeichnet werden, wenn dieser auch noch Manches von der ungeübten und bequemen Art des Anfängers und Gelegenheitsschreibers anhaftet.

Da Sie meine Ansicht über die Geschichte hören wollen, so muß ich sie Ihnen doch noch einmal erzählen, denn aus den in diese Nacherzählung eingestreuten Bemerkungen werden Sie am besten ersehen, was ich davon denke.

Die Geschichte spielt in unseren Tagen in Paris und in den hohen gesellschaftlichen Kreisen, in denen die Ihnen befreundete Verfasserin heimisch ist. Da lebt eine junge, schöne Frau, die auch als geistreich und edelsinnig gerühmt wird, Margarete, welche als ganz junges Mädchen mit dem Vicomte Marcel de Sauve verheirathet worden ist. Dieser Marcel ist ein

höchst unangenehmer Herr, im wahrsten Sinne das, was die Berliner Backfische mit dem zwar nicht schönen, aber recht bezeichnenden Worte „ein Ekel“ zu benennen pflegen. Schon in den Flitterwochen hat er seiner schönen Frau das sehr merkwürdige Programm seiner Ehe auseinandergesetzt. Er hat für seine Handlungen die vollste Freiheit beansprucht und ihr dagegen allerdings auch das Recht, ganz nach ihrem Geschmacke zu leben, eingeräumt. Er hat das nicht etwa angedeutet, er hat ihr in der denkbar rohesten Offenheit gesagt: „Du darfst so viele Geliebte haben wie Du magst, ich gestatte es Dir — allerdings unter der Voraussetzung, daß die Geschichten keinen Scandal machen, und daß Du Dich nicht um meine Geliebten bekümmerst.“ (S. 51.) In Marcels Dasein hat in der That die Ehe keine andere Bedeutung gehabt, als daß sie seinen zahlreichen, unverheiratheten Maitressen zeitweilig eine neue, ihm ehelich angetraute hinzugefügt hat.

Margarete hat bis zur Stunde von der ihr großmüthig eingeräumten Berechtigung noch keinen Gebrauch gemacht, nicht aus sittlichen Grundsätzen, sondern einfach, weil ihr das bischen Ehebruch keinen rechten Spaß macht. Daß an die schöne Frau eines solchen Mannes die Versucher oft herangetreten sind, versteht sich von selbst. Der interessanteste und aussichtsvollste unter diesen ist der junge Herzog de Préau. Er gehört nicht zu denen, die den Weibern zart entgegengehn. Er gehört vielmehr zu den Raschen und Verwegenen.

„Sie wissen, daß ich Sie liebe,“ sagt er zu Margarete, als er mit ihr allein ist.

„Weshalb mich lieben,“ antwortete die junge Frau leise; „da die Sache doch keinen Zweck hat, sollten Sie mich schonen.“

Er zitterte und beugte sich zu ihr. „Wovor haben Sie Angst?“ fragte er, und in seiner Stimme erzitterte eine Welt voll Leidenschaft. „Sie wissen, daß niemals Jemand etwas davon erfahren wird; Sie wissen, daß ich zwischen der Welt und meinem Glücke eine unüberwindliche Mauer aufrichten werde.“ . . .

„Da kommt mein Mann,“ rief Margarete plötzlich. (S. 25.)

Margarete ist jetzt um so weniger aufgelegt, die etwas sehr unumwunden vorgetragenen Bitten des Herzogs zu erhören, als sie gerade in diesem Augenblicke die Bekanntschaft eines Anverwandten ihres Mannes gemacht hat, der ihre lebhafte Theilnahme erweckt und der noch den besondern Reiz einer berufsmäßigen Ungefährlichkeit besitzt: das ist der Abbé de Morvan, der Held der Geschichte, der letzte Sproß eines vornehmen alten Geschlechtes, der aus wahrem, frommem Drange auf die Genüsse, die ihm seine gesellschaftliche Stellung, sein großes Vermögen, seine seltenen Geistesgaben in Aussicht stellten, verzichtet und den geistlichen Stand gewählt hat. Er ist schnell aufgestiegen. Nachdem er zunächst als Pfarrer in einem kleinen Dorfe bei Paris gewirkt und sich dort durch seine Gelehrsamkeit, seine segensreiche Wirksamkeit als Seelsorger und durch seine auf die Tagesfragen bezüglichen Schriften bekannt gemacht, hat ihn der heilige Vater in seine Nähe gezogen. Er ist Bibliothekar des Vaticans

geworden und weilt jetzt in Paris, um eine für den heiligen Stuhl wichtige Frage mit der französischen Regierung zum Abschluß zu bringen. Bei diesem Anlasse lernen sich die beiden weitläuftigen Verwandten kennen: der Abbé Bernhard de Morvan und Margarete de Sauve.

Margarete, die bisher nur mit leichtsinnigen Courmachern, die alle auf ein und dasselbe hinaus wollten, verkehrt hat, ist erstaunt, nun einem Manne gegenüberzustehen, der mit ihr von anderen interessanten Dingen spricht, und der gar nichts will. Unwillkürlich vergleicht sie ihn mit ihrem bisherigen Umgange, und dieser Vergleich fällt durchaus zu Gunsten des geistlichen Herrn aus. In Folge dessen behandelt sie ihre früheren Freunde schlechter als je, sie weist dem Herzog, der wieder mit seinen vermessenen Anträgen an sie herantritt, geradezu die Thür und beschäftigt sich wider ihren Willen mit dem Manne, den ihre allbewunderten Reize ungerührt zu lassen scheinen. Margarete ist eine merkwürdige Person; gerade mit diesem Manne, auf den ihre kleinen Künste keine besondere Wirkung üben dürfen, kokettirt sie nun, und gleich ordentlich, nicht blos so obenhin! Sie zeigt sich ihm allein in großer Ball-Toilette, und Sie wissen ganz genau, meine Gnädige, daß man in einer solchen viel zeigen kann; und in dem eleganten, tief ausgeschnittenen Kleide mit funkelnden Diamanten um den nackten Hals tritt sie hart an den Priester heran, sieht ihm in's Weiße des Auges und fragt ihn lächelnd: „Nicht wahr? ich bin schön?" (S. 57) „Sehr schön," würde ich geantwortet haben, „aber für eine junge vornehme Frau ein bischen sonderbar."

Der Herzog hat zwar eine starke Partie verloren, aber er giebt darum das Spiel noch nicht auf. In seiner Bekanntschaft zählt er eine alte Dame, „ein Weib wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen," eine gefällige Vermittlerin unerlaubter Dinge, die in die vornehme Gesellschaft hineingeheirathet und gerade wegen ihrer unsauberen Dienste dort festen Fuß zu fassen gewußt hat — eine alte boshafte Person, die das Schlechte um seiner selbst willen liebt, und die von Neid gegen die strahlende junge Vicomtesse und von Rachegelüsten wegen einer spitzigen Bemerkung, die diese sich über sie erlaubt hat, ganz erfüllt ist. Madame de Rives, so heißt sie, bewohnt ein kleines behagliches Haus, „das eine große Anzahl kleiner Winkel besaß, in denen ein verliebtes Paar ungestört eine Stunde verbringen konnte" (S. 61). Diese erfahrene Dame, die je nach Bedürfniß eben so scharfsichtig wie blind ist, sucht nun der Herzog auf; und sie giebt ihm den freundschaftlichen Rath, sich einstweilen von dem gesellschaftlichen Leben der großen Welt möglichst zurückzuziehen und die zugänglichere Gesellschaft der Cocotten aufzusuchen. Der Herzog folgt diesem Rathe. Man sieht ihn nicht mehr in den Salons, aber man spricht nun um so mehr von seinen wüsten Streichen. Er erreicht mit dieser Zurückhaltung in der That, daß die Theilnahme Margaretens für ihn wieder erweckt wird.

Als die Sachen soweit gediehen sind, giebt Frau de Rives einen Ball;

und in dem unvermeidlichen Treibhause treffen die Beiden, Margarete und der Herzog, zum ersten Male nach der Entfremdung wieder zusammen. Natürlich gewinnt ihr Gespräch bald die Treibhaus-Temperatur. Der Herzog ist zwar nicht sehr erfinderisch und wendet das abgedroschenste Mittel an: er bittet Margareten, sie lieben zu dürfen, „wie ein Bruder, wie ein Freund", aber sogar dieser thörichte Schwindel verfängt. Er ergreift ihre Hand und küßt sie inbrünstig, er flüstert ihr zu, daß er sie anbete — natürlich „als Bruder und Freund". Und Margarete ist naiv genug, das zu glauben; ja sie treibt die Naivetät noch weiter: sie sucht den Priester in seiner Wohnung auf, um vor ihm ihr zweifelndes Herz auszuschütten, um von ihm Rath zu erbitten, was sie nun mit dem Bruder und Freunde anfangen solle. Der welterfahrene Mann sagt ihr natürlich, daß sie dem Frieden nicht trauen dürfe. Margarete aber bleibt dabei: sie muß Jemanden haben, der sie lieb hat — als Bruder und Freund. „Seien Sie mein Bruder!" sagt sie schließlich. Dem geistlichen Herrn erscheint der Casus doch etwas bedenklich, und als er sich in diesem Sinne äußert, braust Margarete auf. „Dann leben Sie wohl, Sie tragen die Schuld an dem, was kommen mag. Sie hätten der Bruder, der gewünschte Bruder sein sollen."

In Bernhards Seele keimt der Verdacht und wächst, daß die Brüderlichkeit allmählich zur Lüderlichkeit ausgeartet sei. Er nimmt gewisse Anzeichen wahr, die ihn beunruhigen. Die alte Frau de Rives läßt vieldeutige Worte fallen, die ihn lebhaft erregen. Auch die Gesellschaft macht schon unliebsame Glossen über den sonderbaren Verkehr zwischen Margareten und dem Herzog. Da regt sich in der glaubengepanzerten Brust des Priesters etwas ihm bis dahin Unbekanntes, und als er dieser Regung nachforscht, muß er sich gestehen, daß er stürmisch liebt, daß wilde Eifersucht in ihm tobt. Die Seiten, die diese seelischen Vorgänge schildern, gehören zu den besten des Buches. Sie sind fein empfunden und warm geschrieben. Der Priester siegt. Ein verhängnißvoller Zufall fügt es indessen, daß gerade in dem Augenblicke, da Bernhard nach schweren Kämpfen der ihm durch sein priesterliches Gelübde verbotenen sinnlichen Regung Herr geworden ist, in der Ausübung eines Werkes der Barmherzigkeit mit Margareten zusammentrifft. Und in dieser Stimmung hat er sich der stärksten Prüfung zu unterwerfen, denn Margarete macht ihm plötzlich eine stürmische Liebeserklärung. Aber der Geistliche ist standhaft, und auch dieser moderne heilige Antonius bleibt mit seinem glaubensfesten Vorfahren aus Padua „ganz ruhig, als dies geschah". Und mit diesem kann auch er ausrufen:

„Laß ab von mir, unsaubrer Geist! Sei wie du bist, wer du auch seist!!"

Daß sich Damen eine so lobenswerthe Behandlung nicht gefallen lassen, das brauche ich nicht auseinander zu setzen. Wir kennen den entrüsteten Ausruf der Judic: „Il m'a respectée, — le lâche!" Und nun kommt in Wahrheit wie gerufen der Herzog, und er erneuert seine Liebeserklärung mit noch stürmischerer Gewalt, ohne diesmal auf den bewußten

Bruder und Freund noch besonderen Nachdruck zu legen. „Niemand erfährt's!"

„Mit Ausnahme von mir!" sagt der Gatte der Vicomtesse, der wieder im rechten Augenblicke, wenn auch nicht gerade wie gerufen auftritt.

Es ist nicht das erste Mal, daß eine Liebeserklärung an eine verheirathete Frau durch den Mann unterbrochen wird. Natürlich geht die Phantasie des Lesers in dem gewöhnlichen Geleise weiter. Herausforderung, Zweikampf, Tod des Gatten, Vermählung der Ehebrecher, Sieg der Tugend, — Gott bewahre, es wird ganz anders!

Die beiden Männer werfen sich wilde Blicke zu, aber das dauert nur einige Augenblicke, da hat der vernünftige Ehemann ein Einsehen. „Schließlich," sagt er, „geht mich Euere Geschichte weiter gar nichts an; ich habe nur dafür zu sorgen, daß nicht Lärm geschlagen wird" (S. 195), und er dreht sich auf seinen Hacken und überläßt unter seinem Dache die Beiden ihren eigenwilligen Verfügungen. Wirklich ein recht angenehmer Herr, dieser Vicomte! — mit ihm verglichen ist der brave Menelaus von Offenbach noch ein wahrer Ausbund von männlicher Würde. Das nächste Mal wird er hübsch anklopfen, bevor er in sein Zimmer tritt.

„Et voilà comme
Un galant homme
S'épargne des désagréments."

In den folgenden Seiten habe ich das Erfindungstalent und die Erzählungskunst Ihrer Freundin am meisten bewundert. Bevor sie den Herzog zu seinem Ziele gelangen läßt, führt sie Margareten und den Priester noch einmal zusammen, zum ersten Male nach der tiefen Kränkung, die sie durch ihre strafbare Unvorsichtigkeit sich zugezogen hat, und an geweihter Stätte in der Kirche, unter den seltsamsten Bedingungen: im Beichtstuhl. Bernhard muß die Beichte der Frau, die er leidenschaftlich liebt und die ihre Liebe zu ihm beichtet, die ihm auch anvertraut, daß sie im Begriff steht, sich ungeliebt einem leichtsinnigen Wüstlinge hinzugeben, anhören. Alle seine aus dem tiefsten Herzen geschöpften Ermahnungen sind vergebliche. Die Scene ist wirklich aufregend und schön. Ist sie an sich schon gewagt genug, so ist die folgende geradezu vermessen. In der Kirche selbst treten die Beiden einander gegenüber, und Angesichts des Gekreuzigten läßt sich Margarete dazu hinreißen, in wahnsinniger Leidenschaft noch einmal, ein letztes Mal ihrer verzehrenden Liebe Ausdruck zu geben. „Sagen Sie mir, daß Sie mich lieben," schließt sie ihre sinnlose Rede, „damit ich tugendhaft bleiben kann." Der feuerfeste Priester bleibt unerschütterlich, er ruft ihr ein Lebewohl auf ewig zu und wendet ihr den Rücken.

Damit hat die Erzählung ihren Höhepunkt erreicht; es geht nun schnell bergab, und die Verfasserin hat offenbar Eile, mit der Geschichte fertig zu werden.

Natürlich geht Margarete nun mit dem Herzog durch. Sie miethen

sich in Nizza ein hübsches kleines Häuschen, und so lange die Sache neu ist, behandelt der Herzog seine vornehme Geliebte mit auserlesener Höflichkeit. Das dauert eben, bis es die alte Geschichte wird. Die Rosengewinde werden zu eisernen Fesseln, die schwer lasten. Sie fühlt sich in ihrer Verbannung aus den Kreisen, denen sie von Jugend auf angehört hat, in ihrer freudlosen Vereinsamung unglücklich, er vernachlässigt sie mehr und mehr und läßt sie schließlich laufen, als sich ihm die Gelegenheit bietet, ein reiches Mädchen zu heirathen. Ja dieser Mann aus einer der ersten Familien, dem eine gute Erziehung, dem besondere geistige Veranlagung, dem Tactgefühl nachgerühmt werden, — dieser Herzog wirft der Frau, die durch ihn in's Unglück gerathen ist, wie der ersten besten aufgelesenen Dirne, mit der er sich abfinden muß, einen gefüllten Beutel vor die Füße. Margarete ist vornehm genug geblieben, ihn nicht aufzuheben.

All die Aufregungen, die Kränkungen, all die nagenden Schmerzen und Sorgen haben an der Lebenskraft der unglücklichen Frau gezehrt, ihre Jugend ist verflogen, und in der gemarterten Brust fühlt sie den Keim des Todes. Auf dem Sterbebette hat sie die einzige wahre Freude ihres traurigen Lebens. Der Seelsorger, der die letzten Augenblicke der sterbenden Margarete verklärt, ist Bernhard de Morvan; und mit einem heißen Kusse, den er auf die erkaltenden Lippen drückt, vertraut er ihr das Geheimniß seiner Gegenliebe an, das sie mit sich in das stumme Grab nimmt.

Daß es der Verfasserin nicht an dem erforderlichen Muthe fehlt, ist uns schon aus der Erzählung genügend klar geworden. Die Fürchterlichkeit gewisser Probleme schreckt sie nicht. Es hat ihr nicht genügt, gegen die Ehelosigkeit der Priester ihre Pfeile zu schleudern, denn in diesem Falle würde ja Margarete nicht die Frau eines Andern zu sein brauchen, um den erforderlichen Conflict herbeizuführen; es hat ihr auch nicht genügt, gegen die Unsittlichkeit in der Eheschließung zu eifern und aus ihr die Erklärlichkeit, ja in einem gewissen Sinne die Verzeihlichkeit des Ehebruchs aus Liebe herzuleiten, denn dann brauchte Margarete nicht gerade einen Priester zu lieben. Sie hat Conflict auf Conflict gehäuft, und ich sinne vergeblich nach, welche Aussöhnung da wohl möglich wäre. Denn das reine Glück der beiden Helden, das ihnen die hehre, über alle menschlichen Satzungen und sittlichen Abmachungen erhabene Liebe gewähren könnte, wäre nur in dem zu finden, was nach der gewöhnlichen menschlichen Moral grundsätzlich als Sünde bezeichnet wird: in der beiderseitigen Pflichtverletzung, in dem beiderseitigen Wortbruch. Das ist ein bischen viel auf einmal, und gewönlich hat dem Dichter schon das eine oder andere genügt. Die vielsprachkundige Verfasserin kennt ja das sehr gute französische Sprüchwort: „Qui trop embrasse, mal étreint."

Ich glaube einer Dame nichts Unverbindliches zu sagen, wenn ich mir die höfliche Bemerkung erlaube, daß ungewöhnliche Mannesträfte nicht ge-

nügen, um die Herkuleskeule zu schwingen, und daß es eigentlich besser wäre, wenn zarte Damen ihre Händchen davon ließen.

Unwillkürlich denkt man beim Lesen dieses Romans an den vor 20 Jahren in Paris erschienenen anonymen Roman „Le Maudit", von einem ungenannten Abbé * * *, der seiner Zeit großes Aufsehen machte und ebenfalls den Kampf zwischen der Liebe und der Eheloſigkeit des Priesters zum Vorwurf hatte. Man wird auch oft an Lamartines „Jocelyn" erinnert. Die Wege der beiden Helden, des Priesters in diesem neuesten Romane und des in dem alten epischen Gedichte, berühren sich oft. Die Ausgangspunkte sind zwar verschieden, aber von dem Augenblicke an, wo sie sich begegnen, haben die beiden Wandlungen viel Gemeinsames: Morvan lernt Margareten kennen, als sie bereits verheirathet ist, und in dem geschmacklosen und oberflächlichen Gesellschaftsleben von Paris ganz aufgeht. Da erst entflammt ihre Liebe für den geistlichen Herrn, da erst entwickelt sich bei ihm die menschenfreundliche Theilnahme, das Mitgefühl und Mitleid zur Liebe für die unglückliche, schöne, leichtsinnige Frau. Der junge Priester Jocelyn aber lernt in einem weltverborgenen alten Gebirgsdorfe die jungfräulich reine Laurence kennen, als noch kein frivoler Hauch ihre keusche Stirn gestreift hat; und da erwacht unbewußt in ihm das Gefühl, dem sich das Herz des Priesters verschließen sollte.

Wie Morvan so wird auch Jocelyn Pfarrer in einem Dorfe; er sieht sie nur noch zweimal im Leben. Das erste Mal in Paris im bunten Treiben einer genußsüchtigen verderbten Gesellschaft und dann in der Einsamkeit der Berge, als sie ihren letzten Seufzer ausstößt. Von ihrer Wiederbegegnung in Paris bis zum Tode Laurences hat das Lamartine'sche Gedicht „Jocelyn" mit dem Roman der ungenannten Russin viele übereinstimmende Züge: Die beiden männlichen Helden haben dieselben Seelenkämpfe zu bestehen. Die weiblichen Heldinnen werden von denselben Gewissensqualen gepeinigt. Der Tod von Laurence wie der von Margarete wird verklärt durch das Glück der keusch erwiderten reinen Liebe — bei dieser von Jocelyn, bei jener vom Abbé Morvan.

In dem Romane der „vornehmen Russin" zeigen sich an allen Ecken und Enden gewisse freundliche Eigenthümlichkeiten, die noch auf eine gewisse Ungeübtheit der Verfasserin schließen lassen. Ein erfahrener Autor wird sich hüten, den Geschöpfen seines Geistes allzuwarme Empfehlungsbriefe mitzugeben. Er mag ihre äußerlichen Vorzüge in alle Himmel erheben, denn da kann ihn der Leser nicht controliren; er mag von seiner Heldin sagen, daß sie bildschön ist, daß sie in ihren Bewegungen eine unerreichbare Anmuth, in ihrer Stimme einen bestrickenden Wohllaut besitzt, das muß der Leser eben dem Autor glauben. Wenn er aber die Figuren, die er vorführt, von vornherein als ungewöhnlich bedeutende, scharfsinnige, geistvolle, witzige bezeichnet, so begeht er eine Unvorsichtigkeit, denn der Leser wartet, sobald er nun diese so überschwenglich empfohlenen Figuren auf der Bühne erblickt,

auf den gerühmten Witz, und er wartet gewöhnlich vergeblich. Ich muß gestehen, daß ich mir nach dem, was ich von der Verfasserin über Margareten und den Abbé Bernhard gehört hatte, von dem geistsprühenden Dialoge der Beiden viel mehr versprochen hatte, als diese gehalten haben.

Auch der Trieb, allgemeine Sentenzen auszusprechen, hat etwas jugendlich Unerfahrenes. Je reifer man wird, desto mehr merkt man, daß allgemeine Aussprüche immerhin sehr viel Bedenkliches haben, und daß man durch die Aufstellung von allgemeinen Regeln gewöhnlich ungerecht gegen die zahlreichen und sehr beachtenswerthen Ausnahmen wird. Es sind doch eigentlich nur blutjunge Menschen, die behaupten, daß alle Weiber leichtsinnig sind. Das Verallgemeinern ist das Philosophiren der Unreifen.

Es erscheint mir daher jung, wenn die Verfasserin auf S. 14 sagt: „Wie alle Frauen unserer Zeit besaß auch sie keine festen Grundsätze." Das ist, wie ich glaube, etwas zu viel gesagt; anderes scheint mir dagegen ein bischen zu wenig gesagt zu sein. Meinem Geschmacke nach brauchte man bisweilen gar nichts zu sagen, wenn man nicht mehr zu sagen hat. Dazu gehören Aussprüche wie die folgenden: „Die Welt ist ein schnurriges Ding" (S. 58); „Die Welt zerfällt in zwei Theile: in diejenigen, die leiten und diejenigen, die sich leiten lassen; die letzteren sind die zahlreichsten" (S. 59). Das ist unzweifelhaft richtig, es giebt mehr Hämmel als Leithämmel, und es giebt weniger Generale als Soldaten. Aber das braucht man eigentlich kaum noch zu sagen. „Der Schuldige leidet am meisten" (S. 104). Auch das ist furchtbar richtig.

Die Verfasserin stellt aber auch andere Maximen auf, die mit dem Selbstverständlichen zugleich ein bischen bedenklich sind. Sie sagt auf S. 90: „Unter zehn Fällen giebt sich eine Frau neunmal mit dem Körper und nur einmal mit ihrem Herzen hin. Brauchen wir hinzuzufügen, daß das Letzte das Wahre ist?"

Nein, das brauchen wir nicht hinzuzufügen! Aber wir dürfen vielleicht die Verfasserin bitten, dem Gedanken, der ihr vorschwebt, einen entsprechenderen Ausdruck zu geben. Sie meint jedenfalls: unter zehn Frauen geben sich neun mit dem Körper, und eine giebt sich mit dem Herzen hin. Das ist aber doch etwas anderes als das, was die Verfasserin gesagt hat, denn eine Frau, die neunmal körperlich geliebt hat, flößt mir auch das zehnte Mal mit ihrer herzlichen Hingabe einiges Mißtrauen ein.

Auch gewisse Beobachtungen könnten von einer strengen Kritik angefochten werden. Einmal spricht die Verfasserin von einer „sonderbaren Genugthuung, die man empfindet, wenn man sieht, wie Jemand beim Uebersetzen über den Fluß in's Wasser fällt, während man glücklich am andern Ufer angekommen ist" (S. 62). Das mag sehr tief beobachtet sein, aber die Situation gehört doch nicht gerade zu den gewöhnlichen. Ich habe diese sonderbare Genugthuung nie verspürt, weil ich niemals, wenn ich mit dem Kahn über den Fluß gesetzt bin, einen Andern habe in's Wasser fallen

sehen. Das erste Mal, wenn mir das passirt, werde ich genau aufpassen, um die Richtigkeit der Beobachtung festzustellen.

Auf S. 135 spricht die Verfasserin „von dem wilden Instincte, der uns dazu treibt, einem sterbenden Thiere den letzten Fußtritt zu versetzen". Auch in dieser Beziehung muß ich meine Incompetenz erklären; dieser wilde Instinct hat sich meiner nie bemächtigt. Außer dem Ungeziefer, deren körperliche Verhältnisse schon die Möglichkeit eines Fußtrittes erschweren, außer dem von Anderen erlegten Wild, das mir als gelegentlichem Jagdenbummler unter die Augen gekommen ist, habe ich überhaupt sehr wenig Thiere sterben sehen: wohl 'mal einen Hund, einen Kanarienvogel, aber ich bin niemals von dem wilden Instincte eines Fußtrittes überrumpelt worden. Und ohne die Verfasserin zu kennen, behaupte ich, auch sie weiß nichts von dem „instinct féroce, qui nous pousse souvent à donner un dernier coup de pied à un animal mourant". Sie hat das nur so hingeschrieben. Aber man soll eigentlich nie so hinschreiben! Man soll namentlich nie ein Bild gebrauchen, das man nicht reiflich durchgedacht und auf seine zutreffende Richtigkeit scharf geprüft hätte.

Da ist z. B. ein falsches Bild auf Seite 161: „Man träumt einen schönen Traum, und wenn man erwacht, merkt man, daß dieser Traum doch nur Alpdruck war." Das geht nicht! Ein schöner Traum bleibt auch nach dem Erwachen ein schöner Traum und wird nie ein Alpdruck. Man kann schon errathen, was die Verfasserin ungefähr meint, aber der Leser ist nicht dazu da, Räthsel zu lösen.

Sie haben meine offenherzige Meinung hören wollen, und ich habe sie Ihnen gesagt. Es sollte mir aufrichtig leid thun, wenn ich mir dadurch die Ungnade einer Ihrer Freundinnen zugezogen hätte, deren Schönheit, Anmuth und Geist Sie nicht genug zu rühmen wissen. Aber ich denke, Sie und Ihre Freundin werden mir doch verzeihen, denn Sie müssen diesem Briefe ja anmerken, daß ich den Roman mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen habe, und daß er mir die Mühe einer eingehenden Besprechung zu lohnen scheint. Ich habe ihn mit Theilnahme gelesen und habe aus der ganzen Arbeit und einigen längeren Stellen die Ueberzeugung von der wirklichen schriftstellerischen Begabung der Verfasserin gewonnen. Gerade deshalb habe ich mich auch für befugt erachtet, ihr gewisse Kleinigkeiten zu sagen, die sie vielleicht im ersten Augenblicke nicht ganz angenehm berühren. Aber die Verfasserin müßte nicht die geistreiche Dame sein, von der Sie sprachen, wenn sie sich über diese ärgerlichen Geringfügigkeiten nicht lachend hinwegsetzte.

Wie immer

Ihr

verehrungsvoll ergebener

P. L.

Illustrirte Bibliographie.

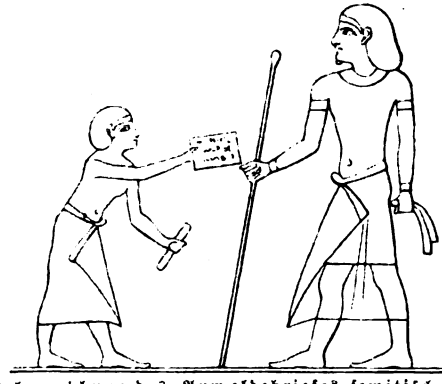
Das Buch von der Weltpost. Entwickelung und Wirken der Post und Telegraphie im Weltenverkehr. Von O. Beredarius, Berlin, Verlag von Herm. J. Meidinger.

Am 9. October 1884 waren zehn Jahre verflossen, seitdem in der Schweizer Bundeshauptstadt der Grundvertrag unterzeichnet wurde, der den Weltpostverein ins Leben rief. Noch wenige Jahre vorher würde das Wort unverstanden geblieben sein, denn der Gedanke an eine die Gesammtheit der Culturvölker umfassende Vereinigung erschien selbst auf dem Gebiete des Verkehrs unmöglich, nachdem wiederholte Versuche mißglückt waren. Nunmehr ist der weltumfassende Gedanke, Dank der Energie des deutschen Generalpostmeisters Dr. Stephan, durchgeführt, und wir Alle, die wir der Segnungen der Beschlüsse jenes 9. Octobers theilhaftig geworden sind, sehen heute in dem Post- und Telegraphenwesen einen der wichtigsten Hebel unserer Verbindung und unseres steten Wechselverkehrs mit allen der Cultur erschlossenen Ländern. — Das vorliegende Buch darf demnach auf ein allgemeines Interesse rechnen.

Es stellt sich die schöne Aufgabe, die Entwickelung und das Wirken der Post und des in immer engere Verbindung mit ihr tretenden Schwester-Instituts der Tele-

graphie vom Ursprung an in ihrer eminenten Bedeutung als Triebfeder des Weltverkehrs zu schildern. Eröffnet wird es durch eine Geschichte des Schriftthums und der Entwickelung des brieflichen Verkehrs. Das erste Capitel erzählt in kurzer, aber klarer Darstellung, wie sich Schrift und Schreibstoff bis zu derjenigen Gestalt entwickelt haben, die sie heute zeigen. Capitel II, der Buchdruck, scheint uns nicht ganz in dieses Werk hineinzugehören; wir verdanken demselben jedoch die vorzügliche Nachbildung eines Blattes aus der 42zeiligen Mazarin-Bibel (Mainz 1450—55). Capitel III schildert die Geschichte des Briefes.

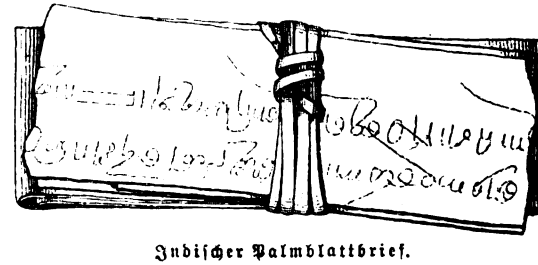
Seine eigentliche Heimatstätte hat der Brief wohl in Aegypten, da dort wohl am frühesten sowohl in der Entwickelung der Cultur im Allgemeinen, als auch durch die Erfindung des Papyrus die Bedingungen gegeben waren, unter denen der Briefverkehr entstehen und Bedeutung gewinnen konnte. Die nebenstehende Figur, die wir (nach S. 15) reproduciren, ist die Copie eines alten ägyptischen Wandgemäldes ungefähr aus der Zeit 2000 v. Chr. Es stellt die Anmeldung eines Stammes semitischer Einwanderer dar und zeigt uns bereits zwei Formen der schriftlichen Mittheilung: einen offenen, vielleicht auch zusammengefalteten Brief und den Brief in Gestalt einer verschlossenen Rolle.



Ueberreichung des Anmeldebriefes semitischer Einwanderer. (Wandgemälde ca. 2000 Jahre v. Chr.)
Aus: Beredarius, Das Buch von der Weltpost.
Berlin, Herm. J. Meidinger.

Eine besondere Eigenart unter den bei den Griechen gebräuchlichen Briefformen stellt der Stab- oder Rollbrief — die Skytale — dar, die in Lacedämon in Gebrauch war. Plutarch beschreibt denselben folgendermaßen:

„Wenn die Ephoren einen Schiffsbefehlshaber oder Feldherrn aussandten, ließen sie zwei Stäbe völlig gleich in Länge und Dicke anfertigen, so daß sie an den Enden genau auf einanderpaßten; den einen behielten sie selbst, den andern gaben sie den Abgesandten. Diese Stäbe nannten sie Skytalen. Wollten sie nun eine wichtige, geheim zu haltende Mittheilung machen, so wurde ein Papyrusblatt, lang und schmal wie ein Riemen, um den zurückbehaltenen Stab gewunden, und zwar so, daß nirgends ein Zwischenraum blieb, sondern die Oberfläche des Stabes ringsum von dem Papyrusstreifen bedeckt wurde. War dies geschehen, so schrieben sie die Mittheilung auf den Papyrus, so wie er um den Stab gewickelt war; hierauf wurde der Streifen abgewickelt und ohne den Stab an den Feldherrn gesandt. Dieser aber konnte den außer allen Zusammenhang gebrachten und gänzlich zerstückelten In-



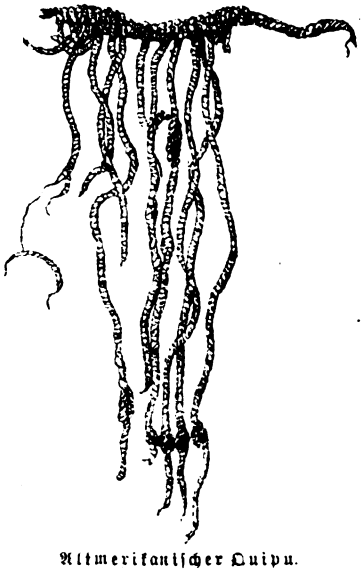
Indischer Palmblattbrief.
Aus: Beredarius, Das Buch von der Weltpost.
Berlin, Herm. J. Meidinger.

halt nicht anders entziffern, als indem er den Streifen auf seinen Stab aufwickelte, so daß die Windungen genau so, wie sie zuvor waren, wiederhergestellt wurden, das Eine sich an das Andere anschloß und man nun den Zusammenhang wieder erkannte."

Aus: Veredarius, Das Buch von der Weltpost. Berlin, Herm. J. Meidinger.

Lacedämonischer Stabbrief.

Mit dem lacedämonischen Stabbriefe verwandt, wenn auch weniger in der Form, so doch hinsichtlich des hauptsächlichen Gebrauchs für geheime Mittheilungen sind die Knotenbriefe oder Quipu, welche bei den Ureinwohnern Amerikas üblich waren. Die Quipus bestanden wesentlich aus einem horizontal gelegten Hauptstrang, an den verschiedene Schnüre herabhängend angebracht waren. Jeder Strang hatte eine Hauptbedeutung, während die an demselben angebrachten Knoten je nach Form und Stellung gewisse Einzelheiten darstellten.



Altmexikanischer Quipu.
Aus: Veredarius, Das Buch von der Weltpost Berlin, Herm. J. Meidinger.

In Indien sind noch heute, trotz der hochentwickelten britischen Post, neben dem Briefpapier Stoffe und Formen gebräuchlich, die an die ältesten Zeiten erinnern. Das Berliner Postmuseum besitzt das Original eines Palmblattes, d. h. eines zusammengewickelten Palmblattes, das mit einer Blattfaser verschlossen ist und auf der Außenseite die Adresse enthält. Die Schriftzeichen sind mit einem spitzen Instrument in das trockene Blatt eingeritzt.

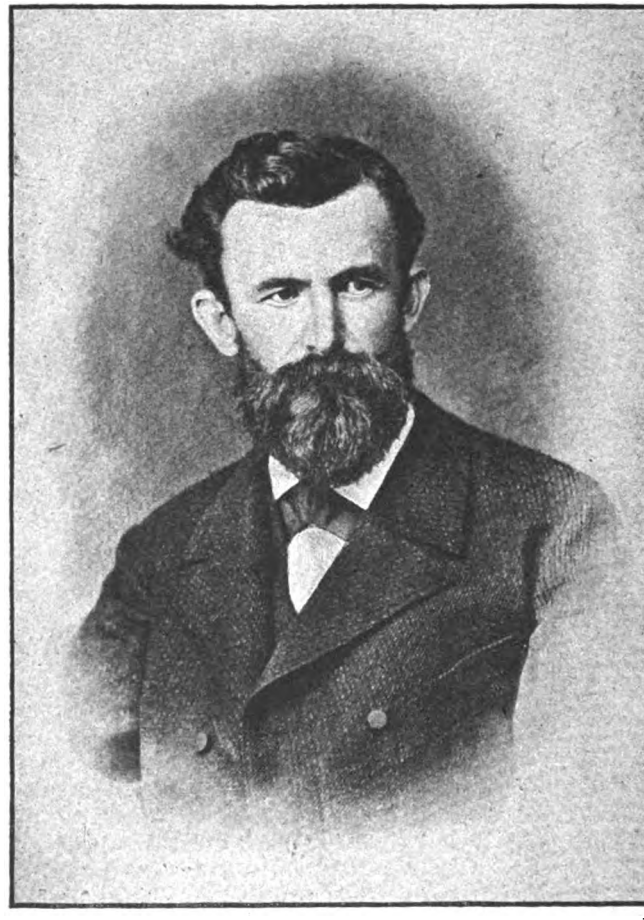
Von diesen ursprünglichen Formen schriftlicher Mittheilungen werden wir hinauf geführt bis zu unsern zierlichen Briefbogen und Briefumschlägen und bis zur Einführung der Freimarke.

Die Postwerthzeichen bilden den Gegenstand des vierten Capitels. Wie allgemein bekannt, ist die Briefmarke in England im Jahre 1841 von Rowland Hill eingeführt worden. Sie hat sich in der kurzen Zeit ihrer Existenz, man darf sagen, die Welt erobert, ein Beweis von der unbesiegbaren Macht einer jeden Institution, die im Dienste der allgemeinen Cultur und der Völkervereinigung steht. —

Veredarius besitzt den großen Vorzug einer einfachen, populären, äußerst klaren Darstellung. Er bietet nicht zu viel und weiß das Gebiet wohl abzugrenzen und die Linie einzuhalten, durch welche das Interesse des Fachmannes von dem des Laien geschieden wird. Das Buch ist nach jeder Richtung hin schön ausgestattet und verdient die Empfehlung, welche Dr. Stephan ihm gegeben hat, in vollem Maße. F. D.

Illustrirte Erinnerungen an Münchener Künstler von Dr. H. Holland. München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung.

Unter dem aufgeführten Titel will die Verlagshandlung in einzelnen Heften das Leben und Schaffen verstorbener Münchener Künstler zur Darstellung bringen. Jedes Heft soll das Portrait des betreffenden Meisters und seine Biographie und einige



Ludwig Vollmar, geb. am 7. Januar 1842, gest. am 1. März 1884.
Aus: H. Holland, Illustrirte Erinnerungen an Münchener Künstler.
München. Staegmeyr'sche Verlagshandlung.

charakteristische Proben seiner Wirksamkeit bieten. Das erste uns vorliegende beschäftigt sich mit Ludwig Vollmar, dem am 1. März 1884 in der Blüthe seiner Entwickelung verstorbenen Maler.

Ludwig Vollmar verdankt seine Ausbildung hauptsächlich seinem Vater Josef, der als städtischer Baumeister, Zeichnungslehrer, Bildhauer und Maler in Säckingen,

dem durch Scheffels „Trompeter" so berühmt gewordenen Rheinstädtchen, eine vielseitige Thätigkeit entfaltete, und Philipp Foltz, dem etwas seltsamen, aber tüchtigen Lehrer einer ganzen Reihe hervorragender Künstler, die in der Münchener Akademie ihre Studien machten. Im Uebrigen entwickelte sich Vollmar ziemlich selbständig; und lassen sich auch in einzelnen seiner Werke fremde Einflüsse erkennen, wie

Dachauer Bäuerin.
Aus: H. Holland, Illustrirte Erinnerungen an Münchener Künstler. München. Stuegmeyr'sche Verlagshandlung.

z. B. „Der kleine Zither-Virtuos" offenbar eine Verwandtschaft mit Defregger'scher Art zeigt, so sind diese Einflüsse doch mehr allgemeiner Art als Anlehnung oder Nachahmung. Vollmar besaß eine große Leichtigkeit des Schaffens; wo er etwas Brauchbares fand, griff er gleich nach Pinsel und Palette; er war kein Freund des Bleistifts, daher auch die Frische und Unmittelbarkeit seiner Bilder. Was er als

scharfer Beobachter da und dort erspähte, hielt er dank seines ungemein treuen Gedächtnisses in der Erinnerung fest. So reproducirte er beispielsweise nach einmaligem Beschauen die in der französischen Abtheilung der Münchener Kunstausstellung vom Jahre 1879 befindliche „Arrestation" Salmsons, welche ihm wegen des unheimlichen Tones imponirte, mit einer Sicherheit, daß Kenner dieses Farbenproblem für die Originalskizze des Autors hielten. Vollmar hatte außerdem die Gewohnheit, etwa wie ein Componist seine Melodien hinsummt, seine Einfälle im kleinsten Format auf den häuslichen Ahorntisch hinzukritzeln; was ihm dann brauchbar däuchte, bauste er durch. Der Rest verschwand unter der unbarmherzigen Bürste des scheuernden Hausmädchens. Skizzenbücher führte Vollmar nicht. Daß sein Talent noch der Steigerung fähig gewesen wäre, bewies die wenige Wochen nach seinem Ableben im Münchener Kunstverein veranstaltete Ausstellung.

Vollmars schönste und beste Bilder gingen fast alle nach England und Amerika. Daher kam es auch, daß sein Name auswärts mehr gekannt war, als in der näheren Umgebung. Die meisten seiner Werke sind jedoch auf dem Wege der Photographie und des Holzschnittes wiederholt vervielfältigt worden. Die beiden Proben, die wir unsern Lesern aus dem Hefte zu bieten vermögen, sind nach Meisenbach'scher Methode hergestellt. Die „Dachauer Bäuerin" kann als ein Beispiel dafür dienen, wie sicher und unmittelbar Vollmar nach der Anschauung niederzuschreiben vermochte: das Portrait des Künstlers ist eine vergrößerte Reproduction einer während seines Aufenthaltes zu Fürstenfeld-Bruck durch Adolf Precht genommenen Photographie.

Die „Illustrirten Erinnerungen an Münchener Künstler" verdienen die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde. Es wäre zu wünschen, daß der Verleger und der Verfasser in der Gunst des Publikums eine Anregung für dauernde Fortsetzung des Unternehmens fänden. A. V.

Eine deutsche Schriftsteller-Zeitung.

Herr Professor Joseph Kürschner versendet unter der Devise: „Welcher der Zeit dient, der dient ehrlich" die erste Nummer eines Blattes, welches der Schriftstellerwelt einen gemeinsamen Mittelpunkt bieten und ein Organ werden soll, das ausschließlich ihre Interessen zu vertreten bestimmt ist. „Daß die Schriftsteller-Zeitung in's Leben gerufen werden konnte — sagt Kürschner in der Einführung — nicht als Versuch, sondern als ein schon vor seinem Erscheinen durch regste Theilnahme in seiner Existenz gesichertes Blatt, spricht mehr als irgend etwas für ihre Nothwendigkeit und ist zugleich ein Sieg über Zweifel, Gleichgiltigkeit und Mißgunst, die sich als mächtigste Hindernisse der Verwirklichung des ihr zu Grunde liegenden Gedankens in den Weg stellten."

Das Bedürfniß einer Schriftsteller-Zeitung ist wiederholt besprochen und — bestritten worden. Ist der Schriftstellerstand überhaupt ein Stand, wie jeder andere? Und wenn er sich von allen andern Ständen durch mannigfache Merkmale unterscheidet, ist es überhaupt möglich, einen einheitlichen Stand zu construiren aus den hundert verschiedenen Elementen, aus welchen die Schriftstellerwelt besteht? Erst wenn diese Frage beantwortet sein wird, wird man mit vollem Recht von einem Organ für den Schriftstellerstand sprechen können. Andererseits wiederum kann die Schriftsteller-Zeitung, wie das ja so oft geschieht, zur Bildung, oder wenn man will zur Festigung des Standes, der Standesinteressen u. s. w. mächtig beitragen. Es wäre deshalb jedes Urtheil über das Unternehmen Joseph Kürschners heute verfrüht. Unzweifelhaft liegt demselben ein edler und — was ebenso wichtig ist — praktisch durchführbarer Gedanke zu Grunde; durch Beides hat sich der organisatorisch ungemein befähigte

Autor den Dank der Schriftsteller Deutschlands verdient. Die erste Nummer schon beschäftigt sich mit vielen, dem Schriftsteller gegenwärtig höchst wichtigen Fragen. Theophil Zolling wirft ein paar Gedanken über „das Recensionsexemplar" hin, J. Kohler spricht von „Uebersetzung und Adaptation", Hermann Bahr über „das Grundübel des Journalismus", J. N. von Nußbaum bietet eine höchst werthvolle „Aerztliche Warnung für Schriftsteller und Gelehrte". Die Artikel von Bahr und Zolling werden allerdings nicht auf unbedingte Zustimmung rechnen dürfen. Einzelne Bemerkungen über das „Recensionsexemplar" ließen sich ohne Mühe widerlegen. Natürlich ist an dieser Stelle nicht der Ort dafür. Wer gegen Zollings Ansichten etwas auf dem Herzen hat, würde ja am besten in der Schriftsteller-Zeitung selbst sich aussprechen. Zur Widerlegung der Bahr'schen Strafpredigt muß jedoch überall Raum sein. Wir sind keineswegs so verblendet, die von Bahr als Grundübel des Journalismus bezeichnete Krankheit nicht zu sehen. Ja wir stimmen ihm unbedingt bei, wenn er als solches den geschäftlichen Charakter der Presse bezeichnet. Wenn Bahr aber die Gründung einer Zeitung in folgender Weise schildert: „Irgend ein gewinngieriger Speculant, das zweifelhafteste Individuum der Welt, einer von jener Couleur, die nur ernten und nicht säen will, ist augenblicks um eine genugprocentige Capitalanlage verlegen. Die Börse ist flau und der Wucher zu gefährlich geworden; die Tage der weitfliegenden Unternehmungen sind vorüber und es sind schwere Zeiten gekommen, man weiß nicht recht, wohin mit seinem Geld — also gründen wir eine Zeitung; ein „Weltblatt" natürlich. Man macht Reclame, wirbt Sympathien im Kreise der Freunde — eine Hand wäscht ja die andere, wenn diese Hände dabei trotzdem immer schmutzig bleiben — wählt einen packenden Titel, wartet einen günstigen Augenblick ab, steuert im Fahrwasser jener Partei, die just Favoritin der Volksgunst ist oder aber derlei Liebesdienste am promptesten zu honoriren versteht, putzt sich mit ein paar prächtigen Namen auf, schmeichelt den gemeinsten und niedrigsten Instincten, scheut vor der boshaftesten und niederträchtigsten Verleumdung nicht zurück, wenn sie nur als „pikante Enthüllung" des Erfolges sicher ist, macht mit irgend einer „cause celèbre" „Sensation", versichert sich der Unterstützung gleichgesinnter Genossen — und Meister Publicus ist richtig jedesmal wieder so dumm, gutgläubig auf den Leim zu gehen", und weiter: „Nicht an dem Abonnenten will er gewinnen, sondern durch ihn, mit seiner Hilfe. Er braucht ihn nur als Lockspeise. Er ist ihm unentbehrlich, damit sein Blatt der Bestechung würdig, der Corruption werth erscheine. Er muß eine bestimmte Anzahl von Abonnenten haben, damit eine neu gegründete Bank, ein ruhmsüchtiger Politiker, ein ehrgeiziger Künstler, ein College von gleichgesinntem Speculanten und wie die Kunden alle heißen und aussehen mögen, es überhaupt der Mühe werth finden, ihre Bestechung an ihm zu versuchen, ihn, wie sich der Wiener Zeitungs-Jargon euphemistisch ausdrückt, zu betheiligen" — wenn Bahr die Gründung einer Zeitung in dieser Weise schildert, so mag das vielleicht in dem einen oder dem anderen Falle zutreffen, im Allgemeinen ist das die gröbste Uebertreibung. In Norddeutschland wenigstens sind glücklicher Weise solche Zustände nicht bekannt. Und die Uebertreibung führt selten zur Besserung selbst allgemein erkannter Uebel.

Ohne Zweifel werden die in der ersten Nummer der Schriftsteller-Zeitung ausgesprochenen Ansichten die lebhafteste Discussion zur Folge haben und das ist am Ende das Wichtigste. Daß Kürschner den Weg zu dieser öffentlichen Discussion angeregt und gefunden hat, verdient unsere Anerkennung und unseren Dank. R. L.

Bibliographische Notizen.

Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs. Bilder und Skizzen von der Weltreise S. M. S. Elisabeth 1881—1883. Mit mehreren Karten der Reise. Von P. G. Heims. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.

Es ist gut, wenn ein Verleger in demjenigen liter. Fache, dem er sein Augenmerk hauptsächlich zugewendet hat, selbst tüchtige Kenntnisse besitzt und von dem Geschmacke und Urtheile Anderer unabhängig dasteht. In diesem Falle befindet sich Arnold Hirt, der Vertreter der Leipziger Verlagshandlung von Ferdinand Hirt u. Sohn; mit den neuesten Forschungen auf geographischem Gebiete vollkommen vertraut und stets bemüht, dieselben einem möglichst großen Publikum nahe zu bringen, geht aus seinem Verlage ein gediegenes geographisches Werk nach dem anderen hervor.

Auch das vorliegende, von dem Kaiserlichen Marine-Pfarrer Heims verfaßte Werk verdient die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise. Das Buch ist der Frau Prinzessin Wilhelm von Preußen gewidmet und schildert in höchst anschaulicher und reizvoller Weise die Erlebnisse der gedeckten Corvette „Elisabeth", welche dazu ersehen war, als Seecadetten-Schulschiff hinauszugehen „und den Einen zur Lehr', dem Deutschthum draußen zur Wehr, dem Reiche zur Ehr'" unter dem Commando des Capitän zur See Hollmann in zweijähriger Fahrt die Welt zu umsegeln. Die Besatzung, zu welcher der Verfasser selbst gehörte, bestand einschließlich des Stabes, aber außer 30 Seecadetten, aus 386 Mann; die Reise wurde von Kiel aus angetreten und ging über Plymouth, Madeira, Montevideo, die Magelhaensstraße, Valparaiso, Callao und über den stillen Ocean nach Honolulu; von hier gelangte man nach Japan, berührte Ostsibirien, hielt sich längere Zeit in China auf, kehrte nach Japan zurück, um über Honkong, Cochinchina und Java nach der Capstadt hinüberzusegeln; dann erfolgte die Heimreise an der Westküste Afrikas entlang über die Capverden und Azoren. Wenn auch vorzugsweise die Küstenpunkte besucht wurden, so fehlte es doch nicht an weiteren Abstechern in das Innere der Landschaften, so namentlich in China, Japan und an der Gold- und Sclavenküste Afrikas.

Der Erzähler erweist sich überall als ein Mann von weitschauendem Blick und feiner Beobachtungsgabe; daher denn die Cultur- und Landschaftsbilder vor den Augen der Leser wahrhaftes Leben erhalten.

Die äußere Ausstattung des Buches ist prächtig. hj.

Aus der Hohenstaufen- und Welfenzeit. Kaiser Heinrich VI., König Philipp und Otto IV. von Braunschweig. Von A. Mücke. Gotha. Fr. Andr. Perthes.

Den Darstellungen aus der sächsischen und fränkischen Periode unserer deutschen Kaisergeschichte läßt der Verfasser die Schilderung dreier Herrscher aus der Hohenstaufenzeit folgen. Nicht der Kampf Barbarossas mit den geistlichen und weltlichen Gewalten Italiens, sondern der seiner unmittelbaren Nachfolger, Heinrich's VI., Philipps von Schwaben und Ottos IV., bildet den Inhalt des Buches. Unter Heinrich VI. erreicht Deutschland den Gipfel seiner Macht: Italien, Sicilien,

Burgund sind Glieder des Reiches: die benachbarten Länder Böhmen, Dänemark, England und Frankreich in Abhängigkeit oder durch ihre Schwäche ungefährlich. Auch der römischen Curie gegenüber, mit welcher Friedrich I. sein Lebelang um die Suprematie gekämpft hat, nimmt Kaiser Heinrich eine siegreiche Stellung ein. Allein durch seine ungemessene Herrschsucht, durch sein schroffes Auftreten gegen die Fürsten und die Geistlichkeit thut er den ersten Schritt auf der Bahn, die zum Untergange des hohenstaufischen Geschlechts geführt hat. Sein frühzeitiger Tod, die Unmündigkeit seines Sohnes, des späteren Friedrich II., bringt die Gegnerschaft von Hohenstaufen und Welfen zum Ausbruch. Philipp, der Bruder des verstorbenen Kaisers, dessen Thronrecht bei keinem Rechtdenkenden in Frage stand, führt mit dem Welfen Otto einen jahrelangen Kampf, der Deutschland in zwei Heerlager scheidet. Rührende Klagen über diesen Zustand kehren bei den Geschichtsschreibern und Minnesängern jener Zeit, vor Allem bei Walter von der Vogelweide, unaufhörlich wieder. Otto IV. kann sich nur durch die Unterstützung des römischen Hofes halten; auf dem Stuhle Petri saß damals Innocenz III., der die Situation auf's Klügste benützte, um die Leitung der deutschen Angelegenheiten in seine Hand zu bekommen. — Auch wenn man nicht immer mit den Ansichten des Verfassers über die päpstliche Politik übereinstimmen kann, so muß man doch anerkennen, daß in dem Buche ein gesundes, ruhiges Urtheil, eine maßvolle Ausdrucksweise überall sich kundgiebt, — zwei Vorzüge, die nicht allen, die gleiche Periode behandelnden Darstellungen nachgerühmt werden kann. Beiläufig sei bemerkt, daß der Verfasser in dem Capitel über die Minnelieder Kaiser Heinrich's VI, von der „angeblich" in der großen Bibliothek zu Paris aufbewahrten Manesse'schen Handschrift spricht: dieselbe befindet sich in Wirklichkeit dort und wir selbst hatten vor einigen Jahren vielfach Gelegenheit, das handschriftliche Kleinod zu bewundern. Bekanntlich haben sich mehrere deutsche Gelehrte im Jahre 1871 an den Fürsten Bismarck mit der Bitte gewandt, unter den Friedensbedingungen auch die Rückgabe der berühmten Liederhandschrift zu verlangen. sr.

Bekannte und unbekannte Größen. Skizzen und Novelletten aus der Kunst- und Theaterwelt. Von Carl Haffner. Wien, Hugo Engel.

Carl Haffner, der als Schauspieler und später als Theaterdichter mit allen unvergessenen und vergessenen Größen der Coulissenwelt seiner Zeit in naher Berührung gestanden, schildert in den uns vorliegenden Skizzen und Novelletten, theils in anekdotischer Form mit beißender Ironie, theils mit rührender Innigkeit und Wehmuth, je nach dem Inhalt, einzelne Züge und Vorgänge aus dem Leben dieser Künstler und Künstlerinnen, unter denen wir den klangvollsten Namen der letzten Decennien begegnen.

Bei dem Interesse, welches die Personen der Schauspieler auch außerhalb der Bühne umgiebt, und der witzigen, geistreichen Form der geschilderten Vorgänge, darf das Buch einer freundlichen Aufnahme seitens des Publikums sicher sein. mz.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Aïdé, Hamilton, Vornehme Gesellschaft. (Engelh. allgem. Romanbibliothek. Bd. 7.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Akademische Blätter. Organ f. wissensch. Behandlung der neueren deutschen Nationalliteratur und ihrer Geschichte. Herausg. von Dr. Otto Sievers. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn). I. Jahrg. Heft 8/9.

Ausfliegende Worte, natürliche Kinder der geflügelten Worte, auf der Citatenhatz angetroffen von einem alten Jäger. Zweite durch vierhundert Ausflügler vervollständigte Auflage. Neubrandenburg, Verlag der C. Brünslow'schen Buchhandlung.

Avenarius, Deutsche Lyrik der Gegenwart. Dresden, Ls. Ehlermann.

Berg, Graf Fr., Tagebuchblätter aus der Krim. Reval, Franz Kluge.

Bergün, Heinrich, Die junge Frau. Roman. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe). 2 Bde.

Bitter, C. H., Gesammelte Schriften. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Blech, Eduard, Theaterkatalog Nr. 44. Berlin, Ed. Blochs Theater-Buchhandlung.

Boberau, Oskar von der, Zündnadeln, Gedichte. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Conway, Hugh, Aus Nacht zum Licht. (Engelhorns Romanbibliothek, Bd. 3.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Fechner, Augusta, Waldhof. Eine Erzählung. Halle a. d. S., C. A. Kaemmerer & Co.

Froning, Dr. Richard, Zur Geschichte und Beurtheilung der geistlichen Spiele des Mittelalters. Frankfurt a. M., Carl Jügel.

Gaedertz, Karl Theodor, Fritz Reuter-Reliquien. Wismar, Hinstorff.

Götzinger, Dr. E., Reallexikon der deutschen Alterthümer. Zweite vollst. umgearbeitete, vermehrte und illustrirte Auflage. Leipzig, Woldemar Urban. Heft 16–24. (Schluss.)

Greville, Henry, Wassilissa. (Engelhorns Romanbibliothek.) 2 Bde. Stuttgart, J. Engelhorn.

Hartmann, Eduard von, Das Judenthum in Gegenwart und Zukunft. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Häusser, Caroline, Dämmer-Stunden, Gedichte. München. Staegmeyr'sche Verlagshandlung.

Heyse, Paul, und **Lalstner**, Ludwig, Neuer deutscher Novellenschatz. München und Leipzig, R. Oldenbourg. Band 6. Die Prairie am Jacinto von Charles Sealsfield, — Der Gerhab von August Silberstein. Band 7. Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen von Franz Freiherrn Gaudy. — Marianne von Ferdinand von Saar. — Die kleine Welt von Rudolph Lindau. Band 8. Das Feuerschiff von Heinrich Smidt. — Kajüts-Passagiere von Heinrich Smidt. — Der Uhrmacher von Lac de Joux von Robert Schweichel. — Bd. 9. Der Wettermacher von Frankfurt von Franz Trautmann. — Die Dame mit den Hirschzähnen von G. zu Putlitz. — Lycaena Silene von Wilhelm Jensen.

Jahresbericht des Deutschen Lesevereins an der K. K. Bergakademie in Leoben. Drittes Vereinsjahr 1883/84. Leoben.

Jordan, Wilhelm, Tausch enttäuscht. Lustspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. Frankfurt a./M. W. Jordans Selbstverlag. Leipzig, F. Volckmar.

Klein, Hugo, Im Pusstenlande. Novellen. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer).

Landau, Dr. Marcus, Die Quellen des Dekameron. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, J. Scheibles Verlagsbuchhandlung.

Mädler, Dr. J. H. von, Der Wunderbau des Weltalls oder Populäre Astronomie. Lief. 1 bis 4. Strassburg, R. Schultze & Co.

Niemann, August, Katharina. Roman. Zweite Auflage. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow. 2 Bde.

Nitschmann, Heinrich, Hogia. Altpreussisches Epos in sechs Gesängen. Mit 2 Illustrationen nach Originalzeichnungen von H. Laasner Danzig, Theodor Bertling.

Nuova Rivista Internazionale. Periodico di lettere, scienze ed arti compilato da C. V. Giusti. Prof. G. Rigutini. Dr. G. A. Scartazzini. Anno Quarto. Nr. 19/20. Ottobre 1884. Firenze, Successori Le Monnier.

Ohnet, Georges, Gräfin Sarah. (Engelhorns allgemeine Romanbibliothek.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Praed, Mrs. Campbell, Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. (Engelhorns allgem. Rom.-Bibl. Bd. 4.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Preussische Jahrbücher. Herausgegeben von H. von Treitschke und H. Delbrück. Sechstes Heft. December 1884. Berlin, Georg Reimer.

Raabe, Wilhelm, Pfister's Mühle. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow.

Rosenthal, Ludwig, A., Lazarus Geiger. Seine Lehre vom Ursprunge der Sprache und Vernunft und sein Leben. Stuttgart, J. Scheibles Verlagsbuchhandlung.

Schiessl, Max, System der Stilistik. Eine wissenschaftliche Darstellung und Begründung der „stilistischen Entwicklungstheorie". Straubing, M. Attenkofer'sche Buchhandlung.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Von Ocean zu Ocean. Eine Schilderung des Weltmeers und seines Lebens. Lief. 21–30. Wien-Pest-Leipzig, A. Hartleben.

Schwizer-Dütsch, 23/24. Aus dem Kanton Basel. Viertes Heft. Gesammelt und herausg. von Prof. O. Sutermeister. 25. Aus dem Kanton Zürich. Züritüütsch, e dramatisches Lätbesbild i 3 Acte i der Zürcher Mundart vo Wilhelm Fürchtegott Niedermann. Zürich, Orell, Füssli & Comp.

Seitz, Carl, Gaudeamus. Liederbuch für frohe Kreise mit Clavierbegleitung und ohne dieselbe. Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg.

Stackelberg, Natalie Freiin von, Aus Carmen Sylvas Leben. Heidelberg, Carl Winter.

Stern, Adolf, Hermann Hettner. Ein Lebensbild. Mit einem Portrait. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Strassburger, B., Geschichte der Erziehung und des Unterrichts bei den Israeliten. Stuttgart, Levy & Müller. Lief. 2–4.

Traut, Dr. H. Th., Englischer Reise- und Hotel-Dolmetscher Travellers German Conversat.-Book and Hotel-Guide). Neuestes System, Original. (Stereotyp-Ausgabe.) Leipzig, P. M. Blüher.

Vietinghoff, Lilly Baronin von, Was die Grossmutter erzählte. Bilder und Märchen für die Frauenwelt. Dorpat-Riga-Leipzig, Schnackenburg.

Waldmüller, Robert, Darja. Roman. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 2 Bde.

Weddigen, Friedr. Heinr. Otto, Neue Gedichte. Kassel, Ernst Kleimenhagen.

Weinkauff, Franz Almania. Dreisprachiges Studentenliederbuch. Heilbronn, Gebr. Henninger.

* * * Lilli und Käthchen. Ein Buch für Kinder von 5–8 Jahren. Nach d. Russischen. Cannstadt, G. Ad. Stehn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Aufruf

zur Errichtung eines Denkmals

für

Emanuel Geibel

in seiner Vaterstadt Lübeck.

Seit am Palmsonntage dieses Jahres die Trauerkunde vom Hinscheiden **Emanuel Geibels** durch die Lande lief, haben hundertfache Beweise in Wort und Schrift, haben Gedächtnißfeierlichkeiten im Norden wie im Süden unseres Vaterlandes und in der Ferne, wo Deutsche beisammen wohnen, Zeugniß abgelegt von der einmüthigen Trauer um diesen Todten.

Abhold jeder vergänglichen Richtung des Tages, einzig dem Idealen zugewandt, ist **Geibel** seinem Volke ein Pfleger und Hüter des Wahren und Schönen gewesen. Unsere Sprache mit überströmendem Wohllaut verklärend, hat er aus der Fülle seines Herzens und aus der Tiefe seines Geistes sein Volk mit einem Schatze unvergänglicher Poesie beschenkt.

Was aber seine Werke zu einem einzigen Kleinod vaterländischer Dichtkunst erhoben hat, ist das deutsche Gemüth, aus dem er sang im Lieben und Hassen, im Glauben und Hoffen. Er war ein Bannerträger deutscher Ehre, Zucht und Art. Schon aus seinen frühesten Dichtungen ertönt in hoffnungsleerer Zeit sehnsuchtsvolle Ahnung von Deutschlands Wiedergeburt. Weckend und mahnend schritt er, ein nimmer ermüdender Herold für Kaiser und Reich, den großen Ereignissen der letzten Jahrzehnte im Liede prophetisch voran.

Seine Vaterstadt hat den Entschlafenen würdig bestattet und schmückt seinen Hügel mit einem schlichten Granit. Dem gesammten Vaterlande gebührt es, der Verehrung für **Emanuel Geibel** durch ein ehernes Denkmal in Lübeck, der alten Hansestadt, die „mit großer Erinnerung des Knaben klangfrohes Gemüth im Erwachen schon genährt," bleibenden Ausdruck zu verleihen.

An alle Verehrer des Dichters, an alle Deutschen, deren Herz er gewann, ergeht daher der Ruf, mitzuwirken und beizusteuern zur Errichtung eines würdigen Standbildes für Deutschlands vielgeliebten Sänger.

Geh. Legationsrath Prof. Dr. **Ludwig Aegidi**, Berlin; **Herm. Allmers**, Bremen; Geh. Commerzienrath **Baare**, Bochum; **Rud. Baumbach**, Triest; Oberbürgermstr. Dr. **Becker**, Köln; Bürgermstr. Dr. **Behn**, Lübeck; Amtsrichter Dr. **Benda**, Lübeck; Landesdirector **Rudolf von Bennigsen**, Hannover; Rechtsanwalt Dr. **Ad. Brehmer**, Lübeck; Geh. Finanzrath Freiherr **von Biedermann**, Dresden; **Friedrich**

Bodenstedt, Wiesbaden; Intendant **Bronsart von Schellendorf**, Hannover; Prof. Dr. **M. Carrière**, München; Freiherr **Carl von Cotta**, Stuttgart; Geh. Regierungsrath Dr. **Ernst Curtius**, Berlin; Prof. Dr. **Felix Dahn**, Königsberg; Ober-Hofmarschall Freiherr **von Dalwigk**, Oldenburg; Dir. Dr. **Deecke**, Buchsweiler; Graf **von Dürkheim-Montmartin**, Fröschweiler; **Ed. Duboc (R. Waldmüller)**, Dresden; Prof. Dr. **von Duhn**, Heidelberg; Reichsrathsabgeordneter **Nicol. Dumba**, Wien; Landesbibliothekar Dr. **Alb. Duncker**, Cassel; Consul **H. Fehling**, Lübeck; **Arthur Fitger**, Bremen; Oberbürgermeister Dr. **von Forckenbeck**, Berlin; Hofrath **Gustav Freytag**, Wiesbaden; Hofprediger Dr. **Emil Frommel**, Berlin; **Carl Geibel**, Leipzig; Prof. Dr. **K. Goedeke**, Göttingen; Dr. **Herm. Grieben** Köln; Prof. Dr. **Klaus Groth**, Kiel; Dr. **Gerhard Hachmann**, Hamburg; Geh. Commerzienrath **von Hansemann**, Berlin; Landrichter Dr. **Hansen**, Lübeck; Prof. Dr. **Ed. Hanslick**, Wien; Geh. Commerzienrath **Heimendahl**, Crefeld; Geh. Regierungsrath Prof. Dr. **von Helmholz**, Berlin; Prof. Dr. **Ludwig Herrig**, Lichterfelde; **Wilhelm Hertz**, Berlin; Dr. **Paul Heyse**, München; Dr. **Ferdinand von Hiller**, Köln; Graf **Bolko von Hochberg-Fürstenstein**, Schloß Rohnstock; Amtsgerichtsrath **Hoffmann**, Berlin; Generalintendant Freiherr **von Hofmann**, Wien; Prof. Dr. **Ad. Holm**, Neapel; Dr. **Hans Hopfen**, Berlin; Generalintendant Kammerherr **von Hülsen**, Berlin; Regierungsbaumeister **von der Hude**, Berlin; Dr. **Wilhelm Jensen**, Freiburg; **Gottfried Keller**, Zürich; Prof Dr. **A. von Kluckhohn**, Göttingen; Senator Dr. **Klügmann**, Lübeck; General-Superintendent Dr. **Kögel**, Berlin; Ministerresident Dr. **Krüger**, Berlin; Dr. **Heinrich Kruse**, Bückeburg; Senator Dr. **Kulenkamp**, Lübeck; Director Dr. **Leimbach**, Goslar; Wirkl. Legationsrath Dr. **Rudolph Lindau**, Berlin; Dr. **Paul Lindau**, Berlin; Dr. **Hermann Lingg**, München; Wirkl. Geh. Oberregierungsrath Dr. **von Loeper**, Berlin; Generalintendant Freiherr **von Loën**, Weimar; Prof. Dr. **W. Lübke**, Stuttgart; Prof Dr. **Lucae**, Marburg; Freiherr **von der Malsburg**, Schloß Escheberg; Prof. Dr. **Marquardsen**, Erlangen; Prof. Dr. **Martin**, Straßburg; Ober-Appell.-Ger.-Rath a. D. Dr. **May**, München; **Ernst Mendelssohn-Bartholdy**, Berlin; Prof. Dr. **Jürgen Bona Meyer**, Bonn; **Conr. Ferdinand Meyer**, Kilchberg bei Zürich; Oberbürgermeister Dr. **Miquel**, Frankfurt a. M.; Schatzrath **Müller**, Hannover; Königlich Preußischer Gesandter **von Normann**, Oldenburg; Geh. Commerzienrath **Oechelhäuser**, Dessau; Oberbürgermeister Dr. **Ohly**, Darmstadt; **R. Oldenbourg**, München; Superintendent **Pank**, Leipzig; Senator Dr. **Pauli**, Bremen; **Conrad von Prittwitz-Gaffron**, Schloß Hennersdorf; Generalintendant **Gustav Gans Edler zu Putlitz**, Karlsruhe; Generalmajor **von Radowitz**, Altona; Senator **Theodor Rapp**, Hamburg; Herzog **Victor von Ratibor**, Schloß Rauden; Consistorialdirector **Rautenberg**, Hannover; Freiherr Dr. **Oskar von Redwitz**, Meran; Kapellmeister **C. Reinecke**, Leipzig; Prof. Dr. **W. H. von Riehl**, München; **Emil Rittershaus**, Barmen; Dr. **Julius Rodenberg**, Berlin; Prof. Dr. **Otto Roquette**, Darmstadt; Prof. **Sartori**, Lübeck; Geheimer Regierungsrath Prof. Dr. **Sauppe**, Göttingen; Gymnasial-Director Dr. **Schaper**, Berlin; Bankdirector Dr. **von Schauß**, München; Prof. Dr. **Wilh. Scherer**, Berlin; **Victor von Scheffel**, Radolfzell; Königlich Preußischer Gesandter Dr. **Kurd von Schloezer**, Rom; Commerzienrath **Schlutow**, Stettin; Prof. Dr. **Erich Schmidt**, Wien; Hofkapellmeister **Alois Schmitt** Schwerin; Wirklicher Geheimer Rath, Präsident des Reichsgerichts Dr. **Simson**, Leipzig; **Theodor Couchay**, Stuttgart; Freiherr **Schenk von Stauffenberg**, Ristissen; Oberst **von Stranz**, Straßburg; Oberbürgermeister Dr. **Stübel**, Dresden; Wirkl. Geh. Oberregierungsrath Dr. **von Sybel**, Berlin; Prof. Dr. **Heinr. von Treitschke**, Berlin; Bürgermeister Dr. **Tröndlin**, Leipzig; Bankdirector Dr. **Wachsmuth**, Leipzig; Geh. Regierungsrath Dr. **Waitz**, Berlin; Regierungsrath Prof. **J. Ritter von Weilen**, Wien; Prof. Dr. **K. Weinhold**, Breslau Oberschulrath Director Dr. **Wendt**, Karlsruhe; **Albrecht Graf Wickenburg**, Wien; Director Dr. **Adolf Wilbrandt**, Wien; Dr. **Fr. Wille**, Meilen bei Zürich; Geh. Rath Prof. Dr. **Windscheid**, Leipzig; Oberbürgermeister **Wiffelinck**, Thorn; Prof. Dr. **Karl Woermann**, Director der Kgl. Gemäldegalerie, Dresden; Rechtsanwalt Dr. **Albert Wolffson**, Hamburg; Prof. Dr. **Zitelmann**, Bonn.

Geldsendungen bitten wir an den Schatzmeister Consul **Hermann Fehling** in Lübeck direct oder durch Giro-Conto der Reichsbank für das Geibeldenkmal, briefliche Mittheilungen und Anfragen an Senator **Dr. Klügmann** ebendaselbst zu richten.

Lübeck, im December 1884.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Behn, Dr., Bürgermeister.	**Benda**, Dr., Amtsrichter.	**A. Brehmer**, Dr., Rechtsanwalt.	**H. W. Fehling**, Consul.	**Hansen**, Dr., Landrichter.
	Klügmann, Dr., Senator.	**Kulenkamp**, Dr., Senator.	**A. Sartori**, Professor.	

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1885er. Frische Füllung 1885er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58·2° R.
Mühlbrunn	44·5° R.
Schlossbrunn.	44·6° R.
Theresienbrunn.	48·3° R.
Neubrunn .	49·3° R.
Marktbrunn	39·0° R.
Russ. Kronquelle	28·8° R.
Felsenquelle	47·6° R.
Kaiser Karls-Qu.	34·7° R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Band 32. — Heft 96.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

März 1885.

Breslau-Berlin
S. Schottlaender.

W. Jerusalemerstraße 43, (dicht am Dönhofsplatz.)

März 1885.

Inhalt.

Otto Roquette in Darmstadt. Seit

Der Schülerchor ..... 28[illegible]

Bernhard Spinola in Berlin.

Die Bestrebungen des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke ..... 32[illegible]

Otto Gumprecht in Berlin.

Mozarts Opern III. ..... 34[illegible]

Georg Adler in Breslau.

Die Lehren der Anarchisten ..... 37.

Sophus Schandorph.

Stine wird Frau Bäuerin ..... 38[illegible]

Paul Lindau in Berlin.

Johann Strauß ..... 39[illegible]

Bibliographie ..... 41[illegible]

Europäische Colonien in Afrika (Roskoschny, Europa's Colonien. — Schweinfurth, Emin Pascha. — Lerchenfeld, Afrika). — Klaczko's Florentiner Plaudereien. — Zur Philosophie und Pädagogik (Comte's Positive Philosophie. — Carl du Prel, Philosophie der Mystik. — Liebmann, Die Klimax der Theorien. — K. A. Schmid, Geschichte der Erziehung.)

Bibliographische Notizen ..... 42[illegible]

Hierzu ein Portrait von Johann Strauß. Radirung von W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem Hefte

von:

Asel, Amsr., in Leipzig. (Taine, Die Entstehung des modernen Frankreich.)
Zwißler, Julius, in Wolfenbüttel. (Franco-Gallia.)

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXII (Januar bis März 1885), wie auch zu den früheren Bänden I — XXXI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV. XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXXII. (Januar bis März 1885)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Digitized by Google

Johann Strauss

Verlag von C. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXII. Band. — März 1885. — 96. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Johann Strauß.)

1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Schülerchor.

Novelle

von

Otto Roquette.

— Darmſtadt. —

Es gab in dem Weimar Goethes, Schillers, Herders und Wielands vom Jahre 1802, auch Leute, die ſich wenig oder gar nicht um die großen Dinge kümmerten, welche um ſie her vorgingen, und ſich über den vielen Fremdenbeſuch, der die Stadt belebte, auch keine beſonderen Gedanken machten. Sie waren vielleicht ſo weit mit den Perſönlichkeiten bekannt, daß ſie auf der Straße ſagen konnten: Da geht der Hofrath Schiller; oder: Da kommt der Geheimrath Goethe; oder auch: Der Generalſuperintendent Herder wird ſchon recht alt! Den Letzteren mochten ſie als Kanzelredner kennen. Den alten Wieland bekamen ſie nur ſelten zu ſehen, da er ſich auf ſein Gut Oßmannſtedt zurückgezogen hatte, und nicht mehr gern in der Stadt erſchien. Es gab aber auch Leute, welche verſtimmt waren gegen die Perſönlichkeiten, die den geiſtigen Aufſchwung Weimars hervorgerufen, weil irgend eine loſe Beziehung ſie an neue Erſcheinungen knüpfte, durch die ihr Behagen geſtört, ihr Vorurtheil berührt worden war.

So fand der Actuarius Heydenreich alle Tage eine Urſache, ſich zu ärgern; zu Hauſe, bei ſeinen Verwandten und auf der Straße. Zu Hauſe ärgerte er ſich über einen Mitbewohner, einen jungen Schauſpieler, deſſen unregelmäßiges Leben, mehr noch ſeine ſpöttiſchen Herausforderungen, ihm denn freilich manchen Grund zu Groll und Hader gaben. Und darum machte er kein Hehl aus ſeinem Widerwillen gegen den Hofrath Schiller, in deſſen neue „Comödien" immer mehr Perſonen eintreten mußten und für welche immer neue Schauſpieler anzuwerben waren, ſo daß man ſich vor dem jungen Volk nicht mehr zu wahren wußte. Seit der Schiller von Jena herüber gekommen, konnte man in Weimar nicht mehr ruhig leben!

Auch mit seiner Familie war der Actuarius Heydenreich darum in ein gespanntes Verhältniß gerathen.

Er lebte zwar als kinderloser Wittwer, aber seine Schwester war in der Stadt an einen Hofmusikus, Namens Petersilie, verheirathet, und obgleich er sich über diesen Namen ärgerte seit dem Tage, da der Mann sein Schwager wurde, so fesselte ihn doch ein Familienzug an das Haus, besonders zu den beiden Kindern seiner Schwester. Und nun machte ihm seine Nichte Friederike den Streich, zum Theater zu gehen, und es war vorauszusehen, daß der Neffe ebenfalls die Bühne betreten werde. Denn die Eltern wünschten es sogar, ebenso wie sie die Laufbahn ihrer Tochter begünstigt hatten. Friederike spielte seit einigen Monaten mit vielem Beifall, aber nicht unter ihrem Namen. Goethe, dem der Name Petersilie auf dem Theaterzettel für eine Künstlerin nicht geeignet erschien, hatte die beiden ersten Silben desselben gestrichen, und sie als Fräulein — oder Demoiselle Silie auftreten lassen. Und die Silie war es zufrieden, freute sich sogar ihres jetzt so wohlklingenden Namens. Eben zwanzig Jahre alt, ein hübsches, sehr talentvolles Mädchen, in Schillers und Goethes Schule gebildet, befestigte sie sich mit jedem neuen Auftreten in der Gunst des Publikums. Die ihres Oheims aber hatte sie dadurch verscherzt; das war wenigstens anzunehmen, da er es an hadernden Spöttereien und Anspielungen nicht fehlen ließ. Denn auch über den Namen Silie ärgerte er sich, und noch mehr über den „Geheimderath", der etwas Besseres hätte thun sollen, als anderer Leute Kinder umtaufen!

Ging der Actuarius Heydenreich aber über die Straße, oder im Park spazieren, dann konnte ihm auf Schritt und Tritt Jemand oder Etwas begegnen, was ihn zur Erbitterung aufregte. Es war heute ein schöner Frühlingstag, zu Ende des Mai. Die Finken trillerten in den frisch begrünten Zweigen des Parkes, die Sonne warf ihren letzten Glanz auf die jugendlich sprossenden Rasenflächen und die Wege waren belebt von Spaziergängern. Alle schienen heiter im Genusse der herrlichen Umgebung und erquickenden Luft. Unter ihnen ging auch der Actuarius, aber nicht in der besten Stimmung. Denn schon zu Hause hatte ihn sein Nachbar, der Schauspieler, aufgebracht durch unaufhörliches Jodeln und Singen von Schnadahüpfeln, deren Text Herr Heydenreich auf sich selbst bezog. So ließ er sich von seinem Groll auch in's Freie begleiten, und hegte nicht die Absicht, vergnügt zu sein. Er ging den Spazierenden vorbei, immer etwas zur Seite gedrückt, und scharf beobachtend, ob es nicht etwas zu mißbilligen gäbe. Da erkannte er in der Entfernung endlich eine Gestalt, die er nicht leiden konnte, und habergerüstet förderte er seine Schritte, dem Verachteten entgegen. Es war Herr Seidel, einst Goethes Diener und Schreiber, den er schon von Frankfurt mit nach Weimar gebracht, jetzt nach jahrelangen treuen Diensten in einer ähnlichen subalternen Stellung bei einem Gericht, wie Herr Heydenreich. Nun aber hatte sich Seidel ganz die

Haltung, die Manieren und den Gang seines einstigen Herrn angewöhnt, und suchte Goethe äußerlich möglichst nachzuahmen. Auch er war ein stattlich aufgewachsener Mann, trug seine Kleidung nach dem Schnitt Goethes, pflegte langsam, aufrecht, die Hände auf dem Rücken, einherzuschreiten. Er war allgemein dafür bekannt, daß er Goethe zu copiren suchte, und dieser selbst belustigte sich darüber. Nicht so der Actuarius Heydenreich. Er haßte seinen Kanzleigenossen Seidel, fand es unverschämt, daß derselbe sich betragen wollte, wie der Geheimderath, pflegte keinen Umgang mit ihm, ließ es aber bei gelegentlicher Berührung nicht an höhnischen Reden gegen ihn ermangeln. Und so wünschte er ihm auch heute etwas Uncollegialisches anzuthun. Obgleich er selbst von Figur nur klein war, ließ er seine Beine plötzlich stark ausgreifen, legte die Hände auf den Rücken, nahm einen herausfordernden Gesichtsausdruck an, und meinte in dieser Weise Herrn Seidel zu copiren, wobei es ihm freilich an Würde der Persönlichkeit gänzlich gebrach. So schritt er vorwärts und glaubte zu entdecken, daß Herr Seidel auf ihn und sein Vorhaben aufmerksam geworden sei.

Da erschollen hinter ihm zwei lachende Stimmen, vor welchen er förmlich erschrak und hastig herumfuhr. Er erkannte seine Nichte Friederike und ihren Bruder August. „Ertappt, Onkel Jakob!" rief das junge Mädchen lustig. „Ja, Sie sind ertappt! Sie eifern immer gegen das Theater, nun scheinen Sie sich in der Einsamkeit selbst eine Rolle einzustudiren!"

Die Kinder mußten ihn beobachtet haben. Herr Heydenreich fühlte sich sehr unangenehm dadurch berührt. Er nannte sie stets „die Kinder", obgleich sein achtzehnjähriger Neffe ein hochaufgeschossener Jüngling war, der seine ältere Schwester überragte. Gegen ihn wendete sich der Unmuth des Oheims zuerst. „Schularbeiten giebt es wohl gar nicht mehr zu machen?" rief er. „Müssig wegelagern und die Zeit todtschlagen ist wohl förderlicher? Was?"

„Nun, nun, lieber Oheim!" entgegnete der Primaner. „Man darf nach des Tages Last und Arbeit doch auch etwas frische Luft schöpfen?"

„Ja, ja, Last und Arbeit!" höhnte der Alte. In die Opernprobe laufen! Im Chor auf der Bühne mitsingen! Schöne Arbeit! Wird ein gutes Maturitätsexamen geben bei all dem Theaterpläsir!"

Die Züge des Jünglings verdüsterten sich. „Um das letzte seien Sie unbesorgt!" entgegnete er. „Ich will es trotz aller Versäumniß rechtzeitig ablegen. Daß ich nicht aus freier Wahl im Opernchor singe, sondern mit dem ganzen Schulchor dazu gezwungen bin, wissen Sie ja. Warum schelten Sie immer, was nicht zu ändern ist?"

Der Actuarius wußte dagegen nichts zu sagen und sah sich plötzlich um. Herr Seidel war inzwischen ungestört vorüber gegangen, und Herr Heydenreich konnte nur einen Blick der Verachtung hinter ihm herschicken. Schon aber trat eine andere Erscheinung auf den Plan, mit der sich auf's Neue hadernd anbinden ließ. Ein hübscher krausköpfiger Knabe kam herbei-

gesprungen und streckte die Arme empor, um Friederike zu umhalsen. Sie wehrte ihm lachend: „Carl Unzelmann, Unband!“ rief sie. „Sei verständig!“

„Wie soll ich verständig sein?“ entgegnete der Dreizehnjährige. „Ich bin verliebt in Dich, und von Verliebten fordert man keinen Verstand. Ich habe heute noch nicht meinen Kuß von Dir bekommen, und will ihn haben, gleich!“

„Schäme Dich!“ rief Friederike. „Wenn Du so unartig bist, dann liebe ich Dich nicht mehr!“

Der Actuarius konnte seine Mißbilligung nicht zurückhalten, und scheltend begann er: „Du mißrathenes, nichtsnutziges Comödiantengezücht! Ja, das ist mir auch so ein Theaterfrüchtchen! Seiner Mutter davongelaufen! Ein Taugenichts geworden!“

„Das ist nicht wahr!“ schrie der Knabe, indem er mit seinen schwarzen Augen den Angreifer zornfunkelnd ansah. „Ich bin meiner Mutter nicht davongelaufen! Von freien Stücken hat sie mich nach Weimar und zu Goethe geschickt, damit er mich prüfe und für die Bühne ausbilde. Ich bin engagirt so gut wie die Silie, wie der Vohs, der Becker, der Malkolmi und alle Uebrigen. Ich habe die Ehre, von Goethe und von Schiller unterrichtet zu werden, und bin somit in der Schmiede, in der man die echten Künstler hämmert. Wer mir von Comödiantengezücht redet, der mag sich in Acht nehmen!“ Der frühreife Knabe sah den Actuarius so zornsprühend an, trat in so herausfordernder Stellung vor ihn hin, daß dieser seinen Gegner nur mit Erstaunen betrachten konnte. Friederike aber, um dem Auftritt ein Ende zu machen, schlang lächelnd ihren Arm um die Schulter des Kleinen und führte ihn fort, in ein Gespräch mit ihm einlenkend. Der Oheim ging an ihrer andern Seite, und wunderte sich schweigend über die Redegewandtheit des Knaben. Denn Carl Unzelmann, schon besänftigt, hatte sich an den Arm der großen Silie gehängt und machte Unterhaltung. Seine Sprache bewegte sich noch im Berliner Tonfall, doch waren ihm die weichen Consonanten bereits abgewöhnt worden. „Daß ich Schauspieler werden mußte, verstand sich ganz von selbst!“ sagte er, zu August gewendet. „Und ich begreife nicht, daß Du keine Lust dazu spürst, da man Dir doch geradezu entgegen kommt, und die Natur Dich mit den besten Mitteln dazu ausgestattet hat!“

Augusts Oheim spitzte die Ohren, begierig auf die Antwort des Neffen. Doch sah er nur, wie August schweigend die Achseln zuckte.

„Ich hatte weder die Mama noch den Papa jemals auf der Bühne gesehen,“ fuhr Carl Unzelmann fort, „war in Berlin überhaupt noch niemals im Theater gewesen — sie wollten nicht, daß ich früh solche Eindrücke empfangen sollte, hätten es sogar gern gesehen, wenn ich etwas Anderes geworden wäre. Aber bei mir stand es fest, ich mußte Künstler werden. Da beschloß die Mama, es gleich ordentlich mit mir anzufangen,

und schrieb an den großen Goethe, und der ließ mich kommen. Ich hatte gar keine Angst, denn ich wußte sehr viel auswendig, was ich ihm aufsagen konnte, wenn er mich prüfte. Aber nun erschrak ich doch, denn er wollte davon gar nichts hören, sondern gab mir ein orientalisches Märchenbuch in die Hand, daraus mußte ich ihm vorlesen. Und dann — dann kriegte er mich bei beiden Ohren und gab mir einen Kuß. Und damit war ich engagirt. Wenn der gute Schiller nur bald seinen Wilhelm Tell fertig schreiben wollte! Er hat mir eine wunderschöne Rolle darin versprochen." Plötzlich aber veränderte sich Ausdruck und Ton des jungen Sprechers, und mißmuthig fuhr er fort: „Ach, da kommt der unausstehliche Cyriax!"

Carl Unzelmanns Mißstimmung über den Zuwachs der Gesellschaft war noch gelinde zu nennen gegen den Ingrimm des Actuarius beim Anblick des jungen Mannes, welcher sich der Gruppe näherte. Denn dieser Herr Cyriax war ja sein Nachbar, der Jodler und Schnadahüpfelsänger, der Gegenstand seines Aergers bei Tag und Nacht. Auch August mochte ihn nicht leiden, und so wären Friederikens drei männliche Begleiter gern umgekehrt vor dem zuversichtlichen jungen Manne, der schon von Weitem der Silie collegialisch zunickte. Schiller hatte in der Wallensteinprobe einmal gesagt: „Der Cyriax ist ein brillanter Bursche! Wenn er mehr auf sich halten und fleißiger sein wollte, es müßte etwas Ausgezeichnetes aus ihm werden." Obgleich zu dem letzten wenig Aussicht da zu sein schien, war er beliebt beim Publikum und der Mehrzahl der jüngeren Collegen, während die älteren viel an ihm auszusetzen hatten. Etwa zweiundzwanzigjährig, von schlanker Gestalt und einnehmenden Gesichtszügen, hatte er in seinem Wesen etwas nachlässig Cavaliermäßiges. Den Namen Cyriax hielt man für einen Theaternamen, und während er über seine Herkunft hartnäckig schwieg, wollte man dieselbe in ziemlich hohen Kreisen wittern. Im gewöhnlichen Verkehr ließ er sich mit etwas österreichischem Accent, zuweilen bis zum Dialect, gehen, wenngleich er auf der Bühne es schon zum reinen Hochdeutsch gebracht hatte.

„Ei, Fräulein Silie!" rief er. „Mit einer Ehrenwache aus allen Lebensaltern! Darf man mit unter Ihre Fahne treten?"

„Jo, aus ollen Lebensoltern! Die Foahne kann ohne Dich bestehen!" entgegnete Carl Unzelmann vorlaut, indem er die Aussprache des Andern nachahmend verspottete, wie er denn bereits ein außerordentliches Talent zur Nachahmung zeigte. Da er wußte, daß Cyriax der Silie etwas den Hof machte, haßte er ihn bitter.

Cyriax zupfte den Kleinen am Ohrläppchen, dieser aber schlug heftig nach der Hand, welche ihm Schimpf anthat, und wurde ungeberdig, als dieser ihn festhalten wollte. „Ihr seid mir schöne Cavaliere!" rief Friederike, welche an solche Auftritte unter den Nebenbuhlern um ihre Gunst schon gewöhnt war. „Anstatt Eure Dame höflich zu unterhalten, fangt Ihr an, Euch vor ihren Augen zu balgen! Und noch dazu öffentlich! Ich gehe

nicht mehr mit Euch allein. Da kommen Malkolmis! Denen schließe ich mich an." Im Ernst ging sie einer Gruppe von Damen und Herren vom Theater entgegen. Cyriax und der Kleine blieben trotzdem an ihrer Seite. „Guten Abend, Onkel Jakob!" rief sie dem Actuarius noch zu, welcher bereits in einen Seitenweg einbog, während ihr Bruder sich nach der entgegengesetzten Richtung wendete. Herr Heydenreich schritt langsam und kopfschüttelnd dahin. Er vernahm die fröhliche Stimme seines Nachbars und lautes Gelächter, woraus er schloß, daß Cyriax wieder Witze gemacht haben mußte. Allein so sehr sein Groll und seine Verwunderung über die Theaterjugend ihn auch beschäftigten, gingen seine Gedanken mit der Zeit in eine andere Richtung über. Daß sein Neffe August Petersilie, trotz einer bereits entwickelten schönen Tenorstimme und guten Figur, nicht zum Theater, sondern auf die Universität gehen wollte, wußte er zwar, und hörte es immer gern wiederholen, allein er traute dem Ernste des jungen Menschen doch nicht. Der Schiller und der Geheimderath, dachte er, halten einmal jeden hübschen Burschen auf dem Theater fest! Wenn der August Schauspieler und Sänger wurde, bekam er gleich ein ganz anständiges Gehalt. Darauf hofften auch Augusts Eltern, für welche die Mittel zu einem Universitätsstudium unerschwinglich waren. Der Hofmusikus Petersilie war sehr alt, und mußte mit seiner Geige im Orchester bald pensionirt werden. Die Aussicht auf verringerte Einkünfte machte ihn, und mehr noch seine Frau, sehr besorgt; daher denn Augusts Wünsche, einem gelehrten Studium anzugehören, als etwas Unerfüllbares, ja sogar als etwas Sträfliches erklärt wurden, da er doch beim Theater, und in Gemeinschaft mit seiner Schwester, zur Unterstützung seiner Eltern beitragen konnte. Mit Mühe hatte August durchgesetzt, wenigstens das Gymnasium bis zur Schlußprüfung besuchen zu dürfen. Der Actuarius erwog diese Angelegenheit schon seit längerer Zeit. Sein Neffe lag ihm eigentlich mehr am Herzen, als er sich zugestand und es ihn erkennen ließ, denn er band hänselnd, höhnend und scheltend mit ihm an, wo und wie er konnte. Er hätte gern etwas für ihn gethan, aber er wollte doch abwarten, wie weit die Charakterstärke des jungen Menschen gehen werde. Vor der letzten Schulprüfung mochte er sich in nichts mischen. Der Actuarius Heydenreich muß für's Erste seinen Gedanken und Erwägungen überlassen bleiben, da die Geschichte die Kunstgenossen bei ihrer Thätigkeit aufzusuchen hat.

Es war am andern Morgen um zehn Uhr, als auf der halb dunklen Bühne eine Probe zum Don Juan gehalten wurde. Die Oper war neu, Alles fühlte sich von der Schönheit der Musik hingerissen, man versprach sich einen großen Erfolg und war fleißig und willig beim Einstudiren. Goethe, der sonst die Proben nicht leicht versäumte, hatte nach Jena reisen müssen, wohin Universitäts- und Bibliotheks-Angelegenheiten ihn riefen, und für ihn leitete Schiller die Bühnenstudien, sogar die Opernproben. Da die Musik nicht das Gebiet war, auf welchem er dreinzureden pflegte, beschränkte

er sich mehr auf das Spiel der Sänger und die Anordnung des Ganzen. Waren doch die meisten Sänger zugleich Darsteller der Gestalten in seinen Stücken. Denn jene strenge Scheidung zwischen Schauspielern und Opernsängern gab es damals noch nicht, und in Weimar sorgte man dafür, daß sie nicht eintrat. Man erzog die Stimmbegabten auch zu guten Schauspielern, und nahm keinen Sänger an, der nicht auch im Drama auftreten konnte. Fräulein Jagemann sang die Donna Anna und die Königin der Nacht, und spielte Schillers Königin Elisabeth und Goethes Iphigenie. Rebenstein aus Berlin gastirte als Max Piccolomini und als Mehuls Joseph. Selbstverständlich waren Schauspieler, welche eine schlechte oder gar keine Stimme hatten, vom Singen ausgeschlossen, nicht aber von der Oper überhaupt. Denn auch die ersten mußten sich zu Statisten hergeben, und nur wenigen war contractlich gestattet worden, sich davon auszuschließen. In der überwiegenden Mehrzahl hatte, wer in der Oper nicht sang, doch stumm darin zu spielen, und dem Sängerchor aufzuhelfen, mit welchem es freilich sonderbar bestellt war.

Der Chor in der Oper wurde nämlich von den Schülern des Gymnasiums gesungen. Eine merkwürdige Einrichtung, die freilich nicht ohne Vorgang war, die seit Menschengedenken bestand und an deren Unzuträglichkeiten man sich gewöhnt hatte. Schon bei seiner Uebernahme des Theaters hatte Goethe sich vergeblich um einen angestellten Sängerchor für die Oper verwendet, da aber kein Geld dafür ausgeworfen wurde, und doch auch Opern gegeben werden sollten, mußte er sich an die bestehenden Verhältnisse halten. Er suchte ihn auch noch durch die Seminaristen zu vervollständigen, was von keiner Seite beanstandet wurde, um möglichst viel hübsche junge Leute zu Statisten und zur Füllung der Bühne in großen Scenen zu gewinnen. Freilich war dieser Schulchor in der Oper ein großer Mißstand. Die Buben, welche Sopran und Alt sangen, mußten in vielen Opern in Frauenkleidungen auftreten, die sehr schlecht saßen, jämmerlich aussahen, nicht einmal ausreichend waren, so daß die merkwürdigsten Halbcostüme zu Stande kamen. Im Publikum pflegte eine gewisse Heiterkeit zu entstehen, sobald der Chor auf der Bühne erschien, lange Gewöhnung aber hatte dahin geführt, keinen großen Werth mehr auf den theatralischen Uebelstand zu legen. Schlimmer war der pädagogische. Manche Söhne der ersten Familien Weimars wußten völlige Stimmlosigkeit zu erheucheln, um nicht auf der Bühne lächerlich zu erscheinen. Die Unbemittelten aber priesen die Einrichtung, die von den Eltern sogar als eine Erwerbsquelle betrachtet wurde, da jeder Schüler für seine Mitwirkung in einer neuen Oper acht Groschen, in einer schon gegebenen sechs Groschen erhielt. Daß durch diese Aufführungen und gar durch die vielen Proben die jungen Leute sehr in Anspruch genommen, daß ihre Aufmerksamkeit zerstreut wurde, daß sie durch verfrühte Eindrücke verwirrt werden konnten, war freilich nicht zu leugnen. Man suchte wenigstens durch strengste Manneszucht allen Unordnungen vor-

zubeugen, wie denn überhaupt auf der Bühne zu Weimar ein wohlthätiger Despotismus das irrlichtelirende Flackerleben des Künstlervölkchens zu bändigen wußte.

Man hatte das erste Finale durchprobirt und machte eine Pause. Schiller, der vorn auf der Bühne gesessen, die Bewegungen des Spiels hier und da gelenkt, die Gruppen angegeben hatte, erhob sich, um diese und jene Darsteller anzureden. „Lieber Becker," begann er zu dem Regisseur, oder vielmehr dem „Wöchner" (denn die Regie war auf eine größere Anzahl von Schauspielern vertheilt, deren jeder das Amt eine Woche lang abwechselnd zu führen hatte, daher sie die „Wöchner" genannt wurden) — „lieber Becker, ist es nicht möglich, in den Chor etwas Spiel und Bewegung zu bringen? Die Theilnahmslosigkeit sieht gar zu traurig aus. Bei dem Jubelgesang: ‚Hoch soll die Freiheit leben!' steht der Chor da wie ein Lattenzaun! Wir wollen das ändern."

„Um Gotteswillen, Herr Hofrath!" entgegnete Becker. „Sparen wir die Mühe mit den Jungens! Ich habe es schon mit ihnen versucht. Fangen sie einmal an, sich zu bewegen, etwa die Arme auszustrecken, so würden sie gar lächerlich. Es wird vom Chor bei der Aufführung wenig zu sehen sein. Wir haben genug junge Leute, die sich vor ihm aufpflanzen, auch wohl ein bischen mitsingen, wenigstens den Mund aufmachen, und für das nöthige Spiel sorgen. Ich habe für diejenigen Knaben, welche Beweglichkeit und Keckheit genug besitzen, etwas Anderes ausgedacht. Sie sollen als eine Schaar von kleinen Teufeln bei dem Auftreten des steinernen Gastes mit herausschwärmen und sich auf der Bühne tummeln. Carl Unzelmann mag sie anführen."

Schiller lächelte. „Wo ist denn das Unzelmännchen?" fragte er. Becker geleitete ihn hinter die Scene, wo die Gymnasiasten von dem Choraufseher in einer Gruppe festgehalten wurden. Schiller begrüßte seinen kleinen Schützling, und redete diesen und jenen aus der Schaar freundlich an. Da bemerkte er einen stattlichen Jüngling, der flügelmännisch auf der Seite stand. Er war ihm schon auf der letzten Probe aufgefallen. Jetzt näherte er sich ihm, um ein Gespräch mit ihm zu beginnen. Augusts Gesicht erglühte vor Freude, als er sich von Schiller angesprochen hörte. Denn, wollte er auch nicht Schauspieler werden, so schwärmte er doch für Schiller als Dichter mit ganzer Seele. „Wie ist Ihr Name?" fragte dieser nach einer Weile. August aber schlug die Augen nieder und zögerte mit der Antwort.

Da ertönte in der Nähe halblaut und doch deutlich hörbar die Entgegnung: „Suppengrün!"

Schiller wendete sich gelassen, während die kleinen Buben kicherten, und die Röthe des Zorns in Augusts Gesicht stieg.

„Eine Kinderei des Windbeutels Cyriax!" erklärte Becker. Und leiser zu Schiller gewendet, fuhr er fort: „Der junge Mann ist der Bruder der

Schauspielerin Silie. Seinen Namen wird er wohl künftig auch ändern müssen. Er ist bei seinen achtzehn Jahren bereits ein groß entwickelter Tenor. Den dürfen wir nicht von der Bühne weglassen!"

„Ein Junge von prächtigem Aussehen!" sagte Schiller. „Ich könnte ihn auch im Schauspiel brauchen."

„Es wird noch einige Mühe kosten, seinen Widerwillen zu überwinden!" meinte Becker. „Ist er verpflichtet, im Opernchor zu singen, so erklärt er doch, die Bühne nicht mehr zu betreten, sobald der Zwang vorüber. Er will eine gelehrte Laufbahn einschlagen."

„Merkwürdig!" entgegnete Schiller. „Während hunderte von jungen Männern sich uns von allen Seiten zudrängen, ist auch einmal einer da, der uns ablehnt!"

„Nun, er ist uns noch nicht entschlüpft, und wird es schwerlich! Wir haben die besten Verbündeten an seinen Eltern." Becker bat Schiller, wieder Platz zu nehmen und schellte, zum Zeichen, daß die Probe fortgesetzt werden sollte.

Die Aufführung des Don Juan fand einige Tage darauf statt, und entzückte, wie von jeher und überall, das gesammte Publikum. Allein es ereignete sich etwas dabei, was zu lebhaften Gesprächen anregte, die sich nicht sowohl auf das großartige Werk, als vielmehr auf die Betheiligung des Schulchors darin bezogen. Es war wirklich eine Schaar von jungen Teufeln mit Hörnern und langen Schwänzen ausgestattet worden, welche die Erscheinung des steinernen Gastes begleitete und sich drohend um Don Juan tummelte. Als nun der steinerne Gast in der Versenkung verschwand, und die Dämonen nach allen Seiten hinstoben, begab es sich, daß ein Teufelchen von der Versenkung ergriffen wurde und mit eingeklemmtem Bein allein auf der Bühne bleiben mußte. Unter jämmerlichem Geschrei, als wäre es selbst vom Bösen gepackt, wand es sich hin und her, ohne sich aus der Klemme befreien zu können. Derjenige Theil der Zuschauer, welcher den Don Juan (der noch ganz neu war) zum ersten Male sah, mochte die Scene zur Oper gehörig wähnen, freute sich über das treffliche Spiel des kleinen Teufels und klatschte Beifall, während man sich auf der Bühne keinen andern Rath wußte, als den Vorhang fallen zu lassen, um den schreienden Sextaner zu befreien.*)

Tags darauf erfuhr man den eigentlichen Sachverhalt, zugleich, daß der Knabe, arg gequetscht, hatte nach Hause getragen werden müssen, und daß die Eltern desselben, sehr erbittert, zuerst eine Beschwerde bei dem Gymnasial-Director Böttiger angebracht, und dieser die Schuld auf die

*) Diese Scene ereignete sich bei der Aufführung des Don Juan am 7. Juni 1802, und ist beglaubigt durch die Schrift: „Ueber die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Weimar. Ein Beitrag zur Geschichte der Schulcomödie." Von Dr. Heiland. (Weimarisches Schulprogramm. 1858.)

Theater-Direction gewälzt, ja sogar es dringend gemacht habe, eine ernste Anklage gegen dieselbe zu erheben. Es sei eine Lebensfrage der ganzen Schule dadurch berührt, und er selbst wünsche sehnlichst, einen alten Uebelstand endlich abgeschafft zu sehen. Gespräche für und wider die Angelegenheit wurden in der Stadt geführt, und bildeten bereits das Vorspiel zu einem Sturm, der die Bewohner Weimars bald lebhafter erregen sollte.

Zwei Tage nach der Vorstellung des Don Juan trat der Actuarius Heydenreich in die Wohnung seines Schwagers, des Hofmusikus Petersilie. Es war Sonntag, und ungeladen stellte er sich, wie er es zuweilen that, bei der Familie zu Tische ein. Er wurde willkommen geheißen, zumal er nicht immer verdrießlich war, sondern auch ganz vergnügt sein konnte. „Nun, was macht der Rheumatismus?" rief er dem Hofmusikus zu, der recht gebrechlich in seinem Lehnstuhl saß. „Handgelenk wieder frei zur Bogenführung? Siehst ja ganz munter aus!"

Der alte Geiger wollte nichts Rechtes von Munterkeit wissen, quängelte und klagte, und meinte, es könne nicht mehr lange so gehen. Seine Frau tröstete ihn und meinte, es werde sich bald wieder geben, und seine Violine gelte immer noch als die beste im ganzen Orchester. Und um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, erzählte sie ihrem Bruder, daß der Hofrath Schiller letzthin in der Probe mit ihrem August gesprochen, und ließ durchblicken, daß sie ihn damit so gut wie an das Theater gebunden erachte.

„Aha!" rief der Oheim. „Wann werden wir denn nun den großen Tenor zuerst zu hören bekommen? Oder wird es zuerst so ein Wallensteiner, oder ein Ferdinand Walter, oder gar ein Räuber Moor mit dem verhaltenen Tenor? Da! Reimen kann ich auch, trotz unserer großen Propheten!"

„Du wirst von alle dem nichts zu hören und zu sehen bekommen, lieber Onkel!" entgegnete August. „Ich habe mich neulich schon genug geschämt, als Schiller mich nach meinem Namen fragte. Goethe hat ganz Recht, der Name Petersilie gehört nicht auf die Bühne."

„Ich weiß nicht," eiferte die Mutter, „was Du immer gegen den Namen Petersilie hast? Ich habe noch nicht gefunden, daß er mir geschadet hätte!"

„Petersilie ist ein Femininum, liebe Mutter," entgegnete August, „daher wird er Dir weniger unbequem." Die gute Frau verstand das nicht recht, der Oheim aber rief:

„Ei was! Der Geheimderath kann Dich ja umtaufen! Hat er Deiner Schwester den Peter gestrichen, so streicht er Dir die Silie, und dann gebt Ihr den Peter und die Silie getrennt auf dem Theater!"

August konnte nicht umhin, in das Lachen der Uebrigen einzustimmen, der Hofmusikus aber, bald wieder grämlich geworden, begann: „Die ewige Noth mit dem August bringt mich noch in's Grab!"

Der Actuarius machte eine abwehrende Handbewegung, als wollte er sagen, daß ihm das auch ohne den August gesichert sei. Es war überhaupt ein so häufig wiederkehrender Gesprächsgegenstand, daß selbst der junge Mann des Vaters Reden nicht mehr so schwer nahm.

„Ich könnte eine Stütze an ihm haben, wenn er zum Theater gehen wollte!“ fuhr der Alte fort. „Der Geheimberath thät' ihn ja gleich annehmen, und er bekäme ein hübsches Gehalt. Aber wie soll ich ihn denn auf der Universität studiren lassen? Das kostet ein Sündengeld, und wie viel Jahre dauert es, bis es etwas einbringt! Bis dahin könnt' er hier schon so viel Gehalt haben, wie der Vohs oder der Haide, und wohl noch mehr, von wegen seines Tenors.“

„Diese unglückliche Tenorstimme!“ rief August etwas unwirsch. „Zu Hause, am Clavier wollte ich Euch ja vorsingen, so viel Ihr hören mögt, aber auch dazu ist mir die Lust schon vergällt! Und warum muß ich denn damit vor die Leute, um mich alle Abend in einer anderen bunten Jacke auf der Bühne zu schämen? Als ob gar nichts Anderes an mir wäre, als das bischen Stimme? Ich brauche sie nicht für mein Leben, ich strebe nach ernsteren Zielen!“

Der Musikus schien darüber die Fassung zu verlieren, und in kreischendem Tone rief er nach vielen Zeterworten endlich: „Geld sollst Du verdienen! Für Deine alten Eltern sollst Du sorgen mit Deinem Singen. Zu Deinem eigenen Plaisir hast Du Deine Stimme nicht, und habe ich Dich nicht in der Musik unterrichtet! Das Studiren ist ein Elend, wenn man nichts hat, und ich geb' es nicht zu! Nein, ich geb's unter keiner Bedingung zu!“

Friederike, die Vertraute des Bruders in allen seinen Nöthen, begann darauf: „Es gehören nicht nur Naturgaben, es gehört Lust und Liebe dazu, um auf der Bühne etwas Künstlerisches zu leisten. Zum Künstler ist noch Niemand gezwungen worden. Wer nur durch äußere Rücksichten sich bestimmen läßt, zum Theater zu gehen, wird auf der Bühne wenig leisten, und ein verfehltes Dasein führen. Es hieße meinen Bruder unglücklich machen, wollte ich ihn zu einer Laufbahn überreden, die seiner Neigung widerstrebt.“

Der alte Musikus verstand dergleichen nicht, oder wollte nichts davon hören. Ihm war es nur um baldigen Geldverdienst zu thun, er dachte nur an seine Mittellosigkeit, gegenüber den ausschweifenden Lebensplänen des Sohnes, und so fuhr er in unverständiger Weise fort zu grämeln und zu klagen.

„Quäle Dich doch darum nicht, Vater!“ entgegnete August mit Gelassenheit. Ich könnte mir auf der Universität meinen Unterhalt selbst verdienen. Erwerbe ich mir schon als Gymnasiast durch Chorsingen Kleider und Schuhe selbst, so wird es wo anders auch eine Möglichkeit geben, die Mittel für

Studium und Leben zu gewinnen. Ich wiederhole Dir, daß ich für die Universität gar keine Ansprüche auf Deine Unterstützung erhebe."

Der Oheim kreuzte plötzlich die Arme, zog die Augenbrauen in die Höhe, und sah den Sprecher an mit einem Ausdruck, als wollte er sagen: Aha! Jetzt kommt etwas, worauf sich fußen läßt! Allein er unterdrückte seine Genugthuung und sagte: „Schöner Vorsatz, freilich! Wird sich schwer durchführen lassen. Ist leicht ausgesprochen! Aber nachher? Starke Hungerkur vorauszusagen!"

„Wir können," nahm Friederike wieder das Wort, „uns an den Herzog wenden, und ihn um eine Unterstützung für den August bitten. Goethe wird uns dazu gewiß behilflich sein. Sein Gesichtskreis ist denn doch weiter, als die Bühne mit ihren Bedürfnissen."

„Halt!" rief der Actuarius dazwischen. „Nichts Ungehöriges gethan. Gegen solche Bettelei muß ich mich bestimmt erklären. Der August hat noch beinah ein Jahr Zeit, um sich zu besinnen, und es wird kommen, wie ich vermuthe, das heißt er geht zum Theater und singt auch den Tamino oder Ottavio, oder wie die Dudelfritzen sonst alle heißen!"

Die Mutter Petersilie kam aus der Küche, und als sie die letzten Worte hörte, rief sie: „Seid Ihr noch immer bei dem Gespräch um den August? Jetzt macht ein Ende, das Essen ist angerichtet!"

Man hatte die Mahlzeit kaum beendet, als die Thür aufgestoßen wurde und Carl Unzelmann freudestrahlend hereinhüpfte. Mit einem Sprunge war er auf Friederikens Schooß, und mit dem Ausruf: „Silie, meinen Kuß!" hatte er sie schon umschlungen, so stürmisch, daß sie sich seiner vergeblich zu erwehren suchte. Die Mutter lachte, Silie schalt den Knaben, August befreite sie von ihrem ungestümen Liebhaber und klopfte ihm ein wenig die Jacke, was er sich hier gefallen ließ, dann aber rief Carl: „Freue Dich, Silie! Ich bleibe den ganzen Nachmittag bis zum Theater bei Dir!"

„Meinst Du, daß meine Freude darüber so groß sein müsse?" rief sie lachend. So lange kann ich Dich gar nicht brauchen. Du wirst Dir andere Gesellschaft suchen müssen."

„Ich will aber keine andere Gesellschaft, als Deine!" entgegnete der Knabe schmollend. „Braut und Bräutigam gehören zusammen. Da ich Dich jedenfalls heirathen werde, bist Du schon jetzt so gut wie meine Braut, und sollst mich nicht wegschicken, wenn ich zu Dir komme!"

Die Mutter Petersilie lachte noch lauter als zuvor, der Actuarius aber schlug die Hände zusammen und rief: „Ei Du Sakermentsjunge! Dich hätte man sollen eingeklemmt sitzen lassen, als Du letzthin in die Versenkung geriethest, auf daß Dir jungem Satan die übermüthigen Gedanken vergingen!"

„Das ist erlogen!" schrie der Knabe wüthend. „Nicht ich war eingeklemmt, sondern der ungeschickte Hans Krautmann, der darum noch zu Bette

liegen muß. Der Cyriax hat es herumgebracht, der nichtsnutzige Bube — der Cyriax! Mir hat er dadurch schaden wollen! Weil wir Teufel alle geschwärzte Gesichter hatten, waren wir nicht gleich zu unterscheiden, und da war der Cyriax gleich bei der Hand, und rief es aus, daß ich — ich mich vor dem Publikum lächerlich gemacht hätte. Wär' es mir passirt, ich hätte meinen Hals gleich mit in die Versenkung gesteckt und wäre nicht lebendig wieder erschienen! Es ist eine Lüge — eine Lüge!" Der Knabe stampfte zornig mit dem Fuß auf, um zugleich in leidenschaftliche Thränen auszubrechen. Friederike suchte ihn zu besänftigen und streichelte ihm die Wangen mit dem Anstand einer Königin.

Man erhob sich von Tische, und da es nicht gerathen schien, Carl und Herrn Heydenreich, deren Gegensatz immer zu einem Losplatzen der Zündstoffe drängte, bei einander zu lassen, nahm Friederike den jüngeren Gast mit in ihr Zimmer, wohin August sie begleitete. Carl hatte auch noch die besondere Freudenbotschaft zu verkünden, daß er nach Lauchstedt mitgenommen werden sollte, und zwar unter Obhut der Familie Vohs. Denn die Sommerferien des Gymnasiums begannen, und diese vier Wochen wenigstens sollte er der „Freiheit und der Kunst" (wie er sich ausdrückte) angehören. —

Einige Wochen darauf war es in Weimar stiller als bisher geworden. Das ganze Theaterpersonal hatte sich nach dem Badeorte Lauchstedt aufgemacht, um dort, wie es in den Sommermonaten pflegte, Vorstellungen zu geben. Auch Goethe war dahin gegangen, um sein zur Eröffnung des neuen Lauchstedter Theaters gedichtetes Vorspiel „Was wir bringen" selbst einzustudiren.

Der Actuarius genoß diese Zeit mit erhöhtem Behagen. Der Störer seines Friedens bei Tage und seiner Ruhe bei Nacht, Cyriax, war mit seinen Genossen in Lauchstedt, und so fiel mancherlei weg, was ihn zum Hader auch gegen Andere trieb. Häufiger sprach er jetzt bei seinem Schwager vor, aber nicht eigentlich um des grämlichen Alten willen. Denn dieser war in unbequemerer Stimmung, als jemals. Man hatte ihn nicht nach Lauchstedt mitgenommen. Es war eine Rücksicht auf sein Alter und seine Gebrechlichkeit, zumal man keine Opern geben wollte, und für die sonstige Musik genug jüngere Kräfte zur Verfügung standen. Der Hofmusikus aber sah darin nur ein Vorzeichen seiner baldigen Pensionirung, und ließ sich in seinen Beängstigungen, klagend gegen seine Frau, vorwurfsvoll gegen den Sohn, in jeder Stunde gehen. Die Frau wußte sich zu helfen, indem sie ihn tröstete, auch wohl niederschwatzte, gelegentlich abtrumpfte, wenn es ihr zu arg wurde, und zuweilen lachte sie ihn aus, denn sie lachte gern. Der Sohn dagegen trug es härter, schwieg aber aus Pflichtgefühl gegen seinen Vater, und arbeitete fleißig, denn er hatte seine Sommerferien zur Arbeit bestimmt. Und dieses entschiedene und ruhige Verhalten des jungen Menschen erregte die Theilnahme des Oheims mehr und mehr.

Es freute ihn, daß er so fleißig war, allein er sollte sich auch nicht überarbeiten. Daher holte er ihn nicht selten zum Spaziergang ab, machte ihn reden, und erstaunte über die vielseitige freie Bildung seines Neffen. Prüfend brachte er dann auch das Gespräch auf die Weimarischen Größen, von welchen er mehr gelesen hatte, als er zu erkennen gab, besonders aber auf das Theater. Er glaubte sich mehr und mehr zu überzeugen, daß sein Neffe zwar eine leidenschaftliche Verehrung für Goethe und Schiller hegte, und mit Entzücken im Parterre ihren Stücken beiwohnen mochte, daß er aber den Gedanken, auf der Bühne ihre Gestalten zu verkörpern, bereits wie etwas Feindliches ablehnte. Der Wissenschaft zu leben, erschien ihm als das höchste erstrebenswerthe Ziel. Und sie kamen auch auf diejenigen Gespräche, deren Gegenstand damals Viele in Weimar aufregte, und auch in das Haus des Hofmusikus neue Schatten der Sorge zu werfen anfingen.

Empfanden es unbemittelte Familien schon unbequem, daß zwei Monate lang keine Opern gegeben wurden, und sie dadurch um das Spielgeld ihrer Söhne kamen, welches sie als eine gewohnte Erwerbsquelle betrachteten, so erschuf die Befürchtung, der Schulchor könnte ganz und gar aus der Oper verbannt werden, erschreckende Aussichten. Der Widerspruch erhob sich lebhaft, um so mehr, als diese Möglichkeit von Andern lebhaft begrüßt wurde. Diese billigten die Bemühungen des Gymnasial-Directors Böttiger, seine Schule von diesem Uebelstande zu befreien; sie billigten, daß er sich mit dem Generalsuperintendenten Herder, der zugleich Ephorus des Gymnasiums war, in Vernehmen gesetzt; sie hofften, daß schon im nächsten Winter kein Schulchor mehr auf der Opernbühne erscheinen werde. Dem gegenüber machten sich doch wieder Zweifel geltend. Hofrath Kirms, der technische Vorstand des Theaters, hatte gemeint: Die Freigebung des Schulchors setze die Einrichtung eines fest angestellten Opernchors voraus. Dafür sei aber weder Geld vorhanden, noch auch, trotz mancher Versuche, bisher bewilligt worden.

Und da nun die Einen hofften, die Anderen fürchteten, den Hoffenden die Erfüllung abgesprochen, die Fürchtenden aber gescholten wurden, so erhitzte man sich vielfach gegen einander, und die Parteien blieben nicht thatlos. Die Unbemittelten versuchten, mit einer Bittschrift zu Gunsten der segensreichen Einrichtung bis an den Landesherrn zu gelangen; die Anderen, welche vom pädagogischen Gesichtspunkt ausgingen, waren zufrieden, als sie erfuhren, daß Herder sich wirklich mit einer Eingabe, welche um die Befreiung des Gymnasiums von den Theaterpflichten dringend bat, geraden Wegs an den Herzog gewendet habe.

Der Actuarius Heydenreich aber frohlockte, als sein Neffe sich an den Director Böttiger wendete und ihn um Zuwendung von Privatstunden bat, damit er, um seiner Eltern willen, den etwaigen Ausfall des Theater-

honorars durch anderen Erwerb decken könne. Was ihm denn auch zugesagt wurde.

Währenddem vergingen die Sommermonate, und mit Freude hieß Weimar seine aus Lauchstedt zurückkehrenden Schauspieler für die schon länger werdenden Abende willkommen. Mit dem Lauchstedter Vorspiel „Was wir bringen", durch einen schönen Prolog vermehrt, wurde auch der erste Schauspielabend in Weimar eröffnet, und Carl Unzelmann, als einer der allegorischen Knaben, welcher unter der tragischen Maske die Nymphe zu schrecken und umherzujagen hat, spielte seine Rolle zu Schillers und Goethes größter Zufriedenheit.

Tags darauf meldeten die Gymnasialschüler ihren Eltern, daß sie nach wie vor wieder zu einer Opernprobe befohlen wären.

Goethe aber erschien Vormittags auf der Bühne, wo er Schiller und Hofrath Kirms bereits fand, um ihnen, sowie dem Capellmeister Kranz und einigen der ersten Schauspieler eine Mittheilung zu machen. Er las ein Schriftstück vor, welches die Männer in längerer Berathung zusammen hielt.

Der Herzog hatte nämlich Herders Eingabe an Goethe, den ersten Leiter des Theaters, zur Begutachtung geschickt. Für ihn lag die Sache sehr einfach: So lange die Mittel zur Einrichtung eines selbständigen Opernchors nicht ausgeworfen wurden, und der Herzog die Aufführung von Opern doch befahl, konnte er auf den Schulchor, als den bisherigen Nothhelfer, nicht verzichten. Einig waren die Berathenden, daß diese Nothhilfe etwas sehr Mangelhaftes, und für die Schule eine große Last sei, daß aber ein Ersatz für sie aus den ohnehin nicht zu reichlichen Theatermitteln nicht beschafft werden könne. Man gab dem Director in seinem Eifer dagegen, man gab auch Herder vollkommen Recht, und freute sich, daß sein Bericht nicht in scharf einschneidender und verletzender Art abgefaßt war, sondern daß er warm und herzlich für die Erziehung der Jugend eintrat; allein Recht mußte auch die Leitung des Theaters behalten, wenn ihr nicht in anderer Weise Hilfe geleistet wurde. Da das nicht geschah, hatte der Schulchor dem Theater zu verbleiben. Doch machte Goethe das Zugeständniß, daß die Chor- und Opernproben fortan in andere, den Unterricht nicht berührende Stunden verlegt werden sollten.

Damit verstieß er nun wieder nach anderer Seite. Die Unbemittelten freilich frohlockten und segneten den Geheimderath. Andere jedoch, der Gymnasial-Director an der Spitze, waren mit dem Zugeständniß unzufrieden, weil dadurch die Zeit für häusliche Arbeiten und für die Erholung verkürzt, die Schüler übermäßig angestrengt, die Zerstreuung nicht abgewendet wurde. Am wenigsten einverstanden waren damit die Sänger und Musiker des Theaters, da auch ihre Thätigkeit dadurch vielfach verwirrt und belastet wurde, und man oft von der nachmittäglichen Opernprobe nur gleich auf der Bühne bleiben konnte, um eine anstrengende Schauspielrolle durch-

zuführen. Indessen mußte man sich den Verhältnissen fügen, und es blieb, wie es einmal angeordnet war. Allein nicht ohne stillschweigenden Vorbehalt des Director Böttiger, der den Fall bereits voraussah, wo er auch sein Recht festzuhalten hoffte. —

Friederike mußte sich zuweilen necken lassen, und lachte selbst über ihre beiden Anbeter, deren einer ein Kind war, während der andere sich auch kindischer zu geben liebte, als der „Knabe Carl", wie ihn die Collegen nannten. In Lauchstedt hatte Cyriax Gelegenheit gehabt, häufiger und freier mit ihr zu verkehren, ihr manche Höflichkeit zu erweisen, um, auch unter Lachen und Scherzen, eine Neigung für sie durchblicken zu lassen. Selbst wenn sie an den Ernst derselben geglaubt hätte, würde Friederike dieselbe nicht erwidert haben. Wer glaubte denn bei diesem Sausewind Cyriax überhaupt an etwas Ernsthaftes? Wußte er immerhin mit Leichtigkeit eine Rolle zu lernen und sich, besonders im Lustspiel, mit ihr vertraut zu machen, so daß man sich im Gesammtspiel meist auf ihn verlassen konnte, so gab er sich im Leben als einen Leichtfuß, dessen Thorheit unberechenbar erschien. Seine Freude war es, zu necken, Possen zu spielen, gleichsam Fallen zu stellen, in die der Andere unkundig und mit Würde hineinging, um, wenn es ihm gelang, in einen ausgelassenen Jubel auszubrechen, mit Springen, Tanzen, Jauchzen, mit Geberden eines unerzogenen und verwöhnten Knaben. Es versteht sich, daß man ihm zu vergelten suchte, und ihn auch in Schlingen brachte, aus welchen er sich doch mit guter Miene, lachend, herauszuziehen wußte; denn die Freude an der Thorheit überhaupt war bei ihm größer, als die Erkenntniß, ihr zum Opfer gefallen zu sein. Seine Gutmüthigkeit war bekannt, und man konnte stets auf sie rechnen. In Nothfällen war er schon ein paar Mal freigebig eingesprungen, und man glaubte größere Mittel bei ihm zu entdecken, als man ihm zugetraut hätte. Er war, da ihm, bei aller Leichtfertigkeit, ein eigentlich schlechter Streich nicht nachgewiesen werden konnte, im Ganzen beliebt, selbst wenn man sich zuweilen über seine Albernheiten ärgerte. Nicht in dem Maße ärgerte, wie es der Actuarius Heydenreich es that, der freilich von Cyriax ganz besonders zu seinem Vergnügen ausersehen war, zumal die Herausforderungen des alten Herrn selbst eine stete Veranlassung zum Spaße boten. Wurde Cyriax von den Frauen gehänselt und doch nicht ganz abgelehnt, so betrachteten ihn die Männer als einen ganz guten, wenn auch recht verrückten Jungen, mit dem man es manchmal ebenso wenig genau nehmen mußte, wie mit Carl Unzelmann.

Nach der Rückkehr in die Stadt empfand es Friederike manchmal recht unbequem, gerade diesen Anbeter stets in der Nähe oder auf ihren Fersen zu wissen. Besonders in ihre Familie brachte er manches Lästige. Die Mutter zwar lachte aus Herzenslust über seine Kindereien, allein der Vater, mißtrauisch wie er war, schöpfte Argwohn, auch gegen sie; der Oheim haßte ihn, der Bruder mochte einen Menschen, der so ganz den inneren Gegensatz

zu ihm selbst darstellte, auch nicht leiden, und trat nun gar der Knabe Carl dazu, so war es gar nicht mehr auszukommen. Hatte Friederike dergleichen zu Hause durchzumachen, so empfand sie die Gefolgschaft des jungen Menschen auf der Bühne, unter den Collegen, an manchem öffentlichen Orten, auch beschwerlich genug. Sie lehnte ihn ab, sie wies ihn ausdrücklich von sich, sie stellte ihn zur Rede, sie machte ihm Vorwürfe, sie schalt ihn tüchtig, wie einen Knaben. Er hörte ihr schweigend zu, mit niedergeschlagenen Augen und ernster Miene; plötzlich blickte er wie prüfend von unten herauf, lächelte und platzte in ein Gelächter los. Sie möge thun, was sie wolle! rief er dann. Er sei nun einmal ganz von ihr bezaubert, und weder er noch sie könnten etwas dagegen thun!

Friederike hatte dadurch manche unzufriedene Stunde und fühlte einen inneren Druck, vorwiegend ihrem Bruder gegenüber. Denn mit diesem jüngeren Bruder, der reifer und innerlich fortgeschrittener war, als seine Jahre erwarten ließen, führte sie ein gemeinsames Innenleben der schönsten Art, und eigentlich stand ihr kein Mann ihrer Bekanntschaft höher, als August. Sie war von jeher seine Vertraute gewesen. Hätte er sich, von der Naturgabe seiner schönen Stimme getrieben, für das Theater entschieden, sie würde das selbstverständlich gefunden haben. Daß er sich aber, trotz dieser Gabe, ein anderes Ideal gesetzt hatte, zu dessen Verwirklichung alle Mittel fehlten, zu welchem der Weg ihm fast unübersteigliche Hindernisse zeigte, während er sich auf seine eigene Kraft allein angewiesen wußte, das machte ihn selbst in ihren Augen zu einem Ideal, zu welchem sie mit Achtung, mit Bewunderung blickte. Ihm den künftigen Weg zu erleichtern, war ihr sehnlichster Wunsch, und im Stillen war sie ganz dazu entschlossen. Sie wollte ihre Einnahmen vom Theater mit ihm theilen — sie wollte sich einschränken, auf das Aeußerste einschränken. Sie wußte, daß er widerstreben werde, aber sie hoffte seinen Stolz zu überwinden. Und dieser Bruder, den sie so innig liebte, blickte sie jetzt häufig so vorwurfsvoll an, und erschien zurückhaltender gegen sie, als sie an ihm gewöhnt war. Er lebte in diesem seinem letzten Schulsemester ganz der Arbeit, that seine Chorpflichten auf der Bühne ab, bekümmerte sich aber weniger als sonst um das Theater und das, was etwa über die Mitglieder desselben gesprochen wurde. Und doch schien ihr, als habe er auf Cyriax ein wachsames Auge, als lasse er, wenn dieser im Hause erschien, seine Blicke forschend und tadelnd von ihr zu ihm wandern, als legte sich ein ernsterer Schatten über sein Gesicht. Sollte der Bruder ihr mißtrauen? Sie beschloß, dieser inneren Bedrückung ein Ende zu machen und sich offen mit ihm auszusprechen. Noch an demselben Tage ging sie hinauf in sein Kämmerchen, welches sein Schlaf-, Wohn- und Arbeitszimmer war, und ohne viel Vorbereitung sprach sie aus, was sie auf dem Herzen hatte.

„Gegen Dich, meinst Du, könnte ich einen Verdacht hegen?“ sagte er lächelnd, nachdem sie geendet hatte. „Nein königliche Maid'! Dazu denke

ich zu hoch von meiner Schwester! Verdacht hege ich nur gegen den Spaßvogel, der Dich umflattert, und warte auf die günstige Gelegenheit, ihm einmal das Gefieder zu rupfen. Bitte — wende mir nichts ein! Ich werde ihn ja nicht in der Stube und nicht auf der Straße durchprügeln, denke überhaupt nichts Auffälliges zu thun. Du darfst ganz ruhig darüber sein."

Friederike fühlte sich dadurch in der That beruhigter, und in fröhlicher Regung rief sie: „August, machst Du mir heut noch eine Freude? Ja? Dann begleite mich auf einen Spaziergang! Der Octobertag ist so wunderschön, das bunte Herbstlaub so prächtig in der Sonne! Du weißt gar nicht mehr, wie es draußen aussieht, so ganz versessen bist Du in die Studien. Komm, wir gehen gleich!" August zeigte seufzend auf seine Bücher, Friederike aber schlug ein dickes griechisches Wörterbuch zu und ergriff ihn bei der Hand, so daß er sein Widerstreben aufgab. Bald darauf schritten die Geschwister munter plaudernd dem Tiefurter Wege zu, wo sie unter sich zu bleiben hofften. Aber noch ehe sie die Stadt verlassen hatten, waren sie von den Augen des Oheims entdeckt worden. Im ersten Augenblick erkannte der Actuarius seinen Neffen nicht, und hielt ihn, im Rücken gesehen, für seinen Feind Cyriax. Schon wollte er spornstreichs den schnell Dahinschreitenden nachjagen, als er seines Irrthums inne wurde. Er folgte den Geschwistern nicht, sondern blieb stehen, sah ihnen nach und — wunderte sich. Ja, er wunderte sich, wie es auch Andere thaten, daß sein Schwager, der Hofmusikus, und seine Schwester, die Mutter Petersilie, zwei Kinder haben konnten von so vornehmer Gestalt, von so merkwürdiger Geistesbildung — da doch an ihre Erziehung nichts Außergewöhnliches hatte gewendet werden können; zwei Kinder von so ganz anderer Art und Natur, als die Eltern waren! Zwei so auserwählte Kinder, die aber zugleich den Namen — Petersilie führen mußten! Es war ja eigentlich gar nicht statthaft! Unter solchen Gedanken ging er kopfschüttelnd seines Weges und stellte Betrachtungen an, die aber heut nichts Aergerliches für ihn hatten.

Während nun die Theatervorstellungen lebhaft ihren Gang nahmen und der Winter sich bereits eingestellt hatte, wurde im Stillen etwas geplant, was in das Haus des alten Hofmusikus eine starke Aufregung bringen sollte. Es war nämlich in der letzten Zeit unter den Theatermitgliedern zur Sprache gekommen, daß August, der ja den meisten bekannt war, sich der Bühne entziehen wolle. Die Klagen des Vaters mochten dergleichen Gespräche von Neuem hervorgerufen haben. Der Schauspieler Becker unterhielt sich einmal nach der Chorprobe darüber mit dem Capellmeister Kranz und schlug vor, den jungen Mann einmal mehr in den Vordergrund zu bringen, um ihm Muth und Lust zum Auftreten zu erwecken. Kranz ging gleich darauf ein, denn er hatte auf diesen Tenor bereits für die Zukunft gerechnet, und wollte ihn um Alles nicht vom Theater verlieren. Es ergab sich bald die Gelegenheit, ihn unvermerkt in seiner Bedeutung mehr hervor-

treten zu lassen. In einer Oper fand sich eine Solostimme im Chor, welche, gleichsam dem Chorführer angehörig, sich geltend machen konnte, ohne daß die Person des Sängers aus ihrer Stellung zu rücken brauchte. Diese Rolle wurde August wie eine gewöhnliche Chorstimme in die Hand gegeben, und dieser, ahnungslos über ihre Tragweite, übte sie ein, um sie in den Proben pflichtgemäß abzusingen. Für die Aufführung aber hatten die Verschworenen ihre geheimen Winke ausgegeben, so daß im Augenblick, da das Solo begann, der Chor ein wenig auseinander trat und den Sänger in ganzer Figur sehen ließ. Die Zuhörer horchten überrascht hochauf, und eine schmetternde Beifallsspende (nicht ganz ohne Veranstaltung), übertönte fast den wieder einsetzenden Chor. August mochte das laute Zeichen im ersten Augenblick nicht auf sich beziehen, aber eine erschreckende Ahnung überkam ihn jetzt doch, so daß er sich hinter die Mitsänger zu verbergen suchte, was ihm bei seiner Größe doch nicht gelang. Am Schlusse des Actes mußte er seine Befürchtung bestätigt hören.

Der Herzog selbst war auf den Sänger aufmerksam geworden und hatte sich nach ihm erkundigt. Hofrath Kirms, den er in seine Loge rufen ließ, konnte ihm Auskunft geben. Carl August hörte mit Befriedigung, daß ein solches Gesangstalent in Weimar, sogar in einer dem Theater angehörigen Familie erwachsen war; er nahm es für selbstverständlich, daß der junge Mann sich für die Bühne bestimmt habe, und sprach seine Bereitwilligkeit aus, im Nothfall selbst etwas für die musikalische Ausbildung desselben zu thun. Mit dieser Freudenbotschaft kam Hofrath Kirms auf die Bühne, wo er den unfreiwilligen Sänger, umgeben von Theatermitgliedern, in großer Bestürzung fand. Capellmeister Kranz schüttelte ihm die Hand, der Vater war auch heraufgekommen und wiederholte nur immer die Worte: „Jetzt wirst Du doch zufrieden sein! Jetzt kannst Du doch nicht mehr anders!" Und nun kam gar noch die Nachricht vom Herzog, welche den Vater mit höchster Genugthuung, den Sohn mit tiefster Niedergeschlagenheit erfüllte.

Der Hofmusikus und seine Frau waren nun überzeugt, daß ihre Wünsche so gut wie erfüllt wären. Denn nach Weimarischem Herkommen, ja nach Weimarischem Empfinden, gab es keine Widerrede, sobald der Landesherr gesprochen, noch dazu seine Unterstützung in Aussicht gestellt hatte. Dieser Thatsache wurde sich auch der Actuarius bewußt, ging ziemlich bedenklich umher und suchte seinen Neffen zu beobachten. Der aber wich jedem Gespräch darüber aus und hüllte sich in beharrliches Schweigen. Allein die häuslichen Verhältnisse sollten ihn doch noch schärfer anfassen und aufrütteln.

Der alte Hofmusikus wurde von einem Schlaganfall betroffen, der, zwar nur leicht, ihm doch die Führung des Violinbogens für die Zukunft unmöglich machte. Bald darauf erfolgte seine Versetzung in den Ruhestand, immerhin versüßt durch die Mittheilung, daß ihm bis Ostern sein

volles Gehalt ausgezahlt werden sollte. Sein Jammer ließ sich nun in neuen Klagen gehen, bis zu dem unverständigen Verlangen, der Sohn solle unverzüglich die Schule verlassen und sich bei der Theaterleitung melden. Dem aber setzte der Sohn noch einmal seinen ganzen Trotz entgegen, worin er so weit ging zu erklären, daß er niemals, fortan auch im Chor nicht mehr die Bühne betreten werde. Von diesem Augenblicke an hatte er nicht nur die Vorwürfe und Anklagen des Kranken, sondern auch den überwältigenden Redestrom der Mutter in den Ohren. Von früh bis spät, bei jeder Begegnung, noch Abends in seiner Kammer durch die Besuche der Mutter, wurde an ihm gearbeitet, bis der arme Knabe, außer sich gebracht und halb verzweifelnd, endlich vom Pietätsgefühl überwältigt, schwankend wurde und sich schon zum Aufgeben aller seiner Lebenshoffnungen wendete. Die Schwester war es, die ihm zu Hilfe kam. Auch Friederike empfand den Zustand im Hause hart, die Stimmung unleidlich, und sie wußte den Eltern das Versprechen abzudringen, dem Bruder bis zur Vollendung seiner Abgangsprüfung Ruhe zu lassen. Das Mittel für die Sicherung seiner Studien, welches sie bisher noch nicht ganz aus den Augen verloren, die Hilfe des Landesherrn, schien jetzt unmöglich geworden, da dieser sich sogar zur Mitwirkung gegen Augusts Wünsche entschlossen hatte. War aber noch eine Möglichkeit, den Herzog umzustimmen, so konnte dieselbe nur durch Ueberwindung großer Schwierigkeiten errungen werden. Von einem glänzend bestandenen Schulexamen hoffte sie dabei viel, und sie zweifelte nicht, daß August es leisten werde. Bis dahin glaubte sie selbst ausharren zu müssen mit einem Plane, den sie sich ausgedacht hatte.

Währenddem galt es auch unter Augusts Kameraden als Thatsache (er mochte es leugnen, so viel er wollte), daß er durch den Landesherrn selbst für das Theater gewonnen, oder vielmehr bestimmt worden sei. Director Böttiger, der ebenfalls davon erfuhr, ließ ihn zu sich kommen. Dem Schuloberhaupte schüttete August sein Herz aus, wobei er sich, durch den häuslichen Jammer, der denn doch nicht schweigen wollte, weich gemacht, der hervorquellenden Thränen nicht erwehren konnte. „Sei nur ruhig!“ entgegnete der Director. „Sie haben Dich noch nicht! Für's Erste behalte Deine Gedanken bei der Prüfung beisammen! Du sollst mir während dieser Zeit nicht auf die Bühne! Dafür stehe ich Dir!“

Tags darauf erhielt Hofrath Kirms ein Schreiben des Gymnasial-Directors, worin dieser mittheilte, daß während der nächsten Monate, des Schlußexamens wegen, die Abiturienten weder in den Chorproben, noch in Opernaufführungen erscheinen würden, da sie den Gefahren einer solchen Zerstreuung nicht ausgesetzt werden dürften. Der technische Director, verwundert über eine so entschiedene Kundgebung, begab sich mit dem Briefe zuerst in's Theater, wo er um diese Stunde den Capellmeister Kranz finden mußte.

„Das ist ja ganz unmöglich!“ rief Kranz, nachdem er den Brief ge-

leſen hatte. Er überlas noch einmal die Namen der Abiturienten, welche auf einem Beiblatt verzeichnet waren. „Achtzehn Mann!“ fuhr er fort. „Faſt der ganze Tenor und Baß! Ohne die jungen Leute kann ich überhaupt keine Oper geben!“

„Es iſt ſehr unangenehm!“ entgegnete Kirms. „Wir leben mit Herrn Böttiger nicht im beſten Einvernehmen. Jetzt wieder etwas von ihm erzwingen wollen, bis an den Herzog darum gehen, neuen Lärm machen —“

„Iſt mir ganz gleichgiltig, Herr Hofrath!“ fiel ihm Kranz in die Rede. „Ich ſoll Opern geben, alſo muß ich die Chorſänger haben. Es werden fürſtliche Gäſte am Hofe erwartet. Der Herzog hat Glucks Armide befohlen —“

„Könnte dafür nicht eine leichtere Oper angeſetzt werden, etwa ohne Chor?“ fragte Kirms.

„Wo denken Sie hin!“ rief Kranz. „Der Herzog will ſeinen Gäſten die Jagemann in einer Glanzrolle vorführen, er hat die der Armide ſelbſt beſtimmt! Will der Hofrath Böttiger ſeine jungen Leute dazu nicht hergeben, ſo muß ich ſelbſt mich an den Herzog wenden und ſeinen Befehl auswirken.“

„Nun, nun! Wir wollen es nicht übereilen!“ ſagte Kirms beſänftigend. „Ich will mit Goethe darüber ſprechen.“

„Thun Sie das!“ rief Kranz. „Aber die Schüler muß ich haben, um jeden Preis!“ Er ſchritt eilig davon, während Kirms nachdenklicher die Bühne verließ. Auf dem Gange aber begegnete er Goethe, und zwar in Schillers Begleitung, da Beide eine neue ſceniſche Vorrichtung zu betrachten kamen. Kirms rückte denn gleich mit ſeiner böſen Zeitung heraus. „Wären wir dieſe Noth mit dem Schulchor endlich los!“ ſeufzte Goethe.

„Und die ganze Opernwirthſchaft dazu!“ fiel Schiller ein.

Kirms öffnete ein geheiztes Garderobenzimmer, und die drei Männer traten ein, um über den Fall zu berathen. „Der Brief iſt etwas dictatoriſch,“ ſagte Schiller, nachdem er das Schreiben ſelbſt durchleſen hatte; „und Freund Böttiger hat ſich eine Güte angethan, uns einmal gehörig aufzutrumpfen. In der Sache freilich kann ich ihn nicht tadeln.“

„Gewiß nicht!“ beſtätigte Goethe. „Und darum wär es unthunlich, mit Gewalt etwas gegen ihn durchſetzen zu wollen. Um die Vorſtellung der Armide kommen wir nicht herum. Uebrigens würden wir bei den meiſten andern Opern in der gleichen Noth ſein. Ich denke, wir treten mit dem Manne in gütliche Verhandlung. Vielleicht läßt ſich irgend ein Ausweg finden. Unſere Lage iſt dabei die unbequemſte, da wir eigentlich ſeiner Anſicht ſind und ſeine Zwecke reſpectiren, dennoch aber den Willen des Herzogs ausführen müſſen.“

„Laſſen Sie mich die Vermittleung übernehmen, Excellenz!“ ſagte Kirms. „Die Sache darf nicht ſchriftlich verhandelt werden — überdies haben wir

Eile. Ich gehe, wenn Sie gestatten, zu Böttiger und sehe zu, wie weit ich persönlich mit ihm gelange."

Da es noch eine geeignete Vormittagsstunde war, machte sich Hofrath Kirms auf den Weg zum Director. Dieser sah den Eintretenden mit gespannten Blicken an, empfing ihn aber mit aller Höflichkeit. Daß aber eine eigentliche Verhandlung außerhalb der Absichten des Directors lag, mußte Kirms gleich erkennen. „Ich sehe ein," sagte Böttiger, „daß die Theaterdirection, die ein Recht auf den Sängerchor zu haben glaubt, ihn verlangen muß, ich aber habe diesmal das Recht, ihn zu verweigern! Die Jüngeren sollen Sie haben, die Abiturienten nicht! Es handelt sich um die Zukunft von achtzehn jungen Leuten. Sie sind meine Schüler, ich trete für sie ein. Ich werde nicht um einen Fuß breit nachgeben! Verlangt der Landesherr sein Vergnügen, so kann er nicht zugleich das Wohl seiner Unterthanen dadurch schädigen wollen! Und er schädigt sie, schädigt die jungen Leute und deren Familien, wenn er die Schüler jetzt aus ihrer Arbeit reißt, die den Ausschlag geben soll für die Bestimmung ihres Lebens."

„Wenn nun aber die befohlene Oper nicht gegeben werden kann," entgegnete Kirms, „sollen wir Serenissimo Ihre Verweigerung des Chors als Grund angeben? Es könnte ja auch an Sie, Herr Hofrath, der Befehl ergehen —"

„Den Fall werde ich abwarten!" fiel Böttiger heftig ein. „Sage die Theaterleitung Serenissimo, was sie zu sagen hat! Der Conflict ist da, ich werde ihn für mich und die mir anvertraute Bildungsanstalt durchfechten. Ich werde ihr Recht unbedingt vertreten, und sollte ich darüber Amt und Brot verlieren!"

Hofrath Kirms verneigte sich achtungsvoll und erhob sich. Böttiger reichte ihm die Hand. „Für uns persönlich sind diese Controversen hoffentlich ohne Belang!" sagte er einlenkend. Empfehlen Sie mich auch Goethe und sagen Sie ihm das Gleiche!"

Mit diesem Bescheid trat der Unterhändler bei Goethe ein. „Hm!" entgegnete dieser. „Der Mann ist in seinem Rechte, wie wir in dem unsern. Ein Conflict soll daraus nicht entstehen. Wir wollen klüglich nachgeben und uns anders zu helfen suchen. Aber wie bekommen wir Hilfstruppen? Wo rühren wir die Werbetrommel? Lassen Sie doch im Lehrerseminar anfragen! Es hat uns vor ein paar Jahren, als wir Mangel an Bässen hatten, schon einmal ausgeholfen. Und dann ist ja wohl im Bürgerkreise ein Männer-Gesangverein hier? Setzen Sie alle Hebel an, die Sänger zu gewinnen. Unsere Verlegenheit muß nicht bis zum Herzog dringen, auch um Böttigers willen nicht. Werden die Chöre in der Oper überhaupt gesungen, so ist es in unserem Falle gleichgiltig, wer sie singt."

Einige Tage darauf trat der Schauspieler Becker unter die zur Probe Versammelten mit den Worten: „In unserem lieben Weimar ist ja wieder

einmal ein Stürmchen los! Es handelt sich diesmal um Schule und Theater. Wo man auf der Straße zwei Leute beisammen stehen sieht, reden sie davon. Und es werden gar seltsamliche Dinge erzählt!" Die Mehrzahl der Schauspieler hatte bereits davon gehört und kannte zum Theil die in der That seltsamlichen Gerüchte und Uebertreibungen. Da sollte Director Böttiger, wegen Auflehnung gegen den Willen Sereniſſimi, seines Amtes entsetzt sein; Herder sollte persönlich einen haarsträubenden Auftritt mit dem Herzog gehabt haben und in gleicher Gefahr schweben; und beides mußte Goethe verschuldet haben, der in seinem Despotismus die Zwecke des Theaters dem Wohl der Schule nachsetzte. Dann hatte wieder Fräulein Jagemann beim Herzog eingewirkt; und endlich durfte diesmal kein Maturitätsexamen gemacht werden, weil der Herzog die Primaner brauchte, um sie in der Armide vor seinen fürstlichen Gästen singen zu lassen. Das schwirrte durcheinander und beschäftigte am meisten Diejenigen, welche es gar nichts anging. Viele, die es besser wußten, lachten, bestritten es, und schalten auf die Zwischenträger; Andere glaubten es doch gern, oder wünschten, daß es wahr wäre.

Thatsache war, daß die achtzehn Prüfungscandidaten des Gymnasiums bereits still in der Klausur saßen, während Capellmeister Kranz freilich laut fluchend den Dirigirstab führte. Einen Chor hatte er erhalten, freiwillige Tenöre und Bässe aus dem Seminar und Männer-Gesangverein waren in ausreichender Anzahl da; allein er kannte sie nicht, und sie kannten seine Eigenheiten nicht so, wie die Gymnasialschüler, mit welchen er bereits eingearbeitet war. Daher er denn oft die Geduld verlor, und selbst wenn es gut ging, zeterte. Denn es verdroß ihn, daß er seinen Willen nicht hatte durchsetzen können.

Während dieser Tage fühlte sich Friederike von der freudigsten Stimmung gehoben. Denn die Rollen von zwei ganz neuen Tragödien von Schiller und Goethe waren ausgegeben worden, „Die Braut von Messina" und „Die natürliche Tochter", und ihr war in der ersten die Rolle der Beatrice, in der andern die der Aebtissin zugetheilt worden. Hatte sie in der letzteren auch nur eine kleine Scene zu spielen, so beglückte es sie schon, in einem Stücke von Goethe mit auftreten zu dürfen. Der Bruder nahm im Stillen Theil an ihrer Freude, die Mutter aber hatte Einiges einzuwenden. „Daß Dir der Geheimderath in der Comödie von der „unnatürlichen Tochter" die Rolle einer alten Aebtissin zuweist, will mir gar nicht gefallen!" sagte sie.

Die Geschwister blickten lächelnd jedes nach einer anderen Seite, Friederike aber entgegnete: „Die Aebtissin braucht gar nicht so alt zu sein. Sie ist eine vornehme Dame, vielleicht eine Prinzessin, durch deren Rang ihre Stellung noch besonders erhöht wird. Ich will mir, ohne mich alt zu machen, ein ganz würdevolles Ansehen geben!"

„Wie Du mir nach der Leseprobe den Inhalt des Stückes erzählt hast," fuhr die Mutter fort, „kann ich es mir nicht sehr unterhaltend denken.

Wenn ich Dich nur einmal wieder als Comtesse Wildheim sehen könnte, in der Comödie, worin Du debütirt hast — wie hieß es doch? Ja — ‚Die unglückliche Ehe als Delicatesse'."

„Aus! Aus Delicatesse!" rief August lachend.

„Nein, sogar durch Delicatesse!" fügte Friederike verbessernd hinzu.

„Nun — als oder aus oder durch Delicatesse!" meinte die Mutter. „Unglücklich war die Ehe doch, und das Stück sehr rührend! Wieviel Anzüge brauchst Du denn zur Braut von Messina?"

„Ich hoffe mit einem auszukommen, da kein Grund zum Wechseln da ist."

„Das ist aber wenig!" meinte Frau Petersilie, und begann auch gegen diese Comödie ein Vorurtheil zu fassen.

Silie aber studirte ihre Rolle mit Fleiß und hatte bei den Vorbereitungen häufiger als bisher Gelegenheit, sich mit Schiller zu unterhalten. Er schätzte die talentvolle junge Darstellerin, zeigte sich von ihrer Wiedergabe des Charakters der Beatrice befriedigt, und zeichnete sie in jeder Probe durch ein längeres Gespräch aus. Einmal aber trafen sie, das Theater verlassend, in der Thür zusammen, und da sie den gleichen Weg zu gehen hatten, schloß sich Schiller ihr an. Da tauchte plötzlich eine Erinnerung in ihm auf, und vom Gespräche ablenkend, fragte er: „Haben Sie nicht einen Bruder, der im Opernchor mitsingt?" Und da Friederike es bejahte, fuhr er fort: „Es ist ein prachtvoller Bursche, noch dazu mit einer guten Stimme begabt! Man möchte ihn auf der Bühne festhalten. Aber ich höre, er hat keine Lust zum Theater. Wie ist das?"

Friederike, bei ihrem Vertrauen zu Schiller, faßte den Entschluß, ihm, wie einem Freunde, die ganze Angelegenheit ihres Bruders offen mitzutheilen. Sie erzählte von seinem wissenschaftlichen Eifer und Streben, von seinen Lebenswünschen, von seinen Nöthen im Hause, von dem Conflict in ihm zwischen Pietät gegen die Eltern und eigenen Lebenshoffnungen. Sie schilderte August als einen so vortrefflichen, geistig bedeutenden Jüngling, ließ ihre eigene Liebe und Verehrung für ihn so warm durchblicken, daß Schiller ihr, auf das Angenehmste berührt, ja innerlich ergriffen, zuhörte.

Als sie geendet, nickte er ihr freundlich zu und sagte: „Das ist ein eigener Fall! Es muß etwas für den jungen Mann gethan werden. Der Herzog zwar wird ihn nicht leicht losgeben, da er sich einmal für seine künstlerische Laufbahn interessirt, aber denkbar ist es doch, daß er zu einer Aenderung seiner guten Absicht gebracht, und zu einer Unterstützung für die Universität umgestimmt würde. Ich wollte es wohl versuchen. Freilich würde die Sache besser in Goethes Hände gelegt, allein auf ihm lastet schon zu viel dergleichen. Ich verspreche Ihnen, die Angelegenheit dem Herzog vorzutragen — das heißt: wenn Sie sie meiner Vermittelung anvertrauen wollen!"

Friederike fand kaum Worte, ihren freudigen Dank auszusprechen, und Schiller blickte bewegt auf das schlanke schöne Mädchen, welches ihn ihre zartesten schwesterlichen Empfindungen so rein und aufrichtig erkennen ließ. „Wir wollen das Beste hoffen, liebe Silie!“ sagte er, indem er ihr die Hand reichte. „Ich handle freilich zu meinem eigenen Schaden,“ fuhr er scherzend fort, „wenn ich selbst dazuthue, einen solchen Rekruten von der Bühne wegzuschwindeln! Das Theater wird es mir auch wenig danken, wenn ich ihn entschlüpfen lasse. Nun, wenn es gelingt, so will ich diesmal zufrieden sein mit dem Dank unserer braven Silie und ihres Bruders!“

Friederike kam in freudiger Aufregung nach Hause. Sie hätte Allen mittheilen mögen, was sie so glücklich stimmte, aber sie bezwang sich und schwieg. August sollte durch die Nachricht nicht zerstreut werden, die Eltern würden dieselbe vielleicht nicht einmal günstig aufgenommen haben. Als aber Tags darauf der Oheim zur Sonntagssuppe erschien, und sie eine Weile mit ihm allein blieb, konnte sie nicht umhin, ihm die günstige Wendung für August als ein Geheimniß mitzutheilen.

Der Actuarius zog die Augenbrauen in die Höhe, und anstatt eines Wortes der Billigung sagte er: „Rieke —! Das war eine Dummheit von Dir!“

Sie sah ihn verwundert an und traute ihrem Gehör nicht, als er fortfuhr: „Welcher Teufel hat Dir gerathen, nun auch noch den Schiller in die Sache hereinzuziehen? Das sind Familienangelegenheiten, die den Schiller nichts angehen! Und jetzt kann er uns die Geschichte beim Herzog noch gar verderben! Das soll er mir aber nicht, so lange ich noch da bin! So viel wie der Hofrath Schiller kann ich auch noch, ja, ich, der Actuarius Heydenreich!“

Friederike verstand ihn nicht und musterte den Oheim mit einem fragenden Blicke, da seine letzten Worte ihr nicht ganz geheuer vorkamen.

„Du bildest Dir vermuthlich ein,“ fuhr er fort, „daß ich mir zutraute auch solche Verse und Stücke wie der Hofrath Schiller machen zu können? Dieses wäre eine noch größere Dummheit von Dir! Aber ich kann allerdings etwas, was der Schiller zuversichtlich nicht kann. Und kurz — Du mußt zu ihm gehen und ihm sagen, er solle seine Verwendung beim Herzog unterwegs bleiben lassen!“

„So wie ich unsere Lage kenne,“ entgegnete Friederike, „ist die Sache bei ihm in den besten Händen!“

„Nein!“ eiferte der Actuarius. „Er verdirbt Alles! Ich will ihn nicht! Gehe noch heute zu ihm, sag' ihm, Du hättest Dich übereilt —“

„Das habe ich nicht, lieber Oheim!“ fiel ihm Friederike in's Wort. So lange Sie sich nicht deutlicher erklären, inwiefern Sie mehr vermögen als Schiller, werde ich meinen Schritt weder zurücknehmen noch bereuen!“

„Rieke! Ich sage Dir — kein Wort mehr! Pst!“ Der Actuarius legte den Finger auf den Mund, denn die Thür öffnete sich, und der

Schwager trat ein. Wie schien der Mann seit Kurzem so alt geworden! Und doch war es mehr Haltungslosigkeit, die ihn so gebrechlich erscheinen ließ, und der Egoismus, sich in jeder Stimmung gehen zu lassen, seine Umgebungen dadurch zu quälen. Der Hader mit dem Sohne brach denn auch bei Tische los. Dieser schwieg dazu, Friederike zeigte sich auch nicht gesprächig, der Oheim war nachdenklich und ab und zu barsch abweisend. Die Hausfrau führte das Wort endlich allein, blickte von Einem zum Andern, und wunderte sich über die seltsame Sonntagslaune der Familie.

Der Actuarius entfernte sich gleich nach Tische, und was ihn während der Mahlzeit innerlich beschäftigt hatte, das trat ihm nun immer entschiedener als eine Nothwendigkeit entgegen. „Will das Mädchen die Sache nicht rückgängig machen," dachte er, „nun dann — dann muß ich selbst zum Hofrath Schiller gehen!" Er hatte es so eilig, daß er hastig die Straßen entlang schritt, und in kurzer Zeit vor dem ihm bekannten kleinen Hause Schillers stand. An der Thür aber zauderte er doch wieder. Sollte er sein Geheimniß einem Fremden mittheilen? Einem Mann, gegen den er immer allerlei auf dem Herzen gehabt, und von dem er bisher nicht zum Besten gesprochen hatte? Warum eigentlich? Die Frage, die er sich selbst plötzlich vorlegte, machte ihn ernsthaft stutzig. Man hielt Schiller doch für einen großen Dichter! Er genoß des höchsten Ansehens, sogar bei dem Landesherrn! Der Actuarius fühlte sich mit einem Mal durch Kleinmuth und ernste Bedenken überrascht. Hastig schritt er am Hause vorüber, und befand sich schon am Ende der Straße, als er wieder stehen blieb, und langsam umkehrte. Es ist doch nöthig, daß ich ihn spreche! dachte er. Aber nun malte er sich aus, wie Schiller, der große Mann, ihn, den Actuarius Heydenreich, von dem er noch nie etwas gehört hatte, wohl empfangen werde? Was galten dem Dichter so kleinbürgerliche Familienangelegenheiten? Er ging und ging, und drohend stand das Haus schon wieder da, vor dessen Schwelle sein Fuß noch zurückzuckte. Ueberdies entdeckte er an einem Fenster in der Nähe einen Mann in der Nachtmütze, der seine Pfeife rauchte und starr zu ihm herüber blickte, vermuthlich weil es in der ganzen Straße augenblicklich nichts weiter zu beobachten gab. Er kannte den uralten Herrn, der fast gar nicht mehr aus dem Hause ging, und halb blödsinnig war; er hätte sich um ihn nicht eben gekümmert, aber neben demselben wurde nun auch eine Haube sichtbar, vor der er erschrak. Die Leute drüben mochten denken: „Was will denn nur der Actuarius Heydenreich beim Hofrath Schiller?" Aber was ging das diese Menschen an? Sie sollten den Genuß nicht haben, ihn in das Haus gehen zu sehen! Also vorüber! — Und dennoch kehrte er am Ende der Straße nochmals um. „Ja oder Nein?" fragte sich Herr Heydenreich. „Ja!" antwortete es in ihm, und mit drei Schritten war er an der Thür. Und nachdem er sich draußen noch einmal gründlich vor sich selbst geräuspert hatte, trat er ein — mit einigem Herzklopfen, aber er trat ein, und die Hausthür schloß sich hinter ihm.

Eine halbe Stunde verging. Die weiße Luftdecke begann sich in ein Flockengestöber zu lösen, welches immer reichlicher und dichter fiel. Es war einsam und öde in der ohnehin niemals belebten Straße. Als der Actuarius sie wieder betrat, war sein Gesicht strahlend, und er trug das Antlitz erhoben. Er blickte noch einmal zu den Fenstern hinauf, hinter welchen er das Wort vernommen hatte: „Ich schätze Sie aufrichtig! Wir sehen uns wohl öfter!“ In zuversichtlicher Stimmung schritt er daher, und sah sich in der Nähe des Theaters, wo schon zu früher Stunde eine Menge Schaulustiger sich eingefunden, und das Schneegestöber nicht scheute, um auf die Eröffnung der Pforte zu warten. Er fragte, was gegeben werde? Es war nichts von Schiller, aber dieser konnte Abends im Hause sein, dachte der Actuarius, denn er hatte ein Opernglas neben Hut und Handschuhen im Vorplatz bei Schiller liegen sehen. Und er malte sich aus, wenn er nun selbst im Parterre säße, und zu Schillers Loge hinüberblicken konnte — er allein ein Wissender, daß er diesen Mann persönlich kenne und von ihm aufrichtig geschätzt werde! Der Actuarius trotzte dem Schneefall, und harrte, zwischen die Menge gedrängt, ohne Ungeduld aus, um auch für sich einen Platz zu erringen.

Seine Wünsche sollten sich heute wirklich erfüllen. Er saß im Schauspiel, auf einem Platze, ungefähr wie er ihn sich gedacht hatte. Er sah Schiller und dessen Gattin in die Loge treten, und konnte sie beobachten. Das Stück war mittelmäßig, aus der damals üblichen Rührgattung, aber es wurde gut gegeben, und die Silie machte aus ihrer kleinen Rolle etwas „überraschend Interessantes“; so hörte er einige Kunstkenner in seiner Nähe sagen. Das sagte auch gewiß Schiller zu seiner Gattin, da er ihr nach Siliens Abgang etwas zuflüsterte. Er war heut stolz auf die Silie, denn auch von ihr hatte Schiller mit Lob und Antheil gesprochen, und er selbst war ihr Oheim, den Schiller aufrichtig schätzte!

Nach dem Fallen des Vorhanges drängte der Actuarius sich hinaus, um in der Vorhalle noch einmal festen Fuß zu fassen. Schiller mußte hier vorüber kommen. Und er kam vorüber. Herr Heydenreich grüßte ihn mit Ehrfurcht, doch nicht ohne ein schlaues Lächeln, und empfing Schillers Gegengruß. Dann stürzte sich der Actuarius in's Freie und dem andern Ausgange zu, durch welchen die Schauspieler das Haus verließen. Er wollte seine Nichte sprechen — nicht um ihr mitzutheilen, was dieser Tag ihm bedeutete, nein! — nur um ihr zu sagen, daß sie zu seiner Zufriedenheit gespielt habe.

„Ei, lieber Onkel!“ rief ihm Friederike entgegen. Sie waren wirklich im Theater? Das ist ja merkwürdig, aber es freut mich doch! Ein Stückchen Weges könnten Sie mir Ihre Begleitung schenken!“

Es war ihr lieb, unter seinem Schutze zu gehen, denn neben ihr stand bereits Cyriax, ihr unvermeidlicher Begleiter. Ein Blick auf ihn bestimmte Herrn Heydenreich, das Mädchen bis nach Hause zu führen und den Feind,

wenn er denn doch nicht weichen wollte, wenigstens unschädlich zu machen. Cyriax blieb denn auch an Friederikens anderer Seite, und suchte sich durch Lustigmachereien gegen Herrn Heydenreich schadlos zu halten. Dieser aber hatte heut in seinem Wesen etwas Triumphirendes, und wußte den Spaßvogel so abzufertigen, daß es Friederiken, trotz ihres Lachens, doch der Demüthigungen fast zu viel erschien.

Hatte Friederike in der letzten Zeit immer größere Noth mit Cyriax, dessen Zudringlichkeit sich durch keinen Verweis beschränken lassen wollte, so mußte sie erleben, daß ihr der jüngere Anbeter in gleicher Weise zum Gegenstande der Verlegenheit wurde. Carl Unzelmann war in den neun Monaten vom Juni bis zum Februar sehr gewachsen, so daß man den Vierzehnjährigen für sechszehnjährig halten konnte. Hand in Hand damit ging seine geistige Entwickelung, und durch seine Fortschritte auf der Bühne überraschte er in jeder kleinen Rolle, die ihm zu Theil wurde. Gleichwohl war er im Leben noch ganz Knabe, und Friederiken gegenüber wollte er auf seine vermeintlichen Rechte nicht verzichten. Er forderte noch immer „seinen Kuß" von ihr, den sie ihm doch verweigerte; er sprach noch immer davon, daß er sie heirathen werde, und gerieth außer sich, wenn Friederike in Stunden, da sie nicht darüber lachen mochte, ihm seine Thorheiten verwies. Auftritte des Jähzorns, bittere Thränen, kurzes Schmollen, Abbitten, knabenhafte Ausgelassenheit wechselten mit einander ab, und es gehörte Ausdauer und Kunst dazu, den Verwöhnten in jetzt strengeren Schranken zu halten. Bedrohlich blieb immer seine Eifersucht gegen Cyriax, in welcher er über rächerischen Plänen zu brüten schien. In der Schule, wenigstens unter seinen Kameraden, spielte Carl Unzelmann eine noch bedeutendere Rolle als auf der Bühne. Sein frühreifes Wesen, seine Redegewandtheit, dazu seine Stellung als Bühnenangehöriger, gaben ihm ein entschiedenes Ansehen, und war er noch Knabe genug, alle Jugendspiele und Körperübungen zu theilen, auch wohl zu leiten, so konnte er auch zu anderen Zwecken seine Schaar zu jedem Unternehmen gewinnen und anführen. Da er sich unter den Jüngeren befand, welche dem Opernchor in dieser Zeit verblieben waren, gab es fast in jeder Probe Reibungen mit Cyriax. Denn dieser konnte ohne Kindereien nicht leben, und hatte mit fast jedem der Chorsänger schon neckend angebunden, ihnen auch wohl Possen gespielt, welche als ehrenrührig betrachtet wurden. So erwachte ihm in dem gesammten Discant und Alt eine erbitterte Feindschaft, welche nur des Führers und eines Planes harrte, um sich zu bethätigen. Beides war inzwischen auch schon gefunden. Der Schulchor, auf der Bühne bisher so zurücktretend und thatlos, bereitete eine große Action vor, um, sei es auf der Scene, sei es draußen, in die Ereignisse selbständig einzugreifen.

Herr Heydenreich war unzufrieden, daß man in diesen Tagen kein Stück von Schiller gab, und lebte in um so größerer Spannung auf die Braut von Messina, welche man einstudirte. Er ging jetzt häufig in das

Theater, und fehlte niemals, wenn seine Nichte auftrat, schon um sie sicher nach Hause zu geleiten.

So kam vorerst die Aufführung der Oper Armide heran, in welcher auch Friederike als eine der Nymphen des Zaubergartens auf der Bühne anwesend zu sein hatte. Das Theater, auch der Zuschauerraum, hatten sich heut glänzender geschmückt zu Ehren der fürstlichen Gäste, welche mit dem Hofe anwesend waren. Von der Festoper als solcher ist nur zu sagen, daß die Vorstellung befriedigend verlief, und Fräulein Jagemann, wie immer, ihren Triumph feierte. Wichtiger für diese Geschichte ist, was sich nach dem Fallen des Vorhanges ereignete.

Friederike hatte sich umgekleidet und in ihren Mantel gehüllt, und schritt dem Ausgang des Theaters zu, wo sie, wie nun schon gewöhnlich, ihren Oheim zu finden hoffte. Da fühlte sie sich in der Dunkelheit von männlichen Armen leidenschaftlich umschlossen und einen Kuß auf ihren Lippen. Schon wollte sich ihr Schreck zu einem Schrei heraufdrängen, aber sie wußte sich Zwang anzuthun, entwand sich mit dem Einsatz aller Kraft der Umstrickung und stieß den Angreifer von sich. Daß es Chriax war, wußte sie, noch ehe sie seine flüsternde Stimme erkannte. Hastig flog sie an ihm vorüber, in's Freie, um quer über den Platz zu gelangen, als sie sich durch ein Menschengewühl aufgehalten sah.

Eine Schlacht wurde hinter dem Theater geschlagen, nicht mit blanken Waffen, aber doch mit Armen und Fäusten; der Gesammtangriff gab das Bild einer wimmelnden, zappelnden Masse, die, jetzt in einen Knäuel verstrickt, sich ruckweise hin und herschob. Mit Verbissenheit arbeitete Alles auf einen bestimmten Mittelpunkt hin, aus welchem man Scheltworte in großer Ausgiebigkeit hervortönen hörte. Da erhob sich aus der Mitte Etwas, das man im dämmerigen Lichte einer Laterne für einen rothen baumwollenen Regenschirm halten konnte. Er wurde geschwungen, als Vertheidigungswaffe gebraucht, und wie es schien, nicht ohne Erfolg. Da rief eine erschreckte Stimme: „Zurück! Es ist ja nicht der Rechte! Zurück!" Ein anderer Ruf aber antwortete: „Drauf! Immer drauf! Auch der hat es verdient! Den Andern kriegen wir morgen!" Das ganze Rudel verschlang sich noch einmal. Friederike aber erkannte in dem Angegriffenen ihren Oheim, der sich, jetzt fester auf den Beinen, mit seinem Regenschirme tapfer vertheidigte. Sie wollte um Hilfe rufen, aber man war auf den Vorgang bereits aufmerksam geworden, und das Publikum eilte herbei, um sich friedenstiftend an dem Vorgange zu betheiligen.

„Carl! Carl!" rief Friederike schreckenvoll, denn sie glaubte in einer Gestalt, in einer Stimme ihren jüngeren Verehrer erkannt zu haben. Auf diesen Ruf hin wurde das Gewühl von innen heraus durchbrochen, es theilte sich, und einem Entfliehenden stürzten sich Andere nach, während die Uebrigen sich in verschiedene Straßen hastig vertheilten.

Der Actuarius blieb allein auf dem Schlachtfelde, und rieb sich die

Arme und die Seiten, denn er hatte einige starke Püffe erhalten, jedoch nicht minder tüchtige ausgetheilt. Um ihn versammelt aber war eine andere Menge, welche seinem Bericht zuhörte, der eine Standrede genannt werden konnte, voll wuchtiger Worte und anklägerisch bezeichnender Ausdrücke. Man hörte ihm gern zu, wie er sich voll Empörung über den Unfug ausließ, und während Einige in sich hinein lachten, stimmten Andere seinem Ernste beifällig zu. Daß der Angriff ursprünglich nicht ihm gegolten, daß man ihn für einen Andern genommen hatte, sagte er sich selbst, allein er hatte den Sturm doch aushalten müssen, und dafür wollte er noch Verantwortung fordern. „Der Schülerchor ist es gewesen!" rief er zum Schluß seiner Rede. „Discant und Alt! Den Chorführer habe ich erkannt!"

Während die Umstehenden sich vertheilten, die Einen beifällig, die Andern bedenklich, trat Friederike, die sich bisher nicht näher gewagt hatte, zu ihrem Oheim. Sie war besorgt um ihn, besorgt über den Vorfall und seine Folgen, und nahm den Arm des Actuarius, welcher jetzt doch ruhige Fassung zeigte, dem Bubenstreiche keine weitere Bedeutung beilegen wollte und sie bis zu ihrer Thür begleitete.

Von Denjenigen, welche den dunklen Vorfall zum Theil mit angesehen, oder auch nur die Rede des Actuarius angehört hatten, gingen Einige mit Besorgniß allein nach Hause, während Andere dieselbe im Gespräch austauschten. Waren es nicht ihre Söhne, welche den nächtlichen Ueberfall ausgeübt, so wußten sie im Schulchor Vettern, Verwandte oder Söhne befreundeter Familien, für welche eine Untersuchung und ernstere Folgen doch wohl in Aussicht stand. Selbst wenn Herr Heydenreich hätte schweigen wollen, so hatten zu viele Andere den Unfug mit angesehen, und am andern Morgen mußte er stadtkundig sein.

Das war Tags darauf auch wirklich der Fall und brachte einige Aufregung in die bürgerlichen Kreise. Director Böttiger erfuhr die Schreckenspost schon Vormittags, und im Gefühle seiner Verantwortung begab er sich sofort in die Wohnung des Hauptzeugen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen und seine Anklage anzuhören. Er fand den Actuarius nicht zu Hause, und, einigermaßen getröstet über seinen Zustand, hinterließ er ihm eine Karte mit der Bitte um ein Gespräch. Wenigstens seine Abiturienten wußte, oder hoffte der Director doch außerhalb des Kreises der Schuldigen zu wissen, als er darauf zur Untersuchung schritt, die sich auf dreißig seiner Schüler zu erstrecken hatte.

Nachmittags erschien Herr Heydenreich bei dem Oberhaupte des Gymnasiums, und es wurde ein ernstes Gespräch geführt, welches doch nicht zu lange währte. Am Schlusse desselben konnte der Actuarius nicht umhin, die Rede auf seinen Neffen August Petersilie zu bringen, welcher gestern Abend selbstverständlich zu Hause über den Büchern gesessen hatte. Ob wohl Aussicht sei, fragte der Oheim, daß August das Examen gut bestehen werde? Böttiger versicherte, daß er das Beste hoffe, da bisher Alles ganz vortrefflich

gegangen sei. Und so verließ Herr Heydenreich den Director mit einem Lächeln neuer Genugthuung — die er freilich nicht ohne Opfer erlangt hatte. Denn ihm war die Bekanntschaft mit wieder einer Berühmtheit Weimars zu Theil geworden (und zu den Berühmtheiten zählte der gelehrte Philologe unbedingt) und auch dieser Mann hatte ihn mit Hochachtung behandelt. Herr Heydenreich fing an mit seinem Bewußtsein aus seiner früheren Periode ganz heraus zu treten.

Kümmerte er sich um den ferneren Verlauf der Schuluntersuchung nur wenig, so geschah das in den Familien der übrigen Betheiligten um so lebhafter. Geständnisse waren abgelegt worden, der eigentliche Führer des Unternehmens hatte sich genannt, Strafen waren zu erdulden. Diese erschienen Manchen hart, Andern viel zu gelinde, je nachdem man mehr oder weniger betheiligt war, und die brennende Frage für und wider den Schülerchor wurde wiederum durchgesprochen und durchgekämpft.

Friederike aber erhielt in diesen Tagen ein Briefchen folgenden Wortlautes: „Geliebte Silie! Ich verlasse Sie, ich verlasse Weimar, ich verlasse auch das Theater. Habe ich Sie gekränkt, so verzeihen Sie mir — wenn Sie können! Der Gedanke an Sie wird zu den theuersten Erinnerungen meines Lebens gehören. Leben Sie wohl! Mit tausend Wünschen für Sie — Cyriax."

Das war durchaus nicht im Stil des Leichtfußes, als welchen sie den jungen Mann bisher gekannt hatte. Aber sie athmete auf, und in der Gewißheit, ihn los zu sein, wollte sie ihm alle seine Unziemlichkeiten vergeben. Die schöne Silie konnte nicht umhin, jetzt wieder über ihre beiden Anbeter zu lachen, obgleich sie von dem Schicksal des jüngeren bereits unterrichtet war. Denn Carl Unzelmann, als der Hauptverschwörer und Anführer, war zu vierwöchentlichem Carcer verurtheilt worden, aus welchem er nur für die Schulstunden entlassen wurde. Ja, er, der „engagirte Schauspieler", saß im Schulcarcer, und die Theaterleitung that nichts, ihn daraus zu befreien! Vier Wochen lang weder die Bühne, noch das Schauspielhaus betreten dürfen! Vier Wochen lang die Silie nicht zu sehen bekommen! Vier Wochen lang gefangen sitzen! Und das konnte dieser Goethe dulden?

Goethe fand es sogar in der Ordnung. Er hatte auch nichts dagegen, daß Cyriax sich heimlich davongemacht und contractbrüchig geworden. Er hatte mehr zu thun, denn „Die Braut von Messina" und „Die natürliche Tochter" erforderten seine Aufmerksamkeit.

Auch der Actuarius empfing, nachdem es einen Abend und eine Nacht ungewöhnlich still in seiner nächsten Nähe geblieben, einen Brief von Cyriax. „Sie werden fortan Ruhe vor mir haben, verehrter Herr Nachbar!" schrieb dieser. „Denn wenn Sie meine Abschiedszeilen lesen, bin ich bereits über alle Berge — oder doch hoffentlich über einige! Nachdem wir einander manches Herzeleid angethan haben, wobei auf meiner Seite der Genuß, auf Ihrer das Mißvergnügen vorwaltete, traf mein Ohr ein seltsames Gerücht.

Ein Ueberfall raufluſtiger Pygmäen, welcher mir zugedacht geweſen ſein ſoll, iſt irrthümlich über Sie verhängt worden. Dieſen Fall nun beklage ich lebhaft, obgleich ich auch nicht bedauern kann, ihm entgangen zu ſein. Unter vier Augen aber geſtehe ich Ihnen, meinem herzlichen Feinde, daß etwas in mir vorgegangen iſt, was mich mahnt, in mein vortheatraliſches Leben zurückzukehren, in welchem ſolche fröhliche Aergerniſſe nicht mehr vorkommen dürfen. Leben Sie wohl, Herr Nachbar, und nehmen Sie die Verſicherung, daß mir der Verkehr mit Ihnen zu beſonderem Vergnügen gereicht hat!"

„Canaille!" murmelte der Actuarius, indem er den Brief zuſammenballte und in den Ofen warf. Aber er ärgerte ſich ſchon nicht mehr, denn ſeine Gedanken waren von ganz anderen Gegenſtänden erfüllt.

Am Tage vor der Aufführung der „Braut von Meſſina" trat Auguſt mit ſeinen Kameraden aus der Thür des Gymnaſiums. Die Jünglinge ſahen aufgeregt und zugleich verklärt aus. Denn ſie feierten den erſten großen Augenblick ihres Lebens. Ein Lebensabſchnitt lag hinter ihnen, ſie hatten die Schlußprüfung beſtanden und traten aus der Schule in ein neues Daſein. Während die Uebrigen nach Hauſe eilten, um ihrer Familie den günſtigen Ausgang zu melden, ſchritt Auguſt langſamer dahin. Wenn er jetzt nach Hauſe ging, hatte er einen Sturm von Seiten ſeiner Eltern zu befürchten. Denn die Friſt, welche man ihm geſtattet, war abgelaufen, jetzt, ſo ſah er voraus, würde man verlangen, daß er ſich dem Willen der Eltern füge, und ſich gegen ſeine Wünſche für das Theater entſcheide. Der kleinliche Jammer, den er ſo genau kannte, klang ihm bereits in den Ohren! Aber ihm war ernſt und feierlich zu Muthe, er wollte ſich nicht niederdrücken laſſen; überdies verlangte es ihn, ſich Friederiken zuerſt mitzutheilen. Er wußte, daß ſie in der Hauptprobe der „Braut von Meſſina" war, und ging nach dem Theater. Da er wie ein dem Hauſe Angehöriger betrachtet wurde, hinderte ihn Niemand, die Bühne zu betreten, und ſo lauſchte er im Dunkeln, bis zum Schluſſe des Stückes. Obgleich innerlich ganz anders beſchäftigt, befand er ſich doch bald in dem Zauberbann dieſer Dichtung. Die Chöre umrauſchten ihn mit ihrer Gedankenfülle und der Pracht ihrer Bilderſprache; die ungeheure Handlung riß ſeine Theilnahme fort, obgleich dem Ganzen noch Licht und Farbe der eigentlichen Aufführung fehlte. Und wie er ſo im Dunklen ſaß und zuhörte, überkam ihn der Gedanke einer nochmaligen Selbſtprüfung. Möchteſt Du, fragte er ſich, in ſolchen dramatiſchen Werken nicht dennoch auftreten? Und er kam zu der Antwort, daß es zwar ſchön, würdig und zugleich verführeriſch ſei, ſolche Gebilde zu verkörpern, daß es ihm aber unmöglich ſein würde, jeden Abend in irgend einer beliebigen Rolle zu ſingen oder zu ſpielen. Damit war der Reſt ſeines Schwankens und Nachgebens überwunden.

Als die Probe zu Ende war, ſah er Friederike noch im Geſpräche mit Schiller ſtehen. Er mußte warten, für ſeine Geduld etwas lange. Endlich war ſie allein, und er ſchritt ihr nickend entgegen. Raſch eilte ſie auf ihn

zu. Sie wußte, sie sah ihm an, daß er nur gute Botschaft bringen konnte, und doch nahm sie ihn bei der Hand und zog ihn in den Hintergrund der Bühne, um allein mit ihm zu sprechen. Und als er ihre Erwartung bestätigen konnte, fiel sie ihm freudig um den Hals und gab ihm einen schwesterlichen Kuß. „Wissen es die Eltern schon?" fragte sie. Er schüttelte mit düsterer Miene den Kopf. „Dann laß es noch!" fuhr sie fort. „Sie legen keinen Werth darauf, wie Andere, und verstehen die Bedeutung des Tages nicht wie wir. Aber geh zu Onkel Heydenreich! Er erwartet Dich. Vor der Probe sagte er mir, daß er die Nachricht nicht bei den Eltern, sondern in seiner Wohnung durch Dich selbst erfahren wolle." Silie war sehr erregt und ihre Gedanken flogen hin und her. „Ach, August!" fuhr sie fort. „Du hast Deine Prüfung rühmlich bestanden, ich gehe der meinen noch entgegen! Es ist die erste große tragische Rolle, die ich zu spielen habe, die erste in einem Stücke von Schiller! Von dem Gelingen hängt viel für mich ab. Ich ängstige und freue mich zugleich! Bei Dir war's ein vorläufiger Abschluß, bei mir ist es gleichsam eine Aufnahmeprüfung. Aber nun fort zum Onkel! Ich sehe Dich nachher noch! Du mußt mir noch Deine ganze letzte Schulgeschichte erzählen!"

Der Actuarius Heydenreich ging mit einer gewissen Verwunderung über sich selbst in seiner Wohnung auf und nieder, welche heut zum ersten Mal aus drei Stuben bestand. Denn er hatte nach Cyriax' Davongehen sofort auf dessen Zimmer Beschlag gelegt, um jeder neuen dramatischen oder musikalischen Nachbarschaft vorzubeugen. Und indem er so seine erweiterte Umgebung musterte, drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß sich dergleichen zieme für einen Mann, der zu den hervorragenden Männern Weimars in persönlichen Verkehr getreten, und von ihnen aufrichtig geschätzt wurde.

Da hörte er starke Tritte die Stiege heraufstürmen, und gleich darauf sah er seinen Neffen eintreten. Mitten im Zimmer stehend rief er ihm entgegen: „Ist der Student fertig?"

„Gott geb's!" entgegnete August. „Die Schule hab' ich wenigstens in guter Manier hinter mir!"

„Welche Nummer?"

„Nummer Eins cum laude."

Der Actuarius stürzte sich über seinen Neffen und umarmte ihn mit einem Freudensturm, den der Jüngling bei seinem Oheim nicht erwartet hatte.

„Und nun, mein Junge," fuhr Herr Heydenreich fort, „laß uns als Männer mit einander reden!" Er hieß den Neffen Platz nehmen, und setzte eine Flasche Rheinwein und zwei Gläser auf den Tisch. August betrachtete mit Erstaunen den ungeheuren Luxus, aber es wurde ihm wohl um das Herz, als der Alte mit festlicher Würde ihm das Glas bot und also begann: „Unsere Zukunft soll leben! Deine — aber meine dazu! August,

ich frage Dich jetzt noch einmal auf's Gewissen: Kannst Du Dich überwinden — kannst Du Deiner Eltern Wunsch erfüllen, und dennoch zum Theater gehen?"

„Ich würde es können, wenn ich ein Glück für sie darin sähe! Das Glück, das sie selbst darin sehen, beruht nur in ihrer Einbildung. Ich werde meinen eigenen Weg verfolgen. Zum Theater gehe ich nicht!"

„Gut! Dann reden wir darüber nicht weiter! Du sollst studiren, ich weiß eine Möglichkeit dazu — aber sie ist an eine Bedingung geknüpft. Könntest Du Dich entschließen, Deinen väterlichen Namen aufzugeben und einen andern anzunehmen?"

„Du weißt ja, lieber Onkel, daß mir unser Name manchmal — recht unbequem gewesen ist —"

„Richtig!" fiel der Actuarius ein. „Eure ganze Petersilie ist auch mir von jeher widerwärtig gewesen — soweit sie den Namen betrifft!"

„Was kann ich aber dagegen thun?" entgegnete August lächelnd. „Ist Dein Vorschlag ernst gemeint, die letzten Silben abzuwerfen und künftig nur als Peter durch die Welt zu gehen?"

„Das war nur scherzend gemeint! Erstlich aber — wie gefällt Dir der Name Deiner Mutter und Deines Oheims? Heydenreich! Das klingt! Anstatt der Erinnerung an einen Küchengarten stehen Dir dabei ganze Wälder vor Augen! Wälder der Wissenschaft, die zu durchforschen, vielleicht urbar zu machen sind!"

„Ganz schön, lieber Onkel! Aber würden sich meine Eltern eine solche Umtaufe gefallen lassen?"

„Ei was! Die Hälfte ihrer Petersilie haben sie Deiner Schwester schon erlassen müssen, sie werden bei Dir auch auf die ganze verzichten, wenn sie erfahren, welchen Ersatz ich ihnen dafür biete. Denn, um es kurz zu sagen ich gebe Dir die Mittel zum Studiren, unter der Bedingung, daß Du Dich von mir adoptiren lässest und fortan meinen Namen trägst!"

August ergriff freudig bewegt die Hand des Alten. „Lieber, guter Onkel!" begann er. „Sie wollen sich um meinetwegen Entbehrungen auferlegen? Wie dürfte ich solch ein Opfer annehmen?"

„Opfer? Entbehrungen? Gar nicht! Ich muß Dir's nämlich sagen — aber es bleibt unter uns Männern! — Ich besitze nämlich mehr — das heißt: Etwas mehr — nur etwas mehr, als ich bisher habe blicken lassen. Es reicht für uns Beide — recht gut, und würde auch für die Rieke mitreichen — ohne Zweifel! Vor zehn Jahren nämlich that ich einen Lotteriegewinn — still! Es muß unter uns bleiben! Eine runde hübsche Summe — die Zinsen sind seit der Zeit zum Capital geschlagen! Ich dachte bei dem Gewinn nicht an mich — denn was brauche ich groß? Ich dachte an Dich und die Rieke. Es sollte für den Nothfall sein. Ich denke, der Nothfall ist bei Dir jetzt gekommen. Warum ich es Dir und Deinen Eltern nicht früher gesagt habe? Ich wollte prüfen, ob Du tapfer wärst. Jetzt

glaube ich mich auf Dich verlassen zu können! Du machst Deine Studien von Dem, was ich für Dich zurückgelegt — das heißt, ich geb's Dir! Aber die Petersilie legst Du ab, die Bedingung stelle ich Dir! Wenn Du einverstanden bist, mache ich das Uebrige selbst mit Deinen Eltern ab."

Wie hätte der Jüngling nicht einverstanden sein sollen mit einer Bedingung, durch deren Erfüllung all seine Lebenshoffnung sich beflügelte? Sein überschwenglicher Dank aber wurde durch den Oheim unterbrochen, welcher fortfuhr: „Wenn Du danken willst, so danke Deiner Schwester, und danke dem großen Schiller, der sich erboten hatte, für Dich einzutreten — was ich aber rückgängig machen mußte." Und der Actuarius erzählte seinem Neffen auch von dieser Begebenheit, und fügte hinzu, daß er Schiller nicht nur als Dichter hoch verehre, sondern auch als Mensch und Hofrath aufrichtig schätze.

War diese Angelegenheit zwischen Oheim und Neffen somit zum Abschluß gekommen, so stand ihnen, als sie sich darauf gemeinsam in die Wohnung der Eltern Augusts begaben, ein größerer Kampf bevor, als sie erwartet hatten. Denn der alte Hofmusikus setzte ihnen den eigensinnigsten Widerstand entgegen. Er schrie auf vor Schreck bei der Frage, was der Herzog dazu sagen werde? Der hatte ja doch Augusts theatralische Laufbahn so gut wie befohlen! Ihm durfte man ja doch nicht zuwider handeln! „Ich verliere auch noch meine Pension!" rief er. „Ihr seid schuld, wenn ich an den Bettelstab komme und Hungers sterben muß!"

„Davor sollst Du gesichert sein!" entgegnete der Schwager mit Ruhe. „Was den Herzog betrifft, so hat er seine Hilfe in Aussicht gestellt nur für den Fall, daß Dein Sohn zum Theater gehen wolle. Gezwungen hat er noch Keinen dazu, und er kann es nicht — ja, wenn er es könnte, er ist ein zu guter Herr, um dergleichen zu wollen. Wenn der August einmal Professor in Jena wird, oder sonst ein Licht vor den Leuten, so wird's ihm schon recht sein, daß seine Landeskinder auch ohne seine Unterstützung in die Höhe kommen!"

Die Mutter war nur Anfangs erschrocken, gab sich aber bald, zumal bei den großen Aussichten, die ihrem Sohne eröffnet wurden. Begriff sie auch nicht, warum ihr Bruder gerade auf den Wechsel des Namens bestand, so gab sie doch auch darin nach. Mit höchster Befriedigung aber vernahm sie, daß ihr Bruder etwas Erkleckliches zurückgelegt habe (denn mehr wurde ihr über die Vermögensverhältnisse nicht mitgetheilt), und war sehr neugierig, zu erfahren, wie viel der gute Onkel wohl besitze? Dieser aber wußte ihrem Anpochen diplomatisch aus dem Wege zu gehen. Waren ihre Bemühungen vergeblich, aus ihm etwas hervorzulocken, so hatte sie noch größere Noth, ihren Gatten zu beschwichtigen. Denn dieser schien völlig kindisch geworden. Bald machte er Miene, Alles über sich ergehen zu lassen, bald wieder kehrte er zu dem zurück, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, in fortwährenden Widersprüchen lamentirend.

Da erhob sich der Actuarius und sagte mit starker Stimme: „Petersilie! Du gehst jetzt zu Bette! Und stehst Du morgen nicht vernünftiger auf, so lasse ich Dich für unzurechnungsfähig erklären!"

Die Hausfrau nahm ihren Gatten unter den Arm und führte ihn hinaus. Dieser Maßregel wenigstens widerstrebte er nicht, und schien auch endlich zum Nachgeben gestimmt. Denn als die Mutter zurückkehrte, berichtete sie, er habe gesagt: „Sie mögen thun, was sie wollen, wenn ich nur nicht in Ungelegenheiten dadurch komme!"

Der folgende Tag zeigte in Weimar diejenige Bewegung, welche die Aufführung eines neuen Stückes von Schiller nach der Stadt zu bringen pflegte. Schaulustige und Anhänger des Dichters aus den Nachbarorten, vorwiegend aus Jena, trafen in Menge ein, suchten sich Plätze zu sichern, oder stellten sich schon Nachmittags vor dem Theater auf, um rechtzeitig durch die Pforten zu dringen. Verlautete doch bereits mancherlei Ungewöhnliches über die „Braut von Messina". Vor Allem, daß der Dichter den antiken Chor auf der Bühne erneuern wolle. Manche Weimaraner bildeten sich Anfangs ein, er werde den üblichen Schulchor dafür verwenden, und zeigten sich bei der Nachricht, daß dem nicht so sei, entweder verstimmt oder beruhigt.

Friederike war aufgeregt, fühlte sich künstlerisch erhoben, und doch nicht ohne Befangenheit. Denn durch ihre Mitwirkung sollte heut ein Sieg erkämpft werden, der, wie sie aus Schillers eigenem Munde gehört, schwieriger zu erringen sei, als es durch seine bisherigen Werke gelungen. August, heut von den eigenen Sorgen befreit, theilte Alles, was sie innerlich beschäftigte, wollte aber von ihren Besorgnissen nichts wissen, sondern sprach ihr Muth und Zuversicht ein. In gleicher Stimmung war der Oheim, der bisher noch niemals einer Rolle seiner Nichte mit so viel Antheil und Spannung entgegen gesehen hatte.

Schon eine Stunde vor dem Beginne des Schauspiels saß der Actuarius Heydenreich an der Seite seines Neffen im Parterre. Glück oder Zufall hatten ihn unter lauter Jenenser Studenten geführt, aus deren Gesprächen er eine Kenntniß und Begeisterung für Schillers Dichtungen entnahm, die ihn mit Vergnügen erfüllte. Ohne Umstände mischte er sich in das Gespräch, um sich von den gleichen Gesinnungen erfüllt zu zeigen. Anfangs gab die Jugend nicht sonderlich Acht auf ihn, schien sogar geneigt, sich über ihn lustig zu machen, bald aber änderte sie die Meinung. Denn er trat als Weimaraner auf, der sich leidenschaftlich ergriffen zeigte von der Bedeutung seiner Vaterstadt, und ließ der Größe Herders und Wielands alle Gerechtigkeit widerfahren, er stellte Goethe als einen Heros der Kunst und Dichtung hin. Endlich aber erhob er sich und fing an für Schiller geradezu zu predigen, um die Gläubigen in der Verehrung für ihn zu bestärken. Man lauschte, man war einverstanden, nur Wenige lachten bei Seite, man nannte ihn einen „verflucht braven Kerl", und klatschte ihm

Beifall. Diese laute Spende, schon vor dem Aufgehen des Vorhanges, erregte einiges Aufsehen, allein man war an eine etwas lebhaftere Bewegung in diesen Reihen schon gewöhnt. Bald aber gestaltete sich die Bewegung hier in anderer Art. Man flüsterte, man steckte die Köpfe zusammen, es war als ob ein Plan gemacht würde. Der Actuarius schien förmlich die Parole auszugeben für die mehr zurückliegenden Reihen. Dann nickte man einander zu, als wären Alle einverstanden.

Endlich begann die Ouvertüre. Denn alle größeren Stücke wurden in Weimar durch Ouvertüren und Zwischenactsmusik ausgestattet. Die zu Schillers Tragödien, und so auch zur „Braut von Messina", waren sämmtlich von Destouches, dem zweiten Capellmeister, componirt.

Dann hob sich der Vorhang, und in ihren Trauergewändern stand die Fürstin von Messina vor den Aeltesten ihrer Stadt. Machtvoll erklang ihre Rede und in verhängnißvoller Größe begann die Handlung, als stünde sie schon zu Anfang auf einem bedrohlichen Gipfelpunkte. Dann rauschte der Chor herein und brachte Wechselreden, die das ungewohnte Gehör als erhabenste Dichtung umklangen. Die Handlung verflocht, steigerte sich, bewegte zu Antheil, riß fort zu Schrecken und Grausen, und legte einen Bann des Schweigens über die lauschenden Zuhörer. Erst als die letzten Chorworte verklungen waren und der Vorhang sich senkte, löste sich der Bann und ein nie gehörter Beifallssturm brauste durch das Haus.

Einen Dichter hervorzurufen war in Weimar noch nicht Sitte. Aus dem Parterre aber drängte man mit Gewalt hinaus und in's Freie. Der Actuarius war in Gefahr erdrückt zu werden, drängte aber selbst aus Leibeskräften. Er und seine akademische Schaar hielt die Leute vor der Thür fest, vertheilte Losung, hieß sie in zwei Reihen stehen. Man war neugierig, blieb, stellte sich, schien einverstanden.

Endlich trat eine hohe Gestalt mit etwas gesenktem Haupte aus der Thüre.

„Hoch lebe Schiller, unser großer Dichter! Er lebe hoch!" So rief eine Stimme, und tausendstimmig wurde es nachgerufen, und scholl wiederholt über den Platz, als sollte es kein Ende nehmen. Schiller stutzte und blieb einen Augenblick stehen. Dann grüßte er überrascht nach allen Seiten. Seine Gattin stand hinter ihm, Freunde und Bekannte sammelten sich. Goethe aber nahm seinen Arm und führte ihn langsam schreitend durch die Reihe der jubelnden Menge.

Dergleichen war in Weimar noch nicht vorgekommen. Man konnte es als eine unerhörte Ehrenbezeigung betrachten. Man fragte, von wo der Ruf zuerst hergekommen sei? Einige wollten wissen, ein älterer Herr habe das Lebehoch ausgebracht; Andere behaupteten, es sei ein Student gewesen. Noch Andere sagten aus, Studenten und Weimaraner hätten alle zugleich gerufen. Laut genug war es gewesen, gehört hatte man es, mitgerufen

hatten die Meisten auch, und so ließ man es bei der Frage über den Urheber bewenden.

Waren auch schon während der Vorstellung gewisse gelehrte Bedenken geäußert worden, so war die Mehrzahl der Zuschauer doch einig über die Kraft und Schönheit dieser neuen Dichtung; einig über die Wirkung des Chors; einig über die Vortrefflichkeit der Vorstellung; einig über die überraschende Leistung der jungen Silie.

Diese schritt bald darauf am Arme ihres Bruders nach Hause, während die Mutter mit dem Oheim folgte. Der Vater lag zu Hause im Bette, obgleich er nicht krank war, und wollte überhaupt nichts mehr hören und sehen. August sprach aufgeregt und ganz erfüllt von dem dichterischen Genusse und bezeichnete seiner Schwester die Momente, die ihr ganz besonders gelungen waren. Friederike aber sagte endlich: „Nun, so habe ich heute auch mein Zeugniß der Reife erhalten!" Denn Schiller, der nach Schluß des Stückes auf die Bühne gekommen, hatte sie auf die Stirn geküßt, und sie seine liebe Bundesgenossin genannt, die ihm heut geholfen, den Sieg zu erringen; während Goethe ihr mit anerkennenden Worten die Hand gereicht. Es war ein großes Erlebniß für sie, der erste bedeutende Schritt auf ihrer Künstlerlaufbahn, der sie zum Ruhme führte.

Als August Tags darauf von einem Besuche bei Schiller, dem er seinen Dank ausgesprochen hatte, heimkehrte, beglückt durch den liebenswürdigen Empfang, den er bei dem Dichter gefunden hatte, fand er im Wohnzimmer einen Gast, ganz allein mit einem großen Butterbrot in der Hand. Es war Carl Unzelmann. Die Bewirthung der Hausfrau schien den Künstler für den Augenblick zu trösten in seiner sonst sehr niedergeschlagenen Stimmung. Die Hälfte der Strafe hatte der Director ihm erlassen, er war scheinbar frei, aber fortan unter eine um so strengere Aufsicht gestellt, und zwar in die Pflege eines der Lehrer am Gymnasium. Auch das hatte Goethe, der treulose Gönner, für Recht befunden und zugegeben! Was aber besonders kränkend auf ihm lag, war ein bestimmter Befehl Friederikens, einmal, sie auf ihrem Ausgange nicht zu begleiten, dann aber, überhaupt nicht wieder vor ihr zu erscheinen, bevor er nicht ihren Oheim demüthig um Verzeihung gebeten habe. Das Letztere erschien ihm sehr hart, obgleich er bereits Schauspieler genug war, sich in eine solche Rolle zu versetzen, und sich dieselbe beim Kauen seines Butterbrotes auch bereits zurecht legte. „Komm nur!" entgegnete August, nachdem er erfahren, um was es sich handelte. „Es ist am besten, wir machen das gleich ab. Der Oheim wird zu Hause sein."

Dem jungen Künstler schien die Begleitung sehr willkommen. Er sprang auf und folgte dem Vorschlag. Der Actuarius hob die Augenbrauen, als er die jungen Leute eintreten sah. „Hier," so begann August, „bringe ich Dir einen Schuldbeladenen, der Dich demüthig um Verzeihung zu bitten wünscht." Carl begann denn auch in wohlgesetzter Rede seine

Abbitte vorzutragen, und Auguſt erſtaunte über das Talent des Jungen, der hier augenſcheinlich nur eine Comödie ſpielte. Plötzlich aber fing Carl an laut zu lachen und ſprang dem Actuarius wie ein Knabe an den Hals, um nun in ein paar offenherzigeren Worten Abbitte zu thun.

Der Actuarius ſchüttelte den Kopf. „Infamer Racker!“ murmelte er vor ſich hin. Dann aber fuhr er in bedeutendem Tone fort: „Ich höre, Du ſtehſt jetzt unter beſonderer Aufſicht. Von heut an auch unter der meinigen! Moleſtirſt Du die Rieke noch einmal mit Deinen Careſſen, ſo nehme ich Dich beim Wickel! Und mehr noch, ich kann Dir für erneute Carcererziehung ſorgen, denn der Director Böttiger iſt mein guter Freund.“

Schon heut erfuhr Auguſt durch ſeinen jungen Begleiter, ſowie auch von Anderen, daß der Opernchor zum Gegenſtande neuer ärgerlicher Aufregung geworden war. Denn da die achtzehn Abiturienten, als von der Schule entlaſſen, keine Verpflichtung mehr hatten, die Bühne zu betreten und nur ein paar von ihnen die alten Vortheile noch wahrnahmen, ſo mußte es bei der vorläufigen Einrichtung bleiben, ja es mußte ſo lange dabei belaſſen werden, bis im Gymnaſium neue Tenöre und Bäſſe nachgewachſen ſein würden. Darüber war die Direction des Seminars unwillig, und ſuchte Abhilfe bei der Regierung; darüber auch hatte man ſich in bürgerlich-handwerklichen Kreiſen zu beſchweren, da die Thätigkeit auf der Bühne die jungen Leute von der Arbeit abzog und durch Zerſtreuung untauglich machte.

Trotzdem wurde Goethe dieſen Mißſtand während der ganzen Dauer ſeiner Theaterführung nicht los. Erſt nach fünfzehn Jahren, nachdem er, durch bittere Erfahrungen des Undanks bewogen, die Direction niedergelegt hatte, gelang es, einen feſten Opernchor anzuſtellen. Und merkwürdigerweiſe gingen die männlichen Vertreter deſſelben doch wieder aus dem Schülerchor hervor, in der Art, daß Jedem, der aus demſelben zum Opernchor übergehen wollte, eine jährliche Beſoldung zugeſichert wurde.

Viel früher aber, und zwar ſchon einige Jahre nach der hier erzählten Geſchichte, berichtete Auguſt ſeiner Schweſter von einem Wiederſehen in Wien, wohin eine Studienreiſe ihn geführt hatte. Auf der Straße begegneten ihm einige glänzende Offiziere, von welchen einer ihn ſchärfer in's Auge faßte, und ſich ihm als der ehemalige Cyriax vorſtellte. Aber er hatte dieſen Theaternamen, den er nur kurze Zeit geführt, abgelegt, und wurde wieder Graf E. genannt. Er erkundigte ſich angelegentlich nach allen Weimariſchen Bekannten, auch nach Friederike. „Grüßen Sie die liebe Silie tauſendmal!“ ſchloß er. „Ich werde nie aufhören, ſie zu verehren, und bewahre jedes gute und auch jedes tadelnde Wort von ihr in dankbarem Herzen!“

Die Bestrebungen des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.

Von

B. Spinola.

— Berlin. —

Nachdem in den letzten zehn Jahren in mehreren europäischen Ländern, namentlich in England, Holland und Schweden-Norwegen, sich eine neue rege Vereinsthätigkeit zur Bekämpfung der Trunksucht, theilweise im Anschluß an die früheren sogenannten Mäßigkeitsvereine, theilweise unter absichtlicher Abweichung von den Principien derselben, entfaltet hatte, ist in der constituirenden Versammlung zu Cassel am 29. März 1883 auch für Deutschland ein derartiger neuer Verein mit der Firma: „Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" gestiftet worden, zu dem statutenmäßigen Zweck:

„dem Mißbrauch geistiger Getränke, insbesondere des Branntweins, „mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, und zwar ebensowohl in „aufklärender und vorbeugender Weise, wie im Kampfe gegen das „bereits zu Tage getretene Uebel zu steuern."

Dieser Verein ist kein Temperenzverein, welcher seinen Mitgliedern den Genuß geistiger Getränke überhaupt verbietet; er will nur den übermäßigen Genuß bekämpfen. Wenn er als Angriffsobject vorzugsweise den Branntwein bezeichnet, so geschieht dies nicht etwa deshalb, weil er den Branntweinrausch an sich für verwerflicher erachtet, als den Wein- oder Bierrausch, sondern lediglich deshalb, weil der Branntwein wegen seines niedrigen Preises den großen Massen des Volkes leichter zugänglich ist, als Wein oder Bier und weil schon eine verhältnißmäßig geringe Menge Branntwein genügt, um die giftigen Wirkungen des Alkoholmißbrauchs zu erzeugen.

An der Spitze des Vereins steht ein Vorstand, dessen erster Vorsitzender zur Zeit der Geheime Medicinalrath Professor Dr. Nasse in Bonn ist, während als Stellvertreter im Vorsitz der Oberbürgermeister Dr. Miquel in Frankfurt a./M. und der Geheime Sanitätsrath Dr. Maerklin in Wiesbaden fungiren. Als ständiger Geschäftsführer ist der Redacteur A. Lammers in Bremen angestellt; demgemäß ist der Sitz des Vereins in Bremen, wo auch die Vereins-Druckschriften, namentlich die „Monatlichen Mittheilungen" an die Mitglieder, herausgegeben werden.

Der Verein erfreut sich der speciellen Gunst Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten des Kronprinzen und der Frau Kronprinzessin, welche sowohl im vorigen, wie in diesem Jahre eine Geldunterstützung von je 1000 Mark gewährt haben.

Die Mitgliedschaft wird durch einen Jahresbeitrag von mindestens 2 Mark erworben.

Es ist die Absicht des Vereins, ganz Deutschland mit einem Netz von Bezirksvereinen zu überziehen und an sehr vielen Orten haben sich solche Bezirksvereine bereits gebildet; auch für Berlin ist ein Bezirksverein, hier Zweigverein genannt, gegründet worden; als Vorsitzende desselben sind der Verfasser dieses Aufsatzes, sowie der Generalsuperintendent Propst Dr. Brückner und der Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Leyden, als Schriftführer der Sanitätsrath Dr. Baer und der Verlagsbuchhändler Hans Hertz, letzterer zugleich als Kassenführer, gewählt. Hierbei dürfen die besonderen Verdienste nicht unerwähnt bleiben, welche sich um die Stiftung sowohl des allgemeinen deutschen Vereins, wie des Berliner Zweigvereins Herr Dr. Baer erworben hat, einer der tapfersten und unermüdlichsten Führer im Kampfe gegen die Trunksucht, den wegen seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Publicationen der Schweizer Bundesrath in einer kürzlich erschienenen umfassenden Denkschrift über die Alkoholfrage mit Recht den „Klassiker" dieser Frage genannt hat.

Die erste Generalversammlung hat der deutsche Verein am 20. Mai 1884 in Berlin abgehalten.

Wenn man von einem Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke hört, so wird man sich zunächst zwei Fragen vorlegen: 1) Ist denn wirklich die Begründung eines solchen Vereins nothwendig, hat der Alkoholmißbrauch in der That, speciell in Deutschland, während der letzten Jahre einen so bedenklichen, die allgemeine Volkswohlfahrt bedrohenden Grad erreicht, daß dagegen eine besondere Vereinsthätigkeit einzuschreiten berufen sein kann? 2) Wenn diese erste Frage bejaht wird, was soll der Verein thun, um seine Aufgabe zu erfüllen, welche Wege können ihn zum Ziele führen?

Was die erste Frage anbelangt, so stößt man bei ihrem Studium zunächst auf einen reichen Schatz medicinalstatistischer Beobachtungen und Erfahrungen. Diese lehren, daß das im Alkohol, namentlich in dem gewöhnlichen Kartoffelschnaps, enthaltene Gift, wenn es dem Körper gewohnheitsmäßig und in größeren Mengen zugeführt wird, auf die menschlichen Organe,

oft langsam, aber immer sicher, eine zerrüttende und zerstörende Wirkung ausübt, daß es theils direct Erkrankungen hervorruft, theils die Organe gegenüber einer anderweitigen Krankheitsattaque widerstandsunfähiger macht, daß die Trunksucht im wahrhaften Sinne des Wortes zu einem Fluch für ganze Geschlechter wird, indem häufig der Trunkfällige seinen Kindern als eine furchtbare Erbschaft nicht nur die Neigung zu der Leidenschaft, sondern auch die hereditäre Disposition zu körperlichen und geistigen Krankheiten hinterläßt. Es steht fest, daß die wahrscheinliche Dauer des Lebens bei einem Nichttrinker dreimal so groß ist, wie bei einem Trinker, daß ein 20jähriger Nichttrinker Aussicht hat, 66 Jahre alt zu werden, während ein zwanzigjähriger Trinker voraussichtlich nur ein Alter von 35 Jahren erreichen wird. Bei Lungenentzündungen sterben durchschnittlich von Trinkern 50%, von Nichttrinkern nur 10%, so daß die letzteren fünfmal so viel Chancen haben, zu genesen, als die Trinker; die gleiche Beobachtung hat man bei den letzten Epidemien der Cholera gemacht.

In den preußischen Irrenanstalten kommen auf 100 männliche Geisteskranke 15 Alkoholisten; in anderen Ländern ist dieses Verhältniß noch ungünstiger, z. B. soll es in der Schweiz 20%, in Oesterreich 25% betragen. Auf je 1000 Todesfälle überhaupt sollen im Kanton Bern 8,3, im Kanton Solothurn 10,1, im Kanton Neuchâtel 10,2 Fälle, in denen Trunksucht die Todesursache ist, zu zählen sein.

In Schweden rechnete man früher auf je 390 Einwohner des ganzen Landes einen Fall von Delirium tremens.

In Preußen sterben jährlich beinahe 2000 Personen (1993) an den Folgen der Trunksucht; und mit Recht macht Baer darauf aufmerksam, daß, wenn andererseits jährlich nur 25 Personen am Sonnenstich, 14 an Wasserscheu und 42 an Trichinose sterben, zu den umfassenden sanitäts-polizeilichen Verordnungen und Vorkehrungen, welche Staat und Gemeinden zum Schutze des Publikums gegen diese letztgenannten Krankheiten treffen, die dürftigen Maßregeln gegen die Trunksucht in einem auffallenden Mißverhältnisse stehen.

Nach der preußischen Selbstmords-Statistik sterben jährlich 4450 Personen durch Selbstmord und darunter nicht weniger als 508, also fast 1/8 Säufer.

Die Unfall-Statistik Preußens lehrt, daß, wenn jährlich im Durchschnitt 6674 Personen ihr Leben durch einen Unfall einbüßen, sich darunter 311 Fälle befinden, in welchen sich der Unfall in der Trunkenheit ereignete.

Wie bei den meisten Ehescheidungen das Uebergewicht der Schuld auf der Seite des Mannes liegt, so ist die Zahl der Männer, welche durch ihre Trunksucht den unglücklichen Ausgang der Ehe verschulden, eine sehr große. In Dänemark schätzt man diese Zahl auf 23 pCt.

Ebenso ist in allen Ländern die Ziffer der Fälle, in denen von einer Familie die öffentliche Armenpflege wegen der Trunksucht des Ernährers in Anspruch genommen werden muß, eine erschreckend hohe; ein englischer Autor arbitrirt diese Ziffer auf 3/4, Gumbrecht für Deutschland sogar auf 9/10; in der Stadt Genf ist sie zuverlässig auf 8/10 ermittelt; allerdings existirt in Genf schon auf je 70 Einwohner eine Schankstätte.

Nach der Criminalstatistik des Deutschen Reiches werden 42 pCt. aller Verbrechen und Vergehen im Rausch begangen; beim Mord beträgt das Verhältniß 46, beim Todtschlag 63, bei der schweren Körperverletzung 74, bei der leichten Körperverletzung 63, beim Widerstand gegen die Staatsgewalt 76, beim Hausfriedensbruch 54, bei Delicten gegen die Sittlichkeit 77 pCt.

Diesen betrübenden Resultaten entspricht durchaus die Größe des Consums geistiger Getränke. Das deutsche Volk war in dieser Beziehung schon zu Zeiten des Tacitus übel beleumundet und Luther hat sich bewogen gefunden, zwei besondere Schriften gegen die Trunksucht zu schreiben.

Das jetzige deutsche Reichssteuergebiet, d. h. Deutschland einschließlich Elsaß-Lothringens, aber mit Ausschluß von Baiern, Württemberg, Baden und einigen Theilen Coburgs und Sachsen-Weimars, umfaßt in runder Summe 34 Millionen Einwohner. Diese 34 Millionen consumiren nach amtlichen Ermittelungen in jedem Jahre mindestens 2 Millionen Hektoliter = 200 Millionen Liter Branntwein zu 100 pCt. Alkohol. Man muß jedoch von der Gesammtzahl der Einwohner 70 pCt. auf Frauen und Kinder unter 15 Jahren abrechnen, so daß 30 pCt. oder rund 10 Millionen Schnaps trinkende Männer sich in die 200 000 000 Liter theilen. Demgemäß entfällt auf jeden Einzelnen ein jährliches Durchschnittsquantum von 20 Litern oder bei Branntwein mit 50 pCt. Alkoholgehalt ein Quantum von 40 Litern, oder bei Branntwein mit 40 pCt. Alkoholgehalt, wie er meist in den Verkehr kommt, ein Quantum von 50 Litern. Das Bier enthält gewöhnlich in Norddeutschland nur 4 pCt. Alkohol, in Baiern oft noch weniger, so daß im Durchschnitt zehn Seidel Bier nöthig sind, um dem Körper so viel Alkohol zuzuführen, als ein Seidel Schnaps giebt.

Wenn man nun erwägt, daß unter jenen 10 Millionen Männern sich sehr viele befinden, welche entweder niemals oder doch nur höchst selten Schnaps trinken, so bleibt für die Gewohnheitstrinker ein Durchschnittsquantum, welches das Maß von 50 Litern jährlich ganz bedeutend übersteigt.

Die Reichsstatistik nimmt an, daß durchschnittlich jeder Einwohner, Frauen und Kinder mitgerechnet, jährlich 10 Liter 50procentigen Branntweins consumirt; andere Statistiker gelangen zu höheren Ziffern, z. B. Gerstfeldt zu 12, Löwenberg zu 16, Grosse zu 17 Litern. Man muß dabei im Auge behalten, daß diese Berechnungen aus den Steuererträgen

gezogen sind, während die Erfahrung lehrt, daß der durch die Steuern nachgewiesene hinter dem wirklichen Consum erheblich zurückzustehen pflegt.

Bleibt man aber auch nur bei der Zahl von 50 Litern 40procentigen Branntweins, so ergiebt sich, daß durchschnittlich jeder der 10 Millionen Männer wöchentlich 1 Liter oder, da aus einem Litergefäß mindestens 20 gewöhnliche Schnäpse ausgeschänkt werden, täglich 3 Schnäpse trinkt, mithin, den Schnaps zu 5 Pfennigen veranschlagt, täglich 15 Pfennige für Schnaps ausgiebt. Es existiren indessen Schnapskneipen, in welchen für 5 Pf. ein beträchtlich größeres Quantum als $^1/_{20}$ Liter verkauft wird, wo man für diesen Preis schon $^1/_5$ Liter = 100 Gramm Schnaps geringster Qualität, sog. Ingwer haben kann. Der Schreiber dieser Zeilen entsinnt sich, daß ihm der Herausgeber von „Nord und Süd", Dr. Paul Lindau, erzählt hat, er sei, als er im vorigen Winter Criminalpolizeibeamte in verschiedene Stammkneipen der Berliner Verbrecherwelt begleitet, über die enorme Größe der dort für 5 Pf. servirten Schnapsgläser ganz entsetzt gewesen.

Es ist berechnet worden, daß ein Schlosser in Berlin, der ein jährliches Einkommen von 1251 Mark hatte, davon eine Summe von 180 Mark, also den siebenten Theil seines gesammten Einkommens, täglich fast 50 Pf. für berauschende Getränke ausgab.

Ein Buchdrucker mit einem Jahreseinkommen von 1176 Mark zahlte für den gleichen Zweck 198 Mark, also $^1/_6$ des Ganzen, täglich mehr als 50 Pf.; ein Tischler, der jährlich 731 Mark verdiente, verwendete zu Bier und Schnaps 162 Mark, d. i. $^1/_5$ des gesammten Einkommens.

Diesen Summen gegenüber ist der Steuerbetrag, der in den untersten Stufen der Klassensteuer mit 3 resp. 6 Mark jährlich in Preußen von den unbemittelten Volksklassen zum Soll gestellt wird, ein verschwindend geringer.

Wenn jener Schlosser von den 50 Pf., die er jeden Tag vertrank, 30 Pf. gespart hätte, so würden ihm noch für 4 Schnäpse täglich 20 Pf. geblieben sein, er hätte aber jährlich eine Summe von 109 Mark 50 Pf. zurückgelegt, welche in 45 Jahren, Zins auf Zins, ein Capital von 7963 Mark 39 Pf. ausmachen würde, hinreichend, um ihm für seinen Lebensabend eine Leibrente von mindestens 1200 Mark zu sichern. Von einem schottischen Arbeiter wird erzählt, daß er durch consequentes Sparen der verdienten Trinkgelder sich in 32 Jahren 3 Häuser erwarb, über deren Thor er den Spruch (in deutscher Uebersetzung) anbringen ließ: „Wer hätte es gedacht, Enthaltsamkeit hat dies gemacht; wen anlockt eignes Dach, der mache es mir nach!" — In einer Dresdener Bezirksvereins-Versammlung hat ein sächsischer Fabrikant mitgetheilt, daß, seitdem er für seine Arbeiter in der Fabrik den Branntwein verboten und statt dessen den Genuß von Kaffee eingeführt habe, durchschnittlich jeder Arbeiter im Accord 20 pCt. mehr verdiene.

Es ist interessant, die verschiedenen Mengen 50procentigen Branntweins zu vergleichen, welche in den verschiedenen europäischen Ländern jährlich auf den Kopf der ganzen Bevölkerung, Frauen und Kinder mitgezählt, verbraucht werden.

Am günstigsten präsentirt sich Norwegen mit 3,4 Litern, der beste Beweis, daß die Behauptung, ein kaltes nordisches Klima bedinge den reichlichen Genuß alkoholischer Getränke, unbegründet ist. Dann folgen Frankreich mit 3,7, England mit 6, die Schweiz mit 7,5, die Niederlande mit 9,81, Deutschland mit 10,4, Schweden mit 11,2, Rußland mit 16, Dänemark mit 18 Litern. In Dänemark hat die Trunksucht einen höchst bedenklichen Grad erreicht; man nimmt dort an, daß durchschnittlich jeder Mann über 20 Jahre jährlich 67 Liter Schnaps trinkt; eine Vereinsthätigkeit zur Bekämpfung dieses Uebels existirt nicht; die Branntweinsteuer ist außerordentlich niedrig.

Auch bei Betrachtung der Totalausgaben, welche die Culturvölker sich für den Alkoholgenuß auferlegen, stößt man auf ungeheure Ziffern. In Preußen sind im Etatsjahr 1881—82 mehr als 200 Millionen Liter Branntwein für einen Verkaufspreis von 221 Millionen Mark im Kleinverkehr umgesetzt worden, ferner 60 Millionen Liter Wein für 73 Millionen Mark und 2290 Millionen Liter Bier für 572 Millionen Mark, im Ganzen also 2550 Millionen Liter geistige Getränke für 866 Millionen Mark. Diese Summe beträgt mehr, als das Doppelte der sämmtlichen in Preußen zur Hebung gelangenden Reichssteuern und directen Staatssteuern. In England veranschlagte man die Ausgaben des Volkes für geistige Getränke im Jahre 1876 auf 147 Millionen Pfund Sterling, also fast 3000 Millionen Mark, und in Belgien sollen zu gleichem Zweck von einer Bevölkerung von $5\frac{1}{2}$ Millionen jährlich 474 Millionen Francs verwendet werden.

Diesem kolossalen Consum entspricht überall die Gelegenheit zu demselben, die große Zahl der Schankstätten und Kaufläden, wobei aber festzuhalten ist, daß ein erheblicher Theil der geistigen Getränke, namentlich auch des Branntweines, außerhalb der Schanklocale verzehrt wird, indem sich besonders in den letzten Jahren in vielen Ländern, auch in Deutschland, die Unsitte eingebürgert hat, daß in kleineren Städten und auf dem platten Lande mehrere Bekannte für gemeinschaftliche Rechnung ein ganzes Faß Branntwein kaufen, den Inhalt unter sich theilen und in der Häuslichkeit miteinander consumiren, eine Unsitte, gegen welche eine Novelle zur deutschen Gewerbeordnung, das Gesetz vom 1. Juli 1883, anzukämpfen bemüht ist, indem es den versteckten Hausirhandel mit Branntwein energischer als bisher auszurotten sucht.

Im Jahre 1880 gab es in Preußen 165 640 Schankstätten und überhaupt 200 000 Stellen, wo man geistige Getränke kaufen konnte, nämlich 93 000 Branntweinvertriebe, 82 000 Bier- und 25 000 Weinvertriebe. In demselben

Jahre zählte man in der Schweiz 21747 Schänken, in der Stadt Wien allein 1624 Branntweinschänken; in Wien sind aber auch im Jahre 1880 nicht weniger als 6103 Personen wegen öffentlicher Trunkenheit verhaftet worden.

In Schweden existirten im Jahre 1829 173124 Hausbranntweinbrennereien und es war Sitte, einen Theil des Dienstboten-Lohnes in Branntwein zu entrichten.

Im deutschen Reichssteuergebiet, jedoch ausschließlich des Reichslandes Elsaß-Lothringen, also auf eine Einwohnerzahl von 30 Millionen waren während der Brennerei-Campagne 1881/82 im Ganzen 8865 Branntweinbrennereien im Betrieb.

Es verlohnt sich ferner der Mühe, zu berechnen, auf wie viel Einwohner in den verschiedenen deutschen Städten je eine Schänke kommt. Die Differenz ist eine sehr große. Man zählte im Jahre 1883 in Hamburg auf je 71, in Lübeck auf 116, in Darmstadt auf 119, in Bremen auf 141, in Berlin auf 160 Einwohner inclusive Frauen und Kinder je eine Schänke. In Berlin bestanden im Jahre 1880 mehr als 6000 Schanklocale.

In allen diesen Städten haben die Gemeindebehörden von der gesetzlichen Befugniß, zur Regelung der Bedürfnißfrage ein Orts-Statut zu erlassen — wovon weiter unten näher die Rede sein wird — keinen Gebrauch gemacht. Andere Städte, welche dies gethan haben, zeigen ein günstigeres Bild, indem z. B. Potsdam nur für 216, Düsseldorf für 411, Braunschweig für 534 Einwohner je eine Schänke besitzt.

Recht traurige Resultate fördert die Schankstätten-Statistik der Schweiz zu Tage; dort kommt im Kanton Uri schon auf 94 Einwohner eine Schänke, in Glarus auf 90, in Tessin auf 80, in Graubündten auf 76, in Schwyz auf 74, in Genf auf 70, so daß also Genf noch reichlicher als Hamburg mit Schänken versehen ist.

Die Statistik läßt ferner keinen Zweifel an der Richtigkeit der schlimmen Thatsache, daß in fast allen Ländern während der letzten 10 bis 15 Jahre der Consum geistiger Getränke stetig gewachsen ist.

Ueberall führen die Behörden dieses Wachsthum zurück auf den außerordentlichen Aufschwung, welchen im Anfange der 70er Jahre Handel und Gewerbe genommen hatten, auf die dadurch bewirkte Besserung der ökonomischen Lage der arbeitenden Klassen, auf die Hebung der Communications- und Transportmittel. Wenn trotz der bald darauf erfolgten wirthschaftlichen Krisen der Alkoholconsum nicht wieder zurückgegangen, sondern im Gegentheil an vielen Orten weiter gestiegen ist, so wird man diese Erscheinung wesentlich auf die einmal in weiten Volkskreisen geschaffene Gewohnheit zum Trinken und auf die allerwärts gemachte Beobachtung zurückzuführen haben, daß seit längerer Zeit eine auffallend große Zahl von Personen, welche mit ihrem eigentlichen Berufe Schiffbruch gelitten haben, sich

zum Schankgewerbe drängt; zum Kneipwirth glaubt jeder dieser Leute noch genug Geschicklichkeit zu besitzen.

In Preußen gab es im Jahre 1869 119 945 Schänken; im Jahre 1880 hatte sich, wie schon erwähnt, diese Zahl auf 165 640, also um 38 pCt. vermehrt, während die Einwohnerzahl nur um 13 pCt. gestiegen war. Man hat für Deutschland in den Jahren 1861 bis 1865 den jährlichen Branntweinconsum durchschnittlich auf 8,6 Liter pro Kopf der ganzen Bevölkerung geschätzt, neben einem Bierconsum von 37 Liter, dagegen in den Jahren 1872 bis 1880 den jährlichen Branntweinconsum auf 10,4 Liter neben einem Bierconsum von 88 Litern.

In der Schweiz constatirte man im Jahre 1870 nur 17 807 Schankstätten, im Jahre 1880 deren 21 747, also 22 pCt. mehr gegenüber einer Zunahme der Bevölkerung von 5½ pCt. In den Niederlanden bestanden im Jahre 1851 33 663, im Jahre 1861 35 909, im Jahre 1879 45 154 Schänken; man berechnete dort im Jahre 1854 nur 7 Liter, im Jahre 1881 aber fast 10 Liter Branntwein jährlich auf den Kopf der ganzen Bevölkerung und nahm an, daß in diesem letzteren Jahre von 610 000 Schnaps trinkenden Männern durchschnittlich jeder 75 Liter zum Werthe von 75 Gulden = 125 Mark jährlich trank, wobei man, wie in Deutschland, 1 Liter zu 20 Schnapsgläsern à 5 Cents rechnete.

In Belgien soll sich in den letzten 44 Jahren der Alkoholconsum verdreifacht haben, während sich die Einwohnerzahl nur von 3½ auf 5½ Millionen vergrößert hat.

Wenn durch vorstehende Darlegungen der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke als existenzberechtigt wohl nachgewiesen ist, so wenden wir uns jetzt zu den *Mitteln*, durch welche er seine Aufgabe zu erfüllen hat. Diese Mittel werden in zwei Hauptabtheilungen zu zerlegen sein, erstens in Einwirkungen auf die *Gesetzgebung* und zweitens in *selbstständige* Maßregeln und Einrichtungen des Vereins, Beides mit dem Ziele, den *Branntwein* schwerer zugänglich und theurer, aber auch an Qualität besser, dagegen andere, weniger schädliche alkoholische Getränke und sonstige Excitantien, besonders Wein, leichtes Bier, Obstwein, Kaffee und Thee, dem Volke wünschenswerther, leichter zugänglich und billiger zu machen.

Die *Gesetzgebung* kann vorzugsweise nach vier Richtungen die *Trunksucht* und deren üble Folgen bekämpfen: durch die Art der *Besteuerung* des Spiritus und des Branntweins, durch die Regelung des *Schank-Concessionswesens*, durch *strafrechtliche Vorschriften* gegen die Trunksucht, durch Maßnahmen zur *besseren Reinigung* des Branntweins.

In Deutschland ist bekanntlich der Spiritus sehr niedrig besteuert und der Modus der *Besteuerung* veraltet und mangelhaft. Die Steuer ist eine Fabrikat-Steuer, welche von dem fertigen Product erhoben wird, sondern eine Fabrikationssteuer, welche auf dem Material in einem gegebenen Mo-

ment der Verarbeitung ruht, die sog. Maischraumsteuer. Maßgebend ist jetzt das der älteren preußischen Steuergesetzgebung angepaßte Gesetz vom 8. Juli 1868. Darnach werden von je 22,9 Litern Maischraum bei kleinen Brennereien 25 Pf., bei großen 30 Pf. Steuer erhoben. Mit welchem Steuerbetrage bei diesem Verfahren das fertige Product, der Spiritus oder Branntwein, thatsächlich belastet wird, hängt von der Beschaffenheit des verwendeten Materials und von der größeren oder geringeren Vollkommenheit der Apparate und des Betriebes ab. Das Gesetz nimmt an, daß durchschnittlich aus 100 Litern Maische 5 Liter Spiritus zu 100 pCt. Tralles gewonnen werden, so daß, da für 100 Liter Maische eine Steuer von 1 Mark 31 Pf. zu zahlen ist, dieser Steuerbetrag 5 Litern Spiritus entsprechen, mithin auf 100 Liter Spiritus eine Summe von 26 Mark 20 Pf. oder auf 1 Liter Spiritus der Betrag von rund 26 Pf., also auf 1 Liter Branntwein zu 50 pCt. ein Betrag von 13 Pf. Steuer entfallen würde. In Wirklichkeit schwankt jedoch der Ertrag aus 100 Litern Maische zwischen 3½ und 9½ Liter Spiritus; der höhere Ertrag wird namentlich von den großen, technisch mustergültigen Kartoffel-Spiritus-Brennereien in den östlichen preußischen Provinzen erzielt, welche auf den Export in's Ausland arbeiten. Das weiß die Steuerbehörde und deshalb wird gesetzlich beim Export nicht eine Steuervergütung von 26 Mark 20 Pf., sondern nur eine solche von rund 16 Mark 10 Pf. pro 100 Liter Spiritus zu 100 pCt. gewährt. Die Spiritus-Exporteure behaupten freilich, daß diese Export-Bonification zu niedrig gegriffen sei, daß sie auf 18 Mark mindestens erhöht werden müsse.

Dieser letztere Betrag würde nur eine Besteuerung von 9 Pf. pro Liter Branntwein zu 50 pCt. Alkohol ergeben. Als Durchschnittssteuer wird man aber zur Zeit in Deutschland den Betrag von 13 Pf. pro Liter festzuhalten haben.

Aus dieser niedrigen Steuer folgt natürlich ein niedriger Marktpreis des deutschen Spiritus. Dieser Marktpreis ist übrigens gegenwärtig ungewöhnlich tief gesunken; er beträgt an der Berliner Börse (im November 1884) nur 42 Mark für 100 Liter à 100 pCt.; im November 1883 stellte sich der Durchschnittspreis auf fast 50, im November 1874 auf 54, im November 1871 auf mehr als 68 Mark; seit dem Jahre 1869 ist er nicht so niedrig gewesen, wie jetzt. Das jetzige tiefe Preisniveau hat besondere Gründe; namentlich kommt in Betracht die starke Concurrenz, welche auf dem Weltmarkt den deutschen Brennereien von den durch höhere staatliche Export-Prämien begünstigten österreichischen, russischen und belgischen Spiritusfabriken gemacht wird.

In anderen Ländern fordert der Staat von dem Branntwein bedeutend höhere Steuern. Diese stellen sich vom Liter à 50 pCt. z. B. in der Schweiz auf 28 Pf., in Schweden (außer einer communalen Schanksteuer) auf 35½ Pf., in Norwegen (neben einer Verkaufssteuer von 15 Pf.) auf

72 Pf., in den Niederlanden (außer der Gemeindesteuer) auf 1 Mark, in Amerika ebenso hoch, in Rußland auf 1 Mark 4 Pf., in England sogar auf 1 Mark 92 Pf. In Dänemark dagegen beträgt die Branntweinsteuer nur 9½ Pf. Besonders ragt unter den europäischen Ländern England durch seine außerordentlich hohe Alkoholsteuer hervor und es unterscheidet sich dementsprechend auch der englische Zolltarif in dieser Beziehung wesentlich von dem deutschen. Es werden an Eingangszoll erhoben für 1 Hektoliter resp. 100 Kilo:

	in Deutschland,	in England
von Branntwein . . .	48 M.	193½ M.
= Wein in Fässern . .	24 =	22 =
= rohem Kaffee . . .	40 =	31 =
= gebranntem Kaffee .	50 =	37 =
= Thee	100 =	50 =

Demgemäß sind die Gesammteinnahmen, welche die deutsche Reichskasse aus dem Zoll und der Steuer für Branntwein jährlich bezieht, im Verhältnisse zu den analogen Einnahmen anderer Länder dürftig. Es haben im Jahre 1880 diese Einnahmen betragen:

in Deutschland (Reichssteuergebiet)	mit	35	Mill. Einw.	55 873 500 Frcs.
= England	=	34	= =	520 000 000 =
= Frankreich	=	37	= =	246 000 000 =
= Rußland	=	86	= =	889 544 000 =
= den Niederlanden	=	4	= =	47 458 100 =
= Belgien	=	5½	= =	26 674 485 =
= Schweden	=	4½	= =	26 686 428 =

Eine Reform der deutschen Spiritussteuer wird, zumal bei den stetig steigenden Bedürfnissen der Reichskasse, unter solchen Umständen gar nicht von der Hand zu weisen sein und gerade in jüngster Zeit ist diese Frage wieder in den Vordergrund der politischen Discussion getreten. Die Lösung des Problems ist freilich eine schwierige, weil die Landwirthschaft in vielen, besonders den östlichen Gegenden Deutschlands sich in einer gedrückten Lage befindet, auf umfangreichen Kartoffelbau angewiesen ist und diesen Kartoffelbau nutzbringend, auch für die Viehhaltung, nur in Verbindung mit zahlreichen Spiritusbrennereien, welche für den Export arbeiten, betreiben kann, wobei erwähnt werden mag, daß der vierte Theil des gesammten deutschen Spiritus in das Ausland geht, während Deutschland so gut wie gar keinen Spiritus, außer den feinen Liqueursorten, importirt.

Es dürfte jedoch eine mäßige Erhöhung der Spiritussteuer bis zu 50 pCt. auch in agrarischen Kreisen kaum auf Widerspruch stoßen, wenn nur die Concurrenzfähigkeit des deutschen Exports durch eine gleichzeitige angemessene Erhöhung der Rückvergütung der Steuer erhalten wird; dann

würden auch, sofern außerdem der Eingangszoll gegen das Ausland erhöht wird, im Inlande die Producenten eine höhere Steuer auf die Consumenten abwälzen können, was mit den Tendenzen des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke völlig harmoniren würde. Die Rücksicht auf die Viehzucht spielt übrigens bei dieser Frage nur eine untergeordnete Rolle, weil von den Abfallproducten der Brennereien noch nicht 3 pCt. des gesammten deutschen Rindviehstandes genährt werden.

Ferner wird die deutsche Gesetzgebung, um der Trunksucht durch Vertheuerung des Schnapses die Gelegenheit zu erschweren, zu erwägen haben, ob nicht nach dem Beispiel anderer Länder eine höhere Besteuerung in Form staatlicher oder communaler Schanksteuern einzuführen ist.

In dieser Beziehung scheint das niederländische Gesetz vom 28. Juni 1881 recht beachtenswerth, welches eine communale Schankgewerbesteuer in der Weise geschaffen hat, daß von dem Miethswerth, den das Schanklocal als solches hat, auf je 100 Fl. jährlich 10 bis 25 Fl. Steuern erhoben werden. Die Stadt Amsterdam hat aus dieser Schanksteuer im Jahre 1882/83 eine Einnahme von 76 750 Fl. erzielt. Gegenwärtig bezahlen in Preußen die Schankwirthe nur die gewöhnliche Gewerbesteuer.

Die Bestrebungen des Schweizer Bundesrathes zur Bekämpfung der fast in der ganzen Schweiz seit einer Reihe von Jahren in sehr betrübendem Maße grassirenden Trunksucht sind vorwiegend auf eine gründliche Reform und zugleich auf eine erhebliche Erhöhung der Branntweinsteuer gerichtet. Man will diesen Theil der Gesetzgebung der Autonomie der einzelnen Kantone, welche jetzt gegeneinander noch Ohmgelder erheben, entziehen und zur Sache des Bundes machen, den Eingangszoll gegen das Ausland von 20 Cents für 1 Liter Spiritus zu 100 pCt. Tralles auf 70 Cents erhöhen, die inländische Fabrikationssteuer einheitlich auf 50 Cents bringen und daneben eine Verkaufssteuer von 20 Cents erheben.

Was das Schank-Concessionswesen betrifft, so ist die deutsche Gesetzgebung zwar in den letzten Jahren im Sinne unserer Vereinsbestrebungen strenger geworden, aber doch hinter den gesetzlichen Vorschriften anderer Länder zurückgeblieben. Der Sitz der Materie ist der § 33 der Gewerbe-Ordnung vom 21. Juni 1869, welcher in seiner früheren gesetzlichen Fassung lautete:

„Wer Gastwirthschaft, Schankwirthschaft oder Kleinhandel mit Branntwein oder Spiritus betreiben will, bedarf dazu der Erlaubniß.

Diese Erlaubniß ist nur dann zu versagen:

1) wenn gegen den Nachsuchenden Thatsachen vorliegen, welche die Annahme rechtfertigen, daß er das Gewerbe zur Förderung der Völlerei, des verbotenen Spiels, der Hehlerei oder der Unsittlichkeit mißbrauchen werde;

2) wenn das zum Betriebe des Gewerbes bestimmte Local wegen seiner Beschaffenheit oder Lage den polizeilichen Anforderungen nicht genügt.

Es können jedoch die Landesregierungen, soweit die Landesgesetze nicht entgegenstehen, die Erlaubniß zum Ausschänken von Branntwein und den Kleinhandel mit Branntwein und Spiritus auch von dem Nachweis eines vorhandenen Bedürfnisses abhängig machen."

Demgemäß durfte, abgesehen von den persönlichen Eigenschaften des Concessionssuchers und von der Beschaffenheit oder Lage des Locals, die sog. Bedürfnißfrage nur bezüglich des Branntweins oder des Spiritus gestellt werden, sofern dies die Gesetze der einzelnen Länder (wie in Preußen die Cabinets-Ordre vom 7. Februar 1835) zuließen.

Bei dem Betriebe der Gastwirthschaft oder dem Ausschänken von Wein, Bier oder anderen geistigen Getränken, als Branntwein, kam es dagegen auf den Nachweis eines Bedürfnisses nicht an; auch wenn in der betreffenden Straße bereits jedes Haus ein solches Local besaß, durfte die Concession für ein neues Local doch nicht aus dem Grunde des gänzlich fehlenden Bedürfnisses abgelehnt werden.

Diese Liberalität des Gesetzgebers führte in der Praxis zu den gröbsten Unzuträglichkeiten, indem sich unter der äußeren Flagge einer harmlosen Gastwirthschaft oder eines soliden Wein- oder Bier-Ausschankes massenhaft heimliche Branntweinschänken einnisteten. Man sah sich daher zu einer Aenderung des § 33 der Gewerbe-Ordnung genöthigt, was durch das Reichsgesetz vom 23. Juli 1879 in der Weise geschehen ist, daß an die Stelle des Abs. 3 des § 33 folgende Bestimmung gesetzt wurde:

„Die Landesregierungen sind befugt, außerdem zu bestimmen, daß

a. die Erlaubniß zum Ausschänken von Branntwein oder zum Kleinhandel mit Branntwein oder Spiritus allgemein;

b. die Erlaubniß zum Betriebe der Gastwirthschaft oder zum Ausschänken von Wein, Bier oder anderen, nicht unter a fallenden geistigen Getränken in Ortschaften mit weniger als 15 000 Einwohnern, sowie in solchen Ortschaften mit einer größeren Einwohnerzahl, für welche dies durch Ortsstatut festgesetzt wird, von dem Nachweis eines vorhandenen Bedürfnisses abhängig sein solle.

Vor Ertheilung der Erlaubniß ist die Ortspolizei und die Gemeindebehörde gutachtlich zu hören."

Die preußische Landesregierung hat sogleich von dieser neuen reichsgesetzlichen Befugniß Gebrauch gemacht, indem der Minister des Innern unter dem 14. September 1879 eine entsprechende Bekanntmachung erlassen hat.

Seitdem muß in Preußen, wie wohl im ganzen übrigen Deutschland, diese erweiterte Bedürfnißfrage bei der Prüfung des Concessions-Gesuches in allen Ortschaften mit weniger als 15 000 Einwohnern ausnahmslos

erörtert werden. In größeren Ortschaften, also namentlich in den großen Städten ist diese Erörterung jedoch auch jetzt nur dann zulässig, wenn die Gemeindebehörden durch ein besonderes Ortsstatut den Nachweis des Bedürfnisses angeordnet haben. Ein solches Ortsstatut ist nun leider, wie wir bereits oben angedeutet haben, in sehr vielen Großstädten, z. B. in den drei freien Hansestädten und in Berlin, noch nicht erlassen und diese Städte stechen daher gegen andere Städte, in denen ein Ortsstatut besteht, durch die unverhältnißmäßig große Zahl der Schankstätten höchst unvortheilhaft ab.

Eine zweite Vorschrift der Gewerbe-Ordnung hat gleichfalls durch ein neues Reichsgesetz im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit ergänzt werden müssen.

Der § 56 der Gewerbe-Ordnung schloß vom An- und Verkauf im Umherziehen geistige Getränke aller Art aus. Dieses Verbot wurde, namentlich auf dem platten Lande, dadurch umgangen, daß die Branntweinhändler Reisende umherschickten, welche nur Proben bei sich führten und nach denselben bei den einzelnen Consumenten unter den üblichen Anpreisungen und Creditgewährungen Bestellungen auf ganze Fässer extrahirten, die sodann den Bestellern in's Haus gesandt wurden. Dagegen ist, wie bereits erwähnt, durch die Novelle vom 1. Juli 1883 ein Riegel vorgeschoben worden, indem man einen § 56a eingefügt hat, welcher u. A. bestimmt, daß vom Gewerbebetriebe im Umherziehen ferner ausgeschlossen sind:

> „Das Aufsuchen von Bestellungen auf Branntwein und Spiritus bei Personen, in deren Gewerbebetriebe dieselben keine Verwendung finden."

In anderen Ländern haben die gesetzgebenden Gewalten, um das Volk vor der Trunksucht zu schützen, die Schank-Concessionen und den Kleinhandel mit geistigen Getränken weit mehr eingeschränkt. Unter diesen außerdeutschen Gesetzgebungen, wenn man von einzelnen nordamerikanischen Staaten, in denen der Kleinhandel mit Spirituosen überhaupt verboten ist, absieht, zeichnet sich jetzt besonders Holland aus. Dort hat das Gesetz vom 28. Juni 1881 für die Concessionen zum Kleinhandel mit starken Getränken eine Maximalzahl je nach der Zahl der Einwohner der betreffenden Gemeinden festgesetzt. Die Anzahl der Concessionen darf nicht mehr betragen als:

1 auf 500 Einwohner in Gemeinden mit mehr als 50 000 Einwohner,
1 " 400 " " " von 20—50 000 Einwohner,
1 " 300 " " " " 10—20 000 "
1 " 250 " " den übrigen Gemeinden.

Auch darf in demselben Locale nicht neben dem Branntweinschank irgend ein anderer Kleinhandel betrieben werden, eine sehr wichtige prophylaktische Vorschrift.

Während vor diesem Gesetze, welches allmählich durchgeführt wird, in ganz Holland 33 201 Branntweinschänken existirten, dürfen künftig deren nur 13 731 concessionirt werden. In der Stadt Amsterdam gab es

1881 bei 336 000 Einwohnern 2003 Branntweinlocale.
1882 = 338 000 = 1657 =
1883 = 350 000 = 1640 =

— nach vollständiger Durchführung des Gesetzes wird diese Stadt nur 700 haben dürfen.

In einer von dem Vorstande unseres deutschen Vereins im November 1884 an den Bundesrath und den Reichstag gerichteten Petition wird gerade dieses holländische Gesetz vom Jahre 1881 zur Nachahmung für die deutsche Gesetzgebung empfohlen, weil sich dasselbe sehr gut bewährt hat und weil bei der verschiedenen Auslegung, welche in den deutschen Städten dem Begriffe des „Bedürfnisses" gegeben wird, sich die Behörden selbst eine feste gesetzliche Richtschnur für die Entscheidungen wünschen. Wir können diese Petition nur dringend zur Berücksichtigung empfehlen. Wenn in der Eingangs citirten Botschaft des Schweizer Bundesraths an die Bundesversammlung, betreffend die Alkoholfrage, vom 18. Juni 1884 der großen Zahl von Branntweinschänken in einem Lande kein erhebliches Gewicht beigemessen und behauptet wird, daß der übermäßige Branntweinconsum nicht die Folge, sondern eher die Ursache einer übermäßigen Zahl von Schänken sei, so erscheint diese Auffassung als mit den Erfahrungen anderer Länder im Widerspruch stehend nicht haltbar. Vielmehr wird man als ein wesentliches Palliativ gegen die Trunksucht stets die Verminderung des Angebots geistiger Getränke, die Erschwerung der Gelegenheiten zum Genuß betrachten müssen, zumal erfahrungsmäßig bei einer großen Anzahl von Concurrenten die Wirthe zur Anwendung unlauterer Reizmittel gegenüber ihren Kunden verleitet werden, so daß gewiß der Satz gilt: Je mehr Schänken in einer Stadt bestehen, desto tiefer sinkt das Durchschnittsniveau ihrer Qualität.

In Schweden bestehen auf Grund des Gesetzes vom 18. Januar 1855 ebenfalls besondere Beschränkungen der Production des Branntweins und der Schankconcessionen.

Vorzugsweise ist dieses Land in dem Kampf gegen die Trunksucht durch das sog. Gothenburger System des Dr. Wieselgren berühmt geworden, wonach sich in Gothenburg, wie in anderen schwedischen Städten, gemeinnützige Schankgesellschaften zur Uebernahme des Branntweinausschanks und des Kleinhandels mit Branntwein gebildet haben. Diese Gesellschaften haben sämmtliche Branntweinschänken in der Stadt an sich gebracht; der Wirth verkauft den Branntwein als Angestellter der Gesellschaft gegen festes Gehalt; eine Tantième bezieht er von diesem Verkaufe nicht; wohl aber verkauft er für eigene Rechnung daneben die übrigen zugelassenen Getränke und die Speisen, so daß er ein directes persönliches Interesse daran hat, daß keine Branntweine, sondern andere Getränke consumirt werden.

Die Locale werden von einem mit polizeilichen Functionen ausgestatteten Inspector beaufsichtigt. Es sind strenge Polizeistunden eingeführt, indem an Sonn- und Festtagen überhaupt, sowie nach 6 Uhr Abends an den unmittelbar vorhergehenden Tagen kein Branntwein, außer dem sog. Appetitschnaps zu den Mahlzeiten, verkauft werden darf und die Locale im Winter um 7 Uhr, im Sommer um 8 Uhr Abends geschlossen werden.

Der Reingewinn, den diese Schankgesellschaften erzielen und der nicht unerheblich (6 pCt.) ist, fließt in die Gemeindekasse.

Der Erfolg ist in Gothenburg ein bedeutender gewesen. Seit dem Jahre 1865 hat sich die Zahl der Branntweinschänken trotz der gewachsenen Einwohnerzahl von 72 auf 45 vermindert. Während im Jahre 1855 bei 33 000 Einwohnern 3431 Personen wegen Trunksucht bestraft wurden, war die Zahl solcher Personen im Jahre 1880 auf 2001 gesunken, obwohl sich die Zahl der Einwohner auf 70,00 gehoben hatte.

Die Stadtkasse bezog von den Schankgesellschaften im Jahre 1866 eine Einnahme von 53 946 Kronen; im Jahre 1876 war diese Einnahme auf 721 862 Kronen gestiegen, um dann, in Folge des verminderten Consums, im Jahre 1880 auf 538 344 Kronen; zu fallen. Während man im Jahre 1865 in Gothenburg auf je 390 Einwohner schon einen Fall von Delirium tremens zählen mußte, rechnete man im Jahre 1882 einen solchen Fall erst auf 1230 Einwohner.

Betrachten wir nunmehr die strafrechtlichen Vorschriften gegen die Trunksucht, so finden wir auch auf diesem Gebiet die deutsche Gesetzgebung hinter derjenigen anderer europäischer Staaten zurückgeblieben.

Zunächst ist hierbei zu beachten, daß nach den allgemeinen Grundsätzen des deutschen Strafrechts die bis zur Bewußtlosigkeit gesteigerte (sog. sinnlose) Trunkenheit zweifellos einen die Strafbarkeit überhaupt ausschließenden Grund bildet; denn der § 41 des deutschen Strafgesetzbuches vom 31. Mai 1870 bestimmt:

> Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.

Demgemäß kann eine in solchem Zustande völliger Trunkenheit begangene Strafthat dem Thäter gar nicht zugerechnet werden, insofern zu ihrem subjectivem Thatbestande der Vorsatz oder doch das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit gehört; man kann ihn, wenn er nicht ganz ohne sein Verschulden in diesen Zustand der Trunkenheit gerathen ist, lediglich wegen eines culposen (fahrlässigen) Delicts bestrafen, jedoch auch nur unter der Voraussetzung, daß seine That sich unter den Begriff einer strafbaren Handlung, zu deren subjectivem Thatbestande Fahrlässigkeit statt des Vorsatzes oder des Bewußtseins der Rechtswidrigkeit hinreicht, subsumiren läßt. Demgemäß ist Derjenige, welcher in sinnloser Trunkenheit einen Mord begeht, nicht

wegen Mordes, sondern nur wegen fahrlässiger Tödtung, Derjenige aber, welcher in diesem Zustande einen Diebstahl verübt, gar nicht zu bestrafen, da es einen fahrlässigen Diebstahl juristisch nicht giebt. In der Praxis wird freilich der Beweis einer zur Bewußtlosigkeit ausgearteten Trunkenheit möglichst erschwert. Dagegen pflegt die Praxis der Civil-Gerichte jede, auch eine leichte Trunkenheit, als einen strafmildernden Umstand anzuerkennen. Die Personen des Soldatenstandes sind in dieser letzteren Beziehung schlechter gestellt, denn der § 49 des Militär-Strafgesetzbuch für das deutsche Reich vom 20. Juni 1872 schreibt vor:

> Bei strafbaren Handlungen gegen die Pflichten der militärischen Unterordnung, sowie bei allen in Ausübung des Dienstes begangenen strafbaren Handlungen bildet die selbstverschuldete Trunkenheit des Thäters keinen Strafmilderungsgrund.

Die Specialbestimmungen unseres Strafrechts bezüglich der Trunksucht sind sehr spärlich gesäet. Außer dem § 365 des Reichsstrafgesetzbuchs, wonach die Ueberschreitung der Polizeistunde in Schankstuben mit leichter Strafe bedroht wird, existirt nur die Strafvorschrift der §§ 361 Nr. 5, und 362. Darnach wird mit Haft von einem Tage bis zu sechs Wochen bestraft:

> Wer sich dem . . . Trunk . . . dergestalt hingiebt, daß er in einen Zustand geräth, in welchem zu seinem Unterhalte oder zum Unterhalte Derjenigen, zu deren Ernährung er verpflichtet ist, durch Vermittelung der Behörde fremde Hilfe in Anspruch genommen werden muß;

auch kann der Verurtheilte nach verbüßter Strafe noch bis zu zwei Jahren in ein Arbeitshaus untergebracht werden. Diese Strafvorschrift bildet insbesondere für die Armenverwaltungen der großen Städte das letzte Mittel, um gegen einen dem Trunk ergebenen Familienvater, welcher seine Angehörigen nicht ernährt, sondern sie der öffentlichen Armenpflege anheimfallen läßt, strafgerichtlich vorzugehen.

Nur das Militär-Strafgesetzbuch enthält noch eine Specialbestimmung, indem der § 151 desselben lautet:

> Wer im Dienste oder nachdem er zum Dienste befehligt worden, sich durch Trunkenheit zur Ausführung seiner Dienstverrichtungen untauglich macht, wird mit mittlerem oder strengem Arrest oder mit Gefängniß oder Festungshaft bis zu einem Jahre bestraft; zugleich kann auf Dienstentlassung erkannt werden.

Unter den Gesetzen anderer Staaten ist namentlich das französische Gesetz vom 3. Februar 1873 von Wichtigkeit. Dasselbe ahndet mit einer polizeigerichtlichen Buße — im Rückfalle mit härteren Strafen, besonders mit dem Verlust des activen und passiven Wahlrechts, des Rechts zur Ausübung eines öffentlichen Amtes und des Waffentragens — Denjenigen:

der auf Straßen oder Wegen, in Wirthschaften oder anderen öffentlichen Orten in offenbar betrunkenem Zustande betroffen wird.

Ferner wird nach diesem Gesetze jeder Wirth bestraft, der an augenfällig Betrunkene oder an Minderjährige unter 16 Jahren geistige Getränke verabreicht; wird ein solcher Minderjähriger betrunken, so tritt strengere Strafe ein.

Die Wirkungen des Gesetzes werden in Frankreich als recht günstige geschildert. Es sind Bestrafungen auf Grund seiner Vorschriften erfolgt:

im Jahre 1873:	59 347	im Jahre 1879:	65 989
" " 1875:	98 482	" " 1880:	60 714
" " 1876:	91 560	" " 1881:	67 379
" " 1878:	71 972	" " 1882:	68 934;

die Abnahme dieser Bestrafungen seit dem Jahre 1876 wird, wenigstens zum großen Theil, auf das Bestehen des Gesetzes, seine abschreckende Kraft und das dadurch verminderte Laster des Trinkens zurückgeführt; wenn die Resultate der letzten Jahre wieder etwas ungünstiger sind, so bringt man dies mit einer Aenderung der Gesetzgebung bezüglich des Schankconcessionswesens in Zusammenhang.

Ganz ähnliche Bestimmungen wie das französische Gesetz enthält das demselben nachgebildete niederländische Gesetz vom 28. Juni 1881.

Vor einigen Jahren (1881) nahm auch die deutsche Legislative einen Anlauf zu einem besonderen Strafgesetz gegen die Trunkenheit. Der Entwurf der Reichsregierung, welchem ebenfalls das französische Gesetz zum Muster diente, fand jedoch nicht die Billigung des Reichstages. Man konnte sich über die Begriffsbestimmungen nicht einigen und fürchtete in der Praxis des Gesetzes zu große Schwierigkeiten. Unseres Erachtens waren diese Bedenken, welche schließlich fast gegen jedes Strafgesetz erhoben werden können, nicht stichhaltig und es ist dringend zu wünschen, daß die Regierung den Gesetzentwurf in derselben oder in veränderter Form wieder aufnimmt.

Endlich kann die gesetzgebende Gewalt, welche zu diesem Zwecke im Deutschen Reiche über das Gesundheitsamt als ein sehr geeignetes Organ verfügt, auf Grund des Gesetzes vom 14. Mai 1879, betreffend den Verkehr mit Nahrungsmitteln und Genußmitteln, dahin wirken, daß die in den Verkehr kommenden geistigen Getränke, besonders Bier und Schnaps, von guter Qualität sind, daß sie so wenig als möglich giftige Stoffe enthalten. Speciell ist das in dem gewöhnlichen Kartoffelschnaps befindliche Fuselöl mit dem ihm zu Grunde liegenden Amylalkohol ein höchst verderblicher Stoff, welcher nur durch eine technisch vollkommene Rectification des Sprits, durch mehrfache Filtration und Destillation entfernt oder auf ein Minimum reducirt werden kann. Dazu sind kleine Branntweinbrennereien, namentlich die gefährlichen Hausbrennereien, meist nicht eingerichtet, und es ist deshalb u. A. das Bestreben der gegenwärtigen Schweizer Reform der Alkohol-

frage darauf gerichtet, diese kleinen Betriebe, durch Concurrenz-Unfähigkeit gegenüber den großen, technisch hoch entwickelten Branntweinbrennereien, gänzlich auszurotten. Ebenso sind die ätherischen Oele, welche dem Schnaps zugesetzt zu werden pflegen, Kümmel-, Pfeffermünzöl und dergleichen, häufig von schlimmer Beschaffenheit. Die schwedischen Schankgesellschaften haben sich deshalb verpflichtet, nur sog. zehnfach gereinigten Schnaps zu vertreiben.

Als eine legislatorische Radicalkur könnte man die staatliche Monopolisirung der Branntwein-Fabrikation und des Branntwein-Verkaufs vorzuschlagen versucht sein; doch ist hieran mit Rücksicht auf den Widerspruch, den das Tabaksmonopol in der öffentlichen Meinung erfahren hat und wegen der enormen Kosten, welche eine solche Maßregel erfordern würde, abgesehen von anderen Hindernissen in der praktischen Durchführung, ernstlich wohl nicht zu denken. In Rußland hat ein derartiges Monopol früher bestanden; man ist jedoch davon zurückgekommen.

Die Maßregeln und Einrichtungen, welche der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke als selbstständige Leistungen neben der Thätigkeit der Gesetzgebung anzustreben haben wird, sind theils prophylaktischer, theils repressiver Natur.

An erster Stelle gehört hierher eine kräftige Agitation durch Wort und Schrift in Vereinen, Versammlungen, Familien, Fabriken und Werkstätten, durch die Zeitungen und besondere periodische oder gelegentliche Druckschriften, behufs Belehrung des Volkes und Gewinnung einer großen Zahl von Mitgliedern. Die englischen, niederländischen, schwedischen und norwegischen Vereine betreiben diese Agitation in großem Maßstabe mit entschiedenem Erfolge und in Deutschland wird jetzt in ähnlicher Weise sowohl von dem Allgemeinen Verein, wie von den Bezirksvereinen lebhaft agitirt, so daß bereits eine ziemlich reiche Literatur der Alkoholfrage vorhanden ist.

Sodann müssen möglichst viele Volks-Kaffeehäuser errichtet werden, entweder für Rechnung des Vereins oder für Privatrechnung des Wirths unter Vereins-Controle.

Solche Kaffee- oder Theehäuser, verbunden mit Lesehallen und sog. Wärmstuben, haben in anderen Ländern, namentlich in England, wo es deren mehr als 3000 giebt, auf die Arbeiterklassen eine große Anziehungskraft geübt und sich auch finanziell gut rentirt. Sie sind in Deutschland ebenfalls ein Bedürfniß; ihr Vorhandensein, wenn sie trotz gefälliger, praktischer Ausstattung, billige Preise, z. B. 5 Pf. für 1/5 Liter süßen Milchkaffee, zu halten im Stande wären, würde den gewöhnlichen Bier- und Branntwein-Schänken ohne Zweifel erhebliche Concurrenz machen und Tausenden von Arbeitern, welche jetzt diese Schänken zu besuchen fast genöthigt sind, weil ihre eigene erbärmliche Häuslichkeit zur Erholung nach gethaner Arbeit völlig ungeeignet ist, einen willkommenen Aufenthaltsort bieten. Es würde

nichts entgegenstehen, in solchen Volks-Kaffeehäusern auch unschädliche geistige Getränke, namentlich leichtes Bier, zu verkaufen, wie dies in den niederländischen Vereins-Trinkhallen geschieht.

Desgleichen ist der Verkauf von Kaffee und Thee auf den Straßen mittels umherfahrender Wagen oder Karren zu empfehlen.

In England legt man mit Recht einen hohen Werth darauf, Kaffee und Thee, statt alkoholischer Getränke, den Volksmassen leicht zugänglich und billig zu machen. Die Abnahme der Trunksucht in den letzten Jahren wird dort gerade mit dem Aufblühen der Volks-Kaffeehäuser in ursächlichen Zusammenhang gebracht; es ist mehr Kaffee und Thee, weniger Branntwein getrunken worden. Während im Jahre 1876 die Gesammtausgaben des englischen Volkes für geistige Getränke auf 147 Millionen Pfund Sterling geschätzt wurden, waren diese Ausgaben im Jahre 1881 auf 127 Millionen Pfund Sterling gesunken; der Staat bezog im Jahre 1876 aus Zöllen und Steuern für Spirituosen eine Einnahme von 33 Millionen Pfund Sterling oder 20 Sh. pro Kopf, im Jahre 1881 dagegen nur 29 Millionen oder 16,6 Sh. pro Kopf; wegen Trunkenheit verhaftet wurden im Jahre 1876 200 184, im Jahre 1881 nur 174 481 Personen.

Daß auch für die Soldaten, im Felde und in der Garnison, keineswegs eine Ration Branntwein zur Erhaltung der Diensttüchtigkeit erforderlich ist, wie man früher annahm, daß vielmehr der Genuß von Spirituosen die militärische Leistungsfähigkeit beeinträchtigt und daß es besser ist, die Feldflasche mit Kaffee oder Thee, statt mit Schnaps, zu füllen — das ist eine Ueberzeugung, welche sich allmählich bei den Commandobehörden, nicht blos in anderen Ländern, namentlich in England und Amerika, sondern auch in Deutschland auf Grund zweifelsfreier Erfahrungen Bahn gebrochen hat. Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke findet insbesondere bei der preußischen Militärverwaltung für seine Bestrebungen sicherlich volles Verständniß; die meisten Offiziere treten der Trunksucht der Mannschaften schon seit Jahren mit Energie und mit Erfolg entgegen; demgemäß weist der Jahresbericht der preußischen Militär-Medicinal-Verwaltung von 1881/82 das erfreuliche Resultat nach, daß bei einer Friedens-Präsenzstärke von 370 000 Mann nur 9 Fälle von Delirium tremens in die militärärztliche Behandlung gekommen sind und von diesen 9 nur 3 Fälle acuter Krankheit junger Soldaten, während die übrigen 6 Fälle Landwehrmänner betrafen, welche an chronischem Alkoholismus litten.

Ein wesentlicher Bundesgenosse zur Bekämpfung der Trunksucht würde die Errichtung einer genügenden Zahl von sog. Trinkerasylen sein, in denen Säufer, die vom Delirium tremens geheilt sind oder den Ausbruch dieser Krankheit fürchten, ein Unterkommen finden könnten, um unter strenger Controle dauernd vom Trunk entwöhnt und allmählich einer sittlichen Lebensweise zurückgewonnen zu werden. Den Mangel solcher Institute in Deutschland, wo nur ein einziges specielles Trinker-Asyl am Rhein existirt, empfinden

Trunksüchtige, welche den ernsten Vorsatz der Besserung haben, oft selbst am meisten. In Amerika und England bestehen Trinker-Asyle in größerer Zahl mit guten Heilresultaten.

In Deutschland könnten diese Asyle wohl zum Theil den sogenannten Arbeiter-Colonien, welche nach dem Muster des Pastors von Bodelschwingh jetzt an verschiedenen Orten eingerichtet sind, angeschlossen werden.

Daß ferner die Vereinsthätigkeit den Zielen anderer verwandter Humanitäts-Vereine, namentlich in Bezug auf Volksküchen, Handwerkerschulen, Sparkassen, Arbeiterwohnungen, Volksbibliotheken, hilfreiche Hand zu bieten hat, ist selbstverständlich.

So eröffnet sich denn für die Bestrebungen des neuen Vereins und seiner Zweigvereine überall ein reiches Arbeitsfeld. Die Arbeit ist freilich eine schwierige; sie ist in Deutschland aus mehrfachen Gründen, unter anderen auch wegen der fast übergroßen Zahl der bereits für die verschiedensten Wohlthätigkeitszwecke bestehenden, die Interessen und die Kräfte der Einzelnen zersplitternden Specialvereine, vielleicht schwieriger als in manchen anderen Ländern und es ist möglich, daß der Verein nach jahrelangem eifrigem Bemühen nur auf höchst bescheidene Ergebnisse wird zurückblicken können. Die Hoffnung auf günstigere Erfolge darf jedoch nicht aufgegeben werden; sie wird um so berechtigter sein, je mehr es gelingt, die Frauen für die Vereinsbestrebungen zu erwärmen. Unter allen Umständen sind die Zwecke des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke würdig der Sympathie jedes Menschenfreundes.

Mozarts Opern.

Von

Otto Gumprecht.

— Berlin. —

III.

Sind ein franzöſiſcher Dichter, ein italieniſcher Librettiſt und ein deutſcher Muſiker die Väter des Figaro, ſo war Don Juan, als er und Mozart einander fanden, bereits ſeit länger denn einem Jahrhundert in den verſchiedenſten Wandlungen über die Bühnen faſt aller Culturvölker gegangen. Nichts iſt nun aber dem Drama, dem geſprochenen wie dem geſungenen, erſprießlicher, als die ſich ſtetig wiederholende Umſchmelzung und Neubildung der von ihm ergriffenen Stoffe. Die griechiſche Tragödie verdankt zum guten Theil dieſem Verfahren die hohe Reinheit, den unübertroffenen Adel, die vollendete Plaſtik ihrer Geſtalten. Auch der älteren Oper iſt es wohl zu ſtatten gekommen, daß ſie immer von Neuem an dieſelben Figuren und Begebenheiten ſich gewieſen ſah. Gluck hätte nie die Texte, deren er zu vollſter Bethätigung ſeines künſtleriſchen Vermögens bedurft, aus den Händen der literariſchen Genoſſen empfangen, wären ihnen nicht durch die Orpheus, Alceſten, Iphigenien, Armiden der Vorgänger die Bahnen gezeigt und geebnet worden. Die Don Juan-Sage iſt ſchon in ihrer roheſten, einfachſten Form gewiß von höchſtem poetiſchen Werth. Ihr Held, ausgeſtattet mit allem Glanz ſtolzeſter Männlichkeit, von Begierde zu Genuß taumelnd und im Genuß verſchmachtend nach Begierde, der bis auf den Grund des Lebens ſchäumenden Becher leert und ſelbſt vor der finſtern Majeſtät des Todes ſich nicht beugt, er zählt ſicherlich wie Prometheus, wie Fauſt zu den gewaltigſten, unerſchöpflichen tragiſchen Urtypen. Je häufiger er der Gegenſtand dichteriſcher Behandlung geworden, eine um ſo reichere Mannigfaltigkeit ernſter und heiterer Charaktere und Vorgänge breitete ſich

um ihn her. Und zu der unermeßlichen geistigen Bedeutung dieses Stoffes gesellte sich seine eminente Fähigkeit, von den Tönen erfaßt und gedeutet zu werden. Auf der einen Seite brausende Festlust, heißblütigste Sinnlichkeit, auf der anderen der unentrinnbare Arm der himmlischen Gerechtigkeit, die Schrecken des Grabes, lauter Dinge, denen gegenüber die Macht der Musik unendlich weiter reicht als alle Kraft und Beredtsamkeit des Wortes.

Da Ponte brauchte bei der Menge der schon vorhandenen Bearbeitungen nur zuzugreifen. In Rücksicht auf Erfindung und Gestaltung blieb ihm kaum etwas Wesentliches zu thun übrig. Er ist namentlich dem Textbuch der Oper „convitato di pietra" von Giuseppe Gazzaniga auf Schritt und Tritt gefolgt. Wir wollen aber darum sein Verdienst doch nicht unterschätzen. Denn abgesehen von der geschickten Aneignung und Benutzung, der dabei fast durchweg an den Tag gelegten scenischen und sprachlichen Gewandtheit gebührt unserm Librettisten der Ruhm, die Wahl des Meisters bestimmt, das Gefäß ihm dargeboten zu haben, in das sich der ganze Reichthum seines Genius ergossen. Blos einzelne Seiten desselben sind in den bisher betrachteten drei Opern und ebenso in den drei auf Don Juan noch folgenden zur Erscheinung gekommen. Dieser allein zeigt uns gleichsam im vollen Durchschnitt die gesammte künstlerische Persönlichkeit seines Schöpfers, von der wir in jedem der übrigen Werke immer nur ein bald kleineres, bald größeres Segment gewahren. Da ist zunächst das wunderbare Mit- und Nebeneinander der Tragödie und Comödie, des erschütterndsten Ernstes und der ausgelassensten Heiterkeit, eine Verbindung, wie sie in ähnlicher Weise blos noch bei Shakespeare sich findet. Das romantische Element, in der Entführung und in Figaros Hochzeit leise anklingend, sollte zu breitester Entfaltung in Don Juan gelangen, der gleich unserem Faust auch an die letzten Dinge rührt. Immer wieder muß man bei Mozart Goethes gedenken. Ist es nicht merkwürdig, daß unser klassischster Musiker und unser klassischster Dichter auf dem höchsten Gipfel ihres Schaffens in der gemeinsamen Hinwendung zur Romantik sich begegnen? Die nämlichen drei Grundstoffe, die schon Idomeneo aufgewiesen, geben sich auch in der Don Juan-Partitur zu erkennen, sind aber in ihr zu innigster Einheit verschmolzen. Italienische Anmuth und Süßigkeit, deutscher Tiefsinn und das durch Gluck erwärmte und vergeistigte Pathos der französischen Oper, sie alle haben ihren Theil an der Tonsprache. Der zuletzt genannte Factor, von der Entführung und von Figaros Hochzeit durch die Natur der Handlung gänzlich ausgeschlossen, setzt hier wieder mit vollster Wucht ein. Unter welchem Gesichtspunkt wir auch das Werk in's Auge fassen, immer und überall stellt es sich als der denkbar reichste Inbegriff sämmlicher im Wesen des Bühnengesangs liegenden Ausdrucksmöglichkeiten dar.

Die vornehmste Aufgabe aller dramatischen Kunst,*) der schöpferischen

*) Vgl. O. Gumprecht „Neue musikalische Charakterbilder" (Leipzig 1876) Seite 50 ff.

und der darstellenden, der in Worten und der zugleich in Tönen redenden, ist die Charakterzeichnung. Symbolische Wesen im Goethe'schen Sinne begehren wir auf den Brettern zu schauen. Aus dem Zauberspiegel der Bühne soll das auf's Verschiedenste geartete Antlitz der menschlichen Seele hervorblicken. Weil die Musik keinen Ausdruck hat für einen Hauptfactor der Persönlichkeit, den Verstand, kann die Oper an Mannigfaltigkeit des geistigen Gehalts sich nimmermehr mit dem gesprochenen Drama messen. In einen je engeren Kreis sich nun aber jene gewiesen sieht, um so bewunderungswürdiger ist die Fülle individuellsten Lebens, die in einzelnen Idealgebilden der Gattung Raum gefunden. Sämmtliche Gestalten, die uns in Don Juan gegenübertreten, sind nicht nur von greifbarster Bestimmtheit, es vollzieht sich auch an ihnen ein innerer Proceß, eine psychologische Entwickelung. Der ganze Inhalt ihres Gemüthes wird durch die Handlung geweckt, entbunden, so daß sie aus deren Verlauf umgewandelt hervorgehen und doch dabei dem eigensten Zuge ihrer Natur treu bleiben. Das gilt namentlich von den drei weiblichen Figuren, die unter unseren Augen nach dem Gesetz der Gegenbewegung sich entfalten. Zunächst sehen wir Donna Anna durch eine scheinbare himmelweite Kluft von Elvira und Zerline getrennt. Während aber jene von ihrer einsamen Höhe allmählich herabsteigt und zuletzt unter Thränen lächelnd in die Gemeinschaft mit den übrigen staubgeborenen Herzen zurückkehrt, erheben und läutern sich die beiden anderen mehr und mehr. Nicht etwa blos der Text giebt Kunde von diesen Vorgängen, sondern sie gewinnen erst durch die Tonsprache überzeugende Wahrheit und Wirklichkeit.

Donna Anna ist neben der Beethoven'schen Leonore der idealste musikalisch-dramatische Frauencharakter. Nur der Phantasie eines Volkes, das schon in grauer Vorzeit eine himmlische Offenbarung in dem ewig Weiblichen geahnt, konnten solche Engel des Lichts entstammen. Durch ein unerhörtes Verbrechen wird die edle Tochter des Comthurs aus der Hut, dem Frieden aufgescheucht, mit denen ihr Geschlecht Natur und Sitte umgeben. Sie vertheidigt ihre Ehre mit der eigenen tapferen Hand, trauert an der theuren Leiche, wie nie ein Kind um den Vater getrauert. Das Recitativ: „Welch ein schrecklich Bild" („Ma qual mai s'offre") und ebenso das andere vom Ueberfall berichtende: „Welch ein Schicksal" („Don Ottavio, son morta!") vereinigen höchste Kraft und vollendeten Adel des Ausdrucks. Die Rolle gipfelt in der sogenannten Rachearie. Dieser Aufschrei aus tiefstem, qualerfülltesten Gemüthe ist es, der empor dringt zum Thron der ewigen Gerechtigkeit, von dort die Strafe herabruft auf das Haupt des aller irdischen Vergeltung trotzenden Frevlers. Anna, die bis dahin im Mittelpunkt der Handlung gestanden, verschwindet von nun an mehr und mehr hinter den Uebrigen. Aus ihrem Munde empfangen zwar das Maskenterzett wie das Sextett des zweiten Acts die eigentliche Weihe, aber an die Stelle thatkräftiger Entschlossenheit ist jetzt leidverklärte Milde

getreten. Die quellende Innigkeit der Arie: „Ueber alles bleibst du theuer" (Non mi dir, bel idol mio) vollendet das Bild der holden Jungfrau, deren echt weibliche Weichheit und Hingebung in einen Strom süßester Thränen hervorbricht. Der allmählich sich sänftigende Gram um den gemordeten Vater, die aus der schmerzlichen Betäubung mit neuer Macht erwachende, auf das wunde Herz gleich lindem Balsam wirkende Liebe, das leise, immer noch von tiefer Schwermuth umflorte Glücksgefühl, das jede Genesung zu begleiten pflegt, sie sind hier zu einem lyrischen Erguß von unvergleichlichem Duft und Schmelz zusammengeflossen. Echt mozartisch ist das bestrickende Helldunkel des aus Lust und Leid gemischten Stimmungscolorits. Davon, daß Anna Don Juan liebt, für Ottavio nur Verachtung oder Gleichgültigkeit empfindet, eine Entdeckung, die zuerst von E. Th. A. Hoffmann gemacht und ihm dann unzählige Mal nachgesprochen worden, steht im Text und in der Musik nicht nur nichts, sondern Beide bezeugen nachdrücklich das Gegentheil. Wie in Faust, so hat man eben auch in unsere Oper die ungereimtesten Dinge hineingedeutet. Dergleichen pflegt aber einzig bei solchen Werken zu geschehen, die mit unwiderstehlicher Gewalt den ganzen inneren Menschen ergreifen. Selbst Alexander Ulibischeff. (Nouvelle Biographie de Mozart, Moskau 1843), dessen feinfühlige Bemerkungen zu dem Libretto und der Partitur des Don Juan noch heutigen Tags volle Beachtung verdienen, scheut nicht die Behauptung, in der sogenannten Briefarie befände sich der Componist in förmlicher Uneinigkeit mit seinem Dichter, weil dieser an Annas Vermählung glaubte, jener dagegen wüßte, daß sie unmöglich wäre.

Würde des Ausdrucks ohne Schärfe der Charakteristik ist gewiß eine recht wohlfeile Sache. Erst die innige Verschmelzung dieser beiden Momente kennzeichnet den wirklichen Genius. Wie in Figaros Hochzeit, ebenso tritt in Don Juan, wohin auch unser Blick sich wendet, der Alles idealisirende Einfluß der Musik im Bunde mit höchster dramatischer Bedeutsamkeit zu Tage. Welches Wunder haben nicht die Töne des Meisters an der Donna Elvira des Libretto vollbracht. Es ist ja sicherlich dieselbe Gestalt, aber geläutert, verklärt, emporgehoben in das Reich ewiger Schönheit. Da Ponte häuft auf das Haupt der Verlassenen, die dem treulosen Verführer gleich seinem Schatten folgt, allen nur erdenklichen Spott und Hohn, giebt sie den empörendsten Mißhandlungen preis. Mozart nimmt jeden Anlaß wahr, ihr unsere Theilnahme, unser Mitleid zu gewinnen. An dem Seelenadel, mit dem er sie ausgestattet, prallt machtlos der Fluch der Lächerlichkeit ab. Schon Ulibischeff hat zutreffend hervorgehoben, daß die Melodien Elviras immer sanfter sind als ihre Worte. Sie bildet das Bindeglied zwischen den entgegengesetzten Welten Don Juans und Leporellos auf der einen, Annas und Ottavios auf der anderen Seite, und ist darum die Hauptträgerin der mehrstimmigen Sätze. Dabei sind ihr nicht weniger als drei Arien zugeeignet. Die nachcomponirte: „Mich verläßt der Undank-

bare" („Mi tradi quell' alma ingrata") wurde in der Wiener Aufführung hinter dem Sextett eingelegt. Als bloßes Musikstück betrachtet von höchster Schönheit, aber dem Charakter der italienischen Concertarie sich nähernd, begünstigt sie freilich einigermaßen die Sängerin auf Kosten des dramatischen Ausdrucks. Von allen Schlacken gereinigt, geht zuletzt das große heiße Herz aus dem Kampfe hervor, den es mit sich gekämpft. Selbstlose Liebe hat nie rührender zu Sinn und Gemüth der Menschen gesprochen als im Terzett des zweiten Finale. Was das weibliche Wesen an Güte, Entsagung, Erbarmen auf seinem tiefsten Grunde birgt, klingt uns aus den Worten: „Hier will ich knien, hier will ich weinen" („Da te non chiede quest' alma oppressa") in schmelzendem Wohllaut entgegen.

„Nimm du den Weibern ihren Wankelmuth,
Und all' die tausend zierlich schönen Sünden,
Du rupfst die Vögelchen. Trau meiner Weisheit,"

versichert uns Immermann. Kein bunteres, holderes Vögelchen ist aber je durch die Zaubergärten der Phantasie geflattert als jenes, das den Namen Zerlina trägt. Seinem eigenen Schöpfer hat es das liebliche Wesen angethan, wie einst dem Pygmalion die Statue. Noch unwiderstehlicher als Cherubins Romanzen stehlen sich Zerlinens Arien durch's Ohr in's Herz. Sie selber ist ein echtes Evakind, rückhaltlos den wechselnden Eindrücken des Augenblicks hingegeben, begehrlich und begehrenswerth, mit den guten und schlimmen Eigenschaften, den Reizen und den Schwächen ihres Geschlechts, vor Allem mit thaufrischer, verführerischster Anmuth vollauf von der Mutter Natur ausgestattet. Gleich das Duett: „Reich mir die Hand" („La ci darem a mano") zeigt sie uns in ganzer Gestalt. Die meisten Sängerinnen wähnen, es handele sich hier um soubrettenhaftes sich Sperren und Zieren, um einen recht handgreiflichen Commentar zu Susannens: „Die ist gar leicht verachtet, die sich zu früh ergiebt." Davon ist aber gar keine Rede, die Tonsprache versinnlicht vielmehr auf's Beredetste die unstät hin- und herwogende Empfindung, den Kampf zwischen dem inneren Triebe und der gebieterischen Pflicht, das „vorei e non vorei" des Urtextes. Außer jedem Verhältniß zu der Stärke des Angriffs steht freilich die Abwehr. Wie bedeutsam ist es, daß sie diesem mit seiner eigenen Melodie antwortet. Was auch die Zunge sprechen mag, das junge unerfahrene Herz bekennt sich von der Liebeslockung getroffen, während deren zärtliche Weise aus ihm zurückklingt. Wenn dann Zerlina gegenüber Masettos Vorwürfen nicht etwa blos die gekränkte Unschuld spielt, sondern sich wirklich im Rechte glaubt, so geht sie wieder ganz nach Frauenart zu Werke. Sie ist ja, allerdings ohne ihr Verdienst — aber auf dergleichen untergeordnete Punkte pflegt die weibliche Logik kein Gewicht zu legen — der Gefahr in der That entronnen. Vor den berückenden Schmeichelkünsten der Arie: „Schmäle, tobe" („Batti batti, o bel Masetto"), diesem köstlichen Crescendo von demüthiger Bitte bis zum hellsten Siegesjubel der auf den sprudelnden Sechszehntel-Figuren des Solo-

violoncellos sich wiegenden Stimme muß natürlich der unwirsche Bräutigam die Waffen strecken. Daß Elviras Warnung: „O flieh den Bösewicht," nur wenig gefruchtet, sagt uns das zweite Duett mit Don Juan. Abermals geht die nämliche Melodie von einem Munde zum anderen, allein jetzt in umgekehrter Ordnung. Der Baryton wiederholt, was er von den Lippen des Soprans vernommen. Ohne Masettos Dazwischenkunft würde der unbeschreiblich süße, ebenso zarte und duftige, wie sinnlich schwüle Zwiegesang sicherlich wiederum mit einem jauchzenden „So dein zu sein auf ewig" geschlossen haben. Der Umschlag in Zerlinens Wesen vollzieht sich im ersten Finale. Durch den rohen Ueberfall gewitzigt, sieht sie endlich den Verführer im wahren Licht. Die Arie: „Wenn du fein fromm bist" (Vedrai carino) enthält die sittliche Rettung der reuig in die Arme ihres Masetto zurückkehrenden Braut. Worin liegt denn der unvergleichliche seelische Zauber dieser schlichten Weise, den der Componist selber deutlich empfunden, denn er konnte sich gar nicht von ihr trennen, hat den ganzen Hauptsatz in einem breiten Orchesterritornell wiederholt? Offenbar in der aus vollster Brust emporquellenden Innigkeit, mit der die langgezogenen, liebesheißen Nachtigallentöne getränkt sind. Ihre deutsche Herkunft verräth die Melodie durch den handgreiflichen Anklang an unser: „Wenn ich ein Vöglein wär." Mit sanfter Gewalt wird sie auf der Tonica festgehalten, jede der ersten vier Zeilen kehrt in den C-dur-Accord zurück. Und wie dann das: „Fühlst du, wie's klopfet hier" (Senti-lo battere) so ganz berauscht von Seligkeit und doch jungfräulich verschämt alle Schläge des sehnsüchtig nach dem höchsten Erdenglück verlangenden Herzens kündet! Der gute Engel hat in Zerlina gesiegt, von nun an erblicken wir sie nur noch an der Seite der Anna und Elvira.

Heutigen Tages würde es sich kaum ein Componist nehmen lassen, für die Vertretung des Don Juan die ganze, dem Heldentenor innewohnende Macht und Pracht des hohen Bruströgisters zu beanspruchen. Der gebieterische innere Grund ist schon angeführt, aus dem Mozart die Rolle dem Baryton in den Mund gelegt. Sie zählt weit weniger auf Kraft, Umfang und Kunstfertigkeit als auf dramatisches Gestaltungsvermögen der Stimme, fordert zu ihrer sinngemäßen Darstellung einen singenden Schauspieler. Die Musik konnte nur mit leichter Hand einen Charakter streifen, dem die eigenste Quelle der Töne, das Gemüth, gänzlich abgeht. Auch er hat, obwohl hier ein Mißverständniß fast unmöglich scheint, die verkehrtesten Deutungen erfahren. Im Hexenspiegel der Hoffmann'schen Romantik ist aus ihm ein Virtuose des Weltschmerzes, ein Zwillingsbruder von Faust, von Byrons Manfred geworden. Wir greifen gewiß nicht fehl, wenn er uns einzig als die Verkörperung zügellosester Sinnlichkeit, unbändigster Genußsucht gilt. Naturen seines Schlages, deren wilde Begierden kein Sittengesetz eindämmt, denen zur Beute ihres Uebermuths nichts zu hoch und heilig ist, begegnet man namentlich in den romanischen Ländern

im Zeitalter der Renaissance häufig genug. Zur Verworfenheit des Wüstlings gesellt sich nun aber im Helden unserer Oper vollendete Vornehmheit der Erscheinung und eine der obersten männlichen Tugenden: unbeugsamer, jeder Gefahr trotzender Muth. Die letztere Eigenschaft ist es vor Allem, die ihm die Theilnahme gewinnt und einigermaßen Mörikes Ausspruch rechtfertigt: „Wir nehmen wider Willen gleichsam Partei für diese blinde Größe und theilen knirschend ihren Schmerz im reißenden Verlauf ihrer Selbstvernichtung." Drei Arien, sämmtlich von knappem, einfachem Zuschnitt hat Don Juan aus der Hand des Meisters empfangen. Nur die ersten Beiden zeigen uns seinen Charakterkopf, mit der letzten wendet er sich, als Leporello verkleidet, an Masetto. Diese, nicht lyrischen Inhalts sondern erzählend und schildernd, nähert sich darum dem Buffostil. Das feuertrunkene „treibt der Champagner" (Fin ch'han dal vino)" darf man das hohe Lied des Materialismus nennen. Ein unersättlicher Zecher am Tische des Lebens, ein wahrer König der Freude erhebt da im Vorgefühl des ihn erwartenden Festes seinen Jubel. Wie eine schmetternde Fanfare der Lust zuckt dem Hörer die Hauptmelodie durch alle Glieder. Die süßesten Heimlichkeiten flüstert ihm aber der reichlich mit chromatischen und instrumentalen Reizen gewürzte Seitensatz in's Ohr. Alle Locktöne der Liebe sprechen aus dem Ständchen: „Horch auf den Klang der Zither" „(Deh vieni alla finestra)" und aus den beiden Duetten mit Zerlina. Zu ihrer vollen, Bewunderung erzwingenden Höhe wächst endlich die Gestalt im zweiten Finale empor.

Don Ottavio und Don Giovani stehen in denkbar schärfstem Gegensatz. Während der letztere keinen Augenblick müßig bleibt, die eigentliche Triebfeder der Handlung bildet, ist das Wesen des anderen gänzlich aufgelöst in thatlose Lyrik. Sein Unvermögen, den Frevel zu sühnen, liegt sicherlich in der innersten Natur des Stoffes begründet, denn, hätte sich ein irdischer Rächer gefunden, so wäre jedes Motiv für die Erscheinung des steinernen Gastes, des Boten der himmlischen Gerechtigkeit, weggefallen. Daß aber Ottavio nicht einmal den ernstlichen Versuch macht, den Verbrecher zu strafen, nicht im Zweikampf sich mit ihm mißt, sondern es bei dem kläglichen Entschluß bewenden läßt, ihn dem Gericht anzuzeigen, ist eine dramatische Sünde des Libretto, deren Folgen keine musikalische Genialität auslöschen konnte. Sie haben selbst einen Schatten auf Annas Lichtgestalt geworfen, sind die erste Quelle des an ihr durch die phantasirende Willkür der Interpreten begangenen Unrechts gewesen. Zum Ersatz für seinen stumpfen Degen hat Ottavio vom Componisten einen Kranz herrlicher Gesangsblüthen erhalten. Der passive Charakter der Rolle verwies sie in das Gebiet des Concertstils. Was dieser aber an schmelzendem Wohllaut, an gewähltem Ausdruck, an keuschester und zugleich beredtester Innerlichkeit zu gewähren vermag, klingt uns aus den beiden Arien entgegen, zumal aus der nachcomponirten: „Bande der Freundschaft" („Dalla sua pace"), die durch die quellende Fülle tiefster, echtester, jedoch von keinem Hauch der Leidenschaft

geſtreifter Empfindung an das: „Nur einen Wunſch, nur ein Verlangen" des Gluck'ſchen Pylades gemahnt. Ueberall iſt hier ſehr nachdrücklich auf die edle Kunſt des Bel canto gezählt. Annas Verlobter, deſſen einzige Thaten ſchöne Melodien ſind, muß wenigſtens ein vollendeter Sänger ſein, wie hätte er ſonſt irgend welchen Anſpruch auf das Herz der Braut. Im Munde unſerer heutigen, für die ſchwere dramatiſche Arbeit der Meyerbeer'ſchen, Verdi'ſchen, Wagner'ſchen Opern erzogenen Tenoriſten pflegt die Partie ihres eigenſten Weſens verluſtig zu gehen. Durch die Raoul, Propheten, Manrico, Tannhäuſer, Lohengrin iſt der Boden verwüſtet, auf welchem die Belmonte, Ottavio, Tamino, die Minneſänger Webers, Roſſinis, Bellinis gediehen. Ausgeſtorben, faſt bis auf den letzten Mann, ſind jene Spender ſüßen Wohllauts. Zertrümmert liegt ihre goldene Leyer im Winkel — ſie war viel zu gebrechlich für das gewaltige Geſchlecht, das gegenwärtig innerhalb der eingeſtrichenen Octave ſich tummelt.

Leporello und Maſetto gehören durchaus in den Geſtaltenkreis der opera buffa. Jener iſt in jedem Stück der würdige Diener ſeines Herrn, ſtolz auf deſſen Thaten, ihm durch den doppelten Zwang der Furcht und der Bewunderung leibeigen. Das an ausdrucksvollſten Geberden der Stimme wie an realiſtiſcher Malerei der Inſtrumente unerſchöpfliche: „Schönes Fräulein! dieſes kleine Regiſter" („Madamina, il catalogo è questo") hat innerhalb der geſammten italieniſchen Geſangskomik nicht ſeines Gleichen. Leporello iſt nicht nur mit zwei Arien bedacht, ſondern auch neben Elvira und Don Juan in hervorragender Weiſe an den Enſembleſätzen betheiligt. Dieſe letzteren zeigen uns wiederum die innigſte Verſchmelzung von muſikaliſcher Schönheit und dramatiſcher Bedeutſamkeit. Iſt in Figaros Hochzeit der Verlauf noch raſcher, bewegter — man denke z. B. nur an die Fülle mannigfachſter Begebenheiten, die im erſten Finale Raum gefunden — ſo ſind dafür in Don Juan die meiſten Situationen bei Weitem wuchtiger. Wer beugte ſich nicht in ſtaunender Demuth gleich vor dem genialen Aufbau der Eingangsſcene! Wie durch einen Zauberſchlag ſind wir mitten in die Handlung verſetzt. Der mürriſche Monolog des poſtenſtehenden Leporello, das Ringen zwiſchen ſeinem Herrn und Donna Anna, der Auftritt des Comthurs, der Zweikampf und ſein blutiges Ende, alles das iſt ſo aus einem Guſſe, ſo leicht und natürlich aneinander und zum harmoniſchen Ganzen gefügt, als wäre das geſungene Drama das einfachſte Ding von der Welt und nicht vielmehr ein höchſt künſtliches, aus dem Zuſammenwirken der verſchiedenartigſten Darſtellungsmittel ſich ergebendes Product. Man vergegenwärtige ſich doch einmal einen Augenblick das im ſogenannten Sterbeterzett vollbrachte Wunder. Drei Bäſſe, alſo lauter Organe von faſt demſelben Klang und Umfang ſind die Träger des Tonſtücks und dennoch bewegen ſich nicht blos ſämmtliche Stimmen in ungehemmter Freiheit, ſondern jede einzelne ſpiegelt auch auf's Getreueſte das ſeeliſche Antlitz ihres Inhabers wider. Das Quartett, dieſer kryſtallhelle Strom ſüßeſter, zu ihrem Verſtändniß keiner deutenden Worte

bedürftigen Musik ist zugleich ein unübertroffenes Muster charakteristischen Ausdrucks. Auf's Ueberzeugendste reden zu uns Annas gramumflortes, ahnungsvolles Gemüth, Ottavios treue Liebe und Sorge, Elviras zornsprühende Leidenschaft und Don Juans Betroffenheit. Immer von Neuem folgen wir mit der nämlichen athemlosen Spannung den beiden Finales. Keine Gewalt hat über sie die aller künstlerischen Illusion so feindliche Gewohnheit. Wenn im ersten die drei Masken auf der Bühne erscheinen, oder wenn nun gar im zweiten der furchtbare Angstruf Elviras Lippen sich entringt und das ganze Orchester unter der Schwere des herannahenden Verhängnisses erbebt, stets fühlt sich da jedes Herz von Eindrücken bestürmt, deren Gleichen es bisher nie und nirgend empfunden zu haben glaubt.

Wie lustig rauschen hier des Lebens Bronnen!
Im Glase schäumt der Purpursaft der Trauben;
Die Liebe lockt in dunkle Myrthenlauben;
Im hellen Saale hat der Tanz begonnen.

Doch hütet euch, hier wird Verrath gesponnen!
Der wilde Trieb ist ohne Treu' und Glauben,
Die Unschuld würgt er, wie der Falk die Tauben,
Und ist der Menschenrache leicht entronnen.

Nun aber werden die Erschlag'nen wach,
Sie reden mit der Stimme des Gerichts,
Dem Lüstling reicht der Tod die Marmorhände.

Da stirbt der freche Muth im bangen Ach,
Des Lebens bunter Traum zerrinnt in Nichts,
Und Grabesschweigen ist des Jubels Ende.

Wenn das Werk, dem diese Verse gelten — Strauß ist wiederum der Dichter — zunächst überaus befremdlich auf die Zeitgenossen gewirkt, so kann uns das kaum Wunder nehmen. Weder eine opera seria, noch eine buffa wurde ihnen hier geboten, sondern nichts mehr und nichts weniger als die erste romantische Oper. Nachdem die Gattung im Verständniß der Menschen sich eingebürgert, fand sich endlich auch der Name ein. Selbst der Vater des Kindes wußte nicht, wie er es nennen sollte. Auf dem Titel des Textbuches heißt Don Giovanni „dramma giocoso", während ihn Mozart im dramatischen Catalog seiner Arbeiten als „opera buffa" bezeichnet. Die vollste, farbenfrischeste Wirklichkeit und die Mysterien des Jenseits unmittelbar nebeneinander, das war beispiellos auf der Gesangsbühne des achtzehnten Jahrhunderts. Wohl zählte diese schon längst die Unterirdischen zu ihrem Personal. Sie erschienen in Glucks Orpheus schaarenweise und in Alceste trat sogar der böse Thanatos in eigenster Person auf. Alles das war aber doch bloßer mythologischer Mummenschanz, eine ganz conventionelle, aus dem antiken Drama herübergenommene Maskerade. Erst in Don Juan sollte der Tod, wie ihn unter dem Einfluß des Christenthums die moderne

Phantasie sich vorstellt, eine Stimme empfangen und zwar gleich eine so typische, daß, wo er seitdem zu musikalischem Ausdruck gelangt, ihm stets der steinerne Gast vorbildlich gewesen. Welche Laute hat diesem aber auch der Meister in der Kirchhofsscene — der Orakelspruch in Glucks Alceste gab unverkennbar die erste Anregung zu jenem monumentalen: „Verwegener! Gönne Ruhe den Entschlafenen! („Di rider finirai pria dell' aurora)“ — und in dem Finale aller Finales auf die starren Marmorlippen gelegt! Gewiß: Wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht. Die gesammte Welt des Sanges und Klanges weist nichts Fremdartigeres, Erdentrückteres, Geisterhafteres auf als das: „Wen erst labend die Himmlischen nähren, kann der irdischen Nahrung entbehren. Weit, weit, weit führt mich her meine Straße. Heil'ge Labung versag mir nicht!“ („Non si pasce di cibo mortale, chi si pasce di cibo celeste! Altre cure più gravi vi di queste, altra brama quaggiù mi guido“) und doch ist, näher betrachtet, die harmonische Gestaltung so einfach, daß die Analyse keinem Conservatoriumsschüler sonderliches Kopfbrechen kosten würde. Schon die Ouverture bringt uns die Doppelnatur des Werkes, seinen tragischen Ernst wie seinen heiteren Realismus vor die Seele. Ein offenes Grab in der Einleitung, des Lebens bunteste Fülle im Allegro! Wie verdutzt mußte das Publikum aufhorchen bei diesem Vorspiel zu einer vermeintlich komischen Oper, in welchem der Tod das erste Wort hat.

„Ueber Mozarts Don Juan fängt man lieber gar nicht zu sprechen an, es ist gar so schwer, aufzuhören,“ meint Eduard Hanslick (der modernen Oper dritter Theil) und er hat sicherlich Recht. So lange auch bereits unsere Betrachtung bei der einzigen Schöpfung verweilt, sie konnte doch kaum deren äußerste Oberfläche streifen, mußte sich an einigen, jedem nachdenklicheren Musikfreund geläufigen Allgemeinheiten genügen lassen. Blos drei Punkte sollen uns hier noch einen Augenblick beschäftigen, von denen zwei schon bei Figaros Hochzeit zur Sprache gekommen. Ein außerordentliches Maß von Mühe und Sorgfalt ist neuerdings auf die Herstellung eines guten deutschen Don Juan-Libretto verwendet worden. Nicht weniger als sechs Uebersetzungen von Viol, Wolzogen, Bischoff, Bitter, Gugler, Epstein sind in den Jahren 1858 bis 1870 erschienen. Wenn keine unter diesen zum Theil recht verdienstlichen Arbeiten allen Anforderungen genügt, so liegt der Grund in den nahezu unüberwindlichen Schwierigkeiten der Aufgabe. Man vergegenwärtige sich nur einmal, um was es sich dabei handelt. Von den beiden zu einem organischen Ganzen verbundenen Hälften die eine völlig umzuformen, ohne an die andere zu rühren, ist eine höchst mißliche Sache. Die Uebertragung soll nicht allein für treue, geschickte, den ästhetischen Sinn befriedigende Wiedergabe des Originaltextes sorgen, sondern zugleich den Parallelismus zwischen Wort und Ton, zwischen logischen und melodischen Accenten und Cäsuren, zwischen sprachlichem und

musikalischem Ausdruck auf's Genaueste wahren, endlich noch eine Menge ungemein feiner, häkliger, durch die Gesangstechnik gebotener Rücksichten stets im Auge behalten. Am wenigsten kann freilich die in unseren Theatern eingebürgerte, größtentheils von Rochlitz herrührende Verdeutschung für ein Muster ihrer Art gelten. Nur eines, das wir jedoch nicht unterschätzen wollen, hat sie vor allen späteren Versuchen voraus: den langjährigen Besitzstand. Die Mozart'schen Melodien sind in unserer Empfindung durch die Macht der Gewohnheit auf's Festeste mit den ihnen untergelegten Worten verwachsen. Welches Ohr möchte sich z. B. trennen von Leporellos: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht", von Don Juans „Reich' mir die Hand, mein Leben!" Nicht die gänzliche Beseitigung, wohl aber eine gründliche Verbesserung des seit Menschengedenken recipirten Textes, die Correctur zahlreicher Verstöße gegen den Sinn der Musik, die Sangbarkeit, den guten Geschmack thut darum noth.

Noch in einem anderen Betracht sieht sich beim Figaro und Don Juan die deutsche Bühne in erheblichem Nachtheil gegenüber der italienischen. Das auf dieser von jeher heimische Secco-Recitativ widerstrebt durchaus dem spröden Charakter unserer vocalarmen Sprache, muß ihr gewaltsam aufgedrängt werden. Dennoch hat man sich dazu bei der letzteren Oper entschlossen und zwar aus den triftigsten Gründen. Die Parlando-Scenen in Figaros Hochzeit sind, um deutsch hergesungen zu werden, viel zu lang, zu geistreich, zu nothwendig für das Verständniß der Handlung. Ihre Auflösung in gesprochenen Dialog ist das geringere Uebel, zumal da das duldsame Wesen der heiteren Gattung eine gewisse Dehnbarkeit der ästhetischen Ansprüche zuläßt. Anders steht es um ein Werk, dessen hochromantische Natur jede Berührung mit der gemeinen Wirklichkeit schlechterdings abwehrt, die gleichmäßige Gehobenheit des Ausdrucks, also den ununterbrochenen Strom der Töne gebieterisch fordert. Das Secco-Recitativ, so widerwillig es auch der deutschen Zunge sich fügt, ist hier immer noch weit erträglicher, als das stillose, zwiespältige, stimmungsfeindliche Gemisch von Gesang und der klappernden geistigen Scheidemünze des alltäglichen Verkehrs.

Der Meister selbst hat bei der ersten Wiener Aufführung des Don Juan die letzten drei Abschnitte des zweiten Finale preisgegeben, und überall geschieht seitdem desgleichen. Nur gedankenlose oder heuchlerische Pietät kann sich dagegen auflehnen. Mit jenem sterblichsten Anhang des unsterblichsten aller Musikdramen hat es die folgende Bewandtniß. Jede Oper mußte ehedem voll und versöhnend ausklingen. Die epikuräischen Gewohnheiten des Publikums duldeten keinen tragischen Abschluß. Da Ponte und mit ihm Mozart haben sich diesem Herkommen gefügt, die nach dem Untergang des Helden übrig gebliebenen Personen noch einmal auf die Bühne gerufen. Vermöge einer inneren Nothwendigkeit sind die ihnen bei dem Anlaß in den Mund gelegten Sätze nicht nur dramatisch bedeutungslos,

sondern auch in rein musikalischem Betracht die weitaus schwächsten der ganzen Partitur. Der Componist, den die Handlung im Stich ließ, konnte nur, wollte er nicht eine künstlerische Lüge auf sein Gewissen nehmen, ganz schattenhafte conventionelle Tongebilde bereit halten. Als in den vierziger Jahren Jenny Lind die Donna Anna in Berlin gab, bei welcher Gelegenheit das Secco-Recitativ zum ersten Mal an die Stelle des gesprochenen Dialogs trat, versuchte man eine Restitution der drei Abschnitte, aber was geschah? — Das Publikum übte Selbsthilfe, es lief davon und die zu ihrem Sextett vereinigten Sänger und Sängerinnen hatten das Nachsehen.

Die bisher betrachteten vier Mozart'schen Opern haben uns das erhebende Schauspiel einer rastlos immer höher und weiter strebenden Entwickelung geboten. Ein stetiges Wachsthum, das breiteste, stolzeste Crescendo des schöpferischen Vermögens mußten wir in ihnen gewahren. Hatte in Idomeneo der morsche Stamm der alten opera seria eine Fülle junger Blätter und Blüthen getrieben, empfing aus der Hand des Meisters unser national-deutsches Tondrama zum Wiegengeschenk die Entführung, so stellten sich Figaro und Don Juan als die idealsten Gebilde im gesammten Bereich des italienischen Bühnengesanges dar. Und nun Così fan tutte — ein Werk, das, rein äußerlich mit den beiden erlauchten Vorgängern verglichen, nur den Eindruck des befremdlichsten Rückschritts machen kann. Wer indessen den Thaten des Künstlers gerecht werden will, der soll nicht von seinem größeren oder geringeren Wohlgefallen an ihnen, sondern einzig von der objectiven Natur der Aufgabe, den durch sie gestellten Anforderungen die Entscheidung abhängig machen. Fassen wir unter diesem Gesichtspunkt die Partitur in's Auge, so legt sie von der Genialität ihres Autors kaum minder beredtes Zeugniß ab, als irgend eine der früheren oder späteren. „O wie ist mir Mozart innig lieb und hoch verehrungswürdig," sagt Richard Wagner, „daß es ihm nicht möglich war, zum Titus eine Musik wie die des Don Juan, zu Così fan tutte eine wie die des Figaro zu erfinden: wie schmählich hätte dies die Musik entehren müssen! — Ein frivol aufgeweckter Dichter reichte ihm seine Arien, Duette und Ensemblestücke zum Componiren dar, die er dann je nach der Wärme, die sie ihm einflößen konnten, so in Musik setzte, daß sie immer den entsprechendsten Ausdruck erhielten, dessen sie nach ihrem Inhalt irgend fähig waren." Da Ponte hatte diesmal keine hellsichtigen Pfadfinder und rüstigen Mitarbeiter wie bei Don Juan und Figaro zur Seite. Bloß auf die eigene Eingebung durfte er sich verlassen, und sie wies ihn an die kahle Schablone der alten opera buffa mit ihrer an den dünnsten, lockersten Fäden schwebenden Handlung, ihren hohlen Charakteren, ihren thatsächlichen und psychologischen Unmöglichkeiten. Es hat nicht an nachträglichen Besserungsversuchen des mißrathenen Libretto gefehlt. Sie mußten jedoch sämmtlich mehr oder minder unbefriedigend ausfallen, denn noch in weit höherem Maße als der bloßen Uebersetzung bleibt nothwendig jeder inneren Umbildung bereits

componirter Texte der künstlerische Segen versagt. Unter diesen Bearbeitungen ist die L. Schneiders, der ähnliche Ungebühr am Mozart'schen Schauspieldirector geübt, die bekannteste und zugleich die banausischste. Dieselbe verkehrt nicht nur in gewaltsamer Weise die Fabel, ohne zur sittlichen oder ästhetischen Rettung der Personen irgend etwas Wesentliches beizutragen, sie verstümmelt auch das zweite Finale und zerreißt zu alle dem mit ihren plumpen Theaterhandwerksgriffen vielfach die zarten, geistigen Fäden zwischen den Worten und Tönen.

Von des Meisters italienischen Opern sind la clemenza di Tito und Così fan tutte wiederum die italienischsten. Beide zeigen uns deshalb nur die eine Hälfte seines Wesens und zwar nicht die ihm angeborene, sondern die durch Erziehung und Bildung ihm zueigen gewordene. Deutsche Empfindung, deutsches Gemüth kommen hier nirgend zu Worte. Wie Titus durchweg zu den Traditionen der ausgelebten opera seria sich bekennt, so Così fan tutte zu den Formen und dem Geist der opera buffa. Seinen ungleich reicheren Gehalt verdankt aber das letztere Werk dem bei Weitem höheren musikalischen Werthe der Gattung, namentlich der in ihr hergebrachten Pflege des mehrstimmigen Gesanges. Das Libretto bot dem Componisten bloß die läppischste Maskerade dar. Keine Zaubermacht der Töne konnte diese blutlosen Schatten in lebendige Menschen verwandeln. Verglichen mit den beiden galanten Schwestern und ihren windigen Liebhabern sind Zerlina, Susanne, Graf Almaviva empfindsame Seelen, und gegenüber Alfonsos skeptischem Egoismus nimmt sich Figaro fast wie ein romantischer Schwärmer aus. Nicht tiefsinnige Herzenskündigerin, einzig behende Situationsmalerin durfte die Musik sein, die ganze Feinheit und Beweglichkeit ihres charakteristischen Vermögens an dem bunten Wechsel der zwischen den einzelnen Personen sich hin- und herspinnenden geistigen Beziehungen bethätigend. Weil im Text äußerst wenig von wirklichem Gefühl zum Vorschein gekommen, sind die Arien fast ohne Ausnahme recht inhaltlose, rein formalistische Gebilde und darum längst dem Einfluß der Zeit erlegen. Der künstlerische Schwerpunkt des Werkes, dieses zweiactigen gesungenen Scherzo, seine unzerstörbare Lebenskraft liegt in den Ensemblesätzen. Sie wirken auf uns labend und erquickend gleich lauem, mildem Sommerabendhauch, der an allen Blumen genascht, mit ihren zartesten, süßesten Düften sich erfüllt. Eine wahre Wollust der Töne bietet sich dem entzückten Ohre dar. Wie schlanke, leicht geschürzte Tänzerinnen, bald sich suchend, bald einander fliehend, zu immer neuen Gruppen sich verschlingend, scherzen und kosen die Stimmen. Nur der gewiegtesten Meisterschaft konnte so feines, kunstreiches polyphones Gewebe gerathen, in welchem, nach einem treffenden Wort Ulibischeffs, der Contrapunkt, dieser böse Störenfried müheloſen Genusses, in Zucker und Honig sich verwandelt. Zu heimlichem Geflüster ist die Sprache des Orchesters abgedämpft, nie tritt es in den Vordergrund, mit klugem Verständniß, aber ganz leise und verstohlen be-

theiligt es sich an der Handlung. Keine andere Opernpartitur weist ein so weiches, duftiges Instrumentalcolorit auf. Das erste Finale, das Abschiedsterzett und das Quintett gehören zum Vollendetsten ihrer Art. Sorgloseste Behagen, friedseligste Heiterkeit, lächelnde Anmuth spiegeln sich wider in der kristallhellen Tonfluth, über welche die schalkhafteste Laune als leises Wellengekräusel hinspielt. Der zweite Act, in dem die dramatischen Vorgänge sich mehr und mehr zerfasern, ist allerdings weit kärglicher bedacht.

Ordnet man die Mozart'schen Opern nach ihrer Bedeutung für das heutige Repertoire, so folgen auf Don Juan, auf die Zauberflöte und Figaro, die allerwärts obenan stehen, die Entführung, Così fan tutte, Titus, Idomeneo. Gelegentliche Abweichungen von dieser Scala sind nur örtlicher Natur, durch Personalverhältnisse und andere Zufälligkeiten bedingt. Immer von Neuem geht Così fan tutte über unsere größeren Bühnen, um dann jedesmal nach einer kürzeren oder längeren Reihe von Darstellungen wieder auf Jahre hinaus den Blicken zu entschwinden. Der innerste Charakter des Werkes erklärt sattsam die Thatsache. Diese Musik mit ihrer holden Spielseligkeit, ihrer gänzlichen Abkehr von den realen Mächten des Lebens, ihrem süßen, jeder leidenschaftlichen Spannung wie tieferen Innigkeit abgewandten, nur den Blumenstaub der Empfindung leicht und flüchtig streifenden Serenadenton ist ein zu specifisches Kind des achtzehnten Jahrhunderts, um in dem Herzen des heutigen Geschlechts lauteren Widerhall zu wecken. Die Gegenwart begehrt von der Kunst einen greifbaren Inhalt, das ernste oder heitere Abbild der Wirklichkeit. Selbst in den übermüthigsten Maskenfesten der Comödie will sie die leibhafte Gestalt der Menschen und Dinge nicht ganz aus dem Auge verlieren. Fremd bis zur Unverständlichkeit klingt ihr eine Tonsprache, die alle Substanz des Gefühls in körperlosen Duft und Schimmer auflöst, uns in ein Reich des schönen Scheins versetzt, in welchem nicht die Vernunft, nicht die Sitte oder irgend welche andere von den legitimen Lenkerinnen der Welt, sondern einzig die Laune als oberste Herrin und Gebieterin waltet. Eine solche Oper konnte nur auf dem hocharistokratischen Boden einer Gesellschaft gedeihen, die alle Schwere des Daseins von sich gethan, den Genuß für ihre einzige Aufgabe hielt, in dem Cultus der verfeinertsten Sinnlichkeit als in ihrem eigensten Element lebte und athmete. In chronologischem Betracht nimmt Così fan tutte den Platz unmittelbar vor der Zauberflöte ein. Wie allumfassend mußte aber eine Künstlerseele sein, in welcher zwei so himmelweit verschiedene Schöpfungen neben einander Raum hatten. Bis hinab zu den geheimsten Tiefen des deutschen Gemüths greift die letztere, dabei präludirt in ihr trotz aller egyptischen und freimaurerischen Mummerei bereits der Geist des neunzehnten Jahrhunderts. Die erstere ist dagegen der lächelnde Scheidegruß der guten alten Zeit, die Verherrlichung jenes dolce far niente, in welchem eine privilegirte, jeder ernsteren Pflicht ent-

bundene Minderheit von einem Tag zum anderen durch's Leben tändelte. Wäre wirklich die Ironie die echteste Quelle künstlerischer Inspiration, dann besäßen wir in diesem leichtfertigen, mit dem üppigsten Segen der musikalischen Phantasie getränkten Liebesspiel das idealste Gebilde, zu dem je Wort und Ton sich geeint.

Am höchsten unter sämmtlichen Opern Mozarts stellt der Verfasser Figaros Hochzeit und Don Juan, aber am meisten liebt er die Zauberflöte. Wie häufig sie ihm auch im Verlauf eines Menschenalters sich dargeboten, auf seinen musikalisch-kritischen Lebenswegen bedeuteten alle diese Abende ebenso viele gastliche Oasen. Er, der so oft, einzig der Noth und nicht dem inneren Triebe gehorchend, die Hallen der Kunst betreten, muß sich zu unbegrenzter Dankbarkeit gegenüber einem Werke bekennen, das ihm stets von Neuem die längst verlorene Frische und Empfänglichkeit zurückgegeben. Keine Macht der Gewohnheit konnte etwas daran ändern. Immer wieder strömte aus den wohlbekannten Tönen dieselbe helle Feststimmung, ein köstliches Gemisch von heiterstem Behagen und leiser Rührung mit sanfter Gewalt in die Seele. Unzerstörbarer Zauber wohnt dieser Musik inne, deren lächelnde Kinderlippen uns die tiefsinnigsten Dinge offenbaren. In keiner anderen Oper des Meisters ist seine menschliche Natur, die ganze Schlichtheit und Treuherzigkeit seines echt deutschen Gemüthes zu so unmittelbarem Ausdruck gelangt. Was jenes an eigenstem Empfindungsgehalt, an ursprünglichstem Sang und Klang barg, wurde durch die traulichen Laute der Muttersprache geweckt, hat sich in sie ergossen. Thaufrischeste Naivetät ist darum der Alles beherrschende und erfüllende Grundzug dieses einzigen Werkes. Seine Melodien unterscheiden sich von den zu italienischen Worten gesetzten wie schlichte Wald- und Wiesenblümchen von üppigen Gartengewächsen. Das deutsche Element ist in der Zauberflöte noch ungleich reiner ausgeprägt als selbst in der Entführung. Während für diese vielfach die welsche Opernarie vorbildlich gewesen, sehen wir jetzt ihren Einfluß lediglich auf die Königin der Nacht beschränkt.

Das Libretto gehört gewiß zu den seltsamsten Geschöpfen seiner Art. Hausbackenes und Phantastisches, Gereimtes und Ungereimtes durcheinander mengend, mit allerlei unnützem, läppischem, auf die Kinder jedes Alters und Standes berechnetem Beiwerk reichlich ausstaffirt, gleicht es auf ein Haar der Erscheinung des wunderlich befiederten Vogelmenschen, dem hier eine so bevorzugte Rolle zugefallen. Eine bunte Reihe äußerst locker zusammengehaltener Scenen bildet den Inhalt der verworrenen, zum Theil recht widerspruchsvollen Handlung. Daß der böse Mohr zu Sarastros Gefolge gehört, die „drei Knaben jung, schön, hold und weise" im Dienste der nächtlichen Königin stehen, daß aus deren Händen Tamino und Papageno die schützenden Zaubergaben empfangen, alle diese Räthsel erklären sich einzig aus der gedankenlosen Hast, mit der nachträglich die Fabel umgebogen worden. Dabei erinnert die Sprache auf's Lebhafteste an die der Fibel-

verse. So manches geflügelte Wort im Redeschatz des höheren Blödsinns stammt aus der Zauberflöte. Und dennoch hat dieser alberne, unbeholfene, mißgestaltete Text dem Componisten eine Menge wirksamster, freilich bloß der unbegrenzten Fülle schöpferischsten Vermögens zugänglicher Handhaben geboten. Mit dem Seherblick des Genius erkannte der Meister die in der wunderlichen Schaale schlummernden triebkräftigen Keime, und dank dem Segen seiner Alles gewährenden Phantasie erwuchs aus ihnen ein überschwenglicher Reichthum duftiger Blüthen und goldener Früchte. Der bekannte Satz, daß nur ein Schritt ist vom Erhabenen zum Lächerlichen, hat auch in der Umkehrung seine Richtigkeit. Was das Libretto lallend und stammelnd auszusprechen gerungen, das bringt uns die Musik voll und ganz, in überzeugendster Wahrheit und Klarheit vor die Seele. Wir dürfen sicherlich beide einfältig nennen, aber jenes ist es im gewöhnlichen, diese im biblischen Sinne der doppeltzüngigen Bezeichnung. Kindisch sind die Worte, kindlich die Töne. Nur die oberflächlichste Betrachtung kann dem vielgeschmähten Text jedes Verdienst absprechen. Derselbe hat vor dem zu Così fan tutte den unermeßlichen Vorzug, daß er in wechselreichster Mannigfaltigkeit lauter musikalisch brauchbare Charaktere und Situationen aufweist, die darum fähig gewesen, von der ganzen Innigkeit wie dem ganzen Adel der Mozart'schen Muse ergriffen und verklärt zu werden. Ihm haben deshalb auch gegenüber dem Spottchor der Ankläger keine geringeren als Herder und Goethe das Wort geredet. Der Eine hob als Haupturſache des Erfolges das dramatische Grundmotiv, den zur Darstellung gebrachten Kampf zwischen Licht und Finsterniß, hervor, während der Andere gemeint: die Zauberflöte sei zwar voller Unwahrscheinlichkeiten und Späße, die nicht jeder zurechtzulegen und zu würdigen wisse, aber der Autor habe doch im hohen Grade die Kunst verstanden, durch Contraste zu wirken und große theatralische Effecte herbeizuführen. Ja, der Dichter des Faust hatte solche Freude an dem buntscheckigen Märchenspiel und dessen mystisch-symbolischem Kern, daß er ernstlich eine Fortsetzung plante und darüber 1795 mit dem Componisten Wranitzky in Briefwechsel trat. Er skizzirte die Handlung, führte auch einige Scenen aus, ließ aber die Arbeit unvollendet. Das ganze Personal der Mozart'schen Zauberflöte finden wir in dem merkwürdigen Fragment wieder beisammen. Papageno und Papagena leben als Ehepaar in ihrer Hütte, ungeduldig auf liebe, kleine Kinderlein wartend. Auch Tamino und Pamina sind vermählt, ein Söhnchen ist ihnen geschenkt, das jedoch Monostatos, der Willensvollstrecker der wieder mächtig gewordenen Königin der Nacht, geraubt und in einem mit unlöslichem Zaubersiegel verschlossenen goldenen Sarge geborgen. Sarastro hat, den Gesetzen seines Ordens gehorchend, den Tempel verlassen, um auf ein Jahr die Welt als Pilger zu durchwandern. Die Worte des Schubert'schen Liedes: „Wer kauft Liebesgötter," sind dem Goethe'schen Torso entlehnt, in welchem sie ein Duett zwischen Papageno und Papagena abgeben.

Don Juan und die Zauberflöte lassen je nach dem Standpunkt der Betrachtung sowohl eine gewisse Aehnlichkeit wie die größtmögliche Verschiedenartigkeit erkennen. Der Mischung des Tragischen und Komischen in dem einen Werk entspricht in dem anderen die des Erhabenen und Heiteren. In Hinblick auf diese Zwiespältigkeit, dieses Wechselspiel äußerster Gegensätze, wie auf das Hereinragen der übersinnlichen Welt muß man beide als romantische Opern bezeichnen. Alle Gemeinschaft zwischen ihnen hat jedoch hiermit ein Ende. Denn wenn wir in Don Juan die höchste Steigerung des der Musik innewohnenden dramatischen Ausdrucksvermögens gewahren, nähert sich die Zauberflöte durch den epischen Verlauf der Handlung und das bis zur Allegorie verallgemeinerte Wesen der meisten Charaktere dem Oratorium. Sarastro, Tamino, Pamina, die sternenflammende Königin, was wären sie etwa Anderes als Urtypen des Priesters, des Jünglings, der Jungfrau, des bösen Weibes? Noch weit mehr verflüchtigt sich das Persönliche in den Gestalten der drei Damen und der drei Knaben. Als Figuren von individuellerem Gehalt bleiben im Grunde genommen nur übrig: Papageno, Papagena und Monostatos. „Mozarts Zauberflöte," sagt Berthold Auerbach, „ist eine jener ewigen Schöpfungen, die im Jenseits aller Leidenschaft und alles Menschenkampfes steht. Ich habe es oft gehört, wie kindisch dieser Text sei, aber auf dieser Höhe kann alle Handlung, alles Geschehene, alle Menschenerscheinung, alle Umgebung nur noch allegorisch sein. Die Schwere und Begrenztheit ist abgestreift, der Mensch wird zum Vogel, zum reinen Naturleben, er wird zur Liebe, wird zur Weisheit."

Und ferner: An einem, mit seinen Wurzeln weit in die Vergangenheit zurückreichenden Stamme gewachsen, sind Don Juan und ebenso Figaros Hochzeit reifste, saftigste Früchte, der vollendete Inbegriff einer fast zweihundertjährigen, in ruhigem Verlauf zu ihrem endlichen Abschlusse gediehenen Entwickelung. Echte Zukunftsmusik enthalten dagegen die zwei der deutschen Gesangsbühne gewidmeten Mozart'schen Partituren. Die Entführung, die Zauberflöte, sie sind die beiden festen, den gesammten weiteren Aufbau unserer vaterländischen Oper tragenden Grundpfeiler. Unermeßlich ist zumal der vom letzteren Werk geübte Einfluß. Die hier angeschlagenen, ganz neuen jugendfrischen, zeugungskräftigen Töne sind fruchtbar gewesen, haben sich gemehrt und ausgebreitet, als ebenso viele lebenspendende Grundtonarten des musikalischen Ausdrucks sich erwiesen. Das in den Gesängen Sarastros und seiner Priester zur Darstellung gelangte ethische Element beherrscht und durchdringt den Fidelio, dessen Autor bekanntlich die Zauberflöte weitaus am höchsten unter allen Mozart'schen Opern geschätzt. Tamino und Pamina sind die Eltern von Max und Agathe, wie von deren vornehmen Geschwistern Adolar und Euryanthe, Hüon und Rezia, und nicht minder zahlreich ist Papagenos und Papagenas fröhliche Nachkommenschaft. Ja, selbst weit hinaus über das Gebiet des gesungenen Dramas hat die

Zauberflöte lauten, vielfältigen Widerhall erweckt. Tief verschuldet sind ihr eine ganze Reihe von Oratorien, vor allem Haydns Schöpfung und Jahreszeiten. Der würdevolle Druide in Mendelssohns Walpurgisnacht ist ein Epigone Sarastros. Sogar die reine Instrumentalmusik sehen wir beseelt und befruchtet von der sanften Erhabenheit dieser Tonsprache, deren gleichsam körperlose, wie aus überirdischem Glanz gewobene Gebilde eine, jeder selbstsüchtigen Regung Schweigen gebietende sittliche Weihe ausstrahlen und deshalb auch ohne die Geleitschaft des deutenden Wortes unser inneres Auge emporlenken würden zu den ewigen Urquellen des Lichts. So manches Beethoven'sche Adagio betet an den Altären der Isis und des Osiris. Auch die ersten Anfänge unserer instrumentalen Märchenromantik stecken bereits im Mozart'schen Orchester.

Religiöses Empfinden, wie es aus dem Munde der Eingeweihten zu uns spricht, hatte bis dahin im Tonreich und nun gar von der Opernbühne herab noch nie seine Stimme erhoben. Jene verkünden dasselbe, durch kein Dogma eingeengte, jedem specifischen Kirchenthum abgewandte Evangelium der Menschenliebe, zu dessen mildem, duldsamem Geiste fast die gesammte Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts sich bekennt. Sarastro ist der echte und rechte Priester im Sinne von Lessings Nathan. Seine beiden Arien sind väterliche Segensgrüße, der ganzen zum Bruderbund geeinten Menschheit zugerufen. Dem tiefsten Gemüth entquollen, schmiegen sie sich durch den treuherzigen Brustton, die ruhige, reife, allem leidenschaftlichen Sturm und Drang enthobene Innerlichkeit, durch die patriarchalische Würde nnd Schlichtheit des Ausdrucks in unübertroffener Weise dem eigensten Vermögen der Baßstimme an. Auch der Männerchor hat hier eine Bedeutung gewonnen wie vorher in keiner anderen Oper. Ungemein förderlich war den priesterlichen Gesängen der Zauberflöte die nachträgliche Umgestaltung des Libretto, die dadurch ermöglichte Beziehung zu den maurerischen Mysterien. Wir wissen, mit welchem Ernst Mozart an ihnen gehangen, wie sehr ihm der Inhalt des Lebens sich geläutert und vertieft, seitdem er es als Vorbereitung auf den Tod zu betrachten begonnen. Dieser wirft seinen dunklen Schatten in die buntscheckige Handlung. Alle Schauer des Grabes umweben uns beim Erscheinen der zwei Geharnischten, bei jener markerschütternden Choralfiguration, der ersten und weitaus genialsten, die sich auf die Bretter gewagt. Nicht nur der Zeitfolge nach stehen die Zauberflöte und das Requiem unmittelbar nebeneinander, auch ein enges geistiges Band verknüpft beide. Namentlich diese den letzten Dingen zugewandte Seite des Werks hat das folgende Strauß'sche Sonett im Auge.

Dem Gotte gleich, der aus den Thorenstreichen
Der Menschenkinder Weltgeschicke flicht,
Hast du aus einem närrischen Gedicht
Ein Tönewerk erschaffen sonder gleichen.

Schon warst du nahe jenen ernsten Reichen,
Wo jede Lebenstäuschung uns zerbricht,
Das Haupt umstrahlt von jenem reinen Licht,
Vor dem die bunten Erdenfarben bleichen.

Da schien der Menschen Thun dir Kinderspiel
Du sah'st den Haß in ew'ge Nacht gebannt,
Die Liebe sich zur Weisheit mild verklären.

Dank dir verklärter Meister! nach dem Ziel
Hast du uns liebend noch herabgesandt
Vorklänge von der Harmonie der Sphären.

Staunenswerth ist in der Zauberflöte die Neuheit und nicht minder die Mannigfaltigkeit des Stimmungscolorits. Wie Sarastro weder unter den bisher betrachteten Mozar'tschen Gestalten noch auf der ganzen älteren Gesangsbühne einen Vorgänger gehabt, ebenso Tamino und Pamina, diese musikalischen Urbilder des deutschen Jünglings und der deutschen Jungfrau. Seine frischesten, frühlingsduftigsten Töne hat der Meister dem holden, eben aus dem Seelenschlaf der Kindheit erwachenden Paar geliehen. Welche langen, tiefen Athemzüge der Empfindung in dem: Dies Bildniß ist bezaubernd schön! Ja wohl, das ist die unschuldvolle Sprache eines bisher gänzlich unberührten Herzens, das sich plötzlich entdeckt hat, staunend und sinnend gewahrt, was für wunderbare Dinge in ihm vorgehen. Auch die beiden Pagenromanzen künden die ersten Regungen der Liebe, aber sie bemächtigt sich dort wie ein Rausch, in unserer Arie dagegen wie eine himmlische Offenbarung der jungen Brust. Bei Cherubin wendet sich das Gefühl verlangend nach außen, bei Tamino träumerisch nach innen. Jener möchte mit seinen Armen das ganze weibliche Geschlecht umfangen, während dieser nur erfüllt ist von der Einen, deren reine Züge er eben geschaut. Gleich einem frommen Gebet entströmt seinen Lippen die von keinem sinnlichen Hauch gestreifte Melodie. Unbegrenztes seelenmalerisches Vermögen thut sich uns kund in der so verschiedenartigen Behandlung verwandter Aufgaben. Der leidige Umstand, daß Sarastros Zögling das Gelübde des Schweigens abgelegt, hat im zweiten Act alle reichere musikalische Entwickelung des Charakters gehindert. Um so voller und freier entfaltet sich hier das Wesen Paminas. Aus der anmuthigen Mädchenknospe, als welche sie uns zunächst gegenüber getreten, blüht unter der Macht der Liebe, zumal unter der Gewalt des ersten großen Schmerzes die herrlichste Jungfrau hervor. Das Antlitz, welches die Arie, das Terzett, die Wahnsinnsscene abspiegeln, ist um so rührender, da es bei dem Ernst des im Kampf mit dem Leben gereiften und vertieften Ausdrucks den ganzen Zauber der Kindlichkeit sich gewahrt hat.

Papageno erinnert an eine der ältesten und volksthümlichsten Figuren der deutschen Bühne. Er ist in der That nichts weiter als der manierlichste und liebenswürdigste Nachkomme des ungeschlachten Hanswurst, den einst die

Neuberin verbrannt, der aber diese wie so manche andere Execution siegreich überstanden hat und bis hinein in unsere Tage unter den Lebendigen wandelt. Von ihm stammt der lustige Vogelfänger ab. Dieser ausbündige Realist, dessen unverwüstliches Naturburschenthum im schalkhaftesten Gegensatze zu dem hochgestimmten Idealismus steht, darin die Hauptträger der Handlung leben und athmen, konnte das Licht der Welt nur in einer Stadt erblicken, die seinen Ahnherrn stets in besonderen Ehren gehalten. Ebenso beschränkt und feige wie drollig und gutmüthig, ein echtes Geschöpf des Wiener Volkshumors, Zwillingsbruder der Kasperl, Staberl, Tadedl, wurde er einzig durch den Zauber der Mozart'schen Musik weit über alle jene possenhaften Spaßmacher emporgehoben. Harmlose Naturkinder gleich Papageno und Papagena sind auch die drei Damen. Ihr muthwillig heiteres Geplauder verräth nirgends, daß sie im Dienste der nur auf Unheil sinnenden nächtlichen Königin stehen. Ein sonderbares Mißgeschick hat über der letzteren schon von ihrer Wiege an gewaltet. Wohl darf sie klagen: „Zum Leiden bin ich auserkoren." Dem ersten Textentwurf gemäß Vertreterin des guten Princips und als solche vom Componisten bereits charakterisirt, mußte sie sich nachträglich in einen Dämon des Hasses und der Rache verwandeln. Manche Spur erinnert unverkennbar an die ursprüngliche Bedeutung der Rolle. Deren Wesen ist ferner durch die Rücksicht auf die Persönlichkeit der ersten Darstellerin in mißlichster Weise beeinflußt. Wie einst Mozart die Constanze in der Entführung zum großen Theil der geläufigen Gurgel der Cavalieri geopfert, so lagen ihm diesmal der bis zum hohen F reichende Sopran und das virtuose Staccato seiner ältesten Schwägerin Josepha Hofer mehr als billig am Herzen. Sollte es uns Wunder nehmen, wenn aus so widerspruchsvollen Voraussetzungen ein stilloses Gemisch von pathetischen Recitativen, schwer gewogenen Melodien und dornigem, altfränkischem Coloraturenkram sich ergeben? Der Grund liegt aber vielleicht noch etwas tiefer, der die Königin der Nacht an ein zwiespältiges Hin und Her von vornehmer Würde und leidenschaftlicher Zerfahrenheit gewiesen. Das Dämonische, das nothwendig zur Beglaubigung einer solchen Gestalt gehört, es hat erst im neunzehnten Jahrhundert auf der Bühne Beethovens, Webers, Meyerbeers, Wagners musikalischen Ausdruck gewonnen. Pizarro, Kaspar, Lysiart, Eglantine, Bertram, Ortrud stehen jenseit der Grenzen klassischer Kunst.

Es wurde schon gesagt, daß die Zauberflöte vermöge der eigensten Natur des ihr zu Grunde liegenden Stoffs vielfach dem Oratorium sich nähert. Seinem Wesen entspricht sowohl das die ganze Handlung beherrschende rein ethische Motiv, wie das überwiegend Symbolische ihrer Träger. Weil z. B. die drei Knaben und nicht minder die drei Damen nur die Verkörperung eines Begriffs, also bloß eine allegorische Gesammtpersönlichkeit darstellen, war in ihren Gesängen kein Raum für die wechselvolle Mannigfaltigkeit individuellsten Lebens, die wir in den Ensemblesätzen des Don Juan, des Figaro bewunderten. Die Gestaltung konnte einzig durch musi-

kalische Rücksichten bedingt werden. Für das Zurücktreten des dramatischen Elements gewähren indessen die Zierlichkeit des Tongeflechts, der Reiz und die Feinheit des Ausdrucks reichlichen Ersatz. Unberechenbaren Einfluß auf die weitere Pflege des mehrstimmigen Frauengesangs haben diese Terzette geübt, die bald wie mit Engelszungen reden — man denke an der drei Knaben so feierlich mildes „Zum Ziele führt dich diese Bahn," oder an ihr so kindlich naives „Seid uns zum zweiten Mal willkommen" — bald den schalkhaftesten Humor im Munde tragen. Kaum eine andere Mozart'sche Partitur weist eine ähnliche Farbenpracht instrumentaler Klänge auf. Die im Don Juan bis zur Erscheinung des steinernen Gastes gesparten Posaunen gießen ihren Festglanz bereits über die Ouvertüre eines jener wunderbaren Gebilde, in denen höchste Kunst in echteste Natur sich umgewandelt. Auf die priesterlich weihevolle Einleitung folgt ein die schweren, spröden contrapunktischen Formen wie das vielgestaltige orchestrale Rüstzeug gleich gefälligem, federleichtem Tand handhabendes Fugato. Gänzlich absichtslos, ohne jedes menschliche Zuthun scheint Alles aus dem Urborn der Töne hervorgequollen. Und dieser wortlose Prolog kündigt dabei auf's Beredteste den Doppelcharakter der Oper an, die ihr eigene Mischung von Erhabenheit und Heiterkeit, von mystischem Tiefsinn und buntschillernder märchenhafter Phantastik.

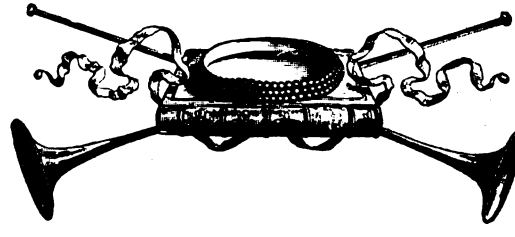
Welche unermeßliche Kluft zwischen der aus dem Urgrund deutschen Geistes und deutschen Gemüthes geschöpften Zauberflöte und dem gänzlich von der italienischen Schablone beherrschten Titus! Nur der biographischen Kunde verdanken wir die volle Lösung des psychologischen Räthsels, daß zwei so ungleichartige Werke nicht blos den Autor, sondern selbst das Entstehungsjahr gemein haben. In dem klassischen Siebengestirn der Mozart'schen Opern zeigen, um es zu wiederholen, Idomeneo und la clemenza di Tito bei dem weitesten räumlichen Abstand, vermöge ihrer engen Beziehungen zur alten opera seria, doch die meiste innere Verwandtschaft, freilich mit dem Unterschiede, daß dort eine Fülle frischen, jungen Lebens aus den verbrauchten Formen hervorgeblüht, während ihnen hier der in sie eingeströmte Stimmungsgehalt entspricht. Eine bereits 1734 von Caldara, 1735 von Leo, 1737 von Hasse, 1751 von Gluck, 1760 von Jos. Scarlatti, 1769 von Naumann, außerdem von Jomelli und Perez in Musik gesetzte Dichtung Metastasios liegt dem Libretto zu Grunde. Mit ihren wohlklingenden Versen, ihrer frostigen Geziertheit, saft- und kraftlosen Rhetorik, mit dem feierlichen, jedem Naturlaut der Empfindung Schweigen gebietenden Ceremoniell war sie ganz nach dem Herzen eines Publikums, welchem die Gesangsbühne nur das Gerüst für dramatisch hergerichtete und aufgeputzte Vocalconcerte gewesen. Der Dresdener Hofpoet Mazzola hat dem von ihm überarbeiteten Text seines Wiener Berufsgenossen keinen neuen Geist einzuflößen vermocht. Wir sollen unser Interesse einer Handlung schenken, die von Anfang bis zu Ende nur leerer Schein ist, die, in Bewegung gesetzt durch die dürftigsten, willkürlichsten, unwahrsten Motive, jeden Augenblick zu versiegen droht.

Verbrechen werden begangen, ohne ihr Ziel zu erreichen, Strafen werden verhängt, aber im letzten Augenblick fällt ein bereit gehaltener allerhöchster Gnadenspruch der poetischen Gerechtigkeit in ihren schon erhobenen Arm. Aus dem salbungsvoll moralisirenden, von Tugend und Edelsinn triefenden Wortschwall starrt uns befremdend und erkältend die ganze Hohlheit und Unnatur der Charaktere entgegen. Der über alle Maßen weichherzige, großmüthige Imperator ist ein blutloses, einzig höfischer Schmeichelei dienendes Symbol fürstlicher Huld und Güte. Nicht einmal unser Mitleid verdient der weibische, zerfahrene Sextus, dem eine unerwiderte Liebe den gegen seinen kaiserlichen Freund und Wohlthäter gerichteten Dolch in die Hand giebt. Servilia, Annius, Publius sind bloße Lückenbüßer. Tragisch angelegt ist allein Vitellia, aber sie treibt und beherrscht der Ehrgeiz, eine Leidenschaft, die geringen Spielraum dem Ausdrucksvermögen der Töne bietet, von ihnen kaum gestreift wird. Der Musik blieb deshalb nur übrig, an dem armseligen Sparren- und Lattenwerk des Textes allerlei gefälligen Zierath aufzuhängen, süße mit Wohllaut getränkte Melodien und bunte Fioriturengewinde. Nichts ist aber vergänglicher als derlei äußerlich herzugebrachter Schmuck, als solcher nicht aus dem innersten Sinn der Worte quellende Gesang.

Wie konnte jedoch den Meister, der sich sehr klar gewesen über die an einen Operntext zu stellenden Forderungen — die bei Gelegenheit des Idomeneo, der Entführung an den Vater gerichteten Briefe geben davon Zeugniß — wie konnte ihn gelüsten, die Hand auszustrecken nach diesem lebensfeindlichen Libretto? Wer so fragt, hat schwerlich eine Ahnung von der elementaren Gewalt des künstlerischen Productionsdranges. Einer unwiderstehlichen inneren Nöthigung gehorchend, ergriff Mozart begierig jeden Anlaß, der ihn auf die Bühne, den eigensten Schauplatz seines Genius, rief. Daß in Figaro und Don Juan dem Componisten eine unendlich erfreulichere und lohnendere Aufgabe zugefallen, als in Così fan tutte und Titus, wußte er sicherlich am besten. Er wollte aber lieber den Verhältnissen sich fügen, auch unter ungünstigen Bedingungen an's Werk gehen, als thatlos die allen seinen Wünschen entsprechenden Dichtungen erwarten. Zudem stand hinter ihm die gebieterische Sorge für Weib und Kinder. Nie hat er mit härteren Bedrängnissen gekämpft, als in den beiden letzten Jahren seines Lebens. Der Auftrag, die Prager Krönungsoper zu schreiben, war ein Glücksfall, den er nicht abweisen durfte. Nur achtzehn Tage konnte er auf die Arbeit wenden, sie wurde ihm durch körperliche Leiden erschwert und verbittert. Das in der böhmischen Hauptstadt versammelte Publikum begehrte von der musikalisch-dramatischen Festgabe nicht tragische Erschütterungen, keine aristotelische Katharsis, sondern lediglich freundlichen Zeitvertreib, müheloſen Genuß.

Ist es unter solchen Umständen verwunderlich, daß die Tonsprache zurückgelenkt in die breiten, bequemen Wege der alten opera seria, daß

dieſe faſt durchweg der Partitur ihren Stempel aufgeprägt, den formaliſtiſchen, vornehmlich das Bravourbedürfniß in Nahrung ſetzenden Arien, den knappen, ſpärlichen Duetten, Terzetten, Chören, dem gleichgültigen Einerlei des vom Meiſter ſeinem Schüler Süßmayer überlaſſenen Secco-Recitativs, endlich auch dem Orcheſter, deſſen ſchablonenhafte, mit allerlei für die Charakteriſtik bedeutungsloſem Flitterſtaat — man erinnere ſich der obligaten Clarinette in der erſten Arie des Sextus, des concertirenden Baſethorns in der zweiten der Vitellia — verbrämte Behandlung grell abſticht gegen die ſo ausdrucks- und charaktervolle Inſtrumentation der Zauberflöte! Wie wenig es die Muſik mit dem Drama ernſt genommen, ſagt uns ſchon das Perſonenverzeichniß. Die ältere italieniſche Oper iſt ein Spielzeug der Primadonnen und Kaſtraten geweſen. Gegenüber der Stimme der Natur, den Geboten der Sitte und Humanität waren die letzteren allmählich von der Bühne verſchwunden, aber ihre Erbſchaft traten die in Männerkleider geſteckten Frauen an. Ihnen ſind im Titus die Partien des Sextus und Annius zugewieſen. Nur eine einzige Nummer des Werks, das bewunderungswürdige Finale des erſten Acts, zeigt uns den großen Tondramatiker in ſeiner ganzen Glorie. Von den Furien der Reue gejagt, ſtürzt Sextus, in der Meinung, den Kaiſer getödtet zu haben, auf's Forum. In die zu einem Quintett ſich erweiternde Scene klingt von fern der bange Weheruf des Volkes hinein. Immer näher, immer erſchütternder tönt deſſen Klage, bis zuletzt der Vorhang über eine Welt ſich herabſenkt, die fried- und herrenlos ſämmtlichen Dämonen der Nacht und des Abgrundes preisgegeben ſcheint. Die Stimmen, wie erdrückt unter einer Laſt bleiſchwerer Diſſonanzen, bringen uns das Bild ſtarren, dumpfen, jede Lebensregung hemmenden Entſetzens vor die Seele. Im engſten Rahmen iſt dabei dies meiſterhafte, allem Herkommen zum Trotz nicht mit einem rauſchenden Allegro gekrönte, ſondern trüb und langſam verhallende Finale gehalten.



Die Lehren der Anarchiſten.

Von

Georg Adler.

— Breslau. —

Gegenwärtig hat eine Reihe verbrecheriſcher Mordverſuche die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland auf die anarchiſtiſche Partei gelenkt. Sie war bei uns bis vor Kurzem kaum dem Namen nach bekannt. Und auch jetzt weiß man über ihre Beſtrebungen und Endziele nur wenig. Denn ſelbſt der unlängſt abgeſchloſſene Prozeß gegen die Urheber des Niederwald-Attentates hat nur ein ſchwaches Streiflicht auf die anarchiſtiſchen Lehren fallen laſſen. Um ſo mehr muß daher eine Studie geboten erſcheinen, welche über das Weſen dieſer bedrohlichſten Ideenrichtung unſerer Zeit aufzuklären beſtrebt iſt.

Will man aber ein wirklich zutreffendes Bild von der in Rede ſtehenden Geiſtesſtrömung gewinnen, ſo darf man ſich nicht damit begnügen, ſie erſt von dem Momente an zu betrachten, wo ſie durch eine entſprechende Parteibildung gleichſam feſte Geſtalt gewonnen hat, — ſie muß vielmehr auch in ihrem abſtracten Urquell nachgewieſen werden, der durch das Studium der Werke Proudhons aufgedeckt wird.

Proudhon hat zuerſt das Wort „Anarchie“, welches bis dahin für identiſch mit „Chaos“ und „Unordnung“ gegolten, zur Bezeichnung eines idealen Geſellſchaftszuſtandes angewandt, in dem durch das leitende Princip der „Herrſchaftsloſigkeit“ (ἀν-αρχία, wörtlich: Nicht-Herrſchaft) jegliche Knechtſchaft ausgeſchloſſen ſein ſollte. Damit wollte der franzöſiſche Autor die zukünftige Ordnung in ſchärfſten Gegenſatz zu der bisherigen Weltgeſchichte ſtellen, deren charakteriſtiſche Merkmale — nach ſeiner Anſicht — Unterdrückung und Zwang waren.

Die Deduction Proudhons lautet: Bei wahrer und voller Freiheit muß der Grundsatz der Gleichberechtigung, welcher auch der einzig gerechte ist, alle gegenseitigen Verhältnisse der Menschen regeln. Jeder wird in diesem Falle von dem Andern soviel empfangen, als er ihnen gegeben hat, d. h. das Einkommen eines Jeden wird seiner Arbeitsleistung entsprechen. Wenn also in einem Gemeinwesen Alle gleich gut gearbeitet, müssen auch Alle den gleichen Antheil am Gesammtproducte haben. Dies hat aber in der modernen „capitalistischen" Wirthschaftsgestaltung nicht statt. Denn der Inhaber des Eigenthums nimmt auf Grund desselben einen Theil des Ertrages der nationalen Arbeit vorweg in Anspruch: der Zins, die Rente, die Miethe u. s. w. sind Arten des Einkommens, welche vom Eigenthümer ohne Arbeit erworben und daher — entgegen aller Gerechtigkeit — dem Arbeiter zwangsweise weggenommen sind. Auf diese Weise wird das Eigenthum zum Diebstahl. „La propriété c'est le vol," — das ist die Folgerung, zu der Proudhon schon 1840 in seinem Werke „Qu'est-ce que la propriété?" gelangt ist, und die er stets festgehalten hat. Ja, in einem seiner letzten Werke, in der sechsbändigen „Justice dans l'église et dans la révolution" bezeichnet er es als seinen größten Stolz, jenes Wort zuerst ausgesprochen zu haben. „Diese Definition (des Eigenthums) — sagt er — ist mein; ich gäbe sie nicht um alle Millionen Rothschilds."

Aus dem angegebenen Grundfehler leitet Proudhon alle existirenden Uebel, besonders das Massenelend ab.

Es ist daher consequent, wenn er die Beseitigung dieser Mängel von einer Neugestaltung erwartet, die Jedem soviel Güter zu Theil werden läßt, als er gemäß seiner Arbeitsleistung verdient.

Hierzu bedarf es nun — nach Proudhon — nicht blos einer Reform des Staates, wie etwa die Socialisten meinen. Nein, der ganze Staat soll abgeschafft werden, weil er im besten Falle die Herrschaft der Majorität, mithin die Unterdrückung der Minorität bedeute und auf diese Weise die Unfreiheit verewige.

Welcher Neubau soll aber auf der Stätte der Trümmer des Staates errichtet werden? Eine Verwaltung, antwortet unser Theoretiker, die dafür zu sorgen hat, daß das Privateigenthum — welches auch in Zukunft bestehen bleiben soll — nicht mißbräuchlich angewandt wird. Der Producent mag Grund und Boden, Werkzeuge, Gebäude u. s. w. sein eigen nennen, aber er darf für seine, mit deren Hilfe erzeugten Waaren nicht mehr fordern, als er gearbeitet. Da das Privateigenthum gestattet ist, wird natürlich auch die Concurrenz nicht aufgehoben; ja es wird ein noch lebhafterer und allgemeinerer ökonomischer Wettbewerb erwartet, indem von ihm Niemand mehr in Folge seiner Mittellosigkeit ausgeschlossen bleiben soll, wie dies heute der Fall.

Alle Verhältnisse zwischen den Zukunftsbürgern werden auf dem Wege des Vertrages geregelt. Gesetze existiren nicht mehr. Demgemäß ist auch

die ganze Justiz und die Polizei überflüssig. „Das industrielle (d. h. anarchistische) Regime — sagt Proudhon in der „Idée générale de la Révolution" — ist die Versöhnung der Interessen, welche . . . aus der Constituirung des Werthes und des Eigenthums resultirt. Wozu sollte einem solchen Zustande der Dinge die Regierung dienen? Wozu die Bestrafung? Wozu die Justiz? Der Vertrag löst alle diese Probleme. Der Producent unterhandelt mit seinem Consumenten, der Associé mit seiner Gesellschaft, der Bauer mit seiner Gemeinde, die Gemeinde mit dem Bezirke, der Bezirk mit dem Departement u. s. w. Es ist immer das gleiche Interesse, welches unterhandelt, sich ablöst, sich in's Gleichgewicht setzt, sich in's Unendliche fortspinnt."

Proudhon erwartete die Einführung seiner harmonischen Ordnung nicht vom allgemeinen Stimmrecht; denn dieses hielt er, wenigstens für die Dauer der gegenwärtigen, ökonomischen Ungleichheit, nur für eine Lüge.

Aber er folgerte hieraus nicht, wie es die späteren Anarchisten thaten, die principielle Nothwendigkeit des gewaltsamen Vorgehens und der „Agitation zur Rebellion". „Sind die Ideen aufgestanden — meinte er in der bereits angeführten „Justice dans l'église et dans la révolution", — so stehen die Pflastersteine von selbst auf, wenn anders die Regierung nicht vernünftig genug ist, sie nicht abzuwarten. Ist das nicht der Fall, so hilft Alles nichts."

Immerhin mußte die Betonung des individuellen Beliebens und der subjectiven Willkür in ihren Consequenzen leicht zu destructiven Ideen führen. Und daß denselben auch Proudhon nicht ganz fern stand, daß er in gewissem Sinne als intellectueller Mitschuldiger an den Lehren Bakunins von der „Pan-destruction" betrachtet werden muß, kann durch manche Stellen seiner Schriften bewiesen werden, wie z. B. durch folgenden Passus, welcher sich in dem Werke über das „Eigenthum" findet: „Ich habe es geschworen, — heißt es hier — ich werde meinem Werke der Zerstörung treu bleiben; ich werde nicht aufhören, die Wahrheit durch Ruinen und Trümmer hindurch zu verfolgen. Ich hasse die halbgethane Arbeit, und man kann mir glauben, ohne daß ich es anzukündigen brauche: wenn ich gewagt habe, die Hand an die heilige Lade des Eigenthums zu legen, so werde ich mich nicht damit begnügen, den Deckel herunter geworfen zu haben. Alle Geheimnisse des Heiligthums der Ungerechtigkeit müssen enthüllt, die Tafeln des alten Bundes müssen zerbrochen und alle Gegenstände des alten Cultus als Streu vor die Schweine geworfen werden." —

Proudhon fand zwar viele Bewunderer für die blendende Dialektik seiner Deduction, für die gewaltige Wucht seiner Rhetorik und für die diabolische Schönheit seiner Sprache; — aber die Zahl seiner Anhänger war damals äußerst spärlich. Ja, seine Lehren fanden in Deutschland ein verhältnißmäßig größeres Echo als in Frankreich. So gaben Max Stirner (in seinem Werke „Der Einzige und sein Eigenthum") Karl Grün (in der

„Socialen Bewegung in Frankreich und Belgien") Alfred Meißner (in den „Revolutionären Studien aus Paris") u. A. die Ansichten des Franzosen mit mehr oder weniger geringen Abänderungen wieder.

Erst mehrere Jahre nach Proudhons Tode (1865) begann eine Massenbewegung, welche die „Anarchie" als Ziel proklamirte und ihre theoretischen Programmpunkte dem Systeme des französischen Doctrinärs entnahm.

Der Urheber der sich jetzt bildenden Partei war der Russe Michael Bakunin. Derselbe (geboren i. J. 1814) war Artillerie-Offizier gewesen, hatte aber aus Unzufriedenheit mit dem bestehenden Regime schon nach wenigen Jahren den Abschied genommen. Er ging im Jahre 1843 über Deutschland in die Schweiz, wo er in Beziehungen zu der von Weitling geleiteten communistischen Agitation trat. Im folgenden Jahre finden wir ihn zu Paris, wo er an der ultraradicalen „Réforme" und an dem dortigen deutschen socialdemokratischen „Vorwärts" mitarbeitete. 1848 begab er sich nach Deutschland, von der Pariser provisorischen Regierung mit Geldmitteln versehen. Dieselbe wollte nämlich den unbequemen Revolutionär durchaus entfernen. Erklärte doch ihr Mitglied Flocon, bekanntlich selbst ein Montagnard: wenn Frankreich 300 Bakunins besäße, so würde es nicht regierbar sein. In Deutschland betheiligte sich Bakunin an den verschiedensten Putschen, bis er während des Dresdener Mai-Aufstandes (1849) mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wurde. Oesterreich und Rußland verlangten zugleich seine Auslieferung. Er ward nach Rußland transportirt, wo er zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurde. Nachdem er 8 Jahre im Gefängniß zugebracht, wurde er zur Ansiedlung in Sibirien begnadigt. Von dort gelang es ihm jedoch im Jahre 1861 zu entfliehen. Er wandte sich alsbald nach London, wo er sofort wieder im Sinne des socialistischen Radicalismus thätig war. Erst im Verlaufe der Agitation kam Bakunin zum Anarchismus, dessen Principien er in der von ihm 1869 gegründeten „Allianz der socialistischen Demokratie" zum Ausdrucke brachte. Kurz nach der Stiftung der „Allianz" brach der deutsch-französische Krieg aus. Derselbe gab dem russischen Publicisten Veranlassung zu zwei fulminanten Streitschriften gegen Deutschland: „Lettres à un Français sur la crise actuelle" (1870) und „L'empire knouto-germanique et la révolution sociale" (1871). Diese Broschüren betrachten den Krieg im Lichte des Anarchismus und entwickeln hierbei auch die Grundprincipien dieser Lehre.

Im September 1870 suchte übrigens Bakunin seine Doctrin in praxi durchzusetzen, indem er es unternahm, Lyon als selbständige, revolutionäre Commune zu organisiren, — was natürlich vollständig mißlang.

1871 trat Bakunin mit den Mitgliedern seiner Allianz in die von Karl Marx inspirirte „Internationale Arbeiter-Association" ein. Er gerieth aber mit deren Londoner Centralleitung in heftige Streitigkeiten, die schließlich 1872 mit seiner Ausstoßung endeten, aber auch die factische Sprengung

der „Internationale" zur Folge hatten. Der Russe hatte ihre Sectionen in Italien, Spanien, Belgien und im Schweizer Jura vollständig auf seiner Seite.

Die hierbei geführte Polemik, in der er gegen Marx persönlich in die Schranken trat, hinderten ihn nicht, eine energische Agitation, besonders nach Rußland und nach Italien hin, zu entfalten. Aus der Reihe von Broschüren, Flugschriften und Zeitungsartikeln, die er hierbei verfaßte, ist vor Allem bemerkenswerth die gegen den Republikaner Mazzini gerichtete Schrift „La théologie politique de Mazzini et l'Internationale" (1872), welche eine eingehende Darlegung mehrerer anarchistischer Grundsätze enthält.

Später zog sich Bakunin, körperlich gebrochen, nach Locarno zurück. Er starb am 2. Juli 1876 an der Herzverfettung.

Die Theorien des slavischen Umsturzmannes sind heute noch wie zu der Zeit, wo sie aufgestellt wurden, für den romanischen Anarchismus maßgebend. Sie müssen hier daher zur eingehenderen Darstellung gelangen.

Im Kernpunkte der Kritik der bestehenden Ordnung giebt Bakunin nur eine Wiederholung der Proudhon'schen Lehre vom gestohlenen Eigenthum. Insofern hat daher der Bakunismus einen gemeinsamen Ausgangspunkt mit der internationalen Socialdemokratie, welche ebenfalls die Behauptung zu Grunde legt, daß der Capitalist sein Einkommen durch Ausbeutung der Arbeitskraft der Besitzlosen erwerbe.

Des Ferneren stimmt Bakunin mit den meisten Socialisten überein, wenn er die bestehende Organisation der Gesellschaft als die einzige Ursache aller Verbrechen ansieht. Er erklärt es in Consequenz dieser Meinung für eine offenbare Heuchelei oder Widersinnigkeit seitens der Gesellschaft, die Verbrecher zu bestrafen, indem jede Strafe die Schuld des zu Bestrafenden voraussetze, die Verbrecher aber niemals die Schuldigen seien. „Die Theorie von Schuld und Strafe — sagt der russische Anarchist — geht aus der Theologie hervor, das heißt aus der Ehe des Widersinnes mit der religiösen Heuchelei."

Im entschiedenen Gegensatze zur Socialdemokratie stehen dagegen die Ansichten des fraglichen Autors über den Staat, den er nicht nur in der bisherigen Form, sondern an sich und in jeder Form bekämpft. Wer sich für den Staat erkläre — meint er — spreche sich damit auch für die Herrschaft aus; und da jede Herrschaft die Existenz von Beherrschten voraussetze, so müsse sich jeder Staat im Gegensatze zur wahrhaften Freiheit befinden. Somit liege der Despotismus nicht in der Form des Staates, sondern in dessen Princip.

An die Stelle des Staates will Bakunin die vollständig und wahrhaft freie Gesellschaft setzen. In ihr sind alle Klassen und alle Herrschaftsverhältnisse abgeschafft. Jeder, ohne Unterschied der Farbe, der Race, der

Nation und des Glaubens, ist Arbeiter und hat Anspruch auf sein ganzes Arbeitsproduct. Die Ordnung wird sich angeblich ganz von selber herstellen kraft des der gesammten menschlichen Gattung innewohnenden Princips der „Solidarität". Diese besteht darin, daß jeder Mensch sich nur dann wirklich frei dünken kann, wenn er alle anderen Menschen dieselbe Freiheit genießen sieht. In Folge hiervon werden die Menschen in der anarchistischen Gesellschaft eifersüchtig darüber wachen, daß Niemand in der freien Ausübung seines Wollens gestört werde, soweit er damit keinen Andern schädige.

Allerdings — gesteht Bakunin zu — giebt es auch in der Zukunft, ebenso wie bisher, sehr viele Aufgaben und Arbeiten, zu denen gemeinsames, übereinstimmendes Thun, Unterordnung Vieler unter Wenige, mit einem Worte: „Disciplin" nothwendig ist. Eine solche wird daher auch im idealen Gesellschaftszustande nicht fehlen können. Aber während sie im heutigen Staate auf das Princip der Despotie basirt ist, wird sie später ein Ergebniß bewußter Ueberlegung und freiwilliger Entschließung sein. Im Augenblicke des Handelns werden die Rollen unter die Mitarbeiter vertheilt werden, je nachdem ein Jeder nach dem Urtheile der in Betracht kommenden Gesammtheit geeignet und befähigt erscheinen wird: die Einen übernehmen die Leitung, die Andern führen das ihnen Aufgetragene aus. Aber keine Function bleibt unwiderruflich einer Person übergeben, wie es doch heutzutage im Großen und Ganzen der Fall ist. Vielmehr kann in der anarchistischen Gesellschaft Derjenige, welcher einmal Befehlshaber ist, gleich darauf Diener sein. Somit erhebt sich Keiner über den Andern, oder vielmehr: wenn sich Jemand erhebt, so geschieht das nur, um einen Augenblick später zur allgemeinen Gleichheit zurückzukehren.

Bei diesem System giebt es — wie der russische Publicist meint — keine Gewalt. Alle sind vollkommen frei und gehorchen nur, weil der gerade an der Spitze Stehende sie zu dem auffordert, was sie selber wollen. Der gemeinsame Zweck eint Alle, nicht der Machtspruch eines vermöge seiner Geburt zur Regierung Bestimmten, der von Allem, was geschaffen wird, sich den Löwenantheil vorbehält.

Das Capital soll der Gesammtheit gehören, welche dasselbe dann nach Bedürfniß den einzelnen, sich frei bildenden Productiv-Associationen zur Verfügung stellt. Dieselben sind locale Gruppen von Menschen, die sich nach Belieben zur Gewinnung ihres Lebensunterhalts zusammenschließen und wieder auflösen. Wenn sich verschiedene locale Gruppen zu einem größeren Verbande einigen wollen, so steht dem nichts im Wege, vorausgesetzt, daß kein einziger Producent hierzu gezwungen wird.

Eine genauere Ausmalung der „idealen" Gesellschaft ist von Bakunin nicht geleistet worden. Er erklärte ausdrücklich, daß eingehendere Raisonnements hierüber nicht am Platze seien, weil durch sie die augenblickliche Thätigkeit der Anarchisten, welche die Hauptsache sei, gehemmt werde, und

weil sich nach dem Sturze des bestehenden Klassenstaats die neue Organisation von selber entwickeln werde, wenn man nur verhindere, daß überhaupt ein neuer Staat — welcher Art auch immer — auf den Ruinen des früheren aufgerichtet werde.

Wie man sieht, liegt der Unterschied der dargelegten Ordnung von dem Staate der Socialdemokratie in der dem Gemeinwesen übertragenen Macht. Die Socialdemokraten wollen eine streng centrale Productionsgestaltung. Jeder Arbeiter muß, wenn er seinen Beruf betreiben will, in die nationale oder gar internationale Fachorganisation eintreten, welche unter der Oberaufsicht des Staates steht. Bei den Anarchisten dagegen existiren in jeder Branche viele unabhängig von einander producirende, sich selbst verwaltende Genossenschaften, ja, soweit Einzelarbeit technisch möglich ist, wird auch dieser und ihrer privaten Verwerthung nichts in den Weg gelegt.

So erheblich nun auch die Differenzen der Socialdemokraten und der Anarchisten in Bezug auf den angegebenen Punkt sein mögen, so würde hierdurch doch noch immer nicht ein Zusammengehen dieser beiden Arbeiterparteien — wenigstens bis zum „Siege der Revolution" — ausgeschlossen sein.

Was nichtsdestoweniger die strenge Scheidung, ja heftige Feindschaft zwischen ihnen bewirkt hat, das ist ihre verschiedene Stellungnahme zu den augenblicklich zu ergreifenden „praktischen" Maßnahmen.

Die Socialdemokraten legen bekanntlich einen besonderen Werth auf das allgemeine Stimmrecht. Von Bakunin wird dasselbe hingegen vollständig von der Hand gewiesen. Er nennt es, unter Hinweis auf Proudhons Ansichten, eine unbestreitbare Wahrheit, daß, so lange eine capitalbesitzende Minderheit das Volk „ökonomisch knechte", die Wahlen immer nur „fruchtlos, antidemokratisch und absolut entgegengesetzt den Bedürfnissen, den Instincten und dem wahrhaften Willen der Bevölkerung sein würden". Zur Bekräftigung seiner Meinung führt unser Autor an, daß die französische Nation bei den 1848 und 1849 erfolgten Wahlen trotz vollständigster Freiheit der Agitation und trotz des Wegfalls jeder amtlichen Beeinflussung nur der Reaction in die Hände gearbeitet habe. Dies zeige, daß die Unwissenheit und Unerfahrenheit factisch der stete Begleiter der unterdrückten Klasse sei, und daß die Masse des Proletariats nicht den Intriguen der Geistlichkeit, des Adels und der Bourgeoisie zu widerstehen vermöge.

Wenn aber in Folge der Verwerfung des allgemeinen Stimmrechts der gesetzliche Weg zur Verwirklichung der proletarischen Forderungen außerordentlich erschwert ist, so liegt der gewaltsame sehr nahe. Und diesen hat Bakunin — im Gegensatze zu Proudhon — zu beschreiten nicht gesäumt.

Der russische Agitator erklärte es für die nächste Aufgabe einer wahrhaften Fortschrittspartei, Anarchie im heutigen Sinne des Wortes herzu-

stellen, „in dem Sinne der Entfesselung alles dessen, was man heute die bösen Leidenschaften nennt, und der Vernichtung desjenigen, was in derselben Sprache ‚öffentliche Ordnung' heißt". Demgemäß wird als Ziel eine Revolution hingestellt, welche die Vernichtung aller religiösen, monarchischen, aristokratischen und bürgerlichen Mächte und Gewalten zur Folge hat, „damit von der gegenwärtigen Ordnung der Dinge, begründet auf dem Eigenthum, der Ausbeutung, der Herrschaft und dem Autoritätsprincip — dasselbe sei religiös oder metaphysisch und bourgeois-doctrinär, ja selbst jacobinisch-revolutionär — kein Stein auf dem andern bleibe".

Die Revolution soll aber — nach der Meinung Bakunins — nicht blos national sein, sondern vielmehr alle Länder, mindestens Europas, umfassen. Denn Angesichts der drohenden Coalition aller privilegirten Interessen und aller reactionären Mächte in Europa, welche über die furchtbaren Mittel geböten, die ihnen eine klug hergestellte Organisation verleihe, und ferner Angesichts der tiefen Kluft, welche überall zwischen der Bourgeoisie und den Arbeitern gähne, könnte keine Revolution eines Volkes auf dauernden Erfolg rechnen, wenn sie sich nicht zugleich auf die anderen Nationen mit erstreckte.

Bakunin beschränkte sich bald nicht mehr darauf, die Revolution aus Princip zu empfehlen. Ihm waren auch alle anderen Mittel recht, die irgendwie das Zerstörungswerk fördern konnten. Da wird z. B. — wenigstens für Rußland — die Verbindung der Revolutionäre mit den Räubern empfohlen. „Das Räuberthum — sagt Bakunin — ist eine der ehrenhaftesten Formen des russischen Volkslebens. Der Räuber ist der Held, der Schirmer und Rächer des Volkes, der unversöhnliche Feind des Staates und jeder vom Staate gegründeten gesellschaftlichen und bürgerlichen Ordnung, der Kämpfer auf Tod und Leben gegen diese ganze Civilisation der Beamten, Edelleute, Priester und der Krone. Wem das Räuberthum nicht sympathisch ist, der kann auch nicht mit dem Volksleben sympathisiren und hat kein Herz für die hundertjährigen und unermeßlichen Leiden des Volkes; er gehört in's Lager der Feinde, der Parteigänger des Staates . . Der russische Räuber ist der wahre und einzige Revolutionär — Revolutionär ohne Phrasen, ohne aus den Büchern geschöpfte Rhetorik, ein unermüdlicher, unversöhnlicher und in der Action unwiderstehlicher Revolutionär."

Und so wird schließlich, unter Berufung auf Karl Moor, die Emeute der vereinigten Räuber und Bauern proclamirt.

Die Lehren des slavischen Umsturzmannes werden immer toller. Er preist schließlich sogar den politischen Mord! —

Die Communisten hatten ihre Hände bisher von solcher, wahrhaft teuflischen Doctrin im Allgemeinen rein erhalten. Da wurde sie Ende der sechsziger Jahre von Bakunin mit ganz besonderem Eifer verbreitet und —

leider! — mit Erfolg. Die fluchwürdigen Attentate der russischen Nihilisten und der europäischen Anarchisten lassen sich als Consequenzen der von jenem Publicisten gegebenen Anregung nachweisen. Derselbe ließ sich über den Mord folgendermaßen aus:

„Indem wir keine andere Thätigkeit, als die der Zerstörung zulassen, erkennen wir an, daß die Form, in der sich diese Thätigkeit äußern muß, eine höchst mannigfaltige sein kann: Gift, Dolch, Strick u. s. w. Die Revolution heiligt Alles ohne Unterschied . . . So mögen also alle jungen und gesunden Köpfe unverweilt aufnehmen die heilige Arbeit der Zerstörung des Bösen, der Reinigung und Klärung der russischen Erde mittelst des Feuers und des Schwertes, indem sie sich brüderlich mit Denjenigen vereinigen, welche dasselbe in ganz Europa thun werden."

Die geschilderte „Propaganda der That" soll angeblich den Nutzen haben, dem Volke „den Glauben an seine eigene Macht einzuflößen, es zu erwecken, zu vereinigen und zum Triumphe seiner eigenen Sache hinzuführen".

Wahrlich, Bakunin braucht uns nicht erst zu versichern, wie er es in einer seiner Publicationen thut, daß die Anarchisten keinen Begriff von moralischen Pflichten oder irgend welchen Rücksichten gegen die Gesellschaft hätten, und daß sie nur einen einzigen, unveränderlichen, negativen Plan verfolgten: den der unerbittlichen Zerstörung.

Aber, wenn es auch schließlich gelungen ist, die gesammte heutige Culturwelt nach anarchistischem Recepte einzurichten, so bleibt doch noch, wie unser slavischer Agitator eingesteht, eine große Aufgabe übrig. Und diese ist: die außereuropäische Menschheit, die Chinesen, Hindus, Neger u. s. w. von der Vortrefflichkeit jener „idealen" Gesellschaftsform zu überzeugen.

Aber auch hier weiß Bakunin Rath. Arbeiter der uncivilisirten Länder haben sich bereits auf Gebieten höher stehender Nationen niedergelassen, wie z. B. die Chinesen in Californien. Hier werden jene Arbeiter im Laufe der Zeit angeblich die Lehren der Freiheit, Gleichheit und Solidarität in sich aufnehmen und, in die Heimat zurückgekehrt, ihren Stammesgenossen mittheilen.

Und so werden auch diese immer mehr von den Ideen ergriffen werden, welche die Neugestaltung der alten Culturwelt bewirken, und es wird schließlich ein die ganze Menschheit umfassender Weltbund auf föderalistisch-anarchistischer Grundlage erstehen. —

Nach dem Tode des Agitators wurden dessen Principien nicht weniger rührig als früher verbreitet. Und es gelang jetzt sogar, dieselben auch auf deutschem Boden — zunächst in Oesterreich — mit Erfolg zu lehren.

Als dann in Rußland die Aera der Attentate eröffnet wurde, war es natürlich, daß dieselben von den Anarchisten jubelnd begrüßt wurden. Ja, als die Mordversuche eines Hödel und Nobiling auf Deutschlands

greifen Monarchen den Abscheu der gesammten civilisirten Welt hervorriefen, da hatte die Föderation der jurassischen Anarchisten die freche Stirn, die Thaten jener Elenden als revolutionäre Acte, die auf ungetheilte Sympathie rechnen könnten, zu preisen.

Das unter dem Eindrucke der Attentate in Deutschland erlassene Ausnahmegesetz gegen die Socialdemokratie, der jene ganz zu Unrecht in die Schuhe geschoben worden, hatte unter Anderem auch die Wirkung, einige Elemente der verfehmten Partei dem Anarchismus in die Arme zu treiben. Vor Allem schloß sich ihm Johann Most, der ehemalige Führer der Berliner Arbeiterbewegung, an.

Da er seitdem die maßgebendste Persönlichkeit aller deutschredenden Anarchisten (Europas und Amerikas) geworden, so ist eine nähere Betrachtung seiner Anschauungen und seiner Wirksamkeit unerläßlich.

Ursprünglich Socialdemokrat und als solcher 1874 und 1877 Vertreter des Kreises Chemnitz im deutschen Reichstage, hatte er sich als Chef-Redacteur der „Berliner Freien Presse" 1878 eine längere Freiheitsstrafe zugezogen, entging jedoch der Verbüßung derselben durch die Flucht nach London. Hier gab er seit Anfang 1879 ein Wochenblatt „Die Freiheit" heraus, welches unter den verschiedensten Titeln — z. B. „Mabai", „Forckenbeck", „Reichs-Anzeiger", „Nemesis", „!?" — in Deutschland verbreitet wurde. Die „Freiheit", Anfangs auf streng socialdemokratischem Standpunkte stehend, wurde immer radicaler und revolutionärer, so daß sich schließlich die deutsche Arbeiterpartei genöthigt sah, zur Vertretung ihrer Ansichten ein neues Organ zu gründen: bekanntlich den Züricher „Socialdemokrat". Nunmehr wurde Most ganz maßlos und ging in das Lager des Anarchismus über. In Folge dessen wurde auch die „Freiheit" auf einem Anfang 1881 in der Schweiz stattgehabten Congresse der Anarchisten als deren Organ anerkannt.

Die Sprache der „Freiheit" wurde inzwischen immer fanatischer und aufrührerischer. Und als der Czar von Rußland den Bomben der Nihilisten zum Opfer gefallen, war Most verwegen genug, die Völker Europas zur Nachahmung jener gräßlichen That aufzufordern. Nunmehr war die Geduld des englischen Volkes erschöpft, welches doch wahrlich der Preßfreiheit den denkbar größten Spielraum läßt. Most wurde vor das Geschwornengericht gestellt und zu 16 Monaten Zuchthaus verurtheilt.

Diesmal konnte der Agitator dem Arme der Gerechtigkeit nicht entgehen. Er wandte sich, aus der Haft entlassen, nach New-York, wohin auch die Redaction der „Freiheit" verlegt wurde. Von hier aus sucht er auch jetzt noch seine Lehren zu verbreiten, im heftigsten Kampfe nicht blos mit den Anhängern des Bestehenden, sondern auch ganz besonders mit seinen früheren Parteigenossen, den Anhängern der Socialdemokratie, welche die von Most gepredigten Lehren unbedingt verdammen. In New-York hat er

auch neuerdings eine Broschüre über „Die freie Gesellschaft" publicirt, in der er sich als eine Art „Begründer des wissenschaftlichen Anarchismus" aufspielt und noch dazu Proudhon bespöttelt, von dem doch in Wirklichkeit Alles herstammt, was am Anarchismus mit „Wissenschaft" irgend in Zusammenhang gebracht werden kann.

Wir wollen jetzt noch einen kurzen Blick auf Mosts Ansichten werfen, welche, wie gesagt, auch diejenigen der Anarchisten Oesterreichs, Deutschlands, der Schweiz und Amerikas sind.

In der Kritik der bestehenden Zustände wie des Staates überhaupt wiederholt Most nur die Ideen Bakunins.

Dagegen geht der deutsche Agitator in der Construction der zukünftigen Gesellschaft noch anarchistischer zu Werke, als sein slavischer Vorgänger. Hatte bei Letzterem noch wenigsteins eine Art „Commune" bestanden, so ist bei Most auch diese nicht dem Schicksale der Vernichtung entgangen.

Alle Lebensbedürfnisse — meint er — müssen durch entsprechende, aus vollkommen freiem Belieben erfolgende Gruppirungen der Menschen befriedigt werden. Das Eigenthum an Productionsmitteln (Capitalien, Boden u. s. w.), welches der gesammten Gesellschaft gehört, soll dann jenen Gruppen so lange überlassen bleiben, als sie nicht den Versuch machen, Andere zu schädigen. Das könnte vor Allem durch Erhöhung der Preise der Producte geschehen. Um dieses zu verhindern, werden von der Gesellschaft Sachverständigen-Bureaux errichtet, welche auszurechnen haben, wie viel Arbeit in jeder Waare steckt. Darnach wird es dann möglich sein, für alle Waaren einen passenden Preis zu fixiren, der von den Associationen beim Verkaufe nicht überschritten werden darf. Auch würden dafür angeblich schon die Consumenten sorgen, welche zum Einkaufe der gewünschten Artikel ebenso freie Organisationen bilden wie die Producenten. Die Consumtiv-Associationen verstehen sich übrigens, unserem deutschen Anarchisten zufolge, schon deshalb von selbst, weil in der Zukunftsgesellschaft Handelsleute keinen Raum mehr haben.

Daß in der „idealen" Ordnung die Frau ebenso wie der Mann das vollkommenste Selbstbestimmungsrecht hat, ist nach Most selbstverständlich. Die Ehe verzichtet nicht nur auf den kirchlichen Segen, sondern auch auf den des Staates und soll lediglich auf den Trieben und Neigungen Derjenigen basirt sein, welche „Geschlechtsgemeinschaften" bilden.

Die gesellschaftlichen Zusammenhänge werden durch zeitweilig zusammentretende Fach-Congresse aufrecht erhalten und gefördert. An die Stelle der Gesetzgebung tritt die „Entschließung" der Gesellschaft von Fall zu Fall.

Wie bei Darlegung der anarchistischen Ordnung lehnt sich Most auch bei den Lehren von der Ueberführung des heutigen Gemeinwesens in das zukünftige an Bakunin an.

Das allgemeine Stimmrecht wird verworfen, eine friedliche und gesetz-

liche Reform der Gesellschaft für unmöglich angesehen. Als einziges Mittel zur Besserung wird die sociale Revolution betrachtet. In der Vorbereitung derselben soll die Aufgabe der Anarchisten bestehen. „Agitation behufs Organisation, Organisation zum Zwecke der Rebellion," — das ist die Parole, welche der von Most geleistete, internationale Anarchisten-Congreß zu Pittsburg (vom Jahre 1883) in seiner officiellen „Proclamation" ausgab.

Daher wird auch die vollkommene Zerstörung des heutigen Systems mit allen Mitteln anempfohlen. Man soll nicht nur die Arbeiter ohne Unterlaß zur Empörung aufreizen, sondern auch die Propaganda der That betreiben, weil eine jede revolutionäre Handlung viel weiter hin vernommen wird und aufregender wirkt, als noch so viele Reden und Schriften.

Nun ist es zwar, wie unser anarchistischer Agitator mit tiefem Bedauern eingesteht, nicht möglich, „gleich die ganze reactionäre (d. h. besitzende) Brut mit Kind und Kegel wie giftiges Unkraut auszumerzen". Indeß werden schon einzelne „Hinrichtungen" als höchst nützlich bezeichnet; denn abgesehen von der Beförderung der Propaganda, würden sicherlich die Reichen in ihrem Wohlbehagen wesentlich gestört, indem sie „den Vater Lynch auf allen Wegen und Stegen sähen, wie er ihnen, zornig und entschlossen, den Dolch der Rache entgegenstreckt".

Gelingt es dann nach einiger Zeit wirklich, die Volksmassen zur Revolution und zum Siege zu führen, so wird derselbe um so endgiltiger sein, als die Anarchisten die Besitzenden sofort mit Stumpf und Stiel ausrotten werden. „Was von der Capitalistenbrut nicht über die Klinge springt, bleibt ein Stachel im neuen Gesellschaftskörper, mithin wäre es Dummheit und Verbrechen, wenn man mit dem Parasitengezücht nicht gründlich Kehraus halten wollte." Most beruhigt uns indeß, wenn wir meinen, daß hierbei allzu viele Menschen abgeschlachtet würden. In Deutschland, sagt er, würden „nur" zwei Millionen aus der Welt geschafft werden, und zwar würde ihre Tödtung — um kein übel angebrachtes Mitleid zu erwecken — möglichst human-wissenschaftlich, etwa vermittelst „Elektricität" erfolgen.

Bis dahin aber ist jedes Mittel gegen die herrschende Klasse erlaubt, ja geboten; und vor Allem hat man sich nicht vor Raub und Mord zu scheuen. —

Nach diesen grausig-tollen Lehren ist es erklärlich, daß, als die Kasse der anarchistischen Partei leer war, von der Presse derselben einfach vorgeschlagen wurde, die ersten besten Capitalisten zu berauben, da jeder Besitzende mitverantwortlich für das heutige System sei.

Und — leider! — beweisen die seit Jahresfrist vorgefallenen Ereignisse, daß die verruchten Lehren der anarchistischen Propaganda nur zu sehr Erfolg gehabt haben: einen Erfolg, der allerdings nach Allem, was vorangegangen, unausbleiblich war.

Hatten erſt die anarchiſtiſch-revolutionären Meinungen Anhänger gefunden, war einmal der Meuchelmord gegen die Träger der beſtehenden Executive principiell gebilligt und ausgeführt worden — ſo konnte es nur noch eine Frage der Zeit ſein, wann man zur allerletzten, noch möglichen Conſequenz ſchreiten würde, zum Attentate auf Beſitzende überhaupt, deren Capital natürlich, nach geſchehenem Raube, ad majorem anarchismi gloriam verwandt werden ſollte.

Glücklicherweiſe iſt das deutſche Reich — trotz Reinsdorf und Genoſſen — bisher noch immer ein unergiebiges Feld für den Anarchismus geweſen, obwohl derſelbe in dem benachbarten, ſtammverwandten Deutſch-Oeſterreich ſehr viele Gläubige gefunden hat. Hoffen wir, daß er auch fürderhin an dem geſunden Sinne der deutſchen Bevölkerung ſcheitern wird!

Stine wird Frau Bäuerin.

Ländliches Genrebild aus Seeland.

Von

Sophus Schandorph.*)

Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Däniſchen von Emma Klingenfeld.

I.

Nicht ein Tropfen Regen war ſeit Johanni gefallen, und ſchon war es Ende Auguſt. Der Feldweg ſchlängelte ſich wie ein Streifen verſchüttetes Mehl durch die abgemähten Aecker, deren Stoppeln faſt vor Dürre brachen. Das ausgedörrte, ſtaubige Gras der Brachfelder ſtach gelblich von den grauweißen Erdfurchen ab. Die Pflanzen, ſämmtlich am Verſchmachten, verzweifelten, jemals noch einen Waſſertropfen zu ſehen, ſo lange hatte der lichtblaue, faſt wolkenloſe Himmel unerweicht mit ſtereo-

*) Sophus Schandorph iſt am 8. Mai 1837 in dem ſeeländiſchen Handelsſtädtchen Ringſtedt geboren, woſelbſt er auch die Schule beſuchte. Sein Vater war Poſtmeiſter, und im Umgang mit deſſen Untergebenen gewann er ſchon als Knabe Einblick in die Denkungsart dieſer Leute, während er in Sorö, wo er die Akademie beſuchte, auch die Landbevölkerung kennen lernte. Er ſtudirte in Kopenhagen Theologie, Aeſthetik und Philologie, namentlich befaßte er ſich mit dem Studium romaniſcher Sprachen. Erſt in ſeinem vierzigſten Jahre trat er mit ſeinem erſten Buch, dem Novellencyclus „Aus der Provinz“ vor die Oeffentlichkeit; 1878 erſchien ſein Roman „Uden Midtpunkt“ (unter dem Titel „Ohne innern Halt“ in's Deutſche überſetzt), der viel Glück machte und dem ein großer Roman in zwei Theilen „Die Geſchichte des Thomas Friis“, ſowie die friſche, allgemein anerkannte größere Erzählung „Smaafolk“ (Geringe Leute), endlich der Roman „Ein Jahr im Amte“ folgten. 1879 und 1882 erſchienen zwei weitere Novellenſammlungen. Auch eine Sammlung Gedichte gab er heraus. In Georg Brandes' letztem bis jetzt noch nicht überſetztem Werk „Det moderne Gjennembruds Maend“ (die Männer des modernen Durchbruchs) findet ſich ein eingehender Eſſay über S. Schandorph.

typem Lächeln auf sie herabgeblickt. All' das Weiß in der Landschaft that den Augen weh, die vergebens nach einer schattigen Stelle suchten, wo der Blick ausruhen konnte.

Ebenso resignirt wie die Pflanzen, doch mit bedeutend größerer Widerstandskraft ausgerüstet, schritt ein vierschrötiges Bauernmädchen durch den Staub, der sich wie eine Dampfwolke unter ihren Tritten erhob. Sie fühlte kein sentimentales Mitleid für ihre Mitgeschöpfe im Pflanzenreich, wenigstens hatte sie keinen Blick für die armen Dinger übrig. Nur wenn sie eine Kuh im Felde grasen sah, drehte sie den Hals, über den das stramm geknüpfte Kopftuch herabfiel, ein wenig nach der Seite. Doch niemals hemmte sie deshalb ihren Gang — unverdrossen, mit gleichmäßigen, weit ausholenden Schritten marschirte sie zu. Wie ein solider, breitspuriger Frachtwagen rückte sie voran, deutliche Merkmale der breiten, dicken Sohlen zurücklassend. Die Schweißtropfen perlten von der weißen Stirn herab über die sommersprossige Nase; dies war aber auch die einzige Bewegung in dem großen, sonnverbrannten Gesicht. Der Mund stand halb offen; eine Reihe prachtvoller, starker Zähne schimmerte hervor. Selten benetzte sie mit der Zunge die Lippen.

Stine hatte auch triftigen Grund, sich mit Geduld zu wappnen; denn sie hatte noch ihre guten anderthalb Meilen vor sich. So weit war es von dem Städtchen, wo sie diente, bis zu dem Dorfe, wohin sie wollte. Ihre Herrschaft, eine Probstenswittwe, hatte ihr einen Tag Urlaub gegeben; und den bekam Stine nur zweimal des Jahres: an Fasching und nach den Sommerferien, wenn die Söhne des Hauses, die beiden Studenten, in Kopenhagen waren. Stine benützte diese Extrafeiertage stets, um ihr achtjähriges, leider illegitimes Kind zu besuchen, das sie mittels einer „kleinen Gemeindeunterstützung" bei einer Pächtersfamilie in ihrem Geburtsort untergebracht hatte. Der Vater, ein Knecht, mit dem sie in ihrem zweiundzwanzigsten Jahr auf demselben Bauernhof gedient, hatte schleunig einen Reisepaß nach Amerika genommen, sobald es ruchbar wurde, daß er sie „in's Unglück gebracht".

Nur langsam rückte sie dem Ziel näher. Ein paar Wagen waren bereits an ihr vorbeigefahren; zuerst eine leichte Jagdkalesche. Der Besitzer saß in die Ecke gedrückt und rauchte seine Cigarre. Der Kutscher auf dem Bock knallte mit der Peitsche, als die Pferde vorbeisausten; fast hätte die Schnur Stine in's Gesicht getroffen. Der Staub, den die Räder aufwirbelten, qualmte, wie wenn der Dampf aus einer Maschine abgelassen wird, und reizte Stine zum Niesen. Obschon noch Platz genug in der Kalesche war, so konnte es doch einem „Wagenprotzen" niemals einfallen, ein Bauernmädchen zum Mitfahren einzuladen, ebenso wenig wie ihr, ihn darum zu ersuchen.

Dann kam ein Metzger auf seinem Fuhrwerk, das er selbst kutschirte. Hüoh! die Fahrt ging im Zickzackgalopp. Wechselweise streiften die Räder

beide Chausseeränder, und jeden Augenblick gab's ein Gerassel. Der Metzger saß allein auf dem Sitzbrett; er trug eine gestreifte Drillichjacke mit bräunlichen Blutflecken und pfiff ein Lied vor sich hin. Zwei Lämmer mit zusammengeschnürten Beinen hingen über den Wagen herab und blökten phlegmatisch, wie aus Pflichtgefühl. Ohne im Fahren innezuhalten hatte der Bursche Stine zugerufen:

„Heda, Jungfer! Will sie mit mir auf der Bahn des Lebens dahinfahren?"

Doch Stine hatte diese Anrede nicht einmal mit einem Blick erwidert. Sie murmelte nur für sich: die Metzger führen immer so flaue Reden. — Von einer neuen Staubwolke eingehüllt, mußte sie abermals niesen, und geduldig trocknete sie das Gesicht mit ihrem grauen Baumwollenhandschuh, den sie wiederum an ihrer Jacke abwischte.

Da hörte sie einen dritten Wagen in einigem Abstand hinter sich, doch wandte sie sich nicht darnach um. Es währte geraume Zeit bis er sie einholte, denn er fuhr im Schritt. Endlich kam er. Es war ein kleiner Einspänner; darin saß ein wohlbehäbiger, ungefähr vierzigjähriger Mann in dickem dunkeln Tuchrock und mit einer abgeschabten, mit verschiedenen Knopffragmenten verzierten Mütze. Eine kurze Pfeife mit mächtigem Holzkopf lehnte in der Wagenecke. Der Mann spuckte zuerst nach jener Richtung des Weges aus, wo Stine nicht ging, hielt dann an und fragte im breitesten Seeländisch:

„Vielleicht will die Jungfer mitfahren?"

„Danke höflich," sagte Stine.

Sie schwang sich so kräftig auf's Trittbrett, daß der Wagen schwankte, und ließ sich auf den Sitz niederfallen, daß es nur so knackte. Der Wageninhaber betrachtete sie einen Augenblick von der Seite, als wolle er etwas sagen. Da indeß kein Zeichen ihn zu der Annahme ermuthigte, daß sein Fahrgast einem Gedankenaustausch zugänglich sei, indem Stine immer geradeaus starrte und sich möglichst weit von ihm in die Ecke drückte, bediente er sich nur folgender Begrüßungsformel: „Ja ja, so so, hm hm, o ja!" wonach er seine Pfeife stopfte und anzündete und mit einem leichten Peitschenschlag nebst obligatem „Hüh!" die starkknochigen Fuchsen aufmunterte, ihren Bummeltrab fortzusetzen.

Beständig derselbe staubige Weg; beständig dieselben trostlosen Stoppelfelder, deren unendliche Flächen nur hie und da ein Bauernhaus unterbrach.

„Ist das eine Backofenhitze!" seufzte der Bauer, nachdem sie ein gutes Stück gefahren.

Stine nickte zustimmend. Dann schwieg sie wieder, bis er nach einer Weile einen neuen Versuch machte, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

„Wenn wir nur nicht Winterfutter für's Vieh kaufen müssen!"

„Ja, es sieht schlimm aus," bemerkte Stine kurz. —

Kein Laut außer dem einförmigen Knarren der Räder oder dem

Klingeln des Pferdegeschirres, so oft die Fuchsen die Mücken von sich abschüttelten.

Plötzlich wurde der Wagenlenker durch eine Bewegung seiner Nachbarin aus einem sanften Dusel geweckt. Er schielte nach ihr hin und sah, wie sie den Knoten des weißgetüpfelten rothen Taschentuches löste, welches das Bündel auf ihrem Schooß umschloß. Ein in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen wurde geöffnet — und heraus zog sie eine Butterbemme mit geräucherter Wurst darauf. Feierlich brach sie dieselbe mitten auseinander. Mit einem Nicken, jedoch ohne aufzusehen, bot sie ihrem Wirth die eine Hälfte.

„Dank für's Anerbieten!" brummte der Bauer. Beide verzehrten ihren Theil höchst bedächtig. Dann kam eine Nachfolgerin zum Vorschein, mit Käse belegt; und die Eigenthümerin der Bemme, nachdem sie auch diese getheilt, wiederholte ihr stummes Angebot.

„Nein, das wär' eine Schande," meinte der Bauer; da aber Stine fortfuhr, ihm das Butterbrot hinzuhalten, nahm er es mit dem Versuch einer höflichen Redewendung:

„Das ist ein recht angenehmer Bissen."

Hierauf erhob er sich halb von seinem Sitz und kramte in der Rocktasche seines Rockes herum. Da er ziemlich kurze Arme hatte, machte es ihm einige Beschwerde, eine dunkle, verkorkte Flasche hervorzuziehen; ein blaugewürfeltes Taschentuch kam auch mit zum Vorschein.

„Wollen wir die Nachtigall singen lassen?" fragte er, lachte mit einem stillen Gluckser und rieb den Pfropf gegen den Flaschenhals, was einen quicksenden Ton hervorbrachte. — Stine sandte ihm einen entrüsteten Blick, als er ihr die Flasche anbot.

„Nein," sagte der Bauer mit seinem gluckenden Lachen, „es ist kein Branntwein. Das ist Punschessenz."

Diese Aufklärung veränderte die Sache. Stine that einen Schluck aus der Flasche und grunzte etwas, was Dank bedeuten sollte. Der Mann that einen langen Zug und brach in die begeisterten Worte aus:

„Ah — ah! Das kühlt in dieser Hitze! Ja, das ist ein köstliches Getränk!"

Stine nickte und schleckte sich die Lippen ab.

Wieder ging's dahin. Keine Spur von Veränderung der Umgebung oder der Situation. Endlich ging's einen Hügel hinauf. Bergabwärts gewahrte man ein Dorf mit weißem Kirchthurm.

„Trrr!" sagte Stine, als sie vor ein Haus mit grünen Fensterladen und einem verwelkten Blumenstock als Spalier gelangt waren.

„So, hier ist's?" sagte der Bauer. „Prrr! Verstehst du kein Dänisch, verdammter Racker?"

Diese Anrede galt dem einen Gaul, der Anfangs nicht recht pariren wollte, aber sofort durch diese Appellation an seine Nationalität sich imponiren ließ.

Unter dem geöffneten Thorflügel zeigte sich ein kleines Mädchen in rothem Kleide.

„Mutter!“ rief es und trippelte ein paar Schritte heran; als es aber den fremden Mann und das feine Fuhrwerk bemerkte, verkroch es sich scheu hinter die Thür, so daß nur eine rothe Backe und ein paar flachsgelbe Löckchen zu sehen waren. Gleich darauf erschien eine ältere Frau. Sie grüßte überrascht:

„Guten Tag, Stine! Na, heute kommst Du gar angefahren?“

„Ich bedank' mich auch schön für's Fahren,“ sagte Stine und reichte dem Bauern die Hand, welche mit einer Andeutung von Druck in Empfang genommen wurde.

Stine stieg aus; abermals schwankte der Wagen. Sie nickte, zugleich mit der Pächterin, dem Abfahrenden zu; er erwiderte den Gruß mit einem leichten Griff nach der Mütze und rollte davon. —

Stine wollte, wie gesagt, wieder einmal nach ihrer Kleinen sehen. — Der Pächter war auf der Arbeit, und zwischen der Pflegemutter und Stine wurden nur wenige Worte gewechselt, während sie mit einander Kohl und Schweinefleisch zu Mittag aßen.

„Das war Peer Larsen von Oerlovslille, der Dich fuhr,“ bemerkte die Pächterin wie von ungefähr.

„O ja, ich kannte ihn schon.“ —

Stine war heute schweigsamer als je. Wie gewöhnlich spielte sie mit ihrem Kinde. Das Spiel bestand darin, daß das kleine Mädchen die Mutter beim Rockschnipfel packte und neben ihr im Hof auf- und abwanderte, wobei sie in halb singendem Tone unaufhörlich herleierten:

„Jetzt fahren wir nach Kopenhag'n
Und kaufen Chocola—ha—de.“

Die Pächterin stand unter der Hofthür und sagte für sich: „Wie nett die kleine Madsine doch mit ihrer Mutter spielen kann!“ —

Früher war Stine bei solchen Besuchen etwas lebhafter gewesen und hatte das Spiel, welches jedesmal das nämliche war, durch kleine Zwischenacte unterbrochen, während deren sie sich mit der Pächterin unterhielt. Diesmal aber ging's in Unendlichkeit fort:

„Jetzt fahren wir nach Kopenhag'n
Und kaufen Chocola—ha—de.“

Zwar küßte Stine hie und da ihre Madsine (den albernen Namen führte die Kleine nach ihrem gewissenlosen Vater, welcher Jens Madsen hieß), aber es war keine rechte Zärtlichkeit in dieser Liebkosung. Bei jedem Kuß glotzte das Kind die Mutter ganz erstaunt an, und als diese es über einem solchen Blick ertappte, begann sie zu weinen. Die Pächterin fühlte sich verpflichtet, ihr ein tröstendes Wort zu sagen.

„Ja, die Männer, die Männer! Meiner ist, Gott Lob! kein solcher wie Jens Madsen, aber dafür ist er [illegible] immer betrunken.“

„Ja," gab Stine zu, „Jeder hat seine Fehler."

„Ja, was kann man dagegen machen? — Wenn einer nicht [illegible]ägt und keinen Spektakel macht, und das thut Meiner nicht, muß m[illegible] eben nehmen wie's kommt. — Aber Du scheinst mir heute nicht ganz wohlauf, Stine."

„Ja, es sticht mich so im Nacken, bis hinunter in die Zehe," sagte Stine.

„Wenn's nur nicht das Wechselfieber wird," meinte die Pächterin. —

Um 5 Uhr mußte Stine wieder aufbrechen. Sie legte die anderthalb Meilen auf der staubigen Straße zurück, ohne weitere Beschwerden davon zu verspüren. Sie war förmlich von Staubwolken eingehüllt, so daß sie weder hörte noch sah.

* * *

II.

Seit fünf Jahren diente Stine bei der Probstin, die nach dem Tode ihres Mannes in ihre Geburtsstadt übergesiedelt war. Es war eine behäbige Dame in den Fünfzigen mit noch vollem braunen Scheitel. Von Natur heiter und zu Scherz geneigt, hatte sie in den zwanzig Jahren ihrer Ehe, zufolge der hervorragenden geistlichen Stellung ihres Mannes, die ernste Würde hervorkehren müssen. Nun war sie auf eine [illegible] Wittwenpension angewiesen und zehrte nur noch von den Erinnerungen an ihr früher so geselliges, wohlbestelltes Haus. Sie strickte meistens Strümpfe für arme Kinder und las alle Romane, welche die „Lesehalle" ihr zukommen ließ. Ihre vornehme Probstin-Miene legte sie nur noch als Galauniform an, wenn sie zu einer feinen Mittagsgesellschaft bei den Honoratioren des Städtchens gebeten war.

Sie hatte die Landbevölkerung kennen und liebgewinnen lernen, so lang' ihr Mann noch Landpfarrer war. Es fehlte ihr nicht an Humor und Herz, diese schlichten Leute zu verstehen; und wenn auch die Gesellschaftspflicht sie hie und da veranlaßt hatte, ein bischen gnädig zu thun, so that dies ihrem Ruf, „eine ganz gemeine Frau" zu sein, durchaus keinen Eintrag. Die Bauern hatten's im Grunde gar nicht ungern, daß ihre Probstin zu repräsentiren verstand.

Auch hatten die frühern Pfarrkinder ihres Mannes sie im Lauf der Jahre keineswegs vergessen. An den hohen Festen schickte ihr ein und der andere Bauerngutsbesitzer Gänse oder Enten; sogar von ein paar bemittelten Pächtern bekam sie ab und zu ein Schock Eier.

Eines Tages — übrigens an keinem Sonn- oder Feiertag — brachte ein Knecht ihr einen großen, fetten Truthahn. Da alle Leute in einer so kleinen Stadt einander kennen, so wußte die Probstin auf der [illegible] daß der Ueberbringer Hausknecht in Christen Nielsens „Herberge für Reisende" war, wo hauptsächlich die Bauern von des Probstes früherem Kirchspiel Oerlovslille einzukehren pflegten.

„Woher ist dies?" fragte die Probstin.

„Von Peer Larsen in Oerlovslille," antwortete der Hausknecht.

„So—?" sagte die Probstin gedehnt und gab dem Knecht ein Trinkgeld.

„Gott weiß," murmelte sie, nachdem jener gegangen, „was plötzlich in den Geizkragen Peer Larsen gefahren ist! Sonst setzte er keinen Fuß in die Kirche und gab nie ein Pfund Schmalz mehr als Vorschrift war."

Sie erhob sich von ihrem Nachmittagskaffee und ging, den Truthahn beim Flügel haltend, in die Küche, um Stine ihre Verwunderung über diese Verehrung mitzutheilen.

Stine stand am Küchentisch und verzehrte ihr nachträgliches Mittagessen mit jener zerstreuten, scheinbar tiefsinnigen Miene, mit welcher Dienstboten ihre einsame und ungeheuerliche Mahlzeit zu sich nehmen. Beim Eintreten ihrer Gebieterin drehte die sonst so Gemächliche sich ungewöhnlich flink auf die Seite und fuhr mit der Küchenschürze über's Gesicht.

„Kannst Du begreifen, Stine, was Peer Larsen in Oerlovslille einfällt?"

„Nä—ä!" antwortete Stine, beständig mit abgewandtem Gesicht.

„Solch' einen prächtigen Truthahn schickt er mir! So sieh doch nur, Stine! Nun können wir Apothekers und Stadtrichters zu Mittag bitten. — Aber was ist denn mit Dir? Du weinst ja. Was fehlt Dir? Bist Du krank?"

„Ja, es sticht mich so im Nacken bis hinunter in die Zehe," mumpfte Stine mit einer Stimme, als hätte sie einen Knödel im Hals.

„Sprich nicht mit vollem Munde!" sagte ihre Gebieterin mit einem Anstrich von Probstin-Würde. Ueber den Gesundheitszustand ihrer Magd war sie jetzt völlig beruhigt, da diese immer die genannten Symptome angab, wenn sie schlechter Laune war oder viel zu thun hatte.

Die Probstin legte den Truthahn auf den Küchentisch und entdeckte auf dessen Platte eine umgekehrte Karte. Sie drehte dieselbe um und sah, daß ein Honigbild darauf geklebt war, unter dem ein Stammbuchvers stand. Laut heulend sank Stine auf den Küchenstuhl. Das colorirte Bildchen stellte einen grüngekleideten Mann vor, der ein carmoisinrothes, kurzgeschürztes Frauenzimmer mit citronengelbem Schäferhut in einer Laubhütte umarmte. Ueber der Laube schwebten drei rosenfarbene geflügelte Individuen — Engel oder Amoretten — mit gelbbraunen Schatten längs des Rückens. Darunter stand folgender Spruch:

Wenn zwei Herzen in wahrer Liebe beben,
So suchen sie ein einsam stilles Thal,
Goldne Engel dieses treue Paar umschweben
Und es beschirmen vor der Erde Mühsal, Jammer, Noth und Qual.
Holde Jungfrau, o darum sehe ich zur Sonne!
Sie lächelt herab so mild auf unsrer Liebe Lust;
Doch die Nacht uns bringt des Friedens reine Wonne
Und füllt mit Balsam die wunde Brust.

Die Probstin brach in Lachen aus:

„Aber Stine, wo hast Du das schreckliche Zeug her?"

„Ja, es ist der ärgste Unsinn," sagte die Magd; „aber das Bild ist wunderschön."

„Woher hast Du 's denn? Brachte der Knecht Dir's etwa mit dem Truthahn?"

„Ich habe keinen Truthahn gesehen, ehe die Probstin das wüste Thier hereinbrachte. — Nein, er schmiß mir's zum Küchenfenster herein."

„Aber was geht denn mit Jens Larsen vor?"

„Ja, das kann ich, weiß Gott, nicht wissen."

„Du mußt nicht immer ‚weiß Gott' sagen!" —

Sobald Stine gehört hatte, daß die Probstin sich wieder in's Wohnzimmer zurückgezogen, nahm sie die Karte, betrachtete das Bild lange, las die Verse mit summender Stimme und sagte dann:

„Nein, wie nur ein Mensch sich so nette Worte ausdenken kann!"

Sie häkelte ihr Kleid auf und barg die Karte auf ihrer Brust. Darnach machte sie sich über das Putzen des Küchengeschirres. Als dasselbe blank funkelte und die Sonne warm durch die Scheiben schien, klärte auch der ernste Sinn des dreißigjährigen Mädchens sich etwas auf. Nachdem sie ein paar Mal geseufzt — (ob vor Müdigkeit oder aus Gewohnheit?) — begann sie zu singen:

Daß mancher sich dem Trunk ergiebt,
Das ist die Wahrheit leider,
Und Bier mehr als das Wasser liebt —
So ging's mit einem Schneider.

Er sah so lang' in's Glas hinein,
Bis er zuletzt betrunken;
Und als er dann in's Freie kam —
Plumps! ist er umgesunken.

Er purzelte der Länge nach
Auf einen Kehrichthaufen.
Ein Schwein, das zusah, ist voll Schreck
Vor ihm davongelaufen.

Langsam und monoton sang sie dieses Lied; einen Choral hätte sie nicht mit größerer Feierlichkeit vortragen können. Als sie bei der dritten Wiederholung der Romanze zu der interessanten Stelle gekommen war, wo der Vierfüßler auftritt, öffnete ihre Gebieterin die Küchenthür. Verwundert lächelnd fragte sie:

„Singst Du, Stine? — Ich hörte doch Jemand singen."

„Nein, hier hat Niemand gesungen," entgegnete Stine muffig und halb beleidigt.

* * *

III.

„Wenn ich nur begreifen könnte, was mit Peer Larsen vorgeht!“ sagte die Probstin im November, als Christen Nielsens Hausknecht ihr einen halben Schinken brachte und einen schönen Gruß von Peer Larsen ausrichtete.

Gegen Weihnachten kam die Pächterin, bei welcher Stines Kind in Pflege war. Nachdem sie in der Küche gewesen, bat sie die Probstin um eine Unterredung. Diese trank gerade ihren Kaffee und fühlte sich verpflichtet zu repräsentiren.

„Na, Mette,“ sagte sie, die dampfende Messingmaschine näher rückend, „ich höre ja, daß sich die Kleine so gut in der Schule macht?“

„O ja, sie lernt recht leicht.“

„Nun, mit Gottes Hilfe erlebt Stine vielleicht doch noch eine Freude an dem Kind. Es war ja traurig genug, daß es ihr damals so erging.“

„O, jetzt ist das ganz einerlei!“

„Wieso —?“

„Nun, Stine wird sich ja verändern. Am ersten Mai tritt sie aus dem Dienst. Ich bringe ihr just einen Antrag von Peer Larsen in Oerlovslille.“

„Was sagen Sie, Mette?“ —

Die Probstin fuhr auf, vergaß plötzlich, daß sie Probstin sei und begann zu weinen. Die Pächterin fing gleichfalls zu weinen an und sagte mit schluchzender Stimme:

„Peer Larsen hält drunten auf der Straße. Ich bin mit ihm hergefahren und er will mich wieder heimbringen. Ach du lieber Gott! Es ist Freud' und Leid auf dieser Welt.“

„Ich muß selbst mit Peer Larsen sprechen!“ — Die Probstin öffnete das Fenster.

Richtig, drunten hielt ein Wagen. Peer Larsen, mit Pelzmütze, Fausthandschuhen und Schaaffell-Mantel, saß ungeduldig vorgebeugt, die Peitsche zwischen den Beinen. Als er das Fenster öffnen hörte, lüpfte er die Mütze. Schwerfällig sprang er herunter, da die Probstin seinen Namen rief, band die Zugstränge fest und ging in's Haus, nachdem er etwas unter dem Sitzbrett hervorgezogen. Dieses Etwas erwies sich als ein Paar Gänse. Er präsentirte sich im Zimmer mit einer Gans in jeder Hand.

„Ei sieh, Peer Larsen!“ sagte die Probstin. „So lang' Ihr alter Seelsorger, mein seliger Mann, noch lebte, sah man nie etwas von Ihnen.“

„Glaub's gern!“ versetzte der Bauer ruhig. „Dafür war bei mir nicht Rath, außer dem Zehenten was zu geben, so lang' noch die beiden Alten da hockten und ihren Altentheil wollten.“

„Aber Sie kamen auch nie in die Kirche.“

„O ja, manchmal schon, wenn ich was dort zu thun hatte. So oft ein Begräbniß war oder wenn ich zu Gevatter gebeten war, ja, meiner Seel'! — Aber . . . hm! . . . sehen Sie . . . eigentlich ist's wegen der Stine, warum ich hergekommen bin. Denn ich hab' gradeweg im Sinne, sie zu heirathen."

Diesen Satz sprach Peer mit ungewöhnlicher Energie, welche er dadurch bekräftigte, daß er die Gänse auf einen Lehnstuhl legte.

„Halt! das giebt Fettflecken," rief die Probstin und trug sie auf den Tisch, nachdem sie eine Zeitung sorgfältig darauf gebreitet. — „Aber Peer Larsen — Stine hat ja . . . hm! — Nun, Mette weiß darüber am besten Bescheid."

„Ja, das weiß ich ebenso gut wie Mette," sagte der Bauer. „Aber sehen Sie . . . in der Jugend passirt ja so mancherlei; und da können die Menschen nichts dafür; denn unser Hergott hat es nun einmal so eingerichtet. — Aber . . . nun ja . . . Mette sagt, sie will dafür gutstehen, daß Stine 500 Thaler auf der Sparkasse hat und einen ganzen Stoß Wäsche und Kleider in ihrem Koffer. Und sehen Sie, ihr Vater hat ja seinerzeit ein Bauerngut gehabt; und es war doch nicht seine Schuld, daß er keinen Sohn hatte und daß das Gut darum an seinen Schwager gekommen ist, an den Trunkenbold, der es ganz herunterkommen läßt."

„Aber woher kennen Sie denn eigentlich Stine? Mir scheint, Peer Larsen, Sie sollten sich die Sache etwas überlegen, besonders da Sie schon zum zweiten Mal Wittwer sind — oder nicht? . . . Nun also! Und die Ehe ist doch eine ernsthafte Sache."

„Ja freilich," seufzte der Bauer; „es wäre Sünde zu sagen, daß der Eheſtand lauter Vergnügen und Lust ist."

„Na, Stine ist ja treu und fleißig. Aber sie spricht ja fast niemals ein Wort." —

Peers kleine Augen blinkten heller und seine Rede nahm ein rascheres Tempo an bei folgendem Herzenserguß:

„Das ist's ja gerade! Denn leider hat die Probstin recht, daß ich zweimal verheirathet war. Ach, Gott steh' mir bei! Das eine Weib schnatterte so lang der Tag war und das andere ließ die Zunge keinen Augenblick stille stehen. Es war als wenn ein Mühlwerk beständig in der Stube klapperte, zehn Jahre lang. Und meine Mutter — sie lebt ja noch — schwätzte und tratschte auch mit jeder, daß ich nicht einmal beim Essen meine Ruhe hatte. Aber jetzt sagt sie kein Sterbenswörtchen mehr, seit der Poplexieschlag sie getroffen hat; und ich denke, sie treibt's nicht mehr lange. Und nun . . . sehen Sie . . . kurz nach der Ernte traf sich's, daß ich ein paar Meilen mit Stine fuhr, und da antwortete sie nur ganz knapp, wenn ich was fragte; ja, ja — und accurat so taugt mir's! Dann bot sie mir was zu essen an; und da aßen wir alle zwei, ganz gemüthlich und still.

Ja, wenn einer ſo viel Weibergeſchwätz in ſeinem Leben gehört hat, dann thut's ihm wohl, Eine zu finden, die den Schnabel halten kann; und eine Frau haben muß man ja doch, beſonders auf einem ſolchen Hof, ſonſt geht Alles zu Grunde."

„Hat Stine denn ſchon ihr Jawort gegeben?" fragte die Paſtorin.

„Nein, aber Stine kann doch nicht ſo dumm ſein und was dagegen haben. Sie wird ja Hofbäuerin und hat keine Stiefkinder zu übernehmen, und bei der Alten muß unſer Herrgott doch auch nächſtens einkehren. Und, ſehen Sie, wenn *ich* mich nicht daran kehre, daß *ſie* ihrerzeit . . ."

„Nein, da ſteht wahrhaftig nichts im Wege," ſagte Mette mit einer Sicherheit, welche bewies, daß ſie genau eingeweiht war.

Die Probſtin rief Stine herein. Keine Antwort. Man ſah in der Küche nach: Stine war nicht da. Sie hatte für gut befunden, auf eigene Fauſt einen kleinen Ausflug zu machen; denn es war doch gar zu genant, dabei zu ſein, wenn ſolche Dinge verhandelt wurden. — Als die Probſtin ihr Mißfallen darüber äußerte, ſagte Peer mit beifälligem Lächeln:

„Ja, gerade ſo will ich ſie haben! Nur kein Geſchwätz, dann macht ſich Alles ganz von ſelbſt."

Am zweiten Mai wurden Stine und Peer Larſen von Oerlovslille getraut. Die Probſtin ſpendirte den Hochzeitskaffee.

Johann Strauß.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

„Der iſt der Erſte, der die glücklichſten Menſchen macht!“ ruft Kronions Sohn, als er die unſterblichen Götter auf dem Olympos bewirthet, bei Schiller aus; und wenn der alte heidniſche Gott ebenſo unfehlbar iſt wie der irdiſche Stellvertreter des chriſtlichen, dann iſt Johann Strauß ſicherlich der Erſten Einer. Unter den Künſtlern — und ich denke dabei nicht nur an unſer Land und nicht nur an unſere Zeit — giebt es nur ſehr wenige, die ſo viel für das harmloſe Glück und für den Frohſinn der Mitlebenden gethan, die uns durch den wunderſamen Zauber ihrer Kunſt über die Aergerniſſe und Verdrießlichkeiten des Tages ſo anmuthig hinweggetäuſcht hätten wie er. Wer mürriſch dreinzuſchauen und abgeſpannt dazuſitzen vermag, wenn der jubelnde Lockruf „An der ſchönen blauen Donau“ erklingt, wenn der „Wiener Wald“ uns ſeine reizenden Geſchichten von Jugendfriſche und lachendem Uebermuthe erzählt, und die „Nachtfalter“ geheimnißvoll dazwiſchenſurren, wem da nicht die friſche reine Luft aus der Jugendzeit herüberweht und koſend die Sorgen von der Stirn fächelt, dem iſt nicht zu helfen, der kann ſich begraben laſſen. „O, über die menſchliche Undankbarkeit!“ ruft ein franzöſiſcher Moraliſt aus. „In goldenen Buchſtaben ſollte man in unſere Denkmäler die Namen jener Wohlthäter eingraben, die in uns die Heiterkeit entzünden und unterhalten. Denn die Heiterkeit iſt eines der beiden Vorrechte, die den Menſchen vom Thiere unterſcheiden.“

Nun, über Undankbarkeit hat ſich Johann Strauß allerdings nicht zu beklagen. Als Träger eines bekannten Namens, als Sohn ſeines berühmten Vaters iſt er gleich in ſeinen künſtleriſchen Anfängen wohlwollend bemerkt worden, hat ſich in der Gunſt der Oeffentlichkeit immer mehr befeſtigt und iſt ſeit einer langen Reihe von Jahren allgemeiner Liebling. Freilich ge-

fällt sich die allgemeine Anerkennung, die er sich errungen hat, immer in einem gewissen Vorbehalte. Johann Strauß hat ja nicht die starren Höhen der großen Kunst erklimmen wollen. Auf lieblichem Hügel von mäßiger Höhe hat er seine blühenden Gärten bestellt und seine Felder gebaut. Er hat ja eigentlich „nur Tanzmusik" geschrieben, — nur Tanzmusik! Als ob es nicht genug wäre, wenn diese meisterhaft ist, als ob Teniers kein großer Maler, Labiche kein großer dramatischer Dichter wäre, weil der Eine wie der Andere ihr großes Talent nur auf einem kleinen Gebiete haben bewähren wollen; als ob es nicht besser wäre, Cäsar in seinem Dorfe, als der Zweite in Rom zu sein! „Mein Glas ist zwar nur klein, aber ich trinke wenigstens aus meinem eigenen Glase," sagt Alfred de Musset. Darauf kommt es an.

Freilich, ein großes Streben ist auch schon Etwas, meinetwegen sogar viel; aber es ist doch blutwenig im Vergleich zum Vollbringen, selbst im Bescheidenen. Es ist besser, das Gute, das nahe liegt, zu ergreifen, als mit weltenstürmenden Ideen in die Weite zu schweifen, besser in parvis potuisse, als in magnis voluisse. Nur der Philister empfindet vor dem Leichten und Lustigen in der Kunst eine thörichte Geringschätzung; der Vernünftige weiß, daß das Lustige sehr ernsthaft und das Leichte sehr schwerwiegend, weiß, daß man im Kleinen sehr groß sein kann.

Ja, die Kunst von Johann Strauß ist die Tanzmusik. Mit dem ehrlich eingestandenen Walzer hat er begonnen, mit ihm seine ersten glänzenden Erfolge errungen und mit ihm auch seine letzten. Denn auch in der erweiterten Gestalt der Operette ist er dem Walzer treu geblieben, wenn er ihn bisweilen auch in prächtiger und anspruchsvollerer Gewandung unkenntlich zu machen versucht hat. Für Calderon ist das Leben ein Traum, für Beaumarchais ein Kampf, für Johann Strauß ist das Leben ein Tanz. Und für den guten Tanz ist er der gute Spielmann geworden.

Als sechsjähriges Kind hat er mit seinen kleinen ungelenken Fingerchen auf den klapprigen Tasten des alten tafelförmigen Klaviers im Hause des strengen Vaters seine ersten musikalischen Gedanken im Dreiviertel-Tacte sich zusammengesucht und geklimpert, und in seinem letzten erfolgreichsten Werke, im „Lustigen Krieg", rauscht in dem in seiner Weise großartigen Finale des zweiten Aufzugs der dramatische Walzer mit Soli, vollem Chor und glänzendem Orchester und reißt auf den Fluthen der Melodie, des Rhythmus und der herrlichen Tonfülle die entzückten Zuhörer gewaltsam mit sich.

Einen weiten Weg hat Johann Strauß zurückgelegt, und eine lange Strecke die Tanzmusik selbst, die er in neue Bahnen geleitet, und der er dann ein immer erweitertes Gebiet hat erschließen können.

Erst in dem verflossenen halben Jahrhundert ist die leichte Tanzmusik zur wahren Kunst geadelt worden. Bis dahin hatte nur der würdige schwere Tanz, vor Allem das Menuet, einen künstlerischen Ausdruck gewonnen; und mit Recht darf Eduard Hanslick selbst die Walzer eines Beethoven und Mozart als „erstaunlich dürr und unbedeutend" bezeichnen.

Da erklangen im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts die Zaubergeigen des Lanner und des alten Johann Strauß, der beiden großen Tanzmeister, die derselbe liebevolle und verständnißfeine Beurtheiler der „musikalischen Musik“ auch in ihrer anspruchslosesten Gestalt mit rühmenswerthem Muthe ohne weiteres die originellsten und hinreißendsten Talente in der Nach-Schubert'schen Epoche des Wiener Musiklebens nennt. Sie machten sich zu den Tribunen des verkannten und mißhandelten Walzers, sie führten eine wahre Umwälzung herbei, und diese endete mit einem glänzenden Siege dieses unterdrückten tiers-état, mit der Anerkennung seiner Kunstrechte. Diese beiden genialen heiteren Männer enthüllten uns erst den bezaubernden Liebreiz, die sinnlich schöne Jugendfrische des bisher vernachlässigten Stiefkindes, das seiner Reize unbewußt und von Niemand beachtet am Herdfeuer gekauert hatte; und Aschenbrödel trägt von Stund an Sammt und Seide.

Es hat sein Mißliches, der Sohn eines berühmten Vaters zu sein. Die Fälle, daß der Nachgeborene durch seine eigene Leistung ererbten Ruhm auf der Höhe zu erhalten weiß, lassen sich an den Fingern abzählen; und in diesen wenigen Fällen ist der Sohn fast immer bestrebt gewesen, einen andern Weg einzuschlagen, um es zu verhüten, daß man auf der Stelle erkenne, ob der Junge mit dem Alten gleichen Schritt halten könne, und daß man die Größe des Vaters an ihm messe.

Der junge Dumas wußte ganz genau, daß man die „Camelien-Dame“ nicht mit den „Musketieren“, daß man die „Halbwelt“ nicht mit „Antony“ werde vergleichen können. Viel zahlreicher als die wenigen, die ihren Ruhm aus eigener Tasche bezahlen, ohne von dem Ruhm des Vaters zu zehren, sind die Beispiele, daß auch hochbegabte Söhne von dem väterlichen Ruhme zu Boden gedrückt worden sind. Man braucht nicht bis auf Friedemann Bach und den jungen Mozart zurückzugreifen, an dessen Bahre Grillparzer die schönen Verse gesungen:

„Wovon so viele einzig leben,
Was Stolz und Wahn so gerne hört,
Des Vaters Namen war es eben,
Was Deiner Thatkraft Keim zerstört;“

— auch in unserer Gegenwart hat sich eine Tragödie abgespielt, deren Held, der mit seltenen Geistesgaben ausgestattete Sohn eines unserer hervorragenden kürzlich verstorbenen Zeitgenossen, daran zu Grunde gehen sollte, daß sich der große Name seines Vaters beständig an seine Fersen heftete, daß er, von der Berühmtheit wie von Furien gehetzt, ruhelos umherirrte, bis er von tiefem Haß gegen das, was ihn stolz und glücklich machen sollte, erfüllt, elend zusammenbrach.

Auch auf dem jungen Strauß hat der berühmte Name des Vaters lange, lange Jahre hindurch wie eine Bürde gelastet. Sympathische Zuhörer hat der junge Strauß zwar schon bei seinen ersten künstlerischen Versuchen gefunden, aber keineswegs unbefangene. Wer früher einen

reizenden Walzer des jungen Strauß hörte, stand noch immer unter dem Banne der hinreißenden Kunst des Alten; und so sehr sich auch der Zuhörer von der lustigen frischen Weise des jugendlichen Spielmannes angesprochen fühlte, so vergaß er doch niemals, seinem Urtheile den herabdämpfenden Vorbehalt anzufügen: Ja, aber der alte Strauß! Auch an unserem Künstler sollte sich das tiefsinnige Wort bewähren:

„Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen."

Das Erwerben wurde dem Erben nicht leicht gemacht. Der alte Strauß, der in seiner Familie ein gar strenger, barscher und unzugänglicher Herr gewesen zu sein scheint, that nicht nur nichts, um die offenkundige musikalische Begabung seiner drei Sprößlinge zu fördern, sondern suchte mit allen Mitteln seiner väterlichen Gewalt diese niederzuhalten und zu ersticken. Er hatte kein Verständniß für die ersten Regungen und Kundgebungen des frühzeitigen Talentes unseres Johann. Das Häkchen hat sich in der That bei Zeiten gekrümmt, und früh hat sich geübt, der ein Meister werden wollte und sollte.

Als sechsjähriger Junge componirte der kleine Johann in Salmannsdorf bei Wien seinen ersten Walzer. Ich habe das harmlose Tonstück früher in einem Aufsatze zu dem „fünzigjährigen Walzer-Jubiläum" mitgetheilt. Freilich ist dieser Walzer nur eine kindliche Spielerei, aber es ist die Spielerei des geborenen Künstlers. Der mürrische Alte wollte darin aber nichts Anderes als einen Dummenjungenstreich erkennen; und jemehr sich die Künstlerkeime in seinen drei Kindern entwickelten, desto düsterer und verdrießlicher wurde er, desto eifriger war er darauf bedacht, ihnen den Musikteufel auszutreiben und die künstlerischen Allotria gründlich zu verleiden. Der Geigenkasten und das Klavier wurden geschlossen, die Jungen sollten etwas Vernünftiges lernen!

Für einen jeden, für Johann, Joseph und Eduard hatte er einen „praktischen" Beruf in's Auge gefaßt; Johann sollte Techniker werden, der dies und der das. Es half nichts, daß sie sich sträubten, sie wurden zu der widerwärtigen Arbeit gezwungen; und Johann mußte die ganze Vorschule zu einem rechtschaffenen Techniker durchmachen. Der alte Strauß, so erzählt uns Hanslick, blieb taub „für das leise anpochende Talent des Knaben, und als dieses stärker anklopfte, rief er nicht „Herein", sondern ein zorniges „Hinaus!" Für ganz Wien ein unermüdlicher Freudenbringer, war Vater Strauß ein Tyrann in seiner Familie. Die Söhne wuchsen unter den verbitternden und verderblichen Eindrücken eines verstörten Familienlebens auf."

Der kurzsichtige Alte!

„Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen!"

Aus dem Kinde war ein Jüngling geworden, und dieser fühlte in sich die Kraft, die stärker war als kindlicher Gehorsam. Der Junge streifte die Fesseln, die der Alte ihm angelegt hatte, trotzig ab, und am 15. October

1844 — die vierzigjährige Wiederkehr dieses Tages ist in Wien und in ganz Deutschland gefeiert worden — trat zum ersten Male ein jugendlich schlanker Kapellmeister mit nervös lebhaften Bewegungen, mit dunkeln blitzenden Augen und vollem, tiefschwarzen Haar, das launisch über die Stirn fiel, ein hübscher, geschmeidiger, fescher Kerl „beim Dommayer", einem beliebten Vergnügungslocale in dem Wiener Vororte Hietzing, vor das lebensfrohe, dankbare und genußfreudige Publikum an der Donau. Und das war der 19jährige Sohn des alten Strauß. Er wurde gleich mit offenen Armen aufgenommen.

Für die Zeit, die seinem ersten Auftreten folgt, sind wir lediglich auf die Angaben des schon mehrfach angerufenen Kritikers und Biographen angewiesen. „Die durch eine vergrämte Jugend zurückgedrängte Lebenslust gerieth nun in's Ueberschäumen," berichtet uns Ed. Hanslick. „Beglückt durch sein Talent, berauscht von seinen frühen Erfolgen, verhätschelt von den Frauen, durchstürmte Johann Strauß eine genußfrohe Jünglingszeit, immer productiv, jeder Zeit frisch und unternehmend, dabei leichtsinnig bis zum Abenteuerlichen."

Fünfundzwanzig Jahre lang hat Johann Strauß ausschließlich Tanzmusik geschrieben. Fünfundzwanzig Jahre lang hat er während der tanzenden Faschingszeit, die weit über die kirchliche Frist hinausgeht, allnächtlich am Dirigenten-Pulte an der Spitze seiner musicirenden Heerschaaren gestanden und mit seiner Geige Alt und Jung elektrisirt. Und mit seinem streichenden, blasenden und schlagenden Gefolge ist er auch hinausgezogen in die Fremde, hat aller Orten den Mißvergnügten und Griesgrämigen das Evangelium der Lebenslust verkündet und Aller Herzen erobert — seit dem Tode seines Vaters der Alleinbeherrscher des Ballsaals der Vornehmen und der Tanzböden des Volkes. Wien wartete zu jedem Carneval auf die neuen Tänze von Johann Strauß; sie waren und blieben das musikalische Ereigniß des Winters, und von Wien aus erklangen die lustigen, heiteren Walzer durch ganz Deutschland, und drangen über die Grenzen nach Nord und Süd, nach Ost und West und erfüllten bald die ganze alte Welt, und die Schiffe trugen sie über den Ocean in die neue hinüber.

Unerschöpflich sprudelte der unversiegbare Quell seiner musikalischen Erfindungen. Mehr denn 400 Tänze hat Johann Strauß geschrieben, den einen immer reizender als den andern. Wer wollte es da wohl unternehmen, auch nur in einer Auswahl alle die, die das Herz der Zuhörer entzückt und die Füße der Tänzer beflügelt haben, auch nur die glücklichsten Eingebungen, die gelungensten und beliebtest gewordenen einzeln aufzuführen?

Bei dieser massenhaften, unermüdlichen schöpferischen Thätigkeit ist die Gleichwerthigkeit der Leistungen natürlich ausgeschlossen. Die frischen Truppen haben die alten ersetzt und die neuesten Walzer die Vorgänger in der Gunst des Publikums zeitweilig abgelöst. Eine erkleckliche Anzahl der älteren hat indessen allem Drängen des Nachschubs zähen Widerstand entgegengestellt und sich auf dem Felde behauptet. Die verdrängten und beseitigten aber haben ihr

Schicksal nicht verdient. Sie haben nur unter dem Verhängnisse zu leiden gehabt, daß ihre liebenswerthen Eigenschaften durch den stärkeren Glanz der Nebenbuhler überstrahlt worden sind. Ein Mann wie Johann Strauß kann schlechterdings keine durchaus mißlungenen Tänze schreiben, ebensowenig wie Franz Schubert schlechte Lieder. Die längst in Vergessenheit gerathenen Walzer bergen in der That wahre Schätze: Einzelne liebliche Melodien von seltener Schönheit, harmonische Feinheiten, rhythmische Keckheiten, die eben nur deshalb nicht zur dauernden Geltung gekommen sind, weil Strauß selbst alle diese Vorzüge in neueren Werken noch glücklicher, in noch abgerundeter und packenderer Gestalt bewährt hat. Aber wie jetzt die Liedersänger der ewigen „Müller-Lieder", der „Winterreise" und „des Schwanengesanges" überdrüssig, die in Vergessenheit beerdigten Schubert'schen Lieder wieder ausgraben, und nun ungeahnte Schönheiten in diesen auferstehen, so wird man sich später auch um jene Walzer von Johann Strauß kümmern, die für die Mitwelt ohne anhaltenden Nachhall verklungen sind, und darüber staunen, wie die darin verborgenen Reize haben übersehen werden können.

Es wäre freilich zu viel verlangt, wenn man von einem Geschlechte, von einem Menschen — und wäre er auch der begeistertste Freund der leichten Musik — fordern wollte, daß er die vierhundert Tanzweisen, die Johann Strauß geschrieben, in sein Gedächtniß einprägen und deren Eigenschaften im Einzelnen würdigen solle. Johann Strauß selbst wird wahrscheinlich gar mancherlei seiner eigenen musikalischen Schöpfungen vergessen haben, und ich glaube, man könnte aus den verschollenen Tänzen ganz reizende Tänze zusammenstellen und ihm vorspielen, ohne daß er der Vaterschaft gewahr würde. Es würde ihm zwar manches vertraut und bekannt klingen, aber das würde ihn nicht verwundern; denn alle modernen Walzercomponisten haben sich an ihm gebildet, alle haben seinem Ausdrucke nachgestrebt und mit seinen abgelegten Kleidern ihre Blößen bedeckt.

Die Zahl der Strauß'schen Walzer, die uns ganz und gar vertraut sind, die wir freudigen Herzens wie einen lieben Freund begrüßen, sobald nur der erste Tact erklingt, ja sobald wir auf dem Concert-Programm nur den Titel lesen, ist doch immer noch eine erstaunlich große.

Und was sind das für „erste Tacte!" Und wie glücklich sind oft die Titel gefunden! Jeder geistige Arbeiter weiß aus Erfahrung, wie schwer es ist, dem Kinde seiner Laune den rechten Namen zu geben. Daß Strauß für seine vierhundert Tänze vierhundert Titel hat finden können — und unter diesen eine lange Reihe treffender, charakteristischer, die sich gleich tief in das Gedächtniß einprägen, — das ist ein Kunststück, das ihm so leicht Keiner nachmacht. Es wäre allerdings eine Thorheit, die Strauß'schen Walzer der sogenannten „Programm-Musik" beizugesellen und einen tieferen Zusammenhang zwischen dem Musikstücke und dem Titel aufzusuchen, der oft gar nicht vorhanden ist. Denn in vielen Fällen ist sicherlich der Titel willkürlich dem fertigen Musikstücke beigegeben worden, ohne innere Noth-

wendigkeit, lediglich unter dem Zwange des Aeußerlichen, da eben das Kind nun doch einmal nicht ungetauft in der Welt umherlaufen konnte. Zwei seiner entzückendsten Walzer zum Beispiel, „Juristenball-Tänze" und „Klänge aus dem Süden" (nach Motiven aus dem „Spitzentuche der Königin") könnten gerade so gut jeden beliebigen anderen Titel führen. Bei anderen sehr bekannten Tänzen hingegen ließe sich müheloser ein Zusammenhang zwischen dem Namen und dem Musikstücke selbst, namentlich mit dessen erstem Theile, auffinden. Und es würde kaum des grübelerischen Scharfsinnes bedürfen, um in den „Nachtfaltern" ein sonderbar poetisches Säuseln und Summen zu vernehmen, das eine wahre Dämmerungsstimmung in uns hervorzaubert, im „Wiener Blut" sinnlich schluchzendes Aufjauchzen, sieghaft trotziges und selbstbewußtes Einsetzen in „Künstlerleben", kosendes Getändel und verliebtes Geflüster in den „Geschichten aus dem Wiener Wald", das kecke Aufpochen der daseinsfrohen Jugend in „Wein, Weib und Gesang", in den „Morgenblättern" pikante Frische mit der schwatzhaften Wiederholung des schon Gesagten, die beinahe wie eine spöttische Kritik klingt, in „Neu-Wien" herzliche Gemüthlichkeit mit einer gewissen schwermüthigen Beimischung der Klage um das Dahinscheiden von Alt-Wien, und „An der schönen blauen Donau" den zunächst zögernden Aufstieg des Dreiklangs zu dem neckischen und jubelnden Frohlocken — wie ein Zwiegespräch zwischen dem bedächtigen Alter und der sorglos genießenden Jugend, die sich endlich zum Reigen einmüthig zusammenfinden.

So mag der, den es gelüstet, den Namen und den Charakter des Musikstücks zusammenreimen, diese allbekannten Walzer zu bezeichnen versuchen. Ein Anderer wird auf diesen Versuch willig verzichten und sich nach Lohengrins Rathe fraglos dem Zauber des Namenlosen hingeben. Für diesen wird der Titel eben nichts Besonderes zu bedeuten haben, sondern lediglich ein äußeres Unterscheidungszeichen sein, das ohne wesentliche Schäden mit einer Ziffer oder einem beliebigen Buchstaben vertauscht werden könnte; und der hätte wahrscheinlich Recht, denn

„Was ist ein Name? Was uns Rose heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften."

Da wir hier von den schönsten Walzern unseres Johann Strauß sprechen, müssen wir vorgreifend auch auf die in seinen Operetten enthaltenen verweisen, die zum Theil zu dem Besten und Gelungensten, was Strauß überhaupt geschaffen hat, gehören. Wer würde, wenn er seine Lieblingswalzer sich vergegenwärtigt, den aus der „Fledermaus" mit seinem flotten scharfrhythmischen Anfange und dem leidenschaftlichen Aufschwunge im zweiten Theile vergessen können? Wer den köstlich gemüthlichen Ländler mit dem großartigen Walzerschluß aus „Cagliostro"? Und wer das schon genannte Meisterwerk, das Finale des zweiten Aufzugs im „Lustigen Krieg"? Die drei genannten sind wirkliche Tänze, lediglich zum Tanzen, ohne Worte oder mit so gleichgültigen Worten, daß man sie ganz vergessen kann. Daneben aber giebt es in diesen Operetten noch andere gesungene Walzer, die zum

Theil wahrscheinlich durch die Worte des Textschreibers angeregt sind, oder denen wenigstens ein Text untergelegt ist, der gewisse Ansprüche erhebt.

Oft ohne die geringste Berechtigung. Thörichtere, unsinnigere und schädlichere Texte wie die zu den Walzern im „Spitzentuche der Königin" (das Loblied auf die Trüffel) und in der „Nacht in Venedig" („Bei Nacht sind alle Katzen grau, da schreien sie alle miau") sind schwer zu denken; und es ist unbegreiflich, wie ein so geschmackvoller, geschickter und befähigter Mann wie Richard Genée, der der Urheberschaft dieses Textes bezichtigt wird, etwas Derartiges hat verüben können. Glücklicher haben sich Wort und Ton in dem temperamentvollen Walzer des „Indigo". „Ja so singt man", und in dem Schlußwalzer des „Prinzen Methusalem", „O du, o du, mein Ideal", der zu den reizvollsten und zärtlichsten gehört, zusammengefunden. Und geradezu fördernd für die ungeheure Popularität ist der glücklich gefundene Text zu dem gesungenen Walzer im „Lustigen Krieg" geworden: „Nur für Natur hegte sie Sympathie". Seit dem Tage, da man den Walzer „An der schönen, blauen Donau" zwar nicht auf Flügeln des Gesanges, aber auf den Walzen der Drehorgeln bis zu den Ufern des Ganges und noch viel weiter getragen, hat Strauß nichts geschrieben, was mit so rasender Schnelligkeit sich verbreitet und eine so durchschlagende volksthümliche Beliebtheit erlangt hätte, wie dieser Natur-Walzer. Und dieser Erfolg ist erklärlich genug.

Wer für die musikalischen Bedürfnisse mehrerer tanzlustigen Geschlechter zu sorgen hat, wird naturgemäß aus Scheu vor der Einseitigkeit, die ja die Mutter der Langweile ist, veranlaßt, wenn sich das Eigenartige und Neue nicht freiwillig darstellt, nach Eigenartigem und Neuem zu suchen. Die Gäste, die Strauß aus seinen unerschöpflichen Vorräthen Jahr ein Jahr aus zu speisen hat, würden der einfachen Walzerspeise längst überdrüssig geworden sein, wenn er ihr nicht immer neue, den Geschmack immer wieder anreizende Würze beizumischen gewußt hätte. Die neuen Walzer von Strauß besitzen — nicht blos in den Introductionen und Uebergängen von einem Theil zum andern — harmonische und rhythmische Kühnheiten, an denen Richard Wagner seine volle Freude haben konnte, und von denen sich die alten Lanner und Strauß in ihrer himmlischen Anspruchslosigkeit nichts haben träumen lassen. Es ist unserem Strauß als ein hohes Verdienst anzurechnen, daß er trotz allen verwegenen Neuerungen die natürlichen Grenzen des Walzers mit weiser Selbstbeherrschung, mit feinem Kunstgefühl und geläutertem Geschmacke innezuhalten gewußt hat. Das verhindert aber nicht, daß die neuen Walzer mit der Zeit ganz andere geworden sind als die alten; daß einige weniger durch ihre unwiderstehliche Harmlosigkeit zu unserem Gemüth sprechen, als durch den Scharfsinn, den Erfindungsreichthum und Geschmack des Componisten zu unserem Verstande.

Da fand Johann Strauß, dem nun kein Geheimniß des Orchesters mehr verborgen war, dem der dralle, sprunghafte Rhythmus willig gehorchte, und die für unser heutiges Ohr wohllautende Dissonanz nichts zu versagen

hatte, in einer glücklichen Stunde durch alle Wirrnisse und Verwickelungen unserer Zeit den Weg nach der heiteren Jugend zurück; und er schrieb den Natur-Walzer, der in seiner köstlichen Einfachheit, in seiner unbewußten Anmuth, in seiner kindlichen Natürlichkeit ihn selbst wieder verjüngte. Ruhig in der Ebene fließt die Melodie dahin, ohne sich an irgend einem Widerstande schäumend zu brechen. Die Begleitung mit der discreten Violinfigur im zweiten und dritten Theil ist so bescheiden wie nur denkbar; Alles, was man heutzutage wohl originell nennt, ist streng ausgeschieden. Der Walzer wirkt eben nur durch seinen, ich möchte sagen, angeborenen Liebreiz ohne alle modische Zuthat. Der Walzer war eben ganz und gar nicht modern, und das war der Grund seines beispiellosen Erfolges. Erst im Gegensatze zu den herrlichen, vom modernen Geiste ganz durchtränkten Walzern aus der neueren Zeit konnte dieser, der einer anderen anzugehören scheint, seine volle Wirkung üben.

Eine starke Unbilligkeit wäre es, den Natur-Walzer auf Kosten der anderen loben zu wollen; nur zur Erklärung des ganz merkwürdigen Erfolges habe ich auf die Gegensätzlichkeit hingewiesen. Daß Strauß da nicht stehen geblieben ist, wo er in seiner Jugend gestanden, daß er nicht sein Leben lang weiter gezwitschert hat, wie die Alten sungen, daß auch seine Tonsprache die unserer Tage geworden ist, — das wird ihm Niemand zum Vorwurf machen wollen, es wird ihm vielmehr nur zum Verdienst angerechnet werden können; und es ist erklärlich genug, daß sich ihm nach fünfundzwangjährigem Wirken als ausschließlicher Tanz-Componist das Gefühl aufdrängte, es sei nun genug des alten Spiels, daß für den treibenden Most die Schläuche zu alt geworden waren. Er hatte allmählich die Freude am Walzer verloren, sein Vaterland mußte größer sein; sein Genius heischte ein weiteres Gebiet.

Und so wandte er sich in der Vollreife der Operette zu.

Die moderne Operette, die sich aus dem alten Singspiel ähnlich wie der moderne Walzer aus dem großbasenhaften Ländler entwickelt hat, ist ein urfranzösisches Kind, wenn auch ihr Vater Jacob Offenbach ein geborener Deutscher ist. Offenbach hat das Glück gehabt, für seine entzückend frivole Musik in Jules Barbier und Michel Carré congeniale Dichter zu finden, wie auf größerem Felde Meyerbeer in Scribe. Die Bücher zum „Orpheus in der Unterwelt", zur „Schönen Helena" sind Meisterwerke des Witzes, der Parodie und der Respectlosigkeit. Diese beiden Operetten, denen die ganze Herde dann folgte, eroberten sich durch ihren lächelnden Leichtsinn und ihre hochgeschürzte Gefälligkeit die Welt. Es war nicht zu verwundern, daß sich das heitere und frische Talent Johann Strauß' gerade von dieser Operette stark angezogen fühlte. Wenn ihm auch eine der Eigenschaften, die Offenbach groß gemacht hatte, die wahrhaft imposante Frivolität, völlig fehlte, so besaß er zum Ersatz dafür andere, die seinem Beginnen einen glücklichen Verlauf, seinem Streben eine endliche Krönung zu verheißen schienen.

Diese Hoffnung hat sich glänzend erfüllt. Nicht mit dem ersten Schlage. Der Erfolg von „Indigo" im Jahre 1871 war kein vollständiger,

trotz der Fülle ansprechender und reizender Melodien, die Strauß in die liebenswürdige Partitur eingestreut hatte. Aber der Componist, der bisher auf eigenen Füßen gestanden und allein über das Wohl und Wehe seiner künstlerischen Leistungen entschieden, hatte sich nun nothwendigerweise in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Anderen begeben müssen und bei seinen Erfolgen mit einem ihm bis dahin unbekannten Factor zu rechnen: mit dem Verfasser des Textbuches. Und dieser hatte ihn im „Indigo" nicht bloß im Stich gelassen, er hatte ihn auf den Sumpf gelockt. Die Operette war mehr als uninteressant, sie war öde und langweilig, und selbst dem witzigen Ernst Dohm, der die Neubearbeitung für Berlin übernommen hatte, konnte es nicht gelingen, dieses tödtliche Grundübel auszumerzen, ebensowenig wie die glänzende Ausstattung die erschreckende Geistlosigkeit zu bedecken vermochte. Dichterisch war dieser erste Versuch, eine deutsche Operette zu Stande zu bringen, als ein völlig mißlungener zu bezeichnen, und über den musikalischen hielt man das Urtheil zurück, da eben die Musik von dem schlechten Texte zu stark in Mitleidenschaft gezogen war.

Die armen Librettoschreiber sind nicht auf Rosen gebettet. Bei einem Mißerfolge fällt man vor allen Dingen über sie unbarmherzig her und zerzaust sie ohne Gnade und Erbarmen, bei einem Erfolge aber gesteht man ihnen nur widerstrebend zu, daß sie allenfalls ein klein wenig dazu beigetragen haben. Aber auch die Librettodichtung hat, wie zugestanden werden muß, erhebliche Fortschritte bei uns gemacht. Auch unsere Librettisten haben Manches von den französischen gelernt, ihnen mancherlei von ihrer Mache abgesehen und selbst manche lustige Einfälle gehabt, vor Allen Camillo Walzel (F. Zell) und Richard Genée, bei denen sich Strauß für „Cagliostro" und den „Lustigen Krieg", Suppé für „Fatinitza" und „Boccaccio", Millöcker, der vom Zufall Bevorzugteste, für den „Bettelstudenten" und „Gasparone" bedanken dürfen.

Das Librettoschreiben ist etwas ganz Besonderes, das dem geschickten Macher unter Umständen wohl gelingen mag, wie auch andererseits die Kunst des wahren Dichters daran scheitern kann. Walzel und Genée haben ihre anerkennenswerthe Geschicklichkeit oft bewährt. Auf die Urwüchsigkeit in der Erfindung bilden sie sich wohl selbst nichts ein. Ihr Verfahren ist gewöhnlich ein sehr einfaches. Sie beziehen ihren Stoff aus Frankreich. Sie nehmen entweder ein hübsches Lustspiel, das sich bei uns nicht recht eingebürgert hat, wie Meilhacs „Réveillon", aus dem „die Fledermaus" entstanden ist, oder wie „Piccolino" von Sardou, der sich zum „Carneval in Rom" umgewandelt hat; oder sie nehmen französische Operntexte, die wegen ihrer langweiligen Musik die Grenze nicht überschritten haben, wie Scribes „Circassienne" (Musik von Auber), die bei uns „Fatinitza" heißt, oder „Les Dames-capitaines" von Mélesville (Musik von Reber), die bei uns im „Lustigen Kriege" auftreten.

An der Handlung, die die deutschen Bearbeiter des Textes also

gewöhnlich schon fix und fertig vorfinden, pflegen sie keinen entscheidenden Zug zu ändern; die Handlung braucht ja auch nicht besonders tiefsinnig und verwickelt zu sein. Die jungen Leute lieben sich, aber ihrer Verbindung stehen irgend welche Hindernisse entgegen — bisweilen auch hochpolitische und staatsmännische wie im „Lustigen Krieg" und „Methusalem", — das junge Mädchen ist einem anderen albernen Tropf bestimmt, und im letzten Act wird mit den Schwierigkeiten aufgeräumt, der aufgezwungene Bräutigam bekommt seinen Laufpaß, und die Glücklichen reichen sich die Hand zum ewigen Bunde. Jubelndes Finale im Tempo des Walzers oder des Marsches.

Sehr oft wird die Rolle des jugendlichen Liebhabers für die erste Sängerin geschrieben. Wir erinnern nur an „Prinz Methusalem", „Boccaccio", „Spitzentuch der Königin". Oder eine wichtige männliche Episode wird von einer Dame dargestellt, wie der russische Prinz in der „Fledermaus"; oder die Damen streben mindestens männliche, militärische Costüme an, wie im „Lustigen Krieg"; oder endlich die Geschlechtsfrage wird noch besonders verwickelt dadurch, daß man die Rolle eines jungen Mannes von einem jungen Mädchen darstellen läßt, das sich gelegentlich in weiblicher Verkleidung auf der Bühne wieder in seinem wahren außertheatralischen, durch das Standesamt beglaubigten Geschlechte zu zeigen hat, wie in „Fatinitza."

Diese Darstellung heranwachsender verliebter Jünglinge durch junge Damen ist natürlich weise berechnet. Die Damen kleidet bekanntlich unsere männliche Tracht sehr vortheilhaft, namentlich die der Vergangenheit, die die körperlichen Formen weniger grausam zerstörte als unsere Mode. Da nun der Verfasser des Textbuches zum mindesten ebenso darauf bedacht ist, für das Auge des Zuschauers etwas zu thun, wie der Tondichter für das Ohr des Zuhörers, so nimmt er mit Eifer die Gelegenheit wahr, die Damen in Männerkleider zu stecken, in der sie fast immer allerliebst, bisweilen sehr pikant, ja verführerisch hübsch aussehen. Und verbietet die Handlung diese Metamorphose in den Hauptrollen, nun so muß eben der Chor herhalten. Wenn der Theaterbesucher in einer Operette nicht die Hälfte des weiblichen Chorpersonals, und zwar die hübschere Hälfte mit kleiner Gage und großen Brillanten, in knapper kleidsamer Männertracht als Cadetten, Studenten, Künstler, Soldaten oder dergl. zu sehen bekommt, wenn ihm die Librettoschreiber nicht den ungehinderten Freiblick auf die kleinen Füßchen gewähren — und was darüber ist, darf nicht vom Uebel sein — dann würde er sich in seinen berechtigten Ansprüchen gekränkt und übervortheilt glauben. In der Operette muß das Weibliche stark hervortreten, und zwar unter solchen Bedingungen, von denen man beinahe sagen dürfte: „Das ewig Weibliche zieht sich nicht an." Auch diese Besonderheit haben die deutschen Bearbeiter französischer Stoffe aus Frankreich herübergenommen.

Die Komik in den deutschen Textbüchern entstammt mit alleiniger Ausnahme der „Fledermaus" ausschließlich dem Gebiete des Niedrig-Grotesken. Auch in dieser Beziehung ist Frankreich mit gutem Beispiele

vorangegangen. Die komischen Rollen sind Chargen der verwegensten Art, übermüthige, zum Theil höchst gelungene Caricaturen, und die hohen Aemter und Würden, die sie in der Textdichtung bekleiden — sie ragen in die höchsten Kreise des Staates hinein, ja sie sind sogar bisweilen mit der Majestät selbst bekleidet, — stecken dem blödsinnigen Treiben, das sie verüben, keine Schranken. In der Beziehung wundern wir uns allerdings über nichts mehr, wir sind genügend geschult. Offenbach hat gleich mit dem Aeußersten begonnen. Wenn wir den Papa Jupiter mit dem Beherrscher der Unterwelt einen Cancan tanzen und die göttergleichen Helden des Homer im Zustande der völligen Vertroddelung vor uns sehen, dann nehmen wir auch keinen Anstoß mehr daran, wenn irgend ein König, Minister oder Podestà aus Wolkenkukuksheim oder Rikarak ihre an den Circus gemahnenden Possen treiben.

So also wird für die stürmische Heiterkeit gesorgt. Aber auch das Gefühl hat seine Rechte. Und dem allgemein gefühlten Bedürfniß nach Sentimentalem wird gewöhnlich in einem rührenden Liede und in einem schmachtenden Duett entsprochen, das, wenn es sich irgend thun läßt, bei Mondscheinbeleuchtung vorgetragen wird. Endlich kommen noch ein paar Schlagworte hinzu, die von einer der komischen Personen zu Tode gehetzt werden, ein Couplet oder mehrere. Und Alles das: mäßige Handlung und übermüthige Komik, ein bischen Rührseligkeit, viel äußerer Glanz in der Ausstattung, hübsche Weiber in Männerkleidern, militärische Aufmärsche und Evolutionen des Chors, — Alles das brodelt schließlich zu einem Operettentext, wie er sein soll, freundlich zusammen.

Oder eigentlich: wie er nicht sein sollte. Denn es ist gewiß zu bedauern, daß unsere Componisten noch kein gutes Buch gefunden haben, das auf deutschem Boden gewachsen wäre. Alle unsere wirksamen Operetten-Bücher verrathen ihren französischen Ursprung auf den ersten Blick. Ich hege sicherlich kein Vorurtheil gegen die französische Bühnendichtung und erkenne deren Vorzüge in vieler Beziehung rückhaltlos an; aber „Eines schickt sich nicht für Alle". Textbücher, die für den geistvollen, entdeutschten Erzfranzosen Jacob Offenbach wie geschaffen waren, sind für den durch und durch deutschen Johann Strauß platterdings unbrauchbar. In „Cagliostro" hatte man den Versuch gemacht, einen Stoff, der dem Wesen Johann Strauß' verwandt war, zu wählen. Der Versuch war zwar nicht in hervorragender Weise gelungen, aber es war doch ein Versuch im Richtigen. Leider ist man dabei stehen geblieben. Und wie wunderbar sicher fühlt sich Strauß, sobald er heimischen Boden unter den Füßen hat. Welche Meisterwerke hat er mit dem Ländler und dem Schlußwalzer des ersten Aufzugs, mit dem Volksfeste auf der Türkenschanze geschaffen! Anstatt ihn nach dieser Erfahrung fröhlich daheim zu lassen, nöthigten ihn aber die Dichter seiner Texte beständig zu unfreiwilligen Ausflügen nach Lissabon, nach Massa, nach Venedig und Gott weiß welchen Ländern, die vielleicht im Monde liegen. Sie hätten doch wohl bemerken sollen, daß der Componist dann immer groß ist, wenn er

sich örtlich und zeitlich von seiner Handlung in der Fremde und Vergangenheit losſagt; wenn er als der echte Wiener unſerer Zeit — wie im zweiten Finale der „Fledermaus", des „Luſtigen Krieges", im „Lagunenwalzer" aus der „Nacht in Venedig" u. ſ. w. — uns entgegentritt.

Wenn den Dichtern des Textes der Ruhm nicht verkümmert werden darf, in einigen Fällen den Erfolg der Strauß'ſchen Muſik gefördert zu haben — namentlich in der „Fledermaus" und im „Luſtigen Krieg" —, ſo haben ſie ihm in „Caglioſtro" und „Prinz Methuſalem" nicht erheblich genutzt, im „Spitzentuch" und „Carneval" den verdienten Erfolg der Muſik eher vermindert als vermehrt, in „Indigo" und der „Nacht von Venedig" aber, wie ebenfalls geſagt werden muß, den Erfolg geradezu vereitelt.

Da haben wir in einem Satze nicht blos die Bilanz der verdienſtlichen und der unglücklichen Leiſtungen der Librettoſchreiber gezogen, wir haben auch alle Operetten, die Johann Strauß in den letzten dreizehn Jahren in ſchneller Folge aufeinander geſchrieben hat, aufgezählt.*)

Auch an dem Operncomponiſten Johann Strauß nehmen wir denſelben Entwickelungsgang wahr, wie am Walzercomponiſten. Im „Indigo" war er noch Neuling in der Operette; da klingen uns faſt nur Tanzweiſen mit untergelegtem Text entgegen. In der „Fledermaus", in „Caglioſtro" und auch ſpäter im „Luſtigen Krieg" wird der Walzer dramatiſch bedeutſam; und in dieſer letztgenannten Operette, im „Luſtigen Krieg", die ziemlich allgemein als ſein Meiſterwerk betrachtet wird, hat er ſich mit dem Weſen der Operette vollkommen vertraut gemacht, beherrſcht die Form meiſterlich und kann auf dem weiten und freien Gebiete, das er ſich nun erſchloſſen hat, ſeine reizende Eigenart ungehindert ſchalten und walten laſſen. Sein guter Geſchmack und ſeiner Kunſtſinn bewahren ihn vor jeder Ausſchreitung. Die beiden Lieder der Elſe im „Luſtigen Krieg", Balthaſars Bericht über ſeine Reiſe von Holland, das reizende Duett zwiſchen Balthaſar und Elſe im letzten Acte und vor Allem das unvergleichlich liebliche und zarte Quintett

*) Mit alleiniger Ausnahme der nach dem Rudolf Kneiſel'ſchen Luſtſpiel bearbeiteten Operette „Blindekuh", die ſchnell vom Repertoire verſchwunden iſt. Die Operetten von Johann Strauß, nach der Zeit ihres Entſtehens geordnet und mit Angabe der Verfaſſer der Textbücher, ſind alſo folgende:

„Indigo und die vierzig Räuber." 1871. Nach einem älteren Stoffe für die Bühne eingerichtet von Max Steiner.

„Der Carneval in Rom." 1872. Text von Joſef Braun (der franzöſiſche Urſprung iſt auf dem Zettel hier, wie bei den meiſten andern, verſchwiegen).

„Die Fledermaus." 1873. (Ohne Angabe des Textdichters reſp. Bearbeiters.)

„Caglioſtro (in Wien)." 1875. Text von F. Zell und Richard Genée.

„Prinz Methuſalem." 1877. Nach Wildèr und Delacour von Karl Treumann.

„Blindekuh." 1879. Nach Rudolf Kneiſels gleichnamigem Luſtſpiel.

„Das Spitzentuch der Königin." 1880. Text von Bohrmann-Riegen und Richard Genée.

„Der luſtige Krieg." 1881. Text von F. Zell und Richard Genée.

„Eine Nacht in Venedig." 1883. Von denſelben.

in dem ersten Aufzuge: „Kommen und Gehen" — ein Meisterwerk der Erfindung und Ausführung — sind, abgesehen von dem allbekannten Naturwalzer und dem Finale des zweiten Aufzugs, das sich aus dem Marsch zum Walzer entwickelt, und abgesehen von vielem anderen, wahrhafte Perlen deutscher Operettenmusik. Wie fein und warm ist alles Das empfunden! Wie natürlich und richtig ausgedrückt! Alles ist schlicht und wahr, fern von allen Trivialitäten und Geschmacklosigkeiten.

Nicht nur durch seine natürliche Anlage, auch durch sein musikalisches Können steht Strauß hoch über seinen Nebenbuhlern, wenn diese ihm auch zeitweilig einmal in einer Saison den Rang haben streitig machen können. Wie fein und vornehm wirkt das Orchester von Johann Strauß neben dem Janitscharen-Geschmetter und der paukenden Vordringlichkeit der Anderen! Und es ist kein Zufall, daß die gelehrtesten Musikkritiker unserer Tage, daß Leute wie Eduard Hanslick und Hans Ehrlich von Johann Strauß nicht nur mit wärmster Sympathie, sondern auch mit tiefstem Respect sprechen, daß Strauß die ernsthaftesten und bedeutendsten Musiker unserer Zeit zu seinen begeistertsten Verehrern zählt. Richard Wagner, der über die mitlebenden Musiker und über die jüngst Verstorbenen wie Meyerbeer und Rossini schonungslos den Stab gebrochen hat, wurde durch den lieblichen Zauber der Strauß'schen Weisen entwaffnet und äußerte sich bei jedem Anlasse über den Wiener „Rattenfänger" mit einer Wärme, die in dem Urtheil des Bayreuther Meisters etwas ganz Ungewöhnliches war. Johannes Brahms ist nicht nur ein Verehrer, sondern auch ein guter Freund von Johann Strauß; und durch Strauß und in seinem Hause habe ich Brahms vor einer langen Reihe von Jahren kennen gelernt. Ist auch seitdem viel Wasser in's Meer gelaufen, mir wird der Abend unvergeßlich bleiben, als Brahms, von Strauß an das Clavier genöthigt, nach einer heroisch symphonieartigen Improvisation, in der die Walzer-Motive contrapunctistisch fein verwoben waren, in wahrhaft hinreißender Weise den Walzer „An der schönen blauen Donau" spielte. Es ist eine Eigenthümlichkeit aller unserer großen Musiker und Clavierspieler von Ruf, — und auch diese Eigenthümlichkeit läßt sich nur aus der wirklichen musikalischen Bedeutung unseres Componisten erklären, — daß sie Alle, wenn sie der ernsthaften Musik genug gethan, wenn sie sich aus den schwindelnden Höhen der Kunst wieder nach dem behaglich Menschlichen herabsehnen, wenn sie nicht mehr vorspielen, sondern gesellig musiciren, zu den Walzern von Johann Strauß greifen, die sie, ein jeder auf seine Weise, sich individuell zurecht machen. Taufig hat seine Phantasie über die „Nachtfalter" sogar drucken lassen und sie wird von allen Virtuosen gespielt. Und nun muß man Rubinstein hören, wenn er denselben Walzer in gewaltigen Octaven mit einer titanenhaften, von seinem stürmischen Wesen ganz erfüllten Begleitung erdröhnen läßt, während ihm der Schweiß von der Stirne rinnt. Oder im völligen Gegensatze dazu Annette Essipoff, wenn sie mit duftigster Zartheit des Pianos die Melodie „Nur für Natur" wie ein Chopin'sches

Nocturn dahinhaucht. Der bedeutende, kürzlich verstorbene Pianist Löwenberg in Wien hatte den Vortrag der Strauß'schen Tänze in genauer Wiedergabe der Originale mit erstaunlicher Nachahmung der Klangwirkungen des Orchesters zu einer Besonderheit seiner Kunst ausgebildet. Der größte Meister aber im Vortrage Strauß'scher Musik, der Alles besitzt, was dazu nöthig ist: jenen sammetweichen Anschlag, welcher die geschlagenen Tastentöne beim Vortrage der Melodie zum Legato der Geige zu binden weiß, die großartige Technik, die auch dem hölzernen Clavier die eigenthümlichen Effecte des orchestralen Tonkörpers zu entlocken weiß, den wunderbar feurigen Rhythmus und das schwungvolle Temperament des Oesterreichers, ist Alfred Grünfeld.

Wenn man den Lebenslauf eines Mannes schildert, so läuft man Gefahr, einem bedenklichen Hange zur Uebertreibung nachzugehen, den Gefeierten zu überschätzen und ihn auch da als bedeutend hinzustellen, wo er seinem ganzen Wesen nach gar nicht bedeutend hat sein können, und wo er auch wirklich nicht bedeutend gewesen ist. Ich werde mich daher hüten, Strauß eine politische Wichtigkeit beizumessen; und wenn ich mich hier auch ausschließlich mit ihm beschäftige, so ist es mir doch noch erinnerlich, daß eigentlich Bismarck und Andrassy mit Oesterreich-Ungarn das gute Einvernehmen hergestellt haben, und ich bin der Ansicht, daß es nicht durch den Prinzen Methusalem und den Grafen Cagliostro, sondern durch den Prinzen Reuß und den Grafen Széchényi, unsere liebenswürdigen Vertreter hüben und drüben, gefördert wird. Das aber darf ohne Uebertreibung behauptet werden, daß Strauß, wie überall, so ganz besonders bei uns, seinen deutschen Landsleuten, die sich mit den Deutsch-Oesterreichern, aller politischen Abgrenzungen ungeachtet, im Geiste und in der Wahrheit eins fühlen, als Apostel aller liebenswürdigen Eigenschaften seiner engeren Heimat segensreich gewirkt hat.

Strauß ist ein echter Oesterreicher, ein echter Wiener. Neidlos gönnen wir ihn der heiteren Stadt an der Donau und ehrlich bekennen wir, daß er nur da, unter den atmosphärischen und geistigen Bedingungen der Wiener Luft, so hat gedeihen können, wie er gediehen ist. Man macht uns selten den Vorwurf, daß wir uns verkleinern, und wir haben auch wirklich gar keine Ursache, die Augen verschämt zu Boden zu schlagen, wenn von den Helden der deutschen Musik die Rede ist. Sind Haydn, Mozart und Schubert in Oesterreich daheim, und hat Beethoven dort sein Heimatsrecht erworben, so vergessen wir doch nicht, daß Beethovens Wiege an unserem deutschen Rhein gestanden hat, daß Händel und Bach, Schumann, Mendelssohn und Richard Wagner Norddeutsche gewesen sind, und daß Meyerbeer sogar in Berlin selbst das Licht der Welt erblickt hat. Aber so wenig wir Beschlag auf diese legen, so unbedenklich und zwanglos nehmen wir auch die österreichischen Tondichter für uns Deutsche in Anspruch und freuen uns herzlich, daß in ihrer Musik die Eigenart ihrer engeren Heimat einen deutlichen Ausdruck gefunden hat. Unsere deutsche Kunst hat gerade durch die entschiedenen Gegensätze von Nord und Süd, die wir nicht wegleugnen,

deren wir uns vielmehr ehrlich freuen wollen, durch die Verschiedenheit der klimatischen Bedingungen, der Landschaft, der Lebensweise, des Wesens und Charakters des Individuums ihre wundervolle Vielseitigkeit gewonnen.

„Seht Ihr, wie der Regenbogen
Dort in sieben Farben quillt?
Dennoch hoch und festgezogen
Wölbt er sich, der Eintracht Bild.
Auf der Harfe laut und leise
Sind gespannt der Saiten viel;
Jede tönt nach ihrer Weise,
Dennoch giebt's ein klares Spiel."

In der deutschen Kunst ist es, auch in den trübsten Tagen politischer Zerrissenheit, immerdar so gewesen, die deutsche Kunst hat Emanuel Geibels patriotisches Sehnen, daß die Farben von Süd und Nord verschlungen zusammenrauschen und ihr Harfenspiel im Accord ertöne, stets erfüllt.

Die Kunst von Johann Strauß ist so echt deutsch wie die von Schumann und dabei gleichzeitig ganz unverfälscht österreichisch. So wie sie ist, hat sie eben nur aus österreichischem Boden aufsprießen können. Alles, was uns an dem österreichischen Wesen behagt, was uns tief sympathisch ist, das Leichtlebige, Genußfreudige, Gemüthliche, Warmherzige, das Kindliche, Flotte und Fesche verkörpert sich in unseren Augen in Johann Strauß und klingt uns aus seinen Tönen entgegen. Diese Töne kann nur ein Mann anschlagen aus dem Volke, das auch unter dem politischen und kirchlichen Druck fröhlich in die Welt trällerte:

„Daß so was geben kann, da g'hört sonst nix dazua
Als wie a Portion Wiener Hamur:"

und das sich über den Krach mit göttlicher Philosophie hinwegtröstete:

„'s ist mir Alles ans, 's ist mir Alles ans,
Ob i a Geld hab' oder kans!"

aus dem Volke jener glückseligen Phäaken — man verzeihe mir, wenn ich das tausendmal gebrauchte Bild noch einmal gebrauche —, von denen der alte Homer uns berichtet, daß sie

„Lieben nur immer den Schmaus, den Reigentanz und die Laute,
Oft veränderten Schmuck und warme Bäder und Ruhe."

Wenn nun für uns „draußen im Reiche" Johann Strauß als der echteste Vertreter dieses liebenswürdigen Oesterreicherthums gilt, so ist er es in noch höherem Grade in den Augen der Oesterreicher selbst. „Die Donauwalzer von Strauß," sagt der berufenste Richter*), „haben nicht blos eine beispiellose Popularität, sie haben eine ganz merkwürdige Bedeutung erlangt, die Bedeutung eines Citates, eines Schlagwortes für Alles, was es Schönes, Liebes, Lustiges in Wien giebt; sie sind dem Oesterreicher nicht blos schöne Walzer wie andere, sondern ein patriotisches Volkslied ohne Worte. Neben der Volkshymne von Vater Haydn, welche den Kaiser und das Herrscherhaus feiert, haben wir in Strauß' „Schöner blauer Donau" eine andere

*) Eduard Hanslick. „Die moderne Oper." Berlin 1880.

Volkshymne, welche unser Land und Volk besingt. Wo immer in weiter Ferne Wiener sich zusammenfinden, da ist diese wortlose Friedens-Marseillaise ihr Bundeslied und Erkennungszeichen. Wo immer bei einem Festmahl ein Toast auf Wien ausgebracht wird, fällt das Orchester sofort mit der „Schönen blauen Donau" ein. Man kann sich das gar nicht mehr anders denken, denn diese uns Allen eingeprägte Melodie sagt deutlicher, eindringlicher und wärmer als alle Worte, was über das Thema „Wien" Schmeichelhaftes gesagt werden kann."

Wir möchten das hier so gut und wahr Gesagte sinnlich noch erweitern, wir möchten sagen: die Strauß'sche Musik ist für alle Deutsche, wohin sie auch verschlagen werden mögen, in der Fremde ein wahres Schibboleth.

Ein Freund, der lange Jahre auf Zanzibar und unter den wilden Völkerschaften an der ostafrikanischen Küste gelebt hat, hat mir erzählt, wie er von unüberwindlichem Heimweh ergriffen worden sei, als nach langen Jahren er zum ersten Male wieder von einem herumirrenden abenteuernden Landsmanne auf der schlechten Fidel einen Strauß'schen Walzer gehört; daß dieser Walzer die geschlossenen Thore seiner Rückerinnerung an die Heimat gesprengt und ihm Alles vergegenwärtigt habe, was er verlassen, und daß dadurch sein Entschluß zur Rückkehr in die Heimat gereift sei. Und ich selbst habe Aehnliches empfunden. Als ich vor anderthalb Jahren in Minnesota war und in dem großen Hotel Lafayette an dem schönen stillen See von Minnetonka Briefe nach Hause schrieb — ich war den Reisegefährten, die in dem benachbarten Minneapolis angefeiert wurden, vorangeeilt — hörte ich plötzlich die Klänge Strauß'scher Walzer, die im Erdgeschoß ein deutscher Clavierspieler den jungen Amerikanerinnen zum Tanz aufspielte. Und da war es mit dem Schreiben vorbei. Ich hörte beständig die lieben bekannten Weisen aus der Heimat, und während ich unbewußt auf den blauen Spiegel des Sees blickte, vergegenwärtigte ich mir zum ersten Male wo ich war, und welche Ferne mich von der Heimat trennte. „Die Wacht am Rhein", mit der wir überall in Amerika beglückt worden waren, hatte diese Empfindung nicht in mir hervorzurufen vermocht. Beim Hören der Strauß'schen Walzer aber befiel mich das Heimweh.

Johann Strauß am See von Minnetonka! Es ist nicht zu verwundern. Wo wäre er nicht? Er ist überall, wo man tanzt.

Und hört man irgendwo in der Welt einen Walzer, dessen kosende Melodie sich in das Ohr einschmeichelt, dessen schwunghafter Rhythmus in die Füße fährt und zum Tanz geradezu aufstachelt, so kann man darauf schwören, es ist ein Walzer von Johann Strauß.

Und so lange man in der Welt tanzt und guter Dinge ist, werden die Weisen des Meisters erklingen, zum Entzücken der Jugend und zur wehmüthigen Freude des Alters.

Illustrirte Bibliographie.

Europäische Colonien in Afrika.

Gleichzeitig erscheinen zwei neue Lieferungswerke über Afrika; beide sind mit zahlreichen Illustrationen versehen und für ein möglichst großes Lesepublikum berechnet; beide endlich stammen, was die Verfasser anlangt, aus Oesterreich-Ungarn, „dem Lande der Geographen", wie man jetzt sagen könnte; denn das muß man den Oesterreichern wirklich zugestehen, daß sie in den letzten Decennien für die wissenschaftliche Erdkunde und deren Verbreitung über die gebildete Welt so viel geleistet haben, wie kaum eine andere Nation; ich erinnere an Männer wie Hann und Hochstetter. Nebenbei nur sei bemerkt, daß es dagegen in Oesterreich mit der Geschichtsforschung um so trauriger bestellt ist, und erst in allerneuester Zeit scheint auch hierin Wandel einzutreten.

Afrika steht dermalen im Vordergrunde aller actuellen Interessen; wie vor zwei Jahrtausenden heißt es in unseren Tagen: Quid novi ex Africa? Der Erdtheil, welcher bisher als der „dunkle" bezeichnet wurde, beginnt sich immer mehr zu entschleiern und zu lichten, und es besteht für viele Tausende gerade jetzt, wo das deutsche Reich in die Reihe der Colonialmächte eingetreten ist und auf dem tropischen Festlande Fuß gefaßt hat, der lebhafte Wunsch nach einer gediegenen Belehrung über alle Verhältnisse daselbst. Diesem Begehren kommen, wie es scheint, jene oben angedeuteten Werke in reichem Maße entgegen. Bisher liegen uns drei Lieferungen von

„Hermann Roskoschny, Europas Colonien. West-Afrika vom Senegal zum Kamerun." Leipzig, Greßner und Schramm, vor und eine Lieferung von

„A. v. Schweiger-Lerchenfeld, Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit." Wien, Pest, Leipzig, Hartlebens Verlag.

Wie schon aus den Titeln hervorgeht, hat sich Schweiger-Lerchenfeld ein engeres Ziel gesetzt, eine übersichtliche Zusammenfassung des gesammten Forschungsmaterials von Afrika. Sein Werk soll in folgende Abschnitte zerfallen: 1. Südafrika; 2. Central-Afrika; 3. der Sudan; 4. das Sahara-Gebiet; 5. Nord-Afrika; 6. Nordostafrika;

Ländern, welche plötzlich für uns von so großer Wichtigkeit geworden sind." Das vollendete Werk wird mehrere Bände umfassen; zunächst kommt Westafrika an die Reihe, später folgen das Kongobecken, die Südsee, die Capcolonie nebst Lüderitz-Land und den Boeren-Republiken, die Ostküste Afrikas nebst Madagaskar u. s. w. Der

Aus: Afrika, der dunkle Erdtheil, im Lichte unserer Zeit.
Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld.
Hartleben's Verlag. Wien, Pest, Leipzig.

erste Band beginnt mit Senegambien und den französischen Colonien daselbst, deren Mittelpunkt Saint-Louis ist.

Alles in Allem können wir von beiden Werken das Beste erhoffen, müssen uns aber ein abschließendes Urtheil bis zu der Zeit vorbehalten, wo die Lieferungen weiter vorgeschritten sein werden.

H. J.

Klaczko's „Florentiner Plaudereien".

Julian Klaczkos Florentiner Plaudereien. Von der französischen Akademie gekrönt. Deutsch von Wilhelm Lauser. Berlin, Wien, Leipzig. Hugo Engel.

Im Jahre 1880 veröffentlichte Klaczko in der Revue de deux mondes eine Reihe von Aufsätzen über Michelangelo und Dante. Geschrieben waren dieselben schon acht Jahre früher, während eines längeren Aufenthaltes in Italien. Diese Studien erscheinen nun ohne jede Aenderung in einer deutschen Uebersetzung, die der bekannte Kunstschriftsteller Lauser ausgeführt hat. Der Verfasser mochte auch jetzt noch „an dem einmal hingeworfenen Versuch nichts ändern, um ihm des Augenblickes Lust und den Stempel der Unmittelbarkeit zu bewahren". — In erster Linie verdient die Form dieser Florentiner Plaudereien Beachtung. Klaczko führt in dem hübschen Landhaus der Gräfin Albina bei Florenz eine kleine Gesellschaft zusammen, deren Vergnügen die Beschäftigung mit Gegenständen der Kunst und der Dichtung ist. In zwangloser Unterhaltung werden da die tiefsten Probleme der Aesthetik und die großen Dichtungen der Italiener in gründlichem Für und Wider besprochen. Jede Anschauung findet ihren charakteristischen Vertreter, so daß die Widersprüche scharf genug gegenübertreten, um die Mängel und Einseitigkeiten jeder Ansicht klar zu machen. Das vermittelnde Element bildet die Wirthin, die in allen Künsten und Wissenschaften erfahrene Gräfin Albina. Klaczko hat diese Form der Darstellung den Schriftstellern jener Periode der Renaissance abgelauscht, deren Vorläufer der Gegenstand seines Buches sind. Man wird bei der Lectüre dieser Klaczko'schen Studien unwillkürlich an Castiglione und sein Buch „Il Cortegiano" (Der Hofmann) erinnert. Da die Gründlichkeit durch die schöne Form nirgends beeinträchtigt wird, so kann man die letztere nur als einen Gewinn und die Vereinigung beider als einen großen Fortschritt betrachten.

Die Florentiner Plaudereien zerfallen in vier Abtheilungen. Die erste beschäftigt sich mit „Dante und Michelangelo", die zweite betrachtet „Beatrice und die Liebespoesie", die dritte führt den Titel „Dante und der Katholicismus", die vierte „Die Tragödie Dantes".

Die Natur und geistige Eigenart Dantes und Michelangelos werden mit einander verglichen und besonders Buonarottis Verhältniß zu dem großen Florentiner festgestellt. Michelangelo hat Dantes Gedicht — in diesen Worten etwa ist das Resultat der Untersuchung zu finden — wie keiner seiner Vorgänger oder Nebenbuhler gekannt oder ergründet. Er hat es während seines ganzen Lebens gelesen und durchdacht. Er hat es sogar durch Zeichnungen in einem eigenen Hefte „illustrirt", dessen unersetzlichen Verlust man nicht genug beklagen kann. Doch darf man wohl sagen, daß dieser außerordentliche Mann sich der „göttlichen Comödie" gegenüber genau ebenso verhalten hat, wie gegenüber den Denkmälern des Alterthums, wie gegenüber den heiligen Büchern der Religion und dem profanen Buche der Natur. Er hat sie alle studirt, bewundert und ausgelegt mit dem nur ihm eigenen Sinne, aber auch mit dem unerschütterlichen Vorsatz, in seinem Schaffen darauf keine Rücksicht zu nehmen und hier nur den Eingebungen seines selbstherrlichen Genies zu folgen.

Klaczkos Ansicht über die Existenz Beatricens und über den Charakter der Dante'schen Liebespoesie befindet sich im vollsten Gegensatze zu der allgemein herrschenden Ansicht, deren Hauptvertreter Karl Witte ist. Klaczko sieht in der Vita nuova nichts als ein Product jenes gay saber (heitere Wissenschaft) der Troubadours, die irgend ein Liebesideal besingen, ohne den Besitz des geliebten Gegenstandes zu begehren. Von diesem Standpunkt aus hat man die Liebespoesie Petrarcas und des jungen Dante zu betrachten, wie die ihrer Vorgänger in Italien.

Witte sieht in der Vita nuova, dem Convito und der Divina Comedia den Ausdruck des naiven Glaubens, des philosophischen Abfalls und der schließlichen Rückkehr zu einem geläuterten Glauben. Betrachtet man mit Klaczko die Vita nuova als ein Werk, das mit der göttlichen Comödie keinerlei Zusammenhang hat, als eine Frucht des gay saber, so wird natürlich das künstliche Gebäude Wittes hinfällig. Während für die göttliche Comödie die Allegorie ihre Berechtigung behält, darf sie für die Auslegung des „Neuen Leben" keine Anwendung finden. Dantes katholische Anschauung wird als eine mit seiner Zeit im vollsten Einklang stehende bezeichnet. Jeder Freidenker ist für ihn ein Libertin, der Widerspruch zwischen Wissenschaft und Glaube ist für Dante kein anderes als für das ganze Mittelalter, d. h. man zweifelt nicht an der Wahrheit des Glaubens und sucht die Widersprüche, die sich aus der Philosophie herleiten, zu überwinden. Der Dichter sieht in der Wissenschaft und in dem Glauben „zwei Schalen einer Waage, die nur selten in vollkommenem Gleichgewicht bleiben können". Er betont den hierarchischen Unterschied zwischen dem menschlichen Wissen und der göttlichen Offenbarung aber nirgends spricht er von der Unverträglichkeit, noch ihrem Zerwürfniß; nirgends stellt er den Cult der Wissenschaft als einen Abfall vom Glauben dar, nirgends zeigt er Gewissensbisse oder auch nur Bedauern, daß er sich der Speculation ergeben; nirgends widerruft oder schwächt er das begeisterte Lob, das er im Convito an die Philosophie verschwendet hat! (S. 194) Allighieri hat keinen Begriff von der philosophischen Negation in jenem transcendenten und metaphysischen Sinn, der uns so geläufig ist. Dante kennt, wie das Mittelalter überhaupt, viele Zweifel, aber nicht den Zweifel, den großen, allumfassenden, souveränen Zweifel; ebenso wie die göttliche Comödie die Uebel unserer Natur enthält, aber nicht das Uebel. Dante versteht das Uebel nur in seinen theilweisen und praktischen Wirkungen, in seinen sittlichen, gesellschaftlichen und politischen Erzeugnissen; er versteht es nicht in seiner einheitlichen und theoretischen Ursache, in seinem speculativen und abstracten Princip. In dem großen Sündenregister, welches der Sänger des Inferno vor unseren Augen entrollt, fehlt eine Hauptsünde: die Sünde des unendlichen Zweifels, des schrankenlosen Forschens und des grenzenlosen Suchens. Sie hat dem Wissen des Dichters gefehlt — sag Klaczko — wie sie dem Gewissen seiner Zeitgenossen gefehlt hat. (S. 204.)

Als die Tragödie Dantes bezeichnet Klaczko seine ganze Lebensanschauung, welche nach Einheitlichkeit in der Leitung der geistlichen und weltlichen Angelegenheiten der gesammten Christenheit strebte. Dante ist ein „Vergangenheits-Utopist". Nie war ein Mann von Genie in vollständigerem Gegensatz zu den Bestrebungen und der ganzen Arbeit seiner Epoche, überall und in Allem predigt er Rückkehr zu den Grundsätzen Einrichtungen und Sitten der Vergangenheit. Eine stark organisirte Aristokratie mit der Oberhohheit über die Städte, und in diesen Städten selbst das Zuströmen, die Berührung der rohen Landbewohner streng abwehrend, die Fürstenthümer, die Republiken, ihre rechtmäßigen Autoritäten und die bestehenden Grenzen achtend. Nichts von ganzen Vereinigungen verschiedener Länder zu centralisirten, geschlossenen Königreichen, nichts von einer in ein „vielköpfiges Ungeheuer" verwandelten Christenheit, die Welt in der zeitlichen Ordnung einem einzigen höchsten Oberhaupt, einem Kaiser, einem großen Rechtsprecher unterworfen, „der um so gerechter und unparteiischer ist, als er im Besitz von Allem nichts zu begehren hat." — Dies ist das politische und sociale Ideal Allighieris am Ende des Mittelalters und an der Schwelle der modernen Zeit. Und doch ist derselbe Mann zugleich der Vorläufer einer neuen Epoche, ein entschiedener Neuerer vor Allem gerade als Mensch, als jene mächtige, stolze und einnehmende Persönlichkeit, die ihr Wort über alle Dinge der Zeit zu sprechen ein Vorrecht fühlt. Dante ist es, der jene Verbindung der klassischen mit der christlichen Welt inaugurirt hat, die später der große Gedanke der Renaissance wurde, Dante war der Erste, welcher die vollkommenste Trennung von Staat und Kirche aussprach. Er hat die nationale Sprache Italiens geschaffen und die Wissenschaft volksthümlich zu machen gestrebt. So

erscheint er einerseits als der „Vergangenheits-Utopist", „dessen ganzer Glaube der Glaube an die Vergangenheit war, und dessen Werke allesammt Werke der Zukunft sein sollten!" Und das ist es, was Klaczko als die Tragödie Dantes bezeichnet. In der Fixirung des politischen Ideals Allighieris stimmt Klaczko mit den Anschauungen Wegeles überein. Sie bedürfen daher keiner näheren Charakterisirung.

Nach dem Gesagten wird der Leser Klaczkos Florentiner Plaudereien als eine werthvolle Bereicherung der Dante-Literatur betrachten und wir danken Wilhelm Lauser aus vollem Herzen für seine treffliche Uebersetzung, die an keiner Stelle das Bedürfniß wachruft, einen Blick in das Original zu thun. R. L.

Zur Philosophie und Pädagogik.

Die positive Philosophie von Auguste Comte im Auszuge von Jules Rig. Uebersetzt von J. H. von Kirchmann. 2 Bände. Heidelberg. Georg Weiß.

Endlich findet das imposante Werk Comtes auch in Deutschland Eingang. Harriet Martineau hatte schon 1853 den ganzen „Cours de philosophie positive" ins Englische übersetzt, während bei uns weder Uebersetzer noch Verleger bereit zu finden waren, eine deutsche Ausgabe des sechsbändigen Werkes zu veranstalten. Dennoch übte auch bei uns der Positivismus seinen Einfluß aus: in den Jahren 1856—1859 arbeitete Carl Twesten an dem Werke, welches die Geschichtsauffassung Comtes geltend machte: „Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Culturvölker ꝛc." (herausgegeben von M. Lazarus, 1872); und ohne Comte ist Dührings Philosophie nicht zu denken, der dem französischen Philosophen in seiner „Kritischen Geschichte der Philosophie" schon 1869 eine anerkennende Besprechung gewidmet hatte. Den ersten Versuch einer Uebersetzung Comtes machte auf Veranlassung Görings der Psychologe G. H. Schneider, indem er 1881 die Einleitungsbogen des Hauptwerkes herausgab. Es würde wohl noch mehr als ein Jahrzehnt vergangen sein, ehe man das ganze Werk in's Deutsche übersetzt hätte, wenn nicht im Jahre 1880 und 1881 in Paris ein zweibändiger Auszug aus Comtes großem Werke von Jules Rig erschienen wäre. Dieser Auszug, an den sich die Uebersetzung von J. H. von Kirchmann anschließt, hat das große Verdienst, daß er die Lehre Comtes ausschließlich mit dessen eigenen Worten wiedergiebt und nur das Detail und die Abschweifungen beseitigt, welche dem Originalwerke einen so großen Umfang gegeben haben. Die Zuverlässigkeit und Treue dieses Auszuges ist von den gelehrten Testaments-Executoren Comtes ausdrücklich anerkannt, und nur in Folge dessen die Herausgabe desselben gestattet worden.

Das Werk Comtes hat den Vorzug vor vielen philosophischen Schriften, sich nicht in unverständlichen Kunstausdrücken, sondern in einer schönen Sprache zu bewegen, die gerade das größere gebildete Publikum anspricht. Diese Eigenschaft bewahrt die v. Kirchmann'sche Uebersetzung, die sich an innerem Werthe den vortrefflichen Arbeiten des fleißigen und umsichtigen Herausgebers der „Philosophischen Bibliothek" anschließt. Seiner Uebersetzung schickt von Kirchmann eine biographische und philosophische Charakteristik Comtes voraus. Im zweiten Bande vergleicht er in seinem Vorwort in interessanter Auffassung das Streben Comtes mit dem des Goethe'schen Faust. „Comte ist in dem, was er sagt, so klar: der Inhalt seiner Darstellung ruht auf der Sinnes- und innerlichen Beobachtung, und die Vernunft vermag nach ihm nur die in den beobachteten Thatsachen zum Ausdruck kommenden Gesetze durch Induction zu ermitteln. Deshalb vermag umgekehrt Faust selbst mit all seinen hypothetischen

Aussprüchen das Unendliche nicht zu erreichen, und das wahrhaft Erreichbare, die Einzelvorgänge und die Gesetze, welche sie verbinden, werden daneben von ihm als das verachtet, was trotzdem, daß es uns selbst die Formen der Wissenschaften und Künste gelehrt, doch für den Menschen, nach Faust, zu niedrig steht, um sich damit zu beschäftigen.

Deshalb muß Faust, nach dem ersten Theile dieser Tragödie, wie Goethe selbst sie nennt, bei voller Consequenz dem Teufel verfallen, während Comte, in seiner weisen Beschränkung auf das menschlich Erreichbare, sein großes Werk nach siebenjähriger Arbeit der anstrengendsten Art in voller Frische und Freiheit des Geistes dem Publikum zu übergeben vermochte. Vielleicht bemerkt der Leser, welcher diesem Werke bis zu Ende gefolgt ist, selbst den Gegensatz, in dem Comte und Faust sich bewegen. Der Eine verlangt nur nach dem Unendlichen, der Andere nur nach dem Endlichen. Der Eine bildet die beste Erläuterung für das Wesen des Andern, und der aufmerksame Leser erlangt die Ueberzeugung, daß nur in der Befolgung der klaren und einfachen Grundsätze Comtes die Menschheit für alle Zeiten den Fortschritt ihres Wissens und Handelns sich bewahren kann, welcher stets als die werthvollste Bestimmung des Menschen zu gelten hat."

Die Philosophie der Mystik von Dr. Carl du Prel. Leipzig, Ernst Günthers Verlag.

Der naturwissenschaftlich vielseitig gebildete Verfasser behandelt in diesem Werke ein Problem, welches in der philosophischen Literatur nicht immer eine befriedigende und zureichende Erörterung erfahren hat, er untersucht die subjective Grundlage aller Mystik, um die gewonnenen Resultate für ein den Menschen betreffendes philosophisches Lehrgebäude zu verwerthen. Er betritt damit ein Gebiet, welches dem Psychologen und Philosophen reiche Ausbeute gewährt. Indem er die Erscheinungen des Traumes und Somnambulismus genauer ins Auge faßt, gelangt er zu einer positiven Bezeichnung des Unbewußten: es ist nicht pantheistisch, sondern individualistisch zu fassen, es ist nicht an sich ein Unbewußtes, sondern nur ein für das sinnliche Wesen Unbewußtes.

Die Klimax der Theorien. Eine Untersuchung aus dem Bereich der allgemeinen Wissenschaftslehre von Otto Liebmann. Straßburg, Karl J. Trübner.

Eines der wenigen philosophischen Bücher, deren Methode man einfach und genial nennen kann! Mit unerwartet durchdringenden Beweisen bringt es Klarheit in einen erkenntnißtheoretischen Wirrwarr, der sich für das Licht selbst ausgegeben hatte. Mit überzeugenden Argumenten zerstört Liebmann die Illusion, daß es einen reinen Empirismus giebt. Er weist nach, daß ein ganzes System überempirischer Principien nöthig ist, welche die reine Erfahrung ergänzen, verknüpfen und ordnen. Im Einzelnen stellt er eine Klimax von drei Theorien auf: unter einer Theorie der ersten Ordnung versteht er eine solche, die ihre Erklärungsprincipien unmittelbar aus dem Bereiche des empirisch Gegebenen entnimmt, deren Gedankenmaterial also die Grenzen der wahrnehmbaren Thatsächlichkeit gar nicht überschreitet. Unter einer Theorie zweiter Ordnung versteht er eine solche, die das Feld der wahrnehmbaren Thatsachen insofern schon überschreitet, als sie zum Zweck causaler Erklärung eines empirischen Erscheinungsgebietes solche Factoren oder Agenzien herbeiziehen muß, die ihrer eigenen Natur und der Beschaffenheit unseres Wahrnehmungsvermögens gemäß nicht mehr beobachtbar sind, also nur in Gedanken construirt und dann, mit ausdrücklichem Bewußtsein von der problematischen Existenz des Hinzugedachten, hypothetisch als wirkende Ursachen angesetzt werden. In der Regel stützt sich eine derartige Hypothese auf irgend ein wahrnehmbares Erfahrungsanalogon, und die Theorie beruht also auf versuchsweise unternommener Uebertragung von etwas Erfahrbarem in's Unerfahrbare. Eine Theorie dritter Ordnung endlich ist jedes metaphysische System, sofern wir hier das Wort Metaphysik in dem ehemals gebräuchlichen und heute noch landläufigen Sinne nehmen.

Liebmann analysirt nun diese Theorien bis zu dem Nachweise, daß es Theorien der ersten Ordnung überhaupt nicht giebt, sondern daß alle in die zweite und dritte Ordnung gehören. Demnach ist alle Erfahrungswissenschaft eine hypothetisch begründete Theorie. Sie wird abgeschlossen durch die Metaphysik, in der Liebmann eine „hypothetische Erörterung menschlicher Vorstellungen über Wesen, Grund und Zusammenhang der Dinge" erblickt.

Geschichte der Erziehung vom Anfang bis auf unsere Zeit, bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern vom Prälat Dr. K. A. Schmid, Oberstudienrath und Gymnasialdirector a. D. Erster Band. Vorchristliche Erziehung, bearbeitet von K. A. Schmid und G. Baur. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Endlich wird es Licht in der Geschichte der Pädagogik. Eine neue Epoche scheint mit diesem Werke anzubrechen. In seiner weisen Beschränkung auf ein Gebiet, welches sich mit voller Gründlichkeit beherrschen läßt, zeigt es schon, wie groß es angelegt ist.

Durch die Reichhaltigkeit innerhalb seiner scharfgezogenen Grenzen übertrifft es alle ähnlichen Werke, die zwar viel versprechen, aber um so weniger halten.

Durch seine „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens" hatte K. A. Schmid, durch seine Beiträge zu jenem Riesenwerke und den kurzen Abschnitt über Geschichte der Pädagogik in seinen „Grundzügen der Erziehungslehre" hatte G. Baur bewiesen, daß Niemand mehr als diese beiden zu einer so großen Aufgabe berufen war. Der erste Band, dem noch drei folgen sollen, behandelt die Geschichte der Erziehung vor Christus. Die Einleitung begrenzt den Gegenstand und erörtert seine Bedeutung. — Es handelt sich um eine Geschichte der Erziehung in jenem umfassendem Sinne, die Schleiermacher als die sittliche Einwirkung der älteren Generation auf die jüngere definirt, mag nun diese Einwirkung von den in den verschiedenen Lebensgemeinschaften und Lebensgebieten der menschlichen Gesellschaft wirkenden Mächten oder von einzelnen zur Erziehung berufenen Persönlichkeiten ausgehen und mögen diese bei ihrem Verfahren nur von hergebrachter Gewohnheit oder von bestimmten Grundsätzen oder von einem ausgebildeten pädagogischen System sich leiten lassen. In dieser Auffassung führt die Geschichte der Erziehung in den Mittelpunkt der Culturgeschichte und sucht die Bildungsideale der verschiedenen Völker und Zeiten auf. Sie erweitert den Gesichtskreis des Pädagogen und tritt ebenso wirksam einem pädagogischen Radicalismus wie starrem Conservatismus entgegen.

Die Geschichte der Erziehung muß von der vorgeschichtlichen Zeit absehen und ihre Darstellung mit der eigentlich geschichtlichen Zeit beginnen, d. h. mit der Zeit, über welche eine in der Schrift fixirte Ueberlieferung vorhanden ist. Nach einer angemessenen Erörterung ihrer Methode und einer kritischen Besprechung der erziehungsgeschichtlichen Literatur beginnt die Darstellung des Gegenstandes, die dem überwiegenden Umfange des Buches nach Prof. Dr. G. Baur in Leipzig angehört, während K. A. Schmid den Abschnitt über die Geschichte der Erziehung bei den Griechen und Römern geschrieben hat. Jeder der Abschnitte über die Erziehung bei den Naturvölkern, bei den Culturvölkern des Orients, den Chinesen, Indern, Persern, Semiten, Aegyptern, bei den klassischen Völkern und den Israeliten, dem „Volke der vorbereitenden Offenbarung", ist eine feine, kunstmäßig in sich abgeschlossene, zuverlässige Monographie, der ein orientirendes Literaturverzeichniß vorangeht. An den Capiteln über die Inder, die Griechen und die Israeliten sieht man, mit welcher Umsicht und Gewissenhaftigkeit die Verfasser die neueren Forschungen benutzt haben, während man sich bisher in anderen Geschichtswerken über Erziehung vergeblich nach einem genügenden Aufschluß über diese Gegenstände umsah. Man ist berechtigt, den folgenden drei Bänden mit den größten Erwartungen entgegen zu sehen. Die Ausstattung ist musterhaft. H. G.

Bibliographische Notizen.

Ueber Lebensmittelversorgung von Großstädten in Markthallen. Von E. Eberty. Berlin, Leonhard Simion.

Der aus dem öffentlichen Leben der Reichshauptstadt bekannte, von der einen Seite ebenso gerühmte, wie von der andern angegriffene Verfasser giebt im Wesentlichen eine historische Entwickelung des Pariser, Londoner und Wiener Markthallenwesens, welche außerordentlich klar und anregend geschrieben ist und in Kürze ein lebendiges Bild vom Werden und Wachsen jener Institution entwirft. Der Verfasser vergißt nicht auf die Fehler hinzuweisen, die hierbei gemacht worden und bei dem Bau der projectirten Berliner Markthallen möglichst zu vermeiden sind.

Von den letzteren hofft Eberty, daß sie die Verkaufsvermittelung außerordentlich befördern und daher entfernte Productionsgebiete zur geschäftlichen Verbindung mit der deutschen Metropole veranlassen werden, die bisher fremde Märkte aufgesucht haben.

Eberty weist auch mit Recht darauf hin, daß durch die billigere Lebensmittelversorgung die Lage des Arbeiters eine etwas bessere wird, und daß somit der Einrichtung von Markthallen eine gewisse socialpolitische Bedeutung zuerkannt werden muß. Doch dürfte ihm nicht Jeder zustimmen, wenn er auf dem Gebiete positiver Socialreform die Aufgabe der Gemeinde so eng begrenzt, wie dies auf p. 86 geschieht. Er folgt hierbei der entschiedenen Freihandelsschule. ga.

Ueber die Beziehungen Chr. Garves zu Kant nebst mehreren bisher ungedruckten Briefen Kants, Feders und Garves. Von Dr. Alb. Stern. Leipzig, Denickes Verlag.

Es ist ein sehr verdienstvolles Unternehmen, den deutschen Popularphilosophen Chr. Garve, den man so wenig liest und kaum einer Beurtheilung würdigt, in einer eingehenden Darstellung zur Geltung zu bringen. Und doch war er ein klarer und scharfsinniger Kopf, ein feiner Beobachter des menschlichen Lebens, ein geschmackvoller Schriftsteller und ein verständiger, wenn auch nicht tiefer Beurtheiler Kants, mit dem er sogar eine zeitlang in bedeutsamem Briefwechsel stand und der ihn aufrichtig hochschätzte. Eingehend behandelt der Verfasser die gegenseitigen Beziehungen beider. Bei seinen Studien konnte er Garves Nachlaß benutzen. Bei der Durchsicht der Briefe an Garve machte er einen kostbaren Fund durch Entdeckung zweier Briefe an Kant, die er S. 34—40 und S. 43—45 zum ersten Male veröffentlicht. Auch andere Inedita erhöhen den Werth der tüchtigen Arbeit. hg.

Aegyptische Geschichte. Zweiter Theil. Von dem Tode Tutmes' III. bis auf Alexander den Großen. Von A. Wiedemann. Gotha. Friedr. Andr. Perthes.

Der vorliegende zweite Band von Wiedemanns Aegyptischer Geschichte behandelt einen Zeitraum von 1400 Jahren. Das umfassende Material, welches alte

und neue Ausgrabungen im Nillande zu Tage gefördert haben, die zerstreuten Nachrichten bei hebräischen und griechischen Schriftstellern, die Resultate der assyriologischen Forschung sind zu einem Gesammtbilde vereinigt, in welchem die politische, wie die Cultur- und Baugeschichte in gleicher Weise zur Geltung kommt. Die Blüthezeit des Landes unter Seti I. und Ramses II., die Angriffe der Nordvölker, der beginnende Verfall unter den Herrschern der 20. bis 22. Dynastie, der Sturz der Psammetichiden durch Kambyses und die darauf folgende Regierung durch die Perserkönige, die Eroberung des Reiches durch Alexander den Großen, welche den Boden zur Aufnahme der hellenistischen Cultur vorbereitete, — dies ist in großen Zügen der Inhalt dieses zweiten Bandes. Im Anhang bietet der Verfasser eine chronologische Tabelle, d. h. eine Uebersicht der wichtigsten in unserm Jahrhundert über die Perioden der ägyptischen Geschichte aufgestellten Systeme; ferner ein ausführliches, alphabetisches Register, welches den Gebrauch des Werkes außerordentlich erleichtert.

Dasselbe Lied. Novelle von Clara von Sydow. Berlin, Verlag von Gebrüder Pätel.

Die Verfasserin, der wir auf dem Gebiete der Novelle manch schätzenswerthe Gabe verdanken, steht mit ihrer neuesten Production nicht auf der Höhe ihres Könnens. So sympathisch uns das behandelte Motiv berührt, nämlich der läuternde, veredelnde Einfluß einer großen gewaltigen Liebe auf die eigene künstlerische Individualität und in ihrer Rückwirkung auf diejenige des Geliebten, dessen künstlerische Rehabilitirung vom ärgsten Virtuosenthum sie schließlich zur Folge hat, so ungenügend ist die Ausführung. Der Aufbau der Handlung ist sprunghaft und hastig, die Sprache oft bis zur Unnatürlichkeit gesucht und die Motivirung bleibt uns die Verfasserin oft auch in solchen Momenten schuldig, die als Basis alles Kommenden uns unerschütterlich überzeugen müßten, wenn unsere Phantasie ihr willig folgen soll. Die Verfasserin führt uns in den anregenden Kreis eines lustigen Künstlervölkchens, welches sich theils durch Zufall, theils durch Verabredung in einem deutschen Ostseebade zusammengefunden hat; die beiden hervorragendsten Erscheinungen dieses Kreises sind auch die Helden unserer Novelle, aber indem wir ihren Schicksalen mit gespanntem Interesse folgen, vermögen wir uns eines Gefühls der Unbefriedigung über den Gang der Handlung selbst, wie über das psychologische Element nicht zu erwehren. Es wäre schade, wenn ein schönes Talent durch mangelnde Selbstkritik nicht zu voller Entwickelung kommen sollte. mz.

Sonnige Tage. Aus den Erinnerungen von Joh. van Dewall. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt (vormals Ed. Hallberger).

Die kleinen Skizzen aus den Erinnerungen des Verfassers zusammengetragen, sind kurze Augenblicksbilder, die in amüsante erzählerische Form gebracht, keinen höheren Anspruch stellen, als den Leser unterhalten zu wollen; diesen Zweck erreichen sie vollkommen. Wie der Moment sie eingegeben, so wirken sie für den Moment, man legt das Buch aus der Hand, ohne grade neue Gedanken oder neue Gesichtspunkte kennen gelernt zu haben, aber man hat ein Stündchen angenehm verplaudert und das ist auch etwas werth.

Die Crayonstriche aus Wiesbaden, welche Gestalten und Scenen aus den Spielsälen umfassen, haben ein actuelles Interesse nicht mehr, seit mit den grünen Tischen auch die betreffenden Erscheinungen verschwunden sind. mz.

Horaz und Lydia. (Eine Ode des Horaz.) Lustspiel in einem Act von F. Ponsard. Im Versmaß des Originals übertragen von Alfred Friedmann. Leipzig, Carl Reisner.

Diese kleine, höchst poetische Plauderei gewinnt für uns im gegenwärtigen Augenblick, wo Gensichen denselben Stoff drama-

tisch behandelt hat, ein doppeltes Interesse. Unwillkürlich vergleicht man die beiden Dichtungen, und die Entscheidung zu Gunsten der Einen oder der Andern ist nicht schwer zu treffen. Genischens Plauderei ist gewiß dramatischer als Ponsards Lustspiel. Im Allgemeinen jedoch hat Ponsard in poetischer Beziehung den deutschen Dichter bei weitem übertroffen. Horaz und Lydia wurde zum ersten Male am am 19. Juni 1850 im Théatre français aufgeführt. Erst heute erhalten wir davon eine Uebersetzung, und zwar eine vortreffliche. Wenn Friedmann glaubt, nur für einen ganz kleinen Kreis Kunstverständiger gearbeitet zu haben, wie er das in einer einleitenden Epistel an Max Kalbeck ausspricht:

> Wenig Hoffnung setz' ich auf unsre bewegliche Menge,
> Die man des Denkens entwöhnt durch das Anschau'n verflachender Possen
> Und der die Zote gefällt, sobald sie melodisch gesungen . . . .

so glauben wir, daß er irrt. Das Publikum hat immer noch Verständniß für das Bessere. Man gebe es ihm nur, und es wird stets dankbare Anerkennung dafür haben. ll.

Suite. Aufsätze über Musik und Musiker von Eduard Hanslick, Wien und Teschen, K. K. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Das höchst elegant ausgestattete Werkchen, gewissermaßen eine Ergänzung der 1880 erschienenen „Musikalischen Stationen" enthält eine Anzahl musikalischer Aufsätze, die in den 70er und 80er Jahren als Feuilletons erschienen. Daß Alles gut und zugleich unterhaltend geschrieben ist darf bei Hanslick als selbstverständlich gelten. Von hohem Interesse sind die in der ersten Abhandlung „Aus dem Leben und der Correspondenz von Franz Hauser" mitgetheilten Originalbriefe von Seydelmann, Jenny Lind, Otto Jahn und namentlich von F. Mendelssohn-Bartholdy. In zweiter Linie sind erwähnenswerth „Hector Berlioz in seinen Briefen und Memoiren" und „Das Leben Chopins", Recensionen, oder besser gesagt ziemlich umfangreiche Auszüge aus größeren Werken (Correspondance inédite und Lettres intimes de Berlioz, Friedrich Chopin von Karasowsky). Sehr beherzigenswerthe und derbe Wahrheiten enthält ein „Brief über die Clavierseuche": die darin ausgesprochenen Wünsche werden leider nicht sobald in Erfüllung gehen. eb.

Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Von Otto Henne am Rhyn. Illustrirt von Gustav Doré. Leipzig, J. G. Bach.

Wir haben diesem groß angelegten Prachtwerke vor längerer Zeit eine ausführliche Besprechung gewidmet und wollen an dieser Stelle unserem Leserkreise nur von dem Abschluß des Ganzen Kunde geben. Die Darstellung hat sich sowohl in Wort wie in Bild auf der Höhe der ersten Lieferungen erhalten, und das ist, wie uns bedünken will, genügendes Lob. Henne am Rhyn, als gewandter Volksschriftsteller bekannt, hat für die Geschichte der Kreuzzüge sowohl die zeitgenössischen, als die neueren Werke der Historiker mit weiser Auswahl benutzt, und er beschränkt sich nicht darauf, die Kreuzzüge nach dem Orient zu schildern; er beginnt mit der Entstehung des Islam, widmet auch den Kämpfen gegen die Mauren in Spanien, gegen die Albigenser, gegen die heidnischen Preußen, gegen die Mongolen und Türken eingehende Schilderungen. av.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Anhaeuser, W., Corfiz Ulfeld. Trauerspiel. Trier, Fr. Lintz.

Cassel, Paulus, Dr., Ahasverus. Die Sage vom ewigen Juden. Eine wissenschaftliche Abhandlung. Mit einem kritischen Protest wider Ed. v. Hartmann und Adolf Stöcker. Berlin, Internationale Buchhandlung (J. Gerstmann).

Duboc, Julius, Plaudereien und Mehr. Aus der Studien-Mappe von. Hamburg, L. Günther.

Erman, Dr. Adolf, Aegypten und aegyptisches Leben im Alterthum. Mit über 300 Abbildungen im Text und 10 Vollbildern. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. Lief. I.

Friedrichs, Hermann. Erloschene Sterne. Mit einem Prolog von Woldemar Kadon. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich.

— Margaretha Menkes. Realistischer Roman. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich.

Hanslick, Eduard, Suite. Aufsätze über Musik und Musiker. Wien und Teschen, Karl Prochaska (Salon-Bibliothek).

Homberger, Dr. Heinrich, Karl Hillebrand. Ein Mahnruf. Separatabdruck aus der „Nation“. Berlin, Herm. J. Meidinger.

Hollis, Friedrich Wilhelm, Franz Lieber. Sein Leben und seine Werke. (Vorträge herausg. vom Deutschen Gesellig-Wissenschaftlichen Verein von New York. No. 9.) New York, Cheroüny Printing and publishing Co.

Kauffmann, Dr. Emil, Entwickelungsgang der Tonkunst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart in ihren Hauptvertretern dargestellt. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung.

Keller, Dr. Ludwig, Die Reformation und die Reformparteien. In ihrem Zusammenhange dargestellt. Leipzig, S. Hirzel.

Kolb, G. Fr., Culturgeschichte der Menschheit. Leipzig, Arthur Felix. 1—3 Lief.

Langenscheidt, Dr. Paul, Die Jugenddramen des Pierre Corneille. Ein Beitrag zur Würdigung des Dichters. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagshandlung.

Laterne, Die, Funken aus dem deutschen Reichstag. In zwanglosen Heften. Leipzig, Gustav Klötzsch.

Lazarus, Prof. Dr. M., Schiller und die Schillerstiftung. Zwei Reden. Leipzig - Berlin, Wilhelm Friedrich,

Lou, Henri, Im Kampf um Gott. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.

Meizer, Dr. Ernst, Goethes poetische Entwickelung. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie unserer Dichterheroen. Neisse, Josef Graveur'sche Buchhandlung (Gustav Neumann).

Menzel, Wolfgang, Nachgelassene Novellen. I Bd. Inhalt: Eine Idylle aus der Dauphinée. Der Schiffsbrand. Der Wald von Charmont. Thalweil, Alf. Brennwald.

Meyer, Dr. Hans. Eine Weltreise. Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung. Mit 120 Abbildungen und Plänen, einer Erdkarte und einem Anhang: „Die Igorroten.“ Leipzig. Verlag d. Bibliographischen Instituts.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau. Illustrirte populäre Halbmonatsschrift über die Fortschritte auf den Gebieten der angewandten Naturwissenschaft und technischen Praxis. Für Gebildete aller Stände. Herausgegeben von Theodor Schwartze, Ingenieur in Leipzig. Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk) in Jena. 1 Jahrg. Heft 1, 2, 3.

Ponsard, F., Horaz und Lydia. (Eine Ode des Horaz). Lustspiel in einem Act. Im Versmaass des Originals übertragen von Alfred Friedmann. Leipzig, Carl Reissner.

Ring, Max, Wahnsinnig auf Befehl. Leipzig, Denicke's Verlag.

Rosenberg, Adolf, Geschichte der modernen Kunst. Erster Band. Geschichte der französischen Kunst von 1789 bis zur Gegenwart. Leipzig, F. W. Grunow.

Roskoschny, Dr. Hermann, Europas Colonien. West-Afrika vom Senegal zum Kamerun. Nach den neuesten Quellen geschildert. Gressner & Schramm in Leipzig.

Roth, Dr. Friedrich, Die Einführung der Reformation in Nürnberg 1517—1528. Nach den Quellen dargestellt. Würzburg, A. Huber's Verlagsbuchhandlung.

Revue Internationale. Directeur: Angelo de Gubernatis. Deuxième Année. Tome Cinquième. Livr. II. III. Florence.

Schmidt, Prof. Alex., Ein Verzeichniss von Vorlage-Werken für decorative Malerei und Bildhauerei vom keramischen Gesichtspunkt aus betrachtet und besprochen. I. Theil. Berlin, Ch. Claesen & Cie. (Wird gratis abgegeben.)

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Mit 300 Illustrationen. A. Hartlebens Verlag, Wien, Pest, Leipzig. 1. Lief.

Steinmann, Carl, Die Grabesstätten der Fürsten des Welfenhauses von Gertrudis, der Mutter Heinrich des Löwen, bis auf Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg. Braunschweig, Goeritz & zu Putlitz.

Strack, Max, Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Welttheilen. Erste Sammlung. Das geeinte Italien, Sicilien. Bilder aus Griechenland und Kleinasien. Herausg. von Professor Dr. Hermann L. Strack. Mit 2 Karten und 2 Abbildungen. Karlsruhe und Leipzig, H. Reuther.

Turgeniew, Iw. Sorg., Vier Erzählungen. Aus dem Russischen übertragen von E. St. Erstes Heft: Tuck, tuck, tuck! Sonderbare Geschichte. Die Uhr. Die Erzählung des Vaters Alexëi, — Zweite Folge: Das Lied der triumphirenden Liebe. Fragmente aus eigenen und fremden Erinnerungen. I. Alte Portraits. II. Der Verzweifelte. Der Gasthof. — Dritte Folge: Der Jude. Petuschkow. Der Raufbold. Der Traum. — Vierte Folge: Andrei Kolossow. Zwei Freunde. Der Hund. Der Brigadier. Leipzig, Otto Wigand.

Veckenstedt, Dr. Edmund, Fünfundzwanzig Jahre zur See. Tagebuch des Capitain J. F. Inge zu Libau. Leipzig, Denicke's Verlag.

Verhandlungen des Deutschen Gesellig-Wissenschaftlichen Vereins von New-York. VIII. New-York, Cheroüny Printing and Publishing Company.

Wilhelmi's Nachschlagebuch. Kurzgefasstes Wörterbuch des Wissenswerthesten aus allen Gebieten zum Handgebrauch für Jedermann. Erstes Heft. A-Andropogon. Zweites Heft. Andschuan-Awa. Leipzig, Wilhelmi & Kroll.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1885er. Frische Füllung 1885er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58⁰ R.
Mühlbrunn .	44⁵⁰ R.
Schlossbrunn. .	44⁶⁰ R.
Theresienbrunn .	48³⁰ R.
Neubrunn . . .	49³⁰ R.
Marktbrunn . .	39⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle	28⁹⁰ R.
Felsenquelle . .	47⁶⁰ R.
Kaiser Karls-Qu.	34⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online. See the back of the book for detailed information.

Januar. — Februar. — März.

—«—

Georg Adler in Breslau s«,e

Die kehren der Anarchisten

Fritz Freund in Straßburg im Llsasz.

Das Urtheil der Porzia in Shakespeares «avfmann von Venedig. lp. Garschin in Petersburg.

Zwei Märchen

Rudolf Gneist in Berlin.

Die neue Stadtverfassung von London l>>'>

Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Der archäologische Roman

^tto Gumvrccht in Berlin.

Mozarts Vpcrn I. II. IN 2Z4

Paul Lindau in Berlin.

Der Roman einer vornehmen Dame, winterlicher Brief 2„7

Zohann Straufz

Rudolph Lindau in Berlin.

Auf der Fahrt, vier kurze Geschichten <

ötephan INilow in Soerz.

Durch den Sohn erzogen. Novelle l4'>

Carl du prel in München,

Das Gedankenlesen

Paul Radestock in Breslau.

^nnnerungstäuschungen

Januar. — Februar. — März.

IM5.

Georg Adler in Breslau sn,r

Die kehren der Anarchisten

Fritz Freund in Straßburg im Elsaß.

Das Urtheil der Porzia in Shakespeares «aufmann von Venedig. > 1,7 ll). Garfchin in Petersburg.

Zwei Märchen -5<>

Rudolf Gneist in Berlin.

Die neue Stadtverfassung von London

Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Der archäologische Roman"

Otto Gumprccht in Berlin,

Mozarts Vxcrn I. 11. IN >'N 2Z4 '4«

Paul Cindau in Berlin.

Der Roman einer vornehmen Dame, winterlicher Brief 2>i7

Johann Strauß

Rudolph Windau in Verlin.

Auf der Fahrt, vier kurze Geschichten <

Stephan ^Nilow in Soerz.

Durch den Sobn erzogen. Novelle l^'

Carl du prel in München.

Das Gedankenlesen

Paul Radeftock in Breslau.

Trinnerungstäuschungen

Januar 1,885.

Inhalt.

Seite

Rudolph Lindau in Verlin.

Auf der Fahrt, vier kurze Geschichten ^

Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Der archäologische Roman 25

iüarl du prel iu München.

Das Gedankenlesen 26

Robert vischer in Breslau.

Deutsche Renaissance einst und jetzt t 32

Otto Gumprecht in Verlin.

Mozarts Bpcrn. I IM

Fritz Freund in ötraßbnrg iin Elsaß.

Das Urthcil der Porzia in Shakespeares Kaufmann von Venedig , I > 7

Bibliographie 125

Illustriere Zestgeschenkc tNtaz Sernfteini IlNnchener bunie Iltavxe. — Leck> mann.Säder«^ ,^iit, Rculrr < Galerie, — üeise des deutschen «rl„xri„zc„ „ach Spanien und Ron,, — T. M. Sesxxeli Die Plagen,) Bruno piglhein: Pastells, van I', I.,

Bibliographische Notizen - > 40

hierzu eiu Portrait von Rudolf von Gott schall. Radirung von Ivilhelm Rohr in München.

‚Nord t'nd Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in heften »Iii sr einer «unftbrilage.
preis pro Puarlal I? liefies K Mark, >

Auf der jährt.

Vier kurze Geschichten
von

Rudolph Lindau.

— Berlin, —

jir befanden uns feit acht Tagen ans dem Meere und hatten noch eine lange Fahrt vor uns, denn wir waren von Nokohaina abgereist, und das Ziel unserer Reise war San Francisco. Die Zahl der Passagiere au Bord des „Ajax" betrug nur vier: vier alte „Resident»', wie man im Osten diejenigen nennt, die seit Jahren die Heimat verlassen und sich in Indien, China oder Japan angesiedelt haben. — Der Cavitcin des Schiffes, Mac Gregor, war mit uns Allen wohlbekannt, so daß wir zu Fünf ein und denselben kleinen Kreis bildeten, in dem es harmlos, frei und gleichzeitig rücksichtsvoll herging, wie es dies das allgemeine Interesse während eines längeren Zusammenseins auf engem, beschränktem Räume erheischt. — Lesen und Schreiben ermüden schnell auf dem Meere, selbst bei ruhiger Fahrt; Whist und Schach füllten deshalb einen nicht unbedeutenden Theil des Tages aus; auch wurde viel und schweigsam geraucht und auf dem kurzen Deck auf- und abgegangen; aber die geselligsten Stunden waren die des ZuHörens, wenn einer von uns sich herbeiließ, eine .Geschichte" zum Besten zu geben, wobei er stets verständige, aufmerksame und wohlwollende Zuhörer in den anderen Vieren fand.

Die meisten Schiffscapitcine, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, waren stille und zurückhaltende Menschen; aber unter diesen viele, die keineswegs als wortkarg bezeichnet werden konnten, wenn sie einmal zu sprechen angefangen hatten. Das, was sie während langer, einsamer Stunden in ihrer nachdenklichen Weise in sich aufgespeichert hatten, kam dann natürlich und leicht zum Vorschein, einem Quell gleich, dem ein neuer Ausfluß eröffnet wurden ist. — Ich hatte bei solchen Gelegenheiten immer das Gefühl, als vb ich einem unversiegbaren Redeflusse lauschte; auch die einförmige Redeweise, in der nur wenig interpunktirt und gar nichts unterstrichen wurde, erinnerte an das Murmeln und Rauschen ruhig dahinfließenden Waffers.

Der alte Schiffscapitän von der richtigen Art ist ein besonnener, ernster, schwer zu erregender Mann. Sein Leben hat ihn mit großen Gefahren, plötzlichem Tod und Untergang, seltsamen Erreignissen aller Art vertraut gemacht. Er ist ein nachsichtiger Weltbürger, mit weitem und tiefem Blick undl'.m'it kühlev' Mch.Mung menschlicher Schwächen, Verbrechen und Tugenden.' öhne'Entrüstung lgßt er die Urheber einer blutigen Schlägerei in Eiseil:l?gyi^:^ljnc-.^rrrzzui?g auch leitet er die Manöver, die den Mann wieder an Bord bringen sollen, der soeben in das Meer gesprungen ist, um das Leben eines verunglückten, schnell versinkenden Kameraden zu retten. Der Vorfall wird in's Schiffsjournal eingetragen und ist damit vorläufig beendet. Später bekommt der eine der Beteiligten, wenn er Glück und mit einem besonders wohlwollenden Vorgesetzten zu thun hat, vielleicht die Rettungsmedaille. Einstweilen erwartet er keinen großen Tank für das, was er gethan, und erntet auch wenig. Ter Eapitän wird sich damit begnügt haben, ihm energisch die Hand zu drücken: „Freut mich. Sie wieder an Bord zu sehen!"

Der Umgang mit Matrosen, den unbändigsten Kindern der menschlichen Gesellschaft, hat den Eapitän fest und streng, aber doch nur in den seltenste» Fällen hart oder gar grausam gemacht; jedoch das Eigentümlichste an ihm. nach meinen Erfahrungen, ist die unergründliche Tiefe seines Gemiithes. Um ihn einigermaßen zu verstehen und zu würdigen, muß man bei seinem Reden und Thun stets, so zu sagen, zwischen den Zeilen lesen. Er heuchelt nicht, dazu ist er zu stolz, zu sehr an Befehlen gewöhnt; aber er giebt sich nie ganz. Er könnte dies nicht, denn sein Mittheilungsvermögen, so groß es auch sein mag. bleibt immer klein im Verhältnis; zu der Masse von Empfindungen und Eindrücken, mit denen die stete Betrachtung des Große», Furchtbaren und Unendlichendes Meeres und Himmels sein Herz nach und nach gefüllt hat.

Eapitän Mac Gregor konnte sehr gut schweigen. Reden war ihm nicht etwa ein Bedürfniß, An Menschen, die ihm gleichgültig waren, ging er still nnd höflich vorüber; aber mit Bekannten, bei denen er auf wohlwollende Theilnahme rechnen durfte, zeigten sich seine geselligen Eigenschaften durch aufmerksames Zuhören, wenn ihm etwas erzählt wurde, und durch große Bereitwilligkeit — so lauge der Dienst es gestattete — Mittheilungen aus seinem eigenen Leben zu machen und auf diese Weise zur Unterhaltung beizutragen.

Wir versammelten uns des Abends bei stillem Wetter gewöhnlich auf dem Verdeck, hinter dem Manne am Steuer, an einem ruhigen Platze, wo es für die Mannschaft nur selten etwas zu thun gab. Wir hatten dort unsere großen Bambus-Sessel aufgestellt und verblieben darauf oft bis tief in die Nacht hinein: über uns den unergründlich tiefen, wolkenlosen Himmel, mit großen leuchtenden und funkelnden Sternen dicht bedeckt; unter und neben uns das geheimnisvolle, dunkle, stille Meer, dessen lange, regelmäßige, mächtige Wogen das Schiff langsam und sanft wie eine Wiege lzoben und senkten; hinter uns ein schmaler, langer, im Sternenlicht zauberhaft glitzernder Silberstrcifen, die Furche des geräuschlos dahingleitenden Fahrzeuges; und um uns wunderbar weiche, laue, reine Luft, die die Brust wie Balsam einsog und in der gerade genug Bewegung herrschte, um die weitausgespannten, geisterhaft schimmernden, weißen Segel des scharfen Klipperschiffes sanft zu füllen. — Von den zahlreichen Geschichten, die bei solchen Gelegenheiten vom Capitän und dem einen oder anderen der Paffagiere erzählt wurden, habe ich nachstehend einige verzeichnet, die mir nach den vielen Jahren, welche seit jener langen, schönen Seereise verflossen, noch im Gedächtnis; geblieben sind.

l.

!?elly Delano.

Es war im Jahre 62 oder 63 — ganz genau weiß ich das nicht mehr — aber jedenfalls war es zur Zeit, als die Taiving-Rebellion in China auf ihrer Höhe stand, und die Aufständischen bis in die unmittelbare Nähe von Shanghai vorgedrungen waren.

Ich führte damals die .Aurora Belislc", 1400 Tonnen, Lloyd ^ I.. ein gutes Fahrzeug, das mich durch zwei der schlimmsten Teiphunc getragen hat, von denen man auf der Küste spricht, und das hundert Jahre hätte leben können, wenn es nicht von meinem Nachfolger, dem rothen Lennox, am helllichten Tage, unter vollem Segel, am Eingang des Vangtzekiang auf eine Sandbank gesetzt worden wäre, die mein schwarzer Koch auf der Karte gefunden haben würde. Dort wurde es bei der nächsten Ebbe zerschlagen. Mannschaft, Instrumente und Logbuch rettete man, sonst keinen Spahn. Aber Lennox bekam ein paar Jahre später ein feines Dampfbovt, das er noch heute führt, und auf dem er nichts zu thun hat, als sich dreimal täglich umzuziehen, Chcroots zu rauchen, bei Tische zu Präsidiren und mit den Passagieren höflich zu sein. — Ich habe noch kein Schiff verloren, besitze mein Patent seit nahezu dreißig Jahren und habe es nicht weiter als bis zum Cavitän eines Segelschiffes gebracht. — Nun, ich gönne dem Lennox seinen Dampfer; aber bei schlechtem Wetter möchte ich nicht sein Passagier sein!

Ich war in Shanghai an Wilson 6 Co. consignirt; ich hatte eine Ladung Reis aus Saigon gelöscht und wollte in den nächsten Tagen auf Ballast dorthin zurückkehren, denn an Fracht nach dem Süden war damals nicht zu denken. Tie Tciiping machten die Provinz unsicher, und die fremden Kaufleute gingen mit den Händen in der Tasche auf dem „Bund" spazieren.

Ich saß in dem Zimmer, das mir Jack Wilson angewiesen hatte, wenn ich auf dem Lande war, als Herrn Irvings Diener — Irving war, wie Sie sich erinnern werden, Wilsons Associö — in das Zimmer trat und mir sagte, sein Herr ließe fragen, ob ich mit ihm ausfahren wollte; wenn dies aber der Fall wäre, so möchte ich mich beeilen, denn das Pferd fei eingespannt und die Fliegen machten es ungeduldig.

Ich antwortete, daß ich in fünf Minuten bereit fein würde, und ich wollte mir gerade den Hut aufsetzen und hinuntergehen, als mein eigner Boy eintrat und mir einen großen dicken Brief überreichte. Ich riß ihn schnell auf und erblickte zahlreiche Zeugnisse und Zeitungsnotizen, alle vielfach eingeknifft und beschmutzt, wie es Einlagen zu Bettelbriefen zu sein pflegen, und sodann ein Schreibe» an mich, in guter Handschrift, dos mit den Worten begann: „Hochgeehrter Herr! Das tiefe Elend, in dem ich mich befinde, möge als Entschuldigung des Unterstützungsgesuches dienen, welches ich mir erlaube an Ihre bekannte Wohlthätigkeit zu richten ..." Weiter las ich nicht. Ich sah mir nicht einmal die Unterschrift an; auch machte es mir keine Sorge, auf welche Weise der Schreiber mit meiner Wohlthätigkeit bekannt geworden war, die ich in China nur selten zu bethätigen Gelegenheit gesunden hatte.

„Geben Sie dem Mann seine Papiere zurück," sagte ich, „und bestellen Sie dem Cvmprador. er solle ihm für meine Rechnung drei Dollars auszahlen."

Mein Boy verschwand wieder, und ich, um nicht von dem Bettler gesehen und behelligt zu werden, ging die Hintertreppe hinunter, die mich nach dem Hofe führte, wo Irving und der Wagen auf mich warteten. Als ich aus der Thür trat, hörte ich im Vorsaal laut sprechen und unterschied Wilsons Stimme, sowie die eines Fremden, der sich sehr laut vernehmbar machte, ohne daß ich jedoch verstehen konnte, was er sagte.

Irving rief mir zu, ich möchte schnell einsteigen, da das Pferd sehr ungeduldig wäre; und eine Secnnde später rollten wir aus dem „Compound" hinaus.

Am Thor drehte ich mich um und sah in der Hausthllr, neben dem kleinen Wilson einen langen hagcrn Mann in dunklem Anzüge stehen. Die Erscheinung hatte etwas Bekanntes, was mich an alte Zeiten erinnerte, aber eS wollte mir nicht gelingen, mich zu besinnen, wo ich sie bereits gesehen hatte.

Als ich zwei Stunden darauf von der Promenade wieder zurückgekehrt war, sagte mir der Diener, der mir beim Umkleiden half, der Fremde hätte die drei Dollars nicht nehmen wollen und wäre augenscheinlich sehr ungehalten gewesen, — Worüber? — Tos wüßte er, der Boy nicht, aber Herr Wilson, der mit dem Manne gesprochen hätte, würde es mir sagen können.

Bei Tische erzählte mir dieser denn auch, der Fremde habe tiefe Ent rüstung darüber bekundet, daß ich mir erlaubt hätte, ihm drei Dollars anzubieten. Er habe behauptet, er sei ein alter Freund von mir, und ich werde sicherlich bereuen, ihn so schlecht behandelt zu haben. Er. Wilson, habe die Sache nicht weiter untersuchen können, aber um den Mann los zu werden, der übrigens heruntergekommen und hilfsbedürftig ausgesehen, habe er ihm zehn Tollars geschenkt, mit denen er, ohne viel zu danken, davongegangen sei.

„An der Thür," suhr Wilson fort, „drehte er sich noch einmal um und sagte mit einem eigentümlichen Lächeln: „Grüßen Sie Capitän Mac Gregor von mir und sagen Sie ihm, er wäre durch feine eigene Schuld um die Geschichte von Nelly Tclano gekommen, die ich ihm erzählt haben würde, wenn er sich mir gegeniiber besser benommen hätte."

„Die Geschichte von Nelly Delano?" rief ich aus.

‚So fragte auch ich." antwortete Wilson. „Und darauf erwiderte der Mann einfach: Ja, sagen Sie nur: Nelly Telcmos Geschichte. Mac Gregor wird mich schon verstehen."

„Nannte er seinen Namen?"

„Jawohl: Peter O'Connor."

Nun verstand ich in der That, was der Mann gemeint hatte, und bcdauerte, ihn nicht gesehen zu hoben. Er war kein Freund von mir. Das hatte er gelogen. Er hatte mir im Gegentheil vor Jahren schweres Leid zugefügt. Er war ein Schauspieler, und ein recht schlechter obendrein; aber ein bildschöner Mensch: zehn Zoll, wie eine Tanne gewachsen, blaue, klare Augen und dabei pechschwarzes, glänzendes Haar; und Zähne, die so weiß waren, daß es schien, als ob das ganze Gesicht erglänze, wenn er lachte. — Wir hatten uns in Belfast kennen gelernt, als ich mich damals — es war im Jahre 1850 — um die Hand des hübschesten Mädchens bewarb, das meine alten Augen je gesehen haben. Nelly Delano war ihr Name.

Sic lebte allein mit ihrer Mutter, deren einziges Kind sie war, und die ein kleines Vermögen besaß. Ihren Vater hatte sie früh verloren. — Wir kannten uns seit vielen Jahren, und es war längst eine abgemachte Sache, daß ich sie Heirathen würde, sobald ich mein Capitänspatent und ein Schiff dazu vorzeigen könnte. Das Eine hatte ich gerade bekommen und das Andere gefunden, und nun war ich vor der Abreise nach Canton in Belfast, um dort alles sicher zu machen. Ich hatte Nelly etwa vier Wochen lang nicht gesehen. Geschäfte hatten mich in London festgehalten. Schon als ich sie begrüßte, bemerkte ich eine auffallende Veränderung an ihr. Sie. die mir sonst freundlich, mit ausgestreckten Händen entgegenkam, um mir Willkommen zu sagen, blieb drei Schritte vor mir steif und still stehen und wußte kaum, wie sie guten Tag hervorbringen sollte. Auch die Mutter war verlegen. Ich winkte dieser mit den Augen zu. daß ich sie allein zu sprechen wünschte, und wollte ihr soeben in die Küche folgen, wohin sie mir vorausgegangen war, als ein Fremder hereintrat, von dem ich wußte, noch bevor man mir seinen Namen genannt, das; er mir Nellys Herz gestvhlen hatte, Sie wurde bei seinem Anblick mit Roth Übergossen. — Und wie ihre Augen leuchteten!

Ich hatte bei Nclly Tclanv in Gegenwart Peter O'Cvnnors nichts zu suchen und ging meiner Wege; aber ich steme gern gerade auf mein Ziel los, und am nächsten Mvrgen, zu früher Stunde war ich wieder bei ihr. um mich mit ihr auszusprechen. Es war gerade so, wie ich es gefürchtet hatte: sie liebte den Comödianten. — Ich redete ans sie ein, bis mir die Zunge trocken war und der Kopf leer. Es nützte zu nichts. Die Mutter kam mir mit rothgeweinten Augen zu Hülfe — ebenso erfolglos. Und als die alte Frau endlich die Geduld verlor und zornig ausrief: „Mit meiner Einwilligung hcirathcst Tu den hergelaufenen Menschen nun und nimmer!" da war Nelly, die ich Jahre lang als das schüchternste, bescheidenste Mädchen gekannt hatte, wie umgewandelt, und in Hellem Zorn mit blitzenden Augen rief sie aus: „Ihr sollt mich nicht unglücklich machen; und wenn Ihr es versucht, so laufe ich davon, nach Tublin oder in's Meer!" — Wir waren Beide, ganz erschrocken; denn Achnlichcs hatten wir nicht erwartet. Die Mutter machte mir ein Zeichen, ich möchte ruhig sein, und verlieh gleich darauf das Zimmer. Ich folgte ihr nach, und da flüsterte sie mir schnell zu, ich solle nur den Muth nicht verlieren, Nelly werde schon wieder zur Vernunft kommen; sie, die Alte, werde die Sache in Ordnung bringen; einstweilen solle ich das Kind nicht aufregen, es nütze zu nichts; sie würde nur immer störrischer werden; ihr seliger Vater sei gerad' so gewesen, —

Aber ich konnte die Hände nicht in den Schooß legen, und so machte ich mich auf und suchte nach der Wohnung des Schauspielers, die ich mit Leichtigkeit fand. Der Besitzer derselben war zu Hanse, -— Wenn Nelly die Wohnung gesehen hätte, so würde das, dessen bin ich gewiß, genügt haben, sie von O'Connor abzuwenden. Es sah dort abscheulich aus: überall Schmutz und Unordnung; und dabei roch es nach verdorbener Schminke, schlechtem Tabak und Branntwein. — Ich sagte dem Manne ohne Umschweife, was mich zu ihm führte: ich wäre der verlobte Bräutigam von Fräulein Delano, und beabsichtigte sie zu hcirathen. Was er dazu zu sagen habe? Da lächelte er verschmitzt und abscheulich nnd meinte, das sei seine Sache gar nicht, das möchte ich nur mit der jungen Dame selbst ausmachen. — Wenn ich jemals nahe daran gewesen bin, Jemanden nms Leben zu bringen, so war es an jenem Tage, Aber ich hielt mich zurück und ging schnurstracks wieder zu Nelly. um ihr zu sagen, was ich gesehen hatte, und um sie bei ihrem und meinem Glück zu beschwören, dem unwürdigen

Manne, der sich in ihr Herz eingeschlichen hatte, zu entsagen. — Sie hörte mir stumm zu, so daß ich verwirrt wurde; aber als ich das Wort aussprach: „Nelly, glauben Sie Ihrem besten Freunde, glauben Sie Ihrer Mutter, der Mann ist ein elender Betrüger und Verführer!" da wurde sie kreideweiß und erhob sich, und stand da wie eine Königin und wies mir niit einer stummen Gebcrde die Thür.

Ich kehrte trostlos nach London zurück, wo ich noch kurz vor meiner Abreise einen Brief von Frau Telano erhielt, in dem sie mir sagte, ich möchte nicht verzweifeln, sie wache über unser Glück, und werde mir über Alles, was vorfalle, nach China berichten.

Nach langer und beschwerlicher Seereise langte ich vier Monate später in Canton an, und dort empfing ich auch bald darauf einen Brief von Frau Delano. der wenige Wochen nach meiner Abreise geschrieben war, und in dem die alte Frau mir die kummervolle Mittheilung machte. Nelly sei mit dem blauäugigen Schauspieler davongelaufen, und weder von ihm noch von ihr sei eine Spur aufzufinden.

Seitdem hatte ich nichts wieder von dem Mädchen gehört und nur zufällig erfahren, daß ihre Mutter gestorben fei. Als ich fünf Jahre später einmal wieder in Belfast war und mich nach ihrem Schicksal erkundigte, konnte mir Niemand Auskunft geben. Tie verstorbene Wittwe war vergessen und die entführte Tochter verschollen.

Und nun tauchte Peter O'Connor plötzlich in Shanghai auf und nannte sich meinen Freund!

Dies alles erzählte ich Wilson und Irving, während wir auf der Veranda unfern Kaffee tranken: und wir kamen überein, daß wir O'Connor wiederfinden müßten, damit er uns über Nellys weitere Schicksale berichte.

„Er wird wiederkommen, wenn er die zehn Dollars vertrunken hat, die ich ihm gegeben habe," meinte Wilson. „Denn der Mann ist ein Säufer, Das sah ich ihm beim ersten Blicke an."

„Hat er Ihnen gesagt, wie er nach Shanghai gekommen ist?" fragte ich.

„Als Kellner auf einem Schiff. Man hatte ihn in England glauben gemacht, daß in China das Geld für Seinesgleichen auf der Straße liege; und er war hierhergekommen, um es aufzuraffen. Natürlich hat er nichts gefunden."

„Nun, ich glaube auch, daß er wiederkommen wird," sagte ich, und damit tröstete ich mich für jenen Abend.

Aber mehrere Tage vergingen, und er kehrte nicht zurück. Ich wurde über alle Beschreibung ungeduldig. Es war bei mir zu einer Art fixer Idee geworden: ich wollte Nellys Geschichte erfahren, und ich quälte Wilson und Irving, mir bei meinen Bemühungen, O'Connor wieder aufzufinden, behülflich zu sein. Sie thaten es auch bereitwillig, und eines Tages berichtete mir Wilson, er habe den Gesuchten in der französischen Niederlassung erblickt, in dem Viertel der Matrosenschenken; als O'Connor aber seiner ansichtig geworden, sei er schnell in eine Seitengasse eingebogen und trotz aller Bemühungen habe er, Wilson, ihn dort nicht wiederfinden können.

Nun suchte ich jeden Abend stundenlang das Matrvsenquartier ab; und wohl an hundert Leute, die ich dort antraf, richtete ich dieselbe Frage: ob sie mit einem Peter O'Connor bekannt wären.

Eines Tages endlich bekam ich Antwort. Ich stieß auf einen Matrosen, der mit dem Schauspieler herausgekommen war.

„Ja wohl, ich kenne den O'Connor," sagte er mir-, „ein Erzlump, trinkt für Vier; und der vergnüglichste Passagier, den Sie sich denken können. Das ganze Schiff unterhielt er mit seinen Geschichten, drollige und traurige und wunderbare, die er erlebt haben wollte und die natürlich alle von A bis I erlogen waren. Aber sie waren hübsch, und manche Stunde habe ich ihm gegenüber gesessen und gelauscht. Da war besonders eine Geschichte, die wir alle gar nicht oft genug hören konnten; er nannte sie „Nellys Geschichte".

„Sie sind der Mann, den ich suche," sagte ich und ich forderte ihn auf. mit mir in eine Schenke zu treten. Er folgte mir einigermaßen erstaunt, denn er kannte mich und wußte, daß es nicht meine Art ist, mich mit einem Matrosen an öffentlichen Orten niederzusetzen; aber ich wußte, was ich that, und kümmerte mich nicht um seine Verwunderung. Ich ließ ein Glas Grogk für ihn kommen und dann sagte ich:

„Nun erzählen Sie mir die Geschichte."

„Welche?"

„Nun die von Nelly Delano natürlich!"

Er sah mich verblüfft und gleichsam beschämt an. „Mein Unglück!" sagte er. „Das kann ich nicht und nun werden Sie mich vielleicht für einen Schwindler halten. Es ist gerade die einzige von Peter O'Connors Geschichten, die ich nicht mit angehört habe, obgleich er sie dutzende Male erzählt hat; aber jedesmal wollte es der Zufall, daß ich dann Dienst hatte. Aber es war eine rührende Geschichte! Soviel kann ich Ihnen sagen. Capitän. Alle Mann an Bord versicherten, sie mit anzuhören sei ebenso gut wie im Trnry Lane zu sitzen, wenn dort ein richtiges Tranerspiel aufgeführt wird."

„Und ist keiner von Ihren Kameraden hier, der die Geschichte gehört hat?"

„Sie sind alle niit dem „Agamemnon" von Iutschau nach London zurückgesegclt. Ich allein wurde abgelohnt, weil ich krank war und im Hospital lag, — Aber das schadet nichts. Sie sollen bald erfahren, was Sie zu wissen wünschen. Peter O'Connor ist in Shanghai, ich habe ihn noch vorgestern gesehen. Bei der nächsten Gelegenheit werde ich ihm ein Glas Schnaps bezahlen, und mir von ihm erzählen lassen. Er thut es gern; ich kenne ihn; und dann sollen Sie Nellys Geschichte von mir hören."

Ich gab dem Manne ein paar Dollars, und er versprach mir, mich bei Wilson und Co. aufzusuchen, sobald er O'Connor gesehen hätte. — Zweimal kam er dort auch zu mir, aber immer nur, um zu berichten, merkwürdigerweise sei O'Connor nicht wieder aufgetaucht. — Und über alles Das war die Zeit hingegangen; ich konnte nicht länger warten und mußte nach Saigon zurücksegeln — Pflicht geht vor Bergnügcn!

Nach vier Monaten kehrte ich nach Shanghai zurück. Weder Wilson noch Irving hatten ein Wort von O'Connor gehört. Möglicherweise hatten sie auch gar nicht mehr an ihn gedacht. Was ging sie Nelly Delano an! Aber wie der Zufall manchmal sonderbar spielt! So kam es, daß ich meinen Matrofen, denselben, der mit O'Connor gefahren war, wieder antraf. Er konnte mir Nachrichten von dem Verschwundenen geben. — O'Connor hatte sich von General Wood anwerben lassen, war mit diesem gegen die Taiping-Rebellen gezogen, bei der Einnahme von Sung-Äiang verwundet worden, und lag setzt im Hospital. Die Adresse des General Wood, der damals als oberster Befehlshaber eines chinesischen Armeecorps eine große Rolle in Shanghai spielte, war mit Leichtigkeit zu ermitteln. Ich fand ihn in der Kegelbahn — einen merkwürdigen Mann. Er trug den Kopf etwas gesenkt, aber seine hellen, dreisten Augen, die von unten heraufblickten, schweiften wachsam und unstat umher, und musterten mich von Kopf bis zu Füßen.

Als ich ihn nach Peter O'Connor fragte, und den Wunsch ausdrückte, den Mann zu sehen, sagte er:

„Da müssen Sie sich beeile», denn lange kann er nicht mehr leben; er hat eine Kugel irgendwo im Leibe,, die ihn daran verhindert."

.Wo liegt er?"

„Im chinesischen Militärhospital."
„Wie kann ich ihn dort sehen?"
„Wenden Sie sich an Doctor Jenkins."

Eine Stunde später trat ich in den Saal, in dem O'Connor mit einem Dutzend anderer mehr oder weniger Schwerverwundetcr lag. Doctor Jenkins führte mich an sein Bett und entfernte sich sodann wieder.

Ich hätte Mühe gehabt, in dem Manne, der dort lag, den schönen O'Connor wiederzuerkennen. Er war erschrecklich abgemagert, und der Tod stand ihm auf dem Gesicht geschrieben. Aber die Haare, die feucht auf der Stirn klebten, waren noch pechschwarz, und das Fieber, das aus den blauen Augen leuchtete, ließ sie jung erscheinen,

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?" fragte ich.

Er sah mich aufmerksam an und schüttelte den Kopf.

„Mein Name ist Capitän Mac Gregor."

„Ah so!" sagte er.

„Wollen Sie." fragte ich. „mir die Geschichte von Nelly Delano erzählen?"

Da lächelte er, und ich bemerkte, daß seine Zähne so weiß und so vollständig waren wie vor dreizehn Jahren.

„Ich dachte mir wohl, daß Sie danach fragen würden," antwortete er, „und ich will Ihnen die Geschichte auch erzählen, obgleich Sie es eigentlich nicht um mich verdient haben. Es war nicht hübsch von Ihnen, Capitän, einen alten Bekannten mit drei Tollars abspeisen zu wollen."

Aber schon »ach diesen Worten wurde er in seiner Rede durch einen Hustenanfall nnterbrochen,

„Geben Sie mir etwas zu trinken," sagte er, „Wein, oder nvch besser Branntwein,"

„Das wird Ihnen schaden."
„Besser am Branntwein als am Turst sterben," sagte er.
Ich lief hinaus zum Doctor und fragte ihn, was ich thun sollte,
„Geben Sie ihm, was er verlangt," meinte der, „Heut'Abend ist er so wie so todt."

Darauf ließ ich ein großes Glas mit Branntwein und Wasser füllen und reichte es ihm. Er trank es mit gierigen Zügen aus. und seine Augen begannen noch Heller zu leuchten.

„Nun sollen Sie die schöne Geschichte hören," sagte er.

Er lächelte mit derselben abscheulichen Verschmitztheit, die ich vor Jahren bei unserm Zusammentreffen in seiner Wohnung bemerkt hatte, und begann:

„Nelly Delanv . . ."

Und in demselben Augenblick richtete er sich im Bette hoch empor, breitete die Arme im Kreuz aus und fiel zurück — todt. —

Mac Gregor schwieg und schaute nachdenklich und traurig vor sich hin.

„Nun. und die Geschichte von Nelly Tclano, die Sic uns versprochen hatten?"

Ich kann Ihnen nur das Ende erzählen und das ist traurig genug, fuhr Mac Gregor nach einer Pause fort. Als Harvey. Capitän Harvey, der Hafenmeister, nach Nokohaina kam, und ich ihn dort nach langjähriger Trennimg zum ersten Mal wiedersah und einen Landsmann und alten Freund in ihm erkannte, da kam auch, am ersten Abend schon, das Gespräch auf Nelly Delano, Harvey hatte sie nicht genau gekannt, aber sie manchmal gesehen und er wußte, in welchen Beziehungen ich zu ihr gestanden hatte,

Er erzählte mir, daß er als Küstenwächter in Irland, bald nach seiner Vcrheirathung, als er eines Abends in der Dämmerung vom Dienst nach seiner Wohnung zurückkehren wollte, an einer einsamen Stelle der Küste von einer junge» Frau, die ein Kind in den Armen trug, um ein Almosen angesprochen worden sei.

„Sie sah," so erzählte Harvey, „zum Erbarmen aus. Ich wollte ihr etwas geben und suchte nach kleiner Münze in der Tasche; aber wie ich mir das Weib dabei etwas genauer ansah, kam sie mir bekannt vor; und auch sie wurde plötzlich verlegen, als sie bemerkte, daß ich sie musterte.

.Wer sind Sie, Frau'? fragte ich.

‚Eine arme Frau/ antwortete sie,

‚Das sehe ich, aber wie heißen Sie'? — Es scheint mir. daß wir unS im Leben schon einmal begegnet sind/

‚Das glaube ich nicht/ erwiderte sie kleinlaut, und damit wollte sie sich entfernen.

Aber ich hiclt sie zurück.

‚Frau. ich kenne Sie . . . Mein Name ist Hervel). Küstcnwächter Harvey aus Holywovd . . . Wie heiszen Sie?'

Nun aber wandte sie sich entschlossen ab und ging so schnell davon, daß ich mich beeilen mußte, um sie einzuholen.

‚Das nützt ja zu nichts,' sagte ich, ‚bleiben Sic nur ruhig stehen. Ich will Ihnen kein Leid zufügen. Wie heißen Sic?

‚Ach, Herr Harvey,' sagte sie, und es zuckte um ihren Mund, und in dem magern Gesichte arbeitete es, daß es ein Jammer war, mit anzusehen.

‚Nun. keine Furcht, Frau! Wie heißen Sie?'

.Früher, als Sic mich kannten, hieß ich Nelly Telcmo.'

‚Tas ist richtig.' antwortete ich. Tenn nun hatte ich sie sofort wieder erkannt.

„Ich führte sie nach unserer Wohnung, und ich brauchte mich nicht bei Frau Harvey zu entschuldigen, daß ich ihr etwas Gutes zu thun gab. Dazu war sie stets bereit. Sie brachte das kranke Weib bei uns unter und Pflegte es nach Kräften. Auch ein Arzt wurde gerufen, aber das Elend hatte die Arme schon zu sehr heruntergebracht. Als sie ihr Kind geborgen wähnen durfte — denn sie mochte wohl erkennen, daß wir nicht Leute waren, die ein hilfloses kleines Wesen hinausgestoßen haben würden — da verließen sie die Kräfte, die sie bis dahin noch aufrecht erhalten hatte»; sie wurde bettlägerig und nach vierzehn Tagen war sie todt. In ihren Fieberträumen sprach sie oftmals von Ihnen, aber noch öfter nannte sie den Namen Peter, nnd immer war es, um ihn anzuflchn, sie nicht zn verlassen, nnd um ihn zu bitte», doch nur Geduld mit ihr zn haben, sie werde ja ruhig sein und Alles thun, was er ihr befehle. Was das bedeuten sollte, verstanden ich und meine Frau nicht, denn wir hatten nicht gewagt, die Frau, die wir bei uns ausgenommen, neugierig auszuforschen; sie selbst aber hatte nicht von ihrer Vergangenheit gesprochen.

„Wir nahmen den Knaben, den sie uns hinterlassen, an Nindesstatt an und hofften unsere Freude daran zu haben und sagten oftmals, Nelly Telano habe uns Segen in's Haus gebracht, Tas ttind war nämlich aufgeweckt und hübsch, stark und gesund und machte uns viel Frcnde, Aber das dauerte nur bis zu seinem fünften oder sechsten Jahre, Tann bemerkten wir, daß der Knabe grausam und verlogen war. — In der Schnle wurde der Junge ein Thunichtgut, über den seine Lehrer fortwährend «läge führten. Nach und nach wandte sich unser Herz von ihm ab — er war zu sehr anderer Art als wir. Er tobte und lärmte im Hause, quälte den kleinen Hnnd und lebte in fortwährendem Kriege mit seinen Schulkameraden. Eines Tages geriet!) er in heftigen Streit mit ihnen uud bei der Gelegenheit zog er eiu Messer und verwundete einen seiner Gegner. Es war nur eine leichte Verletzung, ober der Bursche mochte Furcht habe», dafür hart bestraft zu werden. — In der Nähe von Belfast war ein CvrrcctivncHaus für verwahrloste Kindcr, das wußte er ganz genau, denn der Lehrer hatte ihm oftmals gesagt, dahin gehöre er viel mehr als in eine Schule, wo ruhige Kinder ehrlicher Leute etwas lernen sollten. — Vor dieser Anstalt hatte er große Angst, denn oftmals erkundigte er sich bei mir. wie es dort zuging: und ich, in der Hoffnung, ihn zu schrecken und dadurch zu bessern, hatte ihm gesagt, daß die Kinder dort in dunkle Zellen gesperrt und mit Ruthen gezüchtigt würden. — Ich denke mir, die Furcht vor jener Anstalt war es, die ihn in die Fremde trieb. Er lief davon. Und seitdem habe ich nie wieder von ihm gehört, offen gesagt, mich auch nicht mehr um ihn bekümmert, denn ich bin überzeugt, wenn er noch lebt, so ist er ein Bösewicht. — Nelly Delano aber liegt auf dem Kirchhof in Hvlywood begraben, und wenn Sic, Capitän Mac Gregor, einmal dorthin kommen, werden Sie ihr Grab schon finden, denn wir haben Sorge getragen, daß es wohl unterhalten werde. Ihr Madchenname steht darauf, da wir nicht wußten, welchen andern wir ihr hätten geben können. Auch hatten wir keinen Trauring an ihrem Finger gefunden."

!>,

Des Kapitäns Brautfahrt.

^ So wie sie mich heute hier sehen: kerngesund, vierzehn Stein schwer. Vater von fünf Kindern, die sich alle, Gott sei Dank und unberufen! wohl und munter befinden, auf der Reise auf schnelle Fahrt bedacht und im Hafen guter Laune, sobald ich mit alten Bekannten zusammentreffe — wird es Ihnen schwerfallen, zu glauben, daß ich einmal in meinem Leben, und zwar viele Monate lang, ernstlich daran gedacht habe, mir das Leben zu nehmen. —

In früheren Jahren habe ich mit Niemand davon gesprochen, weil ich mich meiner damaligen Schwäche wie eines Verbrechens schämte; heute beurtheile ich mich milder. Ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht; aber jedenfalls bin ich im Stande, ganz nnbcfangen von der alten Geschichte zu sprechen.

Es war im Jahre 50, auf meiner ersten Fahrt als Capitän von London nach Canton. Ich war an Bord gegangen mit schweren Sorgen um Nelly Delano, ein Mädchen, das, wie ich Ihnen schon erzählt habe, ein Anderer, den ich für einen Bösewicht hielt, hinterlistig von mir abgewandt hatte. — Die Neberfahrt war beschwerlich, und ich hatte viel zu thun, da ich trotz des Kummers, den ich mit mir herumtrug, meines Amtes walten mußte. Aber in der Nähe des Aequators fanden wir Windstille, und als ich da unbeschäftigt war, wurden mir die Tage und die Nächte erschrecklich lang. Es war jedoch nicht Langeweile, die mich plagte. Der Gedanke an Nelly Delano, die ihr eigener Trotz und Unverstand in nie gut zu machendes

Elend zu stürzen drohten, der Gedanke allein war es, der mir keine Rnhe ließ und mich auf Schritt und Tritt verfolgte, wenn ich auf dem kurzen Teck stundenlang auf- und abging.

Ein Capitän, der sich wenig mit seinen Offizieren abgiebt, lebt auf dem Meere, wie Sie wissen, in großer Einsamkeit. Mein erster Steuermann, Herr Boswell, der ein trauriges Ende genommen hat — er wurde mehrere Jahre später vom Capitän der „Santa Junta", dessen Tochter er entführt hatte, in Makao erschlagen — war ein zurückhaltender Mensch, der kaum mehr als „Ja" oder „Nein" antwortete, wenn ich ihn anredete, und dem es nicht einfiel, aus eigenem Antriebe eine Unterhaltung mit mir zu suchen. War ich am Steuer, so machte er sich vorn zu schassen; und ging ich dorthin, so fand er in der Cajüte oder hinten auf dem Verdeck irgend etwas zu thun — nicht etwa, daß ich ihm unangenehm gewesen wäre, nein, wir vertrugen uns ganz gut; aber es war so seine Art: er war nicht umgänglich.

Nachdem meine Gedanken sich viele Tage lang ununterbrochen mit demselben traurigen Gegenstande beschäftigt hatten, überfiel mich nach und nach schwerer Trübsinn. — Sie müssen bedenken, daß ich Jahre lang um Nelly T?lano geworben, daß ich es seit langer Zeit als eine abgemachte Sache betrachtet hatte, ich würde sie heimführen, und daß sie mir durch ihre Untreue mein ganzes Glück genommen hatte. — Ich fragte mich, wofür ich denn eigentlich noch arbeite, da ich fortan allein durch's Leben gehen müsse; und es überkam mich eine Art Ekel vor der Sorge um mein freudenloses, einsames Dasein. — Bald darauf tauchte in Zwischenräumen, die immer kürzer wurden, der Gedanke in mir auf, ob es nicht am besten wäre, mich dieser Sorge durch Scheiden aus dem Leben zu entledigen. Ter Gedanke stand aber noch nicht klar und einfach vor meiner Seele, Ich dachte damals immer an viele Dinge zugleich: an Nelly, an den Schauspieler, dem sie ihr Herz geschenkt, an die letzten tröstlichen Worte, die ihre Mutter mir mit auf den Weg gegeben hatte, an mein einsames Loos. an meine Pflichten dem Rheder. Herrn Dana, gegenüber, manchmal auch an meinen stillen Steuermann, und ob der wie ich Grund hätte, so wortkarg zu sein. — Hin und wieder nur. unerwartet, auf kurze Zeit, wie fliegende Fische auf der Oberfläche des Meeres, erscheinen auch die zwei sich entgegenstehenden Gedanken: Alles könnte vielleicht noch gut werden; oder: Alles sei hoffnungslos verloren, und dann stände es mir frei, nichts mehr zu hoffen und nicht zu verzweifeln — zu sterben.

Ehe ich mir jedoch darüber klar geworden war, kam der Wind und trieb diese und ähnliche Gedanken eine Zeit lang aus mir heraus. Ich hatte wieder für mein Schiff zu sorgen, und als ich im Flusse von Canton den Anker fallen ließ, hatte sich mein Trübsinn einigermaßen gelegt. — In China fand ich zunächst viel zu thun. Die englische Ladung mußte gelöscht, neue Fracht eingenommen werden; war sehr heiß; und wenn ich mich des Abends zur Ruhe zurückzog, verfiel ich bald in tiefen Schlaf. Aber noch eh? ich Cantun wieder verlassen hatte empfing ich den Bries von Iran Delano, der mir mittheilte, ihre Tochter sei mit dem Schauspieler entflohen n»d spurlos verschwunden. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, und einundzwanzig Stunden lang unfähig zu arbeiten, Boswell ersetzte mich, ohne ein Wort darüber zu verlieren, daß er bei seinem eigenen anstrengenden Dienst nun auch noch den meinen zu verrichten habe. — Bald aber ermannte ich mich wieder.

Ich habe mir stets zur Lebrnsregel gemacht, daß Geschäft vor Vergnügen gehen muß, und ich machte mir auch bei dieser Gelegenheit klar, daß ich nicht das Recht hätte, die Interessen meines Rheders zu vernachlässigen, weil der Zufall wollte, daß ich unglücklich war. Damit hatte Herr Dana nichts zu schaffen; und er durfte darunter nicht leiden.

Als aber das Schiff voll war und wir uns auf offener See, auf dem Wege nach Shanghai befanden, da überkam mich der Trübsinn wieder, der mich bereits unter den Tropen geplagt hatte, und er war mir so schwer und stark, daß ihn auch der Sturm, vor dem wir mit gerefften Segeln dahinfuhren, nicht mehr verscheuchen konnte. — Bvswells Tüchtigkeit kam mir zu statten, so daß ich mich ungestraft an ein Doppelleben gewöhnen konnte. Mit meinen körperlichen Augen sah ich Alles, was nm mich her vorging, »nd achtete darauf, daß das Schiff nicht zu Schaden kam; aber traurige Gedanken umhüllten mich wie ein schwerer Mantel; es lag mir wie ein Stein auf dem Herzen, und ich fühlte immer, daß Alles, was ich that, für mich selbst nutzlos sei, und daß mir nichts Besseres zustoßen könne, als der Tod, der all' meinen Leiden ein Ende gemacht haben würde. — Gab mir das Schiff keine Sorge, so faß ich hinten am Steuer wie ein kranker Passagier und schaute trostlos hinaus in das grüne Meer, das oftmals bis zu mir hinaufstieg, als wollte es mich hinunterziehen, dort, wo ich Ruhe gefunden hätte. Gegen.diese Versuchung jedoch blieb ich stark. — Herr Dana hatte mir ein Schiff anvertraut, und ich fühlte mich als Ehrenmann verpflichtet, mein Bestes zu thun, um es ihm nach Ablauf meines Contractes unbeschädigt und mit gutem Verdienst wieder zur Verfügung zu stellen.

Endlich kam die Zeit, da mein Schiff wieder Ladung »ach London eingenommen hatte und ich mich auf der Rückreise befand. Während der Fahrt, die etwa vier Monate währte, hatte ich Zeit genug, meinen Entschluß zur Reife zu bringen. Er zielte dahin, daß ich in London, nachdem ich alle meine Geschäfte geregelt, still und spurlos aus dem Leben verschwinden wollte. Ich begann meine Vorbereitungen zum Tode damit, daß ich mich von dem Eigenthümcr des Schiffes, das ich drei Jahre glücklich geführt hatte, verabschiedete. Er schien verwundert über meinen Entschluß, denn er war mit mir zufrieden und wollte mir ein größeres und besseres Schiff anvertrauen. Ich sagte ihm, daß persönliche Angelegenheiten mich nöthigten, ihm meine Dienste zu kündigen. Darauf antwortete er! „Wenn Sie wieder frei sind, Capitän, dann kommen Sie nur zu mir, und ich werde schon wieder etwas für Sie zu thun finden."

Damit verabschiedeten wir uns, wie ich damals glaubte, für das Leben.

Ich hatte mir eine kleine Wohnung in einer der Vorstädte von London gemicthet, und dort beschäftigte ich mich zunächst damit, über meine wenigen Habseligkeiten mit großer Sorgfalt zu verfügen. Ich gab mir Mühe, keinen meiner Freunde und Bekannten zu vergesse»; — nahe Verwandte besaß ich nicht mehr, denn ich war einziger Sohn gewesen und meine Eltern waren längst gestorben — und hinterließ jeden von ihnen irgend eine Kleinigkeit zum Andenken an. mich. Tarauf schrieb ich einen Brief nn meinen alten Schulfreund und Kameraden Friedrich Jardine, den ich zu meinem Testamentsvollstrecker ernannte und dem ich sagte, er möge sich nicht wundern, daß ich so unzeitig aus dem Leben geschieden fei, ich litte an einer unheilbaren Krankheit und zöge es vor, zu sterben, als noch Jahre lang ein jammervolles Dasein zu fristen.

Nachdem ich dies Alles vollendet hatte, fühlte ich mich als freier Mann, und der Gedanke, daß ich meinem Elende jeden Augenblick ein Ende machen könnte, gab mir eine gewisse Ruhe und Befriedigung, wie ich sie wahrend der letzten Jahre nicht mehr gekannt hatte. Der Entschluß zu sterben wurde niemals wankend in mir, aber ich nahm mir vor, einstweilen das Leben noch etwas mit anzusehen, so etwa wie man vom sichern Ufer aus den Sturm aus der See beobachtet. Ich ging in Theater, Concerte und öffentliche Bergnügungsorte; aber ich vermied es sorgfältig, mit Bekannten zusammenzutreffen, denn ich wollte mich ungestört mit meinen eigenen Gedanken beschäftigen, die, wennschon traurig genug, doch meine einzige Freude oder vielmehr das Einzige waren, was mich interessirte.

Nach vierzehn Tagen ungefähr wurde ich jedoch auch dieses Lebens müde und faßte nun den Vorsatz, den während langer Jahre gereiften Entschluß zur Ausführung zu bringen. Auch über die Todesart, die ich wählen wollte, war ich vollständig mit mir im Klaren. Da, als ich eines Abends nach Hause kam, fand ich einige Zeilen von Herrn Dana, der mir sagte, ich möchte mich morgen zu ihm auf's Comptoir bemühen; er habe einen Brief für mich empfangen, mit der Bitte, mir denselben persönlich zu übergeben.

Ich fuhr am nächsten Morgen in die City und nahm den angekündigten Brief in Empfang. Er war von meinem schon genannten Freunde Fred Jardine, der darin das Anliegen an mich stellte, sofort nach Liverpool zu kommen, um ihm in einer Angelegenheit beizustehen, von deren glücklichen Erledigung, wie er mir sagte, sein Lebensglück abhinge. — Der Brief wandte sich in so eindringlicher Weife an meine alte Freundschaft, daß ich nur kurze Zeit unschlüssig war, was ich darauf erwiedern sollte. Dann sagte ich mir, daß ich ja in der nächsten Woche gerade so gut sterben könnte als in dieser; und da ich noch genug baares Geld besaß, um mehrere Monate

lang meine bescheidenen Bedürfnisse befriedigen zu können, so setzte ich mich am selben Abend auf die Eisenbahn und fuhr nach Liverpool ab, nachdem ich Jardine telegraphisch vvn meiner Ankunft benachrichtigt hatte.

Die Angelegenheit, um die es sich handelte, hat mit meiner eigenen Geschichte nichts zu thun. Sie betraf ausschließlich Jardincs Verhältnisse, und ich will nur erwähnen, daß es darauf hinauskam, sofort eine größere Summe Geldes zu finden, für die mein Freund kaum andere Sicherheit bieten konnte als seinen ehrlichen Nawen. Daraufhin allein war aber das Geld nicht zu beschaffen; Jardine gebrauchte eine zweite Unterschrift — und die sollte ich geben. — Das war nun für m ich eine mißliche Angelegenheit. Jardine hatte mein volles Vertrauen; ich selbst würde ihm das Geld, wenn ich es besessen hätte, mit Freuden gegeben haben; aber wenn ich ein Accept auf sechs Monate unterschrieb, so verpflichtete ich mich damit, bis zum Verfalltage auszuharren, um im Nothfall für die Summe, die auf meine Garantie vorgeschossen war, aufzukommen.

Mein Freund war sichtlich betreten, als er sah ich zauderte, ihm den gewünschten Dienst zu leisten. Er hatte augenscheinlich erwartet, daß ich ihm ohne Bedenken zu Hilfe kommen werde, und dies hätte ich, wie schon gesagt, jedenfalls gcthan, wenn meine eigenen Pläne mir nicht die Zeit ungewöhnlich karg zugemessen hätten. Auch wußte ich nicht, was ich zu meiner Entschuldigung vorbringen sollte; denn den eigentlichen Grund meiner Zurückhaltung konnte ich Jardine nicht auseinandersetzen. Ich bat ihn, nicht an meiner Aufrichtigkeit und nicht an meiner Freundschaft zu zweifeln und sagte ihm sodann, daß ganz eigenthümliche Verhältnisse, über die ich beim besten Willen keine Aufklärung geben könnte, es mir schlechterdings unmöglich machten, eine Verpflichtung zu übernehmen, die mich sechs Monate lang zum Schuldner eines Andern machen wurde. — Er stellte Dokumente zu meiner Verfügung, aus denen hervorging, daß in der That keine Gefahr eines Verlustes vorliege, und daß er selbst ohne Hülfe von mir im Stande sein werde, nach Verlauf von sechs Monaten das Accept, welches ich mitzeichnen sollte, einzulösen. — Diese Schriftstücke waren aber trotzdem nicht derart, daß sie einem fremden Gläubiger dieselbe Sicherheit wie mir gewährt haben würden. — Tarauf sagte ich Jardine, er möge mir drei Tage Bedenkzeit geben; während dieser Frist würde ich mich bemühen, unter meinen eigenen Bekannten Jemand zn finden, der an meiner Stelle für Jardine bürgen wolle. Gelänge mir dies nicht, so wollen wir Weiterberathen, was zn thun sei. Jedenfalls möchte er sich überzeugt halten, daß ich nicht durch kleinliches Mißtrauen in meiner Handlungsweise beeinflußt werde. — Jardine seufzte dazu, aber er sagte, er müsse es sich gefallen lassen, er sei in meiner Hand.

Ich machte mich unverzüglich daran, das von mir gegebene Versprechen einzulösen, und verbrachte den ganzen nächsten Tag mit Briefschreiben, Den besten Erfolg versprach ich mir dabei von einem Briefe an Herrn Dana,

dem ich nach Uebereinkommen mit Jardine vorschlug, diesen, einen sehr tüchtigen Capitün, zu meinem Nachfolger zu ernennen und ihm, nachdem er einen mehrjährigen Contract mit ihm abgeschlossen hätte, auf sein Gehalt die Summe, deren er bedurfte, vorzuschießen.

Mein Freund war in vielen Beziehungen von mir verschieden. Er war so leichtherzig, daß ihn auch die schwersten Sorgen nicht darniederbeugen konnten. Nachdem er mir sein Herz ausgeschüttet und ich ihm meinen Beistand versprochen hatte, überließ er mir gewissermaßen die Verantwortlichkeit für die Regelung seiner Angelegenheit und bekümmerte sich anscheinend nur noch wenig darum. Vor dem Essen kam er zu mir, klopfte mir freundlich auf die Schulter und sagte:

„Zur Belohnung dafür, daß Du heute so brav gearbeitet hast, sollst Du nun auch das hübscheste Mädchen in Liverpool kennen lernen: meine Cousine Mary, die ich längst geheirathet haben würde, wenn sie mich nehmen wollte. Aber sie will mich nicht. — Das wäre eine Frau für Dich, Mac!"

Ich dankte für die Einladung; aber er bestand darauf, ich müßte ihn begleiten, und schließlich, um Frieden zu haben, gab ich nach und folgte ihm zu seiner Tante. — Er hatte nicht übertrieben. Mary Jardine war ein schönes, stilles, liebenswürdiges Mädchen, und ich konnte nicht umhin, dies zu bemerken, wennschon es mir nicht einfiel, in irgend welcher Verbindung mit mir an sie zu denken. Doch kehrte ich am folgenden und nächstfolgenden Tage zurück, und als am dritten Tage Herr Dana schrieb, er fei gern bereit, den Cavitän Jardine ein Schiff anzuvertrauen und ihm auch die gewünschte Summe vorzuschießen, falls ich mich verbürgen wollte, im Nothfall an Jardinrs Stelle zu treten, da war, ohne daß ich es bemerkt hätte, eine Veränderung über mich gekommen, die es mir verhältnismäßig leicht machte, meinem Freunde zu sagen, ich sei nun, da meine Bemühungen keinen Erfolg gehabt hätten, bereit, die verlangte Bürgschaft für ihn zu leisten. — Damit aber hatte ich mich verurtheilt, wenigstens noch sechs Monate zu leben: und mit diesem Urtheil reiste ich achtundvierzig Stunden später nach London zurück, um dort während der Zeit, über die ich noch verfügen mußte, Beschäftigung zu finden.

Die Gedanken, mit denen ich mich nun herumtrug, waren cigenthümlicher Art. Ich sagte mir zwar noch immer, daß ich am Verfalltage der Jardineschen Wechsel meinen alten Plan ausführen werde: aber ich wußte, während ich mir dies sagte, daß ich dies nicht mehr ernstlich meinte, daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach ruhig fortleben würde; und ich empfand darüber zunächst ein gewisses Gefühl der Scham. Aber auch das änderte sich mit der Zeit. Ich war nicht wankelmüthig geworden, wenigstens nicht nach meiner Ansicht. Ich hatte sterben wollen, weil mir das Leben unerträglich geworden war; nun erblickte ich in weiter Ferne noch Versprechen, die mir das Dasein als wünschenswerth erscheinen ließen. Tie Verhältnisse hatten sich geändert und dadurch auch meine Entschlüsse; und mit einer gewissen Befriedigung sagte ich mir, daß der Vorsah, meine Pflicht zu erfüllen, der Wunsch, einem Freunde zu nützen, es gewesen war, der mich auf meine eigenen Pläne hatte Verzicht leisten lassen. Ich war nur meinem alten Grundsätze gefolgt: Geschäft vor Vergnügen, Pflicht vor persönlichen Angelegenheiten; zuerst soll der Mensch an seine Aufgabe denken, dann an seine Lage. — Nach diesen Grundsätzen hatte ich gehandelt und dessen brauchte ich mich nicht zu schämen.

Am Verfalltage wurden die Jardineschen Wechsel pünktlich eingelöst; aber schon vierzehn Tage vorher, als ich, von dem Verlangen getrieben, meinen Freund und dessen Cousine wiederzusehen, nach Liverpool gekommen war, hatte ich mich mit Mary Jardine verlobt.

Ein Seemann muß feine Herzens-Angelegenheiten, wie Alles, was er auf dem Lande zu thun hat, ohne zu vieles Zaudern ordnen, sonst kann er nichts erreichen. Es mag lange Jahre dauern, ehe es ihm möglich wird, aus dem Brautstand in den Ehestand zu treten. Das hängt davon ab, wie es mit seinen Vermögensvcrhältnissen steht; aber zwischen verlieben und verloben läßt er nm liebsten nicht ^vicl Zeit verstreichen, denn es liegt so in ihm, daß er vor jeder Reise gern Alles, was er zurückläßt, fest und glatt macht.

Mary Jardine hatte mir schon am ersten Tage, da ich sie kennen lernte, wohl gefallen. Der Gedanke an sie, die Lebende, hatte nach und nach den an Nelly verdrängt, die für mich lange tvdt war. Die Cousine meines alten Freundes Fred hatte aus dessen Erzählungen über mich eine vorthcilhaste Meinung von mir gefaßt, und als ich sie fragte, ob sie sich mir anvertrauen wolle, da sagte sie „Ja!" — Ich hatte schon wieder ein gutes Schiff bekommen, und meine Stellung war eine so gesicherte,' wie es die eines Schiffscapitäns, der kein eigenes Vermögen besitzt, überhaupt sein kann. Da Ovaren die Gefahren der See! Aber die wollten wir Beide im Vertrauen auf Gott mit in den Kauf nehmen. Und so verheirathete ich mich mit Mary Jardine, noch bevor ich, drei Monate später, meine nächste Reise nach China antrat.

Da ich auf dem Meere so oft auf mich allein zur Unterhaltung angewiesen, so bin ich mit der Zeit ein nachdenklicher Mann geworden. Und wenn ich manchmal bei stiller Fahrt auf dem Verdeck auf- und abgegangen uud an das bewegte Leben gedacht habe, das hinter mir liegt, dann habe ich mir oftmals gesagt, das Einzige, was den Mann wirklich fest am Leben hält, ist die Erfüllung seiner Aufgabe. Und man soll sich nicht beklagen, wenn dieselbe manchmal recht drückend ist, fondern seine Last ruhig und männlich tragen. Das Keuchen unter ehrlicher, schwerer Arbeit ist, im Grnnde genommen, etwas Schönes, Erhebendes; und nach meinem Geschmack ist ein sorgenvolles Leben, so traurig es auch fein mag, immer noch erträglicher als ein leeres.

Hl.

Der Geächtete.

Im Jahre 1864 tauchte in Jokohama eine Frau Clifton mit einem jungen Mädchen auf, die, nachdem sie acht Tage bescheiden und zurückgezogen im Wirthshaus gelebt hatte, in einer billigen Nebenstraße einen kleinen Laden miethete und dort ein Geschäft eröffnete, das jedenfalls keine Concurrenz zu sfürchten hatte — nämlich ein Modewaarengeschäft. — Wo die Kundschaft dafür herkommen sollte, mußte Jedermann ein Räthsel sein. Schon die männlichen Einwohner von Aokohama dachten nur in seltenen Ausnahmefällen daran, Garderobegegenstände in Jokohama zu kaufen: die meisten hatten ihre alten Lieferanten in Europa und empfingen von diesen regelmäßige Sendungen, die sie mit Allem versahen, was sie an Kleidungsstücken gebrauchen konnten. Hie' und da verirrte sich wohl der Eine oder der Andere in einen „Store", um dort ein Halstuch oder einen Hut zu kaufen, aber das waren wie gesagt Ausnahmen. — Die jungen Pioniere der Civilisativn waren trotz der ihnen nachgerühmten Rauheit elegante Herren, die auf den guten Zuschnitt ihrer Kleider gerade ebenso viel Werth legten wie ihre Altersgenossen in London und New-Dork. — Was «un aber erst die Damen von Jokohama anging, die alle zusammengenommen immer noch nicht zahlreich genug gewesen wären, uni die Gründung, eines Modewaarengeschäftes in der Fremden-Niederlassung zu rechtfertigen, so würden diese es geradezu für eine Beleidigung gehalten haben, wenn man ihnen zugemuthet hätte, sich in Japan kleiden zu lassen. Tie jungen Herren Gemahle der jungen Frauen — alte gab es nicht — verdienten damals leicht Geld, und Knauserei war ein bei den „Pionieren" unbekanntes Laster; dagegen warfen viele von ihnen das Geld zum Fenster hinaus. Die schmucken, gefeierten, lebenslustigen Engländerinnen und Amerikanerinnen von Aokohama bezogen Alles, was sie zur Toilette gebrauchten, von guten und besten Schneiderinnen und Putzmacherinnen aus London und Paris, und nur die sparsamsten unter ihnen mochten eine geschickte Kammerjungfer von „Drüben" mitgebracht haben, die im Geheimen im Hanse für die Toilettenbedürfnisse der Herrin Sorge zu tragen hatte. Aber daß es einer der weißen Frauen in den Sinn kommen sollte, sich von einer in Aokohama ansässigen Schneiderin ein Kleid oder Aehnlichcs anfertigen zu lassen, — daran war nicht zu denken, — Man ging deshalb auch mit einigem Kopfschütteln an dem neuen Laden vorüber, und die Bemerkungen, die bei der Gelegenheit über die Besitzerin desselben gemacht wurden, waren nicht gerade schmeichelhafter Natur für die Neuangekommenen. — Frau Clifton hörte jedoch davon nichts und war zunächst eifrig damit beschäftigt, das Schaufenster ihres Ladens so verlockend wie möglich einzurichten. Sie hatte einige Kisten Modcwaaren aus Europa oder wo sie sonst herkommen mochte, mit sich gebracht, und eines Morgens konnten die Vorübergehenden bemerken, daß sie im Laden der Genannten, außer den üblichen Toilettengegenständen wie Bürsten, Kämme, Seifen, wohlriechende Essenzen, auch Stoffe für Damenkleider und Herrenanzüge, Cravatten, Mützen, Hüte, Handschuhe, Taschentücher, Reitpeitschen, Patentbleistifte, Siegelringe :c. :c. zu verhältnißmäßig billigen Preisen erwerben kon ntcn. Wenn man nach den im Schaufenster ausgestellten Mustern schließen durfte, so waren die Sachen meistens von sehr zweifelhaftem Geschmack, mit ausgesprochener Vorliebe für die glänzendsten Farben und auffallendsten Formen. — Trotzdem blieb aber der Laden nicht lange Zeit leer, denn die „Pioniere" hatten schnell entdeckt, daß das etwa sechzehnjährige, schlanke blonde Mädchen, welches sie in Begleitung von Frau Clifton in den Abendstunden auf dem „Bund" angetroffen hatten, die Tochter der Inhaberin des Modewaarengeschäftes sei und dort während der Tageszeit als Verkäuferin thätig war.

Frau Clifton mochte etwa vierzig Jahre alt sein und war noch immer eine hübsche Person, mit klaren Augen, weißen Zähnen, rothen Lippen und guter, wenn auch vielleicht etwas zu lebhafter Gesichtsfarbe, aus der einige böswillige junge Leute den Schluß ziehen wollten, daß sie vielleicht „besser lebe" d, h. mehr trinke als es den Frauen im Allgemeinen gestattet ist. — Gegen der Tochter, Mary Cliftons, Aussehen dagegen ließ sich gar nichts einwenden. Sie war mit einem Worte bildhübsch. Sie hatte schönes, hellbraunes Haar, große blaue Augen mit dunklen Wimpern, feine Züge, und der Ausdruck des lieblichen Gesichtes war von unwiderstehlicher, lebenslustiger Heiterkeit. Dazu kam eine niedliche Figur, die in den knappen Kleidern, in denen sie sich auf dem „Bund" zeigte, wohl zur Geltung gebracht wurde. — Damals waren die Kleider aus dem vorigen Jahrhundert wieder Mode geworden; „Pompadour-Roben" nannte man sie, so glaube ich. Die kleine, zarte Mary, mit ihren frischen Farben, lachenden Augen, dunklen Wimpern und Augenbrauen und winzigen Füßchen, die in den Stiefeln mit hohen Absätzen staken, glich in diesem Staate einer Nippfigur aus Meissener Porzellan.

Frau Clifton machte außerordentlich gute Geschäfte. Die Schubläden der jungen Männer von Jukohama füllten sich bald mit all' den verschiedenartigen Gegenständen, die bei ihr zum Verkauf ausgeboten wurden und für die in Wahrheit nicht der geringste Bedarf bestand. — Die Damen der Niederlassung erfuhren dies und besprachen es unter sich mit gebührender Verachtung für die starken Herren der Schöpfung, die sich, wie sie meinten, auf so schamlose Weise von einer hergelaufenen Abentreurerin hinter's Licht führen ließen. Der Eine oder der Andere hatte darüber auch Wohl Vorwürfe zu hören; aber Mary Cliftons jungfräuliche Lieblichkeit besaß eine zu große Anziehungskraft, um nicht trotz der Feindseligkeiten der Damen von Jokohama zu siegen; und diese mußten es sich gefallen lassen, daß ihre Anbeter mit nur wenigen Ausnahmen, sämmtlich gute, niemals feilschende Kunden von Frau Clifton wurden und blieben. — Ja, als der Vorrath an Gegenständen für Herrenanzüge, den die Genannte mit sich gebracht hatte, bald erschöpft mar. gingen auch Damenhüte, Shawls, Ballhandschuhe, Strauszfedern, zierliche Morgenschuhe und Stoffe zu Damenkleidern in unberechenbarer Menge in männlichen Besitz über.

Der beste Kunde von Frau Clifton während der ersten zwei Monate war zweifelsohne Herr Alexander O'Mara, ein wohlhabender junger Mann aus guter irländischer Familie, der nicht etwa ein eigenes Geschäft in Aokohama leitete, oder in einem der dort etablirten Häufer als Angestellter arbeitete, sondern der vor Jahr und Tag auf einer Vergnügungsreise um die Welt nach Dokohama gekommen war, sich dort als Gast eines englischen Kaufmannes bei diesem niedergelassen hatte und seiidem in unregelmäßigen Zwischenräumen, wenn er gerade eine gute Gelegenheit zu erblicken glaubte, durch die Vermittelung seines Gastfreundes vereinzelte, aber bedeutende Geschäfte, hauptsächlich in Seide oder Thee machte, die ihm, nach Allem, was davon in die Oeffentlichkeit gedrungen war, ein nicht unerhebliches Vermögen eingebracht haben mußten.

O'Mara mochte etwa achtundzwanzig Jahre alt sein. Er war in der fremden Gemeinde allgemein beliebt wegen seiner Heiterkeit, seines guten verwegenen Reitens und seiner nimmermüden Bereitwilligkeit, sich an einer jeden Vergnügungspartie, ob Picknick, Schnitzelrennen, Wettreiten oder Wettrudern, zu betheiligen. Auch war er ein äußerst gastfreier Mann, der in regelmäßigen Zwischenräumen im Club Festlichkeiten veranstaltete, die häusig mit einem kleinen Ball endete» und bei denen sich die Anwesenden immer ans das beste zu amüsiren pflegten. — O'Mara war ein hübscher Mensch, groß, schlank, blond und Von jener eigenthümlichen Lebhaftigkeit der Bewegungen und der Rede, die man bei den Jrländern, im Gegensätze zu ihren nächsten Nachbarn, den Engländern und Schotten, häusig findet.

Nachdem die ersten zwei Monate dahin gegangen waren, erblickte man O'Mara nur noch selten und später gar nicht mehr in Frau Cliftous Laden. — Aber er hatte nicht mit den Leuten gebrochen, denn man traf ihn manchmal des Abends mit Mutter und Tochter spazierengehend, und Einige wollten wissen, man habe ihn zu später Stunde mit der Tochter allein erblickt. — Es wurde im Club viel darüber geredet — nicht etwa in Form ängstlicher, böswilliger Klatscherei — das war in Aokohama damals nicht Mode — nein! laut und scharf griff man O'Mara an, bereit, das, was man ihm vorwarf, dem Angegriffenen gegenüber persönlich zu vertreten. Ter kleinen Mary hatte, als sie sich in Japan zum ersten Male zeigte kindliche Reinheit in unverkennbaren Zügen auf dem lieblichen Gefichtchen geschrieben gestanden. Mehr als Einer der Pioniere, von denen sicherlich Keiner je daran gedacht hatte, eine Vernunft-Heirath zu machen, mochte sie mit dem stillen Verlangen angeblickt haben, ihr seine Hand für's Leben zu reichen. Nur die unglaubliche Schüchternheit weißen Frauen gegenüber, die der Mehrzahl der jungen Leute eigenthümlich war, hatte wahrscheinlich veranlaßt, daß der Tochter von Frau Clifton nicht schon verschiedene gute und ehrerbietige Heirciths-Anträge gemacht worden waren. — Und was thatO'Mara? — Glaubte er sich in den „Argylle-RoonB" oder im „Jar din Mobile", wo man mit den hergelaufenen Frauenzimmern, die sich dort herumtreiben, rücksichtslos Verkehren darf? Wie ein Lump oder wie ein Narr benahm er sich, denn selbst wenn es seine Absicht war, Fräulein Clifton zu Heirathen, so handelte er unverantwortlich, indem er sie zum Gegenstand des Geredes in der Niederlassung machte. Die Damen von Aokohama hatten spitze Zungen und nur selten Gelegenheit, sie zu üben. — Die arme, kleine Mary! In gewissen Kreisen sprach man schon von ihr wie von einer Verworfenen! Wer durfte jetzt noch daran denke», das Mädchen zu seiner Frau zu machen? Unter den Pionieren hätte man keinen gefunden, der sich dazu hergegeben, und wäre er noch so verliebt gewesen, eine» schlechten Mädchenruf durch eine Hcirath wieder herzustellen. Bei der Frau ihrer Wahl durfte in Bezug auf Leumund nichts Verdorbenes wieder gut zu mache» sein.

Wieder ging einige Zeit hin, und dann wurde es auffällig, daß Frau Cliftons Tochter nach und nach die blühende Gesundheit und die frische Heiterkeit verlor, die sie so liebenswürdig gemacht hatten. Die Augen des Mädchens schienen größer zu werden und traten in ihre Höhlen zurück, und das liebliche Gesichtchen wurde kleiner und bleicher. Auch lagerte sich ein nachdenklicher und bald darauf sorgenvoller, schmerzlicher Ausdruck darüber.

Der Unmuth im Club stieg. Er drohte bei dem ersten Erscheinen O'Maras im Kreise seiner erbittertsten Gegner auszubrechen und großes Aergerniß hervorzurufen. Deshalb glaubte Gilmore, ein besonderer Freund O'Maras, diesem eines Tages während des Spazierreitens geradezu zu sagen, die Veränderung in Fräulein Clifton falle allgemein auf, und man bringe sie mit O'Maras Verhältniß z» dem jungen Mädchen in Verbindung. Was er dazu zu sage» habe?

Auch O'Mara war nicht mehr derselbe lebenslustige junge Mann, als den man ihn noch vor wenigen Monaten gekannt hatte. Er war weit ernster und stiller geworden; auch schien er nicht mehr bei so guter Gesundheit wie früher. Er antwortete nicht gleich auf Gilmores Bemerkung und wandte sein Gesicht zur Rechten, als ob er die Landschaft betrachtete, so daß Gilmore, der zu feiner Linke» ritt, nicht sehen konnte, wie er seine Frage aufgenommen habe. Nach einer längeren Pause erst ließ er sich vernehmen:

„Was sagten Sie?"

Gilmore wiederholte seine Bemerkung.

„Unsinn!" meinte O'Mara.

„Unsinn? — Was hat denn das arme Kind krank gemacht? —Daß sie nicht mehr die Alte ist, kann doch Jedermann sehen." „Was weiß ich? — Was geht das mich an?" „Nun, desto besser, wenn es Sie nichts angeht." „Nun. und wenn es mich etwas anginge?"

Tarauf wußte Gilmore eine Weile nichts zu antworte», und die Beiden setzten ihre Pferde-in eine schnellere Gangart und trabten eine Viertelstunde lang stumm neben einander her. Aber als sie einen schattigen Wald erreicht nnd dort die Pferde wieder in Schritt gesetzt hatten, da war Gilmore wieder zu sich gekommen und sagte plötzlich, als sei die Unterhaltung gar nicht unterbrachen worden:

.Tann konnte ich Ihnen nur sagen, wenn Sie ein Ehrenmann sind, so müssen Sie das Mädchen Heirathen."

Auch O'Mara mußte wohl die ganze Zeit noch an seine letzte Frage gedacht haben, denn er erwiderte ohne Zaudern:

„Sie wollen mich lehren, wie ich mich als Ehrenmann zu benehmen habe?"

„Warum nicht, wenn Sie selbst es nicht wissen."

OMara hielt sein Pferd kurz an, und Gilmore that dasselbe, und die beiden jungen Leute blickten sich einige Secunden fest und drohend an. Keiner von den Beiden hatte Furcht vor dem Andern. Aber unter jungen englischen Kaufleuten ist der Zweikamps etwas kaum Erhörtes, und an gegenseitiges Aufeinanderlosfeuern dachte weder Gilmore noch O'Mara, obgleich jeder von ihnen seinen geladenen Revolver handbereit im Gürtel trug. Und so hatte O'Maras Anhalten des Pferdes auch eigentlich keinen Zweck; denn daß er Gilmor nicht einschüchtern konnte, das wußte er sehr gut. Nach einer kurzen Weile setzte er deshalb auch seinen Weg wieder fort und mit ihm Gilmore; aber Keiner sprach mehr, und an der nächsten Stelle, wo die Straße sich kreuzte, bog O'Mara nach links ab, während Gilmore den geraden Weg nach Jokohama fortsetzte.

Einige Wochen später wurde Frau Cliftons Laden eines Morgens nicht geöffnet, und am Abend konnte man auf der im Club angeschlagenen Passagierliste der „Amerika", die in der Frühe nach Hongkong abgedampft war, auch die Namen von Frau und Fräulein Mary Elision lesen.

OMara hatte Yokohama nicht verlassen, seine Lebensweise jedoch hatte sich nach und nach so geändert, daß er nur noch wenig Leute sah. Im Club erschien er beinahe gar nicht mehr.

Drei Monate etwa gingen ruhig dahin. Dann traf ein englischer Kaufmann von Jokohama, der eine Geschäftsreise nach China unternommen hatte, wieder in seinem Wohnorte ein. Er hatte die Damen Clifton nur oberflächlich gekannt, aber er wußte genau, wer sie waren, und er erzählte er hätte sie in Hongkong auf der Promenade angetroffen. Sie lebten, wie er erfahren hätte, ganz zurückgezogen, was sich übrigens durch den Zustand, in dem sich das junge Mädchen augenscheinlich befände, wohl erkläre. Die Einzelheiten, die er noch darüber hinzufügte, wurden von seinen Zuhörern mit ernstem Schweigen aufgenommen.

Tie Pioniere der Civilisation in Japan waren, wie bereits gesagt, rauhe Männer; aber in Bezug auf den Umgang mit weißen Frauen hatten sie Grundsähe, die einem Kreuzritter Ehre gemacht haben würden. Drei, vder vier der einflußreichsten unter ihnen steckten die Köpfe zusammen, und dann begab sich der Eine zu O'Mara, um sich mit ihm auszusprechen. Eine halbe Stunde später berichtete er den Andern, O'Mara habe jede Erklärung zurückgewiesen, aber die Art und Weise, wie er dies gethan hätte, schon sein Verweigern einer Antwort, die ihn gerechtfertigt haben würde, genüge wohl zum Beweise seiner Schuld. Er schlage deshalb vor, daß man sich von O'Mara zurückziehen solle.

Die öffentliche Meinung war damals allmächtig in der fremden Gemeinde; diese Meinung bildete sich jedoch nicht leichtfertig, fondern wurde von den hervorragendsten Mitgliedern der Gesellschaft in gewissenhafter Weise geleitet. Diese „Führer", ihrer acht an der Zahl, versammelten sich am Abend im sogenannten Ausschußzimmer des Clubs und einigten sich nach längeren Unterhandlungen über folgende Beschlüsse: O'Mara sollte noch einmal förmlich im Namen der Gemeinde aufgefordert werden, sich über sein Verhältniß zu Fräulein Clifton zu äußern. Erklärte er, daß er mit deren Abreise und jetzigem Znstande nichts zu thun habe, so wollte man sich das genügen lassen; hatte er aber das junge Mädchen unglücklich gemacht, so sollte ihm die Wahl gestellt werden, sein Unrecht wieder gut zu machen. Fräulein Clifton zu Heirathen — oder Yokohama zu verlassen.

Gilmore war es, der mit diesem Auftrage zu O'Mvra entsandt wurde. Er traf ihn auf seinem Zimmer, einen Roman lesend. Ohne jede Umschweife setzte er den Zweck seines Besuches auseinander. O'Mara hörte ihn schweigend mit an. Als der Andere aufgehört hatte zu sprechen, kreuzte er die Arme über die Brust, legte den Kopf etwas auf die Seite und sagte:

„Wissen Sie Wohl, Gilmore, daß das. was Sie da thun, unvorsichtig ist? Es ist schon das zweite Mal, daß Sie mich mit dieser Geschichte behelligen. Nehmen Sic sich in Acht, ich könnte die Geduld verlieren."

„An Ihrer Geduld oder Ungeduld ist mir gar nichts gelegen. — Ich bin hier im Auftrage der Gemeinde, um eine Erklärung von Ihnen zu fordern. Verweigern Sie diese . . ."

„Nun? . . ."

„Nun ... so haben Sie Avkohama zu verlassen."
O'Mara lachte höhnisch auf.

„Und wer will mich denn hinaustreibcn, wenn ich fragen darf?"
„Sie haben nichts zu fragen. Sie haben zu antworten. Wollen Sie — ja oder nein — die Auskunft geben, die ich von Ihnen fordere?"
Keine Antwort.

„O'Mara, seien Sie nicht trotzig, wo Trotz nichts nützen kann. Sagen Sie mir, Sie hätten mit der Abreife der Cliftons nichts zu thun gehabt, und ich will Ihnen auf's Wort glauben. — Hier meine Hand, O'Mara! — O'Mara, wollen Sie mir — ja vder nein — die verlangte Auskunft geben?"

..Und wenn ich tausend befriedigende Antworten zu geben hätte, nicht eine einzige würde ich aus mir herausängstigen lassen!" —

Darauf nahm Gilmore feinen Hut und verließ das Zimmer. Um O'Mara aber bildete sich von jener Stunde ab vollständige Oede, und er war zu trotzig, um auch nur den schwächsten Versuch zu machen, eine Aenderung in dieser Beziehung herbeizuführen. Er kannte die Macht der öffentlichen Meinung und hütete sich, dieselbe zu reizen. Er ging nicht mehr in den Club, denn er wußte, das; dies seine Ausweisung aus demselben zur Folge gehabt haben würde; auch gab er seinen alten Bekannten nicht Gelegenheit, ihm die Abneigung, die sie für ihn empfanden, dadurch zu bezeugen, daß sie seinen Gruß nicht erwiderten, denn er vermied sie soviel er konnte. Wenn er trotzdem mit dem Einen oder Andern zufällig auf der Straße oder auf den Reitwegen in der Umgegend von Jokohama zusammentraf, so wandte er die Augen ab und grüßte nicht.

Nachdem dieser unerquickliche Zustand etwa acht Tage gedauert hatte, brachte ihm sein japanischer Diener einen Brief von seinem Geschäftsfreunde und Wirthe, mit dem er seit Jahren in vertrautestem Verkehr gestanden hatte. Ties Schriftstück drückte in verlegener, aber nicht mißzuverstehendcr Weise den Wunsch aus, O'Mara möchte sich gefälligst nach einer andern Wohnung umsehen.

„Sie brauchen sich dabei nicht in einer Weise zu beeilen, die Ihnen Unbequemlichkeiten verursachen könnte," schloß der Brief; „ich erwarte den Besuch, dem ich Ihre Wohnung zur Verfügung stellen möchte, erst gegen Ende des Monats."

Der Brief war vom fünfzehnten datirt.

„Vierzehntägige Kündigung, wie einem Dienstboten!" murmelte O'Mara ingrimmig vor sich hin.

Er machte sich sofort daran, eine neue Wohnung zu suchen; aber bei dieser Gelegenheit stieß er auf Schwierigkeiten, die er nicht erwartet hatte. — Die Besitzer der Häuser, in denen er miethen wollte, zeigten sich ihm nicht. Ueberall hieß es, der Herr sei nicht zu Hause. Einen der Hausbesitzer traf er auf der Straße. Der konnte ihm nicht entgehen. Aber er blickte zu Boden, während O'Mara sein Anliegen vorbrachte, und antwortete kurz:

„Bedaure, die Wohnung ist nicht mehr frei."

O'Mara blickte dem schnell Davonschreitenden mit einem Ausdruck ohnmächtigen Zornes nach und sagte dann mit finsterm Lächeln vor sich hin:

„Und es soll ihnen doch nicht gelingen, mich von hier fortzutreiben. Und wenn ich unter einem Zelte zu campiren habe, ich bleibe hier!"

Als er wieder in seinem Zimmer angelangt war, nahm er Rücksprache mit seinem ersten chinesischen Diener, dem Comprador. Dieser, dem an dem Wohl- und Uebelwollen der fremden Gemeinde gleichviel und gleichWenig gelegen war, wußte Rath. Er besaß auf dem „Hiigel" ein hübsches Grundstück mit einem kleinen Hause, in dem feine Frau wohnte. Wenn der Herr es miethen oder kaufen wolle, so stände es ihm gern zur Verfügung. Die Frau würde überall ein Unterkommen finden, und das Haus könnte in wenigen Tagen so eingerichtet werden, daß der Herr sich dort ungestört und wohl fühlen würde. Es sei oben auf der Klippe, dicht am Meere gelegen, mit schöner Aussicht auf die Bai und den Wald und den Fusiyama.

„Was willst Du dafür haben?"

„Ich habe fünfzehnhundert Dollars dafür bezahlt, und möchte es nicht unter zweitausend wieder verkaufen."

„Ich nehme es. Ist Stallung dabei und kann der Betto (Stallknecht) mit untergebracht werden?"

„Jawohl Herr! Es war ursprünglich für Herrn Davis gebaut, und von diesem habe ich es gekauft, als er Jokohama verließ. Der Herr werden zufrieden sein."

Am folgenden Tage schon verließ O'Mara seine alte Wohnung, ohne seinem Wirthe Lebewohl gesagt zu haben; und darauf sah uud hörte man monatelang so gut wie nichts von ihm. — Dann verbreitete sich das Gerücht. O'Mara habe sich dem Trünke ergeben. Seine Diener erzählten, er sei beinahe nie mehr nüchtern. In langen Zwischenräumen traf ihn der eine oder der andere seiner ehemaligen Genossen auf einsamen Reitwegen. Sie berichteten sodann im Club, er sei bis zur Unkenntlichkeit verändert. Sein Anblick flöße Furcht ein; er sei blaß und aufgedunsen, mit gerötheten Augen und wüstem Haar, und sein Anzug vollständig vernachlässigt. — Manchmal des Nachts hörte man den Husschlag eines galoppirenden Pferdes in den stillen Straßen der fremden Niederlassung, Das war O'Mara, der von einem weiten Spazierritt nach seiner entlegenen Wohnung auf dem Hügel heimkehrte.

„Er hat es wohl darauf angelegt, sich todtfchlagcn zu lassen," meinte man im Club. — „Das wäre das Beste, was ihm zustoßen könnte."

Von Mitleid mit seinem Loose war nirgends eine Spur zu entdecken; sein Trotz hatte die Erbitterung der fremden Gemeinde mir noch gestrigen. — Beinahe ein volles Jahr war auf diese Weise dahingegangen, als der englische Arzt von Jokohama eines Morgens den Besuch von O'Maras chinesischem Diener empfing. Dieser bat, der Toctor möge seinen Herrn besuchen; er sei sehr krank.

„Was fehlt ihm?"

„Er hat erschreckliche Wuthanfälle. Gestern Abend hat er Alles in seinem Zimmer zerschlagen. Nun liegt er wie todt da, und nur von Zeit zu Zeit erwacht er aus tiefem Schlaf und ächzt und stöhnt zum Erbarmen."

Der Doctor steckte seinen Revolver in den Gürtel und begab sich nach dem Hügel. Er hatte das Recht, den Geächteten zu sehen.

Als er in OMaras Zimmer trat, saß dieser halbbekleidet in einer Ecke des Zimmers und blickte ihn mit blutunterlaufenen Augen finster und stumm an. Die langen Haare fielen wirr über die bleiche Stirn, und der Arzt bemerkte, daß er zahlreiche Wunden und Beule» an seinem Körper hatte, die er sich durch wildes Umsichschlagen vder durch wiederholtes Fallen zugezogen haben mochte.

„Was wollen Sie?" brachte der Unglückliche endlich heiser hervor.

„Ich bin der Arzt/'

„Ich habe Sie nicht rufen lasten. Fort mit Ihnen . . . oder ich stehe für nichts."

„Herr O'Mara . .

„Fort, sage ich! . . Schnell! . . Dies ist mein Haus, hier bin ich Herr! Sie Tapferer von der Armee Aller gegen Einen!"
„Ihr Diener hat mich gerufen. . ."

„Ich werde meine Diener lehren . . . Kotzkoi! Momban! Comprador!"
Er geberdete sich wie ein wildes Thier.

Ter Toctor sah wohl, daß er hier allein nichts ausrichten könnte, und entfernte sich. Aber er war ein gewissenhafter Mann, und er hielt es für seine Pflicht, den Kranken, der möglicherweise gemeingefährlich werden konnte, nicht ohne Hülfe zu lasten. > Er begab sich zum englischen Consul und erstattete diesem Bericht von dem Vorfall, und erbat sich sodann von dem Beamten die Hülfe zweier Constabler, um O'Mara nöthigenfalls

zwingen zn können, sich ärztlicher Behandlung zu unterwerfen.

Der Consul gewährte dies Gesuch, und die Drei — der Toctor und zwei Constabler — begaben sich am Abend, etwa um die neunte Stunde nach O'Maras Hause.

Es war im Monat October, und die Nacht war schon eingebrochen; aber der Mond, der voll und glänzend am klaren Himmel stand, verbreitete Helle, die auf einen weiten Umkreis Alles deutlich erkennen ließ.

Der Toctor trat zuerst allein in O'Maras Zimmer. Die Constabler hielten sich an der Thür, bereit, auf den ersten Ruf dem Arzt zu Hülfe zu kommen. Sie hatten keine zwei Secunden zu warten; denn sobald O'Mara, dessen geröthetes Gesicht und wildleuchtende Augen zeigten, daß er unter dem Einflüsse im Uebermaß genossener geistiger Getränke sei, den Eintretenden erblickt hatte, stürzte er mit lautem Schreien auf ihn zu und packte nach feiner Kehle, um ihn zu erwürgen. — Im selben Augenblicke aber fühlte er sich von hinten von vier kräftigen Armen gepackt; und nun begann ein kurzes Ringen zwischen den Vieren, welches damit endete, daß O'Mara mit übermenschlicher Kraft die Drei von sich stieß und mit einem Satze durch die weit offenstehende Thür, die nach der Veranda führte, das Freie suchte. — Der Doctor und die beiden Constabler, alle drei entschlossene Männer, sprangen nach, und eine Minute lang verfolgten sie in wildem Lauf den in seinen Weißen Nachtgewündcrn Dahinfliehenden. — Aber plötzlich machten sie Halt. — Ter Athen, stockte ihnen, — O'Mara hatte den Rand der hohen Klippe erreicht; noch einen Schritt, und er mußte in der Tiefe verschwinden. Die Verfolger wagten keinen Schritt weiter zu thun. O'Mara aber schien zu fühlen, daß er an der Stelle, wo er sich befand, von seinen Verfolgern nichts mehr zu fürchten habe. Er stand ebenfalls still und blickte ruhig nach allen Seiten um sich: nach dem im Mondschein glitzernden Meere, nach der ungeheuren Masse des Fusiyama, die in der Ferne undeutlich auftauchte, nach den dunklen Wäldern, die sich zu seiner Linken ausbreiteten, und dann nach seinen Verfolgern, die er zornig mit der geballten Faust bedrohte. — Darauf wandte er sich wieder dem Monde zu und machte weite Bewegungen mit den Händen, als begrüße er das Sternbild; und gleich darauf, wie Jemand, der einen Kopfsprung in's Wasser thun will, legte er beide Hände weit ausgestreckt flach über seinem Kopf zusammen und sprang mit einem wilden Satze vom Felsen in den tiefen Abgrund. — Dort am Fuße der Klippe wurden feine zerschmetterten Gliedmaßen bei der nächsten Ebbe gefunden, in einen Sarg gelegt und ohne Sang und Klang begraben.

IV.

Der Hafenmeister.

Er lies; sich gern „Capitän" nennen, und Jedermann nannte ihn so; denn es war Niemand im ganzen „Scttlemcnt", der ihm nicht bereitwillig etwas zu Liebe gethan hätte — und er verdiente es: Capitän Harvey. Aber er war keineswegs Capitän, er hatte nicht einmal sein Examen als erster Steuermann machen können, und wenn er es trotzdem zu der gut bezahlten und augeschenen Stellimg im Lebe» gebracht hatte, die er in Ivkvhama einnahm, so verdankte er dies seiner Zuverlässigkeit, die ihm einflußreiche Freunde gemacht hatte, und dem Umstände, daß mau sehr wohl Hafenmeister sein kann, ohne auf der Bildungsstufe zu stehen, die nach heutiger Mode ein Schiffscapitän einnehmen soll.

Bildung, im üblichen Sinne des Wortes, besaß Capitän Harvey überhaupt wenig. Er war ein praktischer Seemann allerersten Ranges. Niemand hatte ich lieber ein Boot in stürmischer See anvertraut als ihm; Segel, Steuer, Riemen, Wind und Wellen waren Dinge, mit denen er wie Wenige vertraut war. Aber er war eben nur ein praktischer Seemann; er hatte nichts aus Büchern gelernt, und die Art und Weise, wie er der „Königin Englisch" verunglimpfte, war geradezu erschrecklich. Die Leute sagten von seiner Frau, die eine sehr ordentliche Person war und die man häufig mit einem Handbesen und einer kleinen Schippe sehen konnte, weil im ganzen Haufe nie ein Fäscrchen herumliegen durfte, — die gute Frau habe sich angewöhnt, diese Wirthschafts-Jnstrumente furtwährend bei sich zu führen, weil sie nach jeder Unterredung mit ihrem Mann die unzähligen „H" auflesen müsse, die dieser während des Sprechens habe fallen lassen.

Aber man kann seine eigene Muttersprache schlecht sprechen und doch ein tüchtiger und guter Mann sein. Und ein solcher war Capitän Harvcy, als Hafenmeister der richtige Mann am richtigen Platze.

Er war mittler Größe, breitschultrig, schwer und stark. Er hatte ein offenes, glattrasirtes Gesicht, sorgfältig gescheiteltes, schlichtes braunes Haar, das anfing grau zu werden, als er nach Yokohama kam, denn er mochte damals etwa fünfzig Jahre alt sein. Seine hellblauen klaren Augen konnten aber noch ein Schiff eher am Horizonte entdecken, als die Augen der meisten Jüngeren, und in seinem geraden, gewöhnlich festgeschlossencn Munde standen die gesunden, starken Zähne fest aneinandergereiht. Alles in Allem sah er genau so aus, wie er war: ernst, zurückhaltend, herzensgut, vertrauenswürdig. Daß er ein kindlich weiches Herz hatte, das wußten nur seine Frau und die Wenig,», die diese zu ihren Vertrauten machte und zu denen ich gehörte. Er kleidete sich mit äußerster Sauberkeit, und war der einzige Europäer, glaube ich, der auch im heißen Sommer ein hohes schwarzes Tuch, eine Sammetweste und seine „Monkeyjacke" aus derbem, blauem englischem Stoffe trug.

Bei gutem Wetter war er in regelmäßigen Zwischenräumen von zwei Stunden auf dem „Bund" zu sehen, wo er mit einem großen Fernrohre in den Händen, die er auf den Rücken trug, gemessenen, langsamen Schrittes eine Viertelstunde lang auf- und abging, nm festzustellen, daß jedes Schiff im Hasen auf dem ihm zukommenden Ankerplatze und daß kein einkommendes Schiff in Sicht sei. Stürmte es aber, so konnte ihn kein Wetter, so schlecht es auch sein mochte, von der Hatoba (Landungsbrücke), wo er einen guten Ueberblick über den ganzen Hafen hatte, entfernen. Tann stand auch sein Boot zur Abfahrt bereit, und neben ihm hielt sich ein schnellfüßiger junger Matrose, um auf ein vom Capitän gegebenes Zeichen die Bemannung des Bootes, die in einer Hütte in der Nähe des Hafens auf Befehle wartete, herbeizurufen.

Er hatte seine sechs Leute, Japaner, unter den stärksten Schiffern gewählt und so vortrefflich eingearbeitet, daß er auf den Regatten, die alljährlich in Jokohama stattzufinden pflegten, wenigstens einen Preis gewann, den er dann unverkürzt, ohne auch nur einen Cent für sich zu behalten, unter seine Leute vertheilte.

Das Boot war so kokett gehalten wie eine Admiralsgig: Alles stets blankgescheuert und geputzt. Und was er an Oelfarbe verausgabte, nm das Boot auch nach außen hin hübsch zu erhalten, hätte für einen kleinen Schooner genügt. Es war eine kostspielige Passion, die der Capitän da hatte, aber man ließ ihn gewähren; denn man wußte, daß nächst seiner Frau und feinem Hunde sein Boot das war, woran sein Herz am meisten hing.

Frau Harvcy stand an Bildung hoch über ihrem Manne. Sie war die Tochter eines Schullehrers des Städtchens, in dem Harvey und sie geboren waren. Als junges Mädchen eine hübsche, ernste, tüchtige Person, der es an Bewerbern nicht gefehlt, hatte sie sich erst in ihrem dreißigsten Jahre entschlossen, den Capitiin zu Heirathen, nicht etwa, weil sie nicht zur alten Jungfer werden wollte, sondern weil die Beständigkeit Harveys sie gerührt, nachdem dieser sich jahrelang, beinahe hoffnungslos, aber trotzdem immer und immer wieder um ihre Hand beworben hatte.

Harvey war damals zweiter Steuermann an Bord eines Küstenfahrers und kam alljährlich zweimal nach Hause, um dort seine noch lebenden Eltern zu besuchen und sodann seinem alten Lehrer, Herrn Wood und dessen Tochter, ehrerbietigst seine Aufwartung zu machen. Er pflegte dann in dos Zimmer zu treten, dem Hausherrn und der Tochter die Hand zu schütteln und nachdem er gesagt hatte: „Ich hoffe, die Herrschaften befinden sich ganz wohl", aufmerksam zuzuhören, was diese ihm erzählten, ohne je selbst zur Unterhaltung beizutragen. Wenn er dann aber nach dreiviertel Stunden seinen hohen schwarzen Hut wieder nahm, um sich zu empfehlen, so sagte er regelmäßig: „Würde Herr Wood mir erlauben, daß ich seiner Tochter zwei Worte vertraulich sage?" — und wenn Herr Wood sich sodann immer bereitwilligst entfernte, um den jungen Leuten, denen er gern feinen Segen gegeben hätte, eine zwanglose Unterhaltung zu gestatten, so wandte sich Harvey an Rosa Wood mit folgender kurzer Rede, die seit Jahren die selbe war.

„Liebes Fräulein Rosa, ich komme heut wieder, um anzufragen, ob Sie meine Frau werden wollen."

Darauf pflegte Fräulein Rosa sodann ebenso stereotyp zu erwidern:

„Lieber Herr Harvey, es thut mir leid, Ihnen Nein sagen zu müssen, aber ich kann mich nicht entschließen, meinen Vater zu verlassen."

Dann sagte Harvey gewöhnlich:

„Ich dachte es mir so; aber ich mußte doch sehen, wie die Sachen stehen. Bei meinem nächsten Urlaub werde ich wieder anfragen. Auf Wiedersehen, liebes Fräulein Rosa."

„Auf Wiedersehen, Herr Harvey."

Als Harvey endlich nach zehn Jahren zum letztenmal? die obige An spräche an Miß Rosa gehalten hatte, war es nicht mehr nöthig gewesen, Herrn Woods Erlanbniß zu dieser vertraulichen Unterredung einzuholen; denn Herr Wood war gestorben, und Rosa, die in ihren einfachen Trauer» gewändern, mit ihrem blassen, etwas abgemagerten Gesicht, ihren schönen, großen, blauen Augen und dem schlichten, aschblonden Haar vornehm, hübsch nnd rührend aussah, hatte ihrem getreuen Liebhaber die Hand gereicht und gesagt:

„Nach ihrer nächsten Reise, Herr Harvey,"

Darauf hatte er ihr die Hand mit nicht mehr und nicht weniger Wärme als gewöhnlich gedrückt und gesagt:

„Ich dachte es mir so. Ich danke Ihnen, Fräulein Rosa. Also in sechs Monaten sehe ich Sie wieder. Ich werde bis dahin Alles in Ordnung bringen; und vorläufig können Sie jetzt schon meines Vaters Haus als das Ihrige betrachten, denn ich werde dort anzeigen, daß Sie meine Braut sind."

Nach den sechs Monaten hatte die Hcirath stattgefunden. Harvey war noch lange Jahre zweiter Steuermann gewesen, später auf Empfehlung eines reichen Gutsbesitzers der Grafschaft, dessen Sohn einen einflußreichen Posten in der Admiralität einnahm, zum Küstenwächter avancirt, und von da im Jahre 1862 nach Japan gekommen, als einer der zuverlässigsten Menschen, den die englische Regierung, auf Anfrage ihres Vertreters in Japan, der dortigen Regierung für die Stelle eines Hafenmeisters anempfehlen und zur Verfügung stellen konnte.

Capitän und Frau Harvey führten ein beschauliches Leben in Japan. Sie sahen nur wenige Leute, und man durfte es als eine seltene Gunst betrachten, vom Capitän zum Thee oder Abendbrod eingeladen zu werden. Mir ward dieser Vorzug zu Theil; denn Harvey und ich waren Landsleute, und wir kannten uns seit langen Jahren. " Seine Frau war damals etwa fünsundvierzig Jahre alt, still und zurückhaltend, wie Harvey sie als junges Madchen kennen gelernt hatte, voll ruhiger unermüdlicher Sorge um das Wohl ihres alten Thomas. Sie war als gesunde und etwas zum Starkwerden geneigte Frau nach Japan herausgekommen; aber das Klima dort sagte ihr nicht zu, oder sie ertrug schwer, daß sie in verhältnismäßig späten Lebensjahren noch ihre Heimat verlassen, in der sie seit ihrer Kindheit gelebt hatte. Sie klagte nie, das war nicht ihre Art; aber sie wurde mager, alterte schnell und nahm ein Aussehen von Müdigkeit und Traurigkeit an, das man früher nicht an ihr gekannt hatte.

Tom Harvey war darüber in steter Sorge, und seine Frau mußte es sich trotz des von ihr erhobenen Widerspruchs gefallen lassen, daß Doctor Spencer, der englische Arzt von Aokohama, ihr in kurzen und regelmäßigen Zwischenräumen dienstliche Besuche abstattete. Sie war keine unbequeme Patientin für ihre Hausgenossen, aber eine recht schwierige für den Doctor, denn ihre unveränderliche Antwort auf die Frage nach ihrem Befinden war, sie befinde sich ganz wohl, nur sei sie etwas ermüdet.

.Sie sehen blaß aus, haben Sie Kopfschmerzen?"

Mein.'

„Thut Ihnen die Brust weh?"
„Nein."

„Fühlen Sie irgendwelche Beschwerden?"

„Keiner Art. Ich bin nur ein bischen müde; aber das wird sich schon geben, wenn es erst wieder warm" — dies sagte sie im Winter oder, — „wieder kälter" — so hieß es im Sommer — „werden wird."

Sommer und Winter kamen und gingen; Frau Harvey erholte sich aber nicht, und im dritten Jahre ihres Aufenthaltes in Japan mußte sie sich eines Tages zu Bett legen, weil sie vor „ein bischen Müdigkeit" nicht mehr aufrecht stehen konnte. — Und am nächsten Tage war sie todt.

Ich befand mich derzeit in Aokohama und ließ es mir nicht nehmen. Capitän Harvey zu besuchen, unmittelbar nachdem ich die Nachricht von dem Ableben seiner Frau erhalten hatte. Ich fand ihn in seinem Zimmer mit ruhigen Schritten unermüdlich auf- und abgehend, wie es des Schiffers Art ist. Er drückte mir stumm die Hand, und ich wußte auch nicht, was ich vorbringen sollte. Endlich sagte ich:

„Es thut mir sehr leid, Harvey!"

Er antwortete: „Ja," und weiter kein Wort; aber seine zusammenge preßten Lippen bewegten sich unaufhörlich hin und her, wie die alter Leute, wenn sie mit geschlossenem Munde kauen. — Seine Augen waren trocken: doch sah er trostlos traurig aus. Nachdem ich eine Viertelstunde lang mit den Händen auf dem Rücken in dem kleinen Zimmer mit ihm auf- und abgegangen war, fragte ich ihn, wann das Begräbniß stattfinden werde, und auf seine Antwort: „Morgen um neun," drückte ich ihm die Hand und entfernte mich.

Das Begräbniß war eine stille, traurige Geschichte. Beinah die ganze fremde Gemeinde folgte dem Sarge, der mit schönen Blumen und Kränzen bedeckt war. Harvey schritt unmittelbar hinter dem Sarge, in der Hand ein Gebetbuch, und die Augen während des langen Ganges vom Trauerhause zum Kirchhof so unverwandt auf den Boden geheftet, daß er selbst Niemand sehen und keiner der Anwesenden erkennen konnte, was in ihm vorging. Nach der Beerdigung nahm der Prediger den Arm des Leidtragenden und führte ihn nach seiner Wohnung zurück. Auch auf dem Heimwege blickte Harvey nicht vom Boden auf, und Niemand bemerkte, daß er

auf das trostreiche Zureden des Predigers eine Silbe erwidert hätte.

Ich mußte mich bald nach diesem Traucrfall von Jokohama entfernen und kam erst sechs Monate später wieder dorthin zurück. Ich besuchte Harvey sofort und fand ihn eigentlich weniger verändert als ich es gefürchtet, wennschon er sichtlich gealtert hatte. Sein Haar war grauer und er selbst magerer geworden. Aber er sah noch immer kräftig und gesund aus. und seine klaren Augen hatten nichts von ihrem jugendlichen Glänze verloren. Er nöthigte mich, an einem kleinen Tische Platz zu nehmen, ging bedächtig zu einem Speiseschrank, aus dem er eine Flasche Brandy und einen großen Krug Wasser hervorholte, füllte die Gläser für uns Beide, nachdem er beim Einschenken des Brandy gesagt hatte: „Rufen Sie .halt', wenn ich aufhören soll" — schob mir sodann seinen Tabaksbeutel zu und stopfte sich, wie ich es gethcm hatte, eine kurze Pfeife, deren Rauch er nachdenklich vor sich hinblies.

„Nun. wie ist es Ihnen während der letzten sechs Monate gegangen?" fragte ich.

„So, so." antwortete er. „Gesundheit ganz gut; aber ich fühle mich allein. — Sie sehen, die Frau ist nicht mehr da, und Sie glauben gar nicht, wie sehr ich sie vermisse. Sie fehlt mir überall. — Siebenzehn Jahre waren wir verheirathet, und niemals hat sie mir ein unfreundliches Wort gesagt, oder ich ihr. — Sie war stets mit Allem einverstanden und kannte alle meine Gewohnheiten. — Wenn ich durchnäßt nach Hause kam: da hingen die trockenen Kleider, da stand der Thee, da waren die Bisquits und die Pfeife. — Sie svrach nicht viel, aber da saß sie. still und freund« lich: — Gesellschaft! Und jetzt, da sie gegangen ist, fühle ich mich vereinsamt."

Tagegen ließ sich gar nichts sagen. Er aber sprach auch nicht weiter, sondern begann langsam und sanft den Kopf eines kleinen alten Hundes zu streicheln, den er und seine Frau mit sich aus England herübergebracht hatten, einen kleinen, glatten, schwarzen Terrier mit Feuermalen über den Äugen, ein altes, gutes Thier.

„Doggy ist ganz wohl," sagte er.

Doggy sah seinen Herrn wehmüthig an; und es kam mir vor, als ob ?r sich ebenso traurig und vereinsamt fühle wie fein Herr,

„Doggy ist jetzt meine einzige Gesellschaft," fuhr Harvey nach einer längeren Pause fort. „Und Sie werden es nicht glauben, aber ich gebe Ihnen die Versicherung, sie sucht noch jeden Morgen nach ihrer Herrin."

Doggy war keine Hündin, aber die drei Sachen, die der Capitän am liebsten hatte: seine Frau, sein Boot und sein Hund waren nun einmal weiblichen Geschlechts für ihn.

„Nach dem Kirchhof ist sie nie gegangen," fuhr er wie im Selbstgespräch fort. — „Das ist Unsinn! Wie sollte sie wissen, daß ihre Herrin dort liegt; durch sechs Fuß Erde hindurch kann sie es nicht spüren. Aber sie steht jeden Morgen am Bett auf der Stelle, wo sie zu warten Pflegte, daß die Frau aufstand; und wenn sie dort eine lange Weile gesessen hat, dann winselt sie leise und kommt zu mir und läßt sich von mir streicheln. — Nicht wahr, Doggy?"

Nachdem ich mein Glas Brandy und Wasser geleert und meine Pfeife ousgeraucht hatte, sagte ich dem Capitän: „Auf Wiedersehen." — Während meiner kurzen Anwesenheit im Hafen sah ich ihn noch häufig und fand ihn immer denselben, und auf meine regelmäßige Frage, wie es ihm gehe, gab er regelmäßig dieselbe Antwort:

„So, so, ich befinde mich ganz wohl, aber ich fühle mich einsam."

Der Capitän gehörte zu den einfachen Leuten, die für ihre einfachen Empfindungen eben keinen anderen Ausdruck suchen, als die Worte, die ihnen zum ersten Male dafür gekommen sind und die sie dann unverändert beibehalten. So hatte er es bei seiner Brautwerbung gehalten, so hielt er es nach dem Tode seiner Frau.

Als ich zum zweiten Male nach diesem Ereigniß nach Pokahama zurückkehrte, erfuhr ich bald nach meiner Ankunft, auch der alte Capitiin sei nicht mehr. Ich fragte, woran er gestorben sei.

„Aus Kummer über den Tod seines kleinen Hundes," antwortete man mir.

Ich wunderte mich darüber; aber Alle, die ich hörte, waren einstimmig, daß es nach dem Tode Dvggys, der vor ungefähr drei Monaten erfolgt, mit dem Capitän schnell bergab gegangen wäre. Er war noch immer regelmäßig, in gewohnter Weise auf dem Bund und auf der Landungsbrücke zu sehen gewesen; aber er hatte keine Besuche mehr gemacht, und Niemand mehr in seinem Hause empfangen; auch der Arzt war nur gerufen worden, um den Tod festzustellen, der allem Anscheine nach sanft bei ihm eingetreten war. Es war dem alten Hafenmeister zu einsam geworden auf der Welt. Nun liegt er oben auf dem Hügel, neben der stillen Gefährtin seines Lebens; — Gesellschaft!

Helgoland im September 1834.

D^r archäologische Roman.

Lin literarischer Lssay
von

Ludolf von Gottschall.

— Leipzig. —

^'bcr die Mode in der Literatur tiefsinnige Bemerkungen zu machen. ^ würde ebenso leicht wie nutzlos sein, denn es giebt bekanntlich Tinge in der Welt, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt oder an denen sie wenigstens scheitert, und es ist oft vergebliche Arbeit, die Lücken des Wcltenbaus, wie Heine vom deutschen Professor fingt, mit Nachtmützen und Schlafrockfetzcn auszustopfen. Auch ein so geschlossenes philosophisches System wie das Hegel'sche gestattet dem Zufall einen großen Spielraum zwischen seinen auf dem roclwr 6« dronc« einer unerschütterlichen Logik aufgeführten festen Begriffsbestimmungen: wie sollte die Herrschaft des Zufalls im Bereiche der Literatur ausgeschlossen sein? Hier nimmt er aber die Gestalt der Mode an: die Mode ist der Zufall in der Literatur; sie ist etwas Unberechenbares, dem die Herrschaft des Augenblicks gehört, aber die Macht über die Zukunft versagt ist; sie ist eine Laune des Publikums, die dann zu einer Marotte der Production wird. Irgend ein poetischer Wurf findet aus Gründen, die sich oft fo wenig nachweisen oder voraussehen lassen, wie das Wetter eines Tages, das der Weisheit aller See- und Landwarten trotzt, den Beifall der Lesewelt, hat vielleicht einen sensationellen Erfolg: alsbald wirft sich die Production in diese vielverheißende Bahn; der Autor, der die literarische Initiative ergriffen, läßt ähnlich geartete Productionen folgen; Andere finden diesen Vorgang nachahmenswerth. So bildet sich eine Richtung, welcher der Buchhandel unerwartete Prämien verdankt, eine Mode, welche die Gespräche der Salons beherrscht, Berühmtheiten, denen die Pforten der Literatur weit geöffnet sind, obwohl sie meistens in der Antichambre des Nachruhms stehen bleiben.

Denn obschon die Mode sich begrifflich nicht fassen und festhalten läßt, so hat sie doch besondere thatsächliche Merkmale und zu diesen gehört, daß selten ein Modepoet mit seinen Schöpfungen längere Dauer gewinnt. Unsere größten Dichter sind nicht Mode gewesen, wenigstens nicht zur Zeit, als sie ihre unsterblichen Werke schufen. „Götz" und besonders „Werther", ebenso „die Räuber" haben zwar eine Zeit lang in der Literatur den Ton angegeben und begeisterte Nachfolge gefunden; aber während sie chronische Krankheitszustände in derselben hervorriefen, hatten die Dichter selbst bereits langst das jugendliche Fieber mit seinem Sturm und Drang abgeschüttelt und neue Bahnen eingeschlagen. Goethe war aber in der eigentlichen Glanzepoche seines Schaffens so wenig Modepoet, daß er glaubte von der Nation vergessen zu sein, als er von Italien zurückkehrte und als seine bei Göschen erschienenen Werke wie Blei in den Buchläden lagen. Der eigentliche Modepoet aber kann nur den einmal beackerten Boden bis zur Erschöpfung auspressen: sobald er in andere Bahnen einlenkt, ein anderes Gebiet urbar machen will, versagt ihm die Kraft und seine Mittel und Werkzeuge reichen nicht aus. Und was von dem Meister gilt, das gilt natürlich noch mehr von feinen Jüngern. Die Geleise der Mode werden in der Regel so lange ausgefahren, bis der Triumphwagen darin umwirft.

Was ist in Deutschland nicht Alles literarische Mode gewesen, von den Sitten-, Räuber- und Gespcnsterromanen des vorigen Jahrhunderts bis zu der Mimili- und Wadenpoesie Claurens in der Restaurationsepoche, der lyrischen Potichomanie und Lovelypoesie in der Reactionsepoche nach 185l). den Dorfgeschichten, welche ein ganzes Jahrzehnt beherrschten und zu denen ihr ursprünglicher Urheber, nach einigen mehr oder minder glücklichen Abstechern in das Gebiet des größeren Romans, immer wieder zurückkehrte; den archäologischen Roman, die jüngste literarische Mode, wollen wir hier etwas näher in's Auge fassen,

5

Der archäologische Roman ist mit dem Roman aus dem Alterthum nicht zu verwechseln: der letztere bestand lange Zeit vor dem elfteren und ging ihm zur Seite, als dieser zuerst schüchtern auftauchte. Ter Roman aus dem Alterthum hat, wie wir auch literargefchichtlich nachweisen werden, eine andere Tendenz, indem das Alterthum nur der zufällig gewählte Hintergrund einer Handlung ist, die auch in einer anderen Zeit spielen könnte oder gegen welche wenigstens der Hintergrund selbst sehr in den Schatten tritt. Es ist ja bei epischer Darstellungsweise unerläßlich, daß auch die Aeußerlichkeit der Lebens- und Culturfurmen geschildert wird; denn eine epische Dichtung, welche es verschmäht, die Breite der Crösten in sich aufzunehmen, wird nie die vollbesaitete Lyra des großen Rhapsoden Homer zu rühren verstehen.

Doch wenn viele der früheren Romane aus dem Alterthum mit ihrer allgemein menschlichen und zum Theil philosophischen Tendenz dies zu sehr versäumt haben, so wird für den neueren archäologischen Roman dies gerade die Hauptsache oder mit die Hauptsache. Es hängt dies zum Theil mit der Bedeutung zusammen, welche in neuerer Zeit die Culturgeschichte gewonnen hat, und es sind ja auch zum Theil Culturhistoriker und Fachgelehrte, welche solche Romane schreiben. Der archäologische Roman isolirt also ein berechtigtes Moment, hebt es mit epischer Emphase hervor, mit einem Worte, er leidet an culturhistorifcher Hypertrophie.

Davon abgesehen ist überhaupt die Frage berechtigt, ob die Wahl von Stoffen aus dem Alterthum für den Roman eine glückliche oder auch nur zulässige ist? Die Anhänger der akademischen Richtung sind rasch mit der Antwort bei der Hand: das allgemein Menschliche ist in allen Zeiten dasselbe; ein echter Dichter wird es herausfinden und Saiten anschlagen, die uns sympathisch berühren. Bei der Stoffwahl kommt es überhaupt nicht auf Costüm und historischen Hintergrund Mit vornehmem Achselzucken werden Diejenigen bei Seite geschoben, welche der modernen Dichtung bei der Stoffwahl bestimmte Schranken setzen, bestimmte Vorschriften machen wollten. Was der echte Dichter berührt, wird Gold; er hat eine Midashand. Und jetzt haben die Akademiker ä« «m^ noch einen ebenso stechenden wie bestechenden Trumpf auszuspielen: den Erfolg! Daß diese Romane aus dem Alterthum das Publikum interessiren, das ist ja eine Thatsache, Tie Romane werden mehr gelesen und gekauft, als viele andere, deren Handlung in der Neuzeit spielt. Gegen die Contobücher der Buchhändler hält keine Theorie Stand: die akademische Richtung hat auf der ganzen Linie triuinphirt.

Doch nicht auf den augenblicklichen Erfolg, auf die launenhafte Mode des Tages kommt es an: sie ist vergänglich, und echte Kritik hat den Grundsätzen nachzuspüren, auf denen die Werke sich aufbauen, welche Tauer versprechen.

Das allgemein Menschliche ist eine Phrase, eine Abstraktion: dieser abgezogene Spiritus kann allenfalls ein einzelnes Gedicht beleben, niemals aber ein größeres Werk, ein Drama, einen Roman — und den letzteren noch weniger als das Drama, weil dies sich mehr mit den inneren Willensregungen befaßt und weniger die Breite der Außenwelt in sich aufnimmt als jener. Kein Dichter kann seine Gestalten in die Luft zeichnen; er braucht den Cancvas einer bestimmten Zeit; er braucht Zeitcolorit wie er Localcolorit braucht. Gewiß giebt es Vieles, was allen Menschen gemeinsam ist. was den Gattungscharakter des «vSplono? ausmacht; aber wie dürftig ist dies Gemeinsame, wie fkelettartig — und selbst das Skelett der Romane weist große Unterschiede auf. Es giebt auch ein Skelett der Empfindungen, aber kein Dichter wird das Knochengerippe in seinen poetischen Schaukasten stellen. Sobald die Empfindung Fleisch und Blut gewinnt, das heißt dichterischen Ausdruck, so wird sie verschieden nach der Empfindungsmeise der Zeiten, der Völker, der Individuen. Gewiß beruht z. B. die Liebe bei allen auf derselben menschlichen Grundlage; doch wie unendlich verschieden ist die Liebespoesie der verschiedenen Völker, wie besteht gerade darin der wechselvolle Reiz, das prismatische Farbenspiel der Dichtung, wie kahl, trocken und nüchtern wäre eine unterschiedslose Einheit, in deren Abgrund diese Fülle des Lebens untertauchte. Und wird die Liebe nicht blos als Empfindung, sondern in den episch geschilderten oder dramatisch gestalteten Erlebnissen der Liebenden dargestellt: wie treten da erst die Unterschiede der Weltanschauungen, der Lebensverhältnisse hervor, wie färbt da gleichsam an der einzelnen Liebesgeschichte die ganze Cultur einer Epoche ab. Und da soll es gleichgültig sein, wo sie spielt? ,

Wir verlangen eben eine unserem ganzen Empfinden und Denken nahestehende oder verwandte Zeit als Grundlage der Dichtung, weil nur solche geistige Nähe oder Verwandtschaft das dauernde Interesse einer Nation an ihren Dichtwerken sichert. Nur wenn sie selbst Culturdenkmüler sind, nicht wenn sie die Culturdenkmäler untergegangener Epochen abphotographiren, haben sie Anwartschaft auf die Anerkennung der Nachwelt.

5 5

Der Roman aus dem Alterthum blühte zur Zeit unserer Classiker, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nachdem schon im vorausgegangenen Säculum Daniel Lohenstein mit seinem dickleibigen Roman: Hermann und Thusnelda (1689) den modernen Germanisten vorgearbeitet hatte, die in ihren Mußestunden gleichsam Romane an die Ränder ihrer Collegienhefte schreiben; doch obschon Lohenstein eine seltene Gelehrsamkeit in seinem Werke zur Schau trug, so kam doch das altgcrmanische Leben im Ganzen dabei zu kurz; denn der schlesische Dichter zeigt sich hier als ein Polyhistor, der über alle erdenklichen Dinge zu sprechen versteht und sich so wenig einer reinen Objectivität befleißigt, daß er auch die spateren Jahrhunderte in den Rahmen seiner Dichtung zieht. Hierzu kommt die Neigung jener Zeit, das Alterthum als Maske für die Neuzeit zu benutzen und in dieser Weise allerlei Räthsel aufzugeben. So sieht denn Kaiser Leopold nicht undeutlich unter der Maske Hermanns hervor, nachdem zwölf feiner Habsburger Ahnen mit erstaunlicher Gründlichkeit abgehandelt worden sind. Ein ähnliches Räthsclspiel ist in dem Roman „Octavia", in welchem die römische Geschichte von Claudius bis Vespasian erzählt wird; dabei ist die Heldin ein in den Spiegel der Historie rückwärts geworfenes Abbild der Prinzessin von Ahlen. In andere Römcrromane, wie die „Lesbia" Joachim Steins sind die Delia. Cynthia und andere Heldinnen der lateinischen Elegiker verwebt, und zwar in einer Weise, daß diese Romane wie ein fortlaufender Commentar zu den Dichtungen erscheinen, was ihnen natürlich einen ausgeprägten archävlogischen Charakter giebt.

Davon findet sich nun keine Spur in den historischen Romanen des achtzehnten Jahrhunderts, als deren Haupwcrtreter Jgnaz Aurelius Feszler (175ö—1839) und August Gottlieb Meißner (1753—1807),der Großvater Alfred Mcißners, anzusehen sind. Diese beiden Herren Consistorialräthe — das waren sie Beide als der Tod sie abrief — haben mit Vorliebe Stoffe aus dem Alterthum gewählt; aber es ist fast befremdend, wie wenig Colorit. wie wenig Sitten- und Lebensschilderungen darin enthalten sind, welch eine glatte, kahle Wand den Hintergrund der sich abspielenden Ereignisse bildet. Dagegen sind diese Werke alle gedankenreich und die damalige Richtung, welche nicht auf den Kleinkram des Lebens ging, sondern Fragen der philosophischen Weltanschauung und der praktischen Moral in den Vordergrund stellte, schloß nicht nur das archäologische Detail, sondern selbst das Culturbild aus! mit einem Worte, es fehlt diesen Romanen sogar jeder cnlturgeschichtliche Zug. „Aristides und Themistokles" von Fehler (2 Bände, 1792) ist sogar meist in dialogischer Prosa geschrieben, ein Sccnenconglomerat, ebenso Mark Aurel" (3 Bände 1790—1792): es sind Gedankenposme mit Benutzung historischer Persönlichkeiten aus dem Alterthum und in einer an's Dramatische streifenden Form. Das gilt auch von Meißners „Alcibiades", >4 Bände 1781—1788), in welchem die historische Ueberliefcrung und auch alles Anekdotische eine breite Ausführung findet. Eine bunte Welt von Abenteuern ist in die an die alten Geschichtsschreiber sich anschließenden Tarstellung verwebt. Was darin besonders bemerkenswerth erscheint, ist das Behagen, welches Feßler und Meißner an der Darstellung üppiger Scenen finden; besonders im „Alcibiades" spielen dieselben eine große Nolle; die Hetäre Glicerion ist mit Vorliebe geschildert und die Badescene würde heute das Buch für den häuslichen Herd unmöglich machen. Wir haben seit einem Jahrhundert in der literarischen Prüderie enorme Fortschritte gemacht: ob auch in der Tugend des wirklichen Lebens, das ist eine andere Frage. Feßler und Meißner verleugnen die Schule Wielands nicht, durch die sie wenigstens gegangen sind. Die bekannten Romane unseres Classikers, welcher Hellenenthmn und Franzosenthum zu verschmelzen suchte, brauchen wir blos zu erwähnen; „Aristipp", „Agathon", „Musarion" spielen zwar im griechischen Alterthum, doch die archäologische Ausmalerei liegt ihnen ganz fern oder ist zum mindesten große Nebensache: sie haben eine philosophische Tendenz und predigen eine freigeistige Moral, für welche eine von den Anschauungen des Christenthums beherrschte Epoche keinen rechten Anhalt gab. Nur in der griechischen Welt konnte sich Wieland frei bewegen, wenn er eine Lebensweisheit verkünden wollte, welche das Hctärenthum keineswegs in Acht und Bann gethan hat. In den Kreisen desselben bewegen sich seine Helden Was Wieland schildert, ist in Wahrheit der attische Salon; er verpflanzte die Helden und Heldinnen des Pariser vornehmen Lebens in die Kreise des Alterthums. Es ist ja selbstverständlich, daß es ihm dabei gar nicht auf historische Treue ankam, am wenigsten darauf in der Dichtung Olympia auszugraben und damit ein archäologisches Museum auszustatten. Dos war im vorigen Jahrhundert nicht Mode; die Gelehrsamkeit wühlte nicht im Schutte.

Als die romantische Schule um die Wende des Jahrhunderts in Teutschland zur Herrschaft gelangte, da trat das Mittelalter an die Stelle des Alterthums, aber auch hier fehlte jeder Realismus der Culturschilderung. Das war alles traumhaft beleuchtet, wie bei Tieck, Arnim und Brentano, gespenstig verzerrt wie bei Hoffmann, in's ritterlich Zierliche verfälscht, wie bei Fouquö: höchstens fand die mittelalterliche Kunst eine sich an das Ueberlieferte haltende Darstellung; aber Culturbilder zu entrollen, würden jene in traumhafter Weltanschauung, in unklarer Symbolik befangenen Geister, die aber doch nach dem höchsten Inhalt der Poesie strebten, als eine Arbeit für untergeordnete Specialisten verschmäht haben.

* 5
5

Ter neue archäologische Moderoman fand in Deutschland keine Vor» bilder, an die er anknüpfen konnte. Das Ausland bot sie ihm. Schon im Jahre 1788 hatte ein französischer Alterthumsforscher, Jean Jacques Barthölemy. die Resultate seiner Studien über das hellenische Leben in einem vielgepriesenen Werke: Voz'gAs gu Mine ^nsoliarsig en Oröc« (3 Bde.) veröffentlicht. Das war der erste echte Gelehrtenroman; die antiquarische Weisheit war der Kern und Zweck des Werkes; die Erzählung bot nur die gefällige Einkleidung. Das ganze private nnd öffentliche Leben der Griechen wurde geschildert; j a,dadie Numismatik ein gelehrtes Steckenpferd des Autors war, so fehlte es selbst nicht an Untersuchungen über phönicische und sonstige Münzen. Nach dem Dichterl orber strebte Barthölemy nicht; er war ein offenherziger Archäologe, der aus seinem Herzen keine Mördergrube machte und in dem locker umgeworfenen poetischen Gewand nur dociren wollte. So ist denn sein Werk der Ausgangspunkt geworden für Schriften wie „Charikles" und „Gallus" mit ihren poetisircnden Sittenbildern und auch für das erste Werk von Georg Ebers „Eine ägyptische Königstochter".

Doch auch im Laufe dieses Jahrhunderts wirkten von England und Frankreich neue Vorbilder des alterthümelnden Romans herüber: wir wollen drei der hervorragendsten einer Analvse unterziehen, um nach dem Niederschlag, der in unserer kritischen Retorte zurückbleibt, die streng archäologischen Bestandtheile zu messen, welche jeder von ihnen enthält.

Der erste dieser Romane ist Bulwer's „l'Iis Isst äs^s ok?ompeji". der im Jahre 1834 erschien, nachdem sich der Autor bereits durch „Pelham" und „Eugen Aram" einen Namen gemacht hatte. Von Bulwer ist nicht die Studirstube des Gelehrten in ein Romanatelier verwandelt worden: er ist ein Dichter von Beruf, dabei ein geistvoller, echt moderner Autor; sein „Pelham" ist eine meisterhafte Studie des Iiigll-lif« und beweist, wo eigentlich der Schwerpunkt seines Talentes lag; doch die klassische Bildung, die in England kein leerer Wahn ist, sondern von den höheren Ständen eigentlich mit der Muttermilch ei»gesogen wird, wie auch die humanistischen Studien und poetischen Uebersetzungen namhafter Staatsmänner beweisen, trieb auch bei Bulwer stets ihre Blüthen, und hatte den Trieb, aus dem Citat in den selbstständigen Text überzugehen. Wie unsere Gelehrten poetische, so hatte der Dichter Bulwer gelehrte Liebhabereien. Zum Thcil wirkte auf ihn auch das Vorbild Walter Scotts ein: in einigen Romanen wie: „l'lis last «l° tke barons" und „Harold tks Isst «5 tilg ssxcm Kinff»" bewegte er sich auf dem heimatlichen Boden und entfaltete eine in's minutiöse Detail gehende Kenntniß der alten englischen Geschichte, die sich bisweilen zu felbststSndigen gelehrten Abhandlungen krystallisirte. Insofern haben diese Werke, besonders „Harold", eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den neuen Produkten unserer Germanisten, wo auch hinter den Blumen der Dichtung stets die Schlange der Gelehrsamkeit lauert und

sich durch ganze Capitel ringelt.

Auch in den „letzten Tagen Pompejis" läßt Bulwer keine Gelegenheit vorübergehen, ohne seine genaue Kenntniß des römischen Alterthums nicht blvs durch die Schilderung des für die Handlung nöthigen Hintergrundes darzuthim, sondern auch in allerlei Extrablättern, in denen eine selbstständige antiquarische Weisheit zur Sprache kommt. Gleich im dritten Capitel des Werkes erhalten wir eine Beschreibung der pompejanischen Häuser, die mehrere Seiten ausfüllt: über das Vestibulum, Atrium, Tablinum, Peristyl, über das Jmpluvium und die Triclinien erhalten wir eine eingehende Auseinandersetzung: gleich darauf wird uns ein bürgerliches Gastmahl geschildert mit allen seinen Genüssen und Handtirungen der Sclaven; doch ist in diese Schilderung schon mehr Dialog und Handln ng verwebt. Gänzlich trocken dagegen ist die Beschreibung der Thermen, des Tepidariums nnd Sudatoriums, eine archäologische Studie, in welcher die handelnden Personen nur die Staffage bilden. Ueber das Treiben und die Sitten der Gladiatoren, über den Isiscultus und die antike Zauberei und über zahlreiche andere Antiquitäten erhalten wir im Text der Dichtung selbst oft eine keineswegs kurzathmige Auskunft, eine Reihe Noten begleitet den Text und giebt uns für die gelehrte Bildung des Autors überzeugende Beweise.

So ist kein Zweifel, daß „Die letzten Tage von Pompeji" ein echt archäologischer Roman sind und sich nicht leicht gegen die Einwendungen schlitzen lasten, die man gegen das ganze Genre zu richten berechtigt ist. Gleichwohl unterscheidet er sich wesentlich von seinen Nachahmungen: er ist das Werk eines Mannes von Genie und das Genie giebt allem, was von ihm berührt wird, einen eigenthümlichen Adel; er knüpft an eine Oertlichkeit an von ganz besonderem Interesse; die Ausgrabungen von Pompeji, dnrch welche das Alterthum unmittelbar in die Gegenwart hereingerückt und ihr Vor Augen gestellt wurde, fesselten die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt. Dann aber beweist Bulwer in der Vvrrede, daß er theoretisch die Schwierigkeiten des archäologischen Romans, ja die Seiten desselben, wo seine ästhetische Berechtigung aufhört, sehr Wohl erkannte, wenn er auch in der Dichtung selbst nicht immer seiner ästhetischen Einsicht folgte. In jener interessanten Vorrede weist Bulwer darauf hin, daß es weit leichter ist. die Sitten des Mittelalters zu malen, als diejenigen des Alterthums, da wir mit den Menschen und Bräuchen der Feudalwelt eine natürliche Verwandtschaft haben, in ihren Kämpfen den Keim unserer heutigen Institutionen nachweisen können und in den Elementen ihres gesellschaftlichen Zustandes den Ursprung unseres eigenen erblicken. „Mit der antiken Zeit dagegen verbindet uns keine heimische, vertraute Erinnerung. Diese verhallte Religion, diese vergangene Cultur bieten wenig dar, was für unsere nordische Phantasie heilig oder ansprechend wäre; überdies sind beide durch die scholastische Pedanterie, die uns zuerst mit denselben bekannt machte, entwürdigt und hängen mit dem Andenken an Studien zusammen, die uns als ein Geschäft auferlegt, die von uns nicht zum Vergnügen betrieben wurden." Ferner sagt Bulwer: „Nicht nur die gemeinen Gewohnheiten des ^Lebens, Feste und Forum, Bäder und Theater, die längst bekannten Thatsachen vom Luxus der Alten find es, um deren Anschauung willen wir die Vergangenheit zurück' rufen; gleich wichtig und von höherem Jnterresse sind die Leidenschaften, die Verbrechen, die Schmerzen, die Unglücksfälle, welche die Schatten, die wir also in's Leben beschwören, bewegt haben mochten. Wir verstehen eine Weltepoche nur schlecht, wenn wir nicht auch ihr Gemüth unserer Forschung unterwerfen. Wenn bei Behandlung eines uns nicht geläufigen fernen Zeitabschnittes die Hauptschwierigkeit darin liegt, die eingeführten Personen auch wirklich vor dem Auge des Lesers stehen und gehen zu lassen, so ist das ohne Zweifel die erste Aufgabe bei einem Werke solcher Art und jedes Bestreben, die Gelehrsamkeit glänzen zu lassen, darf nur als untergeordnetes Mittel für das Haupterforderniß der Dichtung betrachtet werden. Tie erste Kunst des Dichters ist, seinen Geschöpfen den Lebensodem einzuhauchen, die zweite, ihre Worte und Handlungen der Zeit, in welcher sie sprechen und handeln sollen, anzupassen. Die Anschauungskraft, die in antike Personen antiken Geist zu legen vermag, dürfte wohl die wahre Gelehrsamkeit sein, die ein Werk dieser Art erfordert; ohne jene Kraft ist ein pedantisches Wissen ärgerlich, mit ihr ein Ueberfluß". Wenn übrigens Bulwer an einer Stelle auch den bekannten Gemeinplatz vorbringt, daß die Leidenschaften der Menschen in allen Jahrhunderten sich gleich geblieben seien, so corrigirt er diesen Ausspruch immerhin wieder, indem er sagt, daß, was man in der Liebe Sentimentalität nenne und als solche fühle, für den Alten wenig bekannt gewesen, sie bilde den Hauptunterschicd zwischen der Liebespoesie der Neuern und derjenigen der Alten, In der That sind die Leidenschaften der Menschen durchweg von Glauben und Sitte der Zeit bestimmt, von der geistigen Physivgnomie derselben, von ihrer ganzen Cultur. Darum ist der anlikisirende Roman stets in Gefahr, entweder, wie Walter Scott es in der Vorrede zu „Jvanhoe" so trefflich ausdrückt, „der zurückstoßenden Dürre bloßer Altcrthümelei" zu verfallen, oder seine Gestalten zu modernisiren, was stets um so befremdender wirken muß, mit je mehr Grund die äußeren Umgebungen nach der alten Ueberlieferung gezeichnet sind.

Der Bulwer'sche Roman ist jedenfalls die Perle unter den archäologischen Dichtungen und wenn man die antiquarischen Excurse, die ihm zur Unzeit eine grämlich pedantische Miene geben, herausschneiden könnte, so wurde er einen noch anmuthenderen Eindruck machen. Dazu trägt seine schon erwähnte Sonderstellung bei: es klingt paradox, daß ein Roman aus dem Alterthume ein actuelles Interesse haben soll; aber die noch fortdauernden Ausgrabungen in Pompeji' geben einer Belebung der sich erweiternden Scene ein besonderes Anrecht auf die Theilnahme der Gegenwart: hat man doch sogar an der Stätte der verschütteten Stadt selbst neuerdings ein Costümfest gefeiert, welches in den Straßen und auf den Plätzen derselben, in den Tempeln und in den Arenen das Bild des Alterthums mit dem Pulsschlage des unmittelbaren Lebens herausbeschwören sollte.

Hierzu kommt Bulwer's Bedeutung als Romanschriftsteller: wir sind der Ansicht, daß die Constellation Bulwer-Walter Scott einen Höhenpunkt der europäischen Romandichtung bezeichnete, welchen seitdem das Doppelgestirn der humoristischen Dioskuren Dickens-Thackeray am nächsten gekommen, ohne es ganz zu erreichen. Denn es liegt im Wesen der aparten Originalität, welche den Humoristen eigen ist, daß sie nicht eine so allgemein gültige und allgemein anerkannte Wirkung ausüben können, wie die Romandichter cks pur ssvF, indem ihre Eigenart nicht allen in gleicher Weise genießbar ist. Auch liegt es im Wesen des humoristischen Romans, daß seine Composition lockerer ist. Mit Bezug hierauf können sich Dickens und Thackeray durchaus nicht mit den Meistern Walter Scott und Bulwer vergleichen. Auch „Die letzten Tage von Pompeji" sind trefflich, mit künstlerischem Verstände componirt: eine schwüle Atmosphäre liegt über dem Ganzen; einzelne Blitze verbreiten bereits ein ahnungvolles Licht, einzelne Donnerschläge Bestürzung und Schrecken und da wo für die Einzelgcschicke in der Arena die große Katastrophe eintritt, da beginnen auch die unterirdischen Mächte mit hereinzuspielen und jene meisterlich geschilderte Erdrcvulutiou, welche den Untergang Pompejis zur Folge hat, bildet das grußartige Schlußtableau des Romans. Die Charakterzeichnung ist in ihren Contrasten ebenfalls von echt künstlerischer Wirkung. Ter schöne Hellenismus des Glaukos und der Jon hebt sich von dem üppigen und grausamen Römerthum wirksam ab: durch schwere tragische Schicksale führt der Dichter seine Lieblinge am Schluß aus dem zerstörenden Aschenregen hinaus auf die rettende See. Tie römischen Fashionables zu schildern, ist dem Autor des „Pelham" eine willkommene Aufgabe. Zur Einfühlung des blinden Mnd chens gab eine zufällige Unterhaltung über die vollendete Finsternis; bei jenem Ausbruche des Vesuv den Anlaß, wobei von kundiger Seite bemerkt wurde, die Blinden, als gewöhnt an das Dunkel, würden in einem solchen Augenblicke am besten daran sein und ihren Weg am leichtesten finden. So entstand mit dem Hinblicke auf die letzte Katastrophe die Gestalt der Hydia, dieses arg mißhandelten, später von eifersüchtiger Liebesgluth verzehrten Mädchens/ das damals auftauchende Christenthum mit seinen Gläubigen und Märtyrern ist durch Clinthus vertreten.

Am meisten in den Vordergrund tritt die Gestalt des Egypters Arbaces; es hängt dies mit der Vorliebe Bulwer's für die Zeichnung dämonischer Charaktere zusammen, die einer geheimen Magie ergeben sind. Auf diesem Gebiete hat er sich in seiner ‚Zanoni" ein besonderes Fest bereitet. Sein Arbaces ist ein Thrurge. ein Zauberer, ein Astrolog, der in seinem Jsiscultus zu wildem Lebensgenuß die Mittel findet, ein gewaltthätiger Wüstling in hieroglyphischcr Gewandung; allerlei Gedanken verwegener Skepsis hat der Dichter dieser Gestalt in den Mund gelegt, die sich durch Vertiefung in das Wesen der Welt von dem flachen Epikuräismus der romischen Lüstlinge unterscheidet. Die Unterpriester der Isis, von denen der glühende Apricedes zum Christeuthum sich bekehrt, während der nichtswürdige Kalenos als Drnunciant seines verbrecherischen Oberpriesters auf tritt, die Hexe des Vesuvs mit ihren Liebestränken bilden diesen magischen Kreis, der sich mit alterthümlicher Romantik breit in das taghelle Leben der campanischen Culturstadt einschiebt. Es ist wahr, der Roman wirkt mit starken Mitteln, es sind viele Scnsationsmotive darin, aber sie ergeben sich doch ungezwungen aus der Anlage des Ganzen, Die Schilderungen sind durchweg lebhaft, der Dialog geistreich und bewegt. Bulwcr sagt am Schlüsse seiner Vorrede, wenn es ihm gelungen sei, einer Schilderung antiker Sitten und einer Erzählung aus der antiken Zeit einiges Interesse und Leben einzuhauchen, so habe er etwas erreicht, was bisher Allen mißlungen sei, und wenn es ihm mißlungen sei, so sei er unterlegen, wo kein Einziger den Sieg davongetragen. Es sind gerade fünfzig Jahre verflossen seit dem Erscheinen der „Letzten Tage von Pompeji"; inzwischen ist dies Gebiet öfter, zuletzt in Deutschland mit einem stürmischen, die Früchte unter dem Jubel des Publikums vom Baume schüttelnde» Eifer angebaut worden; gleichwohl halten wir den Bulwer'fchen Roman, so wenig er für die Berechtigung des Genres selbst überzeugend zu plaidiren vermag, für das gelungenste und von den Nachfolgern noch nicht erreichte Sittcngcmälde aus dem Alterthum.

Ter zweite Roman der neuere» ausländische» Literatur, der hier in Betracht kommt, ist „Hypatia" von Charles Kingslcy, ein Roma», der in die deutsche Literatur von Bunsen eingeführt wurde. So lebendig in demselben die Schilderung der Zustände in Alexandrien im fünften Jahrhundert so eingehend die Studien des Verfassers waren, um die Sitten und den Charakter einer Zeit, die mehr an diejenige eines Ludwig XV. als an die eines Sophokles und Plato erinnerte, zu ergründen, so wenig trägt die „Hypatia" von Kingsley das Gepräge eines archäologischen Romans in des Wortes engerer Bedeutung. Der Nachdruck liegt bei ihm nicht auf der Ausmalung der äußeren Details, sondern auf der Darstellung der geistigen Bestrebungen und Richtungen und auf der Charakteristik ihrer Vertreter, „Hypatia" ist ein philosophischer Roman.

Ter Dichter ist durchdrungen von der Grüßendes Zeitalters, das er schildert. Der Eindruck seines Romans entspricht nicht diesen Ueberzeugungen des Autors; diese alexandrinische Epoche mit dem Durcheinander von Christenthum und Heidenthum, mit den bigotten und herrschsüchtigen Bischöfen und Führern der Kirche und den vom häßlichen Mysticismus angekränkelten Philosophen, mit dieser wilden brutalen Menge, deren anströmender Wogenschlag bald an dieses, bald an jenes Ufer spritzt, ist so getränkt mit einer unleidlichen Dogmatil und hat aus der Bücherweisheit die Motive zu einem so fanatischem Gebühren geschöpft, daß sie wohl eine der unerquicklichsten aller Geschichtsepochen ist, einem gesunden Denken und Fühlen durchaus antipathisch. Für einen Theologen hat aber dieser Wirrwarr dogmatischer Meinungen ein specifisches Interesse, und in der That war das Handelsemporium des Nillandes in jener Zeit die Stätte, wo Christenthum, Heidenthum und Judenthum sich begegneten und die verschiedensten Gotteslehren und Weltanschauungen wie in einem Hexenkessel durch einander brodelten. Kingsley läßt seinen Helden, den Mönch Philaemon. aus den cyklopischcn Zellen der Mönchssiedelei am oberen Nil in des Landes lärmende Hauptstadt wandern, wo er mit den durch die Völkerwanderung dorthin verschlagenen Gothen, mit dem Haupte der hierarchischen Priestcrpartei, Cyrillus, mit dem jüdischen Skeptiker Raphael und vor allem mit der schönen Heidin Hypatia, die sein Herz erobert, in nähere Beziehung tritt. Auffallend ist es. daß Kingsley, da er die Philosophin schildert, sich eigentlich nicht näher auf das Problem der weiblichen Emaicipation einlaßt, welches doch durch sein Thema mitgegeben ist; wir wenigstens sind durch die Studentinnen und ahnliche Zeiterschcinungen darauf hingewiesen und suchen einen Conflict, in welchem diese brennende Frage zum Ausdruck kommt — doch vergebens. Tie Conflicte des Romans sind anderer Art, Der Gegensatz zwischen Hypatia und Pelagia erinnert an denjenigen zwischen Lelia und Pulcheria in dem Roman der George Sand, wir stehen vor der Frage, ob Hypatia im Interesse ihres heidnischen Glaubens, der ihr ganzes Leben durchdringt, dem Wüstling Orestes, der nach dem Kaiscrthum in Afrika strebt, ihre Hand geben soll ... sie wird heißgeliebt von dem Mönch Philaemon, der gleichwohl ihr heidnisches Evangelium verurtheilt, ihre Vorlesungen stört und unterbricht. — Doch das Weib auf dem Katheder, die Philofovhin, welche die Jugend unterrichtet, erscheint als etwas Selbstverständliches, als eine historisch gegebene Persönlichkeit, und die Frage nach der Berechtigung des Weibes zu einer derartigen Wirksamkeit wird gar nicht aufgeworfen.

Kingsley's Roman enthält eine Reihe so lebendiger Schilderungen, denen es auch nicht an wärmcrem localen Colorit fehlt, daß man leicht die immerhin feingezogene Grenze übersehen konnte, welche ihn von dem archäologischen Roman trennt und ihn mit dem neueren ägyptischen Roman in eine Kategorie zu werfen geneigt ist. Gleich im ersten Capitel wird uns so höchst anschaulich das Zellenkloster Laura geschildert, die altägyptischen Tempelruinen und Götterbilder in seiner Nähe; bald darauf eine Nilfahrt und ein Kampf mit dem Krokodil; später Alexandrien mit seinem Straßennetze, besonders die Museumsstraße. Und wenn wir so vielfach an Ebers erinnert werden, so gemahnt uns die Schilderung der blutigen, bunten Vorgänge im Circus, in dem Capitel: Pandaemonium an Ecksteins Römcrromane, und daß Keiner der Neueren in diesem Album fehle, so werden wir auch an Felix Dahn und seine germanistischen Romane erinnert, wenn wir sehen, wie die tapferen Gothen ihre Götter aus Walhalla am Nil auspacken und gelegentlich mit ihren tapferen Schwertern Alles zusammenhauen, was ihnen in den Weg kommt. Natürlich ist dies eine doppelte Spiegelung; denn Kingsley ist ja älteren Datums als alle diese Autoren und man könnte eher bei ihnen Reflexe aus seinen Romanen suchen.

Doch bei Kingsley geht das Descriptive nirgends über den decorativen Hintergrund hinaus oder die äußere Welt bewegt sich, fluthet auf und nieder im Widerschein der inneren. Kingsley ist Idealist; die neueren Autoren sind Realisten. Ein Idealist wird niemals einen archäologischen Roman schreiben: der Hochton liegt bei ihm stets auf der Welt des Geistes. So nehmen bei Kingsley die Gedankenflüge einer Hypatia in ihren Monologen und Vorlesungen, die so oft selbstständige Capitel füllen, die skeptischen Betrachtungen eines Raphael Abu-Ezra, die geistigen Tendenzen. Kämpfe und Bewegungen ein so vorwiegendes Interesse in Anspruch, daß dagegen die Schilderung der äußeren Welt nur als eine nothwendige Reaction der epischen Dichtung scheint, die sonst um ihr Erstgeburtsrecht käme. Das Museum Kingsley's ist kein ethnographisches, vollgestopft mit Kriegs- und Fricdensgcräthen, Costümen, Münzen, Bildern, mit allem, was die Kunde alter Zeiten und ihres Volkslebens zu erläutern vermag; es ist ein Museum, in welchem sich Freunde und Zöglinge der Musen zusammenfinden, um den Offenbarungen großer Denker zu lauscheu, welche mit beredtem Wort eine Jüngerin ihrer Weisheit verkündet, während draußen eine von allen Glaubensehren hin und her verstürmte Menge durch die Straßen tobt und der Fanatismus seine Opfer sucht und findet.

5

Wieder in anderer Beleuchtung, mit noch grellerem Licht auf seinen wildbewegtcn Gruppen erscheint „Salambo" von Gustav Flaubert; doch wir zögern nicht, diesen Roman den archäologischen anzureihen. Flaubert geHort freilich mehr in Folge seines Romans „Frau Bvvary" zu den Halbgöttern, welche in den Nischen des Pantheons aufgestellt sind, das Zola und die neuen Naturalisten errichtet haben. So muß auch der antiquarische Roman „Salammbo", der mit der Physiologie des modernen Lebens und der modernen Gesellschaft nichts zu thun hat, einigen Weihrauch erhalten, und er verdient diesen auch wegen des unglaublichen Raffinements, mit welchem die grausamsten Vorgänge erfunden und geschildert sind, und wegen der ausgesprochenen Vorliebe für das Häßliche, das Gräßliche und Scheußliche, das mit der ganzen Lebenswahrheit der Anatomie, der chirurgischen Klinik und des Spitals geschildert wird. Da sind Figuren wie Giskv und Hanno, der an einer ekelhaften Krankheit leidet. Die Schilderung, wie der Erster? als ein Menschenstumpf aus dem Graben in das Zelt des Matho schleicht und wie ihm zuletzt der Kopf abgesägt wird, und später diejenige seiner Kreuzigung sind geradezu das Widerwärtigste, was die Phantasie eines Romandichters ersonnen und ausgeführt hat. Tasselbe gilt von den Martern, welche das ganze karthagische Volk über den gefangenen Matho verhängt: grauenerregende Brutalitäten, welche mit verweilendem Behagen geschildert sind. Die Darstellung, wie die im Felsthale eingesperrten Söldlinge verhungern, gehört auch zu den crassesten Nachtstücken in Callots Manier, die von Flauberts Manier weit übertroffen ist. Uebcrall hängen in dieser poetischen Anatomie Fetzen von Fleisch herum und das Secirmesser Flaubcrts feiert Triumphe, welche die Physiologen des neuesten französischen Romans zu bewundern ein Recht haben. Trotz dieses Phantasiespvrts, den sich der Autor gestattet, hat fein Werk gerade die Grnndziige und damit die Fehler des archäologischen Romans im höchsten Maße, denn die eigentliche Haupthandlung, die Liebe der Salammbo zu dem Führer der Aufständischen. Matho, welcher das karthagische Heiligthum, den Mantel der Tanit, raubt, was Salammbo damit quitt macht, daß sie selbst den Mantel ihm wieder aus seinem Zelte entwendet, ist nicht nur in ein mystisches Halbdunkel gerückt, sondern sie nimmt auch einen verschwindend kleinen Theil der Begebenheiten des umfangreichen Romans ein, welcher ganz mit einer Tetailmalerei der altkarthagischen Zustände angefüllt ist. Nnn wissen wir aber von diesen sehr wenig-, diese ganze Archäologie hat einen stark phantastischen Zng und die syrischen, phönicischen, assyrischen Cnlte müssen eine beträchtliche Anleihe zu den Phantasiekosten hergeben, mit denen Flaubert diese oft minutiösen Schilderungen bestreitet. Der Kampf der aufständischen Svldtruppen gegen die Karthager bildet den historischen Hintergrund; da giebt's reichlichen Anlaß, die Waffen, die Kampfweise, das Lagerleben, besonders die Belagerungsarbeiten zu schildern; Alles mit einem grellen Colvrit. in flackernder Beleuchtung. Den Anfang bildet das Fest der Söldner in den Gärten des Hamilkar. Tic Beschreibung dieser Gärten, des in nnmidischem

Marmor aufgebauten Palastes mit seinen Terrassen, der

Rur» unk Sud. XXXII,, S4. 41. Priester in ihren Costümen, der Salammbo, welche mit ihren Priestern erscheint und zur Lyra die Abenteuer Malkarths fingt, bildet eine Einleitung, welche durch ihre Urberladung bereits den Grundton des Ganzen angiebt. Bald darauf folgt eine Beschreibung Karthago's, seiner Befestigungen und Vorstädte, welche einer Topographie zum Verwechseln ähnlich sieht, so reich auch ihr dekorativer Aufputz ist; später wird der Tempel der Tanit mit seinen phantastischen Thicrgcstalten geschildert, als Matho den Mantel der Göttin raubt. Ein unheimlicher mythologischer Wust der östlichen Culte überwuchert hier, wie später noch oft, mit feinen barbarischen Namen die Schilderung-, ein Prachtstück derselben ist aber gegen den Schluß hin das Kinderopfer der Molochpriester,

Ohne Flauberts Talent, das sich in einzelnen frappanten Darstellungen zeigt, zu bestreiten, kann man doch „Salammbo" nur für ein verfehltes Werk erklären, das auf jeden unverdorbenen Geschmack in seiner Wüstheit, Ueberladung und im Raffinement der Schilderungen einen unerquicklichen Eindruck mache» muß. Jene Häufung des Details ist allerdings auch der Victor Hugo'schen Muse eigen und tritt ebenso in unzulässiger Weise bei Daudet wie bei Zola zu Tage: es ist die descriptive Muse, die sich entweder unter einer Masse von Epithetas vergräbt oder in's trocken Registerhafte verfällt. Hierzu kommt die poetische Ausgrabung der Archäologen, das Museum karthagischer Merkwürdigkeiten, Costüme, Gefäße, Bilder, alles mit den unschönen Nebertreibungen der überschwänglichen asiatischen Phantasie nnd ihrer nngestalten Götzenbilder: was kann dabei anders zu Tage kommen, als ein phantastisches Conglomerat von Bildern, das allenfalls die Bewunderung eines parudoxen Geschmacks erregen mag, doch ein noli in« tanAsrs ist für jedes gesunde Schönheitsgefüht. Flcmberts „Salammbo" ist das Werk einer kraftgenialischen Muse, die sich auf den altertümlichen Roman warf, aus äußerlicher Veranlassung, weil der Autor eine Reise nach Tunis gemacht und dort das Localcolorit für seine Dichtung studirt hat. Bulwers „l'Ils last (ta^8 ok ?«mpsü" ist ein geschmackvoller archäologischer Roman, „Salammbo" eine monströse Schaustellung der asiatisch-afrikanischen Antike.

Daß diese drei ausländischen Muster des archäologischen Romans ohne Einfluß geblieben seien auf die neueste deutsche Prodnction, der wir uns jetzt zuwenden, wäre eine zwar sehr patriotische, aber wenig gerechtfertigte Behauptung. Namentlich Bulwers Roman hat den neuen Dichtern vielfach vorgeschwebt; schon bei Kingsley, dann wieder bei Eckstein finden wir die blutigen Kämpfe der Arena in einer Weise geschildert, die an Bulwer anklingt. Die römischen Gladiatoren erinnern an diejenigen in der Winkel schenke von Pompeji. DaS Christenthum mit seinem innigen Glauben, den

es opferfreudig bekennt, spielt in Ebers „Ein Kaiser" und in den „Claudiern" von Emst Eckstein dieselbe Rolle, wie in dem Bulwer'schen Roman. Selbst einzelne Gestalten scheinen durch die Charaktere des englischen Autors inspirirt worden zu sein. An die blinde Hydia, die von ihrem c-supo mißhandelt wird und dann den Geliebten angiebt, erinnert die sehende Theano in „Prusias", die ebenfalls von ihrem Herrn, dem «supo, mißhandelt wird und dem Geliebten in mannigfache Fährnisse folgt; ja der geheimnißvolle Prusias gemahnt an den geheimnißvolle« Arbaces, ebenfalls dem Abkömmling alter Könige, der als ein Fremder in die römische Welt eingreift; freilich ist Prusias eine Lichtgestalt, Arbaces ein Sohn der Finsterniß; doch man kann dasselbe Bild in Licht und Schatten aufnehmen. Natürlich ist hier überall von keiner Entlehnung die Rede; sondern wir fuhren blos den Nachweis, daß die Autoren ihre Romanverwickelungen aus denselben Elementen gestalten, daß der archäologische Roman ein typisches Gepräge zeigt.

Der archäologische deutsche Moderoman wird auch als Professorenroman bezeichnet, in der That ist die Mehrzahl der Autoren, die ihn Pflegen, mit irgend einer Professur behaftet und zwar sind es die verschiedensten Facultäten, die philosophische, juristische und medicinische, welche hier in Betracht kommen, indem die Vertreter derselben die tlorss und smosniwtss ihrer Nebenstunden meistens mit großem Erfolg auf dem literarischen Markte ausbieten. Jedenfalls haben sie mit diesen Blumenkörben eine weit größere Zahl von Käufern angelockt als mit ihren gelehrten Fruchtkörben; ein ägyptisches Collegium z. B. versammelt nur eine Handvoll Studenten, ein ägyptischer Roman viele tausende von Lesern und der Papyrus Ebers, der in der Universitätsbibliothek zu Leipzig liegt, wird von dem Papyrus Ebers, der sich im Hallberger'fchen Verlag befindet, tief in den Schatten gestellt.

Man kann den deutschen archäologischen Roman in drei Gruppen sondern: den ägyptischen, den römischen und den germanistischen; der römische ist aber auch zum Theil in den crsteren und in den letzteren hineinverwebt. Vertreter des ägyptischen Romans ist Georg Ebers, ein gelehrter Aegyptologe von poetischer Feinfühligkeit und großer Gewandtheit, wo es gilt die Resultate feiner Studien in effectvoller Weise für das große Publikum zu gruppiren. Die seltenen Erfolge seiner ägyptischen Romane beweisen dies zur Genüge; sie haben das Land am Nil in den Leihbibliotheken eingebürgert und in den weitesten Leserkreisen populär gemacht. Dieser Erfolg ist aber um so größer, als die Aegypter mit ihrer dumpfen klanglosen Symbolik, ihrem Streben nach Lösung der Räthsel, das aber selbst ini nnentzifferten Räthsel stecken bleibt, mit ihrem Thiercultus und ihren thierköpfigen Götter, in den steifen und hölzernen Gestalten, wie sie in den Reliquien ihrer Kunst abgebildet sind, offenbar dasjenige Volk des Alterthnms sind, welches dem modernen Geist am fernsten steht. Nun behauptet zwar Ebers, daß diese Bildwerke nicht den Maßstab für das individuelle Leben

der Aegypter abgeben, „Wirkliche Menschen, wie sie das Leben der Gegenwart zeigt, keine nach einem heiligen Kanon vermessenen Schablonenmenschen wie sie die Denkmäler zeigen, haben am alten Nilstrom gelebt und der Dichter, welcher sie darzustellen wünscht, darf, ohne Furcht, von der Wirklichkeit allzuweit abzuweichen, getrost in das ihn umgebende Leben greifen und Menschen von heute Modell stehen lassen, um sie, freilich in der ihrer Zeit und Heimat entsprechenden Weise gefärbt und bekleidet, nachzubilden." Diese Worte finden sich im Vorwort zu „Uarda" (3 Bde., 1877), dem besten Roman von Georg Ebers, während er in seinem ersten- „Eine ägyptische Königstochter" (3 Bde., 1865), dessen Heldin die Aegypten» Nitetes. die spätere Gattin des Kambyscs ist, durch eine Fülle gelehrter Noten mehr das Bestreben bekundete, in romanhafter Einkleidung einen culturhistorischen Leitfaden zur ägyptischen Alterthumskunde zu geben. Dies Bestreben ist in „Uarda" hinter den poetischen Tendenzen mehr versteckt, doch im Gegensatze zu jener beredten Verteidigung des allgemein Menschlichen, das durch alle Zeiten hindurchgeht, müssen wir bekennen, daß die Empfindungswcise eines Pentcmr und einer Prinzessin Bent-Anam durchaus anachronistisch ist. Solche ideale Naturen, wie jener ägyptische Faust und die hochgesinnte Prinzessin, können unmöglich in einer geistigen Stickluft gedeihen, die der Dichter uns sonst aus allen seinen wissenschaftlichen Hilfsmitteln chemisch analysirt hat; sie paffen nicht zu einem kulturgeschichtlichen Hintergrunde, auf dem die lächerlichen Reinigungsceremonien, die Verherrlichung eines Wunders, daß ein Widderherz an die Stelle eines Prophetcnherzens gekommen, der Cultus von Widdern, Stieren, Hundskopfaffen eine so wichtige Rolle spielt; die Freigeistcrei der Leidenschaft und die Proteste des freien Geistes sind hier nicht angebracht; es gab damals nicht derartige Ichneumons, welche die Krokodileier der ägyptischen Priesterschaft aufgefressen hätten oder den Krokodilen selbst in den offenen Rachen geschlüpft wären. Auch der Materialist Nebsecht entwickelt so moderne Anschauungen, als wäre er bei Büchner und Moleschott in die Schule gegangen. Dergleichen ist doch auf keinem Papyrus zu lesen. Daneben findet sich nun eine Fülle von Detailschilderungen ägyptischen Lebens und ägyptischer Sitten, der alten Bauwerke, wie der Pharaonenresidenz Theben, der Nekropolis des Setihaufes und seiner Lehrerstellen, des Palastes der Pharaonen und unter den Sittenbildern, in denen besonders das Leben und Treiben der Priester geschildert wird, finden sich ganz absonderliche, wie die Mumisirungs- und Einbalsamirungsanstalten, die Fabrik künstlicher Zwerge, die Höhle der Hexe, die mit ihrem Liebestrank an Bulwers Hexe vom Vesuv erinnert. Neben dieser quellenmäßigen Romantik und aus den Hieroglyphen zusammengelesenen Abenteuerlichkeit geht nun die freie Erfindung des Dichters einher, die Handlung selbst, deren spannender Fortgang freilich oft durch diese bunten, genrebildlichcn Einschiebsel gestört wird, die aber doch sich nach dem Schluß hin wirkungsvoll steigert, so daß „Unrda" in Bezug ans dichterische Compositum wohl die geschlossenste Schöpfung von Ebers ist. Die Liebe des Peiitaur zur Bent-Anam ist in ihrem Beginne und ihrem Wachsthum mit poetischer Grazie geschildert; die Sinaiphantasie» des Pentaur haben einen hohen Schwung; die Schilderung der Schlacht, wie des Brandes der improvisirten Krönungsresidenz sind anschaulich und lebendig. So hat „Uarda" große Vorzüge, und es fällt das um so mehr in's Gewicht, als das vorzugsweise ein altägyptischer Roman ist, in den nicht die Schilderung anderer Nationalitäten hereinspielt. In „Eine ägyptische Königstochter" spielen die Perser des Kambyscs eine ebenso wichtige Rolle wie die Aegypter; in den späteren Romanen von Ebers, wie dem zweibändigen: „Ein Kaiser" (2 Bde.,1881) greifen die Römer in die Handlung ein, ja dieser Roman, dessen Held Kaiser Hadrian ist, kann als ein Römerroman auf ägyptischem Boden bezeichnet werden; er ist indeß allzu breit und weitschweifig und die christlichen Gemeinden treten hier mit einer ermüdenden Redseligkeit auf, „Homo sum" ist nur eine asiatische Studie. „Die Schwestern" (1880) zeigen uns das nicht mehr abgesperrte, fondern mit dem Römerthum und Griechenthum in Berührung und Conflict getretene Aegypten. Der Roman hat viele anmuthige Bilder und packende Schilderungen und ist trotz einzelner ägyptischer Absonderlichkeiten wie die Schwesternehe der Ptolemäer nächst der „Uarda" das gelungenste Werk des Dichters.

In „Tie Schwestern" und „Ein Kaiser" griff, wie erwähnt, schon das Römerthum in die Handlung ein. Es war nur ein Schritt bis zu dem selbstständig auftretenden Römerroman — und diesen Schritt machte Ernst Eckstein in seinem dreibändigen Römerromane: „Die Claudier" (1882) und „Prusias" (1884). Ernst Eckstein gehört nicht zn den Fachgelehrten; ja er hat, wie aus zahlreichen Essays hervorgeht, die er abgefaßt, eine entschiedene Abneigung gegen das Professorenthum und verspottete die Mängel des Gymnasialwesens in jenen Schulhumoresken, durch die er sich zuerst in weiten Kreisen bekannt gemacht. Daß dieser als Dichter komischer Epen, als Lyriker und Novellist beliebte Autor auf einmal mit wuchtigen Römrrromanen aufreten würde, in denen er seine Kcnntniß des römischen Alterthums und der lateinischen Dichter sowohl im Text als auch in zahlreichen Noten an den Tag legt: das mußte eine überraschende Wirkung ausüben; denn es war eine Schwenkung der Frontlinie seiner dichterischen Production, vor allem eine Wandlung seiner ganzen Kampfweise, die bisher nicht viel über das poetische Tirailliren und zerstreute geistige Fechten hinausging, jetzt aber in geschlossenen Massen sich entwickelte. Die beiden Romane Ecksteins sind allerdings archäologische Romane, Der Autor stellt seine Costümkunde, seine Kcnntniß der römischen Einrichtungen in Krieg und Frieden, zu Land und See, aller Sitten und Gebräuche bis in die Mysterien des Toilettenzimmers zur Schau, Wir sagten in einer ausführlichen Besprechung der „Claudier", der Roman solle zwar überhaupt ein Culturbild geben, aber nur diejenigen Züge in sich aufnehmen, die für die Charaktere und Situationen von Wichtigkeit sind; bei dem archäologischen Romane gehe aber aus der Eigenart der Gattung die ausnehmende Breite der Detailschildcrung hervor. Der Aegyptolog, der Germanist, der Kenner des römischen Alterthums wird die Gelegenheit gern benutzen, die Leser in die Resultate seiner Studien einzuweihen und zwar in der geschmackvollen Weise romanhafter Erzählung — und welcher Leser wollte sich nicht gern unterrichten? Man ist ja doppelt dankbar, bei der Unterhaltung zugleich belehrt zu werden; man macht sich dann weniger Gewissensbisse wegen leichtfertiger Zeitvergeudung. Das war schon der Grund, warum die Memoirenrvmanc von Louise Mühlbach solchen Erfolg hatten; wie bequem läßt sich daraus Geschichte lernen! Und wer möchte sich nicht über die Sitten der alten Völker genau unterrichten? Und doch wird dadurch das ethnographische Museum in den Kunsttempel hineingebaut, obschon beide nicht dasselbe Dach verlangen! Auch in Ecksteins Romanen ist das Wetteifern mit einzelnen Capiteln in Beckers „Gallus" unverkennbar. Nun liegt uns aber das Römerthum viel näher als das Aegypterthum; denn daß dieses bei uns Mode geworden, das war in der That, um einen fashionabeln Kunstausdruck zu gebrauchen, ein pyramidales Ereigmß; die römische Civilisation ist uns viel vertrauter als die ägyptische, unsere Jugend ist ja aufgewachsen in der Atmosphäre der römischen Bildung; doch das Interesse an Romanlecture wächst gegenwärtig im Quadrate der Entfernung unserer Sitten von denen, welche geschildert werden, und insofern, weil nur das Aparte Anziehungskraft ausübt, ist eine ägyptische Mumie interessanter als eine römische Bestie. Eine solche Bestie aus der Menagerie der Cäsaren führt uns Eckstein vor: es ist der Kaiser Domitian, ebenso vom Cäsarenwahnsinn erfaßt, wie Nero, der Lieblingsheld neuer Dichtung, wollüstig und grausam wie dieser, doch ohne rhapsodische Gelüste, ohne künstlerischen Ehrgeiz. Seine Liebe zu Cornelia bildet nun den Angelpunkt des Romans: bei dem Jsiscultus, dessen Schilderung an Bulwers „Letzte Tage von Pompeji" erinnert, sucht er sich als Gott maskirt, seines Opfers zu bemächtigen. Später läßt er dasselbe in den Palatin cscortiren, wo sie sich mit Gift und Dolch wehrt und so dem Strafgerichte der Arena verfällt, um so mehr als sie sich aus Liebe zu ihrem Bräutigam Ouintus dem Christcnthum zugewendet hat. Ter Cvnflict zwischen Quintus und seinem Vater hat dramatische Spannung. Dasselbe gilt in geringcrem Maße von der Liebe des Bataver» Cajus Aurelius zu Claudia; hier überwuchern die brcitausgeführten Arabesken des sittenbildlichen Rahmens zu sehr das Bild selbst. Wenn auch die Erfindung des Romans sich wenig von hergebrachten Gleisen entfernt, so hat doch die Tarstellungsweisc Ecksteins ein bei weitem glänzenderes Colorit als diejenige von Ebers. Tic stylistischcn Vorzüge, dcr feine und vornehme Geschmack des Autors sichern dem Romane eine bevorzugte Stellung: es ist eben ein Dichter „von Beruf", welcher sich hier an einen Stoff gewagt hat, der sonst nur die Beute der im Romangcbiete spazierengehenden Gelehrsamkeit zu sein pflegt. Gleiche Vorzüge der Schilderung lassen sich dem Romane: „Prusias" nachrühmen, der in der Epoche der römischen Republik zur Zeit des Sclavenausstandcs spielt, nur ist die Erfindung hier bisweilen geradezu unglücklich zu nennen, der pathetische Armenier flößt geringes Interesse ein, auch wenn er in die Nche einer Sirene fällt. Seine Tugend war so langweilig, daß man um ihren Fall nicht trauert. Die Herbeiführung der Schlußkatastrophe hat überhaupt etwas Erkünsteltes, der Blntgeruch von den Schlachtfeldern, aus den Arenen, aus den Marterkammern und von den Hinrichtungsstätten jener für das römische Volk so charakteristische Blutgeruch dampft uns aus den Capiteln dieses Romans entgegen, der ebenfalls einzelne glänzende Schilderungen, aber auch zahlreiche felbstständige Sittenbilder im Style des „Gallus" enthält.

Die dritte Hauptgruppe unserer Romangattung, die germanistische, hängt eng mit den Studien zusammen, die in neuerer Zeit auf unseren Universitäten in Blüthe gekommen sind. Der Wissenschaft gebührt überall ihr gutes Recht, so auch auf diesem Gebiete; doch die Pflege des Germanistischen hat sich ungünstig erwiesen für den Fortschritt unserer neuen Literatur-, nicht blos auf den Universitäten, auf den Gymnasien, selbst auf den höheren Töchterschulen nimmt die alte deutsche Sprache und Literatur einen so breiten Raum ein, daß für die moderne Poesie dort kein Katheder, hier keine Lehrstundcn übrig bleiben. Wir behaupten, daß die Blüthenepoche unserer klassische» Literatur unmöglich gewesen wäre, wenn schon damals das Germanistische in solcher Weise alles literarische Streben überwuchert hätte; denn wie lehrreich diese Studien auch für die Kcnntniß der Entwickelung des deutschen nationalen Geistes sein mögen, geschmackbildend» sind sie nur in sehr geringem Maße; das beweist auch der moderne Sing sang, der sich daran schließt. Es ließe sich über den Einfluß der germanistischen Studien auf die moderne Dichtung eine große selbstständige Abhandlung schreiben; wir müssen uns hier, was den Roman betrifft, nur mit dem allgemeinen Hinweis begnügen. Wer an dem Axiom festhält, daß die Literatur den geistigen Inhalt ihres eigenen Zeitalters spiegeln soll, der wird in diesen minniglichen Nachdichtungen, in der den Meistersang erneuernden Bänkelsänger« der neuen Schwankpocten einen offenbaren Rückschritt und eine Versündigung gegen die Aufgaben der modernen Dichtung erkennen; das ist alles meist manierirt und geistlos und verflacht das Niveau unserer Literatur, mag auch hier und dort ein glücklicher volksthümlicher Ton angeschlagen worden sein. Dies gilt auch von den germanistischen Romanen.

Die kulturhistorische Studie unterscheidet sich indeß noch immer von dem archäologischen Roman im engen Sinne, zu dessen Wesen die aufdringliche Detailstudie gehört. Victor von Scheffels „Ekkehard' Bde., 1855) hat zwar alterthümelnde Anklänge und giebt manche Sittenbilder aus dem Schweizer Klosterleben und dem Leben auf den süddeutschen Burgen, doch erscheint die Handlung selbst noch als Hauptsache. Auch Gustav Freytags kulturhistorische Bilder: „Die Ahnen", über welche in dieser Zeitschrift eingehend berichtet wurde, bewahren im Ganzen noch einen künstlerischen Tact, der wenigstens nirgends die Nebensache zur Hauptsache macht. Freilich, die Sittenschilderungen in „Jngv und Jngraban" sind wie diejenigen des Flaubert'schen „Salammbo" Improvisationen einer Phantasie, welche die Ueberliefenmgcn späterer Zeit zu einem beliebigen Kranze windet; denn von dem Thüringen jener Zeit, in welche die Erzählung verlegt ist, weiß man nichts. Durchaus alterthümelnder Manier bis zur Ungeniefzbarkeit verfallen ist Adalbert Stifters „Wisiko" (3 Bände, 1856 — 1867), eine Erzählung, die auf böhmischem Boden spielt; man könnte ihr den Vorwurf einer gespreizten Objektivität machen. Felix Dahns großer Roman:„Ein Kampf um Rom" (4 Bde. 1876) ist in feinen gehäuften und sich wiederholenden Schlachtschilderungen nicht frei von archäologischem Beigeschmack, wie er denn auch von dem damaligen Rom einen Plan entwirft, der in seiner Genauigkeit sich mehr für das Fachwerk eines Vauban als für ein Werk der Phantasie eignet, doch es geht cm großer Zug und Schwung durch das Ganze; ein dichterisches Auge blickt uns aus demselben entgegen und die frei erfundenen Vorgänge, deren Heldinnen meistens Frauen sind, haben spannenden Reiz und sind mit glänzendem Colorit geschildert.

Gleiches Lob kann man den Erzählungen aus der Völkerwanderung nicht zollen, am wenigsten der „Bissula" (1883), das ist ein archäologischer Roman in des Wortes verwegenster Bedeutung; das Lager der Römer, die Volksversammlungen der Alemannen, das wird uns mit der Genauigkeit eines kundigen Forschers geschildert, der feine Collrgienhaftc vrrwerthet, und die alemannische Heldin mit ihrem Bären, ein Lorle der Vorzeit, erscheint uns mit ihren modernen Empfindungen, trotz des germanischen Apostelthums, das sie überall hin begleitet, manierirt und verzeichnet. Wie Bissula den Bären, so hat die Zetta Taylors (1884) den Wolf zum bestündigen Begleiter, wie sie denn zuletzt auch von Wölfen zerrissen wird. Taylor ist das Pseudonym des bekannten Theologen Hausrath in Heidelberg, der schon in seinem „Antinuus" mit Ebers, in seiner „Clythia" mit Freytag wetteiferte und jetzt in „Zetta" einem Felix Dahn seinen „Ausonius" und seine „Bissula" streitig machte. Der Roman zeigt zwar den geschmackvollen Gelehrten in Inhalt und Darstellungsweise, zugleich aber die Unfähigkeit des Autors, die Haupthandlung aus dem überwuchernden Beiwerk in spannender Weise loszulösen, und wir begegnen überall der mangelhaften Technik des Dilettanten. Das Grelle und Grauenhafte überwiegt dabei in effecthaschender Weise; dabei ist die trockenste Tetailkunde des alten Heidelbergers mitten unter den Gräuelsccnen mit dem Behagen der selbstgenugsamen Kathedergelehr samkeit verwerthet.

Alle diese Romane, die wir hier nur flüchtig Revue passircn lassen konnten, sind jetzt Mode; sie werden viel gekauft, viel besprochen, vielleicht auch viel gelesen, obgleich die Lccture sehr vieler kein sogenannter Geuuß ist. Die Facultäten selbst mochten mit diesen schriftstellerischen Liebhabereien ihrer Mitglieder nicht sehr zufrieden sein, gleichwohl giebt die Würde dcr Universität diesen Werken eine gewisse Folie; überdies beherrschen die Universitäten große gesellschaftliche Kreise, daher der große äußere Erfolg der Professorenrvmane; denn cS sind sehr viele geistige Mittelpunkte, von denen aus die Lawine in's Rollen gebracht wird, die Literaturgeschichte mag die einzelnen Talente anerkennen, die Richtung selbst wird sie, als der gesunden EntWickelung unserer dichterischen Pruductivn widersprechend, nicht billigen. Die Mvde hat ihre Zeit, auch dieser j.'tzt herrschenden Mvde wird bald einmal die Stunde schlagen.

Ter unbefangene Forscher der Zukunft wird, wenn er das Ergebnis) dieser großen Literatur unter das kritisch? Mikrostvp nimmt, in dem archäologischen Bacillus nur einen ästhetischen Krankheitserreger erkenne».

Das Gedankenlesen.

von

Carl du Drel.*)

— München. —

er sogenannte Gedankenleser Cumberland würde im Verlans« der Jahrhunderte eine höchst verschiedene Behandlungsweise erfahren haben, je nach Zeit und Ort seines Auftretens. Versetzen wir ihn etwa nach Alexandrien zur Zeit der Neuplatonikcr nnd lassen ihn dort seine öffentlichen Vorstellungen geben. Philosophen, wie Plotin, Jamblichus oder PorphyriuS hätten an ihm großes Interesse genommen. Sie hatten ihn ohne Zweifel beredet, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und dort mit ihnen als Asket und Vegetarinner zu leben; die wunderbare Gabe des Gedankenlesens in ihm könne noch gesteigert werden und lasse vermutheu, das; er sogar zu jenem Grade der Ekstase befähigt sei, aus welchen sie selbst ihre Erkenntnisse beziehen. Hätte Cumberland nachgegeben, so wäre er das geworden, was jene Philosophen waren und was man hentc ein Medium nennt. Hätte er dagegen vorgezogen, seine Geschäfte als „Antispiritist" fortzusetzen, so würden jene Philosophen wenigstens entgegnet haben, sie hätten kein Interesse für seine unechten Kunststücke, sondern nur für sein Gedanken^ lesen, welches immer echt, und Jedem uumöglcich sei, der nicht die Anlagen eines Medinms hätte; er beseitige das Mthscl des Gedankenlesens durchaus nicht, indem er sich ebenfalls dazu geeignet zeige; Probleme werden nicht beseitigt dadurch, daß man sie verdoppele, ans dem ziemlich einfachen Grunde, weil l. 1 nicht V sei, sondern L.

Lassen wir ein halbes Jahrtausend verfließen und versetzen wir

Wir freuen nnö, unseren Lesern dic Ansichten eines Fachmannes? über eine die Gegenwart in so hohem Grade beschäftigende Erscheinung bieten zu können, wenn wir auch nicht in allem denselben beipflichten, D, Red,

Cumberland etwa auf den Marktplatz von Bamberg, Wenn der Bischof des Weges gekommen wäre, würde Cumberland alsbald verhaftet wurden sein; man hätte ihn vor Gericht geführt, hätte einen dicken Schweinslederband aufgeschlagen, und aus dem Nsnuals Vxor<zist»rnm hätte er vernommen, das; das Errathcn geheimer Gedanken ein sicheres Zeichen von Besessenheit wäre. Cumberland wäre gleich exorcisirt worden, und wer weiß, ob nicht Schlimmeres noch geschehen wäre.

Wieder ein halbes Jahrtausend später, in Paris, zur Zeit des Arztes Mesmer. würde Cumberland gar kein Aufsehen erregt haben. Man hätte ihm gesagt, daß die Somnambulen viel bessere Gedankenleser wären. Mesmer selbst hätte seinen Mangel an Interesse etwa so begründet: Wer psychologische Erscheinungen ergründen will, muß sie dort studiren, wo sie in möglichst ausgeprägter Form sich zeigen; dies ist nun bezüglich des Gedankenlesens im Somnambulismus der Fall. Die Mittelglieder zwischen dem psychischen Normalzustand und jenen extremen Endformen müssen wohl constatirt werden, verlohnen aber nicht das Studium.

Seither sind wieder 100 Jahre verflossen und heute macht Cumberland bessere Geschäfte, als je, eben darum, weil er schlechter verstanden wird, als je, und darum nur und so größeres Staunen erregt. Jamblichus, der Bischof von Bamberg und der Arzt Mesmer hätten drei sehr verschieden lautende Theorien zur Erklärung des Gedankenlesens gehabt. Wir aber haben gar keine, und müssen Cumberland als eine nicht weiter zu erklärende Thatsache hinnehmen. Die wissenschaftliche Zwangsjacke der physiologischen Psychologie ist für ihn zu eng.

Wenn ich mich nun auch beeile, zu gestehen, daß ich über eine erschöpfende wissenschaftliche Erklärung des Gedankenlesens nicht verfüge, so glaube ich doch zeigen zn können, daß das Problem in der vermeintlichen Gestalt überhaupt nicht vorliegt. Aber auch dadurch hoffe ich es seiner Losung etwas näher zu bringen, daß ich seine Verwandtschaft mit anderen Erscheinungen aufzeige.

Aus hypnotischen und magnetischen Experimenten hat sich die Thatsache ergeben, daß nicht nur körperliche Bewegungen, sondern auch Empfindungen und psychische Stimmungen vom Magnetiseur auf den Magnetisirten übergehen. Ein paar Beispiele mögen genügen: In der chirurgischen Klinik zu Leipzig stellte Herr Hansen in Gegenwart von Professoren und Studenten folgenden Versuch an: Er ersuchte den I)r. Hermann, ihm den Rücken zu wenden und gegen die Wand zu sehen, legte ihm dann die eine Hand auf den Kopf, und zog sich mit der anderen eine in Tinte getauchte Feder durch den Mund. In diesem Augenblick erklärte Hermann einen intensiven Tintcngeschmack zu verspüren, und dieser Geschmack wich nicht einmal dem Geschmack der Speisen beim darauffolgenden Mittagsmahl.*)

') Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen, III, 529.

Alls diesem Beispiele geht hervor, das; die Emfiiidimgen des Magnetiseurs nicht etwa hellsehend vom Magnetisirten erkannt werden, wobei sie nur ab stractes Wissen des letzteren bilden würden, sondern daß sie vielmehr ganz eigentlich mitempfunden werden, daß also eine Nebertrcigung stattfindet. Da nun der eigentliche Schauplatz unserer Empfindnngen das Gehirn ist, d r somit zusammenfallt mit dem Schauplatz unserer Gedanken, so ist die Hypothese wohl gestattet, das; nicht blos Empfindungen übertragbar sind, sondern anch Gedanken, wenn auch die letzteren vielleicht eine höhere Empfindlichkeit des Magnetisirten voraussetzen.

Das Problem liegt also in der vermeintlichen Gc stalt gar nicht vor Es findet nicht Gedankenlesen statt, sondern Gedankenübertragung. Die. Logik gebietet, die einfachere Hypothese der schwierigeren vorzuziehen, wenn beide den gleichen Erklärungsumfang besitzen. Da nun die Fähigkeiten eines Cumberland durch Gedankenübertragung genügend sich erklären, so wäre es unlogisch, zum Gedankenlesen zu greifen, welches ein Hellsehen voraussetzen würde.

Damit ist allerdings unser Problem noch nicht gelöst, es ist nur ein allerdings kleineres Räthsel für ein größeres gesetzt. Für die im Entstehen begriffene Experimentalpsychologie ist aber der Unterschied ein sehr wichtiger; denn beim Gedankenlesen wäre ein Cumberland activ, bei der Gedankenübertragung dagegen ist er passiv.

In der Literatur über den Somnambulismus ist eine große Menge ähnlicher Beobachtungen niedergelegt.

Dabei ist es aber sehr merkwürdig, daß die Somnambulen für Einflüsse der Außenwelt, für peripherische Reize ihres Nervensystems um so unempfindlicher werden, je fester sie schlafen, während sie für die direct übertragenen Empfindungen empfänglich bleiben. So kann es dahin kommen, daß sie Torturen, die man ihnen selbst anthut, nicht verspüren, wohl aber die gleichen, wenn der Magnctiseur sie erleidet. Professor Mayo sagt: „Bringt man Zucker oder Senf in den Mnnd des Patienten, so scheint er dies gar nicht zu bemerken; bringt man dagegen Senf auf die Junge de? Experimcntirendcn, so zeigt der Ekstatische Ekel und macht Bewegungen, wie wenn er den Senf ansspeien wolle. Dasselbe findet hinsichtlich körperlichen Schmerzes statt. Reißt man dem Magnetiseur ein Haar aus, so klagt der Patient über den Schinerz, den man ihm verursacht,"*)

Auch das Gedankenlesen ist keineswegs eine neue Entdeckung, und bei den Somnambulen von jeher beobachtet worden. Wenn ich aber im Nachfolgenden meine Beispiele vorzugsweise älteren Schriften entnehme, so sind diese doch nicht als antianirt anzusehen-, es sind vielmehr die letzten, die sich mit der Sache eingehend beschäftigt haben; denn der Hypnotismns hat erst in neuester Zeit wieder die Aufmerksamkeit aus sich gelenkt, während in

der Zwischenperiode weit mehr Interesse für die menschlichen Parasiten gezeigt wurde, als für die menschliche Seele.

Cnmberland nimmt diejenige Person an die Hand, deren Gedanken er errathen soll. Für einen Gedankenleser wäre das ganz überflüssig, für die GedankeniilcUragnng ist es, wenn nicht nothwendig, so doch förderlich. Aehnliches berichtet Professor I. K. Bähr: „Bei der von uns beobachteten Schlafwachen zeigte sich dieses Vermögen in ihrer inneren rechten Hände; wenn man diese mit dem Munde in Berührung brachte, so wurde von ihr die Antwort aufgeschrieben und zwar so, daß man daraus schließen mußte, sie hatte die gedachten Worte einzeln verstanden. Osiander erzählt von einem Oberförster Kersting: er konnte, dn er blind und taub war, feine Frau verstehen, wenn sie gegen seine Hand sprach."*)

^>n dem von einigen Universitätsprofessvren herausgegebenen „Archiv für Ihierischen Magnetismus" (1817—1824) kommt das Gedankenlesen in jedem Bande vor. Auch von den modernen Medien — in welchen wir ja nur Autosomnambnlen zu sehen haben — wird das Gleiche berichtet, und ^wen, der ein genaues Tagebuch über seine Experimente führte, erhielt durch ein nichtprvfessivnelles und nur mit mäßigen Kräften begabtes Medium auf 21 ö gestellte Gedankenfragcn 95 "/u passende Antworten.**)

Es scheint übrigens, daß die Ucbertranung bildlicher Vorstellungen leichter vor sich geht, als die von abstracten Gedanken. l>. Gmelin fragte seine Somnambule, was er denke, nnd sie antwortete richtig: „Sie stellen sich eine gewisse Kranke vor," und auf die weitere Frage um die Zufälle derselben gab sie dieselben genau in der gedachten Reihenfolge an.***)

Bende Bendsen richtete, indem er seine Stirne gegen die seiner Somnambulen fetzte, seine Gedanken ans den 1« Meilen entfernten Postmeister Hanemann nnd sogleich sah sie den Mann, dessen Portrait sie, ohne ihn zu kennen, entwarf. Ein anderes Mal stellte sich ihr sein Freund Carstens dar, nachdem der Magnitefcur, ohne mit ihr von dem Versuche zu sprechen, hinausgegangen war und seine Gedanken anf die Somnambule mit dem Vorsatz gerichtet hatte, daß ihr das Bild Carstens erweckt werden sollte.^) Ter Arzt Billot behandelte eine Verwandte und consnitirtc für dieselbe eine auswärts lebende Somnambule, welcher jene Verwandte unbekannt war. Sobald diese in Somnambulismus versetzt war, kannte sie den Zweck der Reise Billots nnd sah die Kranke in solcher Lage, wie der Arzt selbst sie das letzte Mal getroffen.fi-)

Von unserem bekannten Lnstspirldichter Gustav von Moser erhielt ich jüngst einen Brief aus Berlin, worin er mir mitthcilte, Cumbcrland hätte

ihn ersucht, sich ein Thier zu denke», dann seine Hand ergriffen, worauf er mit der anderen auf die Tafel eine Schlange zeichnete, woran Moser in der That gedacht hatte. Daß nun diese Wiedergabe einer fremden Vor stellung durch eine Zeichnung willkürlich oder unwillkürlich geschah, ist nicht bemerkt; doch ist letzteres zu vcrmuthen. weil ja anderen Falls das Zeichnen eine ganz überflüssige Beigabe gewesen wäre. Diese psnchographische Darstellung wird übrigens nicht selten erwähnt. So berichtet Per^y von einem Herrn Ziegler: „Wenn ich denke und will, daß eines meiner Kinder das von mir Gedachte niederschreibe, so geschieht es augenblicklich; doch muß ich wenn mehrere Personen zugegen sind, die nächste beim Schreibenden sein." Dieser Herr Ziegler stellte sich allerhand Figuren und Gegenstände vor, die vom Medium fast augenblicklich gezeichnet wurden.*) Aus den in neuester Zeit angestellten sorgfältigen Bersuchcn der Londoner ^izoic^v kor psvoliü«! ,v«SÄrc'i, ist die Existenz dieser Fähigkeit endgültig entschieden worden; aber aus den zahlreichen ihrem Berichte beigegeben«« Zeichnungen erhellt deutlich, daß Vorstellungen und Zeichnungen nicht immer im gleichen Grade übereinstimmen.**)

Diese mangelhafte Uebrreinstimmung ist auch häufig bei abstrakten Gedanken zu beobachten, besonders wenn die Gedanken des Magnetiseurs ihre Richtung nicht bestimmt einhalten. Daher fühlen es die Somnambulen immer gleich, wenn der behandelnde Arzt zerstreut ist und seine Gedanken nicht auf ihreu Krankheitszuftand richtet.***)

Oft gehen die Gedanken des Magnetiseurs nicht in abstracter Form über, sondern nur der mit ihnen verknüpfte Empsindungswerth. Van Ghert magnetisirte eine Kranke, während er eben in schlechter Laune war. Diese Gemüthsbewegung hatte auf seine Kranke so viel Einfluß, daß sie ihre Hände zurückzog und die ganze Krise verdorben war.s) Eine andereKranke wurde, kurz nachdem der Magnetiseur einer heftigen Gemüths bewcgnng ausgesetzt gewesen war, durch Auflegen eines von ihm magnctisirteu Tuches auf den Magen behandelt. Es erregte ihr das Gefühl eines brennenden Pflasters und heftige bis zum Weinen sich steigernde Unruhe, während der gleiche Versuch am Tage darauf die wuhlthatigstc Wirkung hatte.^) vi-, Heinckens Somnambule sagte zu ihrem Magnetiseur. daß in ihrem Schlafe sie nichts so sehr interessire. als er und seine Aeußerungcn; sein Wille müsse von ihr unbedingt erfüllt werden, jeder Gedanke, den er äußere, habe das höchste Interesse für sie, und sie müsse sich immer mit ihm beschäftigen; seine Gemüthsstimmung, auch wenn er nichts davon äußere, wirke mächtig auf sie, uud sie habe das vorzüglich in jenen Tagen erfahren,

') Pcrtt>: Die mystischm SrschcimiiM». II. 21.
") ?r«oes<IinK« c>f?>>« Loeist? «t«. I^omlo» 18«!!.

Kluge: Daisicllimg d« nmnialischcii Magncliömus >»!>. (1815.>
1) Archiv IIb 30.
1"s-) Archiv IIb 117.

da er einen Freund verlor, wiewohl er damals von seinem Verluste nicht gesprochen.*)

Wenn nun aber nicht nur Gedanken und Vorstellungen, sondern auch psychische Stimmungen übertragen werden können, so haben wir nur noch einen Schritt zu einer sehr merkwürdigen Erscheinung, die insbesondere in der christlichen Mystik eine große Rolle spielt! das Durchschauen des Charakters. Der Arzt Proust in seiner m«I««nö öolsiröe 1'<,d«srv»ti«n uro. erwähnt eine kotaleptische Dame, welche die Gedanken eines Jeden las, mit dem sie in Berührung kam; sie unterschied die Falschen und Unsittlichen unter ihnen, und wies die Annäherung von Albernen, welche sie mit stupiden Fragen quälten, zurück. „Mit so großem Mitleid mich" — sagte sie — „ihre hohlen Köpfe erfüllen, so großen Genuß gewährt mir dagegen das Zusammensein mit Menschen von Bildung und Intelligenz, in deren Gedanken ich vollständig einzudringen vermag.**) Vielleicht spielt diese Uebertragung in unserem gewöhnlichen Leben eine größere Rolle, als wir wissen, nur daß sie uns nicht deutlich zum Bewußtsein kommt und nur unklare Sympathien und Antipathien in uns erweckt, von welchen wir unö eben darum keine Rechenschaft geben können. Bis zu welchem Grade von Deutlichkeit diese Nebertragung gehen kann, davon liefert, in neuerer Zeit wenigstens, das auffälligste Beispiel Zschvtte. Was er davon erzählt, und was trotz seiner Ausführlichkeit hier nicht übergangen werden darf, würde unglaublich klingen, wenn er nicht für seine Ehrlichkeit bekannt gewesen wäre. In seiner Autobiographic berichtet er:

„Es begegnete mir zuweilen, beim einmaligen Zusammentreffen mit einer unbekannten Person, wenn ich schweigend ihr Reden hörte, dafz dann ihr bisherig« Leben, mit vielen kleinen Einzelheiten darin, oft nur diese vdcr jene Scenc daraus, traumhaft und doch klar ein mir vorüberging, ganz umvillkürlich, und im Zeitraum weniger Minuten .... Ich hielt solche flüchtige Bisioncn lange Zeit für Tändeleien der Phantasie .... Nur um muthwilligen Scherz zu treiben, erzählte ich einmal im traulichen Familienkreise Kilchberg die geheimen Geschichtchcn einer Näherin, die sich eben aus dem Zimmer und Hause entfernt haben mochte. Ich hatte die Person nie vorher gesehen: aber man erstaunte und lachte, und lies; sich nicht ausreden, dnsj ich die Verhältnisse der Besprochenen wisse; denn was ich gesagt, sei vollkommene Wahrheil. Nun erstaunte ich nicht weniger, dasz meinen Traumbildern etwas in der Wirklichkeit entspreche. Ich ward aufmerksamer, und wenn es die Schicklichkeit erlaubte, erzählte ich denen, deren Leben an mir vorübergegangen war, den Inhalt der Traumseherei, um

Widerlegung oder Bestätigung zu erfahren. Jedesmal aber erfolgte Bestätigung .... Mir wandelte immer heimliches Grauen an, wenn der Zuhörende entgegnete: So war es! oder wenn mir, noch bevor cr s sagte, seine Verwunderung vemeth, ich irre nicht .... Auf einen, Markttage in der Stadt Waldshut kehrt' ich hier mit zwei jungen Forstzöglingen (die noch leben), von einer Wnldbereisung ermüdet, Abends im Gasthof zum Rebstock ein. Wir speisten an der zahlreich besetzten Wirthstafcl zu Nacht, wo man sich eben über allerlei Eigrnthiimlichkcitcn nnd Sonderbarkeiten der Schweizer, über Mcsmerö Magnetismus, Lavnters Physiognomik u, s. w.

*) Archiv ll<: 1».

") Mal)« a. a. O. 133.

herzlich lustig machte. Einer meiner Begleiter, dessen Nationalstolz die Spötterei beleidigte, bat nrich, etwas zu erwidern, besonders einem hübschen, jungen Manne, der uns gegenüber jasz und den ausgelassenste» Wit) trieb. Gerade das Leben desselben war nn mir vorbcigeschwebt. Ich wandle mich an ihn mir der Frage, ob er ehrlich antworten werde, wenn ich ihm das Geheimste aus seinem Leben erzählen würde, während er mich so wenig kenne, als ich ihn. Das wäre denn doch mehr, meinte ich als Lavaters Phhsiogiiomik. Er versprach osfen zu gestehen, wenn ich die Wahrheit berichten würde, Co erzählte ich, was mir mein Traumgesicht gegeben, und die ganze Tischgesellschaft erfuhr die Geschichte eines jungen Kaufmanns, seiner Lehrjahre, seiner kleinen Venrrun^eir, endlich auch eine von ihm begangene kleine Sünde an der Kasse seines Principals. Ich beschrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer, mit geweihten Wänden, wo, rechts der braunen Thürc, auf einem Tische, der schwarze Gcldkastcn gestanden u, s, w. Es herrschte Todrenstille in der Gesellschaft bei der Erzählung, die ich nur zuweilen mit einer Frage unterbrach ob ich Wahrheit rede. Jeden Umstand bestätigte der Schwerbetroffeire: sogar, was ich nicht erwarten konnte, den legten. Da reicht' ich ihm, gerührt von seiner Aufrichtigkeit, freundlich die Hand über'n Tisch und endete,*)

Weil nun derartige Charatterdiagnvscn, besonders im Somnambulismus sehr häufig sind, nur das; sie meistens i» der Gefühlssphärc stecken bleiben, Antipathien vder Sympathien erzeugen, vhnc daß sie sich zu klaren. Verstellungen auswickeln, so berechtigt uns dieser bloße Gradunterschied nicht, bei Zschokkc zur Hypothese eines nach rückwärts gewendeten Hcllsehens zu greifen, dem der Fall allerdings sehr ähnlich sieht. Derselbe steht übrigens nicht vereinzelt. Als Apvllonins zu den Brahminen nach Indien reiste, die schon damals den weit verbreiteten Ruf genossen, im Besitz von Geheimwissenschaften zu sein, sagte ihm der eine derselben, Jarchas, bei der ersten Begegnung, nicht nur, das; Apollonius der Ueberbringer eines königlichen Briefes an ihn sei. sondern gab anch Aufschlüsse über dessen Familie, sein Leben in Aegäa, über seinen Reisegefährten Damis, und seine bisherigen Reiseerlebnisse, als ob er ihn aus dieser ganzen Reife begleitet hätte,**) Hauver erwähnt einen Knaben, der seinem Großvater dessen ganzen gott^ losen Lebenslauf vorhielt, und später einem schwedischen Obristen zu dessen nicht geringem Entsetzen den ganzen Lebenslauf von Anfang bis zur Stunde erzählte.***) Vi'. Binningcr berichtet von einem 17jährigen Jüngling, Sohn des Knopfmachers Bourgeois in Mvmpelgard, welcher allen ihn Besuchenden Alles offenbarte, was sie insgeheim gcthan und gesprochen, f)

Wir ersehen also, daß keineswegs ein ausgesprochener somnambuler Schlafzustand nöthig ist, um diese Fähigkeit hervortreten zu lassen, die vielmehr auch im Wachen, sogar als mehr vder weniger permanente Anlage sich zeigen kann. Der Neuplatoniker Plotin kannte die Sitten und geheimen Gedanken eines Jeden. Seinem Lcbensbeschreiber Porphyrius sagte er einst, daß dieser mit Selbstmordgedanken umgehe. Als einst der Wittwe Chivnc,

') Zschotte: Selbstschau. I, 227.

'*) l'Kil««tr!,tus: Viw äpullon. III, l«,

Hauber: SidliotKseä m»«!«». I. 440. 442 1) Biiminger: Onwr. II. Obsorv. 27.

die mit ihren Kindern in seinem Hause wohnte, ein Halsband gestohlen worden war, und alle Hausgenossen dem Plotin vorgeführt wurden, blickte er sie schars an und bezeichnete den Dieb*).

Plotin selbst, indem er vom Gedankenlesen spricht, nennt es eine Fähigkeit der Geister in der intelligiblen Welt**), womit der Apostel Paulus übereinstimmt***). Man konnte sich also nicht Wundern, wenn einmal die katholische Beichte von diesem Standpunkt aus vertheidigt würde.

Wenn die Gedankenübertragung einseitig stattfinden kann, so wäre in der That zunächst eine solche Cvnversation denkbar, wobei nur der sogenannte Gedankenleser sich des Wortes bedienen müßte. Der Arzt Teste führt ein somnambules Mädchen an, welche mit ihm eine geregelte Cvnversation führen konnte, während welcher er nur in Gedanken sprachf); auch vi. Barrier berichtet in einem 1835 an Cuvier gerichteten Schreiben einen ähnlichen Fall: bei einer gewissen Euphrosine Bonneau war nämlich die Fähigkeit des Gedankenlesens so ausgesprochen, daß man eine geregelte Cvnversation mit ihr führen konnte, ohne sich der Sprache zu bedienens-f). Denken wir uns nun zwei Gedankenleser im Gespräche, so könnten diese in der That jene Geistersprache führen, von der Plotin und der Apostel reden. Es sehlt nicht an solchen Beispielen. Fürst Hermann zu Wied kannte zwei Somnambulen, die im magnetischen Schlaf sich unterhielten, ohne ein Wort zu sprechen^). Madame Guyon, die berühmte Mystikerin und Freundin Fenelons, sagt in ihrer Autobiographie über ihren Umgang mit ihrem Beichtvater: „I^,ors^u'mi taisair sntrsi' Is pör« I^asombs, ou pour ms «outssssr, >,a pour ms cuiumunisr, ss ns pouvAi» plus 1>ii piulsr, st 11 ss taisnlt » «>n Oßärü, clsus mon toud, I« inöins silsnos, <M s« Kusait u 1'ogärü ds Oisu. ^s oompris Mg Oisu vsulslt ms täirs sonnsitre c^us Iss Komins« psuväisut, dös sstts vis, äpprsndrs 1s lanM^s de» snAS«. ?su » peu ss 5us isdaits ä us pärlsr au psis I^äoomds ^u'sn silsnos. Os tut I» MS nous usus sntsndious su Oisu d'uns mäniörs iusöädls st tonte diviue . . . Nous Mgslon« des lisurss dav« ss ^iskond silsnos, t«usours sauiMnuicAtiK, «aus pouvoir dirs uns ^«r«Is."*f) Ein noch älterer Fall ist folgender: „? rsrs Hills«, «staut a lg. ports, 1s r«i ssiut I»nis st lui s'ÄFSlimulIeieut sn tsrrs st s'ombrsssersut s^troitsinsnt I'nu st Isurrs. ^,pres avoir dsiusurö ainsi >^u«1(^us t«mz,s, Iis s« »SMrörsut sn «ilsno«, ssns s'sutrsdus uus ssule parsls. I^ss rslig^lsux s'en ti-ciudlsi-sut kort. ^, sela krsi« HiHs« Isur röpondit: ^lss trüres, ns

vons metten rwint en peius, et ns vous estoniis? point, »i von« ns m'ävs? vn parier ii es r«v ni lu.)' u mo^v; ear, ,^usn<I neu» nous sommes emdiÄäses, 1» clivins lumieis nous u iNÄnilsste 1'interis^ir ds no« oosur«, ms rövzlant 1s sscrst äu. sign, et luv es1»x än misn; nous gxon» parle snsemble Wut ,^us neu» avon« vonlu .... ssns »neun dru.it 6s r«r«I<z8."*)

Eine große Rolle spielt das Gedankenlesen in der christlichen Mystik. Als Bischof Fulco von Toulouse nach Löwen kam, war er erstaunt über die große Menge heiliger Frauen, von welchen einige die Menschen durchschauten und ihnen die in der Beichte verschwiegenen Sünden vorhielten**). In Gegenwart der Heiligen Alypus, Licentius und Tryginus prüfte der Kirchenvater Augustinus die Fähigkeit des karthaginienfischen Wahrsagers Abiccerius, fremde Gedanken zu lesen, mußte diese Fähigkeit auch zugeben, schrieb sie aber, den Anschauungen jener Zeit entsprechend, dem Teufel zu, weil Abbicccrius kein Christ war***). Es herrschte ja noch das ganze Mittelalter hindurch die Ansicht, daß eine und dieselbe magische Function, je nach ihrem Träger, ein christliches Wunder oder höllische Zauberei sein konnte.

Tertullian sah eine Somnambule, von der er sagt: „Sie sieht und hört während ihrer Verklärungen die himmlischen Geheimnisse, weiß, was im Herzen mehrerer Personen verborgen ist, und giebt Heilmittel an."5)

Die Vorbilder der christlichen Gedankenleser finden wir übrigens schon in der Bibel; ich beschränke mich aber Kürze halber auf die bloße Angabe einiger Stellen. Buch der Weisheit VII., 20. — Apostelgeschichte V., 3, — 1. Corinther XII,, 10. XIV,, 24, 25. — Joh. II., 24, 25, IV., 16—19. XIII., 21—27. — Matth. XII., 25, XXVI., 21—2«.

Da nach der Ansicht der Kirche weiße und schwarze Magie in sehr vielen Erscheinungen correspondiren, ist vorweg zu erwarten, daß wir auch unter den Besessenen Gedankenleser finden. Es wird dies von Geistlichen. Juristen und Aerzten bestätigt. In dem berühmten Processe der besessenen Nonnen zu Loudou machte der Bruder des Königs von Frankreich das Experiment und überzeugte sich, daß eine der Nonnen einem nur in Gedanken gegebenen Befehle gehorchte^). Auch von einer gewissen Nicol aus Reims berichtet, Calmet, daß sie die Gabe hatte, die Beschaffenheit des Gewissens zu erkennen und den Leuten ihre verborgenen Sünden mitzutheilenf-s'!'). Von einem anderen Mädchen, oder vielmehr von dem in ihr hausenden bösen Geiste, sagt derselbe Abt Calmet,- „Ueber das gehorsamte er denen, die ihn beschwuren, nicht nur auf ihr deutliches Wort, sondern

") Lnr«ni>>us äss ?rsrss-Ailleurs VIII. «. 17.

") Görrcs: Die christl. Mystik I. 2M. Weitere Beispiel,- II, 125 ze,

Schindler: Magisches Geistesleben 11«. ^) ?«rt»IIiän: De suini». c 26.

1"^) Colquhoun, Historische Enthüllungen über die geheimen Wissenschaften. 496. Calmet: Von Erscheinungen der Geister. I. 336. (1757.)

auch auf's bloße Bewegen der Lefzen, oder wann sie die Hcind, das Schnupftuch oder ein Buch vor den Mund hielten,"*)

Durch diese sehr lückenhafte, historische Uebersicht wollte ich nur beweisen, daß das Gedankenlesen von jeher beobachtet wurde. Die angezogenen Berichte verlieren ihre Beweiskraft auch dann nicht ganz, wenn wir bei manchem derselben voraussetzen, daß sie in der Weiterverbreitung ausgeschmückt wurden. Es wird also der Schluß gerechtfertigt sein, daß es sich in diesen Erscheinungen um eine allgemeine menschliche Eigenschaft handelt, die zwar nur in abnormen Zuständen sich äußert, aber doch weit häufiger sich zeigen würde, wenn wir es nicht dem Zufall überließen, sich zu zeigen, statt in rationeller Weise darauf auszugehen. Zu diesem Schlüsse sind wir sogar genöthigt, wenn in der That kein Gedankenlesen, sondern nur Gedankenübertragung stattfindet. In diesem Falle nämlich hängt der Erfolg weniger von der Receptivität des Empfängers ab, als von irgend einer Activität des den Gedanken Uebertragendcn und von günstigen Bedingungen sonstiger Art. Die einzige Kraft aber, welche, eine bewußte Anwendung gestattend, diese Activität steigern könnte, ist die Willenskraft.

Es muß also, immer in der Absicht, Material für eine Ezverimentalpsychologie zu liefern, zunächst nachgewiesen werden, daß der Wille in der That diese Erscheinungen zu steigern vermag, daß diese zwar häufig ohne den Willen eintreten, nur selten aber, oder vielleicht überhaupt nicht gegen den Willen.

Wenn einem Somnambulen vom Magnetiseur ein Befehl in Gedanken ertheilt wird, so führt er ihn aus. Beispiele könnten in unbegrenzter Anzahl beigebracht werden; es genügt aber, etliche anzuführen. Von den Neueren ist es Puys^gur, ein Schüler Mesmers, der zuerst darüber berichtet. Er hatte einen jungen Bauern in Somnambulismus versetzt, dessen Phantasie dabei mit angenehmen Bildern von Festlichkeiten und Tänzen sich beschäftigte. Diese Idee nährte Puyssgur bis zu dem Grade, daß der Bauer auf seinem Stuhle Tanzbewegungen ausführte, eine Melodie laut dazu sang, welche Puysögur nur in Gedanken sang, und schließlich von Schweiß triefend erwachte**). Von eben diesem Bauern schreibt Puysügur an seinen Bruder:

n'ai pa« dosom 6« lui purlsr; js psus« äsvimt lui, ot il m'sntsuil, ML röroncl. Vieut»i1 >zuelHu'uu clans c-Iumibrs, il Is voit, si vsux; il lui parle, lui Äit lss c-Koses ^u« jg venx Hu'il lui üi8S, uou pus t«ujmirs teil««, c^us js Iss diote, mai8 tsl1«8 «uo ia vöritö l'öxi^«***)." Im Verlaufe seiner Experimente kamen ihm mehrfach männliche und weibliche Somnambulen vor, welche seine wortlosen Fragen bcantwortetenf). Einer seiner Patienten, ein Knabe, mit dem er häufig spazieren ging,

') Calmct I. 178.

'*) ?u?ssßur: lnemoires. 42. (1809,)

—) I/«Qdsrt: 1e oiäßustisins z>. 2öö, (1844,)

-j-) ?u^segiir: guits äes msmoires. 253,

trachtete dabei immer von ihm fortzukommen; er zwang ihn aber durch feinen bloßen Willen zurückzukehren und bei ihm zu bleiben. Als aber in Folge der Begegnung eines Bekannten seine Aufmerksamkeit von dem Knaben abgelenkt wurde, entsprang derselbe. Wieder eingeholt, weigerte er sich, mit Puysögur zu gehen, aber dieser brachte ihn, wie schon mehrfach, ohne ein Wort zum Gehorsam*).

Ein Wiener Arzt, I)r. Blaß, stellte Versuche an, über die wir Folgendes lesen: „Ich schlug vor, er solle das Mädchen bestimmen, ein Glas Wasser zu fordern und es auszutrinken. Nach einer halben Minute sah ich das Mädchen mit den Lippen die Geberden des Durstes machen; bald darauf begehrte sie, Wasser zu trinken, man reichte ihr ein Glas und sie trank." Während sie in einem so tiefen Schlafe lag, daß man sie mit Stecknadeln stechen konnte, stellte sich Dr. Blaß vor sie mit dem Willen, sie sollte erwachen. „Ich komme schon gleich!" rief sie, richtete sich auf, rieb sich die Augen, und schaute die Anwesenden tagwach an. Aus der weiteren Fortsetzung dieser Versuche stellte sich als Thatsache unwidersprechlich heraus: „Durch den bloßen einfachen geistigen Willen, ohne ihn irgend durch Symbole der Sprache oder der Geberde kund zu geben, ist ein Mensch im Stande, auf einen ihm warm befreundeten Sensitiven im somnambulen Schlafe bestimmend einzuwirken, seine Handlungen wie durch Befehle zu determiniren, ja aus dem somnambulen Schlafe, wo er für Verwundungen und andere heftige Reize fühllos ist, in's tagwache Bewußtsein ihn zurückzuführen." **)

Auch dieser Erscheinung, wobei der übertragene Gedanke als Inhalt eines fremden, zwingenden Willens aufgefaßt wird, begegnen wir in der christlichen Mystik. Das läßt sich vorweg erwarten bei dem mehr oder minder magnetischen Verhältnisse, das sich schon aus gemeinschaftlicher Versenkung in religiöse Tiefen, vielleicht sogar unter geradezu magnetischer Einwirkung in der Manipulation des Segnens, ergeben muß. So wird also nicht nur, und zwar bis in die neueste Zeit***), den schweigenden Befehlen des Beichtvaters häufig gehorcht, sondern auch Besessene führen Gedankenbcfehle ausf). Der Beweis, daß der Zwang in der That vom fremden Willen ausgeht, ist leicht zu erbringen: Dr. Bertrand versuchte feine Somnambule durch die vorgeschriebenen Striche zu erwecken, mit dem festen Vorsatze jedoch, daß sie nicht erwachen sollte. Sie blieb schlafend, aber convulsivische Bewegungen verriethen die Wirkung der Striche, welche bekämpft wurde von der Gegenwirkung des Willens. Auf die Frage, was sie hätte, erwiderte sie: Wie, Sie befehlen mir, zu erwachen, und wollen

doch nicht, daß ich erwache!*) Ein ähnliches Experiment findet man, wo man es kaum suchen sollte, bei Görres, und zwar aus dem 16. Jahrhundert. Es handelt sich um den Barfüßer - Karmeliten Dominicus von Jesu Maria. Als er 1594 zum Subprior gewählt wurde, fiel er Abends in Ekstase. Nach einer Stunde wollte der Prior eine Probe seiner Tugend vornehmen, und befahl etlichen Geistlichen, ihn in seiner Kammer wieder zu sich zu

rufen, wobei er aber den Willen hatte, daß er nicht zu sich kommen sollte. So blieb die Bemühung der Geistlichen vergeblich, als aber der Prior erklärte, daß er nun den Willen hätte, fing die Ekstase sogleich zu schwinden an. Denselben Versuch stellte später sein Ordensgeneral an, indem er Dominicus befehlen ließ, zu sich zu kommen; als ihm dessen Ungehorsam gemeldet wurde, lachte er mit dem Bemerken, er hätte das Gebot innerlich zurückgenommen. Endlich kam auch Philipp II. in's Kloster. Er befahl dem Dominicus, jedoch ohne innerlichen Willen, aus der Ekstase zu erwachen, und dieser verblieb darin; er gebot ihm, mit innerlichem Willen, der ebenfalls anwesenden Königin auf alle Fragen zu antworten, und es geschah; bisweilen aber, wenn der König ihn zwar äußerlich ermahnte, zu reden, aber innerlich den Befehl zurücknahm, schwieg Dominicus**).

Da nun das Gedankenlesen innerhalb so verschiedener Zustände auftritt, so können diese nur die auf Seite des Gedankenempfängers nöthige Bedingung liefern, während die eigentliche Ursache auf Seite des Uebertragers zu suchen ist. Wenn der menschliche Gedanke vermöge irgend welcher materieller Schwingungen nach außen zu wirken vermag, so muß diese auf uns ausgeübte Wirkung immer stattfinden, auch wenn sie uns nicht zum Bewußtsein kommt, d. h. wegen mangelhafter Reizstärke unterhalb unserer Empfindungsschwelle verläuft. Demnach ist die Verlegung der Empfindungsschwelle — welche in den erwähnten Zuständen nachweisbar stattfindet — die gemeinschaftliche Bedingung, welche unsere Empfindungsfähigkeit für fremdes Denken aus ihrer Latenz treten läßt. Wir müssen also Alle diese Fähigkeit besitzen und für diese Art von Inspiration zugänglich sein, wenn auch nicht im Normalzustand, und wenn wir auch innerhalb abnormer Zustände noch unterschieden sind durch den Grad von Empfänglichkeit für auf uns gerichtete fremde Gedanken, der seinerseits den Deutlichkeitsgrad bestimmt, womit diese Gedanken ihr psychisches Echo erwecken. Darum ist vorweg zu erwarten, daß auch im gewöhnlichen Leben, ohne die Beigabe bestimmter Zustände, das Phänomen manchmal eintreten kann.

In seinen Abhandlungen zum westöstlichen Divan erzählt Goethe: „Zwei Liebespaare machen eine Lustfahrt von einigen Meilen, bringen einen frohen Tag mit einander zu; auf der Rückkehr unterhalten sich sich, Charaden aufzugeben. Gar bald wird nicht nur eine jede, wie sie vom Munde kommt, sogleich errathen, sondern zuletzt sogar das Wort, das der Andere denkt

und eben zum Worträthsel umbilden will, durch die unmittelbarste Divination erkannt und ausgesprochen. Indem man dergleichen zu unseren Zeiten erzählt und betheuert, darf man nicht fürchten, lächerlich zu werden, da solche Psychische Erscheinungen noch lange nicht an Dasjenige reichen, was der organische Magnetismus zu Tage gebracht hat."*)

Leuten, welche gewöhnt sind, ihr Seelenleben zu beobachten, ist die Fähigkeit des Gedankenlesens nicht entgangen. Cuvier sagt, daß, wenn zwei lebende Wesen unter gewissen Bedingungen einander nahe gebracht werden, zuweilen „uns OoraWunieation c>uel««nc^us Hui s'ötstilit «ntre Isurs sz steines noi-vsux" stattfinde**). Schopenhauer ist von der Sache derart überzeugt, daß er Jedem, der ein Geheimniß zu bewahren hat, räth, mit dem, der es nicht wissen soll, von der ganzen Angelegenheit nicht zu sprechen, weil diese Gedankenübertragung stattfinden könnte, indem es eine Mittheilung giebt, vor der weder Verschwiegenheit noch Verstellung schützt. Zur Erläuterung erzahlt er: „Meine schöne Wirthin in Mailand fragte mich in einem sehr animirten Gespräche an der Abendtafcl, welches die drei Nummern wären, die sie als Terne in der Lotterie belegt hätte? Ohne mich zu besinnen nannte ich die erste nnd die zweite richtig, dann aber, durch ihren Jubel stutzig geworden, gleichsam aufgeweckt und nun reflectirend, die dritte falsch."***) Schopenhauer erklärt die Erscheinung ganz richtig aus einem Gcdankcncontagium, d. h. nicht als actives Hellsehen fremder Gedanken, sondern als passive Aufnahme derselben, ähnlich derjenigen Ansteckung, welche bei den Visionen des zweiten Gesichts durch bloße Bc rührung des BisionärS stattfindet. Solche psychische Contagien sind schon häufig in großem Maßstab beobachtet worden, z. B. bei Veitstanz oder Masfenbcsessenheit, und haben oft zu den größten Absurditäten — Flagellanten, Kinderkreuzzüge — oft aber auch zu den scheußlichsten Bestialitäten — französische Revolution — geführt.

Scherner sagt: „In kleinerem Maßstab zeigt sich die Unmittelbarkeit des geistigen Ausstrahls bei den bekannten Erscheinungen, wo der Gefragte das, was ein Anderer ihn frug, unmittelbar erräth, ohne daß er vor der Frage eine Ahnung davon hatte. Allgcwöhnlich ist dies bei Liebenden; ebenso gewöhnlich bei allen anderen Menschen, wofern die Frage mit einer gewissen Plötzlichkeit geschieht, so daß sie die Aufmerksamkeit des Gefragten momentan ganz auf sich hinzieht; antwortet dann der Gefragte das, was ihm unmittelbar einfällt resp. was durch unmittelbaren Ucberstrahl von Seiten des Fragers ihm zu Einfall geworden, so erräth er das Richtige. Mich frng eine Dame, von der ich zehn bis zwölf Schritt im Zimmer entfernt stand, einmal: .Was speist heute unsere Bedienung (eine Arbeiterssrau)?' Unwillkürlich platzte mir heraus: ‚Einen Truthahn', nnd es war

') Äocthe: w. ö. Divan. Rubrik: Blume»- und Zeichmwcchsel.
") Cuvier: »«.»tomis oomosrse. II, 117.
*") Schopenhauer: lieber Geistcrschen.

in der That so . . , Ebenso fand ich stets, daß, wenn ich Jemandem meiner Umgebung aus irgend welcher objectiven Veranlassung unerwartet etwas zu rathen gab, die betreffende Person entweder das Wirkliche oder sehr Aehnliches errieth. oder wenn sie eine Fehlantwort that und ich dieselbe mit dem Richtigen verbesserte, mir verwundert erwiderte- ‚Das gerade hatte ich zuerst sagen wollen, aber es schien mir zu unmöglich,' Fiel aber in diesen letzteren Thatfachen der Denkstrahl des Fragers an sich schon so scharf ein, daß er für den Gefragten unmittelbar geistig wahrnehmbar war, so wirkt er noch viel penetranter, wenn sich der Wille des Geistes zu ausdrücklicher Absicht schärft und mit der durchdringenden Leuchtkraft des Blickes allein verbindet"*).

Schließlich noch ein Beispiel gegenseitiger Beeinflussung: Im vergangenen August schickte ich meine eben erschienene „Philosophie der Mystik" an zwei Freunde, Baron Hornstein, den Liedercomponisten, und Dr. Schricker. Der Zufall führte beide bald darauf im Bade Razes (Südtirol) zusammen, und schrieb mir letzterer über die Begegnung: „Wir saßen beim Kaffee; ich wußte nicht, daß Du mit Hornstein bekannt bist, oder hatte es wieder vergessen. Hornstein machte eine seiner bekannten Bewegungen nach der Tasche seines Ueberziehers, und ehe dieselbe vollbracht war, sage ich zu ihm: „L, propos, haben Sie das Buch von du Prcl schon gesehen?" Er lacht auf. und sagt: „„In eben dem Augenblick wollte ich nach der Tasche greifen, um Ihnen Bogen davon zu zeigen: Ich habe eben intensiv an du Prel gedacht, und hatte vor, mit Ihnen darüber zu reden."" — „Genau dasselbe" — erwiderte ich — „ist mein Fall; ich hatte eben wieder das Experiment gemacht, ob ich, energisch etwas denkend, nur den Partner anschauend, diesen veranlassen könne, auch seinerseits an die Sache zu denken, und von ihr zu sprechen, und siehe da, es ist gelungen." — „„Und ich"" — sagte er — „„hatte genau dasselbe vor."" Später erzählte mir Baron Hornstein, daß er bald darauf mehreren Experimenten von Gedankenlesen beigewohnt, welche von den Sommerfrischlern in Gossensaß in der Weise angestellt wurden, daß ein Mitglied hinausgehen mußte, während die anderen über die zu stellende Aufgabe sich schlüssig machten. Dabei hätte der bekannte Dichter Ibsen für ein Fräulein Sch . . die Aufgabe vorgeschlagen, sie sollte zum Klavier gehen, dort unter den Noten ein Heft herausziehen, welches 400 Seiten stark war, und darin die Seite 203 aufschlagen. Als nun das Fräulein hereinkam und eine der anwesenden Damen ihr die Hand auf den Kopf legte, um die Gedankenübertragung zu erleichtern, ging dasselbe mit wachsender Schnelligkeit auf das Klavier zu, zog das betreffende Heft heraus, blätterte darin erst flüchtig, aber nachdem einmal die Seite 190 erreicht war, immer langsamer, schlug aber auch die richtige Seite noch um bis zu Seite 206, blätterte dann wieder langsam zurück bis 193 und gab schließlich den Versuch als zu schwer auf.

') Scherner: Das Leben des Traumes. 323.

Die Verwechslung der Gedankenübertragung mit Gedankenlesen spielt in der mystischen Literatur eine große Rulle. Kaum daß ein Buch über Somnambulismus zu finden ist, worin nicht das Hellsehen der Somnambulen durch Experimente bewiesen wäre, die durchaus kein Hellsehen, sondern nur Gedankenübertragung beweisen. So ist es z. B. durchaus kein entscheidendes Experiment, wenn ein Somnambuler die Frage richtig beantwortet, was einer der Anwesenden in der Tasche trage. Und doch wird die richtige Antwort häufig als Hellsehen gepriesen. Durch das ganze Mittelalter hindurch war es verbreitete Ansicht, daß die Besessenen? « fremde Sprachen verstehen, und das Älammle Vxor^iswrum führt diese Fähigkeit als eines der Erkennungszeichen der Besessenheit an. Wenn die besessene Nonne Cäcilia vom Exorcisten lateinisch gefragt wurde, so antwortete der Dämon in ihr oft sehr treffend in deutscher Sprache, manchmal allerdings auch so verkehrt, als hätte er gar nicht verstanden*). In dem Proccsse der Marie Bucaille heißt es ebenfalls, daß sie lateinisch verstanden. Zwischen dem Bischof von Cvutancc und ihr entspann sich folgendes Gespräch: Hxi LstsnÄ sx nso imsAins Oei. — Amis I« vouäi'ions. — Osrts «iw sxibitis. — Nous soiumes trop snskainss <1sns 1s oorps cl« Is Isdrs et >1s la ponris. — OetrucZsm vos in protunduin Lnrstii. — Xou8 voultrions <'trs clans Is konü des sriksrs, nons ^ ssrions misux c^us dalls 1s «orris ü« 1s 1s>1rs st ds lä pouris. — (juot estis in Kos corpusoul«? — ?1us c^us w n'äs cls snsvsux ü I» Ms**). Im Prvcefz der besessenen Klosterfrauen von Loudou bezeugte ein Herr de Launay, der lange in Amerika gelebt hatte, daß er mit den Besessenen in der Sprache einiger eingeborener Stämme dieses Landes geredet, und daß sie ganz angemessen darauf geantwortet hätten. An eine derselben, Claire de Sazilly stellten nvrmanische Edelleute Fragen in türkischer, spanischer und italienischer Sprache, welche befriedigend beantwortet wurden. Auch die anwesenden Arrzte befragten sie griechisch und lateinisch über einige technische Ausdrücke ihrer Wissenschaft und erhielten deutliche Auskunft***). Auch aus neuester Zeit wird von einem besessenen Mädchen berichtet, welche s lateinische griechische und hebräische Fragen richtig in deutscher Sprache beantwortete; aber der Dämon, aufgefordert, auch in der fremden Sprache zu antworten, entzog sich der Aufforderung mit den Worten: Narr! die Geister verstehen alle Sprachen, aber alle reden sie dieselben nicht!^)

Der Leser wird sich über die Verwechselung der Gedankenübertragung mit der Kenntnis; fremder Sprachen um sv mehr verwundern, als es ungemein nahe liegt, das die Sache entscheidende Experiment anzustellen. Nach diesem Experiment, wovon ich seiner Einfachheit wegen voraussetzen

') Horst: Zauberbibliothek V, 214.

*') 16 örnu: Liswire oritiyus 6s« prstihuos superstitieuses IV, 191.

Görres: Mystik V, 620. 5) Derselbe: IV, 251,

zu müssen glaubte, daß es jedenfalls angestellt worden, suchte ich vergeblich, bis ich es schließlich bei Lafontaine, dem berühmten Vorgänger Hansens, fand. Es ist nämlich klar, daß, wenn ich an einen Somnambulen eine Frage in einer mir selbst unbekannten Sprache richte, eine Gedankenübertragung wegen Mangels eines Gedankens nicht stattfinden kann. Bleibt nun in diesem Falle auch die Antwort eines Somnambulen aus, so wäre damit bewiesen, daß das angebliche Verstehen fremder Sprachen nur Gedankenübertragung ist. Bei Lafontaine nun wurde eine Somnambule zuerst in englischer, portugiesischer, spanischer, italienischer und deutscher Sprache gefragt, wovon sie keine verstand, und sie antwortete gleichwohl entsprechend. Die nächste Frage wurde dann in hebräischer Sprache gestellt, deren Wiederholung die Somnambule verlangte, dann aber erklärte, sie könnte nicht antworten, weil der Fragesteller selbst die Frage nicht verstehe. Dies war richtig; er hatte sich von einem Freunde einige hebräische Worte aufschreiben lassen, verstand aber die Laute selber nicht*). Als ergänzender Beweis dient, was Medicinalrath Klein von der merkwürdigen Somnambulen Augufte Müller erzählt: Wenn man ihr vorlas, so verstand sie den Borleser nur so lange, als er selbst an die Lectüre dachte, d. h. sie mit Gedanken und Vorstellungen begleitete; dachte dagegen der Vorleser an andere Dinge, so wurde er von ihr nicht gehört**).

Mein Verleger, Herr Karl Alberts, schrieb mir kürzlich, ein durchaus verlässiger und gebildeter Mann hätte ihm erzählt, daß ihm einst eine italienische Bäuerin im somnambulen Zustand auf deutsche Fragen italienisch geantwortet und ihn auf seiner Gedankenreise nach London und in sein Haus begleitet hätte. Daraus geht hervor, daß von einem Hellsehen der Somnambulen auch dann nicht die Rede ist — wie es doch so häufig geglaubt wird — wenn dieselben einem Unbekannten Aufschlüsse über seine häuslichen und sonstigen Verhältnisse zu geben vermögen. Auch in diesen Fällen müssen wir der einfacheren Hypothese des Gedankenlesens vor der complicirteren des Hellsehens den Vorzug geben; denn wiewohl das Hellsehen der Somnambulen in anderen Fällen ebenso sicher constatirt werden kann, als in diesen das Gedankenlesen, so ist es doch für die Begründung einer Experimentalpsychologie nothwendig, die Experimente immer so anzustellen und zu zerlegen, daß die beiden Erscheinungen nicht verwechselt werden.

Jnsofeni ist die Gedankenübertragung ein sehr fruchtbares Erklarungsprincip; es räumt unter den berichteten Wundcrgeschichten auf und bewahrt uns vor der Verwechselung scheinbar gleicher, in der That aber sehr verschiedener Erscheinungen. Für solche Leser aber, welche experimentelle Untersuchungen anzustellen die Absicht hätten, müssen noch zwei sehr merk

') I>sfont»ins: Asmoirsz ll'rm WSßvstiLSur I, (1866,)

Meier und Klein: Geschichte der magnetisch Hellfehenden Auguste Müller 4«. (1»18,)

würdige Phänomen zur Sprache kummcn, die zugleich als ein Beitrag zur Philosophie des Unbewußten angesehen werden mögen- Es können nämlich

1) unbewußte Gedanken sich übertragen und in einem fremden Gehirn bewußt werden;

2) bewußte Gedanken des Experimentirendcn auf Individuen übertragen werden, die im Zustand sinnlicher Bewußtlosigkeit sind.

In Bezug auf den ersten Punkt können wir unbewußte Gedanken diejenigen nennen, die einst im Bewußtsein lagen, und deren Reproductionsbedingungen noch vorhanden sind, die aber doch im gegebenen Augenblick nicht in der Erinnerung liegen. Auch die Ideen eines Träumenden können in gewissem Sinne unbewußte genannt werden, und auch deren Uebertragbarkeit ist zu untersuchen.

Professor Gregory*) sagt von den Somnambulen, daß sie nicht nur an dem Gedächtniß des Magnetiseurs theilnchmen, soweit dasselbe ihm bewußte Vorstellungen enthält, sondern daß sie auch ihm einst bekannte, aber seither vergessene Dinge sehen, denen der Magnetiseur oft widerspricht, bei seiner Ansicht steif bcharrt, bis sich nach weiterer Prüfung herausstellt, daß die Somnambulen recht haben. Der Arzt Charpignon führt eine Aeußerung des Somnambulen Alexis an, der selbst gestand, daß sein Hellsehen oft nur durch Gedankenübertragung stattfinde. Diesem Alexis nun gab einst ein Herr Esquiros ein mehrfach zusammengelegtes Papier, das er lesen sollte, ohne es zu offnen. Ter Somnambule gab den Inhalt richtig an und fügte bei, Esquiros selbst sei unterschrieben. Das letztere wurde verneint, beim Entfalten aber zeigte sich die Richtigkeit der Angabe; Esquiros hatte seine Unterschrift vergessen**).

Einen ähnlichen Fall erzählt der Arzt Wicnholdt: In Straßburg wurde eine Somnambule mit einem Fremden in Berührung gebracht, der sie wegen seiner Krankheit consultirte. Sie gab genau die Stelle seines Leidens an, mit dem Bemerken, er hätte vor 15 Jahren einen Fall mit dem Pferde gcthan, der die erste Ursache seines Leidens sei. Ter Fremde erinnerte sich dieses Vorfalls mit Erstaunen und sagte, er hätte damals lange unter dem Pferde gelegen. Tie Somnambule fuhr jedoch fort, nicht von diesem Falle rühre die Krankheit her, sondern von einem anderen, nach welchem er sogleich wieder aufgestanden und sein Pferd geführt hätte. Es stellte sich darauf heraus, daß der Fremde in der Zeitbestimmung sich geirrt hatte***).

Es wäre interessant zu untersuchen, ob anch Vorstellungen eines Träumenden auf ein fremdes Gehirn sich übertragen können. Es besteht kein hinlänglicher Grund es zu leugnen; denn wenn auch der Wille des Träumers,

auf das fremde Gehirn zu wirken, fehlt, so hat sich doch bereits an früheren Beispielen gezeigt, daß er zwar ein Förderungsmittel, unter

*) Lregorz ^Vininul mgAnstism or llesmsrisin suä its plisoomen». (1877.)
") ^düi-pignon: ?Kv8i«IoAie cln mu^iwtisme snimsl. 322. (1348).
"*) Wienholdt: Misccllcn 27«.

Umständen aber entbehrlich ist. An sich aber dürfen wir zwischen Vorstellungen eines Wachenden und eines Träumers einen wesentlichen Unterschied nicht annehmen, denn das bei ersterem vorhandene sinnliche Bewußtsein ist lediglich eine Begleiterscheinung seiner Vorstellungen, aber keineswegs die Ursache derselben, nicht die sie hervorbringende Kraft. Ueber den somnambulen Knaben Richard berichtet sein Bruder und Arzt in einer sehr lesenswerthen Schrift: Nach einer längeren Pause begann er im Somnambulismus zu sprechen: „Jetzt sehe ich des kleinen Feodor heiteren Tronin," und auf die Frage, wie er denn den Traum des in einem entfernten Zimmer schlafenden Bruders sehen könnte, fuhr er fort: „Ich fühle seine Seele und seine Träume in meiner Seele; er träumt jetzt, er säße auf dem Schaukelpferd."*) In einem anderen Falle schliefen zwei Somnambulen neben einander, als die eine der anderen zurief: Tu denkst jetzt an mich!**) Ich führe diese beiden Beispiele, die nichts beweisen, nur an, um sie dem Experimente zu überliesern.

Bessere Beweise liegen vor bezüglich des anderen Punktes: die Uebertragbarkeit bewußter Vorstellungen auf das Gehirn eines Schlafenden. In einem autobiographischen Abriß erzählt der Magnetiseur Hansen, daß er in seiner Jugend mit feinen Kameraden und Stndiengenofsen häufig ein Experiment anstellte. „Tasselbe bestand darin, daß ich, während sie schliefen, mich in ihr Zimmer schlich, meine Hände leise auf sie legte, so daß eine Verbindung hergestellt wurde, und dann alle Arten von Gedanken und Vorstellungen durch meinen Kopf gehen ließ, welche auf die Schlafenden einwirken sollten. Am anderen Morgen bat ich dieselben, mir ihre Träume mirzutheilen, und diese stimmten alsdann jedesmal mit denjenigen Vorstellungen überein, welche ich auf sie während des Schlafes übertragen hatte."***)

Wenn wir die Uebertragbarkeit der Gedanken überhaupt für möglich halten, — und daß die Thatsache anerkannt wird, dafür scheint Herr Cumberland genügend zu sorgen —, so besteht kein Grund, das Gehirn eines Schlafenden für weniger receptiv zu halten. Im Gcgentheil: der Mangel sinnlichen Bewußtseins und die Reduction seines entgegenwirkenden Persönlichkeitsgefühls auf Null, kann seine Empfänglichkeit für anderweitige Einflüsse nur steigern, etwa wie man auf einer leeren Tafel deutlicher zu schreiben vermag, als auf einer bereits beschriebenen; es könnte also vielleicht eine geringere Willenskraft des Uebertragers einem Schlafenden gegenüber hinreichen. Kirchenväter erwähnen, daß unter den Heiden Menschen seien, welche sich rühmen, nach Belieben Träume zu sendens). Agrippe von Nettesheim versichert, im Besitze dieser Kunst zu sein: „Auf ganz natürliche Art, und ohne die Vermittelung irgend eines Geistes, ist es möglich, daß

') Görwitz: Jdiosomnambulismus. 14.j. (l8S1.)
") Werner: d. Schutzgeistcr 427.

Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen III. S56.
-y Justinus: Apolog. I. 18, und Tcrtullianus: Apolog «. XX.

ein Mensch dem anderen auf jede noch so weite, ja sogar unbekannte Entfernung in der kürzesten Zeit feine Gedanken inittheilen kann. . . . Ich verstehe dieses Kunststück und habe es oft probirt; auch der Abt Tritheim versteht dasselbe und hat es einst ausgeübt*). Was nun diesen Tritheim, Fürstabt zu Spanhein betrifft, welcher Lehrer des Churfürsten Joachim von Brandenburg war, so schrieb er ein Buch „8te^n«Fr»pI,iä" (Frankfurt 1621), von dem er in einem Briefe an einen feiner Freunde sagt: „Ich habe ein großes Werk unter den Händen, die Steganographie, welches von geheimen Sachen und Künsten handelt, welche Niemand vor mir gekannt noch gewußt hat. Was in meinem entflammten Gemüthe sich darstellt, kann ich einem 100 Meilen Entfernten mittheilen, und zwar ohne Worte. Zeichen oder Winke. Ich habe dazu eine Weltsprache erfunden, die aller Welt verständlich ist, und die ich nie gelernt, oder gehört habe." Mit Bezug nun auf diese „Weltsprache" schrieb der Regierungsassessor Wesermann, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften, ein Buch: „Der Magnetismus und die allgemeine Weltsprache" (Crefeld 1822). worin er über seine eigenen Versuche in der Kunst der Traumscndung berichtet:

Erster Versuch in einer Entfernung von 5 Meilen.

Meinem Frcundc, dem Hofbaurath <>>„ dcn ich in l!Z Jahren weder gesehen, noch ihm geschrieben hatte, suchte ich meinen Besuch dadurch bekannt zu machen, das; ich ihm durch die Kraft des Willens mein Bild im nächtlichen Schlafe vorstellte: und als ich den folgende» Abend nnvcrmuthct bei ihm ankam, bezeugte er seine Verwunderung darüber, das; er mich in vergangener Nacht im Traume gesehen habe. Zweiter Versuch in einer Entfernung von 3 Meilen.

Madame W. sollte im nächtlichen Traume eine Unterredung von mir mit zwei anderen Personen über ein gewisses Geheimnis; vernehmen, und als ich am dritten Tage bei der Erstercn ankam, sagte sie mir Alles, was gesprochen mar, und bezeugte ihre Verwunderung über den gehabten merkwürdigen Tranin.

Dritter Versuch in einer Entfernung von 1 Meile.

Eine bejahrte Person in G, sollte den Leichenzug meines verstorbenen Freundes S. im Traume sehen, und als ich am folgenden Tag zu ihr kam, waren ihre ersten Worte, das, sie im Schlaf einen Leichenzug gesehen, wovon sie auf Befragen erfahren habe, das; ich die Leiche gewesen fei. Also ein kleiner Jrrthum.

Vierter Versuch in einer Entfernung von !/« Meile.

Herr Dr. B. verlangte einen Versuchen seiner Ilcberzcugung, worauf ich ihm eine vorgefallene nächtliche Schlägerei auf der Strafte vorstellte, die er dann, zu seiner großen Verwunderung im Tranine auch gesehen hatte.

Fünfter Versuch in einer Entfernung von S Meilen.

Dem Lieutenant . . . . n sollte des Nachts um halb 11 Uhr eine vor 5 Jahren verstorbene Dame im Traume erscheinen, und ihn zn einer guten Handlung bewegen. Herr . . . . n hatte aber gegen Vcrmulhm um Halb 11 Uhr noch nicht geschlafen, sondern sich in dem Vorzimmer mit seinem Frcundc, dem Oberlieutenant S„ über den französischen Fcldzug unterhalten. Plötzlich öffnet sich die Thiire des Zimmers, die Dame tritt im weihen Kleide, schwarzen Tuch und cntblöfztcm Haupte herein, grüßt S. mit der Hand dreimal freundlich, wendet sich sodann gegen . . . . n, winkt dems clben, und kehrt darauf durch die Thiire zurück.

Da diese von dem Lieutenant . . . n mir erzählte Geschichte in psychologischer Hinsicht zu merkwürdig war, und die Wahrheit nicht gehörig zu constatiren, so habe ich an den ö Meilen von mir wohnenden Oberlieutenant S. geschrieben, mit dem Ersuchen, mir die Wahrheit darüber mitzutheilen, worauf Folgendes die Antwort war:

Es war am 13, März 1817. als der Lieutenant Herr

. . . . n mich besuchte. Er blieb über Nacht bei mir. Nach dem Abendessen und als wir beide schon ausgekleidet waren, saß ich auf meinem Bette, und Herr . . . . n stand an der Thüre des Nebenzimmers, im Begriff, ebenfalls schlafen zu gehen. Dies war um 10>/z Uhr. Wir sprachen theils über gleichgültige Gegenstände, und theils über Begebenheiten des französischen Feldzuges. Plötzlich ging die Stubenthüre aus der Küche ohne Geräusch auf, und es trat ein Frauenzimmer herein, ganz bleich, größer als Herr . . . . n, ungefähr 5 Fuß 4 Zoll lang; stark und breit von Figur, angethan mit einem weißen Kleide, aber mit einem großen schwarzen Halstuch, welches bis an die Hüften reichte. Sie trat herein mit unbedecktem Haupte, grüßte mich dreimal verbindlich mit der Hand, worauf die Figur still und ohne Thürknarren hinausging. Wir folgten sogleich nach, um möglichen Betrug zu entdecken, fanden aber nichts; das Auffallendste dabei war, daß unsere Nachtwache von '2 Mann, welche ich kurz vorher revidirt und wachsam gefunden hatte, eingeschlafen, aber auf meinen ersten Ruf wieder munter war, und daß die Stubenthiir, welche bei dem Oeffnen jedesmal stark knarrte, nicht das mindeste Geräusch von sich gab. als die Figur sie öffnete. —""*)

Ten nächsten Schritt in dieser Richtung thut der heilige Augustinus in einer Erzählung, deren Berichterstatter er gleich ausgezeichnet durch Geburt wie Geist und durchaus glaubwürdig nennt: Zu einem Mönche Johann kam ein Mann, dessen Frau den Mönch um eine 'Unterredung bitten ließ. Seinen Grundsätzen entsprechend schlug ‚dieser das Ersuchen ab, versprach aber, im Traum zu erscheinen. Dies geschah in der That, sodaß die Frau ihrem Manne den Mönch ganz zutreffend beschreiben konnte, der ihr auch die versprochenen Rathschläge ertheilt hätte"*). Daß ich nun einem Schlafenden mein eigenes Bild erwecken kann, ist lediglich ein Fall von Gedankenübertragung, wie jeder andere, und bis zu diesem Punkte wird die Sache auch anderweitig bezeugt. Or, Kluge erzählt z. B., daß ein junger Mann die Gleichgültigkeit eines von ihm geliebten Mädchens auf Anrathen eines älteren Freundes sehr bald in heiße Liebe dadurch umwandelte, daß er sich zu verschiedenen Malen im Beisein der Mutter dein im tiefsten Schlafe liegenden Mädchen näherte, seinen ganzen Willen auf dasselbe richtete, dabei leise seinen Namen aussprach und dieses jedesmal so lange fortsetzte, bis die Schlafende unruhig ward und zu sprechen anfing. Von dieser Zeit an

äußerte sie eine immer mehr zunehmende Anhänglichkeit für diesen jungen Mann, dessen Gattin sie endlich wurde*).

Nun geht aber der heiligd Augustinus viel weiter; denn in obiger Erzählung handelt es sich offenbar nicht blos um Erzeugung eines Traum^ bildes, sondern um das, was man bei den Griechen Eidolon, im Mittelalter Astralleib nannte, und was in der Geheimlchre des Buddhismus Linga Scharira heißt. Damit fällt aber diese Erscheinung bereits außerhalb des Rahmens der vorliegenden Untersuchung, Wer sich über diesen Punkt :ind zwar gleich über die extremen Fälle dieser Richtung instruiren will, dem bieten das lehrreichste Beispiel wohl die in den Himalaias wohnenden Mahatmas, jene indischen Philosophen, die sich rühmen, nicht nur Schlafenden, sondern auch Wachenden erscheinen zu können, und mit entfernten Freunden dieses Verkehrsmittel anwenden. Da eben jetzt, wie es scheint zum Ersten Male, Einiges von den Geheimlehren des Buddhismus bekannt gemacht wird, verweise ich auf die betreffende Schrift.**)

Streng genommen wären nun hier noch verschiedene Dinge zu besprechen, denen ich Kürze halber nur ein paar Woetc widmen kann. Es wären die bei sympathisch verbundenen Personen vorkommenden Doppelträume zu untersuchen, und insbesondere wäre auch die Frage auszuwerfen, wie viel von angeblich spiritistischen Erscheinungen für das Erklärungsprincip der Gedankenübertragung reclamirt werden kann. Es scheint nämlich, daß wie unter den Wundern der Besessenheit, so auch unter denen des Spiritismus unser Erklärungsprincip aufräumen konnte. Es dürfte ohnehin Zeit sein, diese Erscheinungen einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung zu unterwerfen; denn wenn sie selbst hentc noch in ihrer Gesammtheit als Betrug und Wahnsinn erklärt werden, so ist das eine Rede, die nachgerade läppisch klingt, und die man daher füglich den Journalisten und Weinreisendcn überlassen sollte. Endlich wäre aber auch noch der praktische Nutzen zu erwägen, welchen Pädagogen und Psychiatriker aus der Gedankenübertragung ziehen könnten, wenn sie zu bewegen wären, von ihren ausgetretenen Geleisen abzubiegen. Jede Erziehung bezweckt in letzter Instanz, den Erzieher überflüssig zu machen; dies wird aber nur erreicht, wenn man die zweckentsprechenden Vorstellungen dem Gehirn des zu Erz ichenden einpflanzt. Auch noch eine andere Verwendung wäre denkbar, die dem Platon vorgeschwebt zu haben scheint.***) In psychiatrischen Fällen liegt die Verwendbarkeit ohnehin auf der Hand, wenn die Krankheit von der Vorstellungssphäre ausgeht. Wenn einmal Mesmers Ansicht zum Durchbruch gekommen sein wird, daß Irrsinn meistens nur ungeregelter Somnnmbnlismns ist, der demnach durch

organischen Magnetismus behandelt werden soll, wird man sich auch erinnern, daß bei Somnambulen die praktische Verwerthung der Gedankenübertragung schon einige Mal mit Erfolg versucht wurde*).

Schließlich sei noch ein Phänomen erwähnt, welches allerdings nur theilweise hierher gehört, dessen Untersuchung aber eine noch gar nicht abzuschätzende Ausbeute verspricht. Ich meine die Fascination oder Verblendung der Sinne. Der Magnctiseur hat es in seiner Gewalt — wir haben es bei Hansen gesehen — auf die von ihm Behandelten beliebige Gedanken und Vorstellungen zu übertragen, welchen letzteren gegenüber sich diese gerade so Verhalten, als wären es reale Objecte. Besonders die Sinne des Gesichts und Geschmacks scheinen leicht verblendbar zu sein. Hansen ließ rohe Kartoffeln für süße Birnen essen, klares Wasser für rothen Wein trinken, und zwar bis zur Betrunkenheit, einen Stock ließ er als Schlange ansehen — das Wunder des Moses! — einen Herrn sich sür eine Frau halten ?c. Aehnliche Versuche finden sich sehr zahlreich in der Literatur über den Magnetismus seit Mesmer, Die Sache scheint aber schon seit ältesten Zeiten bekannt zu sein. In den Schriften der Alten und des Mittelalters wimmelt es von Berichten, die ohne den Magnetismus und Somnambulismus ganz unverständlich sind, aber unter das Licht dieser gerückt sofort verständlich werden. Darum geht es eben durchaus nicht an, das Studium des Magnetismus unter dem Vorwande zu unterlassen, daß mau es für sein Specialfach nicht brauche. Weder die Geschichte, noch die Mythologie, noch die Klassiker überhaupt sind verständlich ohne dieses Studium und keinen Zweig der Naturfvrschung giebt es, Physik und Chemie nicht ausgenommen, in welchen nicht mehr oder minder der Magnetismus refvrmirend eingreifen könnte. Ein Mythologc z. B. wird sich vergeblich abquälen, die Fabel von der zauberischen Beraubung des Gedächtnisses zu verstehen, welche Kunst nach Suidas und Scixo Grammaticus von Merkur erfunden wurde, und welche der Redner Curis auf die Bezaubcrung durch die Titinia schiebt; der Magnetismus aber lehrt uns, daß der Magnctiseur jede beliebige Vorstellung, und wäre es der eigene Name, aus dem Gedächtnis; streichen kann.*") Wenn der Magnctiseur umgekehrt jede beliebige Borstellung übertragen kann, so fällt damit Licht auf die zahlreichen Stellen über Verblendung in der Bibel, bei den Priesterinncn der Insel Sena nach Pompunius Mela und bei den Zauberern des Mittelalters. Wenn Hansen einem Herrn die Vorstellung beibringen konnte, er sei eine Amme, warum sollte es keine Circe gegeben haben, welche die Leute in Schweine verwandelte? Warum sollte nicht der Wehrwolf eine Möglichkeit sein? Und wenn die Hexen der magischen Erzeugung von Liebe und Haß sich rühmten, warum sollte das so

Philosophie der Mystik. 311. 3S7. ") Vgl. Schindler: d. magische Geistesleben. 83.

unmöglich sein, da jeder Magnetiseur es vermag? Der Arzt Richet befahl seinem Somnambulen, Jemanden zu hassen; zuerst lachte derselbe ihn aus, vermochte sich aber in Gegenwart des zu Hassenden dem Befehle doch nicht ganz zu entziehen.*) Auch Versuche über Verwandlung der Persönlichkeit hat Richet angestellt. Er verwandelte eine Somnambule nach einander in eine Bäuerin, einen General, Priester, Klosterfrau, Matrosen, alte Frau, kleines Mädchen, und diese letztere Verblendung dauerte Stunden, ohne daß die Somnambule auch mir einmal aus der Rolle gefallen wäre. Einen Somnambulen verwandelte er in einen Papagei, und dieser frug darauf: Soll ich Hanfsamen in meinem Käfig essen? Er verwandelte eine Somnambule in eine Ziege, sie fing zu klettern an; in ein Kaninchen, wvrnnf sie eingebildeten Kohl aß und vor einem Jagdhund davonlief**).

Die Volksfage erzählt, daß Albertus der Große den König Wilhelm von Holland, der 1249 mit seinem Gefolge nach Köln kam und den Heiligen besuchte, während des Winters einlud, im Klostergarten zu speisen. Beim Ueberschreiten der Schwelle sahen sich Alle vom üppigsten Pflanzenleben umgeben und ein königliches Mahl wartete der Gäste. Sobald aber nach der Mahlzeit das Dankgebet gesprochen war, verschwand der Zauber. „lloi-riüsm lüsuisin in Koritsram trnOtitsruiacju« ässtatom vsrtit," sagt der Abt Trithcim***). Was kann der Theologe aus dieser Geschichte machen? Sie glauben. Was kann der sogenannte Aufgeklärte damit anfangen?

Sie verwerfen. Aber die Wahrheit liegt wohl auch hier in der Mitte, und wer das Phänomen der Verblendung aus dem Magnetismus kennt, wird auch den Wahrheitskern dieser Sage entdecken. Auch nach Philostratus gibt die Emvusa ihrem Bräutigam Menippus ein solches magisches Gastmahlf); und Suidas führt den Parses als eben solchen Gastgeber an, Richet sagte von den Magnetisirten: „Ou pout sussi Isur Kurs prsnär« pait 5 äos i'SMS splenäiäss, imäFiniüres, ou leur Kiirs avslsr 1e8 plst« Ig« plus g^Foutants sn sKrWant c^uv sont sli«ss8 sxqui»s8. L, Keanjou so «oinposiiis äes drsuvu^es oclleux, huoi^us inosssnsik, mÄsiigs cl'Iiull«, ci'sucrs, äs «M, äs vin, st Iss maIsäss onäoriuies ,«s äiputuiont ss rsFout clst«8wdls, ckss <nis ^s lour avai» annono«, <iue o'ötait äs äSllsisux snooslätfl)." Vermag es ja doch der

Magnetiseur, die Sinne eines und desselben Menschen durch einen und denselben Gegenstand derart zu verblenden, daß er nach einander das Verschiedenartigste darin erkennt, und etwa aus einem Glas Wasser Schluck für Schluck nach einander Essig, Opium, Milch, berauschenden Branntwein und ein erfolgreiches Purgirmittel trinkt*), . während die officielle ArzneiwissenWissenschaft immer noch den Teufel durch Beelzebub vertreibt und uns mit wirklichen Purgirmitteln, wie Ricinusöl :c„ den Magen verdirbt.

Der Arzt Teste, dessen merkwürdige Versuche Keiner ungelesen lassen sollte, der sich für die Gedankenübertragung intercssirt. verabredete mit einem seiner Freunde, daß die Somnambule beim Erwachen sich in's Paradies versetzt sehen sollte. Das Experiment gelang so vollständig, daß der beim Volke als Zauberer berüchtigte Albertus Magnus selbst nichts Besseres hätte leisten können; denn in diesem Paradiese fehlte zwar Adam nicht, wohl aber diesem die Toilette**). Dr. Bertrand sagt von einer Somnambulen, daß, wenn man ihr eine Nelke bot, man sie glauben machen konnte, es sei eine Rose. Tem ?abak konnte man einen beliebigen Geruch, einer Speise einen beliebigen Geschmack geben. Man konnte sie blind machen für alle Anwesenden im Zimmer und dagegen bewirken, daß sie eine abwesende Person für anwesend hielt, und zwar nach ihrem Erwachen auf einen vor dem Erwachen ertheilten Befehl hin***). Warum sollte nun der Magnetiseur nicht auch sich selber verbergen können, also eine Kunst existiren, sich unsichtbar zu machen, wie man es im Mittelalter glaubte. Der Arzt Billot rics seiner Somnambulen, als sie im Begriffe war zu fallen, zu, sich an den Stricken zu halten — die gar nicht vorhanden waren — und sie zog sich an diesen für sie sichtbaren Stricken emporf). Ebenso führte Regazzoni auf dem Zimmerboden eine Gedcmkendarriere auf. die für die Somnambule unüberschreitbar war ff).

Es scheint jedoch nicht immer der Fall zu sein, daß bei der Verblendung der ganze Vorstellungsgehalt des Magnetisirten vom Magnetiseur bezogen wird; auch die eigene Phantasie des Magnetisirten kann zur Thätigkeit erregt werden, wenn ihr nur von Seiten des Magnetiseurs ein als Stichwort wirkender abstracter Begriff eingepflanzt wird, der sodann alle mit ihm associativ verbundenen Vorstellungen gleichsam mechanisch abscheuren läßt. Ties scheint wohl bei den angeführten Versuchen von Richke Kcr Fall gewesen zu sein.

Doch genug von diesen Dingen! So relativ kurz auch die vorstehende Skizze ist. so läßt sie doch erkenne», daß das Problem des Gedankenlesens.

") De» Zlou«s»ux: I^g. m^is 293. (18M) und I'iospsr Usspins: Stucks scieutiüqu« sur les mmnsmbulisras 219. (1880.) ") 1'ests a. a. O. 411-437. (1845.) *") Lsrtrsvck: Irsits gu somnamd. WS 256. 1°) Lillot: RsvKsredes ps^ebsloßi^uss I, 7ö. Des Aoussesvx ci, c>. O. 238. «crd und Süd, XXXII,, 51. 6

bei dessen Untersuchung sich sogar die Revisionsbedürftigkeit der Acten des Mittelalters herausgestellt hat, von einer Bedeutung ist, die es hoch erhebt über eine bloße Salonbelustigung. Damit will ich über die Experimente Cumberlands durchaus nicht absprechen. Ich wünsche im Gegcntheil, daß er sie so lange fortsetzen möchte, bis der letzte Zweifel an der Thatsache der Gedankenübertragung geschwunden ist. Wenn man »och vor einem Jahre einen unserer Materialisten gefragt hätte, ob diese Erscheinung möglich sei, würde er die Frage selbst schon als Beleidigung aufgefaßt haben. Das wird nun hoffentlich, Dank Herrn Cumbrrland, bald anders werden. Eine genügende wissenschaftliche Erklärung ist zwar derzeit noch nicht möglich, das ändert aber nichts an der Thatsache; denn der Schluß vom Nichtverstehen auf das Nichtsein hat keine Giltigkeit. Nebrigens läßt gerade die monistische Weltansicht, für welche der Dualismus von Kraft und Stoff, Körper und Geist nicht besteht, die also bei jeder geistigen Function die stoffliche Grundlage anerkennt, die Möglichkeit einer Erklärung einigermaßen erkennen. Wie Wärme, Licht und Elektricität. so könnte auch jede Geisteskraft ätherische Vibrationen hervorrufen, welche, gleichmäßig sich ausbreitend, in einem fremden Gehirn ihr psychisches Echo erwecken könnten. Da nun aber Leute wie Cumberland Ausnahmen sind, so muß auch auf Seite des Gedankenempfängers das Phänomen erklärt werden: Wir wissen, daß nur jene äußeren Einflüsse uns zum Bewußtsein kommen, die eine bestimmte Reizstarke besitzen. Weil nun ein auf uns gerichteter Gedanke in seiner stofflichen Darstellung diese Reizstärke nicht besitzt, find die Gedanken zollfrei, und kann man mit Worten Gedanken verbergen. Nun zeigt sich aber die Empfindungsschwclle des Menschen im Somnambulismus und verwandten Zuständen beweglich, in welchen somit eine geringere Reizstärke genügt, einen Einfluß, z. B. einen auf uns gerichteten Gedanken zu unserem Bewußtsein zu bringen, nnd es ist nicht undenkbar, daß die'dieser Reizempfänglichkeit entsprechende Lage der Empfindungsschwelle bei Manchem permanent ist. Solche Menschen wären alsdann Gedanken^ lefer. Auf Seite des Gcdankengebcrs bietet also die durch Willenskraft steigerungsfähige Stofflichkeit des Gedankens eine vorläufige Erklärung, auf Seite des Empfängers dagegen die Beweglichkeit der Empfindungsschwelle. Jedenfalls ist klar, daß wir, die wir durchaus nichts wissen über die Natur unserer Vorstellungen, über das materielle Substrat derselben und über die Kräfte, wodurch sie erweckt werden, eben wegen dieser Unwissenheit auch über die Uebertragbarkeit der Vorstellungen nicht vorweg ein Urtheil fällen dürfen, sondern nur an die Erfahrung uns halten können. Diese hat nun aber durch Cnniberland die Existenz der Gedankenübertragung dargethan, wodurch uns zugleich manche Räthsel in der Geschickte verständlich wurden, so daß wir nun mit Plinius sagen können: „Gleichwie viele Dinge, bevor sie geschehen, für unmöglich gehalten werden, so glauben wir auch von Manchem, was vor Alters geschehen ist, es habe nicht geschehest können. weil wir es nicht selbst gesehen haben und mit dem Verstand nicht begreifen können. Dieses ist aber die größte Thorheit."*)

Wenn nun aber die Leute wie Cumberland heute noch zu den Ausnahmen zählen, so könnte es doch sein, daß in ihm der Zukunftsmensch feinen Schatten vorauswirft. Wenn der biologische Proceß in der Entwickelung der Sinne und Steigerung des Bewußtseins bisher immer den Weg einschlug, die Organismen für immer geringere Reizstärken äußerer Einflüsse empfanglich zu machen, so muß, wenn er die gleiche Richtung einhält, nothwendig einmal das menschliche Gehirn jene Empfänglichkeit erwerben, wodurch die derzeit noch bestehende ZoUfreiheit der Gedanken aufgehoben und damit die Lüge aus der Welt geschafft sein wird.

Deutsche Renaissance einst und jetzt.

von

Kobert Bischer.

— Breslau. —

I.

ist in'ch nick! lmM her, das; uuo dic' Pmiu> Teulscher N^iaissancr K r?e?^^ aufgegangen isl, Eiiu'rst'iis >v,ir^n ce> die neu l'i'griindclen und di^ eifriger gn'sl^gten alten Äüisei'n nationaler und loyaler Alterthümer, andererseits die prächtigen Schloßbcmtrn in Heidelberg, wo die Ahnung vom Werthe dieses zu unserem Eigenthum verarbeiteten, verdeutschten Jtalianismus offeneren Augen zum ersten Male tagte. Zumal im Anblick der Heidelberger Schloßfae/aden scheint sich das Verständniß für die Bauweise dieses Styles vorgebildet zu haben, zuerst nur als malerische und cultursinnige Auffassung, dann aber auch als baukritische Würdigung, wiewohl ohne Bedenken des kunstgeschichtlichen Zusammenhanges: „Man schob das Uebrige, wie Lübke sagt, als eine wenig bedeutende Masse bei Seite." Dies lag nun freilich um so näher, als die meisten übrigen Architekturwerke jener Zeit bürgerlich schlichten, demokratischen Charakter haben, der nicht so wirksam in die Augen fällt. Jedoch schritt das Interesse allmählich zu exactem, fachmäßigem Studium fort und hiemit wurde viel gewonnen. War schon die bloße Reprvduction der schönsten Theile gleichbedeutend mit einer Schärfung des Verständnisses für die Sache, so konnte an die begriffliche Beschreibung, an die ästhetische und historische Kritik des ganzen Baues, obwohl sie zunächst nur localgeschichtliche Bedeutung hatte, die Einsicht in den allgemeinen Zusammenhang ansetzen. Dabei liegt freilich eine seltsame Ironie in dem Umstand, daß das erste kunstgerechte Jllustrationswerk von Seiten Frankreichs ausging, dessen Truppen unter Ludwig XIV. ». 1689 dieses herrlichste Werk unserer Renaissance mit Pulverminen und Brecheisen zerstört hatten. Wie Frankreich seine eigne Renaissance aus Gründen, die in ihrem höfisch üppigen Charakter und concentrirten Verhältniß zu Residenzen und Adelsschlöfsern liegen, früher als wir würdigen gelernt hat, so schien es uns auch in der Schätzung eines correspondirenden Prachtbaues unserer Kunst zuvorkommen zu wollen; wenn wir anders von der Einsicht alleinstehender Künstler und Kunstfreunde im damaligen Deutschland absehen dürfen. Von R. Pfnor, dessen Name allerdings nicht sehr französisch klingt, erschien im Jahre 1859 eine glänzend illustrirte monoZruplue clu oliätesu 6s öeiäeldorF mit Text von Daniel Ramöe. Jedoch schon zwei Jahre später folgte K. B. Starks gediegene Arbeit über dasselbe Denkmal in Sybels historischer Zeitschrift (VI, 93 ff.).

Und nun begannen sich auch anderwärts die Kunstliebhaber, Sammler, Forscher und Praktiker zu rühren. Ich erinnere nur an Hefner-Alteneck. Rievel. Beisbarth, Mauch und seine Schüler, W. Bäumer, A. Ortwein. Zugleich trat diese Richtung auch auf dem Gebiete der neuen Production hervor. Doch zeigt sich bald, zumal in München, die Consequenz der erst bald bewußten, kritiklosen Beziehung zu der neu beliebten Formenwelt: Nachaffen schlechter, banausischer Muster, dilettantisches Durcheinanderwerfen von Renaissance- und Barockmotiven.

So erschien es gleich sehr als eine Wohlthat für die Kunst wie für die Wissenschaft, daß sich endlich einmal ein Kunsthistoriker an eine strenge, planmäßige Durchforschung des ganzen Stoffgebietes machte. W, Lübkes Geschichte der deutschen Renaissance kam zurrst als fünfter Band von Kuglers Geschichte der Baukunst im Jahre 1872 heraus. Mit dieser großen Leistung unermüdlichen Eifers und klarer durchsichtiger Darstellung war endlich eine sichere Grundlage geschaffen für das Interesse der Künstler wie der Forscher. Nun lagen endlich die verschiedenen Epochen hell zu Tage, die Elemente selbstständiger EntWickelung, die Einschübe und Enclaven nationalitalienischer Renaissance und die Ausmündung in die allgemeine Hochfluth des Barockstyls. Die bauliche Thätigkeit fümmtlicher Provinzen Deutschlands. Deutsch-Oesterreichs und der Schweiz ist in ihren Haupt-Werken überschaulich nachgewiesen. Eine Fülle von Stoff ist aufgedeckt, das Bessere vom Geringeren gesichtet und überall führt uns das gewiegte Urtheil des Historikers, welcher in der einzelnen Erscheinung den positiven Sinn und Werth, sowie ihren Zusammenhang mit dem Ganzen erkennt.

Sehen wir uns ferner um in der nachfolgenden Literatur, so kommt zunächst von allgemein-kritischen Aeußerungen Schnaases väterliche Stimme in der Zeitschrift für bildende Kunst in Betracht; sodann vornehmlich Rebers scharf eindringendes Urtheil in einem Artikel der Deutschen Revue. — In sachlicher Beziehung wären hierauf die durch Lübkes Vorgang nicht wenig ermunterten Localforschungen, die verschiedenen Beiträge, die reprvductiven Leistungen in den Zeitschriften für Kunstgewerbe und Bauwesen zu registriren. Desgleichen die museographischen Arbeiten, namentlich die prachtvollen Pnblicationen von Sammlungen und endlich die technologischen Specialwerke mit ihren reichen Illustrationen. Ich muß mich hier damit begnügen, auf die Leistungen von Zettler, Leitner, Grässe, Schauß, Schulze, Raschdorff, Berger, Lessing, Fischbach, Jännicke, Stockbauer, Wernicke, M. Rosenberg hinzuweisen. Den Studien dieser Männer kam das Verständniß der Kunstverleger, Seemanns, Wasmuths u. a. förderlichst entgegen. Hirth, auch als stelbfständiger Forscher thcitig, hat sich durch seine billigen, echt populären Veröffentlichungen ein hervorragendes Verdienst erworben.

Diese vielfältige Thätigkeit in literarischer und reproductiver Beziehung war aber wesentlich Ausdruck und Hilfsmittel der künstlerischen, zumal der kunstgewerblichen Bewegung, welche in den letzten 12 Jahren vornehmlich den altdeutschen Renaissancestyl zu ihrem Muster erkor, besonders in München, wo sie ganz urwüchsig und scheinbar ohne Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Bemühung aus den Werkstatten und Ateliers hervorging und sofort weite Kreise zog, indem ihr die Sympathie des Bürgerthums, des Volkes zu Theil wurde. Die Technik und die Gestaltungskraft zeigen in dieser kurzen Spanne Zeit fabelhafte Fortschritte. Allein wenn wir die üppigen Producte dieser unserer neuen Renaissance, wie sie besonders in München blüht, mit unbefangenem Sinn betrachten, so offenbart sich uns mit der Steigerung ihres technischen Vermögens und mit der Ausbreitung ihres Erfolges auch eine beträchtliche Zunahme jenes eingeborenen Uebels, das bereits berührt wurde und uns mit Bezug auf seine Ursachen noch einläßlicher beschäftigen wird: wahllose Abhängigkeit vom ungesichteten Kram der alten Muster, einseitig malerischer Standpunkt, Mangel an formaler Logik, an künstlerischer Besinnung. Kein Wunder, daß diese neue Blüthe so auffallend der alten wildschößigen im 16. und 17. Jahrhundert gleicht. Verkennt man denn ganz, daß die letztere von so mannigfachen politischen Störungen beeinträchtigt war, daß sie deshalb nicht zu reiner Kunstentfaltung gelangen konnte, daß es namentlich ihren architektonischen Werken so häusig an Consequenz und reinem Einklang gebricht? Die altdeutsche Renaissancearchitektur war im Wesentlichen das Gesammtproduct von handwerklichen, kleinbürgerlichen Zimmerleuten und Steinmetzen. Steht es uns Modernen an, uns mit einer bloßen Wiederholung hiervon zu begnügen? Wohl uns, daß endlich wieder naive frische Schaffenskraft und Formenfinnigkeit erwacht ist, aber als gebildete Menschen erwarten wir auch von unseren Künstlern, daß sich ihre Thätigkeit im Bade kritischer Besinnung läutert. Unser deutsches Wesen besteht vor Allem in Grundsätzlichkeit und so fordert dieses Moment in einem Regenerationsprocesse unserer Kunst sein Recht, wie es in der Entwickelung Albrecht Dürers sein Recht und seinen Erfolg fand. Jedoch ist so specielle Berufung nicht nöthig. Denn allerwärts, wo sich die Kunst zur Kunst erheben wollte, war Denken und Wissen von Nöthen. Wissen wie Denken, Man hat den verlorenen Faden der technischen Tradition wiedergefunden, aber hiermit nicht überhaupt historischen Sinn gewonnen, sonst würden die Vorstufen als Vorstufen, jede in ihrer relativen Höhe und Niedrigkeit erkannt und die Ergebnisse der kunsthistorischen Forschungen mehr beherzigt werden. Ist das Talent unserer Künstler wirklich stark und mächtig, so wird ihnen Denken und Wissen ebensowenig schaden wie den alten Herren, als sie ihre erste, originale Renaissance eröffneten, den großen Italienern: Alberti, Brunellesco. Bramante, Francesco di Giorgio. Fra Giocondv, Linardo da Vinci und wie sie alle heißen. . Die Beziehung unserer heutigen Kunst zu unserer Cultur scheint sich zumeist auf das Interesse für die Editionen des Kunstverlags, für die Jllustrationswerke der Buchhändler zu beschränken und nichts weniger als ein gesundes Verhältnitz zur Kunstwissenschaft, geschweige denn eine ernstliche Theilnahme an derselben zu sein.

Angesichts dieser steuerlosen Thatigkeit der Praktiker legt sich die Erinnerung an das von ihnen kaum beachtete Werk Lübkes um so näher, als unlängst eine zweite vermehrte und reich illustrirte Auflage erschienen ist. (Ebner und Seubert. Stuttgart.)

Das erste Capitel enthält eine kulturhistorische Einleitung und hat den Titel: Tie Renaissance des deutschen Geistes. Der Verfasser beginnt mit dem frohen Ausruf Huttens: „O Jahrhundert, die Geister erwachen, die Studien blühen: es ist eine Lust zu leben!" und er giebt hierauf eine summarische Vorstellung von der damaligen Währung der Geister, von ihrem Kampf gegen Scholastik, Dogma. Papstthum, von ihrem individuellen Raturstreben, wie sie das Glaubensleben als eine spontane, lediglich auf das eigene Gewissen und die Bibel gestützte Religiosität auffaßten und als solche durchführen wollten, wie sie um sociale Freiheit und Ordnung rangen, und wie dumpf und zäh der Widerstand war, den die tatsächlichen Verhältnisse, die bunte Vielgetheiltheit des Reiches und das Habsburgische Kaiserthum bildeten. Nach dieser allgemeinen Skizze wendet er sich den einzelnen Gebieten zu und zunächst constatirt er den Aufschwung der wissenschaftlichen Studien, zumal der klassischen, welche rasch wachsende Beliebtheit und Verbreitung gewinnen, den Zusammenhang derselben mit demRcfvrmationsmerk, die ethische Potenz des deutschen Humanismus. Sodann ist es naturgemäß die Poesie und poetische Literatur der Zeit, welche sein Augenmerk bildet, da in ihr die der Bildkunst zu Grunde liegende Stimmung theils vorbereitet erscheint, theils einen begleitenden, ähnlichen Ausdruck findet. Hierbei hätte die Volkspoesie mit ihren Jäger-, Hirten-, Landsknecht-, Goliarden-Liedern wohl eine näher eingehende Würdigung verdient. Die fernere Darlegung beschäftigt sich mit folgenden Gesichtspunkten: Negatives und positives Verhiiltniß der Reformation zur Kunst, Indifferenz der meisten Humanisten gegen die Kunst. Allgemeine Dämpfung des Kunstsinnes durch die Kämpfe der Zeit. Kräftiges Leben der Städte, der Hauptherde des neuen Aufschwunges von Cultur und Kunst, Gewerbcthätigkeit, Gediegenheit. Kunstfertigkeit der Handwerke. Reger, in weite Ferne gehender, der geistigen EntWickelung förderlicher Handel und Wandertrieb. Reichthum und Luxus. Bürgerliche Kunstpflege. Die Fugger und Welser. Unbildung, Rohheit des Adels. Allverbreitete Trunksucht, Neigung zum Knotigen und Zotigen. Allmähliche Veredelung der Sitten. Wohlthätige Rückwirkung der KunstPflege. Einfluß der protestantischen Höfe, des Humanismus und der Reformation. Polizeiliche Ordnung. Hebung des Schulwesens. Reifen in Italien.

Ein reiches Culturbild ist hiermit vor uns aufgerollt, gesättigt von einer Menge anschaulicher Züge, welche von der emsigen Quellenforschung des Verfassers zeugen, geschildert mit jenem ihm eignen gefälligen Flusse des Vortrages, so lebendig, daß der Geist des Lesers sich leichtlich einwohnt auf dem Boden, welchem unsere Renaissance entsprossen ist. Dabei mag sich wohl die Frage nahelegen: ob Lübke gewissen Sittenschilderungen und Reiseberichten der Zeit und Selbstbiographien (Sastrow, Hans von Schweinichen) nicht verhältnifzmäßig zu viel Raum gegönnt, zu viel Gewicht verliehen habe? Werden die tölpischen, schlemmerischen, wüsten Gebräuche, das Schwelgen und Gesäufe, alle die Barbareien damaligen Lebens nicht zu nachdrücklich aufgewiesen? Hat nicht historische Gewissenhaftigkeit da und dort allzubrcite Schattengebung herbeigeführt? Die Männerköpse jener Zeit, von der Hand eines Türer, Waldung Grin, Schaffner, Holbein d. I. verewigt, sehen uns so fest in die Augen, dünken uns so wohlgeschaffen zu „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck", daß denn doch der Totaleindruck jener Sphäre ein sehr positiver ist und das Uebrigc fast als Nebensache und bloßer Ueberschaum erscheint. Aber freilich das Positive, die Quellkraft individuellen Daseins ist tiefstes Geheimniß, sowohl für sich selbst als für die Reflexion des Betrachtenden. Das letzte treffende Wort über sich selbst findet ein Zeitalter nicht und auch die überblickende Nachwelt wird mit allem Bemühen, es zu finden, noch vor einem dunklen Reste stille steh«. Faßbarer sind nur die Leistungen, die Resultate der Arbeit und Pflichterfüllung und in dieser Beziehung könnte vielleicht noch Einiges nachgetragen werden. Es wäre so Manches hervorhebenswerth vom Gemeinsinn unserer Vorfahren, von ihrer bürgerlichen Vernünftigkeit und Intelligenz, welche in den Rathsprotokollen der Reichsstädte schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts so klar zu Tage tritt. Wie wohlbestellt und organisch erscheint da vielfach das öffentliche Regiment, die Gesetzlichkeit des Zunftwesens, die strenge Controlirung in den Bewerten. Wie gescheut und charaktervoll wird mit der Geistlichkeit verhandelt. Wohl lesen wir auch scheußliche Hexenprocesse, Beschlüsse unmenschlich harter Strafen, wahnwitzige Anschuldigungen, welche wie Wolken aus einer anderen Welt hereinragen, aber kluge schonende Begleichungen, Acte väterlicher Einsicht, gerechter Entscheidung bilden doch entschieden das Uebergewicht. Erst zu Ende des 16. Jahrhunderts bekömmt der städtische Geist allmählich einen spießbürgerlich beschränkten', zahmen und engherzigen Charakter. Was das Privatleben betrifft, so geben uns vvn ehrenfester Gediegenheit, vrdentlichem Schalten und Walten theils Hausbücher, theils einschlägige Stellen in Poesien der Zeit näheren Begriff. Lübke erinnert daran S. 23 und 34, doch wäre hierbei vielleicht eine stärkere Betonung erlaubt gewesen, dazu eine Erinnerung an Fischarts „Ehegebührlichkeiten", auch ein Hinweis auf Luther, als den Gründer des evangelischen Pfarrhauses.

Zur allgemeinen psychologischen Würdigung des gesunden Kernes im deutschen Leben jener Zeiten möchte es sich ferner empfehlen, aus den Werken der Humanisten und Reformatoren gewisse Reflexionen anzuführen, welche in Folgendem nur mit raschen Streiflichtern berührt werden können. Die drastischen Züge von Rohheit und Cynismus damaligen Lebens erhalten hierdurch ihre Zurcchtstellung. Daß wir in gewissem Sinne Barbaren bleiben, daß dies unser Nachtheil, aber auch unser Vorzug ist, wird damit um ein gutes Stück klarer. Ja, auch unser Vorzug. denn dieses Barbarenthum hat uns davor behütet, uns eine blos ästhetische Reformation für eine sittliche, für eine Heilung des Lebens genügen zu lassen. — Die Renaissance ist bekanntlich als Streben nach Natur und Wirklichkeit, nach persönlicher Selbstbestimmung zu fassen, als tiefe Bemühung, das antike und mittelalterliche Weltideal mit einander zu vermitteln, das Individuum mit Staat und Kirche in ein organisches Verhältnis; zu bringen. Diesen Proceß konnte das praktische Leben nicht wohl säuberlich vollziehen, zumal im ungeschlachten Deutschland. Es ist aber doch immer Kraft, Naturkraft, nicht Schwäche, welche ausschritt und den Tadel sittlicher Besinnung herausfordert; auch Lübke räumt dies an einer Stelle seiner Betrachtung ein („aus ungezügelter Naturkraft hervorgegangen"). Und unter diesen Bezug fällt auch die altdeutsche Trinkseligkeit, welche ihrerseits nicht außer Zusammenhang mit der sinnlichen Richtung des Renaissancegeistes überhaupt steht. Die lustige Sinnlichkeit der Zeit ist. wie K. Hagen einmal sagt, ihr „antikes Element" und sie waltete wohl auch sattsam als gesunde Freude und Erhöhung des Lebensgefühles, als naturgemäßer, ersprießlicher Genuß, und dies war doch wohl der bessere Kern in der rohen Schale des wilden Muthwillens. Zum Belege hierfür dürften Wohl hauptsächlich gewisse Acußerungcn von Conrad Celtes. Sebastian Brandt, Geiler von Kaisersberg, Urbanus, Pctcr Schott u. a. dienen. „Ich habe euch verlassen," schreibt Celtes in einer Ode an die Ingolstadt?!, „weil ich euer schlechtes Bier nicht vertragen kann, weil kein Wein auf hohen Bergen wächst, weil keine Hügel sich über eurer Stadt erheben, weil kein schattiger Fluß vor euch vorbeifließt, außer die ungeheuere Donau. Darumgehe ich jetzt zu den Ufern des angenehmeren Rheins, wo köstlicher Wein wächst, der die Kräfte des Geistes, die Künste der Phantasie erweckt, und den Trinkern die Fröhlichkeit vermehrt." Sebastian Brandt behandelt in seinem Narrenschiff die Laster der Welt bezeichnenderweise als Thorheitcn. Er mißbilligt die der Weisheit und Seelen ordnung hinderliche Uebertriebenheit der Studien; ebenso Urbanus, der u. A. an Spalatin schreibt: „Die Knaben sollen nicht beständig sitzen und unaufhörlich Lectionen anhören müssen. — Sie sollen nicht welk, siech und Sauertöpfe werden: ihr fröhlicher Sinn soll nicht ersterben: im Gegentheil, das Blut soll an Heiterkeit gewinnen. Der Trübsinn, der die Gebeine austrocknet, muß heraus. Sie sollen nicht schleichen, wie die Schnecken: sie sollen springen, wie das Reh. Die Rose möge den freien Himmel genießen." Die humanistische Wissenschaft war ja gerade darin neu, daß sie dem Leben in's Auge sah, daß sie auch muntern Austausch und Empfindung, Genuß dieses Daseins wollte. Man gründete gelehrte Gesellschaften, hielt literarische Bankette ab. Hiervon erzählt Hagen mit so gemüthlicher Versetzung, daß ich mir nicht versagen kann, ihn zu citiren: „Die Wissenschaft der neueren Richtung war aus der Studirstube herausgetreten in die Frische des Lebens: sie war, möchte ich sagen, persönlich geworden. Dies beweisen schon die Gelage, wenn gelehrte Freunde zn einander kamen, wo der Becher bis in die tiefe Nacht hinein kreiste und Niemand daran dachte, ängstlich nach der Glocke zu sehen, wenn die Unterhaltung angenehm war. Mit Freude erinnert sich Joh. Vigilius der schönen Zeiten, als Rcuchlin bei ihm in Heidelberg war, wo sie sich die Nächte bei einem Glase Wein im Kreise von guten Freunden verkürzten — wenn sie dann des Morgens aufstanden, konnten sie die Kleider noch nicht unterscheiden und verwechselten sie. „Ich habe jetzt wieder guten Wein im Keller" schreibt er an Reuchlin, „komm und hilf mir ihn trinken: denn allein schmeckt er mir doch nicht." Die lustigste Gesellschaft war wohl die in Erfurt oder zu Zeiten in Gotha bei Mutianus. Sie hatten ein förmliches Trinkreich angelegt, von welchem Eobamis Hessus der König war. Noch haben wir seine humoristischen Briefe, womit er seine Genossen zu Gelägen zusammenruft. Er selbst war einer der ersten Trinker. Nicht leicht nahm es Einer mit ihm auf. Camerarius erzählt uns mehrere Anekdoten von ihm. wie er Alle, die sich mitmesscn wollten, unter den Tisch getrunken, wie er einst eine Kanne von mehreren Maßen Bier auf einen Zug geleert habe, bis auf die Nagelprobe; wie er diejenigen, welche ihn wegen seines starken Trinkens zur Rede gesetzt, auf feine Schriften verwiesen habe: denen merke man gewiß nichts an."

Dies und Anderes, was uns berichtet wird von damaligen Leistungen im Trinken, ist wohl etwas stark für unseren Geschmack: aber eben daß es stark ist, ist auch das Tröstliche darin. Kein Zweifel, diese Herren konnten es führen, waren wackere Zecher, wenn auch nicht völlig wie Sokrates, so doch in ihrer Weise standhaft und achtbar. Gewiß ist ihnen auch just beim Trinken ihres reinen Weins und Bieres manch guter Gedanke eingefallen, der uns heute erfreut und zugute kommt. Liegt ja doch in der harten Gegensätzlichkeit, im schwerfälligen Habitus deutscher Natur von vornherein ein Anlaß zur Schmeidigung mit Humor, mit Humor in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, das ja guten Saft bedeutet. Sie pokulirten, sie lachten gern und wir kritischen Epigonen, wir Zeitgenossen der Schnapsbrrnner, Bier- und Weinfälscher dürfen ihrer recht wohl auch mit einem hellen Prosit gedenken und im Geiste mitten unter sie hinein sitzen. — Fassen wir aber diese ganze Erscheinung derber Genußsucht von der ernsten Seite, so ist Vorsicht nöthig in Anbetracht gewisser gröblicher Tugenden, welche unseren Unarten wie eine bittre Medicin und Sühne mitgegeben sind. Ich meine die eifernde Wahrheitsliebe, die in's Gegentheil umschlagende Abneigung gegen alle Beschönigung, die harte Berufung eitlen und schlechten Thuns und den sich hiermit verbindenden Hang zum phantastischen Chargire», Poltern, Schimpfen. Lübke versäumt nicht die Derbheit der grobianischen Satyriker hervorzuheben, jedoch eben diesen Eigenschaften altväterlicher Gewährsleute (wie andererseits den gehässigen Lügen und Übertreibungen wölscher Gäste) dürfte es wohl guten Theils beigeschrieben werden, daß in den literarischen Belegstellen die Makel unserer damaligen Gesittung so stark hervortreten und daß es uns so leicht passirt, den Katzenjammer der alten Deutschen fortzusetzen und ihren gesunden Frohsinn darüber zu verlieren. — Gesetzt aber, daß es damals wirklich so übel herging in Deutschland und um so viel schlimmer als ehedem im Mittelalter, um so höher zu schätzen ist die energische Ueberwindung des gefährlichen Zustandes von Gesetzlosigkeit, worin sich die Geister nach Abschüttelung des Joches bisheriger Autorität befanden. Sicherlich waren die Deutschen im IS. und 16. Jahrhundert roher als die Italiener, aber sie waren doch nicht so verhetzt und fieberheiß von radikalen Leidenschaften, nicht so ankerlos, verbrecherisch, verfälscht durch Macchiavellismus. Ferne von der zweckvollen Gespanntheit und düsteren Schärfe der Wälfchen liebte der deutsche Volksgeist jauchzendes Convivium, ohne sich aber so stark zu übertäuben, daß er nicht ernsterer Bedürfnisse inne wurde. Wie würde sich die tiefe Geistessammlung der Reformation und das mächtige Wachsen ihres Anhangs erklären, wenn wir deutsche Rohheit und Trunksucht jener Zeit zu hoch anschlügen? Man könnte wohl sagen: Aus einer Reaction, welche ebensosehr gegen die allerwärts brandende Verderbniß und Völlerei, als gegen die Aeußerlichkeit der Kirche gerichtet war. Allein die Reformation ist nun und nimmermehr blos negativ als Proceß der Reue und Rettung zu erklären. Vielmehr ging sie wesentlich hervor aus einem urwüchsigen positiven Bedürfniß, aus einer kerngesunden Triebkraft deutschen Gemüths, das eben seine Menschennatur durchfetzen wollte, aber nicht ohne sich sofort ein inneres Gesetz zu schaffen. So vollzog der deutsche Humanismus etwas, was ihn hoch über den wälschen stellte und was unser Volk vor der Entnervung des italienischen bewahrte, eine ethische Krisis, und so wurde der Geist vernünftiger, rechtsstarkcr Selbstgewißheit groß, das hellmüthige Bewußtsein der Selbstverantwortung„ welches der eigenste Schatz protestantischen Wesens ist.

Die tiefste Erfassung des wesentlichen Gehaltes deutscher Renaissance spricht sich wohl in den immer noch nicht hinreichend bekannten Schriften Sebastian Francks aus, des „Schwarmgeistes" von Donauwörth. Was nt bezeichnender für den jugendfrischen und doch ethisch bedingten Individualismus, der uns mit so hart geschlossener, unbeirrbarer Miene aus den Bildnissen damaliger Männer anblickt, als folgende Worte Francks:

„Ein Christ weiß wohl, daß er von Natur ein Sünder ist, zugleich aber daß er, in Christo gerecht und ohne Sünde, seines Herzens ein Herr ist, gesetzt wiederum in die Unschuld und Herrlichkeit, daraus es durch den Fall Adams gefallen ist, hat wieder einen freien Willen, ist ein Freiherr, aller Ding ein Herr. Denn Gott hat durch Christus in uns wiederbracht Alles, das wir durch Adam verloren, ja er hat uns wiederum nach seinem Bild gebildet. Christen sind mit Gott vergottet, ein Leib und Gott mit ihm."

Was ferner den anderen Pol des Renaisfancegeistes, das mit dem Individualismus correspondirende Naturstreben betrifft, so wären hierüber zum Mindesten folgende Worte Francis Werth citirt zu werden. „Gott, sagt er, wirkt das Wesen in jedem Ding wie es ist; in jedem Ding ist also Gott. — So wirkt er auch die Sünde in den Sündern; aber so daß er die Sünde mit Sünde strafet: denn Sünde ist der Sünde Straf. — Gott kann nichts wider die Natur thun, weil er sonst wider sich selbst thun würde. Die Natur ist also etwas Göttliches, nichts Anderes, als was Gott selbst will und giebt. Gott selbst ist in der Natur und zwar beständig wirkend. Gleichwie die Luft Alles erfüllt, und nirgends nicht ist, oder etwas leer läßt und doch in keinem Orte beschlossen ist, oder werden mag und wie der Sonnenschein allenthalben ist, den ganzen Erdboden überleuchtet und doch auf Erden nicht ist, so gar, daß er alle Dinge auf Erden grün und fruchtbar macht, härtet und weicht, grün und dürr macht: also ist Gott in Allem und wiederum Alles in ihm beschlossen. Denn wie er alle Dinge durch sein Wort in ein Wesen und Natur hat gestellt und erschaffen, also hat er sein Wort, Natur, Wesen und Fäuste nicht wieder daraus oder davon gezogen, wie ein Schuhmacher, so er einen Schuh ausmacht und liegen läßt, oder wie ein Strauß sei» Ei, sondern er hat sein Wort in allen Dingen gelassen, daß er Alles erhalte, regiere, sein Natur nnd Wesen gebe, trage, daß es darin lebe, webe, wachse: daß das Wort, wie aller Ding Natur. Leben und Wesen ist, also aller Ding Mntter, Erzieherin, Ernährerin, Erhalterin fei, daß Gott nicht eigentlicher beschrieben werden mag, denn daß er sei Alles in Allem, aller Wesen Wesen, aller Leben, Gewächs, Natur: Leben, Gewächs, Natur. — Die Alten, so der Natur haben gefolgt und Ohren gegeben, sind viel weifer und gottesgelehrter gewesen, als sie Gott und die Natur in sich haben hören predigen, nnd wie Plato empfunden, daß der Schatz aller Künste Gottes in dem Acker des Herzens vergraben liegt und daß aller Gemüth mit Gottes Kunst und Wort besäet ist, wer es nur suchte und aufgehen ließe" ic, — Wie auffallend gemahnt dies an jene bekannten Sätze Dürers von der Vollfassung des Gemüthes durch fleißiges Nachbilden und vom versammelten heimlichen „Schatz des Herzens"! Dieselben in ihrem Wortlaut zu citiren, wird sich die Gelegenheit ergeben, wenn wir uns zum Schlich mit der neudeutschen Renaissance befassen.

Es ist eine der schwierigsten Aufgaben des Kunsthistorikers, bei Betrachtung der dem künstlerischen Betrieb zu Grunde liegenden und analogen Elemente in Politik, Cultur, Wissenschaft, Poesie der Zeit, womit er es zu thun hat, das nöthige Maß zu finden, nicht zu viel und nicht zu wenig zu geben, überall die entsprechende Betonung abzuwägen. Möge es daher mich diesen anspruchslosen Glossen zu gute gehalten werden, daß sie theils zu lang und theils zu kärglich ausgefallen sind.

Das zweite Capitel des Lübke'schen Werkes beschäftigt sich sachgemäß zunächst mit den Ansängen der deutschen Renaissance bei Malern und Bildhauern. Denn schon zu Anfang bedienen sich dieselben im Beiwerk der Formen des neuen italienischen Baustyles, welcher (von vereinzelten Versuchen abgesehen) erst etwa seit 15,4l) auch von den deutschen Architekten angenommen wurde. Zum Belege hierfür bespricht der Verfasser Hartmann Schedels Chronik von 1493, Hans BurgkmnirS Gemälde und Holzschnittwerke (seit 1502); ferner Einschlägiges von den beiden Holbein, von Daniel Hopser, Albrecht Dürer, Aldegrevcr, Pencz, Cranach, Hans Schäuffelein. Hans Sebald und Bartel Beham. Sodann wendet er sich zur Plastik, um vor Allem Peter Wischers Werke hervorzuheben nnd n»s endlich an den reichen fürstlichen Grabmälern vorüberzuführen.

Das dritte Capitel behandelt die Renaissance in den Kunstgewerben. Ein wichtiges Thema; denn auf diesem Gebiete hat die deutsche Kunst zu jener Zeit „eine Fülle und Lebenskraft erreicht, welche die der übrigen Länder übertrifft". Wir überzeugen nns von der hoch entwickelten Kunst der Schreiner und Drechsler, von der freundlich schönen Ausstattung der Wohnräume mit Täfelwerk, reich geformten und ausgeschmückten Kästen, Tischen, Stühlen, Bettladen, Truhen. Sodann werden die köstlichen Arbeiten der Goldschmiede und Elfenbeinschnitzer in's Auge gefaßt, besonders die Leistungen eines Wenzel Jamnitzer, Paul Flint, Anton Eisenhoir, Hans Mülich, Desiderius Kolmann, Georg Sigmann u. A., ferner die Zierwerke der Eisenschmiede, Schlosser, Mechaniker, Buchbinder, die prächtigen Schildarme, Gitter, Leuchter, Thürklopfer, Eisenkästchen, Standuhren, LederPressungen ic.; die Fensterdecorationen und Wappenstücke der Glasmaler, die teztilen und keramischen Arbeiten, die Teppiche und Stickereien, die bc haglichen Oefen. die einladenden Krüge, deren reichlich erhaltener Bestand uns von dem Durst unserer Vorfahren allerdings eine höchst rcspcctable Vorstellung giebt.

Daß Lübke auch dieses Capitel dem Eingang zur Architektur vorangestellt hat, ist durchaus gerechtfertigt. Denn die deutsche Renaissance leistet ja. wie gesagt, gerade im Kunsthandwcrk ihr Höchstes. Diese Voranstellung ist aber auch insosern begründet, als mehrere Formungsmotive des KunstHandwerks auf den Styl der Architektur maßgebend überwirktcn.

Im vierten Capitel werden die Bcmtractate besprochen. Zuerst wird hingewiesen auf Albrecht Dürers Bemühungen, „die Schranken des Handwerks zu durchbrechen, durch unablässige Studien und Untersuchungen die Kunst vom Dilettantismus zu erlösen und ihre Theorie festzustellen". Das dritte Buch seiner „Unterweisung mit Zirkel und Richtscheit" (1525) zeigt ihn in einer ähnlich getheilten Stellung wie seine Zeitgenossen. Er sucht sich an Vitrnv anzuschließen, doch spinnt er zugleich an der spätgothischen Tradition weiter, welche sich theils nüchtern schematisch in geometrischem Formelwerk gefällt, theils auf naturalistische Seltsamkeiten ausgeht. Ein Zwiespalt, worin auch „ein schön nützlich Büchlein und Unterweisung der Kunst und Messens von Hieronymus Rodler (1531)" befangen ist. Sodann wendet sich Lübke zum deutschen Vitruv von Walter Rivius (1548, einer Bearbeitung der 1521 zu Como erschienenen Vitruvausgabe von Cesariano). Die Schriften dieses Nürnberger Arztes und Mathematikers bezeichnen offenbar den Moment, wo die italienische Behandlung der antiken Formen in Deutsch land eindringt. Auch in seiner „Neuen Perspective" (1547) stützt er sich auf die Italiener, besonders Leon Battista Alberti. Aus späterer Zeit bespricht L. die Tractate von Rntger Käßmann, Gabriel Krammrr, Georg Haas und endlich die „Architektur«" von Wendel Dieterlin.

Hiermit ist denn ein dankenswerther Anfang gemacht zu einer Geschichte der Bautheorie und Zicrlchre deutscher Renaissance. Einiger Ergänzung durch weiteres Material wird er zwar bedürfen und dazu mögen folgende Notizen dienen, die ich hier nur einfach aufreihe:

Der klarste und einflußreichste Tractatschreiber der Architektonik deutscher Renaissance ist Hans Blum von Lohr am Main. Die bei Chr. Froschouer snn« 1550 in Zürich herausgekommene, dem Züricher Bürger- und Bauherrn Junker Andreas Schmid gewidmete Ausgabe feines Säulenbuches scheint die erste zu sein. Und zwar die lateinische Edition desselben mit dem Titel: „(Zuin<zu« oolunmai'uiu exsota äesOripti« stczus 6<z1ine»tio, cum s^mmsti-ios esruin üisiributione, ««nsoripw psr 5osimein Lluoin, et uunu primum publiosts, lißuri spnä OI>r. ?r«»cnoveruW, s. 1550/' Die deutsche scheint unmittelbar darnach, wenn nicht gleichzeitig erfolgt zu sein; dieselbe hat folgende Ueberschrift: „Von den fünff Sülen grundtlicher bericht vnnd deren eigentliche Contrafeyung nach Symmetrischer vßteilung der Architcctur. Durch den crfarnen vnd der fünff Sülen wolberichten M. Hans Blumen von Lor am Mayn flyßig vß den antiquiteten gezogen vnd trüwlich als vor nie beschehen inn Truck abgefertiget. Getruckt zu Zürich bey Chr. Froschouer 1550." Aus der Vorrede und Widmnng citirc ich einige mit Rücksicht auf die Zeitbestimmung wichtige Bemerkungen: „Wiewol ich etlich jar hör, Eerenuester I. mir selbs entzogen, etwas der nüwlich (by vns Tütschen) härfür glantzenden kunst der fünff Sülen an tag zcgebcn, in Hoffnung es wurdind andere hochuerständige Meister sich Herfür thun vnd zu gutem vnd Nutzbarkeit der gantzen Tütschen nation föliche lobwerdige kunst im truck vßgon lassen. Dieweyl aber söllichs wider min Hoffnung vilicht vß verbunst oder in ansähung eigens geniesses auch vß anderen Ursachen vonn niemants big här beschähe». Hab ich kleinfüger disen grossen vnd nutzlichen schätz allen disen kunst liebhabern nit länger können noch wollen Verhalten: sondern jnn mit allen triiwen nach meinem besten vermögen mitzeteilen." — Am Schlüsse heißt es: „Sölchen vnderricht Hab ich ollain darumb geschriben: auff daß man darbey abnemmen vnd verstehn möge, daß dise kunst nit erst von neüwem erdicht sei, sondern vor etlich tausend jaren, zu den zeyten Solomons des künigs schon allbereit gewesen: Welcher den tempel zu Jerusalem auff Corinthische art hat lassen machen, vnd das künigklich hauß: wie Josephus meldet." — Auch Ducerceau hat es ja unter Anderm mit „Salomonischer Ordnung" zu thun. — Blum fährt fort: »Es ist auch dise art zu Rom, Venedig vnd in gantz Jtalia gebraucht worden, aber „erst innerthalb 8 jaren in Teutschland kommen" (also 1542) „vnnd die rechte symmetry dermassen Herfürgestrichen worden, daß auch die zu Rom vnd Venedig nie solcher kunst so ein grwüssen grund gewußt habend als yetz in den Sülen angezeigt wirt mit der höhe, dicke, breite, Verjüngung, vßladung vnnd der gleychen, das auch nit ein strichlin ist das nit sie recht symmetry vnd teilung habe." — Als Fortsetzung dieser Arbeit gab dann Blum im selben Verlag «. a. „ein kunstrych Buch von allerley antiquiteten, so zum verstand der Fünff Seulen der Architektur gehörend." heraus, aus dessen Vorwort die Bemerkung beachtenswerth ist: „Nach dem vnd ich vor etlichen jaren ein Büchlin von den fünff Seülen der Architektur Hab lassen außgon, der Hoffnung dz nit allein die hochucrstendigen, sundern auch die so eins mittelmässigen Verstands Wärend, wol verston vnd begreyffen möchtind. Welches auch zum teil <Äo) geschähen ist. der gstalt, dz sich vil in sölicher kunst wol also geübt habend, daß nit allein mein außgangen Buchte wol verstanden, sonder sind wyter geschritten, vnn der kunst mit hohem verstand flcyssig nachgetrachtet, wie die nach der leer Vitruuy sollen gebraucht werden. Diewryl aber einem Werckmeister vilerley zu müssen von nöten ist. so habend sy etlicher als der notwendigen stück der Architektur gemanglet, welche ich allesamen nach der lenge in disem Buch gnugfnmlich anzeigen wil. Als nämlich Rundunggesimps, — Capital — gesimps so auff die außzüg gehörend" ?c. — Sodann ist eine Züricher Ausgabe «ine loeo et snu« zu constatiren, worin die Widmung an Schmid fehlt. Das Titelblatt derselben enthält in reicher Thorunirahmung ein römisches Ruinenbild encyklopädischen Charakters, welches nur mit ähnlichen Entwürfen Ducerceaus vergleichbar scheint. (Vgl. seine 1550 publicirten Stiche nach „Leonardus Theodoricus (Leonard Thierry) <zui nuz>er «biit ^ntverpiae"). Es ist aber ein dritter Theil beigefügt mit folgender Aufschrift: „Anhang des Säulenbuchs: bestehend In warhaften Contrafatturen etlich — alt — und schöner Gebäuen, nach Dioptrischer art und außteilung von wolbewährten Antiquiteten eigentlich abgerissen. Den Mahlern, Gvldschmiden, Schreinern («ic). Steinmezzen. und andern Künstlern sehr dienstlich": Sechszehn Compofitionen von Palästen, Centralbauten, Triumphthoren u. c>. Zwei Blätter sind bezeichnet: Eines, einen dreistöckig abgestuften Rundtempel darstellend, mit der Jahreszahl 1545 (über der Pforte), ein anderes, ebenfalls einen Rundtempel, aber mit vorgestellten Thorgiebeln, enthaltend, mit der Jahreszahl 1558 und den Monogrammen ?V. und I. in V., welches letztere wohl auf Johann Wolff zu deuten ist. Und dieser scheint auch der Drucker und Herausgeber der ganzen Edition zu sein, wie er denn als solcher in einer anderen Auflage von 1596 ausdrücklich bezeichnet ist. — Dieser Anhang scheint mir nun kunsthistorisch von großer Wichtigkeit, denn ich fand bei einer Vergleichung mit „aliquot teinplorum antiquo M«re «onstruotoruvi vxeinpls", welche Ducerceau s. 1550 in Orleans herausgab, daß sich mit denselben mehrere Compofitionen dieses Anhangs zum Säulenbuche Blums fast vollkommen decken. So auch sein Rundtempel, welcher die Jahreszahl 1545 hat, mit dem „teinplum Zovis" in dieser Publikation Ducerceaus von 1550. Nun hat aber der letztere auch einzelne Entwürfe herausgegeben und vielleicht schon vor 1545; darunter mag sich auch der vom „wWpluin 5ovi8" befinde». Leider kann ich dies bei dem beschränkten Material, das mir zu Verfügung steht, nicht feststellen, also auch nicht entscheiden, welcher von beiden der originale Urheber ist. Die allgemeine Wahrscheinlichkeit spricht für Ducerceau; denn diese Compofitionen Blums treten, wie sein ganzes Werk, aus dem — im Vergleich mit der gleichzeitigen Architektonik Frankreichs doch viel phantastischeren und unreiferen — Wesen deutscher Renaissance auffallend heraus, wenn auch Anderes demselben homogen bleibt.

Noch mehrere Neudrucke von Blums Tractat waren zu verzeichne». Nagler erwähnt in seinem Künstlerlexikon (I., 545) eine Züricher Ausgabe von 1567. Außerdem existirten, soviel ich finde, Editionen von 1579 (Zürich). 1612 (Amsterdam. W. Janssz), 1627 und 1655 (Zürich, Bodner) und die ziemlich beträchtliche Anzahl derselben zeugt vom Ansehen und Einfluß dieser Arbeit.

Nach Betrachtung der beiden Arbeiten von Rivius wirft Lübkc kurze Seitenblicke auf die Perspcctivwerke von Erhard Schön. Hirschvogel, Janmitzer, Leucker, Heinrich Lautensack, auf Speckles Tractat von Festungen und wendet sich hierauf zur ferneren Folge eigentlicher Bau- und Zier ^ehren. Zunächst beschäftigt er sich mit Rutger Käßmann. Er citirt eine undatirte Ausgabe mit dem Titel: „Architectura »ach antiquitätischer Lehr- und geometrischer Austheilung. gedruckt zu Collen durch Johann Büchsenmacher, erstmals durch Hannß Hon Lohr" (also Blum!), „die fünf Säulen aber jetzt aus Holz fleißig in Kupfer geschnitten, die fünf Termen verordnet durch den vitruvianischcn Architekten Rutger Käßmann, Bildhauerer und Schreiner («i«). Soviel ich fand, existiren ferner noch drei Ausgaben dieses Tractates: von 16S7 (Köln, Gerh, Achenbach), von 1630 und 1659 (ibici.). Sodann bespricht Liibke Gabriel Krammer's „Schweiffbüchlein" (1611, Köln, Johann Büchsenmacher). Hiezu ist erwähnenswerth, daß vom selben Verfasser eine Architectura („von den fünf Säulen sambt iren Ornamenten und Zierden" :c.) aus dem Jahre 1600 s. 1. existirt, desgleichen eine Nürnberger Ausgabe s. ». und eine Prager v. I. 1606. Auf dem Titel nennt sich der Verfasser ausdrücklich einen Züricher. Bei jenem Buchdrucker Büchsenmacher in Köln gaben auch die Straßburger Veit Eck und Jakob Guckeisen (beide Schreiner wie Kaßmann und Krammer) gemeinschaftlich eine Sammlung von „etlichen architektischen Portalen, Epitaphien, Caminen und Schweyfen" i. I. 1596 heraus. Im gleichen Verlag erschien 8. a. ein „Seilenbuch" mit den Monogrammen HL und I in von welchen das letztere wohl Jakob Guckeisen bedeutet. Lübke erwähnt v. I. 1609 eine mir unbekannte Collection von 24 Tabernakel- und Altar-Compositionen mit dem Monogramm HL. Sodann macht er auf die merkwürdigen Deckenentwürfc des Hoftischlers Georg Haas (1583, Wien, Stephan Kreutzer) aufmerksam. Nagler vermag, nebenbei bemerkt, das Monogramm H nicht zu deuten. — Eine eingehende Besprechung finden sodann die phantastischen Vorlagenwerke des Straßburger Malers l>i«) Wendel

Dietterlin (1591. 1598). Als Analoga hiezu wären noch die Entwürfe von Thüren, Fenstern. Decken zu notiren, welche Daniel Mayer. Mahlcr (8ic) bei Joh. Thevd. und Joh. Israel de Bry in Frankfurt ». 1609 mit dem Titel „Architectura" erscheinen ließ. Endlich verweise ich noch auf ein Werkchen, das in zwei Theilen s. a. bei Paul Fürst in Nürnberg herauskam. Der erste Theil, welcher sich noch im charakteristischen Elemente deutscher Renaissance bewegt, hat den Titel: „Künstliches Schweiffbuch für die Schreiner oder Tischler und dgl. Künstler." Ter zweite, bereits völlig barocke Theil hat den Titel: Neues Ziratmbuch, ander Theil durch Meister Jriederich Nntentsch, Stattschreinern in Frankfurth lidicl. 8. ».). Hier sehen wir nun, näher betrachtet, wie an die Stelle der streng planimetrischen nnd stereometrischen, acht tektonischen Formungsart das hypertrophische Knollenwerk getreten ist, welches uns von so vielen Epitaphien, Pforten, Chorstühlen, Altären dieser Spätzeit geläufig ist, das barocke Schwelgen in allerlei weichlich derben Bildungen, welche an Knödel, Korallen, geschwollene Würmer, Lappen, Muscheln, Ohren, Nasen. Rüssel, Schneckenhörner. Euter. Hahnenkämme gemahnen und theilweise von diesen Anklängen zur directen Imitation übergehen. Aus dem Schreiner ist ein Thonkneter, Lehmformator geworden Der Thonstyl, das heißt die Laune des experimentirenden Modellators, hat den Holzstyl abgelöst. Die in der Holztechnik gefundenen Motive bekommen eine Art Rückenmarks-Erweichung und wachsen, wanken, baumeln nach allen Richtungen auseinander. Aehnliches findet sich, aber noch toller entwickelt, in Simon Cammermeiers, wohlbenahmten Schreiners zu Wemding, neuem Zierathenbuch (Nürnberg 8. ». und 1678) und etwas mäßiger im Anhang des Säulenbuchs von Johann und Georg Erasmns

(Nürnberg, s. «.). Dieser letztere ist übrigens nicht zu verwechseln mit dem ähnlich gestimmten Georg Caspar Erasmus. Schreiner und Bürger zu Nürnberg, welcher 1666 und 1667 beim Kunsthändler Johann Hofmann ein „Seulenbuch" herausgab mit Beifügung von fünf Termes, wie solche von Vitruvio, Barozzio, Bluhmen (siv) u. a. berühmten Baumeistern gebraucht wurden. Schließlich mag noch erwähnt sein, daß zehn Jahre später der Prager Maurermeister Abraham Leuthner „eine gründliche Darstellung der fünff Seullen" veröffentlichte, „wie solche von den weitberühmbten Vitruvio, Scamozzio und andern Vornehmben Baumeistern zursambcn getragen und in gewißc Auhtheillung verfaßt worden". Derselbe copirt im ersten systematischen Theil das Säulenbuch von Blum wörtlich und Zug für Zug und im Anhang, der sonst freilich — abgesehen von einigen Imitationen nach Wendel Dictterlin — den Charakter italienischer Spätrenaissance trägt, ist auf Tafel 45 ein Palast-Entwurf zu finden, dessen Original jener Anhang zu Blums Tractat enthält, worin so viele Blätter mit Duccrceaus Compositionen übereinstimmen.

Leuthner erwähnt auf dem Titel seines Buches auch Scamozzi als seinen Lehrmeister, 6. Erasmus: Barozzi. Es wäre nun gewiß näher unterfucheuswerth, inwiefern diese nnd andere italienische Tractatschreiber auf die Deutschen einwirkten, in welchem Umfang ihre Werke benlltzt und übersetzt wurden. Es giebt mehrere deutsche Ausgaben desselben-. die meisten traten freilich erst hervor, als die national deutsche Renaissance ausgeblüht hatte und bereits dem klerikalen und höfischen Bnugeistc italienischer und französischer Spätrenaissance gewichen war.

Das fünfte Capitel in Lübkes Werk mit der Neberschrift! „Gesammt bild der deutschen Renaissance" ist von hervorragender Wichtigkeit. Der Verfasser zieht hier die Resultate seiner vielfachen Durchforschungen der Banmonumente und stellt die Grundzüge fest. Ohne mich genau an die Folge seiner Betrachtungen zu halten, will ich in Folgendem das Wesentliche hervorzuheben suchen.

Erst nach Beschwichtigung der öffentlichen Wirren durch den Augsburgcr Religionsfrieden gelangt der neue Baustyl zum vollen Durchbruch und findet sodann zu seiner ruhigen EntWickelung einen Zeitraum von 60 Jahren. Weil aber hier in Deutschland kein dominirendes Herrscherhaupt da ist wie in Frankreich, so nimmt er sofort einen demokratisch-bürgerlichen Charakter und handwerklich-derben Zuschnitt an, um ihn — wenigstens im besonderen Bereich der Architektur — immer festzuhalten. Mit seiner so späten Einführung hängt es zusammen, daß seine Geschichte eine ganz andere ist als im Lande seiner Herkunft, indem er sich schon von Anfang an in Ver Mischungen von Formen der Früh-, Hoch- und Spätrcnaissance gefällt. Jedoch lassen sich immerhin drei verschiedene Entwickelungsstufen unterscheiden, deren Zeitmaße aber unbestimmt und deren Grenzen vielfach verschoben sind.

In der Epoche der ersten knospenhaften Anfänge, welche ungefähr bis

1550 währt, bemerken wir ein Vorwalten der oberitalienischen Frührenaissancc und ihres decorativen Charakters, besonders eine Neigung zum plastischen Pftanzenornament. Die bauliche Gliederung, besonders die Behandlung der Säule ist noch dilettantisch spielend und die gothische Tradition wirkt noch kräftig und vielfältig nach, sowohl in der Gesammtanlage als im Zierwerk.

In dem Zeitraum zwischen 1550 und 1575 nehmen wir dann eine Veränderung, eine mehr systematische, eine verständnihvollere Bauweise wahr, Tank den theoretischen Studien, welche wir vermerkt haben. Aber die Macht der gothischen Gewohnheit ist immer noch nicht gebrochen. Der Kampf des vertikalen Strebens mit dem horizontalen der italienischen Renaissance bleibt unversöhnt. Daher glückt nur der gemüthlich malerische Profanbau und das Erfordernis einer monumentalen Architektonik deutscher Renaissance erfüllt sich nur vereinzelt und nicht unbedingt in Werken wie der Otto-Heinrichsbau zu Heidelberg und die Bogenhalle am Rathhaus zu Köln, außerdem mancher Orten im Kleinen, an edlen Prachtpforten. Ueberdies melden sich bereits die ersten Boten des Barockstyls. Nun wird ganz klar, wie sehr es an wirklichen Künstlern, an wahrhaften Meistern, wie sehr es andererseits an großen Wirkungskreifen fehlte, am rechten Nährboden für geniale Naturen. Das Bauen lag eben — wir haben es bereits constatirt — zumeist in den Händen schlichter, wackerer Zimmerleute und Steinmetzen.

Bon diesem zweiten Entwickelungsstadium findet sodann ein fließender, kaum naher bestimmbarer Uebergang zum dritten statt, welches das letzte ist, denn in der langen Sturmfluth des dreißigjährigen Krieges mußte vor Allein die baukünftlerische Triebkraft ersticken. Die Derbheit nnd Fülle der Ziermotive nimmt in dieser Schlußcpoche zu. Mit Vorliebe wird nun das schon in der Mitte des Jahrhunderts gepflegte Flachornament ausgebildet, dessen Ursprung Lübke in der Schmiedekunst findet. Eine andere, von vielen Technikern gehegte Ansicht sieht hierin die Einwirkung der Holzdecoratiun, der in Sägformen bestehenden Zicrkunst damaliger Tischlerei auf die Architektur. Diese Ansicht, welche mir besser begründet scheint, kann sich schon von vornherein auf die große Rolle berufen, welche die Höchst volksthümlichc Schreiner- und Trechslerarbeit in der deutschen Renaissance spielt. In der That gemahnen die beliebten Durchbrechungen der Steinfläche durchaus an Brettausschnitte, an Laubsägenarbeiten.

Vonvornherein hat ja die Formenbchandlnng etwas holzmäßiges. Tie Ausbauchung der Säule ist vermuthlich schon in der Lombardei zuerst in Drechslerwerkstätten entstanden und von hier aus in der Architektur eingeführt worden, zumal in Teutschland, wo diese Form so starken und weit verbreiteten Beifall fand. Mit Recht wird von technischer Seite auch auf die tiefen Einkehluugen am Fuß und Kapitäl, überhaupt auf die scharfen Profilirungen hingewiesen, Eigenschafte», welche die maßgebende Herrschaft des Holzstyles, des namentlich in der Drehertechnik entwickelten Formengefühls besonders klar erkennen lassen. Auch die beliebten Facctten köpfe lassen sich wohl leichter aus der Gewöhnung an Schnitzarbeiten als aus der Ueberwirkung der allerdings hoch entwickelten Schmiedekunst erklären. Dagegen scheint mir der letzteren das sogenannte Cartouchenwerk entnommen, jene in der Spätzeit so sehr beliebte schildartige Verzierung der Fläche, z. B. an Schlaudern und als Rahmen von Wappen, Epitaphien, Spruchtafeln?c. mit herausgebogenen, gerollten Bändern und Lappen. Hier haben wir doch wohl eine Form, welche an gewalztes Blech und geschmiedetes Eisen erinnert und weder in Stein noch in Holz stoffgerecht erscheint, wie sehr sie auch überall wohlthuend wirkt, wo sie mit künstlerischem Blick angebracht und schwungvoll behandelt ist. Es sollte dies eigentlich auf eine Beleuchtung des Widersvruchs führen, der in der deutschen Renaissance zwischen optischer, technologischer und constrnctiver Auffassung waltet. Burckhardt hat ihn bekanntlich in der italienischen Renaissance-Architektur nachgewiesen, deren ästhetischen Werth er vornehmlich in den Verhältnissen für's Auge findet, nicht im constructiven Organismus. An anderer Stelle hebt er hervor, wie sehr die italienische Renaissance — wenigstens in ihrer guten Zeit — stoffgerecht ist (im bekannten Sinne des Wortes, daß die Form dem Material entspricht) und was sie leistet im monumentalen Steinstyl. Soweit gelangt nun die deutsche nicht, welche auf der Stufe der Zimmermanns- und Drechslerkunst stehen bleibt. Ich schließe mich hierin der Auffassung von C. Sitte an, dem ich überhaupt werthvolle Winke verdanke. Derselbe hat vergangenen Winter im Wiener Museum einen Aufsehen erregenden Vortrag gehalten, wobei er die Profilirung der italienischen Steincharaktere und der deutschen Holzcharaktere in höchst belehrenden Illustrationen nebeneinander stellte, — Im Holzbau ist die Formensprache der deutschen Renaissance dem verwendeten Stoff höchst angemessen, mehr vielleicht als die der italienischen, im Stcinbau dagegen bleibt sie holzmäßig und erscheint solchergestalt barbarisch. Gleichwohl aber nicht unwirksam, nicht stumpf. Denn in der Art, wie die Formen behandelt und vertheilt sind, liegt ein optischer Reiz, den wir, sofern die Abstraktion von der Gewöhnung Plastisch-organischer Anschauungsweise gelingt, angenehm, gemüthlich. freundlich, schön, ja mitunter prachtvoll, bezaubernd nennen müssen. Diese bauliche Optik deutscher Renaissance ist freilich nicht so leicht nachweisbar wie die der italienischen, sie erscheint mehr frei malerisch. Nennt man sie aber malerisch im willkürlichen Sinne, mit tadelnder Meinung, so ist dieses Prädikat doch sehr disputabel; denn es ist kein Zweifel und auch Lübke spricht es im Vorwort zur zweiten Auflage seines Buches aus, daß diese Architektonik ihren festen Generalbaß hat. Steht sie doch in einer tiefen Uebereinstimmung mit unserem Raumsinn, mit unserem Formengefühl. Aber auch einem fremden Auge kann ihr Werth nicht ganz unzugänglich sein. Wir haben es also mit einer bestimmten Gesetzmäßigkeit zu thun. Dieselbe ist noch unerwiesen und was hier vorgebracht wurde, ist ja nur fragmentarisch, wir vertrauen darauf, daß es sich vor einer scharfen physiologisch-psychologischen Untersuchung lichten Ivird. Dies gilt natürlich nur vvm Ideal der deutschen Renaissance-Architektur, nicht vvn ihren historischen Werken, deren Unzulänglichkeiten bereits zugegeben sind.

Doch es ist hier nicht der Ort zur näheren Befassung mit einer so intimen Frage, deren nähere und zusammenhängende Beantwortung eine eigne Abhandlung erfordern würde. Wir haben uns des Weiteren nach den Hauptformen umzusehen, deren sich die deutsche Renaissance bedient. Noch ist nachzutragen, daß der Säulenbauch gerne mit gezacktem Blattwerk versehen wird. Die Basen sind oft knollenartig behandelt. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts erhält die nun reiner geformte Säule in vielen Fällen einen breiten, mit zierlichen Sägformen durchbrochenen Gurt am unteren Theil und Löwenköpfe an der Front des hohen Sockels. Solche Säulen, welche meist von großem Reize sind, gemahnen wohl in der bezeichneten Gnrtbehandlung mctallotechnisch; aber die Schmiedekunst selbst ist in dieser Hinsicht aus dem Einfluß der Holzornamentik zu erklären. — Die Pilaster sind meist cannelirt oder umrahmt und mit Arabesken gefüllt, später alln ru»ti(A mit Bossagen behandelt, oder hermenartig nach unten verjüngt und nach oben schuvpig in einen Menschenleib ausgestaltet. Selbstständige Pfeilerstützen finden sich zumeist an Hofgalerien. Wo Arkadensäulen verwendet sind, haben dieselben meist kurze und stämmige Gestalt nach Maßgabe der niedrigen Stockwerke. — Die Bogenform an Arkaden wird gerne gothisch zugespitzt, abgefaßt und ausgekehlt, doch kommt dies auch an Thoren und Fenstern vor. Bald aber gewinnt der rechtwinklige Bogenarchitrav das Nebergewicht.

Die Belebung der Fayade wird vornehmlich durch die Dccoration des Giebels erzielt, dessen mittelalterliche Stufenform in freier Weise durch Combinationen von Voluten mit Obelisken, Kugeln, Vasen und Candelabern umgebildet wird, welche letzteren nun die ehemaligen Fialen ersetzen und für den Blick als Marken, Pointen der Eckenbegrenzung und der Spitze dienen, als optische Haltpunkte. Ich berufe mich hierbei auf das oben von mir angedeutete subjective Streben der deutschen Renaissance nach fröhlicher Anschaulichkeit, nach Belustigung für das Auge, wobei die objectiven Ansprüche technologischer nnd cvnstructiver Rechtwirkung häufig etwas zu kurz kommen. Im Großen betrachtet, erscheinen die bezeichneten Giebelprofile wie Vergrößerungen ausgesägter Rahmengiebel des Kunstschrciners (auf Speiseschränkcn, Bänken. Thüren. Altären) und es ist auch, wenn ich mich nicht irre, von technischer Seite schon hierauf hingewiesen worden. Am meisten werden gewöhnlich dir Voluten getadelt, die 8-förmigen oder blos einfach bogenförmigen Uebergänge zwischen den Giebelstufen. Allein wenn wir hierbei vom materiellen Sinn oder Unsinn absehen — und das Auge ist ja hierzu im Stande — so erscheinen diese Vermittelungs- und Ueberleitungsfvrmen, sofern sie talentvoll behandelt sind, durchaus wuhlthuend und zwar einfach deshalb, weil der Schiefblick (an den Giebelschrägen hin) leichter eine Bogenlinie beschreibt, als eine gerade Linie, welche in diesem Falle (bei schiefer Projection) dem Muskelapparate des Auges schwerer fällt. Überhaupt lassen sich gar manche Formen der Architektur und Ornamentik ganz leicht aus den Gesetzen des motorischen Sehens erklären, wie ich dies in einer neuen Auflage meiner Abhandlung über das optische Formgefühl (Leipzig, Credner, 1873) eingehend nachzuweisen gedenke.

Ein Hauptschmuck des Fa?adcnkörpers ist der aus dem Mittelalter übernommene Erker, welcher häufig ohne Nebereinstimnnmg mit der einfach gehaltenen Wand sehr reich geschmückt erscheint und auf eigenem Säulenfuß oder reich gegliederter Vorragung ruht und von schmuckem Dächlein bekrönt ist. Gleich reizend der freundlich stolze Fronterker und der frank auslugende über Eck gestellte Seitenerker. Wem der antike Tempeltypus oder das geschlossene Steinbild italienischer Renaissancepalaste als Dogma gilt, der mus; freilich diese Vorfchicbung der Stube nach Außen, diese architektonisch ausgesprochene Schaulust als eine barbarische Licenz betrachten, zumal wenn, wie so häufig vorkommt, die Symmetrie unberücksichtigt bleibt. Doch das verdammende Nrtheil seriöser Klassizisten und Jtalianistcn pflegt zu verkennen, daß sich in der Häuserflucht Eins in's Andere rechnet und daß so Unregelmäßigkeiten im Einzelnen wohlthuend im Ganzen sein können. Es wäre erst zu beweisen, daß jede einzelne Straßen-Fa?ade durchaus als harmonischer Mikrokosmos erscheinen muß und daß der Erker überhaupt unarchitektonifch ist. Liegt doch in diesem Vor und Zurück eine wohlthucndc Abwechselung, eine Vermittelung des Gegensatzes zwischen Außen und Innen, sowohl im Ausdruck der Leutseligkeit als des häuslichen Behagens, ein persönlicher und zugleich ein optischer Reiz. Die Stube lehnt sich darin gleichsam mit ihrem Bewohner hinaus, daß er die bauliche Hülle nicht verliert. In der eingezogenen Loggia italienischen Geschmacks sehen wir dagegen den Insassen im Haus ein ziemlich reservirtes Luftbad nehmen und auch sie gewährt eine optische Wohlthat, wenn auch anderer Art. Noch mehr aber empfiehlt sich die Berufung auf jene so originell terrassirten und grthürmten Billetten in der Campagna. Wer diese gern sieht — und wer würde es nicht?— und ihre Nebcrcinstimmuug mit der südlichen Landschaft empfindet, der sage kein Wort gegen die deutschen Renaissance-Häuser mit ihren spitzdachigen Thürmen und Erkern, zumal gegen die Landschlösser dieses Stvles, welche so viel heimischer und vergnüglicher in unserer dunstigen Luft, in unseren Wäldern und Bergen stehen, als die kahlen Reißbrettcompositioncn der Akademiker.

Wo das Haus die Langseite der Straße zuwendet, wird seine Dachschräge mit buntglasirten Ziegeln geziert, oder auch, wie besonders in Nürnberg, wo die Dachpoesie ihre eigentliche Heimat hat, mit aufgesetzten kleinere» Giebeln versehen, zumeist nur in Holzmaterial. Tic Kranzgesimse sind im Gegensatz zu italienischen Bauten meist ganz einfach gehalten.

In Süddeutschlnnd, zumal in oberschwäbischen und schweizerischen Städten liebte man es, nach lombardischer Art die Fahnden mit reicher Scheinarchitektur, Zier und Bilderwerk zu bemalen. Eine wenig glückliche Auskunft, welche dem rohen Nutzbau Vorschub und der Rauheit nordischer Witterung zu geringen Widerstand leistete, daß die Wände alsvald nur mit unklarem Gesudel bedeckt erscheinen mußten und di^Mäg<i^cit° der'Pri'fi lirung und Gliederung nur um so empfindlicher hervortreten ließen.

Was die Grundrisse der Schlösser betrifft, so werden wie im Mittelalter die Unregelmäßigkeiten des Bodens und der historische Wechsel der Bedürfnisse geflissentlich hervorgehoben, so daß ein abenteuerlich malerischer Eindruck entsteht. Runde Eckthürme und selbstständige Stiegenhiiuscr werden hierbei, wenn auch nur in conventionell-dccorativer Weise, beibehalten. Die Schloßflügel gruppiren sich um einen meist unregelmäßigen Hof. Im Innern nimmt den Hauptraum der zum Banketiren bestimmte große Rittersaal ein. — Die Rathhäuser sind oft im Erdgeschoß mit Arcaden umgeben, sonst aber geschlossen behandelt und höchstens mit einer großen Freitreppe versehen. Nicht selten befindet sich die Treppe in einem vorspringenden Thurm, erst später wird sie in den Baukörper eingezogen.

Ter Grundriß des bürgerlichen Wohnhauses bleibt wie im Mittelalter schmal und in die Tiefe gestreckt. Die Verbindung mit dem Hinterhausc ist meist durch hölzerne Galerien hergestellt, die oft von großer Zierlichkeit der Verhältnisse find, besonders in kleineren Landstädtchcn von Unter- und Oberösterreich.

Das nationalste Gepräge hat der neue Styl jedenfalls im Fnchwerkban erhalten, in der Holzarchitektur, deren Charakter, wie wir gesehen haben, dem deutschen Steinbauwesen dieser Zeit zu Grunde liegt. Deutschland erscheint mit diesen seinen Renaissance-Holzbauten (Hildesheiin, Braunschweig, Goslar) entschieden am selbstständigsten und kann sich hiermit noch am ehesten als auf etwas Eigenes und Jneigengcmachtcs berufen gegenüber der hohen Monumentalität der italienischen Steinrenaissancc. Während sich die damaligen Italiener als die ächten Nachfolger der römischen Culturbegründer in Stein und Marmor erweisen, verläugnen wir nicht, daß unsere Ahnen ein Waldvolk gewesen sid. Hängt ja heute noch unser Wesen am Wald und wir fühlen uns heimisch in der holzgetäfelten Stube und am eichenen Tisch. So ist denn auch das Allerbeste und Allereigenste. was die deutsche Renaissance geleistet, der Jnnenbau, die Holzdecoration der Stuben und Säle mit geschnitzten Balkendecken, pilastrirten, gerippten und reich mit Flachmustern geschmückten Wänden und Anderem. Hierbei ist nochmals auf Rebers bereits citirte Betrachtung zu verweisen, welcher die maßgebende Wichtigkeit der Jnnendecoration für die Entwickclung der deutschen Renaissance überhaupt mit scharfem Blick hervorhebt. Doch dies führt von der eigentlichen Baukunst ab zum Kunsthandwerk.

In der Wölbung von fchwerbelasteten Untergeschosse», zumal in der Wölbung von Kirchen, hält man lange am gvthischen System fest und läßt die Rippen ohne Scrupel auf antikisirendes Stützwcrk stoßen. Der Adel ruhig großer Bogenführung, der kubische Raumsinn, der uns in Gewölben italienischer Rena?ss«Vee ergreift, wird meistens vermißt, buch springen hierfür'Ändere Qualitäten?in, derbe, behäbige Kraft und hierzu der Zauber reichen.. .mhcchylhKftÄl.Hier'wcrks. Indessen, was die Kirchenbauten betrifft, 's?-ist'es'beZeichKeitt'und giebt es zu denken, daß sie im ganzen Verlaufe des 16. Jahrhunderts, mit wenigen Ausnahmen, in der Hauptsache, am gothischen System festhielten. Die Zuthaten im neuen Geschmack haben hierbei nur untergeordnete Bedeutung. Auch dies ein Zeichen, daß die deutsche Renaissance zu einer monumentalen Architektonik nicht gelangen konnte, daß sie rudimentär blieb und befangen im Gebiete des Profanbaues,

Das zweite Buch von Lübkes umfassender Leistung enthält die Beschreibung der Bauwerke. Er führt uns durch die verschiedenen deutschen Provinzen, zuerst in die Schweiz, dann in die oberrheinischen und pfälzischen Lande, hierauf nach Schwaben, Franken, Baiern, Oesterreich, Schlesien. Norddeutschland, Sachsen, endlich in die unterrheinischen, westphcilischen und Hefsischen Gebiete. Ein reiches und in der nenen Auflage nunmehr nahezu vollständiges Bild entrollt sich hier vor uns und doch spüren wir der leichtbeschwingten Darstellung nichts an von den mühseligen Vorarbeiten, welche hiezu nöthig waren und für die Kraft eines Einzelnen fast zu schwer erscheinen. Es würde uns hier zu weit führen, von allem Rechenschaft zu geben, was der Verfasser auf seinen emsigen Wanderungen verzeichnet hat. Anch wäre es unstatthaft. Ergänzungen beizubringen, Ivo doch das Bessere und Beste fast überall dargelegt ist. Ich will nicht darauf hinweisen, was aus Kalter«, Eppan. Kempten und anderes Orten nachzutragen wäre, nur ein Denkmal von erheblicher Wichtigkeit ist in Erinnerung zu bringen, der bekannte kleine Hof im Fuggerhause zu Augsburg. Reber ist es. welcher hier zuerst auf die Jahreszahl 1515 (unter einem Bogen) aufmerksam wurde und hiemit in diesem Hofe eine der ersten Renaisscmcearchitekturen Deutschlands erkannte. Leider hat er seine Entdeckung bis jetzt nicht veröffentlicht. Ferner fragt es sich, ob es nicht gut gewesen wäre, auch in die niederländischen Provinzen Beutezüge zu machen. Die plattdeutsche Renaissance dieser Lande hat wohl selbstständige Züge und dabei manches Französische, andererseits stimmt sie doch in wesentlichen Beziehungen mit der deutschen Renaissance überein. Schon als Vermittlerin zwischen Westen und Osten verdient sie wohl eine nähere Beleuchtnng, abgesehen von den damals noch bestehenden engen Zusammenhang niederländischen Lebens mit dem deutschen Stammland. So publicirt neuerdings Seemann im Anschluß an seine deutsche Renaissance Denkmäler der niederländischen Renaissance. Ueber die holländische hat unlängst G. Galland ein eigenes Büchlein verfaßt (Berlin. Duncker, 1882). Freilich hätte im Falle einer Berücksichtigung niederländischer Denkmäler schon im 4, Capitel eine Mitbctrachtung niederländischer Tractate vorausgehen müssen. Ich erwähne »nr 1) „Die Jnventie der Colomnen met Haren coronemcnten ende maten," Antwerpen 153!); 2) Peter Coecke van Alst, die gemahnen Regten von der Architectur über die 5 Manieren der Gebew,

Antorff 1542; Z) Die vorzüglichen, in Deutschland viel verbreiteten (vom Verfasser auch vorübergehend genannten) Werke von Johann Vredeman de Vries, welche in den 70 er und 80 er Jahren zu Antwerpen erschienen; 4) H. Hondius, les cm^ ‚ÄNA» ä« I'arOlntevtule, Amsterdam, 1620.

Indem ich Dies und Anderes in Frage stelle und zu ergänzen suche, bin ich natürlich weit entfernt, dieser Arbeit und ihrem Verdienst das Geringste zu entziehen. Man muß sich erinnern, wie man daran war, als Kugler ans dem unendlichen Stoff der Kunstgeschichte znm ersten Mal ein geschlossenes Ganzes schuf. Luvte hat eine ähnliche Gabe der Stvffbeherrschung. Eine solche Kraft, welche ein höchst umfassendes Material vor den Augen zur Uebersicht ausbreitet, leistet etwas für ganze Generationen höchst Wohlthuendcs, woran dann weitere Geschlechter fortbaucn und fortarbeiten können. Nur einen kleinen Beitrag hierzu sollen diese wenigen Bemerkungen bilden.

A?ozarts Opern.

von

Otto Gumprechr.

— Berlin. —

Von diesen Bergen zog der isottesathem,
Kewürzt mit Kräutern und mit Blnmendust
In seine jugendlich gehobene Brust,
Tarnm ist er geworden auch, wie sie,
Wie diele Berge, seiner Wiege Hüler,
Wohl giebt es höh're — doch sie decket Eis.
Gewaltigere — allein das scheue Leben,
ES findet für den ffnsjtritt keine Spur
Und sticht mit schaudern die erhabne Wusle,
Sr aber klomm so hoch, als Leben reicht.
Und stieg so lies, als Leben blühl und dultet
Und so ward ihm der ewig srische Kranz,
Ten die Natur ihn, wand und mit ihm theilet,

it goldenen Worten bringen uns diese dem Grillparzer'schen Gedicht „bei Gelegenheit der Enthüllung von Mozarts Standbild in Salzburg, September 1842" entlehnten Berse das eigenste Wesen des Meisters vor die Seele. Gerade jetzt aber im Jubiläums-Jahrzehnt seiner sieben klassischen Opern — Jdvmeneo hat der 29. Januar 1761, die Zaubcrflöte den September 17S1 zuerst das Licht der Lampen erblickt — wird es wenigstens nicht unzeitgemäß fein, einmal wieder an die Bedeutung des Geschenks zu erinnern, das die Welt mit jenen Werke» empfangen. Sie kannten nur aus einer Hand kommen, die nach ihrem Willen sämmtliche Mächte des Tonreichs gelenkt, von welcher berührt selbst die sprödesten Formen nachgaben, unter deren weichen Griffen immer und überall die reinste Fluth des Wohllauts hervvrströmte., Ter größte Bühneneompvnist ist zugleich der universalste Musiker gewesen, der eine durch den ander» aufgenährt und erzogen worden. Werfen wir darum zuvörderst einen raschen Blick aus seine gesammte, über alle Gebiete unserer Kunst sich erstreckende Produktion.

Tie still iu sich befriedigte Schönheit zeigt innerhalb der modernen Auust ihr Himinelsantlitz nirgend so ungetrübt wie in den Schöpfungen Raphaels, Mozarts und Goethes. Wir wissen aus den Gesprächen mit Erkermann, welchen Platz in der Liebe unseres erlauchtesten Dichters der ihm geistesverwandte Musiker eingenommen. „Mozart starb, heißt es da, in seinem sechsunddreißigsten Jahre. Raphael im gleichen Alter. Byron nur um Weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das Vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch andern Leuten in dieser, auf eine lange Dauer berechnete» Welt noch etwas zu thun übrig bliebe . . . Eine Erscheinung wie Mozart bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären ist. Doch wie wollte die Gottheit überall Wunder zu thun Gelegenheit finden, wenn sie es nicht zuweilen in außerordentlichen Individuen versuchte, die wir anstaunen und nicht begreisen, woher sie kommen." Auf's Deutlichste entsinnt sich der Greis der Cvncerte, in denen 1763 das siebenjährige Salzburger Wunderkind vor den staunenden Frankfurtern erschienen. Tie Verkörperung der höchsten künstlerischen Eigenschaften erblickte er in dem Meister und in dessen Schassen, So groß ist aber die Aehnlichkeit zwischen Raphael und Mozart, daß man kaum von dem Einen reden kann, ohne zugleich des Anderen zu gedenken. Die Milde und Güte ihres Wesens, die jeden von ihnen ergriffenen Stoff erwärmt, durchleuchtet, verklärt, macht sie zu Zwillingsbrüdern im Reiche des Schönen. Wort für Wort paßt auf Mozart, was Karl Frenzel in einem Feuilleton der Nativnalzcitung so zutreffend über Raphael gesagt: „Heiteres und Schönes. Würdiges uud Erhabenes in buntem Wechsel, überall Wohllaut und Wohlgefühl, die edelsten Formen und die reinste Farbenpracht, nichts Häßliches noch Grelles, der Schmerz ist aus dieser Welt nicht ausgeschlossen, aber er hat durch die Geduld der Leidenden und das Mitleid der Anderen seinen Schrecken verloren; er entstellt nicht, sondern rührt oder verklärt."

Tie Leidenschaft, die ja nichts Anderes ist, als das Gefühl in seiner höchsten Steigerung, hat gewiß ihren vollgewogenen Theil an der Mozart'schen Tonsprache. Diese wäre nimmermehr vertraut gewesen mit aller Lust und allem Weh der Erde, bliebe der naturgewaltigsten Beherrscherin der Herzen die seurige Zunge gebunden. Aber auch in der heftigsten Erregung wahrt der Ausdruck den ihm angeborenen Adel. Selbst die zwiespältigste Zerrissenheit des kundzugebenden Inhalts läßt die Schönheit der Erscheinung unangetastet. Nie schlägt das Pathetische in's Pathologische um, verzerrt sich das Charakteristische znr Carricatur. Den echt menschlichen Tempel tragen darum bei aller Mannigfaltigkeit sämmtliche Gestalten des Meisters. Seine Bühne hat Raum für das Verbrechen, das Laster, für die verschiedensten Schattirnngen des Bösen, jedoch so, daß wir in dessen Vertretern immer noch Geschöpfe von Fleisch und Bein, Wesen unserer Art erkennen. Sie flößen deshalb nicht blos Schrecken und Abscheu, sondern auch Mitgefühl ein. an jene tiefsinnige Sage gemahnend, die in den Kindern der Finsternis; nur gefallene Engel erblickt. Weil die Kunst an die Stelle der vorgefundenen Wirklichkeit eine bessere setzt, sagen wir: sie spiele mit Menschen und Dingen. Sie soll den gesummten Reichthnm des Lebens in sich anfnehmcn, um ihn zum Urbildlichen geläutert und verallgemeinert wieder zu geben. Alle künstlerische Thätigkeit lauft aus solch idealisircndes Spiel der Phantasie hinaus, in welchem Bejahung und Verneinung der realen Welt auf's Innigste sich durchdringen und ergänzen. Ten Zusammenklang dieser beiden Momente vernehmen wir im Reiche der Tone nirgend so hell und rein wie bei Mozart. Dieselbe Wirklichkeit, die er auf's Liebevollste umfaßt, wandelt und verklärt sich unter seinen Händen, ofsnet sich dem krystallenen Strome jener, alle Widersprüche lösenden und versöhnenden Harmonie, die den unzerstörbaren Grundzug seines eigensten Wesens bildet. Man muß behaupten, daß schon von Hans ans unter sämmtlichen Künsten die Musik den auszusprechenden Inhalt am meisten verallgemeinert und idcalisirt. Sie vermag ihn weder so sinnfällig zur Erscheinung zu bringen wie Plastik und Malerei, noch so unzweideutig der Vorstellung mitzutheilen wie die Poesie, In die ahnungsvolle Innerlichkeit, darin sie lebt und webt, wirft die Außenwelt nur verschwimmende Schatten. Und ferner ungleich peinlicher als alle Mißgestalt, als irgend welchen durch Worte hervorgerufenen Eindruck empfinden wir den Mißklang. Hieraus folgt mit zwingender Nothwendigkeit, daß die Tonkunst weit mehr an die Vcrmittelung der Gegensätze, also auch, was die Tarstellung des Häßlichen anlangt, in viel engere Grenzen sich gewiesen sieht als ihre Schwestern. In diesem Sinne dürfen wir Mozart den echtesten aller Mnsiker nennen. Nie redet bei ihm die Freude so laut, daß ihr nicht etwa« von der entsagungsvollen Wehmuth sich beimischte, die aus dem Gefühl unserer Vergänglichkeit entspringt, und jedem durch ihn zum Ausdruck gelangten Schmerz antworten leise, milde Stimmen des Trostes. Stets hat er der Leidenschaft die goldene Rüstung des Maßes angelegt. Daß er seine Gestalten nur aus Wohllaut geformt, hängt mit jenem Jneins der Gegensätze ans's Engste zusammen.

In der That, wie vor einem Wunder stehen wir vor Mozarts Leben und Schaffen. So kurz war ihm die Frist bemessen, und dabei welche überquellende Fülle der Prodnctivn! Vom Tanz bis zur Sinfonie, vom Lied bis zur Oper hat er alle Gattungen der Kunst gepflegt, jeder einzelnen unvergängliche Spuren seines Genius aufgeprägt. Die durch die Verlagshandlnng von Breitkopf nnd Härtel in Leipzig veranstaltete Gesammtausgabe enthält mehr als 60V Evmpositivnen, für die Kirche, 118 für Orchester. 100 für Kammermusik, 17 fiir die Orgel. 4S Coneerte. 62 Clavierstücke. 154 kleinere Gesangssachen, 26 dramatische Arbeiten und Cantaten. Aus dem instrumentalen Gebiet bildet Mozart das Mittelglied zwischen Haydn und Beethoven, das Tagewerk des einen fortsetzend, das des andern vorbereitend. Ter ältere Meister hatte die von Philipp Emanuel Bach überkommene Sonatenform weiter entwickelt, sie für die Sinfonie, das Streichquartett in Anspruch genommen, zu solchem Zweck das Ausdrucksvermögen sämmtlicher Darstelluugsmittel geschmeidigt und gesteigert, diese zu Trägern des ihrer innersten Natur gemäßen Kunstwerks erzogen. Nachdem die Instrumente geraume Zeit zu bloßer Kurzweil aufgespielt, war ihnen im Opernorchcster eine würdigere Verwendung zu Theil geworden. Aber sie mußten hier doch immer nur dienen, entweder den Stimmen oder, wenn es hoch kam, der dramatischen Wirkung. Ihre eigene Bedeutung gewann die Instrumentalmusik erst in der Kirche als Teilnehmerin an den Acten des Cultus. Sie ging so völlig auf in der schon während des siebzehnten Jahrhunderts hoch entwickelten Orgelkunst, daß diese dann auch für die weltlichen Gattungen, für die Snite, die Kammersonate, das Concerto grosso, Vorbild gewesen. Es ist Haydns unvergängliches Verdienst, daß er der Sprache der Instrumente den geistlichen Charakter abgestreift, sowohl freien Raum ihrer Spielfreudigkeit gewährt, als sie auch in künstlerische Bahnen geleitet, ihr den reinen Stempel der Schönheit aufgeprägt hat. Ter innige Zusammenhang mit der nationalen Sang- und Tanzweise tritt hier überall deutlich erkennbar zu Tage. Dies echt volksthümliche, jedem Ohr verständliche Element ist der Wiener Schule selbst in ihren letzten erhabensten Schöpfungen nicht ganz verloren gegangen.

Die von Haydn ausgebildete Technik eignete sich Mozart mit leichtem, sicheren Griffe an, um ihr seine Seele einzuhauchen. Er, der geborene Gcsangscompvnist, überragte jenen unendlich in Rücksicht auf melodisches Vermögen Seine Motive haben nicht nur weit süßeren, volleren Klang, sie weisen auch einen viel reicheren, >pärmeren, mannigfaltiger gearteten Empfindungsgehalt auf. Zum Spiel gesellt sich der Ernst, zur Heiterkeit die Wehmuth, zu beiden immer häufiger wirkliche Leidenschaft. Wir werden bereits leise gemahnt an die in Tönen unersättlich schwärmende nnd schwelgende Gesühlstrunkcnheit unserer modernen Romantik. Fehlte die Eva in dem Paradies der Unschuld, aus dem Haydns kindlich wohlgemuthe Instrumentalmusik Kunde bringt, so ist die Mozart'sche gänzlich beherrscht und erfüllt von der Sehnsucht nach den, Ewig-Weiblichen. Stets athmcn wir deren würzigen Blüthendnft, gehörte sie doch nothwendig zur Vollendung der idealen Jüngtingsnatur, die in den Werken des Meisters sich abspiegelt. Ucber so viele seiner Sinfonien, Quintette, Quartette. Klaviersachen könnte man als Motto die Worte seiner schönsten Tenorarie setzen: O wie ängstlich, o wie feurig schlägt mein liebevolles Herz! Wie schon die Themen Mozarts viel ausdrucksvoller zu sein pflegen als die Haydn'schen, so geht auch gemeinhin die Entwickelung weit mehr in die Breite und Tiefe. Der größere Ge^ dankenreichthum bedingt für die einzelnen Sätze einen weiteren Rahmen, und mit dem Umfang ist ihre individuelle Bedeutsamkeit gewachsen. Allegro, Andante oder Adagio, Menuett, Finale unterscheiden sich nicht mehr allein durch Tempo, Tact und Tonart, sondern auch durch den innersten Stimmungs charakter.

Die bekanntesten unter Mozarts 41 Sinfonien, die beiden in O-dur (die vier- und die dreisätzige, jene die Hasfner-Sinfonie geheißen, weil sie ursprünglich als Festgabe für eine Salzburger Familie des Namens bestimmt gewesen, was auch den vorwiegend serenadenartigen Charakter erklärt), die in L8-(l>,r, 6-moII und 0,l,„r stammen sämmtlich aus der Wiener Periode. Besonders die letzten drei sind allen musikalisch Gebildeten von Jugend auf lieb und vertraut. Sie wurden im Summer 1788 unmittelbar hinter einander in der unglaublich kurzen Frist von anderthalb Monaten geschrieben. Trotz der gleichzeitigen Entstehung zeigt das Stimmungscvlorit die denkbar größte Verschiedenheit. Der über Haydn hinaus gemachte unermeßliche Fortschritt kann selbst der oberflächlichsten Betrachtung nicht entgehen. Er giebt sich zu erkennen durch die reichere Erfindung, den quellender?« melodischen Fluß und Guß, den weiteren seelischen Modulationsumfang. den charakteristischeren Gehalt der Themen und ihrer Entwickelung, den blühenderen Vollklang des Orchesters, in welchem die Bläser, diese Sänger unter den Instrumenten, namentlich die saftige, der Menschcnstimme so ähnliche Clarinette immer mehr zur Geltung kommen. Der Meister hat bereits, was den letzten Punkt anlangt, unseren modernen Romantikern den Weg gewiesen. „Er hauchte (sagt Richard Wagner) seinen Instrumenten den sehnsuchtsvollen Athem der menschlichen Stimme ein, dem sein Genius mit weit vorwaltender Liebe sich zuneigte. Den unversiegbaren Strom reicher Harmonie leitete er in das Herz der Melodie, gleichsam in rastloser Sorge ihr. der nur von Instrumenten vorgetragenen, ersatzweise die Gcfühlstiefe und Inbrunst zu geben, wie sie der natürlichen menschlichen Stimme als unerschöpflicher Quell des Ausdrucks im Innersten des Herzens zu Grunde liegt. — So erhob er die Gesangsausdrucksfähigkeit des Instrumentalen zu der Höhe, daß sie die ganze Tiefe unendlicher Herzenssehnsucht in sich zu fasscu vermochte." Man kann unter allen Sinfonien Mozarts die in Ls-äur die mozartischste nennen. Die beiden Grundzüge seines Wesens, Anmuth und Innigkeit, sind in ihr zu uneingeschränkter Erscheinung gelangt, so daß hier der^reme Geist deS Tondichters gleichsam aus hellen, offenen Augen hervorsieht. Als einen wahren Triumph Kes Wohllauts durfte Jahn das Werk bezeichnen. Da ist Alles sonnige Heiterkeit, süßer Friede, lächelndes Behagen. Sämmtliche vier Sätze tragen diesen Charakter, das auf die Prachtklängc der breiten und doch fest zusammengehaltenen Einleitung folgende, von jugendlichem Lebensdrang geschwellte erste Allegro, das so weich hingegossene, schwärmerische Andante, der vornehm lässige Menuett, das humoristisch gefärbie Finale. Nur eine vom reichsten Segen des Gemüths befruchtete Phantasie konnte solchen himmlischen Gast herbeirufen aus den elysäischen Gefilden in unsere kämpf- und schmerzerfüllte Welt.

Das gerade Gegenstück der Ls-äur-Sinfonie ist die in U-moll. Dort ungestörtes Glücksgefühl, bald selig in sich hineinträumend, bald fröhlich nach außen gewandt; hier aufgeregteste Leidenschaft, wühlende Unruhe, trostloses Weh. Ein ganz neues AuSdrucksgcbiet war damit der Instrumentalmusik gewonnen. Diese hatte bisher fast ausschließlich Töne der Freude angeschlagen, nie ihr Ohr und ihre Stimme den finsteren Mächten in der menschlichen Brust geliehen. Indem die 6-iiwlI-Sinfonie solches gethan, deutet sie bereits sinnfällig auf Beethoven, man denke z. B. an dessen pathetische Sonate, an die in O-moll und in k'-moll. Statt Befreiung und Versöhnung zu bringen, steigert und schärft der letzte Satz den im ersten kundgethanen Zwiespalt. Dergleichen seelische Nachtstücke finden sich nur ausnahmsweise im Bereiche der klassischen Kunst. Nicht zum zweiten Male begegnet uns bei Mozart ein ähnliches Beharren in der unaufgelösten Dissonanz, dies zu keinem Abschluß, zu keinem Frieden kommende qualvolle Ringen. Er hat aber vermöge des ihm eingeborenen hellenischen Zuges selbst der Verzweiflung ein edles Antlitz gegeben, treu dem in den Briefen über die Entführung vor dem Vater abgelegten ästhetischen Glaubensbekenntnisse, von dem später noch die Rede sein wird. Tie den bittersten Schmerz auf den Lippen tragende Tondichtung, sie bewegt sich zugleich in den reinen Wellenlinien der Schönheit. Ihr ist deshalb die nämliche Anmuth eigen, von der Goethe gegenüber der Laokvon-Gruvpe zu sprechen ge wagt. In der einen wie in der anderen sehen wir die Natur durch den Idealismus der künstlerischen Form gebändigt und verklärt und doch die höchste Macht und Wahrheit des Ausdrucks damit verbunden. Muster ihrer Art sind das an genialster thematischer Arbeit so reiche erste Allegro, der charaktervolle Menuett, das ungestüme Finale. Einigermaßen zurück steht dagegen das zwar ungemein innig anhebende, aber im weiteren Verlauf zu gemächlich sich ausbreitende Andante. In der gesammten Partitur ist trotz des gewichtigen Inhalts auf die Mitwirkung der Trompeten und Pauken Verzicht geleistet. Das Fehlen der Posaunen, die damals nur in der Kirche und im Theater gelegentlich zur Anwendung kamen, versteht sich von selbst.

Wiederum aus ganz anderem Stoff hat der Meister seine große Ociu,'Sinfonie geformt. Der laut aufjubelnde, von Hellem Glanz umflossene erste Satz könnte die Einleitung zu einer Festoper abgeben. Eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihm und der Titus-Ouvertüre tritt unverkennbar zu Tage. Tie breiten stattlichen Motive haften sofort im Ohr und im Gedächtnis;. Auf alles Andere ist es indessen hier eher abgesehen als auf Fülle der thematischen EntWickelung, die für das Finale aufgespart blieb. Wie in ein laues, würziges Bad oder wie in das Land, wo Milch und Honig fließt, fühlt man sich bei den Klängen des nach der Art einer gefühlsseligen Tenorarie beginnenden, in reifer, süßer Sinnlichkeit schwelgenden Andante versetzt. Melodie, Harmonie, Instrumentation, sie alle sind mit dem üppigsten Wohllaut getränkt. Die Haydn'schen Menuetts weisen zumeist einen kleinbürgerlichen oder ländlichen, die Mozart'schrn einen aristokratischen Charakter auf. In jenen tanzt das Volk, in diesen die vornehme Welt und der herrliche dritte Satz der Odur-Sinfvnie macht davon keine Ausnahme, Die brausende Lust die ihn erfüllt, wird gemildert und geadelt durch den Zauber der Anmuth. Dem fugenartigen Finale, dem noch gewaltigeren Seitenstück dcr Jauberflöten-Ouverturc verdankt das Werk den stolzen Namen der Jupiter Sinfonie. Wenn gesagt worden, daß bei Mozart sogar der Cvntrapunkt singe, in Warmes, blühendes Leben sich verwandelt, so ist dieS wunderbare Tvngcbiide ein handgreiflicher Beleg dafür. Sämmtlichc Motive, ans denen es sich in kimstvollstcr Entwickelnng aufbaut, erscheinen zuletzt gleichzeitig, und doch empfängt der Hörer von dcr gestaltenreichen Mannigfaltigkeit den Eindruck reinster Harmonie. Es ist.

als ob die Olympier triumphirend vorüberzogen in ihrer ganzen Machtfüllc und ewigen Heiterkeit, Bei so genialem Spiel mit den sprödesten polyphonen Formen wollen wir eines schönen Wortes von Moritz Hauptmann eingedenk sein- „Das sind die Kunstgebencdeitrn. die mit dem Schönen spielen! Wenn nur dieser Sinn des Spieles mehr gefaßt würde: des Leichten im Schweren, wo bei aller Vollwichtigkeit alles Pesante zurückbleibt. Was gehört aber dazu! Welche Kraft, alle die Last der Faetur in die Höhe schnellen zu können, daß sie als Kunstblume oben schwebe, nein Alles durchdringe."

Als eine der kenschestcn Offenbarungen instrumentaler Kunst mußte das Streichquartett dem Vollblutmusikrr Mozart besonders an's Herz gewachsen sein. Es hat Raum für den unmittelbarsten Ausdruck der Empfindung, die aus tiefstem Gemüth emporquellende Melodie nnd für die feinsten, sinnreichsten thematischen Cvmbinationeu, läßt den seelenvollen Sänger nicht minder zur Geltung kommen als den gewiegten Contrapnnktistcn. Von den 26 Mozart'schen Quartetten weifen zehn — auch diese gehören sämmtlich der Wiener Jcit an — den Stempel reifster Meisterschaft ans. Es gilt das namrntlich von den sechs Haydn gewidmeten. Sie verdanken ihre Entstehung keinem äußeren Anlaß, sondern einzig dem inneren Drange, der Frcnde an der Arbeit. Unter ihnen ist am schwersten gewogen das in O-änr mit jenen berühmten Dissonanzenreihen der Einleitung, welche einst die Zeitgenossen so stutzig gemacht. Das Allrrheiligstc des Compvnisten scheint dcr tiefsinnige Ernst vor uns aufzuthun, dessen Sprache wir hier vernehmen. Jeder dcr vier Sätze verbindet mit reinster Formcnvollendnng ergreifende Macht und Innigkeit des Stimmnngsgehalts, zumal das Andante, in welchem, um mit Jahn zu reden: nur so viel von irdischem Stoff aufgewandt worden, als nöthig ist, um auf menschliche Sinne zu wirken. Hervorzuheben sind ferner die Quartette in O-m^II und in IZ 6ur, jenes wehmüthig gefärbt, dieses voll spielscliger Heiterkeit. Der Schlußsatz des erstcren entrollt eine schimmernde Perlenschnur von Variationen, denen als Thema eine auf den leichtbeschwingten Rhythmen des Sechsachteltaktes sich schaukelnde Siciliana zu Grunde liegt. Wie die Jnstrnmentalmnsik Mozarts, dem Schubert darin ähnlich ist, oft genug den Vocalcvmponisten verräth, so auch das IZ <wr-Quartett. Das Finale erinnert geradezu an die Weise dcr komischcn Opcr, ihre heiteren Deister umschweben es. Nicht ganz auf gleicher Hohe stehen die drei Friedrich Wilhelm II. zugeeigneten Werke der Gattung, Die Factur ist auch in ihnen meisterlich, aber die verbindliche Glätte und Eleganz der Tonsprache wie die Bevorzugung des vom königlichen Besteller gespielten Viulvncells geben uns doch die auf diesen genommene Rücksicht zu erkennen.

Aus der Reihe der Streich quintette sei nur das in (?-m«1I, zu den genialsten Schöpfungen des Meisters zählend, hervorgehoben. Es ist der V-mM-Sinfonie — sobald Mozart diese Tonart angeschlagen, pflegte er bis auf den Grund der Seele bewegt zu sein — bluts- und geistesverwandt. Die alten hellenischen Sagen wissen viel zu erzählen von gebrochenen Herzen, dir in köstliche Blumen verwandelt worden, und von einer ähnlichen Metamorphose möchte man in unserem Falle reden, denn auch hier sollten dem bittersten Leid wunderbarste Himmelsblüthen der Schönheit entsprießen. Während die Sinfonie friedlos schließt oder vielmehr verzweiflungsvoll abbricht, schlägt im Quintett mit dem Beginn des Finale die Stimmung urplötzlich in ihr Gegentheil um. Ter Schmerz hat sich ausgeweint und frohockende Lust tritt an seine Stelle. Goethes „Es küßt sich so süß die Lippe der zweiten als kaum sich die Lippe der ersten geküßt," könnte einem dabei in den Sinn kommen. Noch ist wenigstens mit zwei Worten des ^-duiQuintetts für Clarinette und Saitenqua rtctt zu gedenken. Die Wahl der Darstellungsmittel läßt den Charakter des Werks errathen. Es lebt und webt in anmuthig bewegtem Tonspiel, in poetisch verklärter Sinn» lichkeit. Je ernster und nachdenklicher unsere Kammermusik geworden, um so mehr ist die ihr ehedem geläufige Mischung von Streich- und allerlei Blasinstrumenten außer Gebrauch gekommen. Ein echtes Kind seiner Zeit und doch vom Ablauf der Jahre kaum leise gestreift, spiegelt das Clarinette,^ Quintett mit seiner quellenden Melodik, feinen weich hingegossenen Harmonien, feinen sanft und gleichmäßig schwebenden Gefühlsrhythmen das geistige Antlitz einer Gesellschaft wider, die, Virtuosin in der Kunst des Genusses, diese auch im Genuß der Kunst übte. Fast die gesammte ältere österreichische Instrumentalmusik bekannte sich zu dem Worte: Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe. Daß sie, die Hansgenossin der Aristokratie, vor Allem bedacht sein mußte, für gefälligen Zeitvertreib, für leicht eingängliche Unterhaltung zu sorgen, geben schon die Namen der von ihr mit Vorliebe gepflegten Gattungen kund. Wenn die Herrschaften tafelten, wurden Divertimentos, sobald man sich im Freien ergötzte, Serenaden aufgespielt. Die beiden gemeinsame Richtung auf das rein Sinnliche, die bloße weder durch polyphone Heimsuchungen noch durch vordringlichere Charakteristik des Ausdrncks gestörte Ohrenlust klang auch in die anspruchsvolleren Gebilde der Kammer- und Qrchestermusik, in das Streichquartett und in die Sinfonie hinein und verschwand erst bei Beethoven mehr und mehr.

Um den Mozart'fchen Claviercvmpofitionen gerecht zu werden, dürfen wir zweierlei nicht außer Acht lassen: einmal die Beschaffenheit des Instruments, auf das sie berechnet find, und ferner den Umstand, daß weitaus die meisten flüchtige Gaben des Augenblicks gewesen, von ihm hervorgerufen, seinen Bedürfnissen angepaßt. Der alte Wiener Flügel hatte viel

größere Aehnlichkeit mit dem urväterifchcn Spinett als mit den gewaltigen erzgepanzettcn Tonriesen unserer heutigen Pianisten, Von magerem, rasch wieder verhallenden Klange und darum nur einen sehr bescheidenen Kraftaufwand ertragend, versagte er sich den wuchtigen Griffen, dem bis zu orchesterartigen Wirkungen gesteigerten Spielrcichthum der modernen Technik. Zarte Anmuth, durchsichtige Klarheit, perlende Geläufigkeit waren vorzugsweise die Eigenschaften, die auf ihm zur Geltung kamen. Seinem beschränkten Darstellungsvermvgen entsprechen die Mozart'schen Clavierwrrke durchaus. Sie waren der großen Mehrzahl nach thcils Ucbungsstoff für die Schüler, theils gelegentliche Almosen, von dem immer mit Arbeiten überhäuften und doch stets zum Geben bereiten Meister befreundeten Dilettanten oder Virtuosen gespendet. Nicht nur haben diese Stücke noch heutigen Tages hohen pädagogischen Werth, es finden sich auch da neben massenhaftem Gemeingut der Zeit einzelne Gebilde von unvergänglicher Bedeutung, die ihrem Autor einen der ersten Plätze unter den Klassikern des Claviers sichern. Welcher Spieler könnte sich wohl die L-moll-Fantasie entgehen lassen! Sie reicht bereits tief hinein in ein Ausdrucksgebiet, das wir gewohnt sind, als Beethovens Domäne zu betrachten. Auf diesen überquellenden Strom edelster Melodie paßt so recht das schöne MendelSsohn'sche Wort: „Es gicbt doch wirklich Musik, die ist, als ob die Quintessenz aus der Musik genommen wäre, als ob sie die Seele von der Musik wäre." Auch an die ?-moI1-Fantasie muß hier erinnert werden, die, ursprünglich für ein Orgelwerk bestimmt, in der vierhändigen Bearbeitung zu den kostbarsten Perlen der gesammten Clavierliteratur gehört. Welche Fülle genialster Erfindung im engsten Rahmen! Zuerst die an Beethvvcn'schc Tonstürme gemahnende Einleitung, dann ein geift- und charaktervolles Fugato, das nach dem es unterbrechenden süß wehmüthigcn Gesang des kurzen echt Mozart'schen Andante noch reicher und kräftiger sich entfaltet und vorbildlich für den letzten Satz der ebenfalls vierhändigen ?-luoII'Fantasie von Schubert gewesen. Wie wenig auch mit den Beethoven'schen Sonaten die des Vorgängers sich «icssen können, diese haben doch vollen Anspruch auf eine Stelle im musikalischen Hausfchatz jeder deutschen Familie. Die bedeutendste unter den zweihändigen ist die in (!-in«11, der Fantasie in der nämlichen Tonart stimmungsvcrwandt und ihr vom Componisten unmittelbar angeschlossen. Zu nennen sind ferner zwei in ?><1ur, die in L.-ino1I und die in mit dem charakteristischen

allu ?ur«i. Auch die vierhändige in H'-clui- und die in O-Äur für zwei Claviere dürfen nicht unerwähnt bleiben. Von den 42 Sonaten mit Violine sind die in und in Oinoll die bekanntesten. In dein

eigenartigsten der 8 Trios gesellen sich zum Clavier: Clarinettc und Viole. Noch ungleich voller gewogen, sind die beiden Quartette in 0-ro.«I1 und V»-cIur für Clavier, Violine, Viole und Cello und das L«-gur-Quintett für Clavier und Blasinstrumente, das unübertroffene Muster des Beethoven'schen («i'. 16) und vielleicht das sang- und klangreichste Werk innerhalb der gesammten Kammermusik, an dem sein Autor solche Baterfreude gehabt, daß er 1784 nach Salzburg berichtete, er hielte es für das Beste, was er noch in seinem Leben geschrieben.

Mozart hat allein in Wien nicht weniger als 17 Clavierconcerte cornponirt, die meisten für den eigenen Bedarf. Wer könnte leugnen, oder auch nur sich verwundern, daß an ihnen die Zeit keineswegs spurlos vorübergegangen. Je feinfühliger sie der Leistungsfähigkeit des Instruments sich anschmiegen, um so scharfer treten die dieser ehedem gezogenen engen Grenzen zu Tage. Tie durch den vervollkommneten Mechanismus des modernen Flügels dem Spieler gebotenen Vvrtheile mußten hier gänzlich unausgenntzt bleiben. Und das ist es nicht allein, auch schon von Hans aus liegt die Vergänglichkeit einer Gattung im Blnte. die vermöge ihrer innigen Beziehungen zum Virtuvsenthum unter der Herrschaft des Zeitgeschmacks steht. Bon sämmtlichen Tongebilden sind die dem Bravourbedürfnisse gewidmeten die kurzlebigsten. Tie Regel findet auf die Gesangsfioritur ebensowohl ihre Anwendung wie auf jede Art instrumentalen Laufwerks. Mozarts Concerte enthalten nun aber neben dem vergilbten Rocvco des sie umrankenden Zierraths eine Fülle frischen blühenden Lebens. Man kann sie nicht treffender charakterisiren, als es der Meister selber im Hinblick auf die drei ersten, von ihm in Wien vorgetragenen, gethan, während er den 23. Dccembcr 1782 dem Vater schrieb: „Tie Concerte sind das Mittelding zwischen zu schwer und zu leicht, sind sehr brillant, angenehm in die Ohren, natürlich ohne in das Leere zu fallen — hier und da können auch Kenner allein Satisfaction erhalten, doch so, daß die Nichtkenner damit zufrieden sein müssen, ohne zu wissen warum." Turch unerschöpflichenFarben- und Gestaltenreichthum thut sich namentlich die Behandlung des Orchesters hervor. Zwischen ihm und dem SoloInstrument wallet die regste, einträchtigste Gegenseitigkeit, die Andantes stehen gewöhnlich hinter den beiden Außensätzen zurück. Vielfach gemahnt die sprudelnde Heiterkeit der Finales an die Weise der komischen Oper.

Vor allen anderen Mozart'fchen Cvncerten gebührt der Preis dem in O-W«I1, einem Werke, durchglüht von heißester Leidenschaft, die blvs in dem schönen, wie unter Thrcinen lächelnden romanzenartigcn Andante zu träumerischer Wehmuth sich sänftigt, um dann auf's Neue nur desto heftiger emporzulodern. Jriedseligstes Behagen breitet sich dagegen in dem O-dnr> Concert aus. Wie innig und gemüthvvll ist der Verkehr zwischen den übrigen Instrumenten und dem bevorzugten Clavier, dem sie eine Menge der zartesten, galantesten Tinge sagen, ihm um die Wette huldigend, als wäre es ihre Herzenskönigin. Aus ähnlichem Stoff sind die Concerte in L-äur und L.-äur geformt, auch in ihnen, namentlich in den Schlußsätzen frohlockt ausgelassene Heiterkeit, aber durch vornehme Anmuth gemildert und geadelt. Tos Finale des L-moll-Concerts, ein Thema mit Variationen, ist ein kleines Cabinetsstück seiner Art. Ten zierlichsten Spielen des Geistes und der Laune HU sich hier diese Kunstform dargeboten. Auch der erste Satz ist von unangetastetem Reize, das Larghettv freilich ganz verblaßt. Weil allenthalben und zumal im Reich des Schönen das Beste der Feind des Guten ist, sollten Mozarts Clavierconcerte durch die Beethoven'schen von der Tagesordnung verdrängt werden. So hoch aber auch der jüngere Meister über den älteren hinausgewachsen, er steht dennoch auf seinen Schultern. Noch ein anderer Umstand entfremdet diese Sachen der Theilnahme des heutigen Geschlechts. Sie fordern zu ihrer sinngemäßen Wiedergabe Finger wie mit Sammet und Seide überzogen, den gesang- und modulationsreichsten Anschlag, die geschmeidigsten Künste des Piano und Legats, während das Virtuosenthum neuesten Stils nur für schwerste Athletenarbeit auf den Tasten gerüstet zu sein pflegt.

Wir besitzen von Mozart nicht mehr als einige zwanzig Lieder. Weder ihre geringe Zahl noch ihr mit wenigen Ausnahmen bescheidener Werth darf uns überraschen, hängt doch das Gedeihen der Gattung von zwei Bedingungen ab, die erst das neunzehnte Jahrhundert erfüllt hat. Die Blüthe des Kunstliedes setzt die der nationalen Poesie voraus, auf die großen Dichter folgen die großen Sänger, diese sind durch jene erweckt. Nun hatten zwar bereits zu Ende der Periode, in die unseres Meisters Tagewerk siel, die Schatzkammern der Goethe'schen Lyrik sich weit aufgethan, aber ihr Inhalt war noch nicht Gemeingut des deutschen Volkes geworden, blos die Aristokratie der Bildung fand zu ihnen den Weg. Das Zweite, dessen das Lied bedarf, die auf's Höchste gesteigerte, verfeinerte, durchgeistigte Ausdrucksfähigkeit des Bcgleitungsinstrumeiits, verdankte das Clavier erst der Beethoven'schen Sonate. Unsere ältere musikalische Lyrik nahm sich darum entweder die anspruchslose Schlichtheit der Volksweise zum Muster, oder sie bewegte sich in den Formen der italienischen Conccrtarie. Ein Gebilde, schon die ganze spätere Herrlichkeit des deutschen LiedeS weissagend, hat uns Mozart dennoch geschenkt: das Goethe'sche „Veilchen", das ihm eine freundliche Fügung des Zufalls in die Hand gespielt. Wohl mußte ein von so erlauchten Gärtnern gepflegtes Blümlcin zu wunderbarster Lieblichkeit erblühen.

Welche Stellung nimmt Mozart innerhalb der Kirchenmusik ein, zählt er unter ihre Klassiker? Um die Frage zu beantworten, bedarf es keiner langen Ueberlegung. Nicht in der Persönlichkeit des Meisters, sondern in der kulturgeschichtlichen Signatur seiner Zeit liegt der Grund, weshalb ihm die Bühne unendlich mehr verdanken sollte als die Kirche. Je weniger die letztere als «berste, das gesammte Leben, Denken und Empfinden der Menschen lenkende Macht sich behaupten konnte, um so unfähiger wurde sie zugleich, die ihr dienende Musik geistig zu befruchten. Wie diese bereits eine reiche Mannigfaltigkeit der edelsten Gebilde aufgewiesen, als es in der übrigen Tonwelt kaum sich zu regen begann, so ging sie auch am früheste» der eigensten Innerlichkeit verlustig. Während die Oper sammt der dem Bann des Orgelstils entwachsenen Instrumentalmusik ihre stolzesten Ziele noch vor sich gesehen und ihnen im jugendsrohen Siegesläufe zugestrebt, blickte die ältere Schwester auf eine durchmessen? Bahn zurück. Im Reiche des Geistes giebt es keinen Stillstand, kein behagliches Verweilen und Sichausbreiten auf irgend welcher Stufe der EntWickelung, sondern nur Fortschritt oder Rückgang. Die katholische Kirchenmusik hat ihre keuschesten Blüthen in der Pflege der alten römischen und venetianischen Meister entfaltet. An die Stelle dcr ihnen eigenen weihevollen Erhabenheit setzte die allmählich immer ausschließlicher den Ton angebende neapolitanische Schule einen in üppigem Wohllaut schwelgenden Sensualismus. Auch Mozart bekannte sich zu ihr in seinen Opern wie in seinen der Kirche gewidmeten Werken. Selbst das weitaus bedeutendste unter diesen, das Requiem, macht davon keine Ausnahme trotz der in ihm gelegentlich zu Tage tretenden Bach'fchen und Händel'schen Einflüsse. Gewiß tragt die Partitur fast in jedem Tact den Stempel des Genius, aber der während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die gesammte religiöse Kunst beherrschenden weltlichen Richtung vermochte sie sich nicht zu entziehen. Ihr Autor brachte zu seiner Aufgabe eine Vereinigung der seltensten Eigenschaften: naive, durch keinen Zweifel angefochtene Gläubigkeit, unerschöpflichen Segen der Phantasie, innigste Vertrautheit mit dem technischen Rüstzeug, dazu wärmste Teilnahme und Ergriffenheit. Trotz dieser denkbar günstigsten subjektiven Bedingungen vermochte er doch wenig gegen den allmächtigen Strom der Kunstgeschichte, der längst eine vom innersten Kern und Wesen der Kirche weit ablenkende Bahn eingeschlagen. Mit allen seinen Wurzeln und Fasern umklammert das Requiem die traute irdische Heimat. Zur verhäugnißvollen Mitgift wurde ihm die blühende Schönheit der Tvngestalten, das instrumentale Festkleid, die Fluth süßer Melodie, darin sämmtliche Stimmen leben und weben. Das düstere Gepränge des iKtroiws — von Blasinstrumenten sind in dem ganzen Werk nur Basethörner, Fagotte, Trompeten und Posaunen verwandt, Flöten, Clarinetten und Oboen fehlen — das meisterliche polyphone Gefüge des so ausdrucksgewaltigen Lvri«, das aus tiefstem Gemüth emporgequollene, wie mit Engelszungen redende Keoorggi-e, die Mark erschütternden Accordfolgen des Oro supplex, gleich ihrem Seitenstück im zweiten Finale des Don Juan vom Hauche des Todes umwittert, das thriinenschwere !>>ic.rim«ZS, sie zählen zu den hehrsten Wundern im weiten Tonreich, zu jenen künstlerischen Offenbarungen, vor denen sich Jeder ohne Unterschied des religiösen oder ästhetischen Glaubensbekenntnisses demüthig beugt. Allein nicht im Mozart'schen Requiem hat die Abkehr vom Endlichen, die Bejahung des Jenseits als der einzigen, unwandelbaren Wirklichkeit ihren vollendeten Ausdruck gefunden, sondern auf katholischer Seite in den Gesängen Palestrinas und der ihm verwandten Meister, auf der protestantischen*) aber in den Werken Sebastian Bachs.

') Vgl. O, Gumprechts „Unsere klassischen Meister" (Leipzig 1883) I. Band, Seite 131 ff.

Was den Antheil betrifft, den Süßmayr an der Vollendnug der Arbeit genommen, so hat es damit die folgende Bewandtniß: Ke‚Mom und X^ris empfingen urkundlich bis hinab in die kleinste Einzelheit durch die Hand des Meisters die Gestalt, in welcher sie uns vorliegen. Vom Oios im« bis zum achten Tact des I^rim««„ ferner vom Oomins Zgsu und H«8tiä8 hat er die Singstimmen vollständig niedergeschrieben und die Instrumentation skizzirt. Anders verhält es sich mit den letzten drei Sätzen, keinerlei Entwürfe zu ihnen sind auf uns gelangt. Daß der Schüler dergleichen vor sich gehabt, ist möglich, daß er genaue mündliche Belehrung empfangen, sogar wahrscheinlich. Die Entscheidung über die Autorschaft sieht sich jedoch hier lediglich an innere Kriterien gewiesen. Das Lsmitus kann ebensowohl von Mozart wie von Süßmayr herrühren, wir werden das weichliche, durchaus konventionelle L«nscii«w8 gern dem Letzteren zuerkennen, das herrliche L‚Fnns hingegen jenem zu vindiciren geneigt sein.

Das Urtheil der Aorzia in ^Kakesveare's „Kaufmann von Venedig".^)

von

Fritz Zfrcund.

— Straßburg im Elsaß, —

Motto:

Ach! Alle Seelen waren einst verfalle».
Und er, dem Fug und Macht zur Strafe war.
Fand noch Vermittlung,

(Maß für Mafz, s, Auszug. 2, Scenc,)

er heutzutage nvch über den Rechtshandel Shylocks in Shakespeares Kaufmann von Venedig sprechen will, muß von vornherein die grage gewärtigen, was über diesen alten, vielbesprochenen Fall wohl Neues vorgebracht werden soll? Und wirklich möchte es scheinen, als sei durch Shakespeares Commentatoren und durch die Juristen, welche sich dieser Frage angenommen haben, der Stoff erschöpft. Man Hot viel über die Berechtigung oder Nichtberechtigung des Shylock'schen Anspruches, auch über die Art, wie der Jude denselben geltend macht, endlich über die dem Ansprüche angeblich zu Grunde liegende Rechtssage gestritten. Doch wohin wir auch in diesem Streite unser Auge richten, überall finden wir eine mehr oder minder geistreiche Auseinandersetzung derjenigen Gedanken, welche man wohl in den Rechtshandel Shylocks legen kann, überall aber vermissen wir eine scharfe Betrachtung der Frage, welche Gedanken Shakespeare in diesen Fall gelegt habe. Kann man aber die Handlungen der Personen Shakespeares nicht einzig und allein aus ihrem Geiste, aus dem ihnen von dem Dichter verliehenen Charakter beurtheilcn? So wird denn der hier dem Leser gegebene Versuch einer Beleuchtung des Urtheils der Porzia von jenem Gedanken geleitet sein. Ein auf solchem Wege

') Zu meinem Bedauern stand mir bei Abfassung dieser Arbeit das Werk von Köhler „Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz" noch nicht zur Verfügung, gewonnenes Verständnis; des Urtheilsspruches aber wird uns einen Einblick in Shakespeares Rechtsphilosophie geben, einen Einblick in des Dichters Gedanken über die Stellung der Billigkeit zum Recht und über die diesbezügliche Aufgabe des Richters bei Auslegung des Gesetzes. Wir bandeln, indem wir dies als unser Ziel in's Auge fassen, in dem Sinne der schönen Herder'schen Worte, welche auch Rümelin seinen Shakespearestudien voraufgeschickt hat' „Ich möchte gerne, daß in dem kleinen Kreise, wo dies gelesen wird, es Niemand mehr in den Sinn komme, Shakespeare weder zu entschuldigen noch zu verleumden, aber zu erklären, zu fühlen wie er ist, zu nützen und, wo möglich, uns Deutschen herzustellen ..." Wenn wir nun auf diesem Wege zum Verständnis; des Urtheils der Porzia gelangt sind, werden wir uns zu entscheiden habe», ob dieses Nrtheil die harte Kritik, welche ihm v. Jhering in seinem bekannten Aufsatz: „Der Kampf um's Recht" zu Theil werden läßt, in Wahrheit verdient. Wir werden, wie ich hoffe, mit der Neberzengung von einander scheiden, daß diese Frage zu verneinen ist.

Ehe wir aber unserer eigentlichen Frage näher treten, ist es notwendig, in großen Zügen den Gang des Stückes darzustellen.

Bassanio, ein durch Verschwendung verarmter junger Edelmann, Freund des reichen venezianischen Kaufmanns Antonio, der eine Galeone nach Tripolis, eine andere nach Indien, eine dritte nach Mexico, eine vierte nach England hat, Bassanio, Freund dieses Antonio, will Porzia, die reiche Erbin von Belmont, freien, ihm fehlen aber die Mittel und er geht Antonio um Unterstützung an. Dieser bittet ihn, da sein sämmtlich Gnt auf der See ist, und es ihm unmöglich ist, die gebetene Summe gleich baar zu heben, seinen Credit in Venedig anzuspannen so sehr er wolle. Bassanio fällt in die Hände des Juden Shylock, der ihm das Geld leihen will und Antonios Bürgschaft annimmt, denn ..Antonio ist ein guter Mann". Was heißt das? Das heißt: Antonio ist ein vermögender Mann. Aber er haßt den vermögenden Kaufmann, „weil er von den Christen ist", „doch mehr noch, weil er aus gemeiner Einfalt" durch wucherlose Tarlehn den Zinsfuß in Venedig herabdrückt, weil er Shylocks „heiliges Volk' haßt und vor aller Kaufmannschaft ihn selbst, sein „Geschäft und rechtlichen Gewinn, den er nur Wucher nennt", schilt. Er lechzt, einmal der Uneigennützigkeit lachen zu können, er schwelgt in dem Gedanken, daß Antonios Vermögen gebrechlich aufgebaut ist: „Schiffe sind nur Bretter, Matrosen sind nur Menschen; es giebt Landratten und Wasserratten, Landdiebe und Wasserdiebe — ich will sagen. Corsaren, und dann haben wir die Gefahr von Wind. Wellen und Klippen," so calculirt er. Er hält dem Kaufherrn vor, jetzt, wo dieser ihm verpflichtet werden soll, wie er ihn oft auf dem Rialto geschmäht um seine Gelder und um seine Zinsen, ihn abtrünnig, einen Bluthund genannt, auf seinen jüdischen Rockelor gespieen, den Auswurf auf den Bart geleert und ihn getreten lilibe wie einen fremden Hund. Das Alles legt er ihm jetzt dar, um sich in ein recht inhaltsschweres Geschäft zn stürzen. Antonio bietet ihm schrofs an, ihm als einem Feinde zn leihn. Ter aber antwortet in der Sprache des abgefeimtesten Schlaukopfs: er wollte ihm ja ein Liebes thun, er wollte Alles Schmähliche vergessen, Freund mit ihm sein, ihm ohne einen Heller Zins leihn; aber einen „Spaß" — auf dieses Wort ist großes Gewicht zu legen — einen Spaß wolle er sich mit ihm machen: „Geht mil mir zum Notarius, dn zeichnet Mir Eure Schuldverschreibung: und zum Spnsz, Wenn Ihr mir nicht auf den bestimmten Tag. An dem bestimmten Ort, die und die Summe, Wie der Vertrag nun lautet, wiedcrzahlt: Lnstt uns ein vollco Pfund von Eurem Fleisch Zur Büste setzen, das ich schneiden dürfe Aus welchem Thcil von Eurem Leib ich will."

Antonio nimmt das Darlehn als zinsloses an und acceptirt den Schein. Basfanio hat die ganze, von ahnungsvoller Schwüle umzogen? Scene hindurch schweigend dem Dialog zugehört. Jetzt, wo aus dem falschen Munde der scheußliche Antrag geschrhn, fährt er auf:

„Ihr sollt für mich dergleichen Schein nicht zeichnen: Ich bleibe dafür lieber in der Noth." Antonio beruhigt ihn unter Hinweis auf seine mit Sicherheit bald eintreffenden großen Einkünfte. Shylock aber ruft aus: „ . , . Ich bitt' Euch, sagt mir doch: Versäumt er seinen Tag, was hält' ich dran, Die mir verfallene Buszc einzutreiben? Ein Pfund von Menschenfleisch, von einem Menschen Genommen, ist so schätzbar, auch so nutzbar nicht, Als Fleisch von Schöpsen, Ochsen, Ziegen."

Zweimal in dieser Scene drängt Shylock zu dem Notar, welcher den „lustigen Schein" aufnehmen soll. Er nimmt recht widerwillig eine Einladung seiner Schuldner zum Abendessen an und übergiebt seiner holden Tochter Jessica die Schlüssel des Hauses mit der Weisung, Alles treulich in Ordnung zu halten.

„Zwar weis; ich nitt, warum ich geh: sie bitten Mich nicht aus Liebe, nein, sie schmeicheln mir. Doch will ich gehn aus Hag, ans den Verschwender Von Christen zehren." — In der Nacht entführt der Christ Lorenzo nach Verabredung mit seiner Geliebten. Jessica, und nnter Beihilfe seiner Freunde die schöne Jüdin sammt vielem Gelde und kostbaren Kleinodien. Bassaniv aber eilt nach Belmont mit seinem geschwatzigen Freunde Gratianv. Seine Geliebte, die schöne Porzia. die auf unermeßlich reichem Erbe thront, ist nur demjenigen Freier erreichbar, der unter drei Kästchen, einem gvldnen, silbernen und bleiernen, dasjenige wählt, welches das Bild der Porzia birgt. So sagt der rauhe Wille des verstorbenen Vaters Porzia liebt Bassanio und fürchtet, daß er demselben Schicksal verfalle, wie die Freier, welche vor ihm durcki falsche Wahl ihre Hoffnung auf ewig begraben mußten. Sie weiß wohl das richtige Kastchen, aber läßt ihn trotz ihrer bangen Aufregung, gehorsam dem Willen des Vaters, gewähren. Bassanio wählt das richtige Kästchen von Blei und ist Herr von Belmont und Bräutigam der lieblichsten Braut. Unterdcß aber trifft das von Antonio nie Gefürchtet?, von Shylock in tückischer Freude Ersehnte ein, trifft in donnernden Schlägen ein. Mit Meisterhand zeichnet Shakespeare den Träger der Botschaft von Antonios Unglück, den Juden Tubal, mit Meisterhand den Eindruck, den diese auf Shylock ausübt. Tubal, übervoll von Kenntnissen der neuesten Begebenheiten des Treibens der entflohenen Jessica und des Verlustes, der den Antonio betroffen, flicht seine Nachrichten durcheinander und wirkt auf diese Weise erschütternd nnd erhebend auf den Freund.

„Was. was, was?" ruft der jubelnde Shylock auf die Meldung über den Schuldner, der seine Galeone auf Tripolis verloren hat, „ein Unglück? ein Unglück?" „Gott sei gedankt! Gott sei gedankt! Ist es wahr? Ist es wahr? " „Ich danke Dir, guter Tubal! Gute Zeitung, gute Zeitung!" Und unter Worten des Fluches, die er auf die entflohene Tochter schleudert, ruft er:

„Ich will ihn Peinigen, ich will ihn martern: das freut mich!" „Ich will sein Herz haben, wenn er verfällt; denn wenn er aus Venedig weg ist, so kann ich Handel treiben, wie ich will."

Zu unbewußtem Zwecke, Dankgebet, Nuhe, Fluch, Schwur, Erleichterung seines übervollen Herzens, eilt er zur Synagoge.

Der Fälligkeitstag verstreicht ohne Zahlung. Shylock läßt Antonio festnehmen. All' dies entzieht Shakespeare dem Blick des Zuschauers. Wir treffen Shylock auf der Straße, wie er zu Antonio und dem ihn begleitenden Geföngnißwärter stößt: 'da kann jener sich nicht halten. Der wuchtige Schlag, der den Kaufherrn betroffen, hat ihm Gewalt über Leben und Tod Antonios gegeben. Es thut ihm wohl, jetzt seine Sprache ändern zu können; nackt und gräßlich steht seine Rachegicr da, entfesselt ist sein herzinnigster Haß, das Joch ist von dem Nacken des geknechteten Juden genommen und er bricht in die Worte aus:

„Du namitcst Hund mich, eh' Tu Grund gehabt:

Bin ich ein Hund, so mcidc mcinc Zähne."
Auf Antonios Bitte, ihn doch zu hören, fährt er ihm entgegen:

„Ich will den Schein, ich will nicht reden hören." Solanio, Antonios Freund, spricht diesem von des Dogen Hilfe Hoffnung ein. Der Kaufmann aber erwidert ihm die bedeutenden Worte:

„Der Doge kann des Rechte« Lauf nicht hemmen.

Denn die Bequemlichkeit, die Fremde finden

Hier in Venedig, wenn man sie versagt,

Setzt die Gerechtigkeit des Staats herab,

Weil der Gewinn und Handel dieser Stadt

Beruht auf allen Völkern."

Der Rechtshandel kommt nun vor den Togen. Dieser empfiehlt, wie es der kluge Richter im Anfange eines jeden Processes thut, dem Juden Beilegung, Gnade mit dem Kaufmann, friedlichen Vergleich. Bassanio bietet Shylock das Doppelte der geschuldeten Summe; aber das Geld gilt ihm nichts mehr. Der Haß und die Wuth läßt sich nicht durch Millionen ans der Seele graben. Der Fälligkeitstag ist verstrichen- er besteht auf seinem Schein!

„Wenn Ihr cs weigert, thut's auf die Gefahr Der Freiheit und Gercchtsnm Eurer Stadt. Das Pfund Fleisch, das ich verlange, Ist thcu'r erkauft, ist mein, und ich will's habe». Wenn Ihr versagt, pfui über Eur' Gesetz! So hat das Recht Venedigs keine Kraft," Da Shylock jede Bitte um Gnade mit Antonios Leben zurückweist, verzweifelt der Doge an einer Rettung des Schuldners und legt die Entscheidung in die Hand eines jungen Nechtsgelehrten, den er für einen Vertreter des berühmten Juristen Dr. Bellario hält, in dessen Gewand sich aber in Wahrheit Niemand Anderes verbirgt, als Bassanios Braut Porzia.

Der junge Richter ist vom Thatbestande unterrichtet, ruft die Parteien auf und spricht dann, zu Shylock gewendet:

„Von wunderlicher Art ist Euer Handel,
Doch in der Form, daß das Gesetz Venedigs
Euch nicht anfechten kann, wie Ihr verfahrt."

Nachdem Antonio auf ihre Frage den Schein anerkannt hat, macht sie den Versuch eines gütlichen Vergleiches.

„So muß der Jude Gnad' ergehen lassen."

Shylock fragt:

„Wodurch gcnölhigt, mus; ich? Sagt mir dnö,"

Porzia erwidert:

„Die Art der Gnade weif; von keinem Zwang,

Sic träufelt, wie des Himmels milder Regen,

Zur Erde unter ihr: zwiefach gesegnet:

Sie segnet den, der giebt, und den, der nimmt:

Am mächtigsten in Mächt'gen, zieret sie

Den Fürsten auf dem Thron mehr wie die Krone.

Sie ist ein Attribut der Gottheit selbst,
Und ird'fche Macht kommt göttlicher am nächste»,
Wenn Gnade bei dem Recht steht: darum, Jude,
Suchst Du um Recht schon an, erwäge dies:
Daß nach dem Lauf des Rechtes unser Keiner
Zum Heile käm'; wir beten all' um Gnade,
Und dies Gebet mich uns der Gnade Thatcn
Auch üben lehren,"

Bassanio bietet nochmals das Doppelte, ja Zehnfache der schuldigen Summe und fügt den naiven, der Hoheit des Rechts so fremden Wunsch hinzu:

„Beugt einmal das Gesetz nach Eurcm Anschn, Thut kleines Unrecht mn ein großes Recht, Und wehrt den, argen Teufel seinen Willen," In würdigster Wcise weist Porz!« diese Zumuthung zurück, indem sie warnend des schlimmen Beispiels gedenkt, welches einen Vorzug des Ansehens vor dem Rechte ausspräche. Da Shylock gegen all' ihr Bitten, von seinem Vorhaben abzustehn und die dreifache Summe anzunehmen, taub bleibt, muß sie zu dem Schlüsse kommen:

„Bereitet Euren Busen für sein Messer"

„Denn des Gesetzes Inhalt und Bescheid Hat volle Ucbcreinkunft mit der Buße, Die in dem Schein als schuldig wird erkannt." Sie fordert Shylock auf, die Wage zu hole», um die Buße zu wägen; er hat sie bei der Hand. Er soll den Feldschecr holen, daß der Kaufmann nicht verblute; er stutzt und behauptet, das stände nicht im Scheine, Endlich fällt der Spruch:

„Ein Pfund von dieses Kaufmaims Fleisch ist Dein, Der Hof erkennt es, und das Recht crtheilt es," Schon will Shylock zum Werke schreiten, da ruft ihm der junge Richter zu:

„Wart' noch ein wenig: eins ist noch zu merken. Der Schein hier gicbl Dir nicht ein Tröpfchen Blut, Die Worle sind ausdrücklich, ein Pfund Fleisch, Nimm denn den Schein, und nimm Du Dein Pfund Fleisch: Allein vergießest Du, indem Du'S abschncidst, Nur einen Tropfen Christcnblnt, so fallt Dein Hab und Gut nach dem Gesetz Venedigs Dem Staat Venedigs Heini," „Ist das Gesetz," ruft der erschrockene Jude und erhält die Antwort: „Du sollst die Acic sehn. Denn weil Du dringst auf Recht, so sei gewiß, Rech! soll Dir werde», mehr als Du begehrst," Shylock bittet kleinlaut um das dreifache Capital. „Nein, er hat's vor offnem Gericht geweigert," nur die Buße soll ihm werden. Er schneide zu, aber schneide „auch uicht mehr noch minder

„Als grab ein Pfund: ist's minder oder mehr
Als ein genaues Pfund, sei's nur soviel,
Es leichter oder schwerer an Gewicht
Zu machen, um ein armes Zwnnzigstthcil
Von einem Skrupel, ja, wenn sich die Wagschnl',
Nur um die Breite eines Haares neigt,
So stirbst Du, und Dein Gut verfällt dem Staat,"

Entsetzt über diesen Ausgang seines Handels will Shylock von bannen gehn, aber Porzia ruft ihn an:

„Wart, Jude,
Das Recht hat andern Anspruch noch an Dich,
Es wird vcrsiigt in dem Gefetz Venedigs.

Wenn man es einem Fremdling dargetha», Da« er durch Ilnuveg, oder gerade zu Denl Leben eines Biirgers nachgestellt, Soll die Partei, auf die sei,i Anschlag geht, Die Hälfte feiner Güter an sich ziehn, Die andre Hälfte fällt dein Schatz anheim, Und an des Dogen Gnade hängt das Leben Des Schülingen einzig, gegen alle Stimmen, In der Benennung, sag' ich, stehst Du nun, Denn es erhellt aus offenbarem Hergang, Dag Du durch Ilmweg' und auch geradezu Recht eigentlich gestanden dem Beklagten Nach Leib und Leben: und so trifft Dich denn Die Androhung, die ich zuvor erwähnt. Drum nieder, bitt' um Gnade bei dem Doge!" Der Doge übt Gnade, spricht die Hälfte der Güter des Berurtheilte» dem Antonio zu, die andere solle dem Staat anheimfallen, was sich aber in eine Buße umwandeln könne. Dem Juden ist der Fuß auf den Nacken gesetzt; Alles kann von ihm erzwungen werden. Antonio wird auf eignen Wunsch Nutznießer auch der anderen Hälfte des Vermögens, die er nach Shylocks Tode an seinen Freund, den Schwiegersohn des Juden, erstatten will. Shylock muß ferner auf Antonios Antrag einen Schenkungsact zeichnen, daß er seinen gesammten Nachlaß an Lorenz» und Jessica hingebe, und muß für die ihm erwiesene Gunst Christ werden. — —

Welcher Gedanke leuchtet aus dem eben entrollten Bilde hervor? Welche Idee durchglüht die Unruhe dieser Scenen. dieses Wogen der Leidenschaften, diese Buntheit der Handlungen, diese Erregtheit des Rechtsstreites? —

Zu dieser Frage haben die verschiedenen Schriftsteller in verschiedener Weise Stellung genommen. Eine der berufensten Stimmen in dem Streite ist zweifellos diejenige unseres großen Rechtslehrers v. Jhering.

Er stellt Shylock dar als den Kämpfer für die von v. Jhering sogenannte „Solidarität des Gesetzes mit dem concreten Rechte"*), welche das Gesetz auf Eine Linie mit dem concreten Recht rückt und folgeweife in einer Gefährdung dieses zugleich eine Gefährdung jenes erblickt." Die Stütze des concreten Rechtes ist für den Staat eine gleich ernste Sorge wie die Stütze seiner Rechtsordnung, weil eine Verletzung des concreten Rechts eine Ver letzung der Rechtsordnung bedeutet/ Für diesen Zusammenhang von objectivem und fubjectivem Rechte hat nach v. Jhering gerade derjenige, welcher durch Egoismus solcher hohen Auffassung fern fleht, das schärfste Auge. Shylock ist nach v. Jhering wirklich um sein Recht betrogen. Der Jurist, so deducirt er, muß den Schein, weil er etwas Unsittliches enthält, für nichtig ansehn. That der Richter bei Shakespeare dies aber nicht, ^ließ er

„Kampf um's Recht." 5. Aufl. 1877. S. 56. Beziigl. des Folgenden S, 55 und S7 ff.

den Schein gelten, „so war es ein elender Winkelzug, ein kläglicher Rabulistenkniff, dem Manne, dem er bereits das Recht zugesprochen hatte, vom lebenden Körper ein Pfund Fleisch auszuschneiden, das damit nothwendige Vergießen des Bluts zu versagen". „Wenn Shylock zusammenbricht unter der Wucht des Richterspruchs, der durch schnöden Witz sein Recht vereitelt, wenn er, verfolgt von bitterm Hohne, geknickt, gebrochen, mit schlotternden Knieen dahin wankt, wer kann sich des Gefühls erwehren, daß mit ihm das Recht Venedigs gebeugt worden ist, daß es nicht dcr Jude Shylock ist, der von bannen schleicht, sondern die typische Figur des Juden im Mittelalter, jenes Parias der Gesellschaft, der vergebens nach Recht schrie?"

Dies die Jhering'sche Kritik des Urtheilspruches.

Wem drängt sich nicht hier der Einwand auf, daß die liebevolle Charakteristik der Porzia gegenüber der Figur des Shylock den Jhering'schen Gedanken doch sicher nicht als einen Shakespeare'schen Gedanken erscheinen lasse. Soll die Figur des Shylock der Typus des gequälten Parias der Gesellschaft, des Juden im Mittelalter sein, so niüßte ihm der Dichter doch ein wenig humanere Züge verliehen haben. Shylock ist nicht der Jude des Mittelalters, sondern ein schlechter Jude des Mittelalters. Shylock hat von Shakespeare nichts Erhabenes mitbekommen, außer etwa religiösen Fanatismus. Dieser Fanatismus sowie feine blutdürstige Rachsucht tragen den Handel des Stückes. Daß er in der Verfolgung seines Hasses, seiner Vergeltungssucht vor Gericht die Beugung seines Rechtes als die Beugung des venezianischen Rechtes erscheinen läßt, kann ihn nicht zum Träger des idealen Rechtsgedankens machen, der in einer Verletzung des eignen Rechtes eine Verletzung dcr Rechtsordnung erblickt. Denn gehört nicht zum Gefühl einer solchen „Solidarität" des vbjectiven mit dem subjectiven Rechte das Bewußtsein dcr Echtheit, dcr Vollgiltigkcit dcs eignen Rcchtcs, das Bcwußtsein von dem allgemeinen Anerkanntsein, von der allgemeinen Heilighaltung desselben, jenes Bewußtfein, dcsscn Verletzung einzig und allein eine Verletzung dcs Rechtsbcwnßtfcins gcnannt werden kann? Hat aber Shylock dieses Bewußtsein? Hat Shylock das Bewußtscin, daß fein Recht auf das Pfund Fleisch, wclchcs er vor dcr Perfektion des Vertragcs selbst einen Scherz, einen Spaß genannt hat, an dcsscn Ausführung ihm ja gar nichts liegen könnc, daß dicscs sein Rccht als ein allgemein für begründet anerkanntes Recht gerade in seiner Person gebeugt worden ist? Oder hat er nicht vielmehr das Bewußtsein, daß sein Anspruch nur ein mit dem Schleier des Rechtes umhülltes Unrecht, nämlich das Mittel zur Befriedigung einer persönlichen Rachsucht ist — mag diese nun entschuldbar sein oder nicht, das kann die Rechtsfrage nicht berühren —; hat er nicht das Bewußtsein, daß sein Anspruch ein allgemein mißbilligter ist, daß die Abweisung desselben nicht eine Zurücksetzung seines Rechtes vor dem Ansehn des Gegners, sondern eine Zurückweisung seiner, im Gruiide genommen, ungesetzlichen Rachcgier bedeutet? —

Viel näher an die Shakespcare'fche Intention scheint mir diejenige Auffassung zu grenzen, welche in Shhlock nicht sowohl den unglücklichen Träger jenes idealen Rechtsgedankens von der Einheit meines und des Rechts überhaupt, nicht sowohl den Märtyrer seines „felsenfesten Glaubens an das Recht", als vielmehr den überlisteten Schlaukopf, den ausgelachten Intriganten, den „dummen" Teufel, den betrogenen Betrüger sieht, wie ihn das Boll in so manchem Stücke beklatscht: Nachdem Shylvck den verhängnisvollen Vertrag mit Antonio geschlossen hat, wird ihm von dem Christen Lvrenzo, während der Jude bei dessen Freunden zur Nacht ißt, die Tochter mit einem Haufen Gold entführt. Als er seine Buße vor dem Gerichte einklagen will, naht eine Frau von der Partei seines Gegners verkleidet als Richter, die gekommen ist. durch Errettung Antonios ihrem Bräutigam Bafsanio ein Liebes anzuthu», sie naht als befangener Richter, als Richter in eigner Sache, und überlistet durch formell unanfechtbare, aber rabulistische Interpretation des Gesetzes den schlauen Teufel. Sie nimmt ihm nicht nur seinen Anspruch auf das Pfund Fleisch und auf sein dargeliehenes Capital, sondern sie spricht ihm Leben und Habe ab, um ihren Freunden, Shylocks Feinden, ein >veiteres Liebes zu thun. Eine große Gegenpartei steht dem Juden auf: Porzia, Antonio, Bafsanio, Gratiano und der Doge. Diese Partei setzt dem geworfenen Gegner den Fuß auf den Nacken: der Jude muß sein Gut an seine Feinde verschenken und Christ werden. Aechzend unter der Wucht des Schlages, der ihn getroffen, stürzt er fort, verlacht von dem Narren Gratiano »nd den dankbaren Zuschauern.

Diese Auffassung Shylocks als des betrogenen Betrügers, die man mehr oder weniger klar wohl zu hören bekommt, diese Auffassung, sagte ich, steht der Shakespeare'schen Intention näher als die Jhering'sche. Doch erhebt sich dagegen sogleich der Einwand: Würde ein Shakespeare wohl jenen Gedanken, welcher doch nur einem sehr wenig verwöhnten Publikum adäquat ist, zum Vorwurf eines Schauspiels sich ausgedacht haben? Und was mehr ist, würde ein Shakespeare, dessen Gerechtigkeitssinn wir in seinen Dramen auf Schritt und Tritt documentirt finden, den Knoten des Rcchtshandels durch einen befangenen Nichter vermittels eines rabnlistischen Kunststücks haben durchhauen lassen? Und endlich: Würde nicht die mit so vieler Liebe von dem Dichter gezeichnete Porzia den schönen Eindruck, den sie auf uns ausübt, erheblich schädigen, wenn sie uns in der Gerichtsscene in einem der Hoheit der richterlichen Stellung so fremden Charakter erschiene?

Und gerade der letztausgesprvchene Gedanke ist für den Verlauf der nun folgenden Betrachtung maßgebend. Gerade hier und nur hier müssen wir behufs Auffindung der richtigen, d. h. Shakespeare'schen Auffassung des Stückes und speciell des Spruches der Porzia einsetzen. Eine richtige Würdigung dieses Spruches können wir lediglich aus einer Erkenntniß des Geistes der dabei betheiligten Shakespeare'schen Personen schöpfen. Die Anmuth der Porzia bürgt uns dafür, daß Shakespeare in ihrer Berufung zum Richter über Shylock ein edleres Ziel verfolgt habe, als dies die oben gedachten Auffassungen darstellen. Warum läßt Shakespeare, so müssen wir unsre Frage stellen, warum laßt Shakespeare gerade Porzia in letzter Instanz zur Entscheidung seiner Rechtsfrage erschein en, warum läßt Shakespeare die Gestalt eines lieblichen, sanften Weibes in einem sv harten Männerstreit auftreten, in welchem der kompetente Richter, der Doge, nicht klar sehn konnte? Und wie, so fragen wir weiter, wie löst der gerechte Shakespeare das Bedenken wegen der Befangenheit des weiblichen Richters?

Bevor diese Fragen genügend beantwortet werden können, ist es nöthig, mit kurzen Worten auf die rechtliche Struktur des Falles einzugehn. Man muß v. Jhering ohne Frage zustimmen, wenn er den Schein über die Verpfändung des Pfundes Fleisch für unsittlich und folglich für nichtig hält. Der Leib des freien Mannes ist unverpfändbar, unveräußerlich. Und liegt nicht in der weitern Maßgabe Shylocks

. . . „Das, ich schneidcn dürfe Aus nxlchrn: Thcil von Eurem L«b' ich will." eine dirrcte Ankündigung seines Zieles, den Kaufmann zu tödten?

Von der Entstehung des Vertrages geht v. Jhcring nun gleich zu dessen gerichtlicher Beurtheilung über. Wir finden hier noch, allerdings hinter den Coulissen sich abspielend, die Zeichnung des Scheins vor dem Notar. Es ist nicht festzustellen, aber doch wahrscheinlich, daß der von Shakespeare herangezogene venezianische Notar ein wenig Jurist neben der Beurkundungsperson sein mußte. Er läßt nun die Parteien ohne Weiteres den merkwürdigen Schein vor seinen Augen unterschreiben! Er unterstützt den strafbaren Vorsatz des Juden! Ein schlimmer Notar, der bei dem Ausgange des Stückes wohl mit gefaßt zu werden verdiente!

Wir beruhigen indeß billiger Weise unser juristisches Gewissen über den Charakter des Scheins und folgen Shakespeares Jurisprudenz, der ihn an sich als giltig ansieht. Der Doge kommt in der Gerichtsscene nicht darüber hinaus. Er kann dem Juden nur Gnade empfehlen. Der Richter verzweifelt an einer anderen Errettung Antonios. Das Recht mnß den Kaufmann der Rache seines Gegners ausliefern. Der Arm des strengen Rechtes kann bei Shakespeare das Messer Shylocks nicht aufhalten.

Zu welch einer That würde sich hier das Schwert der Themis erheben! Tie Waffe der reinen Göttin würde sich in den Dienst der Rachsucht eines Wütherichs stellen! Da reißt Themis die Binde von den Augen; vor ihr steht nicht mehr Gläubiger und Schuldner, sondern Shylock und Antonio, vor ihr steht nicht mehr ein Mann, der eigensinnig die ihm verfallene Buße statt der geschuldeten Summe eintreiben will, sondern Shylock, der, das Messer wetzend, in bleichem Zorn, mit funkelndem Blicke auf das Herz seines Gegners zielt.

Sehenden Auges tritt die Güttin zwischen dir Streitende». Sehe»den Auges spricht sie ihr Urtheil. Ter Arm der sehenden Göttin allein hält Shylocks Messer auf. Der Arm der sehenden Göttin wendet Shylocks Messer

gegen ihn selbst.

Aber wer ist diese sehende Rechtsgöttin? Dieser äens sx inaekiim? Das ist nicht mehr Themis, die Göttin des strengen Rechtes, die den erhobenen Arm Shylocks nicht aufhalten konnte. Das ist nicht die harte Göttin, die nach Männerart ohne Mitgefühl Recht und Unrecht auf untrüglicher Wage wägt und gegen den Unterliegenden das sühnende Schwert erhebt! Dieser <1su« sx insollina, wer ist er?

Dieser cleus «x maedina ist die Göttin der Billigkeit. Sie ergreist die Wage und legt auf Antonios Wagschale ihre versöhnende Liebe, und siehe da! Das Zünglein beugt sich auf ihres Schützlings Seite. Die Göttin der Billigkeit entreißt dem blutdürstigen Shylock das Messer und giebt sein Leben der Gnade und Ungnade des Richters Preis. Shylock. der jede Bitte um Gnade mit dem Kaufmann zurückgewiesen, wird durch die Billigkeit gleichsam zur Erfüllung dieser Bitten gezwungen, und noch mehr-, er, der für sich keine Gnade in Anspruch nehmen wollte, muß vor dem Dogen um Gnade suchen —

Warum läßt Shakespeare, so haben wir unsre Frage gestellt, warum läßt Shakespeare gerade Porzia, die lieblich-sanfte Frauengestalt, als letzten Richter in dem harten Männerftreit auftreten, welchen der Doge, der gerechte Richter, nicht zu entwirren vermochte?

Die Antwort liegt nun auf der Hand. Welche Gestalt steht wohl der Billigkeit schöner an. als die eines zarten Mädchens? Urtheilt nicht die Frau im Gegensatz zum Manne weit mehr nach der Stimme des Herzens, als nach der des Verstandes?

Was bedeutet also Porzias Auftreten als Richter in dem Rechtsstreit Shylocks?

Wo das strenge Recht ohne Schädigung seiner letzten Bestimmung nicht ausführbar ist, soll der versöhnenden Billigkeit der Platz eingeräumt werden. Porzias Auftreten als entscheidender Richter bedeutet den Triumph der Billigkeit über das strenge Recht.

Der Urteilsspruch der Porzia bedeutet letztlich den Sieg der Vergebung über die Vergeltung*).

Damit ist aber auch unsre zweite Frage beantwortet: Wie löst

') „Berühmte Schauspielerinnen, Mrs, Clive zu G„rricks Zeil, haben diese llrtheilsscenc zu einer Posse benutzt, um lachen zu machen, wo das höchste Palhos spielt und ein erhabener Charakter die feinsten und heiligsten innersten Zwecke verfolgt," Gervinus, Shakespeare (4. Ausl.) I, S. !ZV4. Auch heute noch haben wir Gelegenheit, an größeren Bühnen unseres Landes diese Carricntur der Thnkcsvearc'sckicn Meisterschöpfung zu beobachten.

Shakespeare das Bedenken bezüglich der Befangenheit der Pvrzia? Auch mit der Befangenheit söhnt uns die edle Gestalt des Madchens als Vertreterin einer allgemein menschlichen Billigkeit aus, Shakespeares edle Porzia, die den harten Willen ihres Vaters auf's Ehrenfesteste trotz mannigfacher Versuchung erfüllt, bürgt uns dafür, daß sie sich einer schlechten Sache selbst ihrem Geliebten zu Liebe nicht angenommen hatte. Unter solchen Umständen kann das Ansehn der Richterin durch ihre Befangenheit nicht leiden.

Wollte nun Shakespeare in dem Urteilsspruche der Porzia den Sieg der Billigkeit veranschaulichen, so mußte er selbstverständlich der Billigkeit das Gewand des Rechtes verleihn. Denn würde die Billigkeit offen und unverhohlen als Billigkeit den Knoten des Rechtshandels durchhauen, so dürfte Shylock mit Fug und Recht das Urtheil der Pvrzia als ungerecht schelten, mitFug und Recht behaupten, daß in seinem Rechte das venezianische Recht mit Füßen getreten worden sei. Was konnte allein den Juden davon überzeugen, daß sein Anspruch rechtlich unbegründet sei? Einzig und allein ein Gesetz; nichts Anderes als ein Gesetz, ein venezianisches Gesetz,

Wo war das Gesetz?

Porzia sagt ja selbst:

> . . , „Des Gesetzes Inhalt und Bescheid
> Hat volle Uebcreinkunft mit der Buße,
> Die hier im Schein als schuldig wird erkannt,"

Wohlgemerkt! Mit der Buße, die hier im Schein als schuldig wird erkannt, d, h, mit der Buße, ein Pfund Fleisch aus des Kaufmanns Leib zu schneiden.

Es giebt aber ein venezianisches Gesetz, welches auf das Vergießen von Christenblut den Verlust von Hab' und Gut setzt. Schneidet Shylock das Pfund Fleisch aus Antonios Leib, und fließt Blut dabei, so verfällt er diesem Gesetze, Denn des Gesetzes Inhalt und Bescheid hat keine Übereinkunft mit der Buße, Chriftcnblut zu vergießen.

Es giebt des Weiteren ein venezianisches Gesetz, welches auf eine rechtswidrige vorsätzliche Körperverletzung den Tod nnd den Verlust des Vermögens fetzt.

Schneidet Shylock „nur ein armes Zwanzigsthteil von einem Scrupel" mehr oder weniger als ein genaues Pfund, so verfällt er diesem Gesetze. Denn des Gesetzes Inhalt und Bescheid hat keine Uebereinkunft mit der Buße, an dem Kaufmann eine Körperverletzung über die Buße hinaus d. h. durch Herausschneiden eines größeren oder geringeren Stücks, zu verüben.

Nur Gefetze vermögen hier zu helfen. Die Billigkeit muß die Waffen des Rechtes zur Hand nehmen, um die Gefahr einer Verletzung des venezia nischen Rechtes abzuwenden.

Ist das Gesetz? hören wir Shylock erschreckt ausrufen. Das Gesetz

wird ihm gezeigt. Sein Anspruch auf die Buße und sein Anspruch auf das Capital ist verloren.

Welch' einen merkwürdigen Anblick gewährt uns Shakespeare in dieser Scene! Ein anmuthig-zartes Mädchen besiegt einen abgefeimten Schurken durch die Schärfe ihres Witzes! Sie beleuchtet das Gesetzeswort mit dem Verkleinerungsglas, legt es so engherzig wie möglich aus, um letztlich im Sinne der Sittlichkeit, der Billigkeit ihren Spruch zu fällen. Welch' ein merkwürdiger Anblick! Porzia bedient sich der niedrigsten Mittel des Rechts zur Verwirklichung der höchsten Gedanken des Rechts. Denn der höchste Gedanke des Rechts beruht in einer festen Sicherheit des Verkehrs, in einem kräftigen Schutze des Einzelnen gegen die Leidenschaft der Schlechten. Shylocks Anspruch aber bedeutet gerade einen Angriff auf diesen höchsten Gedanken des Rechtes. Und endlich: welch ein merkwürdiger Anblick! Hier Shylocks unbilliger Anspruch, im Rechtsgewand einherschreitend, dort Porzias billiges Urtheil, ebenfalls in das Gewand des Rechtes gehüllt, Rechtsausführung hier, Rechtsausführung dort, hier und dort eisernes Besteh« auf dem Worte des Gesetzes*), hier im Dienste unwürdigster, dort im Dienste würdigster Zwecke: ein harter Männerzweikampf, ein Zweikampf homerischer Helden, den ein uiisichtbarer Gott seinem Willen gemäß entscheidet.

Aber mit der Abweisung des Shylock'schen Anspruches hat sich für Shakespeare die Function der Billigkeit in dem Rechtsstreite noch nicht erschöpft. Die Billigkeit, der nun einmal der Richtersitz ausschließlich eingeräumt ist, tritt als Klägerin auf gegen Shylock nach dem Gesetz Venedigs:

„Wenn man es einem Fremdling dargethan,
Daß er dnrch Umweg oder geradezu
(Iü»t äirsot «r ioäirsOt attsmpts)
Dem Leben eines Bürgers nachgestellt
(kls sssb tks Iiis ok sn> citi^su),
Soli die Partei, auf die sein Anschlag geht,
Die Hälfte seiner Güter an sich ziehn,
Die andere Hälfte fällt dem Schaß anHeim,
Und an des Dogen Gnade hängt das Leben
Des Schuld'gen einzig, gegen alle Stimmen,"

Es ist erwiesen: Shylock wollte Christenblut vergießen, er wollte einen Angriff auf Antonios Leben machen. Er hat durch directe Versuche nach dem Leben des Kaufmanns getrachtet**). Sein Leben nnd Vermögen wird

*) Dies heben die bekannten Commentatoren Shakespeares Ulrici, Röl scher und Gervinus hervor, S. namentlich Ulrici bei Gervinus o, a, O. S. 293.

—) Vgl. auch die Fabel des Giovanni Florentius bei Siinrock, die Quellen des Shakespeare (2. Aufl.) I. Bd. S. 1S7.

„Aber der Jude wollte davon (nämlich der Entgegennahme seines Capitalö) nichts wissen, denn er trachtete nach dem Morde, um sich rühmen zu können, das; der grofze Kausmann der Christenheit durch ihn den Tod erlitten habe."

ihm abgesprochen. Sein ganzes Ich wird in den Schiffbruch seines Bußanspruches hineingerissen.

Ter Doge schenkt Shylock das Leben

„Damit Du siehst, welch' anderer Geist uns lenkt,"

Wie diesem aber vorher seine Gcldforderung Nichts war gegen seinen Anspruch auf Buße, so gilt ihm jetzt sein Leben nichts gegen sein Hab und Gut, gegen die Stützen seines Hauses. —

Bis hierher, aber nicht weiter, wollen wir dem Dichter nachgehu.

Die Bedingungen, die zum Schluß der Gerichtsscene Antonio und mit ihm der Doge dem Juden vorschreibt, kann selbst der enthusiastischste Verehrer Shakespeares nicht billig nennen. Da es kaum pietätvoll ist, an dem dramatischen Wunderwerke der Geschmacklosigkeit seines Ausgangrs näher zn treten, so wollen wir uns nur die eine Bemerkung erlauben, daß die Verurtheilnng Shylocks zur Bekcnnung des Christcnthums und zur schenkungsweisen Hingabe seines gesammten Nachlasses an seine Tochter und Lorenzo, der diese gestohlen, eine Concession an die oben charakterisirte Richtung jener Dichter ist, welche dem Galeriebefucher den betrogenen Teufel als Stoff „unauslöschlichen Gelächters" darbieten. Ein geschickter Dichter würde, wie wir glauben, in einem zweiten Theile des Kaufmanns von Venedig zeigen, wie Shylock, der Christ, durch seine früheren wucherischen Schliche und im Verein mit seinen Tubals ein großes Vermögen zusammenscharrt, während sein Schwiegersohn Lorenzo in häuslichem Unfrieden das ihm zugefallene Vermögen vergeudet, und wie sich so der hier besprochene, unbillige Theil von Porzias Urtheil in jeder Hinsicht rächt.

Die Erwägung, daß Shakespeare in seiner reiferen Zeit wohl eine» das ästhetische Gefühl mehr befriedigenden Schluß erfunden haben würde, diese Erwägung muß es vornehmlich sein, welche den Kaufmann von Venedig als eines der frühesten Dramen unseres Dichters erscheinen läßt. Gervinus*), der die Gründe für die letztgedachte Behauptung aufzählt, geht an diesem wichtigsten, den ein Jeder als dahin gehörig anerkennen muß, vorüber.

Unsern Ausführungen gegenüber muß der auf den ersten Blick'bcdenklich erscheinende Einwand bei eingehenderer Betrachtung hinfallen, der Einwand, daß ja schon in der Novelle des Giovanni Fiorentino, welche nach den Untersuchungen der meisten Shakespeareforscher unserm Stücke zu, Grunde liegt**), die Dame von Belmonte als Richter über Shylock aufträte, und daß weder die kindlich einfache Erzählung der ganzen Geschichte, noch die Circcnatur, die der Verfasser jener Dame verliehen hat, darauf hindeute, daß in dem Auftreten der Letzteren als Richter irgend ein tieferer

') a, a. O. S. 2L«.

") lieber die ganze Quellengeschichte ist sehr belehrend der betr. Theil von, Zimrocks Shakespearequcllen l, S. 182 ff.

Gedanke liegt, geschweige daß ihr die Vertretung der Billigkeit im Stücke übertragen werden svlle.

Aber wie sehr sich Shakespeare in seinem Drama auch an die ihm vorliegende Materie gehalten hat, so gewaltig, so bis zur Unkenntlichkeit hat er das Wesen und den Gehalt der von dem Italiener erzählten Geschichte umgewandelt.

In der erwähnten Geschichte ist der Gedanke ausgesprochen, daß der schlaue, berechnende Jude von der Höhe seines Uebermuthes durch die Jntriguen der Dame von Belmonte zur Armuth und zum Elend herabgestoßen wird. Hier liegt in Wahrheit jene Anschauung zu Grunde, welche wir für das Shakespcare'sche Drama zurückgewiesen haben. Was hat aber Shakespeare aus der Fiorentino'schen Dame, die die Unliebenswürdigkeiten der deutschen Brunhild und der griechischen Circe in sich vereinigt, allein schon durch Hinzunahme der von der ersten Erzählung gänzlich gesonderten Geschichte von den drei Kästchen für eine anmuthige Frauengestalt gebildet! Wie feinfühlig hat der Dichter gegenüber seinen Gewährsleuten erkannt, daß der Jude nur durch Zuhilfenahme des venezianischen Gesetzes von der Rechtswidrigkeit seines Anspruches wirksam auch vor der Kritik des venezianischen Volkes überzeugt werden konnte, während bei dem Italiener die Chiccme der Richterin unverhohlen als Chicane den Rechtsstreit beendet! Denn weder bei Fiorentino noch in einer andern Version der Fabel wird der Jude auf Grund eines Gesetzes, sondern überall auf Grund der chicanöse» Deduction abgewiesen, daß er sich nur ein Pfund Fleisch, aber kein Blut und nicht um ein Haar mehr oder weniger als ein Pfund Fleisch ausbedungen habe*). Wer wollte bei einer so durchgreifenden inneren Umgestaltung der Fabel die Gedanken, welche in der Geschichte des Italieners ruhn, auf das Drama unseres Dichters übertragen!

Wie groß aber ist das Verdienst Shakespeares, der es bei gewissenhafter Beobachtung der ihm zur Quelle dienenden Erzählung verstanden hat, dem unbedeutenden Aufbau ihrer Handlungen einen neuen, tiefliegenden Hintergrund, einen neuen, bedeutenden Charakter zu verleihen! So dürfen wir kühn behaupten, daß das Auftreten der Porzia als Richter in seinem Schauspiel eine tiefe Bedeutung, eine großartige rechtsphilosophische Begründung erhalten hat, von welcher seine Gewährsleute nichts geahnt haben. — —

Wir sind am Ziele unserer kleinen gemeinschaftlichen Reise angelangt, für welche sich der freundliche Leser meiner Führung anvertraut hat.

Wir haben versucht in einem Punkte mitzuarbeiten an der Aufgabe, Shakespeare „zu erklären, zu fühlen wie er ist".

') So insbesondere auch in der Erzählung eines persischen Mcimlserivts, die ein ähnliches Urtheil des Ccidi von Emcssa enthält. Vergl. Siinrock, n. a. O, S, 21.« und 2l9.

Ehe wir auseinandergeht„ wollen wir noch nach einem letzten umfassenden Blicke dem Gesammteindruck, den das Erschaute in uns erweckt hat. Worte zu geben versuchen.

Wir empfinden, daß nur dasjenige subjective Recht in Wahrheit ein Recht ist, welches mit dem Göttlichen im Gesetze, mit dem Begriffe und letzten Ziele der Rechtsordnung, welches mit dem Willen des Gesetzgebers in Einklang steht, nicht aber dasjenige, welches nur dem Gesctzcsworte, der nach irdischer Art mangelhaften Erklärung des Gesetzgebers entspricht.

Wir empfinden. daß nur derjenige in Wahrheit Träger eines Rechtes ist, welcher sein Recht aus dem letzten Ziele der Rechtsordnung, aus der göttlichen Quelle des Gesetzes schöpft, nicht aber derjenige, welcher es aus einer engherzigen Deutung der Gesetzesworte zum Zwecke der Umgehung jenes Gesetzes»illcns herleitet.

Welches aber ist der Begriff der Rechtsordnung, ihr letztes Ziel, welches ist der Wille des Gesetzgebers?

Es ist die segensreiche, heilige Ordnung, das fröhliche Aufblühn, die kraftvolle und thatkräftige Gesundheit der Gesellschaft, welche bedingt ist durch festen Schutz der Person des Einzelnen gegen Leidenschaft und Laster der Schlechten.

Wir empfinden, daß der Richter dieses Ziel nie aus den Augen verlieren darf und daß, wo eine ängstliche Auslegung des Gcsetzeswvrtes die Erreichung des Zieles in Frage stellen könnte, seine Billigkeit Platz greifen muß, damit nicht der verderbliche Satz zur Wahrheit werde: ?iat justitia, pereat nniiulv.«, denn das Recht ist um der Menschen willen geschaffen.

In diesem Sinne stellt das größte Gesetzbuch der Welt das Recht dar als die ais doni et so^ui und den Richter als saOorüoZ ^'ustitilis.

Und mußte nicht dieser göttliche Ursprung des Rechtes gerade dem großen Briten, der ihn uns in dem Urtheile seiner Porzia leuchtend vor Augen gestellt hat, am klarsten erscheinen und am heiligsten gelten, gerade ihm, dessen Volk die Grundsteine seines Rechtes aus grauer Zeit unverrückt bewahrt hat, so daß Macaulay diesen. Rechte nachrühmen darf, daß es zu jeder Zeit alt gewesen sei?

So tönt denn mitten durch die Unruhe dieser Scenen. dieses Wogen der Leidenschaften, diese Buntheit der Handlungen, diese Erregtheit des Rechtsstreites das heilige Dichtcrwort an den Richter:

Suche das Göttliche und nicht das Menschliche in der Satzung ans: Richte nach des Gesetzes Willen und nicht nach seinen Worten. —

mi! großem Tacte vorgegangen ist und sich eben nur harmlose Scherze, die keinen Menschen verletzen sollen, gestattet hat. Auch diesem Buche wird der Erfolg treu bleiben.

Einen womöglich noch gesteigerten Erfolg darf man sich Hon einem andern in demselben Verlage von Felix Bngcl („Ausgrabungsgeschäft in Düsseldorf, Mumiendruck von Franz Rangelte <K Söhne") versprechen, das Seypvel gleichzeitig hat erscheinen lassen. Es führt den Titel „Mein Buch" und enthält ncunundzwanzig leere Blätter in dem merkwürdigsten Zustande dieser „ausgegrabenen" Bücher: dickes, fleckiges Papier mit aberissencn Rändern, ein jedes Blatt mit einer im ägyptischen Stil gehaltenen überaus scherzhaften Randzcichnung,

„Mein Buch" ist in schmupfarbene grobe Leinwand gebunden, mit starken Eisenbcschlägen und einem ganz eigenthllmlich gebildeten alten Vorhängeschloß. Beschläge, Schloß und Schlüssel sind völlig verrostet.

Jedermann, der „Mein Buch" liegen sieht, fragt erstaunt: „Was ist denn das?" — und Jedermann findet es bei näherer Betrachtung originell. Wozu „Mein Buch" dienen soll? — Bodenstedt beantwortet die Frage in einem sehr hübschen Einleitungsgcdicht, in dem er ihm den Zweck des in unfern Tagen aus der Mode gekommenen „Tagebuches" anweist. Wir glauben, daß seiner vorwiegend eine andere Bestimmung harren wird: es wird ein neucS Torturalbum werden, das alle möglichen jungen Damen und Herren sich anschaffen werden, um bekannte Schriftsteller und Künstler in der bewußten unwiderstehlichen Weise zu bitten, die eigenthümlichcn Blätter mit ein paar Worten oder mit ein paar Strichen ihrer Feder zu fchinücken. Wenn wir aber auch dem Verfasser grollen müssen, den schrecklichen Autographcnsammlern ein neues Mittel zur Befriedigung ihres krankhaften Verlangens an die Hand gegeben zu haben, so dürfen wir doch zugeben, daß es ein reizvolleres eigenartige»; Aufzcichnungsbuch bisher kaum gegeben haben mag als „Mein Buch" von Seypvel.

Brun« PiglheiN. Pastells. München. F. A. Ackermann 18Z1.

Für den Künstler, er möge schaffen, auf welchem Gebiet er wolle, ist es heut zu Tage kein Leichtes, aus der großen Gemeinschaft der Mitstrcbendcn hervorzutreten, kinc besondere Stellung einzunehmen und sich auf dieser zu behaupten: und gelingt es dem Einem oder dem Andern, so müssen wir über die Art seines Vorgehens, sagen wir deutlicher: wegen feiner Vordringlichkcit, oft noch die Achseln zucken, und die merkliche Absicht des Strebers wirkt verstimmend: das, was Eigenart sein soll, ist in Wahrheit oft nur Manier. Piglhein gehört zu den fehr Wenigen, die ihren eignen Weg eingeschlagen haben und die dabei keinem andern Drange gefolgt sind, als dein ihres wirklich eigenartigen naturwüchsigen Talente?.

Der Name Bruno Piglhein gehört erst seit ganz kurzer Zeit zu den vielgenannten. Seine Pastellbilder hatten zwar schon auf den süddeutschen Ausstellungen in hohem Maße die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und die vorzüglichen Lichtdruckmicdergaben in den Ackermanirschcn Künstlermappcn hatten in den weitesten Kreisen die Augen der Kunstfreunde auf diesen merkwürdigen Künstler gelenkt, aber den ersten durchschlagenden Erfolg erzielte er erst vor zwei Jahren etwa mit dem Bilde, das cr, glaube ich, „Idylle" nannte, und das einen kleinen nackten Jungen, der sich freundschaftlich und gemüthlich nn seinen Spielgefährten, einen große» starken, schwarzen Hund anlcknt, ans einem in den Fluß gebauten Steg, von der Kehrseite der Medaille gesehen, darslcllt. Der anmuthigc und scherzhafte Gegenstand des Bildes, die liebenswürdige und flotte Art der Ausführung fanden allgemeinen Beifall, und die Photographic wurde in Taufenden von Exemplaren verkauft. Der große Erfolg hat Piglhein veranlaßt, dasselbe Bild später auch von der Vorderseite zu malen. Seit dieser Zeit hat man dem Schaffen des noch jungen Künstlers mit größerem Interesse nachgesorscht, und jetzt steht cr im Begriff „in Mode" zukommen, wie man zu sagen pflegt: und gerade dazu ist die ganze Art s iner Begabung wie geschaffen.

Bruno Piglhein stcht auf dcm Gebiet, das er beschiillen Hai, allcin da. Er malt nur Frauen und Kinder — ich habe wenigstens noch kein Bild von ihm gesehen, das einen Mann darstellt, — und seine Frauen gehören ebenfalls einer ganz bestimmten Kategorie an. Die Frauen, die ihn vor allem reizen und die er in seinen reizenden Charaktcrköpfen wieder giebt — von seinen Fraucnportraits soll hier nicht die Rede sein — sind sammt und sonders leichtlebige, höchst elegante, verführerische Tarnen, die allesanimt dm bcwnßtcn „kleinen Stich" haben, den Alexander Dumas in der „Dcmimonde" an den „Pfirsichen für fünfzehn Sous" zuerst wahrgenommen hat. Es ist kein Lob, es soll auch kein Tadel fein, wenn ich sage, das, Piglhein in seiner Krinst etwas ganz Französisches hat. Seine Modelle wird er schwerlich in Teutschland in grosser Anzahl finden können: sie sind nicht in der „Welt, in der man sich langweilt," zu suchen, sie gehören vielmehr der glänzenden und lustigen Halbwelt an, der Welt, in der viel Geld sür Vergnügungen aller Art vorausgabt wird. Piglhein ist nicht der Maler der Bravheit und Tugend — an der Hand der unendlich reizvollen Damen, die er uns vorsühit, wird man vergeblich nach drm Trauringe suchen — er ist der Maler der sinnlichen Sorglosigkeit und heiteren Genußsucht, der verlockenden Schönheit, die nicht unnahbar sein will. Wer die hübschen Personen, zu denen sich Piglheins Kunst vor allem hingczogm fühlt, leibhaftig vor sich sehen will, der muß sich nach Longchamps begeben, nach Monte Carlo und Nizza: auf dem Rennvlcch, um den grünen Tcppich im Spiclsaal, vor den hnhen Spiegelscheiben der Ecibincls » psrt, da findet man sie. Piglhein hat diese Gattung von Weibern in ihrer ganzen schelmischen Anmuth, in ihren bedenklichem Reiz, in ihrer entzückenden Frivolität voll erfaßt. Es ist nichts Pöbelhaftes, Rohes und Gemeines in ihnen, aber eben so wenig umweht sie auch nur ein Hauch von Sittlichkeit.

Die Blätter, die uns die Ackermann'sche Hofbuchhandlung soeben in ?mcr großen Moppe unter dem Titel „Pastells" in meisterhaften Rcproduciionen übcrsandt hat, duften förmlich nach Heliotrop und Cpringflower. Man kann sich nichts Neckischeres, Reizenderes und Lustigeres vorstellen als diese Sammlung verführerischer Wcibcrkövfc, der eine immer pikanter und anmuthiger als der andere. Die Dame mit dem Fächer, die mit der Zeitung, und mit der Reitpeitsche, mit dem leichten Umhang („Zwischenakt-), die Modedame („Pfchut"), die spanische Tänzerin — man müßte jedes einzelne Blatt nennen, und bei jedem einzelnen Blatt seine Bewunderung darüber aussprechen, mit welcher Feinfllhligkcit und Grazie Piglheins Kunst diese weiblichen Tl>pen wiederzugeben verstanden hat. Ein Strich stärker, und das Bild wäre unanständig, ein Strich weniger, und es wäre nicht mehr getreu. So wie es ist, ist es richtig, lebensvoll und bei aller Bcdenklichkcit, die sittsame Seelen beschlcichen könnte, von unwiderstehlichem Zauber. Ebenso reizend sind die Kindcrköpfe. In der Welt der Kinder, die „unschuldsvoll und keine Sünder" sind, und in der Welt der eleganten, duftenden, rauschenden Sünderinnen ist Pilghein ein Meister seiner Kunst. Wenn er aber ein anderes Gebiet zu betreten sucht, so zeigt sich, wie richtig ihn sein künstlerischer Instinkt geleitet hat, als er den Weg einschlug, auf dem er sich gewöhnlich bewegt. Unter den reizenden Blättern ist auch eines, „Beatrice" genannt, mit Schleier und Myrte, das, wenn ich mich nicht irre, den Anspruch macht, gläubig-iungfräulich kirchlich zu sein. Wenn das die Absicht des Künstlers war, so ist sie ihm wirklich nicht gelungen. Die Piglhcin'sche „Bratrice" sieht so aus wie eine ganz lustige Dame, die in frommer Vermummung eine» Maskenball besucht und sich zur Ausdruckclosigkeit zwingt. Aber alle andern Blätter sind ohne Ausnahme kleine Cnbinctstücke, und sie werden dazu beitragen, den Ruf des hochbcgablen und originellen Künstlers zu befestigen.

Als ein besonderes künstlerisches Verdienst sei ihm »och angerechnet, daß er die in unserer Zeit so sehr vcrnachlnßigte Kunst des Pastellmalcns wieder z» Ehren zu bringen bestrebt ist. Er erreicht mit dem Stifte Farbcnwirkungcn, die ganz unglaublich sind.

Piglhcin, der bisher in München gelebt hat, wird demnächst nach Berlin übersiedeln. Es unterliegt keinem Zweifel, das, er in der Hauptstadt des deutschen Reiches sehr bald zu den beliebtesten Künstlern gehören wird.

?. I..

Bibliographische Notizen.

Tie Klassiker der Philosophie. Von

den frühesten griechischen Denkern bis auf die Gegenwart. Eine gcmcinfaszliche Darstellung ihrer Weltanschauung nebst einer Auswahl aus ihren Schriften. Bon Dr. Morik Brasch. Mit Portrait^ Leipzig, GressnerKSchramm, Lief. 1-3. Die „Klassiker der Philosophie" sollen die herorragcndstcn Denker vom Nltcrthum bis auf die Gegenwart berücksichtigen, nicht nur, indem sie zusammenhangende Thcilc aus ihren Hauptschriften in einer Auswahl darbieten, durch welche die wesentlichsten Seiten des betreffenden Systems zum Ausdruck gelangen, sondern auch, das; sie jedem der betreffenden Philosophen eine Charakteristik widmen, welche das Leben, die Persönlichkeit und die Weltanschauung desselben in einem nbgeruirdetcn Bilde vorführt. So will das Werk eine allgemeine, chronologisch geordnete philosophische Anthologie bilden, zugleich aber auch eine Geschichte der Philosophie darbieten, welche in möglichst allgemein verständlicher Sprache die gcsammle Enlwickclung der philosophischen Forschung in ihren hervorragendsten Bertretern darstellt, DieKlassiker der Philosophie werden 3 Bande umfassen, von denen der erste das griechisch-römische Altcrthum, der zweite von der Renaissance bis auf Immanuel Kant, die dritte das 19, Jahrhundert behandeln wird — das Unternehmen ist gut gedacht und kundigen Händen anvertraut, wie auch schon die ersten Lieferungen zeigen. Wir werden nach Abschluß des Werkes auf dasselbe noch zurückkommen. rl.

König Conrad »er Junge EvifchDichtnng in 12 Gesängen. Von Eduard von Cölln. Leipzig H. Hessel. Wie der Hesscl'sche Verlag, der den deutschen Büchermarkt mit den klassischen Erzählungen von Conrad Ferdinand Meyer beschenkt hat, dazu kam, dem Publikum diese wcrthlose Dichtung vorzulegen, ist unbegreiflich. Eduard von Cölln verkleinert geradezu den großen dichterischen Vorwurf, indem er den in der Geschichte so mächtig wirkenden Untergang des Stnuffcngcschlechts zu einer Dichtung reducirt, die die Mutterliebe preisen soll.

Was mir im Leben stets das Rührendste
Gewesen schon in früh ster Jugendzeit,
Die Mutterliebe, die auch mich erquickt
Mit heiliger Treue, Hab' ich hier verklart.

Aber auch diese Verklärung geht vor sich in Versen, Bildern und Reimen, wie sie heute jeder Dilettant fertig bringt. Es hilft einmal nichts, guter Wille kann das Talent nicht ersetzen und darf die Kritik nicht entwaffnen. Kl,

Das Weib in der Natur» und Völker, künde. Anthropologische Studien von Dr. H. Plosz. Leipzig, Theodor Grieben (L. Fernau). Lief, I.

Plosi beschenkt uns in diesem Buche mit einem Scitenstiick zu seinem „Das Kind". Ebenso wie dort hat er den Stoff aus den allerbesten Quellen und so reichlich als denkbar zusammengetragen. Er beschcidet sich überall mit der Aufzählung dessen, was hervorragende Forscher und Reisende über das Weib gesagt und ge^ dacht, und fügt nur hie und da ein« subinline Ansicht und cinc thatsiichliche Ergänzung hinzu, Die Anordnung des Buch« ist eine nusjcrordcntlich klare und übersichtliche und auch für den Laien ohne Mühe verstandlich. Freilich würden wir das Buch Kindern nicht in die Hände geben wollen, womit selbstverständlich keinerlei Tadel ausgesprochen wird, was sür unreife Menschen gefährlich werden kann, kann für den reiferen noch cinc Fundgrubc der Kenntnifz, ja der Gesittung werden. Manche Modedame kann aus diesem ernsten, wissenschaftlichen Buche ersehen, daß viele Unarten, denen sie und ihr ganzes Geschlecht in unseren civilirten Ländern huldigt, ein Zeichen der llncultur sind — natürlich nur dann, wenn sie in Afrika auftreten. Die vorliegende erste Lieferung umsaht die 3 Hauptabschnitte: „Anthropologische Auffassung des Weibes", ästhetische Auffassung des Weibes", „Auffassung des Weibes im Volks- und religiösen Glauben". Wir empfehlen das Buch Allen, die gewohnt sind, über die Erscheinungen des Lebens Aufklärung zu suchen. rl.

Spekulative Theologie in Verbindung mit der RrltgionSgrschichte. Von P a u l

Gloatz. Erster Band. Zw. Hälfte. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1884. Mit dieser Abthcilung liegt der erste Band eines bedeutenden, der theologischen FaeultSt zu Berlin gewidmeten Werkes vor. In einem inhaltrcichen Vorwort setzt sich der Verfasser scharfsinnig mit den hervorragendsten Vertretern der neueren philosophischen Richtungen auseinander. Die Schlußnbtheilung des ersten, nicht weniger als 1334 Seiten umfassenden Bandes behandelt den Ahncncult der Bantu und Ostafrikaner mit fortschreitender Beschränkung des Fetischismus auf Baum- und Thiercult, die Verschmelzung des Ahnenund Gcstirncultcs bei den Buschmännern und Hottentotten, die Mischreligion der Madagassen, endlich das Gottesbemußlsein der Australnegcr und Papua mit Begrenzung seiner Bersinnlichung im Kobong oder Mona. >l?.

Bau und Kunft'Tenkmöler der Provinz
WcstprruKen. Heft 1. Mit 53 in den

Text gedruckten Holzschnitten und neun
Kunstbcilagcn in Lichtdruck, Danzig,
Th, Bertling,

Der wcslpreußischc Provinzlal-Vcrein will in dieser Sammlung die historischen und kulturhistorischen Denkmäler der Provinz in getreuen Abbildungen, begleitet von einem kurzen Texte, den Verehrern der Heimatsgeschichtc zugänglich machen. Es werden in den Bereich der Darstellung hineingezogen die Baukunst, Malerei, Skulp-. tur, und die Kleinkunst des Mittelalters, der Renaissance und des Barockstlils bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Das erste Heft umfaß! die drei nördlichen Kreise Westprcußens, Neustadt, Karthaus und Bercnt. Hier tragen alle beschriebenen Denkmäler rein kirchlichen Charakter; weltliche Bauten, wie Burgen und Schlösser aus der Zeit des Ritterordens, sind gänzlich untergegangen. Das Hervorragendste besitzt der Kreis Karthaus. Das älteste Denkmal in der ehemaligen Klosterkirche zu Karlhaus ist ein spiitgothischer Figurcnaltar aus dem Jahre 1444, der in einem schönen Lichtdruck zur Anschauung gebracht wird. Eine Zierde der Kirche zu Karthaus ist ein Chorgestiihl im schönsten Renaissancestyl — wahrscheinlich Dnnziger Arbeit aus dem Ende des XVI. oder dem Anfang des XVll Jahrhunderts. In dem Prämon^ stratenserkloster Zuckciu finden wir vor allem zwei Altäre von hervorragendem Kunstwerthe und zahlreiche Erzeugnisse der Kleinkunst, die in vorzüglichen Abbildungen dargestellt sind. Weniger reich sind die Kreise Renstadt und Bereut. Das Erscheinen dieses Werkes muß von allen Kunstfreunden mit aufrichtiger Freude begrüßt werden,

J«i Hochgebirge. Novellen von Conrad Telmann. Dresden. F. W. Steffens. Telmann ist ein Autor, dem Ersindungsgabc und Darstcllungstnlent in gleichem Mauste zu Gebote stehen. Er verlegt diesmal seine Erzählungen in die Höchgcbirgswcltdcr baierischen und schweizer Alpen: in einer derselben entwirft cr uns ein Bild ans dem Leben jener GebirgsVölker, in den andern ist das großariige Landschaftsbild nur Staffage, aber die lebensvollen farbenprächtigen Naturschildcrungcn sprechen uns nn und fügen sich geschickt in den Nahinen der Geschichte. Am wenigsten angesprochen fühlen wir uns von der letzten Novelle: «Heißes Mul"' hier ist dicpst,chologische Mvlivirung mangelhaft und die Lösung unbefriedigend. Die drei anderen Novellen erheben sich vorthcilhaft über das Niveau novellistischer Durchschnittsvroductio». m«

Für den Weihnachtstisch.

Wenn dieses Heft in die Hände unsrcr Leser kommt, wird die Fest- und Geschenkzeit noch nicht vorüber sein, und wir dürfen hoffen, noch nicht zu spät zu kommen mit der Empfehlung bereits anerkannter, in neuer Auflage vorliegender oder neuer zu Geschenken recht geeigneter Bücher. Wir haben bereits Josef Lnngl's Bilder zur Geschichte, ein C>,klus der hervorragendsten Bauwerke aller Culturepochcn in Lichtdrucken nach den Originalgcmälden, mit crklärendeni Text (Wien, Eduard Hölzcl), anerkennend besprochen und begnügen uns an dieser Stelle damit, unsern Lesern davon Kenntnis, zu gebe», das? dieses jeden Unterricht in der Geschichte trefflich unterstützende Werk nunmehr abgeschlossen vorliegt. — Wie Lnngl's Geschichtsbilder, gehört auch Johannes Schrn m inen's nordisch-germanische Götter- undHcldensngcn (Cvln, Eduard Heinrich Mavcr) zu de» Büchern, die in der Hand einer lernbegierigen reiferen Jugend großen Nutzen stiften können. — Dr.Dnvid Müllcr's Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter, übersichtlicher Darstellung bedarf kaum noch einer Anpreisung. Das allseitig anerkannte Buch liegt in elfter verbesserter Auflage, besorgt von Prof. Dr. Fricdr, Junge in einer Ausgabe für den Schulgebrauch mit einem Bildniß Kaiser Wilhelms von Anton

von Werner und in einer Prachtausgabe als Geschenk- und Familienbuch vor. (Berlin, Franz Bahlen.) — Sara Hußler, eine junge Schriftstellerin, die in letzter Zeit durch verschiedene Arbeiten ihre Befähigung auf diesem Gebiete erwiesen hat, bietet unter dem Titel „Junge Herzen". Erzählungen für die reifere Jugend (Stuttgart, Carl Krabbe), und Ottilie Ludwig legt ihren jungen Freundinnen einen zweiten Theil ihrer Bilder aus dem Leben im Forsthaus, „Aus dem Waldleben" (Halle a. d. Saale, Otto Hendel) auf den Weihnachtstisch — zwei zu Geschenken für Töchter und Schwestern sehr geeignete Bücher. — Ein Geschenk für jeden, der Verständnis; hat für Lyrik und Spruchdichtung, ein Geschenk, wie es schöner nicht fein kann, bietet die dritte Auflage von Friedr. Bodenstedt's »Der Sänger von Schiras", hafisische Lieder (Jena, Hermann Costcnoble). — Der Sänger von Schiras scheint einen ähnlichen Anlauf zu nehmen, wie Bodcnstedt's Myrza-Schasfl>: es sieht aus, als wollte er uns jedes Jahr eine neue Auflage schenken. — Daß das Fest auch weniger Bemittelten Bücher bringen könnte, dafür wird von der Vcrlagshandlnng G. Freistag—Leipzig und F. Tcmpskl)—Prag durch Herausgabe des „Wissens der Gegenwart", deutsche Nnivcrsalbibliothck für Gebildete, gesorgt. Das neueste Bändchen, die erste Ablheilung des „Kunstgewerbes im A l t c r t h u m" von Prof. I) r.H. B lii m u e r. behandelt daS antike Kunstgewerbe nach seinen verschiedenen Zweigen. Man muß wahrlich die Fortschritte unseres Buchhandels und Buchdruckes bewundern, wenn man diese Leistung für eine Mark betrachtet. Schönes Papier, schöner Druck, 13S in den Text gedruckte saubere und instructivc Abbildungen, ein schöner und guter Band und bei alledem ein ausgezeichneter Inhalt — giebt es ein geeigneteres Geschenk für denjenigen, der sparen muß oder will?

Druck und Verlag von ö. öchvttlaender in Breslau. Underrchligin Nachdruck aui drm Znholt diese, Jelllchrif, unlersagt. Uebrrsetzungirecht vorbehalten.

hierzu ein Portrait von Rudolf Gneist. Radirmig von
Ivilhelm Rrau skorif in München,

preis pro Buarial ‚Z befiel s Mark, »»»»^
Illle Buchdondlunzen und poflanstalirn Neimen ieder>eil t?cflciiun‚zen an.

Alle auf dcn redaktionellen Inhalt von „^Zoro und <Sad" bezügliche, Sendungen sind an die Krd.irkia» »ach BreKlsu, Siebenlzufenerstraije 2/Z, olzn> Angabe eines personcnnaniens zu richte»

Durch den ^ohn erzogen.

Novelle
vsn

Stephan Milow.

— Goerz. —

^ls ich nach dem Tode eines mir theuren Freundes, der als philosophischer Schriftsteller einen bedeutenden Ruf genoß, seinen literarischen Nachlaß zu ordnen hatte, fand ich darin das folgende Manuscript, welches ich hiermit der Ocffentlichkcit übergebe. O Reiz des Geheimnisses! Wie spinnst du wundersam unsere Gedanken ein, daß sie von dem Gegenstände, den du nmgiebst, nicht mehr loskommen! Da sinnen und forschen wir und malen uns hundert Möglichkeiten aus, bald durch dieses, bald durch jenes Zeichen in eine andere Richtung gelenkt, bis wir endlich einen ganzen Roman gedichtet haben, der mit der Wirklichkeit wohl meistens gar nichts gemein hat.

So erging es mir mit der Bewohnerin der kleinen Villa, welche am Ausgange des steierischen Marktes Kapfenbcrg mitten im breiten Thale lag. Ter freundliche Bau war von einem großen wohlgepflegten Garten umgeben, den nach allen Seiten ein dichter lebendiger Zaun abschloß. Da ich mir in der Nähe des Marktes als Ruhesitz eiu kleines Anwesen erstanden hatte und mich mein Weg gar oft an dem Besitz meiner Unbekannten vorbeiführte, ward meine Neugierde bald rege und ich blieb in den schonen Sommertagen, mit welchen mein neues Leben in dieser herrlichen Gebirgswclt begann, nicht selten am Gartenzaun stehen, um durch eine mühsam aufgefundene Lücke hinein zu spähen. Da gelang mir's denn auch vst, eine zarte Frauengestalt zwischen zwei mächtigen Fichten sich lässig in einer Hängematte schaukeln zu sehen. Manchmal las sie in einem Buche, manchmal blickte sie wie träumend durch die Wipfel der Baume in den Himmel empor. Das Gesicht konnte ich eigentlich nie recht ausnehmen, aber das ganze Bild, das ich da schaute, war höchst anmuthig. Meine nächste Frage im Orte galt natürlich gleich der Bewohnerin jener Villa und ich hatte, wenn ich mich so ausdrücken darf, den nackten Polizeibericht auch bald beisammen; darüber hinaus erfuhr ich jedoch nicht viel, und was man mir mittheilte, fachte nur erst rechr meine Neugierde an. Der Gegenstand meines Interesses war eine Baronin Ordalie Seldheim, seit zwölf Jahren Wittwe und ohne Unterbrechung Bewohnerin der kleinen Villa, Ein halbwüchsiger Sohn, das einzige Kind, befand sich in einem Erziehungsinstitut in Wien. Diesen nüchternen Notizen wurde beigefügt, datz die Baronin außer in die Kirche nirgends hingeh? und auch nie Jemand bei sich sehe mit Ausnahme einer alten Gräfin, einer Verwandten, welche ab und zu aus der Stadt auf einige Tage zu Besuch bei ihr eintreffe. Wer sie also sehen wolle, der muffe ihr auf ihrem Kirchgange auflauern und auch da Wohl Acht geben, denn oftmals fahre sie und> verschlüpfe immer durch die Scitenthüre sehr schnell in ihren Betstuhl im Oratorium, wo sie kein Auge erreichen könne. Wenn sich so die Bewohner des Marktes nicht in unmittelbarem Verkehr an der Baronin erfreuen konnten, so gaben sie ihr doch das Zeugniß, daß sie, trotz ihrer nicht allzu reichen Mittel, allen Armen eine Wohlthäterin war und stets großmüthig in den Säckel griff, wenn es gemeinnützige Zwecke zu fördern galt, weshalb sie denn auch überall in großen Ehren stand. Ueber die Vergangenheit der Baronin wußte man mir nichts zu sagen; denn sie hatte sich erst als Wittwe in dieser Gegend niedergelassen und war früher hier nie gesehen worden. Das war's, was ich ich hörte uud meine Gedanken bei meiner Nachbarin — so durfte ich sie als der nächste Ansiedler thalaufwärts nennen — nnablässig festhielt. Also schon die Mutter eines Jünglings War meine interessante Wcltflüchtige! Da hatte sie mir die Situation, in welcher ich sie durch die Lücken des Laubwerks belauschen konnte, sehr verjüngt. Und warum diese ängstliche Abgeschlossenheit? War das noch immer die Trauer um den verlorenen Gatten? Der Ausfluß einer idealen Liebe, wie sie in dieser Welt nur selten erblüht?

Nun. vor Allem mußte ich sie sehen, recht Aug' in Auge, und schlenderte also den nächsten Sonntag zur Meßstunde auf dem Wege zwischen ihrer Villa und der Kirche hin und her. Da kam sie denn endlich auch, das Haupt leise geneigt und halb mit einem lichten Schleier verhüllt. Aber hätte ich sie nicht aus dem Garten treten gesehen und wäre sie mir nicht schon durch ihre elegante Haltung aufgefallen, ich würde sie nimmermehr für die Erwartete genommen haben, so mädchenhaft war sie in ihrer ganzen Erscheinung. Etwas unter Mittelgröße und von zartester Schlankheit, schwebte sie nur so über den Boden hin. Als ich ihr begegnete, hob sie etwas das Haupt und ich konnte ihr einen Moment in's Antlitz'sehen. Auch hier der Ausdruck überraschender Jugend und es schien mir ganz rosig angehaucht. Wenn aber dieser flüchtige Anblick hinreichte, um mich mächtig zu fesseln, so ließ er mir doch eigentlich kein bestimmtes, scharfes Bild ihres Gesichtes zurück, und ich hätte hinterher nicht einmal sagen können, ob sie schön sei.

Gedanken spinnend ging ich weiter und umschritt heute ganz unwillkürlich den Garten der Baronin in seinem ganzen Umfange, als hätte mir irgendwo eine Offenbarung über die Bewohnerin werden müssen. Diese Offenbarung blieb freilich aus, aber damit stand ich natürlich in meinem Innern keineswegs von meiner geheimnißvollen Nachbarin ab. Ich war gleich durchaus nicht in der Absicht Hieher gekommen, allen Menschen den Rücken zu kehren, wenn mich auch zunächst die Sehnsucht nach Ruhe und einer kräftigen Alpenluft aus der Stadt getrieben hatte, und ich vor dem Ankaufe meines Besitzes nicht viel nach meinen Nachbarn forschte, um mir nicht etwa durch üble Auskünfte in dieser Richtung die Freude an dem herrlich gelegenen Punkte verkümmern zu lassen. Unter der einsamen Baronin, die man mir wohl schon früher während meiner Ankaufsverhandlungen genannt hatte, hatte mir eben nur das Bild einer würdigen Matrone vorgeschwebt, die mich, wo nicht erfreuen, so doch auch nicht belästigen sollte, so wie ich ihr ein fricdsamer Nachbar zu bleiben gedachte. Und nun fand ich in dieser Einsamen ein so bestrickendes Geschöpf! Nicht als ob ich etwa meine wohl abgelaufenen 60 Jahre vergessen und abenteuerliche Gedanken gehabt hätte, aber, wie gesagt, das Geheimnißvolle übte auf mich stets eine große Macht, und freilich, daß es hier noch eine Frauengcstalt umwob, die mich schon beim ersten Anblick mächtig angezogen hatte, das mochte diese Macht immerhin ganz besonders steigern. Genug, mein Entschluß stand fest: was Keiner im Markte durchgesetzt hatte, das wollte ich durchsetzen, die nähere Bekanntschaft mit der Baronin. Es überkam mich ordentlich eine gewisse jugendliche Vermessenheit, die mich über die Bedenklichkeit, daß ich mit meinen Annäherungsversuchen am Ende nur unzart sein könnte, völlig hinweghob. Aber wie nun mein Ziel erreichen? Mich einfach als neuer Nachbar zum Besuche anzumelden, das versprach nach Allem, was ich wußte, nicht den geringsten Erfolg. Und was vermochte ich sonst? Ich sann und sann, ohne einen Weg finden zu können.

Da kam mir plötzlich ein Zufall zu Hülfe. Als ich einmal, an einem Herbstabend, auf der Straße gegen die Villa meiner Baronin lustwandelte, sah ich eine Landkutsche vor dem Thore halten, aus welcher sich eben eine alte Dame auszusteigen anschickte. Ich fuhr überrascht ans! Trotz der ziemlich großen Entfernung blieb mir kein Zweifel i das war meine verehrte Freundin und Gönnerin, die Gräfin Weigersberg, in deren Haus in der Stadt ich viel verkehrt hatte. Wie ich da meine Schritte beschleunigte! Aber ich kam doch zu spät, und konnte nur noch durch den Spalt des sich eben schließenden Thores im Garten die Angekommene und die Baronin sich in die Arme fallen sehen. Nun, was ich entdeckt hatte, blieb ja zunächst die Hauptsache, und der Schluß lag nahe, daß meine hier wiedergefundene Stadtbekanntschaft niemand anderer als jene alte Gräfin war, welche man mir als eine Verwandte der Baronin erwähnt hatte, ohne ihren Namen zu nennen. Nun galt kein Zögern. Ich ließ mich den andern Tag in der Villa der Baronin bei der Gräfin Weigersberg anmelden. So weit durfte meine Nachbarin in ihrer Menschenscheu doch nicht gehen, daß sie auch ihren Gästen jeden Besuch abwehrte; von der Gräfin aber gern empfangen zu werden, dessen war ich gewiß. — Und wie ich es gehofft, so traf es ein. Ich ward vorgelassen, und die treffliche alte Dame brachte mir, froh erstaunt, all die warme Herzlichkeit entgegen, die ich an ihr gewohnt war.

Ich übergehe die Einzelheiten unseres Gespräches und zeichne erst den Schluß hier auf, da ich dem Hauptzweck meines Besuches allgemach nahe gerückt war und wir uns ausschließlich nur von meiner Nachbarin unterhielten.

„Kurz gesagt," resumirte die Gräsin den ziemlich deutlichen Wunsch, der aus all meinen Redewendungen herausgeklungen hatte, „Sie wollen meiner lieben Ordalie vorgestellt werden? Ob Sie da nicht mehr von mir fvrdern, als ich zu erreichen vermag? O wie froh wäre ich selbst, wenn ich in das Leben meiner Nichte endlich doch ein bischen anderes Tempo bringen könnte! Sich ewig so einsam einzuspinnen und nie gegen Jemand auszusprechen, das soll nicht sein, und doch hatte ich dagegen bis nun, wenn ich sie nicht ganz von hier sortziehen wollte, eigentlich gar keinen triftigen Einwand; denn die gewiß sehr ehrsamen Bürger des kleinen Marktes sind ja doch für sie keine Gesellschaft. Aber Sie wären der rechte Mann, Ordalie wieder ein wenig der Welt zurückzugeben. Derjenige, der sie jetzt fast allein damit verknüpft, ihr Sohn, ist ja gewöhnlich fern, und die zahlreichen, regelmäßig eintreffenden Briefe thun es doch auch nicht. Ach, dieses Kind? Wie es seine Mutter liebt und welcher Schatz es für sie ist! Sie geht mit allen ihren Gedanken in ihm auf. Nun, so mag sie Ihnen von ihrem Lothar erzählen; sie werden ihr gern zuhören, und ihr Glück wird ihr da. durch erst noch gar wundersam lebendig werden. Dann giebt es ja noch so manches Andere in der Welt, was unseren Antheil will. Und endlich einen so bedeutenden Mann zum Nachbar zu haben," fnhr sie mit einem freundlichen Lächeln fort, „ohne diese günstige Fügung auszunützen, das wäre vollends eine Sünde. Wir ich euch nur zusammenbringe! Leider ist ihr diese Abgeschlossenheit durch die langen Jahre schon zur eingewurzelten Lebcnsgewohnheit geworden."

„Treibt sie nicht Musik?" fragte ich in einem plötzlichen Einfall.

„Allerdings, und ihr Piano kommt gleich nach ihrem Lothar."

„Sie wissen, daß ich mich rühmen kann, ein ziemlich fertiger Violinspieler zu sein- ergäbe sich nicht etwa da ein Anknüpfungspunkt?"

Die Gräsin sann eine Weile nach, dann erwiderte sie- „Ja, das ist kein übler Gedanke. Ich rücke die Musik in den Vordergrund und will im Uebrigen nicht zu viel aus Ihnen machen, sonst merkt sie, wohin ich eigentlich ziele, und lehnt beharrlich ab. Sind Sie einmal im Hause, mögen Sie sich selbst in das rechte Anselm setzen und allgemach unentbehrlich machen. Also ich will mit ihr sprechen und sende Ihnen bald Kunde."

Ich küßte der Gräfin sreudig die Hand und empfahl mich.

Den anderen Tag erhielt ich von ihr das folgende Billet: „Es ging nicht leicht, aber ich habe gesiegt! Wir erwarten Sie noch heute Nachmittag."

Also meine geliebte Geige, die mir im Leben schon so vieles Freundliche vermittelt hatte, war auch diesmal meine Helferin. Ich sollte meine Nachbarin noch heute sehen. Wie ungeduldig erwartete ich den Augenblick, und dennoch, ich gestehe es, als ich endlich Nachmittags den Garten der Baronin betrat, konnte ich mich einer gewissen Beklommenheit nicht erwehren.

Tie beiden Tamen erwarteten mich im Freien, bei einem reizenden, vmi einer mächtigen Linde beschatteten Etablissement in der Nähe des Hauses.

„Sie wollen die Güte haben, mit mir zu spielen; ich freue mich sehr daraus," sprach mich die Baronin mit der bezauberndsten Natürlichkeit an, und nichts in ihrem Wesen deutete auf Scheu und Verlegenheit.

Ich verneigte mich, indem ich betonte, wie sehr ich für die eröffnete Aussicht danken müsse.

Als ich mich nun aus eine einladende Handbewegung an der Seite der Gräfin niedergelassen hatte — die Baronin saß mir gegenüber — kam bald zwischen mir und der alten Dame ein ziemlich lebhaftes Gespräch in Gang, während die Baronin nur selten ein Wort dazwischen wars oder besser: dazwischen werfen konnte; denn es schien mir, als hätte die Gräfin absichtlich die Rede auf Gegenstände gelenkt, die ihrer Nichte fern lagen und sie jedes eingreifenden Antheils überheben sollten. Wollte sie sie etwa erst an Gesellschaft gewöhnen und der Hausfrau die Führung der Convcrsativn abnehmen?

Inzwischen konnte ich mir die Baronin genau ansehen, wobei sich mir der zuerst empfangene Eindruck nur immer mehr verstärkte. Wie sie so dasaß, das reiche braune Haar schlicht gescheitelt, hatte diese Frau etwas geradezu Kindliches, das durch den leisen, ich möchte sagen demüthigen Schmerzenszug ihres feingeschnittenen Gesichtes eine ganz besondere Macht übte. Und diese Augen! Ich habe dergleichen nie gesehen. Der dunkle Augenstern war über das Maß groß und von einem ganz schmalen lichtblauen Jrisring eingefaßt, so daß der Ausdruck etwas — wie drück' ich es nur aus? — rührend Weltfremdes, naiv Fragendes hatte, das zu ihrem ganzen Wesen wundersam stimmte. Es war Alles in Allem eine Erscheinung voll lieblichster Schönheit.

Endlich zuletzt kam die Gräfin wieder auf die Musik zurück, indem sie zu uns Beiden bemerkte, sie hoffe, obwohl sie sich bei ihrer geliebten Ordalie nicht lange aufhalten könne, doch noch Einiges von uns zu hören.

Wir setzten denn auch gleich den nächsten Abend zur ersten Uebung fest, indem ich versprach, noch heute den Clavierpart meiner ziemlich reichen Notensammlung zur Auswahl in die Villa zu senden. Darauf empfahl iä> mich und ward von dcn beiden Damen mit der anmuthigsten Freundlichkeit entlassen. —

Das läßt sich ja herrlich an! klang es in mir, da ich in freudiger Erregung nach Hause zurückkehrte. Ich hätte gar nicht gedacht, daß mich eine solche Begegnung noch in eine so beflügelte Stimmung versetzen könne; aber ich war eben schon durch die Freude an meinem neu erworbenen Besitz ganz ausgewechselt und nahm nun die glücklich angeknüpfte Bekanntschaft mit meiner Nachbarin wie ein Zeichen, daß ich es hier gut haben solle.

Ich übergehe die erste Zeit meiner Bekanntschaft mit Ordalie, wie ich die Baronin von nun an kurzweg nennen will. Für den Anfang kam es mir sehr zu Statten, daß die Gräfin als Vermittlerin unter uns war, so daß sich, als sie schied, der Verkehr zwischen mir und Ordalie schon in einem gewissen sicheren Geleise bewegte. — Ich kam gewöhnlich in früher Abendstunde ein, zwei Mal die Woche, und nachdem wir einige Zeit gespielt hatten — Ordalie spielte entzückend schön! — nahmen wir einen Thee, worauf ich mich bald empfahl. In der Rede hielten wir uns Beide ziemlich einsilbig und knüpften meist nur Bemerkungen an die gespielten Stücke. Ich vermied absichtlich jedes Wort, das wie eine Herausforderung zu vertraulicherer Mittheilung hätte erscheinen können. Sie soll selbst ein Herz zu mir fassen! dachte ich mir; das heißt, sie sollte in mir Einen erkennen lernen, der es verdient, daß man ihm mehr sagt, als jedem nächsten Bekannten, und daß sie Manches zu sagen hatte, das stand mir außer Zweifel. — Indessen glückte mir's nicht, ihr näher zu kommen. Sie war von gewinnendster Freundlichkeit, und ich konnte immerhin merken, daß sie es nicht bereute, mich in ihr Haus aufgenommen zu haben, unser Gedankenaustausch ward auch allgemach lebhafter und zog größere Kreise; aber sie blieb mir innerlich doch immer fremd gegenüber, und Persönliches wurde nie berührt. Selbst von ihrem Sohn sprach sie nicht viel. Es ward mir während dieser Zeit immer deutlicher offenbar, daß das Wissen Ordalicns in manchem Stücke tief unter dem anderer gebildeter Frauen stand; dabei hatte sie aber einen lebhaften Geist und ein sehr feines Gefühl, so daß mich die Lücken in ihrer Bildung nicht störten, sondern mir vielmehr oft Anlaß zu ganz eigen anziehenden Beobachtungen gaben. Vielleicht war ich auch für sie ein bischen vorweg eingenommen, wenn mir zu der Kindlichkeit ihrer Erscheinung eine gewisse kindliche Unfertigkeit im Wissen ganz reizend paßte.

So vergingen fast zwei Jahre, über die weiter nicht viel zu sagen bleibt, nur daß ich inzwischen auch ihren Sohn kennen gelernt hatte, einen bildschönen und sehr begabten Jungen. Er kam immer zu den großen Ferien, blieb aber gewöhnlich nur die Hälfte der Zeit und brachte den übrigen Theil im Hause eines Schulfreundes in einer Seestadt zu. So sehr die Mutter ihr Kind liebte, sie zwang sich dieses Opfer ab; denn, meinte sie, zwei volle Monate in dieser Abgeschiedenheit, immer allein mit der Mutter, müßten dem Kinde eine doch zu karge Ferienfreude sein, und Lothar, der an seiner Mutter gewiß innig hing und ihre Voraussetzungen stets tapfer

bekämpfte, ließ sich schließlich doch in seiner jugendlichen Weise die Trennung gern gefallen, angelockt durch die Aussicht auf die lustige Vereinigung mit seinem Jugendfreund. In meinem Verkehr mit Ordalien ergab sich inzwischen nichts Besonderes; er war mir sehr anregend und werthvoll; aber ich mußte mir doch gestehen, daß ich nicht gefunden, was ich gehofft hatte. Dieses so fesselnde, reizgeschmückte Weib schien innerlich völlig unzugänglich, und auch die Gräfin Weigersberg, die später noch oft zu Besuche eintraf, vermochte meine Beziehungen zu Ordalien nicht enger zu knüpfen.

Da vollzog sich in ihrem Wesen eine auffallende Veränderung, nicht etwa, als ob sie gegen mich einen anderen Ton angeschlagen hätte, nein! sie blieb in diesem Punkt immer dieselbe, aber ihre Weise offenbarte eine eigene Unruhe und Ungleichheit. Bald schien sie in einer nur mühsam . bekämpft?« zitternden Erregung, bald wieder war sie ganz niedergeschlagen, und ich konnte schließen, daß sie irgend etwas von Außen, vielleicht eine eingetroffene Nachricht, aus dem Gleichgewicht gebracht haben müsse. Dieser Zustand steigerte sich im Verlauf der nächsten Zeit immer mehr. Ordalie ließ, was früher nie vorkam, unsere Musikstunden oft absagen, oft wieder fand ich sie, wenn ich kam, ganz verweint mit blassem, abgehärmtem Gesichte. Das nahm endlich so zu und sie litt so zweifellos unter dem Drucke einer bangen Last, daß ich es für meine Pflicht hielt, aus meiner schweigenden Zurückhaltung herauszutreten; vielleicht sehnte sie sich ja selbst danach und konnte nur eine gewisse Scheu nicht überwinden, um sich mir zu eröffnen.

„Baronin." begann ich, da ich sie eines Tages wieder in Thränen fand, „vielleicht Hab' ich durch all die Jahre, in welchen Sie mir Ihre Nähe gegönnt, ein kleines Recht erworben, nach Ihrem Kummer zu fragen. Ja, ich muß es endlich, da ich Sie lange genug stumm beobachtet, mein Antheil drängt mich zu unabweislich dazu. Was fehlt Ihnen? Was ist Ihnen zugestoßen? Sprechen Sie!"

Ich hatte richtig geschlossen. Mein Wort wirkte auf Ordalie geradezu wie eine Entlastung, und ohne das geringste Zaudern fuhr sie rasch heraus: „J<i, ich will es Ihnen sagen, es drückt mich zu bang, und Ihr Wesen erweckt mir Zutrauen. Vielleicht können Sie helfen, rathen. Aber das ist nicht so kurz mitgetheilt, ich muß weit ausholen, damit Sie mich verstehen. Heute spielen wir nicht; dafür hören Sie mir zu, nicht wahr? Ich erzähle Ihnen Alles. Lassen Sie mich nur erst ein wenig Sammlung gewinnen, ich bin bald wieder hier." Und damit erhob sie sich und eilte aus dem Zimmer.

Ich harrte mächtig bewegt in gespannten Gedanken, bis sie nach einer guten Weile, mit einem Packetchcn Briefe in der Hand, zurückkehrte. Die Dämmerung war schon leise hereingebrochen und Ordalie rückte ihren Stuhl so, daß er von den schweren Vorhängen des Fensters ganz beschattet wurde; dann ließ sie sich darauf nieder und begann:

„Ich muß bei meiner Jugend anfangen, doch will ich mit Allem, was weit zurück liegt, kurz sein. Meine Eltern, deren einziges Kind ich bin, waren adelig und ziemlich wohlhabend. Während mein Vater, er war ve trächtlich älter als meine Mutter, den Ehrgeiz eines Gelehrten hatte und mit mehreren wissenschaftlichen Abhandlungen hervortrat, lebte meine Mutter viel gefeiert in der großen Welt. Meine Eltern schienen mich wohl sehr zu lieben, aber wenn ich jetzt zurückdenke, muß ich doch sagen, sie behandelten mich beide mehr wie ein zierliches Spielzeug. Sie ließen mich gewöhnlich nur nach Tische zu sich kommen, um mich zu hätscheln und mit Backwerk zu beschenken; im Uebrigen blieb ich den ganzen Tag unter der ausschließlichen Obhut einer Bonne. Als ich das zehnte Jahr überschritten hatte, ward ich in das Wiener Kloster der Salesianerinnen gegeben, die sich mit der Erziehung adeliger Kinder beschäftigen. Mich dünkt fast, ich ward meiner Mutter allgemach im Hause unbequem, wenigstens verstehe ich nicht, wie sie mich sonst als die einzige Tochter so ganz aus ihren Händen hatte geben können. War doch auch die Erziehung, die ich im Kloster genoß, keineswegs die beste. Das kann ich erst jetzt ermessen. Freilich meinten es die guten Klosterfrauen vortrefflich und unterwiesen uns sorgfältig in religiöser Frömmigkeit und strenger Sitte, aber mit dem Unterrichte stand es schlimm. Ein Lehrer durfte das Kloster gar nicht betreten, alles thaten die Nonnen selbst. So lernten wir eigentlich nur einige Sprachen und Musik; was ich aber darin Besseres leiste, muß ich wohl auch meiner besonderen Vorliebe dafür und meinem Fleiß zuschreiben. Zu meinen Eltern kam ich durch die ganze Zeit gar nie heraus, denn das war Gesetz, die Klosterzöglinge durften auch während der Ferien das Kloster nicht verlassen. Ich erhielt nur ab und zu den Besuch der Mutter oder des Vaters; beide schienen von meinem Gedeihen ganz entzückt und durften glauben, für mich trefflich gesorgt zu haben. Auch ich war immer zufrieden, die Klosterfrauen behandelten mich ja sehr gut. und als ich älter geworden war, spann ich mich in meine eigene Traumwelt ein, die mir völlig genügte. Aber endlich galt es nach Hause zurückzukehren. Ich war fertig, das heißt, ich war in den Jahren, wo meine Erziehung im Kloster als beendet galt.

Meine Eltern nahmen mich mit offenen Armen auf. Die Mutter hatte mir ein eigenes kleines, hübsches Appartement eingerichtet und führte mich nun mit größtem Eifer in die Welt. Als ganz neue Erscheinung ward ich auch mit einem gewissen Eclat ausgenommen und von jungen Männern und Mädchen umdrängt. Ich war aber von diesem plötzlichen Wechsel mehr überrascht und verwirrt als erfreut und fühlte mich in all dem Neuen, das mich umgab, eigentlich recht verloren, denn auch die Mutter wies sich mir bald ganz anders, als ich sie erwartet hatte. Sie war voller Güte, that mir jeden Gefallen, erlaubte mir Alles, suchte aber zu mir keine tiefere Herzensbeziehung und ließ mich, nachdem sie mich überall bekannt gemacht hatte, viel allein. Ich war übrigens noch gar nicht recht zur Besinnung über diese große Veränderung in meinem Leben gekommen, als ich meinen späteren Gatten, den Baron Robert Seldheim, kennen lernte. Er war ein junger Staatsbeamter, dem die Höheren eine große Carriöre voraussagten, während er in der Gesellschaft als vollendeter Weltmann galt. Ich durfte wohl glauben, daß er mich liebe. Was mich betrifft, so pochte mein Herz, wie sehr er mir gefiel, nicht allzu laut auf; ich stand noch ganz im Banne der Klostererziehung und glaube, ich hätte mich gar nicht so recht zu lieben getraut. Das war aber gewiß: ich wußte keinen Mann, dem ich freudiger zum Altar gefolgt wäre. So sagte ich gern Ja, als die Mutter, die schon früher alles mit Seldheim abgemacht haben mochte, mir seine Werbung ankündigte.

Bald darauf waren wir ein Paar. Ich zog mit meinem Gatten in den Laudbezirk, der ihm zur Leitung übergeben worden war, und nun kamen Tage eines stillen, tiefen Glücks, in welchen ich Robert erst mit ganzer Seele lieben lernte."

Sie machte, tief aufathmend, eine Pause und fuhr dann fort:

„Es war wenige Monate nach unserer Vermählung, als wir eines Tages, durch eine Gasse unserer kleinen Landstadt promenirend, einer in ihrer ganzen Erscheinung höchst auffallenden, mit etwas schreiender Eleganz gekleideten Frau begegneten, die ich bis dahin noch nie im Orte gesehen hatte. Da wir ihr nahe kamen, blickte sie höchst bedeutsam zuerst meinen Gatten und dann mich mit einem gewissen höhnischen Ausdruck an, so daß ich diesen Blick wie eine Beleidigung empfand. Ich schaute rasch zu Robert empor und gewahrte, wie er zuerst betroffen zusammenzuckte, dann aber in flammendem Zorn vor sich hinstarrte. Ohne einen klaren Gedanken zu haben, ward mir ganz bange zu Muthe, um so mehr, als Robert völlig verwandelt erschien und schwieg, mährend er, durch die nächste Seitengasse abbiegend, auf einem kleinen Umwege rasch wieder mit mir nach Hause zu kommen trachtete. Am Thore sagte er mir, ich solle verzeihen, er habe ein dringendes Geschäft, doch werde er bald wieder zurück sein. Damit wandte er sich und eilte davon.

Ich hatte mit peinlich beklemmtem Herzen mein Zimmer aufgesucht. Diese Begegnung hatte mich, besonders durch die aufregende Bedeutung, von welcher sie für meinen Gatten war, ganz aus der Fassung gebracht. In banger Ungeduld harrte ich seiner Rückkehr und es dauerte ziemlich lange, bis er kam. Welch einen Ausdruck wies mir sein Gesicht! Es lag darin etwas geradezu Finsteres, so daß ich, nur noch ängstlicher geworden, mit banger Spannung jeder seiner Bewegungen folgte.

Nachdem er einige Mal im Zimmer auf- und abgegangen, sagte er: „Gehen wir noch aus? Ich denke, wir lassen es für heute." Ich nickie zustimmend und wagte nicht weiter nach einer Aufklärung zu forschen.

Wir fchwiegcn Beide lange, keines mochte ein unbefangenes Wort der Rede finden. Das drückte wohl endlich auf Robert; er ging auf mich zu, faßte mich bei beiden Händen, blickte mir mit seiner ganzen Innigkeit in's Auge und sagte: „Du wirst über das kleine Begebniß betroffen sein und Aufschlüsse erwarten. Ich könnte sie Dir ohne Scheu geben, aber das Alles ist nicht Werth, Dich auch nur eine Minute zu beschäftigen. So vertraue mir: ich sage Dir, es ist nichts, und vergessen wir Beide diese Stunde."

Der herzliche Ton, mit welchem er diese Worte gesprochen hatte, nahm mich ganz gefangen. Von Mißtrauen und Argwohn war ja in mir ohnedies keine Spur, dahin reichten meine Gedanken gar nicht. „Wenn nur Du nichts Schmerzliches erfahren," sagte ich, mich an ihn schmiegend, und er schloß mich gerührt in die Arme.

Aber schon den zweiten Tag darauf erhielt ich aus Wien ohne Unterschrift einen Brief folgenden Inhalts, den ich mir Wohl gemerkt habe:

„Verzeihen Sie mir die unangenehme Begegnung, aber ich mußte doch Diejenige sehen, welcher ich zum Opfer fiel. Uebrigens, wie ich nicht die Erste war, die er betrogen, so sind Sie vielleicht nicht die Letzte, welche das gleiche Schicksal erwartet. Von mir sollen Sie nicht mehr beunruhigt werden."

Das war ein Schlag, der mich jählings aus dem Himmel meine? jungen Glückes stürzte. Ich sah mich da Plötzlich vor zu Fremdes. Unfaßbares gestellt, und ohne eigentlich im Momente das ganze Gift dieser Zeilen zu ermessen, sank ich nur in ausbrechenden Thränen auf das Sopha.

So fand mich Robert, der bald darauf in mein Zimmer trat. Da er mich weinend sah, fuhr er überrascht zurück und blickte dann, wie nach der Ursache forschend, um sich, bis er vor mir auf dem Boden das Blatt Papier gewahrte, wie es mir in meiner Bestürzung den Händen entglitten war. Er hob es schnell auf und las.

„Also muß ich doch davon mit Dir sprechen," begann er jetzt und warf das Blatt mit einem unmuthigen Aufstampfen des Fußes weg. „Hätte ich es nur gleich gethcm! Aber beim Himmel, ich habe es gut gemeint. Ich schwieg nicht um meinetwillen, aus feiger Angst; ich wollte nur Dein Auge nicht mit dem Anblick des Unwürdigen verletzen. Nun, jetzt bleibt mir keine Wahl mehr. Wisse es denn: was da geschehen, ist nur der häßliche und, ich hoffe, ohnmächtige Racheact eines Weibes, das ich — darf ich es so nennen? — einst liebte, dem gegenüber ich aber immer völlig frei blieb. Sie hat ihren Lohn dahin und wußte es vorweg, wußte es schon durch ihren ganzen Lebenslauf, daß von einem ernsten Verhältnis? zwischen uns keine Rede sein könne. Hier bindet mich nicht nur kein Ver sprechen, sondern auch nicht die leiseste Mahnung meines Gewissens. Aber wer berechnet ein verblühendes Weib, das sich noch lcbcnssüchtig an ihre, vielleicht letzte Eroberung klammern will! — Vergiß das alles, geliebte

v

Ordalie! Du darfst es ruhig, und ich habe dafür gesorgt, daß Tu nie mehr an sie gemahnt wirst." Damit näherte er sich mir und wollte mich vom Sopha zu sich empor ziehen.

O wie weh mir da geschah, jetzt erst vollends! Was ich aus dem Munde meines Gatten vernommen, stand in zu grellem Gegensatz zu meiner ganzen Gedankenwelt; ich konnte es kaum recht verstehen, ich hätte es noch weniger überwinden können. In neuen Thränen überquellend, widerstand ich der Annäherung Roberts, aber ich bedrängte ihn mit keinem Vorwurf, mit keiner Frage; mir war, als dürfe meine Lippe über all das. was er mir enthüllt hatte, nicht eine Silbe sprechen. Um so mächtiger stürmte es in meinem Innern; ich fühlte mich trostlos unglücklich.

Robert merkte wohl, was in mir vorging, und mochte vielleicht die etwas trocken bestimmte Art bereuen, mit welcher er die Vergangenheit abthun wollte. „Aber Ordalie," drang er jetzt mit warmer Bewegung in mich, „Tu glaubst mir doch? Und wenn Tu mir glaubst, was bleibt da noch, das Dir so sehr das Herz beschweren müßte? Tu tratest so zu sagen aus dem Kloster in die Ehe, Tu kennst die Welt nicht: muß ich mich in der grausamen Lage sehen, Dich zu ernüchtern, um Dich mir zu versöhnen? Welcher Mann führt seine Gattin als seine erste Liebe heim? Aber darum braucht er sie nicht schlechter zu lieben und sie kann ihm doch allezeit der theuerste Schatz seines Lebens bleiben. Fühlst Tu denn nicht, wie Tu mich beglückst und alle meine Gedanken beherrschest? Wenn ich aber wirklich schuldig bin, und ich bin es, ja, jetzt erst, da ich so ein ideales Geschöpf zum Weibe gewonnen; so sei mild und verzeihe mir."

Ich widerstrebte jetzt nicht mehr, als er mich faßte und in seine Arme schloß, und ich mochte ihm auch gern alles verzeihen, das gebot mir mein Herz und das gebot mir der christliche Sinn, den man mir eingepflanzt hatte; aber im Innern fühlte ich mich doch gar wund und weh.

„Du hast mir verziehen," rief er, da ich mein Gesicht in banger Bewegung an seine Brust barg. „Dank! Dank! Und nun wollen wir nie mehr ein Wort davon sprechen." Und darauf ließ er sich an meiner Seite nieder und trachtete mit liebevoller Beeiferung in lebhafter Rede meine Gedanken auf Anderes zu bringen.

Ja, ich hatte ihm verziehen, ich hegte ihm nicht den geringsten Groll im Herzen; aber eines lag doch außer meiner Macht: ich konnte das Geschehene nicht vergessen und die alte unbefangen selige Heiterkeit nicht zurückgewinnen. Mir war das Bild, das ich von ihm im Herzen getragen, rauh zerstört, und je inniger er mir seine Liebe zu offenbaren suchte, desto lebhafter meldete sich nur meine quälende Erinnerung. Was frommte es dabei, daß ich ihm diesen Gemüthszustand stets zu verbergen suchte; dadurch, daß er da war. mußte er sich auch verrathen.

Inzwischen war meine Mutter zu Besuche angekommen und hatte in der Abficht, mir den Kopf zurccht zu setzcn, das Uebel nur noch verschlimmert. Sie mochte bei Robert den Grund meines veränderten Wesens ausgeforscht haben und hielt mir nun eine ganze Strafpredigt. Was mir einfalle, ich solle nicht so überspannt sein, und einem Manne dürfe man in solchen Dingen überhaupt nicht zu viel übel nehmen. Sie habe es in ihrer Ehe immer so gehalten, daß jedes in seiner Weise leben durfte, und sei dabei mit ihrem Gatten, wenn auch ohne ein exaltirtes Glück, so doch in bester Harmonie ausgekommen.

Ich will nun eilen. Robert knüpfte im Anfang noch manchmal an das Vorgefallene on und bat mich, doch wieder seine heitere, glückliche Frau zu sein, sonst müsse ja er selbst unglücklich werden. Später schwieg er davon und wurde überhaupt in seinem ganzen Wesen immer stiller und ernster.

Jetzt gebar ich meinen Lothar. Mein Glück war groß. Ich weiß nicht, ob es auch anderen Frauen so ergangen; aber in meiner jungen Mutterfreude, in der fortwährenden seligen Beschäftigung mit meinem Kinde, trat mir mein Gatte etwas zurück. Vielleicht drücke ich das auch zu stark aus; nur so viel ist gewiß, daß eine innigere Annäherung, auf welche Robert mit der Geburt unseres Kindes gehofft haben mochte, nicht stattfand. So vergingen nahezu zwei Jahre. Lothar gedieh zu meiner Herzensfreude trefflich, und auch jene quälenden Gedanken stellten sich immer seltener ein. Trotzdem hatte vielleicht inzwischen schon mein ganzes Wesen, ohne daß ich mir dessen bewußt wurde, etwas fortwährend Gedämpftes angenommen; denn nun schien mein Gatte mit mir unzufrieden, er war auffallend gedankenverloren, einsilbig und von einer gewissen verhaltenen Erregtheit.

Robert war ein kühner und leidenschaftlicher Reiter. Gewöhnlich suchte er für seine Spazierritte unwegsame Seitcnpfade auf und kehrte nicht leicht vor einem Hindernisse um. Das ging fort über Gräben und Hecken, daß alles staunte. Ich war schon früher in ihn gedrungen, er möge doch nicht so tollkühn sein; jetzt schien er sich darin, meiner großen Sorge ungeachtet, noch zu überbieten. Es war etwas Nervöses in ihm. „Mir geschieht nichts," antwortete er immer auf meine Vorstellungen. „Und wenn auch —" fügte er einmal bei, mochte aber den angefangenen Satz bereuen und drehte sich rasch von mir weg. Ich war voller Angst, bat ihn neuerlich, es doch nicht zu weit zu treiben, konnte aber nichts erreichen.

Dn geschah das Entsetzliche. Eines Nachmittags ward Robert als Leiche mit zerschelltem Haupte an einer Eisenbahnbarriöre aufgefunden. Er wollte während eines Spazierrittes die Bahn übersetzen, fand aber eines

avisirten Zuges wegen die beiden Barrieren schon herabgelassen. Ohne zu warten, setzte er glücklich über die erste, bei der zweiten strauchelte jedoch das Pferd über die Schiene und schleuderte ihn mit aller Macht an den Ständer. Ter Bahnwdchter bemerkte aus der Ferne das Wagestück und <ilte herbei, als er Robert stürzen sah. Aber er hatte gleich das Bewußt sein verloren, und bis ich ihn sehen konnte, war er eine Leiche.

Lassen Sie mich Ihnen nicht schildern, was da in mir vorging. Zu meinem tiefem Schmerz um den erlittenen Verlust kam ja noch die marternde ,^rage: Hat er etwa den Tod gesucht? Hast Du ihm nicht das Leben bereitet, das er an Deiner Seite gehofft? Und wenn ich mich auch keiner bewußten Schuld anklagen konnte, der Himmel hatte mich zu schwer heimgesucht; ich war nach kaum dreijähriger Ehe zur Wittwc geworden."

Ordalie machte eine neue Pause und zog die Glocke. «Es ist schon ganz dunkel, und wir werden nun einige Briefe lesen müssen." Ter Bediente hatte bald Licht gebracht und sie fuhr fort: „Bald darauf war ich hierher gezogen. Meine Eltern, die nun auch schon beide lang todt sind, ließen mir auf meine Bitte diese kleine Villa, die sie seit Langem besessen, aber selbst nie bewohnt hatten, eilig als Wohnsitz in den Stand setzen. Ich floh die Menschen und suchte die Einsamkeit, um nur meinem Kinde zu leben. Und hier in diesem weltabgeschlossenen Thale ward es in mir auch allgemach stiller und ich sollte für den einen Schmerz meines Lebens doch noch einen wundersam tröstenden Ersatz finden. Blieb es mir in meiner Trauer um Robert versagt, wenigstens zu seinem Schatten mit dem Bewußtsein völligen schönen Einklangs flüchten zu können; hatte ich hier nicht einmal eine reine versöhnte Erinnerung, da unsere Trennung ein so jäher unaufgeklärter Riß war: so war ich dafür mit meinem Kinde reich gesegnet. Lothar wuchs frisch und kräftig heran; er war schön, aufgeweckt, gutherzig, das Ideal eines Knaben nicht nur für das Äuge der Mutter. Und er liebte mich schon früh über alles. Das offenbarte sich bei jedem Anlaß, am meisten jedoch durch eine wohl selten vorkommende Aufrichtigkeit, ohne daß ich ihn je besonders dazu angehalten hätte. Was ihn immer bewegen mochte, er theilte mir stets jeden geheimsten Gedanken mit. und ich wußte, daß die Seele meines Kindes völlig offen vor mir dalag. Ja. diese Aufrichtigkeit ging so weit, daß sie mir später noch ganz bange machen sollte. Doch ich will nicht vorgreifen; Sie werden selbst sehen.

Als Lothar das zwölfte Jahr erreicht hatte, galt es für mich einen bongen Entschluß. Seine Erziehung erheischte einen Ortswechsel. Zuerst wollte ich mit ihm fort; dann gewann ich es aber doch über mich, ihn von mir zu lassen. Ich hätte ja gar nicht den Muth gehabt, seine Erziehung selbst zu leisen; dazu fühlte ich mich in jeder Hinsicht viel zu wenig sicher. Mit einem Knaben ist es anders als mit einem Mädchen. So vollbrachte ich das Schwerste, ich trennte mich von meinem Kinde, um es dem vortrefflichen Wiener Erziehungsinstitute anzuvertrauen, in welchem seine reiche Begabung die gründlichste Ausbildung erhalten konnte.

Jahr um Jahr verging. Lothar entwickelte sich immer trefflicher, und ich kann sagen, er hat mir durch all die Zeit stets nur die größte Freude und nicht eine trübe Stunde bereitet; denn er war auch nie ernstlich krank. In seinen Studien, wie in seiner Aufführung immer vorzüglich, gab er nie den geringsten Anlaß zur Klage und jeder, der ihn kannte, war von ihm cntzückt. Jetzt aber —" Sie hielt inne und ließ nachdenklich das Haupt sinken, „jetzt kamen für mich Plötzlich neue Prüfungen, Prüfungen, die ich als die bängsten meines Lebens empfinden lernen sollte, und endlich bin ich vollends bei dem Punkte angelangt, wo ich alles, alles verloren glauben muß. O ist denn da noch zu helfen?"

Ich sah sie betroffen und erwartungsvoll an, während sie das Band des Briefpaketchens loste, das sie im Schoos; hatte. „Es sind Briefe von meinem Lothar und ich habe die wichtigsten Stellen angestrichen. Sie mögen selbst lesen. Dieser ist der erste, der mich nachdenklich machte und in das Berhältniß zu meinem Kinde auf einmal die Sorge mischte." Sie gab mir das Blatt und ich las für mich!

„Thcure Mutter! Ich schwelge jetzt ganz in unseren Klassikern. Schiller verehre und liebe ich mit meinem ganzen Herzen, aber Goethe besitzt mich doch noch mehr. Und so geht es allen meinen Kameraden, die sich überhaupt ernster mit der Literatur beschäftigen. Was sagst Du dazu, daß die jetzige Jugend Goctheisch ist? Bielleicht sollte das gar nicht fein. Aber diese Gretchen-Tragödie im Faust! Nicht wahr, einzig? Ich kann ganze Theile auswendig. Und fürchte nur nicht, daß ich dadurch in meinen Studien zurückbleibe. Tu weißt, wenn ich von etwas recht begeistert bin, geht es auch mit dem Lernen am besten. Goethe soll mein Maturitätsgott werden, und während ich mich an ihm volltrinkc, will ich eine Prüfung machen, daß Du daran Deine Freude hast.

Unser Fechtmeister hat zwei reizende Töchter, die eine blond und muthwillig heiter, die andere bräunlich und mehr ernst. Sic wohnen unserem Jnstitutsgebttude vis-^-vis und ich kann aus unserem Musikzimmer gut hinüberspähen. Da setze ich denn auch manchmal meine Uebungen aus, schlüpfe zum Fenster und mache wohl gar verliebte Zeichen hinüber, die sie durchaus nicht erzürnt aufnehmen. Ich habe auch schon beide bcsnngen und Tu erhältst nächstens einen Liedercyklus, betitelt „Tie Blonde und die Braune". Aber nun wirst Tu wieder denken: Auch das noch vor der Prüfung! Warum nicht? Ich wiederhole: was mich innerlich erwärmt, kann mich in nichts stören, sondern steigert nur alle meine Kräste. Und wenn mich die Gestalten der Gocthe'schen Dichtung entzücken, so übt das Leben selbst mit viel geringeren Mitteln auf mich oft eine noch größere Macht aus. Daß ich aber am Ende gar noch statt meines Olympiers ein schönes Mädchen zu meiner MaturitLtsgöttin erhebe, das wird Wohl nicht geschehe», schon deshalb nicht, weil ich nicht Weiß, welche von beiden ich wählen soll."

„Nun, das ist ja nur ganz allerliebst und herzgewinnend," sagte ich, nachdem ich gelesen.

„Sie meinen? freilich, vielleicht, wenn man das Spätere nicht kennt." gab sie zurück. „Und die Sorge, die mich nun beschäftigte, hatte allerdings gar verschiedene Quellen. Es war zum ersten Mal. daß mir die Antwort

auf einen Brief meines Kindes nicht leicht wurde, und es sollte sich nn seine / Mittheilungen für mein eigenes Innere eine ganz bedeutende nachhaltige Bewegung knüpfen. Lothar sprach von der Gretchen-Tragödie im Faust; ich gestehe Ihnen, ich hatte bis dahin den Faust gar nicht gelesen. Im Kloster konnte davon keine Rede sein, und später, hier in der Einsamkeit, da ich Muße genug hatte, lag mir doch vieles Andere näher. Besonders im Anfange las ich fast nur, was ich für die Erziehung meines Kindes brauchte. Jetzt aber nahm ich das Werk, das meinen Lothar so sehr ergriffen hatte, unverzüglich vor. Wie schwer ward mir oft die Lectüre und mit welchen wechselnden Empfindungen hatte ich dabei zu kämpfen! Und wenn ich mich in der Verwirrung, die das Werk in mir hervorrief, zuletzt nur an die Gretchen-Tragödie hielt, auf die Lothar den Nachdruck gelegt hatte, so regte sich trotz der tiefsten Rührung des Herzens nnd der ganz eigenen neuen Macht, welche diese Dichtung über mein Wesen gewann, in mir dagegen doch ein gewisser Widerspruch, und es war mir nicht recht, daß mein Sohn gerade Solches obenan stellte. Jetzt galt es aber für mich, noch gar Vieles nachzuholen, um doch auch über den Unterschied zwischen Goethe und Schiller etwas Genaueres zu wissen und meinem Lothar Rede stehen zu können. So kam ich eigentlich jetzt erst dazu, mich andauernd und gründlich mit unseren beiden größten Dichtern und der Poesie überhaupt zu beschäftigen. Ich hatte dabei viele Freude und Erhebung; aber wenn ich die Dichtung zum Leben in Beziehung setzen wollte, fühlte ich mich auch gar oft bedrängt. Erschien sie mir jetzt als das verschönte, höhere Leben, so fand ich dann wieder: Weh uns, wenn das Leben so ist! Ich sah da Flecken der Menschenscele, von welchen ich keine Ahnung hatte, ja, die ich mir als unmöglich, als eben nur erdichtet einredete. So war ich, nachdem ich mich einige Zeit eifrigst in die Literatur versenkt hatte, zuletzt nur gesteigert erregt, ohne daß ich Klarheit und für so manche bangen Zweifel meines Innern die tröstliche Lösung gefunden hätte.

Was mich aber für mein Kind in Unruhe setzte und mir in seinem Briefe besonders auffiel, das war gleich nach dem Preisen feines V^v.turitätsgottes die Schwärmerei für die Blonde und die Braune. Soll,, das etwa schon eine Folge der Gretchen-Tragödie gewesen sein?

Aber lesen Sie weiter! Lothar hatte seine Maturitätsprüfung mit Auszeichnung abgelegt und verbrachte darauf einen Thcil der Ferien bei der Familie seines Studienfreundes. Von dort kam dieser Brief." Und sie reichte mir das zweite Blatt folgenden Inhalts:

.Das find aufgeregte Tage! Zwei gewaltige Ereignisse nacheinander. Ter Tod des Vaters meines geliebten Carl wird auch Dich mächtig ergriffen haben. Und so schnell! Der gute alte Hvfrath scherzte an dem Abende, da ihn der Schlag traf, noch in der heitersten Laune, und innerhalb weniger Stunden hatte er sein Leben ausgehaucht! Ich war mit den Familiengliedern an seinem Sterbebette — diese Gunst hätte ich mir gar nicht Rnd und Süd. xxxn. »s, 12

nehmen lassen — und sah so fein Ende. Mutter, der Anblick des Sterbens hat etwas gar Erschütterndes, und wohl nicht nur durch den Antheil an dem Scheidenden; sondern der bloße Gedanke an den großen Uebergang von hier hinüber rüttelt nnser tiefstes Innere auf. Was sich eben erst voll freudigen Lebens regte, plötzlich erstarrt zu sehen, kalt, nichts mehr als Staub! Wie ich den Punkt nicht finden und nicht begreifen kann, wo sich zum ersten Male aus diesem Staube, aus der tobten, formlosen Stvffmasse des Alls, eine lebendige Gestalt entwickelte, so will mir jeder Tod eines nun einmal gewordenen selbstbewußten Wesens wie ein Weltuntergang erscheinen.

Aber höre nur, was sich einige Tage vor diesem bangen Trauerfall ereignete! Carl und ich badeten im Meere. Ter Wellenschlag war, was oft genug vorkam, ziemlich stark. Da gewahre ich, wie eine Welle Carl über den Kopf geht und er darauf, Athrm schöpfend und sich schüttelnd, weit den Mund öffnet. Ich ruft ihm ein Scherzwort zu; aber fchon rollt die zweite Welle über ihn weg, und jetzt taucht sein Haupt mit so eigenen Augen aus dem Wasser empor, daß ich erschrecke. Carl! schrei' ich, aus ihn zu schwimmend. Er hört mich nicht, und seine Augen werden immer gläserner und stierer. Da faß' ich ihn in größter Angst unter der Schulter und schreie und winke einem Schiffer zu, der am Ufer in einem Kahne saß. Es war ein Glück, daß Carl schon das Bewußtsein verloren hatte, sonst hätte er sich vielleicht an mich geklammert und mich mit sich in die Tiefe gezogen; so aber stieß ich ihn kräftig vorwärts und im nächsten Momente faßte ihn der herbeigerufene Schiffer, um ihn, von mir unterstützt, in den Kahn zu heben. Tort niedergelegt, kam Carl bald zu sich und blickte mich wieder mit seinen alten guten Augen an, Cr war gerettet; aber diese entsetzliche Minute werde ich nicht vergessen.

Und darf ich nun nicht kühn sage», daß ich reif bin? Ich habe meinen besten Freund in Todesgefahr und einen geliebten Menschen sterben gesehen; das ist nicht wenig und solche Augenblicke vollbringen in uns mehr, als sonst oft Jahre.

Indessen will ich Tir heute doch nicht nur von Grauen und Tod schreiben und schließe mit dem Bericht über eine artige Wette, die ich vor kurzem gegen Carl gewonnen habe, Oder sollte ich lieber sagen: eine frevelhafte Wette? Nun, Du magst nrthcilen. Zu Carls Schwester kommt zuweilen ein hübsches blondes Mädchen mit Veilchenaugcn, in das mein Freund ganz verschossen ist. Aber Carl ist viel schüchterner als ich nnd traut sich seiner Angebeteten kaum recht in's Auge zu schauen. Ich wollte ihn etwas aufstacheln und sagte: „Wie wenig Courage Tu hast! Ich an Deiner Stelle hätte ihr schon längst ein Küßchen geraubt." Das war nun freilich nur so hinnusgesprochen; da er mich aber dabei mit dem Ausruf festhielt: „Versuch' es denn! Was gilt die Wette: Dn blitzest ab?" so mußte ich für mein Wort auch tapfer einstehn und entgegnete: „Nun, was Dir, dem Verehrer, gelingen sollte, mnß nicht auch gerade mir gelingen;

Wenn Du mir aber Dein Recht einräumst, nehme ich die Wette an. Also um die neue illustrirte Goethe-Ausgabe: Ich erbitte mir eine Woche Zeit, und es versteht sich, daß Du mir, da ich sie doch nicht vor Dir küssen kann, auf's Wort glauben mußt." Er schlug in nieine dargebotene Hand und der Handel war abgemacht.

Nun befand ich mich in einer wunderlichen Lage. Ich hatte mich bis jehr um das Mädchen gar nicht viel nmgethan, schon Carls wegen nicht, und sie sah mich auch nur immer ganz scheu und verstohlen an. Wie sollte ich da gleich einen solchen Sieg erringen? Die Hoffnung war gering, aber ich verzagte doch nicht. Rasch drauf los! sagte ich mir, das ist in diesem Falle der einzige Weg.

. Schon den zweiten Tag darauf war sie wieder da, und ich neckte sie heute gegen meine sonstige Art mit dem ausgelassensten Muthwillen, was sie aber nur noch stiller und scheuer machte, als ich sie gewöhnlich fand. Endlich brach sie auf. Damit rückte der entscheidende Augenblick heran; denn ich sollte mich ihr heute verabredetermaßen allein als Begleiter anschließen, während sie sonst immer Carl begleitete und ich nur dann und wann mitging.

Auf dem Wege blieb ich ziemlich einsilbig und fand kein rechtes Wort, um meine Absicht einzuleiten. Da wir aber in ihrem Hausflur ankamen und sie sich mit einer auffallend raschen Wendung von mir trennen wollte, rief ich: „Nun, bekomme ich denn gar nicht die Hand?" — Im N» hatte sie sich wieder gegen mich umgekehrt und ihre Hand lag in der meinen, so zitternd, daß mir fast der Muth verging. Aber ich sagte doch: „Freilich, eines wüßte ich mir, das wäre noch viel beglückender — ein Knß von Ihrem Mund!"

Da lag sie auch schon an meiner Brust, und ich fühlte ihn, ihren Kuß, ganz warm nnd beseligend. Im nächsten Augenblicke war sie die Stiege hinauf verschwunden, und ich rannte wie trunken am Mceresstrandc nach Haus. Dieser so unversehens erbeutete Kuß war ja trotz meiner vielen Schwärmereien der erste, den ich mir von einer Mädchenlippe geholt.

„Gewonnen, gewonnen!" rief ich Carl, der mir entgegengeeilt war, schvn von Weitem zu. „Hoch, mein Maturitätsgvtt! Es galt ja eine illustrirte Goethe-Ausgabe. Unter seinem Zeichen habe ich auch hier gesiegt und in seinem Geiste gehandelt. Ter Hcrzbczwinger ließ auch, wenn es anging, kein schönes Mädchen ungetußt!"

Im Uebrigen will ich — und es muß ja nächster Tage ohnedies geschieden sein — aus diesem Ereigniß nur die eine Cvnsequenz ziehen: ich nehme es als Vorbedeutung, daß mir das weibliche Geschlecht ans meinem Lebenswege immer hold sein wird." —

Ich hing noch schweigend dem Eindruck des Gelesenen nach, als sie sagte: „Wieder dieser Schluß nach all dem Ernsten, von dem er früher gesprochen!"

„Im Leben stellt sich eben oft gar Verschiedenes nebeneinander, und wie rr's erlebte, theilte er's Ihnen mit."

Sie schien etwas einwenden zu wollen, unterdrückte es aber und gab mir das nächste Blatt, indem sie erklärend bemerkte: „Lothar studirt jetzt Jura. Tiefer Brief, der mich nicht wenig beunruhigte, stammt aus seiner ersten Studentenzeit in Wien."

Ich las:

„Wenn Du ahntest, theuere Mutter, was in mir vorgeht, wenn ich in der Straße gewissen Sirenen begegne! Das sind oft herrliche Gestalten, edel gebaut und von bestrickender Schönheit der Züge, aber dieser Blick! So unweiblich, so herausfordernd, so — nicht zu sagen. Sieh, dieser Blick schützt mich davor, daß mich mein heißes Herz je fortreißen könnte. Aber Abends, wenn ich allein bin, denke ich dann viel über Jene nach, die sich selbst entwürdigen, und empfinde geradezu ein Weh und kann lange nicht einschlafen. Ich halte ein schönes Weib für die Krone der Schöpfung und glaube, das höchste Glück kann nns nur vom Weibe kommen. Und welcher Fühlende wollte dem widersprechen? Unterwirst sich denn so eine anmuthvollc, holde Erscheinung nicht gleich Alles, was in ihren Kreis tritt, niit sanftester Gewalt? Bringt nicht schon ihr bloßer Anblick eine wunderbare Beseligung? Aber sie übt diesen Zauber doch nur, wenn ihre Schönheit von edler Weiblichkeit getragen ist, die sich selbst in Ehren hält und allezeit ihr heiliges Recht hütet, die Liebe frei zu verschenken. Daß sie dem Einen, dem Erwählten, überquellenden Herzens giebt, was alle Anderen mit keiner Verlockung der Welt bei ihr erreichen, das erhebt sie so, das erst läßt sie so himmlisch, so anbetungswerth erscheinen. — Wie traurig dagegen, wenn Eine, schön, mit jedem äußeren Reiz geschmückt, um einen Mann zu entflammen, durch ihre Verworfenheit die andringende Sehnsucht in Abscheu verwandelt! Was könnte mir denn anch die Schönste bieten ohne Liebe im Herzen? Und Freund Carl hält es wie ich. Freilich, wenn wir's den Anderen nachthäten! Unter den Studenten giebt es Exemplare von einem ganz ausbündigen Leichtsinn."

Sie blickte mich in größter Spannung an, da ich zu Ende gekommen, ich aber sagte nur, den Brief zusammenfaltend: „Gehen wir weiter! Es gilt, über das Ganze den rechten Ueberblick zu gewinnen."

„Ja, ja, das nahm auch trotz meiner erschreckten Mahnungen seinen Lauf. Nnn kommt das Schlimmste. Das ist der letzte Brief, den ich von Lothar erhielt. Lesen Sie nur!" Und sie reichte mir fast zitternd Kiefen letzten Brief. Er lautete:

„Gute, theuere, einzige Mutter! Ich liebe und bin geliebt! Mit diesem Jubelruf beginne ich heute meinen Brief. Laß Dir erzählen nnd erschrick nur nicht wieder. Du bist in letzter Zeit mir mir so ängstlich. Aber ich habe noch immer den rechten Weg gefunden, nnd werde auch jetzt nicht irre gehen. Wie denn auch mit dem Himmel im Herzen? Also höre! Ich könnte Dir's ja doch nicht verschweigen, und wem sollte ich mein Inneres ausschütten, wenn nicht Dir? Ich bin geliebt von einem bezaubernden jungen Geschöpf. Sie ist vielleicht nicht gerade schön — aber wir kann ich das nur sagen, da es für mich doch keine Schönere giebt? — Nun. ein Anderer mag sie vielleicht nicht schön finden, allein wie hold, verschämt und magdlich ist sie in ihrer Erscheinung und in ihrem ganzen Wesen! Sie heißt Marie. Dieser Name erschien mir immer als der schönste, und auch Du hättest so heißen sollen. Und wo ich sie kennen gelernt? Unter lauter Blumen.

Tu weißt, daß mich dieser Carncval ziemlich stark in Athem hält, und der Lurus, der jetzt mit Blumenbvuquets getrieben wird, immer wieder meinen Säckel leert. Als ich mich neulich gegen einen Bekannten darüber äußerte, empfahl er mir für meine Einkäufe eine gute und sehr wohlfeile Gärtnerei in einer entlegenen Vorstadt. Ich ließ mir das nicht umsonst gesagt sein und ging beim nächsten Anlaß hin. Da ich einige besondere Wünsche betreffs der Wahl der Blumen hatte, wies man mich aus dem Gewölbe in das große Glashaus des Gartens. Und hier fand ich sie, wie sie eben von den Camclien- und Azalcensträuchern aufblühende Blumen abschnitt. Sie ist die Tochter des Untergärtners. Ich konnte ihr nun gleich sagen, was und wie ich's haben wollte; aber obwohl sie mich recht gut verstand, kam ich damit doch recht lange nicht zu Ende. Ich mußte immer wieder in ihre Augen schauen, was unsere Verhandlungen stets in's Stocken brachte und mich bewog,^wieder von vorne anzufangen. Endlich lächelte sie schon so lieblich spöttisch, daß ich aufbrach. Aber ich kam wieder und wieder, und mir scheint, daß ich in der wohlfeilen Gärtnerei doch nicht weniger für Blumen ausgab als es anderswo geschehen wäre. Und zwischen lauter Blumen, die sie bald von den Sträuchern einsammelte, bald zu Sträußen band, knüpfte ich meine herrliche Marie immer fester an mich. Ich sah es bald, wie ihr ganzes Gesicht vor Freude aufleuchtete, wenn ich kam. und wie sie den mit verdrossenen Mienen umherschleichcnden Gärtnerburschen ordentlich die Stolze wies, daß ich oft über ein Stündchen blieb. Und was so ein einfaches Kind hold plaudern kann! Sie hat mir alle meine Balltänzerinnen verleidet. Mir ist, ich lebte jetzt die ersten Scencn der Grctchen-Tragödie und darüber hinaus braucht ja die Ähnlichkeit nicht zu gehen. Was der Dichter so tragisch steigert, um uns zu erschüttern, das klingt im Leben oft genug freundlich aus, sonst ertrüge es die Menschheit gar nicht. Also nur das in Liebe gelöste Gretchen des Faust soll sie mir sein, ohne Schmerz und Reue, und sie ist es schon, ist mein! Gestern! — Schon lange jversvrach sie mir, einmal mit mir, zu mir zu kommenallein das ging nicht leicht, sie hat den ganzen Tag über die Hände voller Arbeit. Aber gestern endlich! Sie war bei mir, drei Stunden, und ich schreibe Dir von ihr noch übervoll der erlebten Seligkeit. Was sie mir da alles erzählte! Wie hart sie der Vater halte — die Mutter ist todt —, wie viel sie unter der dreisten Art der Gärtnerburscheii zu leiden habe, und zwischendurch weinte sie helle Thränen. sie, die ich sonst mir lächeln gesehen. Dann aber, als es mich mit Allgewalt fortriß und ich sie in die Arme schloß, war alles Leid vergessen und ich fühlte es, daß ich sie glücklich mache. Und ich? Ich weiß nun auch, was Frauenliebe ist und tausche mit keinem dieser Erde. Vielleicht habe ich zu dem Ausspruch, den ich früher einmal gethan, erst jetzt das volle Recht: Ich bin reif!"

„Was soll ich nun thun? Was soll ich thun?" rief Ordalie mit dem Ausdruck größter Beängstigung in ihrem ganzen Wesen, nachdem ich ihr die Briefe zurückgegeben.

Ich war tief ergriffen und hätte zugleich lächeln mögen. „Thun Sic> nichts," entgegnete ich, indem ich ihre Hand faßte und küßte.

„Das sagen Sic?" fuhr sie ganz erstaunt heraus.

„Was sollte ich anderes? Wenn vielleicht in einem solchen Falle ein überhastetes Einschreiten immer nur eher schaden als nützen könnte, so ist es bei ihrem Sohne vollends überflüssig. Diese Brieffragmente ergänzen mir gar schön das Bild, das ich mir längst aus persönlichem Umgang von ihm gemacht, und ich habe danach für Sie keinen anderen Rath als: überlassen Sie Lothar sich selbst! Er darf es sagen und ich glaube es mit ihm: er wird schon den rechten Weg finden."

„Aber wie das, nach all dem, was er mir schreibt?" wandte sie ein, ohne mich noch immer recht fassen zu können,

„Ah, Sie meinen wohl, es ist schon genug geschehen? Nun freilich, und wir dürfen es nicht loben. Aber jedenfalls hat Ihr Sohn eine Schuld auf sich geladen, die er mit den Meisten seiner Altersgenossen theilt; nur daß sonst nicht davon gesprochen wird. Die Jugend will eben ihr Recht, Und wie denn, wenn jene Marie, die Ihren Sohn am ehesten anklagen dürfte, ihn gar am ersten freispräche, schon reichlich belohnt durch den Besitz des Augenblicks? Es findet und bindet sich ja nicht alles gleich für die Ewigkeit. — Ordalie," drang ich nach einer Pause bewegt in sie. „ich muß Sie so nennen, muß es in dieser Stunde, — Sie haben mir Ihr ganzes Leben, haben mir all Ihren Schmerz enthüllt und Sie thaten es, um in Ihrer Bedrängnis; bei mir Rath, vielleicht gar Hilfe zu finden. So will auch ich offen sprechen, selbst auf die Gefahr hin, Ihnen im Augenblick weh zu thun. Und wenn ich nicht weiß, ob ich Sie überzeugen und ob ich helfen kann, so werden Sie doch meinen innigen Antheil gewiß nicht verkennen. — Wie finde ich nur das rechte Wort? Sie waren gegen Ihren Gatten, ich sage nicht zu hart, aber zu empfindlich, zu wenig menschlich warm und zugänglich, Sie waren es, befangen in Vorstellungen, die Sie sich außer Zusammenhang mit dem Leben und den Menschen gebildet hatten. Aber seither sind Jahre vergangen. Sehen Sie zu, daß Sie von diesen Vorstellungen nicht zum zweiten Male in einem wichtigen Momente zu sehr beherrscht werden und irren Sie nicht auch gegen Ihren Sohn. Bringen Sie in den trefflichen Jüngling, der in seinem lauteren, allem Gemeinen abgewandten Herzen den sichersten Führer hat, nicht durch allzu rasche Tadelworte einen schmerzlichen Zwiespalt. Erkennen Sie vielmehr in der wundersam schönen Fügung, daß erst Ihr eigenes ahnungsloses Kind durch seine Liebe und Aufrichtigkeit Ihrem Blicke die Wirklichkeit aufschloß, zugleich den bedeutsamen Wink, sich mit dieser Wirklichkeit zu versöhnen und über Alles, was Sie bis jetzt so sehr beschwerte, ein anderes Urtheil zu gewinnen."

Sie schwieg und über ihr Antlitz floß eine leise Röthe, während sie in Gedanken zu versinken schien.

„Die Welt ist nicht wie Sie sie gewähnt," fuhr ich, nachdem mein Blick eine Weile auf ihr geruht, fort. „Vielleicht wäre sie wunderbar, wenn sie Ihrem Ideal gliche, vielleicht verlöre sie dadurch auch Manches. Wir können unser Herz an gar vieles hingeben und uns an der wechselnden Gabe der Stunde erquicken, ohne darum uns selbst untreu zu sein, wenn wir nur auf unserem Pfade trotz aller kleinen Abirrungen nie den Leitstern unseres Lebens aus dem Auge verlieren; ja, wir sammeln so vielleicht rechts und links manches, was uns ein dauernder Besitz bleibt und uns zuletzt als Reichere und Vertiefter? an's Ziel kommen läßt. — Sie sind streng in der christlichen Religion erzogen worden- Finden Sie nicht auch in ihr genug Aussprüche, die zu meinen Worten stimmen? O, hätte man sie Ihnen nur immer mit der Anwendung auf das wirkliche Leben gedeutet!"

Sie schwieg noch immer mit geneigtem Haupte, aber es entging mir nicht, daß sie meine Rede mächtig ergriffen hatte. Das war mir für jetzt gering. So erhob ich mich denn und sagte: „Ich danke Ihnen aus tiefster Seele, daß Sie mir diese Stunde gewährt, und lassen Sic mich hoffen, daß sie auch Ihnen bedeutsam bleibt und noch Befreiung bringt."

Sie konnte mir nur bewegt zunicken und ich verließ das Zimmer.

Ich setzte mit meinem nächsten Besuch bei Ordalie etwas länger aus, als ich sonst pflegte. Hatte ich den Anstoß gegeben und gehofft, daß meine Worte nicht ohne nachhaltige Wirkung auf sie bleiben würden, so mußte sie im Uebrigen mit dem Streit ihrer aufgeregten Gefühle und Gedanken selbst zurecht kommen, wenn die Wandlung ihres Innern, auf die ich abzielte, von sicherer Dauer sein sollte. Dabei quälte mich aber schon die Ungeduld und es war eine ganz eigene Spannung in Sorge und Hoffnung, mit welcher ich das erste Mal nach jenem bedeutungsvollen Abend bei ihr eintrat.

Aber schon ihr Anblick belebte meine Hoffnung, ihre Züge schienen trotz der großen Angegriffenheit lichter und heiterer, und ehe ich selbst noch auf das, was zwischen uns schwebte, die Rede lenken konnte, sagte sie: „Wie viel Hab' ich in diesen Tagen geweint! Ich glaube, ich habe viel gewonnen, aber auch viel verloren, und es wäre vermessen, wenn ich sagen wollte, ich bin befreit. Reden wir jetzt nicht mehr davon. Soll es noch besser werden und ist meinem Innern noch ein beruhigter Abschluß gewährt, so darf ich das nicht so schnell erwarten. Ich will mich bescheiden. Vor allein muß ich meinen Lothar sehen. Er soll gleich für einige Tage kommen, feine Studien werden ja darunter nicht leiden, und wenn er jetzt Wien gewiß sehr ungern verläßt, so soll mir dieser Besuch zugleich ein Beweis sein, daß er seiner Mutter auch ein Opfer bringen kann."

Ich stimmte diesem Gedanken erfreut zu und in wenigen Tagen war Lothar da.

Der Jüngling, er stand jetzt im zwanzigsten Jahre, sah prächtig aus; er war seit den kurzen Monden, da ich ihn zum letzten Male gesehen, noch auffallend stärker geworden und wies das frischeste, lachendste Antlitz, in dem schon ein kleines Schnurrbärtchen sproßte. Wie er so, ziemlich hoch gewachsen und von männlicher Haltung, neben Ordalien stand, hätte man nimmermehr gemeint, Mutter und Sohn vor sich zu haben. Und wie geradezu rührend war es, die beiden in ihrem Verkehr zu beobachten! Sie sah ihn fort und fort mit forschendem Blicke an und lauschte gespannt jedem seiner Worte, als hätte sie herausfinden wollen, ob er denn noch unversehrt ihr liebes Kind und ob ihm nichts geschehen sei, wobei sie nur über seine stattliche Erscheinung und Wandlung zum Männlichen statinen mochte. Er dagegen war gegen sie voll des heitersten Muthwillcns. Einmal hob er sie gar in meiner Gegenwart empor und trug sie in seinen Armen nmher, während er ausrief: „Das ist doch meine größte, älteste Liebe!" Im Uebrigen sprach er über Alles, was ihm in jüngster Zeit Bedeutsames untergekommen, mit Wärme und auffallender Reife, über neue Bücher, Bilder und Theatervorstellungen, über neue Ereignisse und neue Menschen.

„Nun, sind Sie beruhigt?" fragte ich einmal Ordalien, da ich mit ihr allein war. „Sie sehen, Ihr Sohn hat in keiner Hinsicht Schaden gcnommen. Das ist ein Bild freudigsten Lebens, und er hat trotz der Bekenntnisse seiner letzten Briefe noch immer auch genug ernste Dinge im Kopfe."

Ordalie widersprach nicht und ließ nach kurzen Tagen Lothar wieder ziehen.

Ich aber plante und arbeitete weiter.

„Ich habe einen Gedanken, den ich Ihnen zur Erwägung geben möchte," sagte ich ihr eines Tages. „Es ist schon richtig, daß es Ihr Sohn trotz aller Liebe für die Mutter durch lange Monate hier etwas zu still und einsam finden könnte; aber warum richten Sie das nicht anders ein? Lothar war oft genug der Gast Anderer: wäre es nicht recht und für Sie viel vergnüglicher, wenn Sie einmal diese Andern hierher zu Gaste laden wollten?"

Sie sah mich nur ganz erstaunt an.

„Nicht wahr, das liegt nahe," fuhr ich fort; „aber man übersieht oft gerade das Nächste. Also Sic versprechen mir's für die kommenden Ferien, nicht wahr? bitte! denn auch ich habe ja meinen Thcil daran: Lothar bleibt hier und lädt sich seinen Carl in unsere Berge. Da müssen Sie aber freilich auch manchmal mitthun, und ein kleiner Ausflug nach einem der viele» herrlichen Punkte unserer Umgebung darf Sie nicht gleich als ei» Ereignis; erschrecken."

Und als die Ferien kamen, geschah es nach meinem Vorschlag. In der zweiten Hälfte fand sich Lothars Freund Carl zu Besuche ein. Das waren nun auch für mich besonders heitere Tage. Wir machten gemeinsam größere Landpartien und es war mir sogar wiederholt vergönnt, Ordalic mit den beiden Studiosen bei mir zu bewirthen. Die Wochen enteilten nur allzu rasch, und Ordalie schien sich diesmal von ihrem Sohn besonders schwer zu trennen.

„Für das nächste Jahr habe ich einen andern Plan," sagte ich, da ich sie nach dem Abschied mit noch nassen Augen fand. „Freilich komme ich dabei zu kurz, aber um mich handelt es sich schließlich nicht. Sie müssen mit Ihrem Sohn ein bischen reisen, die Welt sehen. Er hat nun schon zwei Staatsprüfungen vorzüglich abgelegt und damit wohl den vollen Anspruch auf eine solche Belohnung. Da werden Sie gewiß nicht Nein sagen."

Das Wort war hingeworfen. Dabei ließ ich es zunächst, ohne ans eine Antwort zu dringen, bewenden und ging rasch auf Anderes über. In der nächsten Zeit brachte ich ihr aber Bücher über Italien, und von Lothar

ich hatte ihn als Helfer für meinen Anschlag herbeigezogen — kamen wiederholt Berichte, wie sehr ihn die Malerei interessire und wie herrlich es wäre, nachdem er alle Wiener Bilder-Gallerien gründlich studirt. nun auch die größten Italiener an Ort und Stelle zu sehen. Das alles halte er übrigens als reine Wahrheit gesagt, und eben weil ich wußte, wie sehr ihn eine solche Reife freuen würde, wollte ich mich für den gefaßten Gedanken mit doppelter Entschiedenheit einsetzen.

Und ich siegte auch dieses Mal. Als der nächste Sommer herankam, rückte Ordalie mit Fragen heraus, die mir bewiesen, daß sie sich mit dem Reiseproject beschäftigte. Bald galt es den Gegenständen, die man mitnehmen müsse; bald der Route, die man am besten einschlage. Ich ließ mein freudiges Staunen nicht merken, nahm vielmehr ihre Fragen als ganz natürlich und trug mich gleich an, ihr für alles ein genaues Programm auszuarbeiten, da ich ja vor Jahren selbst viel in Italien gereist sei. So sah ich alles im besten Gange und mit einem Wort: im Herbste ward gereift. Lothar war nun schon ein ganzer Mann und Ordalie hatte eine bewährte ältere Kammerjungfer; so konnte ich sie denn beruhigt ziehen lassen. „Ich will im Geiste mit Euch sein und denkt bei allem Schönen an mich!" Das waren die letzten Worte, die ich ihnen nachrief.

Lothar schrieb mir begeisterte Briefe aus Florenz, Rom, Neapel, und zwischendurch sandte mir auch Ordalie manches directe Wort, das mir bedeutsam ihr Inneres spiegelte. Ter Anblick der Welt, des bunten Menschentreibens und der herrlichen Menschcnwerke verfehlte auf sie die Wirkung nicht, die ich gehofft hatte. Anfangs ganz geblendet und verwirrt, sah sie mit immer freierem, froherem Auge um sich und verhehlte mir zuletzt nicht, daß ihr nach all' dem Gcschautcn das Leben, das sie bisher geführt, gar eng erscheine. Mutter und Sohn schienen wie Geschwister durch das schöne Land dahin zu stiegen. War doch Ordalie in den meisten Dingen viel unerfahrener als Lothar, und für so viele der neuen machtigen Eindrücke, die sie beide hier empfingen, fand er zuerst die rechte Deutung, so daß sie ihm wie einem Lehrer lauschte. — Die Reise verlief vortrefflich und als das Laub in meinem Garten längst abgefallen war. feierte ich mit den Zurückgekehrten das frohe Fest der Wiedervereinigung.

Ordalie erschien jetzt ausfallend verändert, lichter und heiterer in ihrer Miene und lebhafter in jeder Bewegung, dabei gab sie sich im Verkehr gegen mich endlich so, wie ich sie mir immer gewünscht hatte- rückhaltlos offen und herzlich warm, ja, ich durfte mich rühmen, in allem ihr Bcracher zu sein.

Und nun kann ich wieder drei Jahre übergehen- aber die Geschichte der Wandlung meiner gewonnenen Freundin wäre nicht abgeschlossen, wenn ich nicht erzählte, was sich dann noch begab.

Lothar war inzwischen ilo^tor jni-is geworden nnd in den Staatsdienst getreten. Da empfing mich Ordalie eines Tages mit einer gewissen Bewegung, imd sagte: „Eine große Neuigkeit: Lothar will sich verloben mit der entfernten Cousine — aber eigentlich ist es gar keine Verwandtschaft mehr — von der ich Ihnen schon gesprochen. Das Mädchen ist sorgfältig erzogen nnd Tante Weigersbcrg, die die Sache sehr zu begünstigen scheint, voll ihres Lobes. Und sehen Sie, wie schön sie ist!" Dabei zog sie ein photvgraphisches Bild hervor und zeigte es mir.

„In der That, das sind schöne und unendlich gewinnende Züge," sagten ich, das Bild betrachtend.

„Was halten Sie also von dem Project?"

„Nach dem, was ich sehe nnd was Sie mir über das Mädchen gesagt, kann ich nur Glück wünschen,"

„Aber es ist ein so großer Entschluß, und sollte Lothar bei seiner Jugend nicht lieber noch warten?"

„Da es so gekommen ist, nein! Er hat gewählt, und wer dürfte ihm. wie alles liegt, diese Wahl ausreden wollen? Mag es nicht gut sein, zu jung zu Heirathen, so ist es noch schlimmer, sich zu lang zu besinnen. Das sage ich alter Junggeselle, der leer ausgehen mußte, weil er nicht rasch genug zugegriffen und über der Bedenklichkeit, daß nun doch die beste Zeit versäumt sei, nicht mehr zu freien wagte."

Bald darauf fand die Verlobung Lothars mit seiner Erwählten statt. Ordalie war jetzt in lebhafter Bewegung, und reiste wiederholt nach Wien, wo sich das Brautpaar befand. Dann kam die Hochzeit.

Kurze Zeit nach der Vermählung traf das junge Paar zum Besuche Ordaliens in unseren Bergen ein. Es sah wahrhaftig aus, um den Neid aller Sterblichen zu erwecken.

Ich war den Tag nach der Ankunft bei Ordalien geladen und verbrachte einen ganzen Abend voll freudiger Bewegung in der Gesellschaft der Neuvermählten.

Als ich mit Ordalien allein war, fragte ich sie. „Lacht Ihnen nicht das Herz über dieses Paar? Und wissen Sie, daß es Marie-Gretchen ihrem Sohn schon lang zuvorgethan? Er hat mir's gesagt: sie ist seit einem Jahre das rührige und zufriedene Weibchen eines kleinen Landwirths. Sehen Sie: so fand jedes seinen Weg ohne Reue und Groll. Und sieht bei alledem Lothar nicht ans, als ob er sein Weib glücklich machen müßte?"

In ihrem Auge schimmerte eine Thräne. „Ja, ich hoff' es, sie werden mit einander glücklich sein, ich muß es hoffen," entgegnete sie, den Blick senkend. „O mit welcher wehmuthsvvllen Seligkeit erfüllen mich diese Tage! Ich habe mein Kind ganz wiedergefunden, muß aber damit auch den Schmerz der Erkenntniß tragen, wie schwer ich gegen meinen Gatten gefehlt. Und hier ist nichts mehr gut zu machen. Weh mir, wenn ich mir nicht sagen könnte: Tu hast es nicht schlecht gewollt und Deine Seele war immer frei von jedem Groll. Und so darf ich vielleicht hoffen, daß ich mir auf diesem Schmerzensweg auch den Gatten wiedergewonnen habe, wenigstens in Gedanken. Er steht nun völlig rein vor mir und sein Schatten wird mir nicht zürnen."

„So recht! so recht!" rief ich und küßte tief bewegt ihre Hand „Und wie Sie den Todten durch das Leben wiedergefunden, so soll Sie die treue Erinnerung an ihn nicht hindern, fortan wieder voll dem Leben zu gehören. Noch bleibt ein Wort Ihres Gatten ganz zu erfüllen, womit Sie seinen Schatten am schönsten versöhnen und zugleich Jenen, die so warm an Ihnen hängen, die letzte Sorge von der Seele nehmen: so wahr Sie Ihren Gatten freisprechen und an das Glück Ihrer Kinder glauben, seien Sie selbst wieder eine heitere, glückliche Frau."

Die neue Stadtverfassung von London.

von

Kudolf Gncist.

— Berlin. —

er jetzt dem englischen Unterhause vorliegende Gesetzentwurf zur Verschmelzung der Altstadt London mit den, Meer von 488 995» Häusern, welche die Metropolis bilden, ist von großem Interesse als ein Versuch zur Lösung des Problems, die modernen Riesenstädte in einer einheitlichen Stadtverfassung zusammenzuhalten: Daß ein solcher Versuch in Berlin gelungen ist, hat der Verfasser dieser Abhandlung kürzlich in einem Essay der Lontsraporarv Rovisv (Decrmber 1884) dargelegt.

Ob die Aufgabe für die 3 bis 4 Mal weiter gespannte, bis zu 4 Millionen Bewohner angeschwollene englische Hauptstadt noch zu lösen ist, möge der deutsche Leser aus der nachstehenden Parallele entnehmen.

Zur äußerlichen Orientirung wird Folgendes gcniigen.

Der Stadttheil, welchen der von der Seeseite ankommende Reisende an der Londonbrncke zuerst betritt, ist das historische, schon den Römern bekannte I^mdinum, die London-City. Die unabsehbaren Häuscrmaffen, welche das Auge im fernen Hintergründe mehr zu errathen hat, bilden die jetzt so genannte Metropolis, die Gesammtstadt, — das Grvß-Londou, Die City bedeckt nur 723 englische Morgen, die Metropolis 78 029 Acres. Die Bevölkerung der Metropolis ist von 958000 in 1801 auf 2803000 in 18« 1, auf 3 762 275 in 1881 gestiegen. Die Bevölkerung der City dagegen betrug 1801 zwar noch 128833, war aber 1861 auf 112063. 1881 auf 5>1139 gesunken. Sogar die Zahl der bewohnten Häuser ist in der City von 1ö508 in 1801 auf «562 in 1881 herabgekomme».

Zur Erklärung dieser seltsamen Erscheinung mag vorweg bemerkt werden, daß die Ausdehnung der Altstadt London ans die Vorstädte und Umgebungen schon im Mittelalter ein Hinderniß darin fand, daß die umgebenden Rittergüter und Vorwerke überwiegend zu dem geistlichen Grundbesitz gehörten, welcher eine Stadtverfassung abzuwehren wußte, und daß später die Politik der Tudors und Stuarts einer Ausdehnung der im Parlament einflußreichen City abgeneigt war. Königin Elisabeth hatte die weitere Errichtung von Gebäuden sogar direct untersagt, „weil eine so große Menge unregierbar werden würde und zu groß, um Gott zu dienen und Ihrer Majestät zu gehorchen".

Ebenso weit wie die äußeren Dimensionen liegen nun aber die Verfassungen der beiden Städte auseinander, deren spröden Gegensatz der vorliegende Gesetzentwurf überwinden soll.

I. Die Verfassung der <Aty von London*)

bildet ein Aggregat alterthümlicher Besonderheiten. Die urkundliche Geschichte der Stadtverfassung beginnt nach der normannischen Eroberung mit einem Freiheitsbrief Wilhelms I. (1070). Polizei-, Gerichtsgewalt und Schatzungsrecht des Königs lag damals schwer auch auf der größten Stadt des Landes. Indessen bei dem geldgierigen normannischen Schatzamt fanden Gilden und Gemeinden alsbald wieder den Weg zu nutzbaren Privilegien. Schon unter Heinrich l. findet sich die Stadt mit dem Schatzamt durch große Pauschquanta ab, und bleibt seitdem an der Spitze der Städte, welche durch theuer erkaufte Charten sich ihre eigene ökonomische Verwaltung und eigenes Stadtgericht verschaffen. Durch eine Charte König Johanns wird den Bürgern gestattet, einen gewählten Mayor von Jahr zu Jahr dem Schatzamt zu Präsentiren. Unter Heinrich Hl. erlangt die Stadt das Recht, den Kreisdirector (Sherisf) der kleinen Grafschaft Middlesex zu wählen. Durch Annectirung dieser Grafschaft hat die Stadt die verfassungsmäßige Stellung einer Grafschaft erworben. Unter dem absoluten Regiment der anglonormannischen Zeit freilich bedurften soche Gnadenbewilligungen der Gilden und Städte einer Bestätigung unter jeder neuen Regierung, die sehr gewöhnlich neue Ehrengeschenke mit sich führte. Noch unter Elisabeth und Jacob I. wurden große Summen für solche Bestätigungen gezahlt, unter Carl I. in einer Summe 100 000 ^. Da die Bedingungen solcher Privilegien nicht immer genau innegehalten wurden, so benutzte Jacob II. dies Verhältniß, um durch seinen berüchtigten Oberrichter Jeffreys die Stadtcharten massenhaft „wegen Mißbrauchs" zu cassiren und den Städten

") Ausführlicher in R. Gneist, die Stadtverwallung der City von London, Berlin 18«?! R. Gneist, Sclfgovernment. 1871. S. 602 —«S2.

neue Verfassungen aufzudringen. Dies Schicksal traf auch die City von London, der indessen nach der „glorreichen Revolution" alsbald ihre alte Verfassung wieder hergestellt wurde. So beruht die heutige Verfassung der City auf etwa 120 besonderen Charten, von Wilhelm dem Eroberer bis zu Georg II. herabreichend. Die frühere Weise einer Bestätigung der Charten unter jeder neuen Regierung ist im 18. Jahrhundert abgekommen.

So fremdartig uns diese Rechtsverhältnisse erscheinen, so anomal hat sich auch im Vergleich zu den anderen englischen Städten die innere Verfassung der City von London gestaltet.

Die massenhafte Zusammcndrängung von Handel und Gewerbe, welche in London zu allen Zeiten ihren Hauptsitz hatten, erzeugte die Neigung, abgeschlossene städtische Stände zu bilden, durch Gewerbsprivilegien, Zünfte und Monopole sich abzuschließen und die Stadtverwaltung den Interessen dieser Klassen dienstbar zu machen. Der städtische Besitz hat sich zu Gilden und Brüderschaften gruppirt und gewerbliche Notablen-Classen gebildet, so daß (wie in vielen älteren deutschen Städten) ein Zunftregiment den nachbarlichen Besitzverband zu überwältigen drohte. Im Jahre 1362 wird durch eine Ordonnanz Eduards III. das städtische Wahlrecht den Gewerbsgilden verliehen. Auf etwa ein Menschenalter gehen die Wahlen von der hausgescssenen Bürgerschaft auf die ?räüinF Oompsnies über. — Diese Neuerung widersprach indessen doch so sehr allen Grundlagen der englischen Stadt- und Landesverfassung, daß eine Verordnung Richard II, der angesessenen Bürgerschaft in den Stadtbezirken die Wahl der Aldermen, Gemeinderiithe und andere Bezirkswahlen wiedcrgiebt-, dagegen der Gesammtheit der Gilden einzelne Hauptwahlen beläßt. Von da an besteht ein concurrirendes Verhältnis; fort in einem hin- und herwogenden Streit. Die Gilden haben aber doch einen gewissen Einfluß auf das Stadtregiment ge^ Wonnen, welcher mit einer anderen Eigenthümlichkeit dieses Stadtlebens im Zusammenhang steht.

In deni Mittelpunkt des Welthandels nahmen Gewerbs- und Handelsverhältnisse allmählich einen so großartigen Maßstab an, daß es den Menschen zu eng wurde unter den wachsenden Gütcrmassen und Waarenlagern. Die wohlhabenden Einwohner nehmen ihre Wohnungen außerhalb der City in angenehmeren Stadttheilen nnd Landsitzen, wo noch Luft, Licht und Ruhe zu finden ist. Dem rastlosen Treiben der Geschäftsstundcn des Tages folgt in der City eine wunderbare Stille der Nacht, die in ganzen Reihen von Gebäuden nur noch Wächter als Bewohner zählt. Bei dieser Auflösung der natürlichen Unterlagen einer Stadtgemeinde konnte es als eine Wohlthat erscheinen, daß die große Mehrzahl der Bürger sich noch in großen und kleinen Gewerbs- und Handclsgilden vereint fand, welche altherkömmlich in einer festen Rangordnung Nr. 1—89 geführt werden, unter denen jedoch mehr als 20 ganz verfallene nur dem Namen nach fortdauern. Die zwölf ersten find die „ehrrnwerthen" Krämer, Specerci-, Tuch-, Fischhändler, Goldschmiede, Kürschner, Schneider, Kleiderhändler. Putz-, Salz-, Eisen-, Weinhändler und Tuchmacher. Diese zwölf führen den Ehrentitel der Lonoui-sdls OomMvies, und haben das Vorrecht, daß der LordMayor stets einer dieser Gilden angehören muß. Tie Eigenschaft eines Gildegenofscn wird erworben durch Geburt oder „Lehrlingsschaft", d. h. die «inder der Gildegenossen und solche Personen, welche eine festgesetzte Zeit das Geschäft betrieben, erlangen gegen eine kleine Gebühr die Aufnahme. Außerdem findet ein Einkauf statt gegen etwas höhere Summen. Die UMoursble OovMuieg zählen auch Großwürdenträger des Staats, Pciirs, Herzöge und königliche Prinzen zu ihren Ehrenmitgliedern, welche sich an den splendiden Festlichkeiten gern betheiligen.

Nach einem Bericht des Gemeinderaths von 1832 zählte man damals in 75 activen Gilden nicht weniger als 12 080 Liverymen. — Die älteren Iunftrechte der Gilden waren indessen von Hause aus mäßige, und sind im XIX. Jahrhundert einer vollständigen Gewerbefreiheit gewichen. Die Apotheker sind die einzige Gilde, die eine beschränkte Zahl ihrer Mitglieder festgehalten hatte. — In Folge dessen gehört die Mehrzahl der Mitglieder nicht dem Gewerbe an, von dem die Gilde den Namen führt. Die Teilnahme an der Gilde ersetzt aber in gewissem Maße das persönliche Band, N'clches in der Weltstadt die nachbarliche Wohnung nicht mehr zu erhalten vermag. Ein solches erhält sich durch die Theilmhme an der engeren Verwaltung der Innung, an ihren Festen und Nnterstützungsanstalten. Die letzteren bestehen in Brot. Fleisch, Wohnung, Schulunterricht, Stipendien, Krankenpflege, Hvspitaliten-Anftalten. wofür die bedeutenderen 20 Innungen mehr als 70 000 Pfund Sterling jährlich verwenden.

Dieser enge Verband und der große Reichthum der Körperschaft haben in dem nächsten Menschenalter nach der Revolution ein fast republikanisches Gefühl der Unabhängigkeit erzeugt, das in jener Zeit die Eifersucht der noch mächtigeren Landaristokratie erregte, welcher der „unruhige Geist" der Stadtbevölkerung und der stets opponirende Gemeinderath zum Aergerniß wurde. Im Jahre 1725, gelang der regierenden Klasse, was die Stuarts vergeblich versucht hatten- der City von London eine Verfassungsänderung aufzudringen. Mit aufgefahrenen Kanonen wurde das Gesetz 11 Geo. Z. o 18 eingeführt, wodurch der Antheil der Gilden (Liveries) an den städtischen Wahlen gesetzlich festgestellt wurde. Der Hauptzweck aber war, den unbändigen Gemeinderath zu zügeln durch Verstärkung der Stellung der lebenslänglichen Rathsherren und durch ein Veto, welches dem Oberbürgermeister und Magistrat gegen die Beschlüsse des Gemeinderaths beigelegt wurde, welches letztere indessen bald wieder aufgehoben ist. Auf dieser Concurrcnz des Gildenwesens beruht nunmehr folgender Aufbau der Stadtverfassung.

I. Tie Bürgerschaft der City, als die Trägerin des Corporationsrechts, hat sich abweichend von anderen englischen Städten aus einer Verflechtung des Gildenrechts mit dem Stadtbürgerrecht formirt. Nu, Bürger der Stadtgemeinde Lvndon zu werden, mußte man zuerst Mitglied einer Gilde sein. Man gewinnt damit die Anwartschaft auf das Stadtbürgerrccht. Wer „Stadtbürger" werden will, erwirbt dies weitere Recht durch Zahlung eines Bürgcrrechtsgeldes (66 Mark und Stempelgebühren), Da mit der Gildengenossenschcift weder besondere Gewerbsrechte nvch besondere Gewerbspflichten verbunden sind, so lief dieser Doppelerwerb im Grunde genommen nur auf eine zweimalige Zahlung von Bürgerrechtsgeldern hinaus, welche bald nach der Reformbill (i. I. 1835) durch ein Gemeindestatut beseitigt wurde, so daß jetzt der Bürgerbrief unabhängig vom Gildenrecht gewonnen wird.

Nach Lage der Wohnhäuser bildet diese Bürgerschaft altherkömmlich 25 (später 26) Stadtbezirke (Wards), die sich dann wieder mit der davvn abweichenden Gruppirung in Kirchspiele durchkreuzen. Sie dienen als Wahlbezirke für die Stadtverordneten und wählen einen lebenslänglichen Bezirks^ Vorsteher (Alderman), aus deren Gesammtheit sich dann das MagistratsCollegium bildet.

Das Stimmrecht der Bürgerschaft für die Wahl der Aldcriiien. Stadtverordneten und Bezirksbcamten (früher abhängig Von Zahlung der Gemeindesteuern und einem Miethsbesitz von wenigstens 10 Pfd. Sterling) ist durch eine Lvcalacte 12 «t 13 Viot 94 mit der allgemeinen Regel der englischen Städteordnung von 1835 in Uebereinstimmung gebracht, su daß jeder ansässige Inhaber eines Hauses, Waarenlagers, Comptvirs, Ge schäfts oder Ladens das Wahlrecht übt.

II, Die Stadtbehörden erscheinen in altherkömmlicher Dreitheilimg als Mayor, Aldermen und Common Council,

Der Lord-Mayor wird jährlich auf Vorschlag der Gildcngenossenschaft vom Magistrats-Cvllegium gewählt und nach einem 600 Jahre alten Gebrauch dem Lordkanzler präsentirt, um die königliche Zustimmung zu feiner Ernennung zu erhalten. Er bezieht ein Gehalt von 10 000 Pfd. Sterling und noch eine Zulage für Rcpräsentativnskosten (1880 — 6000 Pfd, Sterling). Ihm steht auch der Gebrauch der städtischen Equipagen und eines Silbergeschirrs von 40 000 Pfd. Sterling Werth zu. Er ist Chef der städtischen Verwaltung, Lordlieutcnant der städtischen Milizen, (^lusk lusties des städtischen Criminalgrrichts, Erster Friedensrichter der City, und sonst mit mancherlei Ehrenrechten ausgestattet, z. B. der bekannten Auffahrt mit fürstlichem Gepränge bei seinem Amtsantritt.

Die zweite städtische Körperschaft bildet das Colleginm der 26 Aldermen. entsprechend den 26 Wards. Tie Aldermen haben Sitz und Stimme in der Stadtverordneten-Versammlung; zugleich aber bilden sie ein selbst ständiges Magistrats-Collegium. Unmittelbar durch seine Wahl wird jeder Alderman Friedensrichter auf Lebenszeit mit allen Attributen des englischen Friedensrichtcramts. Unabhängig von dem Gemcinderath hat das Collegium auch ein selbstständiges Verfügmigsrccht über die Stadtkasse, vermöge dessen es die für die Verwaltung der Pulizei erforderlichen Mittel disponirt. Ebenso selbstständig übt das Cvllegium die Ertheilung der Concessivnen für Makler und gewisse nominelle Aufsichtsrechte über die Gilden.

Das dritte Glied der Stadtverfassung ist der Gemeinderath, Common Council, bestehend aus der Gesammtzahl der von den Stadtbezirken gewühlten Stadtverordneten. Die Zahl der Stadtverordneten wechselt nach Größe der Bezirke von 4 bis 17 in jährlich erneuten Wahlen. Da die Ausscheidenden aber wieder wählbar sind, so ist das Personal ziemlich stetig. Die Stadtverordneten bilden die beschließende Körperschaft über das Vermögen der Stadt. Ihre Beschlüsse disponiren in der Regel endgiltig über die Stadtkasse. Zur Beschlußfähigkeit der (für Verwaltungszwecke an sich zu großen) Versammlung genügen 40 Mitglieder.

Durch neuere Commnnalbeschlüfse wurde die Zahl vorläufig von 240 auf 206 herabgesetzt. Nur wenige Gemeinderäthc h.iben übrigens ihren Wohnsitz in der City. Als collcgialisches Band dient jedoch auch die Teilnahme an den splendiden Festlichkeiten der CitN und deren Sommerexcursionen, für welche ansehnliche Summen verwendet werden

Concurrirend neben dem Gemeinderath treten dann auch noch die ordentlichen Mitglieder der Gilden (Liverymcn), zu denen auch Aldermcn und Gcmeinderäthe gehören, in der Common Hall zusammen, aber nur zu Wahlzwecken, um Vorschläge für die Wahl des Lord-Mayor, des Stadtkämmerers, der Rechnungs-Revisoren und noch einiger Beamten zu machen. — als eine Art von cvntrvlirendem Wahlorgan zur Abwehr der localen Parteiherrschaft über diese Hauptämter.

III. Das Verwaltungssystem der City beruht auf einer Unter scheidung zwischen der obrigkeitlichen Selbstverwaltung (Selfgovernment), kraft dessen die Krone staatliche Geschäfte durch selbstthätige Mitglieder der Communalverbände in verantwortlichen Aemtern wahrnehmen läßt, - und der ökonomischen Municipalverwaltung. d. h. der Verwendung der communalen Einkünfte zu communalen Zwecken. Den Gegensatz dieser beiden Seiten des Communalwcsens bildet im letzen Grunde der Angelpunkt aller Gestaltungen des Gemeindclebens.

^. Tie obrigkeitliche Selbstverwaltung, das Selfgovernment, ist daraus hervorgegangen, daß in der Naturalwirtschaft des Mittelalters das Königthum die wichtigsten Aufgaben der Heeres-, Gerichts- und PolizeiVerwaltung durch die besitzenden Klassen in den größeren und kleineren Gcmeindeverbändcn wahrnehmen mußte. Im Gegensatz zu Teutschland hat aber das anglonormannische Ki'nigthum solche Staatsfunctionen nicht in feudaler oder patrimonialcr Weise verliehen, fondern als verantwortliche Staatsämter festgehalten. Die obrigkeitlichen Beamten des Selfgovernment, She

riffs, Friedensrichter, Lordlieutenants, Milizcommissarien und Milizoffiziere, sind daher mittelbare Staatsbeamte königlicher Ernennung in der normalen Verantwortlichkeit eines Staatsamtes.

Einige davon abweichende Privilegien bleiben jedoch der City von London, in welcher sich das Selfgovernmcnt nun dahin gestaltet hat:

Die der City von London verliehene Civilgerichtsbarkeit besteht nur in der Nomination der Stadtrichter. Wie die englischen Könige schon im Mittelalter ihre Civilgerichte mit gelehrten Richtern besetzten, so wählt auch die City ihren Stadtrichter, Recorder, mit 3000 Pfund Sterling Amts einkommen. und dessen Stellvertreter aus der Zahl der angesehenen Advvcaten. Noch heute praktisch ist der Lord Major's Court, abgehalten von, Recorder für einen erheblichen Umfang von Civilvrvcessen (mit einem eigentümlichen Arrestverfahren), sowie der Sheriffs-Court für kleinere Civilprocesse, beide mit einer nicht sehr häusigen Zuziehung einer Civiljury.

Eine volle Criminaljustiz (Blutbann) war ebenso von Alters her der Stadt verliehen. Da diese Strafrechtspflegc aber von der Strafjustiz in dem weiteren Kreise der Metropolis nicht Wohl zu trennen war, so wurde dafür 1834 ein Central-Criminalhof gebildet, zn dessen Mitgliedern nach englischer Weise die fammtlichen Oberrichter der Reichsgerichte, die Richter der City und noch einige Personen sammt oder sonders ernannt werden; darunter der Lord Mayor, welcher ehrenhalber an der Spitze der Commission steht, und die Aldermen der City — doch so, daß in der Wirklichkeit immer nur ein Reichsrichter und in leichteren Sachen ein Stadtrichter als Assisenpräsident diese Strafsachen verhandelt, für welche dann eine große und eine kleine Jury aus dem Gesamnitbezirk ernannt wird.

Das dritte Gebiet des Selfgvvernment bildet das Polizeirichter Amt, wie es in englischer Weise in dem Friedensrichter-Amt zugleich die obrigkeitliche Polizeiverwaltung umfaßt. Dies Amt ist durch die Stadt chatten dem Mayor und den Aldermen verliehen, welche nun abwechselnd als Polizcirichter zu Gericht sitzen, in den schwereren Strafsachen die Voruntersuchungen führen und die Polizeivcrfügungcn (oräors) als „Verwaltendr" Polizeibeamte im deutschen Sinne erlassen. Es gehört dazu insbesondere auch

a, die Disciplin, die Aufsicht und Leitung der cxecutiven Polizeibeamten, welche jetzt als besoldete Constablcr mit der neueren, vom Staat or ganisirten Constabulary auf gleichen Fuß gesetzt find,

d. der Erlaß der polizeilichen Verfügungen im Gebiet der Armenpflege.

v. der Erlaß der Polizeiverfügungen im Gebiet der Ban-, Straßenund Gesundheitspolizei.

Das vierte Gebiet bildet die Milizvrrwaltung, für welche der Lord Mayor die Stellung des Lord Lieutenant und die Stadtbehörden für die Stammlisteii. die Aushebung und die Entscheidung der Reklamationen

ihrer Zeit zu sorgen hatten. Mit den neuen Reformen der Heeresverfaffung ist dieser Theil des Selfgovernment indessen in den Ruhestand versetzt.

Ein fünftes Gebiet der städtischen „Jurisdiction" bildet die Beaufsichtigung der Erhebung der directen, durch Einschätzung festzustellenden Staats und Communalsteuern durch die communalen Steuer-Einschätzungs-ComMissionen und die Entscheidung der Steuer-Reclamationen in den Formen der Verwaltungsrechtsprechung.

Ein sechstes Gebiet bildet endlich »och die Befugniß zum Erlaß von Localpolizei-Verordnungen (bvolavs). welche in England als Ausfluß des obrigkeitlichen Amts angesehen, jedoch in sehr engen Grenzen gehalten ist. Für die City ausnahmsweise war dies Recht gewohnheitsmäßig etwas weiter ausgedehnt, mit dem selbstverständlichen Vorbehalt, daß das Ortsstatut Nichts gegen die Landesgesetze enthalten darf. Von dieser Befugniß wurde beispielsweise im Jahre 1835 der Gebrauch gemacht, um die vorgängige Erwerbung der Gildegenossenschaft als Vorbedingung des Bürgerbriefs zu beseitigen; im Jahre 1837 um die Zahl der Stadtverordneten von 240 auf 206 herabzusetzen.

Alle Formationen des englischen Selfgovcrnment beruhen auf der Notwendigkeit, die staatlichen Functionen nach Maßgabe der Justiz- und der Verwaltungsgesetze des Landes zu führen. Diese Verwaltung muß daher grundsätzlich durch verantwortliche Aemter geführt werden, welche weder den politischen Parteien im Staat, noch den localcn Parteien im Gemeindevcrband dienstbar werden sollen. Im monarchischen Staat beruht darauf die Besetzung der höheren Aemter durch königliche Ernennung; für die richterlichen Aemter insbesondere die Ernennung auf Lebenszeit im ständigen Amt. Eben darauf beruht die Ueberlegenhcit der Monarchie über die Republik in allen Functionen der Staatsverwaltung. Wo man einzelnen Städten in den erkauften Stadtcharten gewählte Friedensrichter gestattet hatte, war ihre Verwaltung so entartet, daß die Städteordnung von 1835 überall die gewählten Stadtrichter und Polizeiverwalter durch ernannte Recorder und Friedensrichter ersetzt hat. Die City von London hat indessen jener Zeit die Einführung der Städteordnung von 1835 abgewehrt und ihre Wahlbeamten beibehalten, bei denen jene Mißbräuchc nicht hervorgetreten waren. Denn die City hatte im Verlauf der Zeit diesen Beamten eine so dauernde, von Parteiwechseln unabhängige Stellung gegeben, daß solche annähernd dieselben Garantien darzubieten schien, wie die königliche Ernennung. Menschliche Einrichtungen können eben dieselben Zwecke auf verschiedenen Wegen erreichen. Was die Monarchie in einfacher Weise, kann die Republik dnrch ein Zusammenwirken von sich gegenseitig contrvlirenden Einrichtungen erreichen. Die Mittel zum Ersatz der ernannten Beamten wurden in der City: die lebenslängliche Stellung der Magistratsmitglieder, ihre cvllegialische Verfassung, die Bestätigung des Mayor durch den König, endlich die Uebertragung der Wahl der Spitzen der Stadtvcr waltnnglMayvr, Sheriffs, Kämmerer, Rechnungsrcvisorcn) auf die Gesammtheit der Gildemitglieder in der „Common Hall". Die nur socialen Zwecke» dienenden Liveries standen jedenfalls durch ihren stabilen, zum Thcil erblichen Charakter cmszer Verbindung mit den wechselnden Parteiverhaltnissen desParlaments wie des Gemrinderaths. Wie in manchen andern Institutionen Englands haben sich verschiedene Anomalien soweit ausgeglichen, daß schließlich ein angemessenes Endresultat zur Erscheinung kam.

In jeder Beziehung verschiedene Gesichtspunkte traten in dem zweiten Gebiet der Verwaltung hervor.

R. Die wirthschaftliche Cvmmunalverwaltung umfaßt die» ökonomische Verwaltung des Stammvermögens, der Revenuen und> Steuern des Communalverbandes und deren Verwendung zu kommunalen Zwecken. Als die naturgemäße Form dieser Verwaltung für ein größeres Gemeinwesen erscheint die Wahl eines Verwaltungsraths und eines cxecutiven Direktoriums, nach dem der heutigen Erwerbsgesellschaft geläufigen Vorbild der Aktiengesellschaften. In den mannigfaltigsten Einrichtungen des Staats, der Provinzen. Kreise. Einzugemeinden, der Kirchen u. s. w. kehrt in den politischen Vorstellungen unserer Zeit dies Schema in wunderbarer Gleichförmigkeit wieder.

Eine festere Einrichtung und strengere Controle ist indessen in einersolche» Verwaltung dadurch bedingt, daß hier ein öffentliches Vermöge» und> Zwangsbeiträge mit dem Charakter von Steuern zu verwalten sind. Dir Communalverwaltungen bedürfen deshalb einer mehr stabilen Gestalt uni> einer Anlehnung an die verantwortlichen Organe obrigkeitlicher Selbstverwaltung zum Zweck einer Rcchtscontrvle für die gesetzmäßige Verwendung, der öffentlichen Mittel und Steuern.

Eine solche war nun aber in der City vorhanden in dem Collegium der lebenslänglichen Aldermen, welches als fester Bestand dem durch jährliche Wahlen erneuten Gemeinderath hinzutrat und zugleich den zahlreichen Commissionen des Gemcindcraths ein Element traditioneller Geschäftserfahrung bewahrte.

Diese überzahlreichrn Vcrwaltungs-Cvmit^s, in meistens monatlichen Sitzungen, führe» die große Mehrzahl der Geschäfte wirtschaftlicher Commn» nalverwaltung (nachfolgend unter Zugrundelegung des Etats von 1880/81).

Als Hauptcommission besteht die Grundstücks - Verwaltungs Cvmmission, Litx Iigncks Ooinmitteo, zur Verwaltung der Grundstücke. Renten, fundirten Nrvcniien und Gebühren, welche das Stammvermögen der Stadtgemeinde darstellen. (Gesammteinkvmmen 303 737 ^.)

Eine besondere Brückrnhaus-Commission verwaltet das Einkommen gewisser Grundstücke, welches zur Erhaltung der drei der Stadt gehörigen Themsebrücken bestimmt ist, (Gesammteinkvmmen tZ8 193

Tas Kohlen-, Korn- und Finanz-Comitö verwaltet die Spccialsteuern, welche i, I. 1694 der City (angeblich zur Abtragung einer Schuld von 750 000 ^,) zugestanden wurden. Sie wurden erhoben mit 13 6. von jeder Tonne Kohlen innerhalb 15 engl. Meilen im Umkreise von St. Paul. Von dieser Steuer werden jetzt 4 6. zu städtischen Verbesserungen in der City (mit 146 820 ^). dagegen 9 cl. in dem weiteren Kreise der Metropolis (mit 330 345 ^) verwandt. Diese periodisch bewilligten Communalsteuern werden im Jahre 1889 erlöschen, ebenso wie eine kleine Weinstcuer <10 803

Eine specielle Korn-Commission erhebt eine kleine Abgabe in Form eines Waagegeldes von allem in den Hafen von London eingehendem Korn (23 325 welches neuerdings zum Ankauf städischer Parks verwendet wird.

Eine Markt-Commission verwaltet die Einkünfte und Ausgaben der großen städtischen Märkte (Billingsgate und Smithfield) nach einem Privilegium Carls I., durch welches gegen Zahlung einer hohen Summe der Stadt ein Monopol auf alle „öffentlichen Märkte innerhalb 7 Leucas im Umkreise der City" verliehen worden ist.

Ein l^sv uncl ?si liämsntary ('«minitto« besorgt die ökonomische Verwaltung der städtischen Civil- und Polizei-Gerichtshöfe. — Ein Oit^ Oommittee führt die ökonomische Verwaltung der Polizei, für die schon frühzeitig besoldete Mannschaften organisirt wurden, jetzt rot. 80» Mann unter einem von der Staatsregicrnng bestätigten Direktor, in gleicher Unifvrmirung mit den Schutzmannschaften der Metropolis, »nd mit einein jährlichen Kostenaufwand von 100 600 ^. aufgebracht durch eine besondere Polizeisteuer.

Außerdem besteht noch eine städtische Sanitäts-Commission, BibliotheksCvmmisfion, Curatorien für Stiftungen und Stiftungsschuleu, eine Cvmmission zur Regelung der Normalgehalte der Bureaubeamten und Diener und »och andere Specialcommissione», meistens nberzahlreich besetzt, nm möglichst viel Mitglieder des Gemeinderaths zu betheiligrn. Damit hängt auch die Bestimmung der Geschäftsordnung zusammen, daß kein Mitglied länger als vier Jahre in einer Cvmmissivn sitzen und deren Vorsitzende alljährlich wechseln sollen.

In enger Verbindung mit der Eintheiluug der Commissionen steht der Finanzetat der City. Als Hauptctat gilt der der städtischen Grund stülks-Verwaltungs-Cvmmission (i. I. 1880 mit einem laufenden Einkommen von 303 137 ^. darunter 131 735 ^ aus Pachten und Zinsen, 145 695 >^ Marktgebührcn). Auf die Stadthauptkasse sind angewiesen: die Kosten der Stadtverwaltung i. e. S. (56 508 ^), Pensionen (11 159 <^,), insbesondere auch die Kosten der Marktverwaltung (135 919 <^). — Neben diesem Haupt etat bestehen aber noch gesonderte Etats für die Brückenhausvcrwaltung, für die großen Stiftungen, für die städtischen Stenern, für dir Polizei

stcuer, die BezirkssteuerU :c,, im Ganzen etwa 50 Separatcontos zum großen Vortheil der Kassenbeamten, denen der Jinsgenuß von den lloarin^ Kalaucss gestattet wird. Mit Einschluß derselben wird die Gesummtem^ nähme und Ausgabe, — laufende Capitalverwaltung zusammengerechnet — jährlich auf etwa 2 35« 000 ^, geschätzt.

Als cinHauptbcamter dieser Verwaltung erscheint der ?mviiO1erK, Bureau director, neben dem jährlich wechselnden Mayor (mit 2250 ^ Gehalt), ein Stadtarchitekt (mit 2000 ^), und einige höhere Beamte der Svccialverwaltung. Die Bureau und dienenden Beamten werden nur auf ein Jahr ernannt, aber nach Ablauf desselben regelmäßig bestätigt. Bei jeder Vacnnz soll die Normaletatscommissivn die Beibehaltung oder Aenderung des Amts von Nkuem in Erwägung ziehen. In Gewährung von Zulagen und Gratificalivnen ist übrigens die Stadtverwaltung sehr freigebig. — Insbesondere gilt dies von dem Hauptbeamten der Finanzverwaltung, dem Kämmerer (Chamberlain) mit einem Gehalt von 2500 ^, einer persönlichen Zulage für „treue Dienste" von 2500 ^ und einem Einkommen von 13 008 ^ Zinsgenuß schwebender Bilanccn, aus welchem letzteren aber noch Bureaukosten zu bestreiten sind.

Zur Revision der städtischen Rechnungen werden zwar von der Gildegenossenschaft jährlich Rechnungsrevisoren (anäitors) ernannt, die sich aber auf eine formelle Prüfung beschränken. Da niemals eine Defectirung (ZniOkargo) stattfindet, so passircn mit Leichtigkeit auch Ehrenausgaben, wie beispielsweise neuerdings ein Posten von 27 576 ^ für eine Festlichkeit zu Ehren eines königlichen Prinzen.

Trotz dieser sehr ansehnlichen Summen erscheint der Verwaltungsetat der englischen Städte im Vergleich mit unseren deutschen Städten überaus lückenhaft, weil darin Hauptpostcn der städtischen Ausgaben für Armenpflege, Straßenvcrwaltung, Schulen :c. fehlen. Es hat dies darin seinen Grund, daß unter Heinrich VIII. diese Ausgaben der Wohlfahrtspolizei, den Kirchspielen, Kirchenvorstehcrn, Armenpflcgern und einer besonderen Armensteuer auferlegt wurden. Folgeweise erhielten die Kirchspiele dafür eine besondere Verfassung und Verwaltung, völlig getrennt vom Bürgermeister und Gemeinderath. Diese gesonderte Nebenverfassung gilt auch für die City von London.

1. Die Armenpflege wurde nach der Gesetzgebung der Tudors von den Kirchenvorstehern und Armenpflegern und eine poor ists geführt, welche von den einzelnen Kleingemeinden nach deren Bedarf aufzubringen war. Das Anschwellen dieser Armenlast in Folge mangelhafter Verwaltung veranlaßte schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Nachhülfe durch Localacten. Eine Totalrcform ist aber durch das große Armcngesetz von 1834 herbeigeführt, welches den Ansprüchen der Steuerzahler und eine Mitbeschließnng über die schwerste aller Communalsteuern Rechnung trägt durch directe Wahl der Armenpfleger (guaräiaus «f tl>s poor) und durch die Bereinigung der kleineren Kirchspiele zu größeren Kreisarmenverbänden, ausreichend zur Beschaffung eines gemeinschaftlichen Armcnarbeitshauses und Anstellung der geeigneten Beamten, In der Anwendung auf London bildet die City einen Kreisarmenverband für sich mit 101 gewählten Guardians unter Oberleitung und Jnspection der Centralbehörde mit einem jährlichen Kostenaufwand von rund 100 000 ^,

2. Die Bau-, Sanitäts- und Straßenverwaltung, welche durch die Wegegesetze der Tudors den Kirchspielen auferlegt war, erhielt seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in den Großstädten einen Umfang, dem man durch zahlreiche Lvcalactcn gerecht zu werden suchte, bis 184« eine umfangreiche „Gesundheitsacte" mit überzahlreichcn Novellen allgemeinere Einrichtungen nach dem Muster der Armenverwaltung herbeiführte. Für die City von London ging zunächst aus dem Bedürfnis; der städtischen Abzugscanäle eine städtische Straßen-Co mm ifsion hervor, Oommission c^f Ssvors. Sie besteht aus 95 Mitgliedern mit einer Competenz zur Anlage und Verwaltung der Abzugscanäle, der Straßenpflasterung, Reinigung, Beleuchtung, Straßenverbesserung, Beseitigung von Hindernissen und sanitären Maßregeln, deren Kosten durch eine „Canalifations- und Consolidirte Steuer"' wesentlich nach den Grundsätzen der Armenstcuer erhoben wird (pro 1880 mit 214 516 ^), und einer Ausgabe für Straßenpflaster mit 30074 ^, Beleuchtung 14353 ^, Straßenreinigung 30034 ^, Gehalte 10 978 ^, Tie Behörde ist zugleich Baubehörde der City und Begräbnißbehörde (Lurial Loarcl),

3. Eine communale Schulvcrwaltung ist nach langen Vorstudien aus der National Läucation ^vt 1870 hervorgegangen und hat nun auch diesen Zweig des Communalwesens zu einer gesonderten Verwaltung nach dem System der Boards unter unmittelbarer Leitung der staatlichen Centralbehörde gestaltet. Innerhalb dieses Systems bildet die City einen Unterbezirk und ein eigenes System der Elementarschulen, deren Kosten aus der Armenstener, — also wiederum gesondert vom Stadthaushalt — bestritten werden.

Es ergiebt sich schon aus dieser summarischen Uebcrsicht. daß die modernen englischen Stadtverwaltungen einen Unterbau von Specialverwaltungen für die wichtigsten comnmnalen Zwecke (Armen-, Straßen-, Bau-, Sanitäts-, Schulverwaltung) erhalten haben, welcher den älteren Begriffen von dem Beruf und von der Selbstständigkeit einer Stadtverwaltung wenig entspricht. In noch stärkerem Maße wird diese Unselbstständigkeit der neueren Einrichtungen in dem nachfolgenden System der Metropolis in den Vordergrund treten.

Es ist daher wohl begreiflich, daß die Behörden der City und auch wohl die Mehrzahl ihrer Altbürgerschaft mit einem starken Selbstbewußtsein an ihrer alten Corporation hängen. Es ist eine etwas schwerfällige, nicht sparsame, mit manchen Mißbräuchen behaftete Verwaltung, die aber doch wie ein altes Patrizierhaus wohnlich und behaglich eingerichtet ist. Gerade die anomalen Seiten der City-Verfassung sind in ihrem Kreise nichts weniger , als unpopulär, ',

Neben dem Massenreichthum des englischen Geburts- und Geldadels hat sich hier ein städtisches Gemeinwesen unter vorzugsweiser Betheiligung der wohlhabenden Mittelstände in einer achtbaren, äußerlich glänzenden, beispiellos unabhängigen Stellung erhalten, Fragen wir aber nach dem letzten Zwecke aller communalen Einrichtungen, so ist es die Erhaltung des Bürgersinns, — des Gemcinsinns in den nachbarlichen Pflichtgenossenfchaftcn —, welcher für die heute durch Besitz- und Erwerbsinteresscn ge spaltene Gesellschaft, für eine fluctuireudc städtische Bevölkerung und für die heute wieder schroffer getrennten Kirchensysteme das wichtigste, ja das einzige Band bildet, welches Staat und Gesellschaft organisch zusammenhält. Die Vertheidiger dieser Corporationsverfassung können sich gar wohl daraus berufen, daß ihre viel angefochtene Stadtverfassung diesen Hauptzweck erfüllt, während alle Municipalrcformen Englands seit 50 Jahren diesen Hauptzweck verfehlt haben, trotz ihrer unbestreitbaren Vorzüge in anderer Richtung.

Das Ueberraschende an dieser Erscheinung führt uns zu einer Erinne rung an die Städteordnung des Freiherrn vom Stein von 1808. der wir das Beste in unserem heutigen Cvmmunalwescn verdanken. Wir finden in ihr wie in der Verfassung der London City die drei Grundsätze, die unsere Stadtverfassungen aus dem Schifsbruch in der industriellen Gesellschaft gerettet haben.

Als ersten Grundsatz: die persönliche Verpflichtung zur Uebernahme der bürgerlichen Aemter bei ernsten Strafen für die willkürliche Verweigeruug-, die Stadtverfassung von London droht sogar 1000 ^ für verweigerte Uebernahme der Mayorship,

Als zweiten Grundsatz: die verhältnißmätzige Erhöhung der bürgerlichen Rechte für Uebernahme jener persönlichen Pflichten; die City hatte das städtische Stimmrecht von der Zahlung der Gemeindesteuern abhängig gemacht, sowie — analog dem Gcschwvrenendienst — von einem Hausstand von 10 ^ Mieths- oder Pachtwerth, entsprechend der durchschnittlichen Grenze der Mittelstände, die sich gewohnheitsmäßig an der Gemeinde Verwaltung bethciligen.

Als dritten Grundsatz: die Anlehnung der wirtschaftlichen Communal Verwaltung an einen collegialischcn Körper des obrigkeitlichen Sclfgovern^ ment (Magistrat), welcher der wirtschaftlichen Selbstverwaltung die noth wendige Stetigkeit, zugleich dir nothwendige Rechtscontrole und damit die allerseits erstrebte Selbstständigkeit giebt, d. h. eine Selbstständigkeit in den Schranken der Gesetze, welche einer administrativen Vormundschaft nicht bedars.

Das Bewußtsein von dem Werth dieser Einrichtungen hat der Corporation die Ausdauer verliehen, ein halbes Jahrhundert den Reformen nach dem System der Boards zu widerstehen. Schon bei Emanation der englischen Städeordnung von 1835 zeigen die Parlamentscommissionen eine Scheu der City die neue Stadtverfassung aufzudringen. Die später öfter wiederholten Gesetzentwürfe sind von der City in standhaftem Widerstand abgewehrt worden. Es ist heute nur ein Nothstand der die City umgebenden Metropolis, welcher dem Gesetzentwurf von 1884 mit Wahrscheinlichkeit zu einem Erfolg verhelfen wird.

II. Die Verfassung der Metropolis*)

erscheint noch heute als eine Anhäufung von Kirchspielen, Rittergütern (müuors), alten Dörfern, Vorwerken und exemten Bezirken (libsrties), deren Einverleibung in die Altstadt durch die Gesetzgebung früherer Jahrhunderte verhindert war. Für die Parlamentswahlen sind daraus seit der Reformbill 7 städtische Wahlbezirke (pniliittnontai^ dormizzlr«) gebildet; dies Par lamentsrecht bleibt aber ohne Einfluß auf ihre communalen Verfassungen. Während sonst der Werth aller Wahlkörper für das Parlament auf ihrem festen communalen Zusammenhang beruht, hat man an dieser Stelle darauf verzichten müssen. — Uebrigens war ja sowohl das Selfgovernment wie die wirthschaftliche Cvmmunalverwaltung von Hause aus ziemlich gut geordnet.

In ihrem obrigkeitlichen Selfgovernment bildeten diese Stadttheile Stücke der Grafschaften Middlrsex, Kcnt und Surrey, und standen damit unter der Verwaltung der Friedensrichter und der ihnen untergeordneten Polizeischulzen (Oonstablos).

Für die wirthschaftliche Communalvcrwaltung hatte die Kirchspielsvcrsassung das Nothwendige gethan niit Einführung der Armen- und Wegeaufseher, der Armen- und Wegesteuern. Durch hunderte von Parlamentsactcn waren die Zwecke der Armensteuer und die Amtsbefugnisse der Kirchspielsbeamten ans Alles ausgedehnt, was als neues Bedürfnis; der Ortsgemeindc auftauchte. Nur konnte diese Jsolirung der Kleingemeindcn nicht fortdauern, seitdem solche zu einer continuirlichen Großstadt zusammengewachsen waren. Man half nun schrittweise durch Lvcnlacten nach. So wurden zuerst gemeinsame Vorschriften über die Anfertigung der Sterb lichkeitslisten bills ok morwlitx gegeben. Weitere gemeinsame Einrichtungen mußten sür Canalisirung, Bauordnung, Armenverwaltung, ?c. :c. getrosten werden, die unter den mannigfaltigsten Formen als vo»tries, «ommissiono, ^,

trustess neue gewählte Vertretungen der Steuerzahler bilde». So sind allmählich mehr als 250 Localacten für die Metropolis ergangen, aus denen an 300 verschiedene Gemeindc-Körperschaften mit mehr als 10 000 gewählten Gemeindevertretern hervorgingen. Diese bunte Gestaltung führte indessen zu den mannigfaltigsten Collisionen, und da ein analoges Bc dürfnisz im ganzen Lande tiefgreifende Reformen des Armcnwesens, der Bau-, Straßen- und Gesundheitspvlizci und connexer Zweige herbeiführte, so uniformirte sich nun allmählich anch die Metropolis nach dem System der großen Verwaltungsgesetze mit einer sehr starken Tendenz zur Centralisation. Die beiden Seiten des communalcn Lebens erhielten danach im letzten Menschenalter folgende Formation.

L,. Das obrigkeitliche Selfgovernmcnt vereinfachte sich dadurch, daß eine Civilgcrichtsbarkeit diesen Verbänden niemals verliehen war und daß die Miliz zur Zeit in Ruhestand versetzt ist. Es bleiben daher wesentlich nur drei Gebiete übrig:

1. Die ordentliche Criminalgerichtsbarkeit, welche seit 1834 zum „Central-Criminalhofe" vereinigt ist, bei welchem der GeschworenenDienst nun in angemessener Weise auf den Gefammtbczirk vertheilt ist.

2, Das Ehrenamt der Friedensrichter erwies sich als solches allmählich unzureichend für die Metropolis, theils wegen der Massenhaftigkeit der Geschäfte, theils wegen der mannigfaltigen Jnteressencollisioncn in einem Hauptsitz der Großindustrie, An die Stelle treten daher besoldete Polizeirichtcr. welche aus der Zahl der Advocaten mit angemessenen Gehalten (1500 ^) von der Krone ernannt werden.

Noch unzureichender'erwies sich das alte Ehrenamt der Polizeischulzen ((^Mstables) für die größte Stadt der Welt. Sie werden (seit 1829) ersetzt dnrch uniformirte Polizeimannschaften in militärischer Formation, und nach einigem Widerstreben dehnt sich dies Gendarmerie-System über das ganze Land aus zu einem Armeccorvs von jetzt rot. 30(ZOO Mann, innerhalb dessen die ^ledopolitsii I^oli« eine Hauptdivision bildet, unter einem Brigadier und (1881) 10 943 Offizieren und Manu schaften, mit einem Kostenaufwand von 1176 674 <^ (davon aus einer besonderen Polizeisteuer 555 843 ^, aus Staatsfonds 451181 ^.

Mit dem Uebergang in das besoldete Berufsbeamtcnthum ist nun auch in England die Notwendigkeit einer „Trennung von Justiz und Verwaltung" eingetreten. Auf die Polizeirichter fiud die richterlichen Befugnisse i. e. S. übergegangen, während den EhrenamtsFriedensrichtern die Ertheilnng der polizeilichen Concesfioncn und noch einige andere Befugnisse geblieben sind, welche wir den „verwaltenden" Polizeiobrigkeiten beilegen. Die Mannschaften sind unter die Disciplin ihrer Dienstvorgesetzten gestellt, nnd zugleich aber unter das Entlasfuilgsrecht, die Disciplin und die oräers der Polizeirichter. Tie oberste Leitung steht unmittelbar unter Staatsinspectoren im Mi nisterium des Innern.

Die Gesammtleistung der neuorganisirten Polizei ist eine anerkannt tüchtige, die nothwendige Rechtscontrole durch das Polizeirichteramt und die Reichsgerichte gesichert, für Nothfälle aber noch ein Aufgebot von bürgerlichen spsciisi oon«tablss vorbehalten, in welchem die alten Polizeipflichten der englischen Gemeindeverbände in ihrem letzten Rest fortdauern.

3. Die Verwaltungsrechtsprechung der Friedensrichter in Steuersachen für die durch Einschätzung zu erhebenden Staats- und Gemeindesteuern ist (mit Einschiebung von Bezirkscommissionen) principiell beibehalten und in Verbindung damit auch noch das Ehrenamt der Armenaufseher und die unentbehrlichen Communal-Einschätzungscommissionen. Doch macht sich auch an dieser Stelle eine Neigung zur Ersetzung der Ehrenbeamten durch besoldete (sssiswnt «vsrssers) geltend.

Immerhin besteht noch fort eine geregelte Selbstthätigkeit der Bürgerschaft nach dem System des Sclfgvvernment in der Anklage- und UrtheilsJury, in der Civil- und Special-Jury, in dem Vorbehalt der Einberufung einer spec-ial «onstabulsr^, in den sehr zahlreichen Einschätzungscommissionen und einigen Specialämtern; während in dem nun folgenden Gebiet ganz andere Grundauffassungen zur Geltung gekommmen sind.

L. Die wirtschaftliche Communalverwaltung der Metropolis ist dem Zuge der Verwaltuugsreformen gefolgt, welche seit der ersten Neformbill mit dem großen Armengrsetz von 1834 begonnen, in einem stetigen Fortgange das ganze wirthschaftliche Communalwesen Englands im Laufe eines halben Jahrhunderts umgewandelt haben.

Der nächste Anstoß zu diesem Wandclungsproceß lag in dem Verfall der unteren Organe der Kirchspielsverfassung, welche unter dem Uebergewicht der regierenden Klasse im XVIII. Jahrhundert gar sehr verkümmert waren. Tie wichtigeren Ortsbeamtcn: Constablcs, Armen- und Wegeaufscher wurden von den Friedensrichtern ernannt und sollten unter deren Aufsicht und Leitung die Armen- und Wegesteuern „noch Bedürfnis;" ausschreiben, einschätzen, verwenden nnd verrechnen, ohne einen unmittelbaren Antheil der Gemeinde. — ein Verhältniß, welches mit dem starken Wachsthum der Commnnalsteuerlast schon im Lauf des 18. Jahrhunderts incongruent werden mußte. Das alte Amt der Gemeindeschulzen war in dieser Lage zu einem Polizeidienerthum herobgedrückt. Tie Armen- und Wegeaufseher in ihren kleinen Armen- und Wegeverbänden waren auch bei gutem Willen zu einer rationellen Armenpflege und wirksamen Thätigkeit außer Stande. In der Ortsgemeinde war eine heillose Verschwendung der Geldmittel, die gröbste» Mißbräuche der mit einander in Conflict stehenden Localinteressen, im besten Frille eine schematische, mechanische Geschäftsführung eingerissen. Das mit den vervielfältigten Steueransprächen und dem anwachsenden Wohlstand erwachende Selbstgefühl der Mittelklassen beanspruchte dagegen eine active Theilnahme ebenso an der Communalverwaltung wie an den ParlamentsIvahlen, und setzte nach hartnäckigem Widerstand die Reformbill von 1832 durch.

So angemessen die neugestaltete Landesvertretung erschien, so trat nun der (uns nur zu gut bekannte) Uebelstand ein, das; die entsprechenden Comnmnalreformen aus einem Streit der aufstrebenden Mittelstände mit den (in den friedensrichterlichen Sessionen) organisirten alten Elementen der regierenden Klasse hervorgehen sollte. Es war derselbe Streit, der in Preußen jener Zeit zwischen den Ansprüchen der Steuerzahler aus eine gewählte Vertretung gegen die „Gutspolizei, die Kreis- und Prvvinzialstände" geführt wurde. In England wurde daraus ein Kampf zwischen «oru-ts und bosu'äs. In einem solchen Streit handelt es sich nur um Rechte und Machtverhältnisse auf beiden Seiten. Neue Steuern, neue persönliche Amts» pflichten wurden von Niemandem verlangt. Alle gemeinsamen Bestrebungen der Gesellschaft (die wir als „öffentliche Meinung" bezeichnen) gehen den, entsprechend nur auf eine Theilnahme an den Machtverhältnissen des Communalwesens, also auf Beschlußfassungen und Vergabung von Aemtern (Patronage), Sie glauben selbst zu verwalten, wenn sie das «erwaltende Personal selbst bestellen nnd bezahlen, und bei der „ver antwortlichen" Verwaltung denken sie nicht an die Verantwortlichkeit für Ausführung der Landesgesctze. sondern an die Verantwortlichkeit für Aus führung ihrer eigenen Beschlüsse. Es gilt dies von beiden Partcirichtungen. Es gilt für die altständische Gesellschaft in gleicher Weise wie für die neue, und ebenso gleichmäßig in der ganzen mitteleuropäischen Welt. Wenn dies Bestreben sich heute die Communalverwaltungen lediglich als Orts-, Kreisund Provinzialpnrlamente denkt, so ist dies Bestreben in der That identisch mit dem d,r älteren Gesellschaft, welche an Stelle von ausführenden Organen (die dazu ebenso ungeeigneten) Kreis- und Provinzialslände formirt hatte.

Diese Neuformationen setzen an die Stelle der alten in England einst sv stark entwickelten Pflichtgenosscnschaften ein System des voluutiii'isi», analog den Actiengcsellschaften der modernen Erwcrbsgesellschaft. Jeder Theilnehmer beansprucht ein Stimmrecht, in der Regel kein geringeres als !>as des Anderen, al.so gleiches Stimmrecht. Niemand will sich verpflichten, Gemeindeämter und Gemeindevertretungen zu übernehmen. Hat er sie übernommen, so beansprucht er, Beschlüsse nach seinem Ermessen zu fassen, die lästigen Functionen aber durch bezahlte Beamte besorgen zu lassen und diese Amtsstellen zu vergeben. In allen danach gebildeten boarll« entsteht der Widerspruch, daß, während die öffentlichen Functionen des GemeindevcrbandrS nur noch Gesetzen gchandhabt, das Gemeindevermögcn nur zu bestimm mungsmäßigen Zwecken verwendet, die Zwanasstenern nur gesetzmäßig erheben und verausgabt werden können: die Gemeindevertretungen doch für ihre Person unverantwortlich bleiben wollen, wie die Volksvertreter im gesetzgebenden Parlament, dessen Vorbild ihnen vorschwebt. Die Kette dieser Widersprüche ist aber in den Boards der Metropolis begreiflich in erhöhtem Maße zur Entfaltung gekommen.

I. Die Armenverwaltung der Metropolis ist nach zahlreichen, vorbereitenden Lvcalacten durch das Armengefetz von 1834 in eine gleichmäßige Neuformation übergegangen. Die vorgefundenen 75 Kirchspiele der Metropolis waren zum Theil so groß, daß sie als Kreisarmenverbände (union«) mit eigenen Arbeitshäusern fortdauern konnten, während die kleineren, d. h. die zur Anlage eines eigenen Armenhauses nicht ausreichenden, zu einer Union zusammengelegt werden mußten. Die Eil» wird vorweg als Krcisarmcnverband behandelt, 12 große Kirchspiele als selbstständige Unions, 14 Unions aus kleineren Kirchspielen zusammengelegt, jeder Verband mit seinem gewählten Gemeinderath von Armenpflegern (boarü ot' giisrdigns). In einigen Kirchspielen behielt man anfangs noch die durch Localacte formirten Armenrdthe bei. Im späteren Verlauf ist die Verfassung indessen noch weiter unisormirt, die Gesammtheit derselben als ein Hauvtvcrwaltungsdistrict (parallel den 10 Provinzial-Hanptdistricten) unter einen Generaliuspector gestellt und dem Central-Armenamt unmittelbar untergeordnet. Ebenso unvermeidlich wurde die allmähliche Ausgleichung der Armenstencrn, da auf die Daner in ein und demselben Stadtwesen die armen Distrikte nicht die hohen Steuern, die reichen Tistricte nicht die niedrigen Armensteuern fortführen konnten. Durch ein Gesetz von 1867 wurde dies zu einem erheblichen Theile erreicht, und nach Verlauf eines halben Jahrhunderts ist jetzt die Ausgleichung im Wesentlichen durchgeführt. Damit war im Jahre 1880 die Gcsammtansgabe (mit 1 817972 ^) auf den verhdltnißmnßig niedrigen Satz von 7>/2 vCt. des steuerpflichtigen Einkommens ermäßigt.

Die wirtschaftlichen Erfolge des neuen Systems sind nicht zu bestreiten. In dem gedachten Jahre (welches die niedrigste Position seit 10 Jahren darbot), beschränkte sich die Zahl der im Arbeitshaus Unterstützten auf 48251, der im Hans Unterstützten auf 50665. d. h. ungefähr 27 auf das Tausend (während im Jahre 1871 noch 43 aus das Tausend berechnet waren). Für das Jahr 1879 betrug die eigentliche Armenausgabc nur 761 147 ^, von welchen 196533 ^ für die besoldeten Beamten verwendet wurden. Dazu kommen freilich noch die konnexen Ausgaben der >«or rats. Als ein großer Ausgabepostcn trat in der Metropolis namentlich hinzu die Einrichtung uud Verwaltung der großen Hospitäler und Vcrpflegungshduser für Kranke, Geisteskranke, Gebrechliche und andere invalide Arme, für welche seit 1867 die ganze Metropolis zu einem AsylumTistrict formirt wurde, unter Einsetzung eines besonderen Euratoriums von L0 Mitgliedern, von welchen ^ gewählt, ^ von der Staatsbehörde aus der Zahl der Friedensrichter vder Meistbesteucrten ernannt werden.

So zufriedenstellend nun aber auch das ökonomische Resultat, so wenig entspricht doch diese neue Verwaltung den höheren Zwecken des cvmmunalen Lebens. Eine Armenpflege, bei der man nur an Wahlen und Aemtervergebungen gedacht hatte, konnte doch nach wie vor nur nach den Verwaltung»gesehen des Landes geführt werden. Die Armenarbeitshäuser bedurften der minutiösesten gesetzlichen Regelung, wenn sie nicht wirklich Strafanstalten (Armengesetzbastillen) werden sollen. Die Hansuntcrstützungen bedurften derselben, um zu verhüten, daß die Einzelverwaltung nicht in den Schlendrian und die Mißbräuche der früheren Zeit zurückfalle. So entstand eine Armengesctzgebung, die alle unsere deutschen Gesetzbücher an Umfang weit übertrifft, und ein noch größerer Codex von General- und Special-Jnstrnctionen, welche das Staatsamt mit Gesetzeskraft zu erlassen hat. Als bindende Vorschrift fiir die ausführenden Beamten ist hier jede Maßregel bis in die kleinste Einzelheit in einer Weise reglementirt. die Alles übertrifft, was selbst Frankreich im Gebiet der Reglements leistet.

Wer sollte nnn aber solche Instructionen ausführen? Die freiwilligen Armrnpflcger wollten dafür weder eine Geld- noch eine andere Verantwortlichkeit übernehmen. Das Gesetz hat sie davon ausdrücklich ent Kunden. Man mußte also alle Verantwortlichkeit den kleinen besoldeten Beamten auferlegen, welche zwar von dem Board angestellt werden, aber nur vom Staatsarmenamt zu entlassen sind, von diesem allein also abhängig bleiben. Zur Controle der Verwaltung ist folgeweise ein Personal von Staatsinspcctoren ernannt, welche in der Metropolis und in zehn ProvinzialJnspectivnen eine ambulante Visitation üben. Die einzelnen Ausgaben und Geschäfte der Armenvcrbände werden ebenso folgerichtig durch staatliche Rechnuugsrcvisoren (Auditors) mit der Befugnis; zur Defectirung contrvlirt, unter der Ober- und Beschwerdcinstanz des Staatsarmenamts. — Eingeengt in diese feste Kette büreaukratischer Gewalten bleibt den gewählten Armenpflcgcrn ein sehr geringes Maß einer freien Thätigkeit, hauptsachlich die Möglichkeit auf Ersparungen zu dringen, in welcher Richtung sie denn auch überwiegend wirksam sind*).

') Diese llnselbstständigkcit der Gemeindeverwaltung hall,' vermieden werden können, wenn die gewählten Armencominissioncn sich (wie im deutschen System) an ein ständiges verantwortliche« Magistratscollcgimn angelehnt hätten. Ein solches war auch für die englischen Krcisnrmcnvcrbändc vorhanden in den Collegicn («ourts) der Friedensrichter, Allein abgesehen davon, das; dieses vornehme Personal dazu kaum geeignet gewesen wäre, so war die ganze Grundrichtung dieser Gesepgcbung daraus hervorgegangen, dm Mittelständen einen maszgebcndcn Einflus', gegen die doniinirende Stellung der genti-z' zu geben. Man würde eine solche Oberbchörde etwa ebenso angesehen haben, als hätte mnn in Preußen die allen „Krcisstände" nls Magistralurund exccutive Behörde über die ncugcwähllcn Kreisvcrtrclungrn stellen wollen! Das Arnicngesep begnügt sich daher damit, den Friedensrichtern die Stellung als ..Lx

In gleicher Weise ging das Verhältnis; von kommunalen Rechten und Pflichten in der Neubildung verloren. In Erwägung, daß es sich hier um ein sehr verschiedenes Maß der Stcuerleistungen handle, führte man ein classificirtes Stimmrecht ein. Der oooupior (Miether vder Inhaber) eines Hauses oder Grundstücks bis zu 5« ^ Miethe erhält eine Stimme: darüber hinaus für je 50 ^ Miethswerth eine weitere bis zu einem Maximum von

sechs Stimmen. Ist er zugleich Grundeigentümer, so verdoppelt sich fem Stimmrecht durch diese doppelte Eigenschaft. Von allzu aristokratischen Gesichtspunkten aus war aber der Ansatz bis zu 50 ^ oder 1000 Mark (der die überwältigende Mehrzahl der Steuerzahler bereits umfaßt) viel zu hoch gegriffen, weil er die Mittelstände, welche communale Ehrenämter wirklich übernehmen, unterschiedslos zusammensaßt mit der Neberzahl der kleinen Steuerzahler und arbeitenden Klassen, die sich an den persönlichen Communcilpflichten weder beteiligen können »och wollen, und deren Theilnahme daran lediglich auf einer demokratischen Fiction beruht. Andererseits ist die Zahl der größeren Steuerzahler über 50 ^ Rente vcrhältnißmäßig so gering, daß die Mehrzahl der Stimmen den besitzenden Klassen keinen genügen den Schutz gegen Steuerbeschlüsse der Besitzlosen gewährt. Endlich ist die ganze Grundlage der Steuerzahlung durch das System des „««inpounäing r»w8" zerrüttet worden, indem man zur Bequemlichkeit der Steuererhebung gestattet, daß der Hanseigenthümer die Steuerzahlung für den Miether übernimmt. — ein Zustand, der bereits in der größeren Hälfte der Fälle eingetreten ist, bei welchen aber der steuerfreie Miether ebenso stimmen soll, „als ob er die Steuer zahlte!" Das neue politische Ehrcnrecht ist damit überschnell auf die Stufe des Feudalismus zurückgesunken, in welchem der Rittergutsbesitzer ebenso seine politischen Rechte übte, „als ob er den Heer dienst des Staats leistete". Tie regierende Klasse verschleuderte diese Stimmrechte nach blos fingirten persönlichen und Stenerleistungcn, weil und so lange sie sich dessenungeachtet noch immer äußerlich im Besitz der politischen Macht sah.

Dieser Zustand, in welchem ähnlich dem „Patrimonialstaat" in Deutschland das Verhältniß von Rechten und Pflichten völlig verwischt ist, erzengt naturgemäß die Indifferenz in den wählenden Körperschaften selbst. Welches Pflichtgefühl, welches Ehrenintcresse, welches unmittelbare Interesse überhaupt sollte den Gemeindewählcr bewegen, sich an den Wahlen zu einem

<M«io>Mitgliedcr" unter dcn Guardians zu gebcu, — cine Stellung, die den vornehmen Herren in keiner Weise zusagen konnte, da sie unter solchen Collegen, unter Leitung eines Krcissecretcirs und unter der stetigen Controle von Swatsrcvisoren und Inspektoren so kleinliche Geschäfte zu führen nicht gewohnt waren. Der Anschluß der Boards an das obrigkeitliche Sclfgovermnent erwies sich in dieser Form als verfehlt. Dieser verfehlte Nuschln« ist aber verhängnißvoll für alle weitere Entwickelung der Reformen geworden.

Gemeinderath zu bctheilige», dessen wirkliche Geschäfte von Secretären. Rendanten, Unterstützungsbeamten :c. unter ausschließlicher Verantwortlichkeit gegen ein Ministerialdepartement geführt werden? Tie Zahl solcher besoldeten Armenbeamten war schon im Jahre 1880/81 auf 19 709 gestiegen. Für die Metropolis allein waren 2358 in Thätigkeit, zu denen noch zwischen 2- und 300 kleine Beamte für die Standesregister hinzutreten, deren Führung mit dem System und Personal der Armenpflege verbunden ist.

Dem gewaltigen Eifer, mit welchem im Anfang für die Ausdehnung der communalen Wahlrechte gestritten wird, folgt daher schon bei den zweiten und späteren Wahlakten eine beunruhigende Gleichgiltigkeit, welche nur noch einige Procente der Berechtigten zum Wahlact erscheinen läßt. In dem Bestreben, zur Ausübung des Wahlrechts zu ermuntern, ist man daher unablässig bemüht, diese Wahlen auf das Bequemste einzurichten. Als Muster dafür diente die Erfindung der nommution pspei-8, um die Wahl mit der „möglichst geringen Belästigung" zu Stande zu bringen und die Gcmeindewähler freilich zugleich völlig zu isoliren. Ein achtbarer Bürger stellte eine Liste für zu wählende Candidaten auf; ein zweiter tritt hinzu als semnclOi- mit noch acht Unterschriften. Die so gedruckten Wahlzettel werden auf die bequemste Weise vertheilt und auf die bequemste Weise abgegeben. Das Resultat ist gewöhnlich die Wahl der Nominirten. Ergiebt sich indessen eine zu kleine oder zu große Zahl von Namen, so behält man entweder die alten Mitglieder bei, oder bequemt sich zu einer wirklichen Abstimmung. Die Varianten der Stimmzettel im Verlauf dieser Gesetzgebung sind geradezu ermüdend. Die selbstverständliche Folge der Jsolirung der Menschen im Gemcindeleben ist dann das fortschreitende Verlangen nach „geheimer" Abstimmung (Bnllot), welche denn auch im Jahre 1872 auf allgemeines Verlangen eingeführt wurde.

In Nachfolge der Armengcsctzgebung ist etwas später durch die ebenso umfassenden „Gesundheitsacten" das System der Boards auf breitester Grundlage und die Zusammenfassung in ein Generalamt in dem Gebiet der Bau-, Straßen- und Gcsundheitsvolizei vor sich gegangen, auf welches alsbald zurückzukommen ist.

Den gleichen Gang hat die communale EntWickelung des Volksschulwesens genommen, welches hier zunächst zu erörtern ist.

II. Die Communalverwaltung des Elementarschulwescns ist durch die Gesetzgebung von 1870 nach langen Zwischenstadien in das System des obligatorischen Volksunterrichts übergegangen. Das Gesetz zwingt alle Kinder, die nicht einen nach dem Ermessen der Staatsbehörde genügenden Privatunterricht erhalten, zum Besuch der nach dem Staatsgcsetz orgcmisirtcn Gemeindeschulen und bestreitet die Kosten derselben durch die ordentliche Communalstcuer (Armenstener) mit einem Staatszuschuß und facultativer Beibehaltung eines Schulgeldes. Diese Basirung auf die Communalstruer» führte wiederum zur Fvrmation der gewählten Bvards, die als besondere sokool d«»rÜ8 in kleinerem Maßstab gebildet werden, wo nicht ein geeignetes stadtisches oder ländliches Board dafür schon vorhanden ist. Auch diese Boards haben nach bekanntem Muster ihre clsrks, Schatzmeister und sonstigen Beamten anzustellen, Beschlüsse zu fassen, Aemter und Lehrerstellen zu vergeben, unter der Centralleitung eines Ministerialdepartements. Auch hier wird die Verwaltung und das Lehrwesen bis in die kleinsten Einzelheiten reglementirt, unter Direktion der Staatsinspectoren und strenger Rechnungscontrole der Bezirksrevisoren des Staatsarmenamtes. Neu hinzugefügt sind hier noch besondere „Schulbesuchs-Ucberwachungs-Commissionen", welche für kleinere Gruppen von Schulen jetzt allgemein eingeführt sind, wie denn auch der Schulzwang durch die neueste Gesetzgebung verschärft ist, gegen widerspenstige Eltern bis zu 4 Wochen Gefängnifz (worauf nach den Straftabellen ziemlich häufig erkannt wird).

In der Anwendung auf die Metropolis sind diese Gesetze etwas modificirt. Die Metropolis, einschließlich der City, bildet dafür einen großen Schuldistrict mit 10 Unterabthcilungen für Wahlzwecke. Die Ausführung hat sich an dieser Stelle über Erwarten günstig gestaltet. Zur Forderung des großen Zwecks fanden sich in deu ersten Jahren bedeutende Männer von wissenschaftlicher und Pädagogischer Bildung bereit, bei der mühevollen Organisation mitzuwirken. Auch in den Unterbezirken fanden sich zur Ueberwachung des Schulbesuchs und zu weiteren Zwecken eines Schulcuratoriums bereitwillige Herren und Damen, die im Geiste der in England sv wohl entwickelten Privatvereinsthätigkcit sich persönlich betheiligten. Unter diesen ungewöhnlich günstigen Verhältnissen und nnter den strengeren Gesetzen über den Schulzwang ist jetzt der Erfolg erreicht, daß wenigstens ^/z der schulpflichtigen Kinder die Schule wirklich besuchen. Auch die Schulgebäude sind mit Umsicht und mit allen sanitären Verbesserungen erbaut worden, sowie mit genügender Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zukunft, dn zur Zeit neben 236 000 schulpflichtigen Kindern der Communalschulen noch 266 000 Kinder in Privatschulen einen nach dem „Ermessen der Staatsbehörde" ausreichenden Unterricht erhalten.

Die ökonomischen Resultate sind auch in diesem Gebiet zufriedenstellend. Die laufenden Ausgaben betrugen 1881: 668 981 ^, darunter Administrationskosten 53 116 ^. Die eigentliche Schulnnterhaltung beansprucht 566 346 ^ für 198 395 die Schule wirklich besuchende Kinder; darunter Lehrergehalte 435,053 ^. Die Gehalte der etatsmäßigen Lehrer sind auf 144 der Lehrerinnen auf 108 ^ (etwa >/4 höher als in Provinzen) nvrmirt. Verwahrloste Kinder werden in gesonderten Inclustrial soliools untergebracht, an welche ein Beitrag von 39 021 ^ zu zahlen ist. — Zu diesem laufenden Etat tritt freilich noch eine Capitalausgabe von 566 375 ^, hauptsächlich für Schulbauten. Zur Aufbringung dieser Kosten in der

Metropolis diente ein Staatszuschuß von 152 288 ^, ein Schulgeldbeitrag von 81 635 ^, während die aus der Armensteuer entnommene Schulsteuer 629 623 ^ beanspruchte, d. h. ungefähr 2>/z pCt. von dem Einkommen des steuerpflichtigen Realbesitzes.

Weniger günstig liegen auch diese Verhältnisse, wenn man sie von dem Standpunkt der höheren Zwecke und der Selbstständigkeit eines CommunalWesens ansieht. Auch hier waltet der Schematismus eines Centralamts. welches in 109 Staatsinspectionsbezirken wohl über Bedürfnis; hinaus die minutiösesten Einzelheiten uniformirt. In der äußeren Schulverwaltung kehrt auch hier das System der überzahlreichen kleinen Beamten wieder, welche den Boards die mühevolleren Arbeiten abnahmen. Nur in den kleineren Schulcuratorien zur Ueberwachung des Schulbesuchs hat das System des Voluntarism zeit- und ortsweise Erfolge aufzuweisen. Auf diesen Erfolg ist indessen in den entfernteren und ärmeren Regionen des Landes, wo eine Mitwirkung gebildeter Personen am meisten nothwendig wäre, nicht genügend zu rechnen. Auch in diesem Gebiet war ein System allgemeiner Wahlen mit gleichem Stimmrecht nicht auf die besonderen Bedürfnisse einer Schulverwaltung, sondern nur darauf berechnet, die neue erhebliche Schulsteuer durchzubringen, Eigenthümlich ist die Abstimmungsweise für die sokool dosrg, bei der jeder Wähler so viel Stimmen als zu wählende Mitglieder abgeben kann und zwar so, daß er mehrere oder alle Stimmen auf ein Mitglied concentriren mag. Es werden damit Minoritätswahlen ermöglicht, hauptsächlich wohl zu dem Zweck, um besonderen confessionellen Richtungen eine Vertretung zu sichern.

Alle Mängel der englischen Boards cumuliren sich aber in dem nun folgenden dritten Gebiet.

III. Die communale Verwaltung des Bau-, Straßenund Sanitätswesens bot durch die Mannigfaltigkeit und Größe ihrer Aufgaben Schwierigkeiten dar, wie solche wohl an keiner anderen Stelle wiederkehren werden. Die Entwickelung der industriellen Gesellschaft hatte zu einer Anhäufung der Menschen in den Städten und Fabrikbezirken geführt, deren Anforderungen die alten Constabler, Armen- und Wegeaufseher der Kirchspiele in der That nicht gerecht werden konnten. Nachdem das Parlament durch Localacten ein halbes Jahrhundert sporadisch nachgeholfen hatte, folgte im Jahre 1848 das große Gesundheitsgesetz, welches mit seinen Nachläufern an Umfang wieder alle deutschen Gesetzbücher übertrifft, nach dem nun bekannten Muster mit Centralamt, Inspektoren, Rechnungsrevisoren und gewählten Boards auf breitester Grundlage,

In der Metropolis fand die neue Gesetzgebung eine besonders ver wickelte Aufgabe, da hier mehrere Hundert Specialbehörden schon formirt waren, die zu einem einheitlichen Zusammenwirken gebracht werden mußten.

Mit gewohnter Energie für die nächsten Zwecke hat die Nstrozwlig AansAemsut ^ot 1855 diese Aufgabe gelöst.

Die City von London war bereits vorangegangen in der Bildung einer Oommissiou «k Lsvsrs, und diesem Vorgang ist das neue Gesetz gefolgt. Die großen Kirchspiele erschienen annähernd ebenso leistungsfähig wie die City, die kleineren ließen sich zu Sammtgemeinden verbinden. Nach diesem Plan blieben die 23 größten pnriskes als Gemeindeverbände für sich (darunter St. Mary, Jslington, mit 282 856 Einwohnern, Lambeth mit 253 699 Einwohnern und noch neun mit mehr als 100 000 Einwohnern). Die 55 kleineren dagegen werden zu 15 Sammtgemeinden (Districts) in Gruppen von 2 bis 8 Kirchspielen verbunden, die wiederum von 11957 bis zu 210 434 Einwohnern aufsteigen. Ebenso ungleich ist der geographische Umfang dieser Sammtgemeinden, von 167 bis 11488 Acres. In jedem Kirchspiel wird nach der Zahl der Einwohner aufsteigend ein Gemeinderath (vestry) aus allgemeinem gleichen Stimmrecht bestellt. In den Sammtgemeinden wählen die Gemeinderäthe der Kirchspiele eine District-Vestry, so daß in Summa annähernd 3000 Gemeindevertreter zum Vorschein kommen.

Um nun für diese Verbände zur einheitlichen Regelung ihres Bau-, Straßen- und Sanitätswesens ein actionsfähiges Organ zu schaffen, wählen die 38 Körperschaften, unter Zutritt der City, ein Hauptstädtisches Bauamt, Ustropolitau Losrä «k VorKs, und zwar so, daß jede Vestry und jedes District-Board je ein Mitglied dazu wählt, die sechs größten Kirchspiele deren zwei, die City von London drei. Es kommt dadurch eine Behörde von 45 Mitgliedern zur Erscheinung unter einem be soldeten, von der Staatsbehörde ernannten Präsidenten. Die Mitglieder werden je auf drei Jahre gewählt, so daß ein Drittel jährlich ausscheidet. Als Hauptbeamte sungiren neben den besoldeten Vorsitzenden (mit 1500 ^ Gehalt) ein Syndicus (800 ^). ein Ingenieur (1200 ^). vier Bauinspectoren und ungefähr 100 Clerks und dienende Beamte. Für die Bezirksverwaltungen der Kirchspiele ist dann wieder ein besonderes Personal von Clerks, Schatzmeistern, Inspektoren, sowie ein Bezirksphysicus thätig. Jedem Gemeinderath steht die Aufstellung seiner Beamten zu; dem Metropolitan Board für die Centralverwaltung, dem District Board für die Sammtgemeinde, der Vestry für das Kirchspiel. Jede Communalbehörde erläßt auch ihre Regulative für Anstellung, Entlassung, Amtsführung und Remuneration ihrer Beamten.

Die Hauptaufgabe des städtischen Centralbcmamts wurde nun die Canalisation des gewaltigen Gebiets von ungefähr 6 deutschen Quadratmeilen, in welchem die Hauptabzugscanäle nach einheitlichem Plan durchgeführt werden mußten. Mit einem Kostenaufwand von 5 625 969 ^ (bis Ende 183«) ist dies Werk im Wesentlichen vollendet, kommt nach seiner Vollendung nun aber in Collision mit der Themfeschutz-Behörde in Folge der Aufstauung der Sinkstoffe an den Auslässen der Hauptcanäle. Der Anschluß der Nebencanäle bleibt unter Verwaltung der Kirchspiele und ist noch nicht überall genügend durchgeführt.

Eine weitere Aufgabe wurde die Eindeichung und Ufercinfassung der Themse, auch zur Abwehr der früher häufigen Ueberschwemmungen, welche mit einem Kostenaufwand von 4 388 186 ^ vollendet ist.

Durch weitere Parlamentsacten wurde der Behörde die Aufgabe gestellt, durch Ablösung der Brückenzölle die sämmtlichen Themsebrücken der Metropolis zollfrei zu machen, was im Jahre 1880 mit einem Kostenaufwände von mehr als 1000 000 ^ zu Stande gebracht ist.

Die weitere Aufgabe von Straßenverbesserungen in den gänzlich verbauten und gesundhcitsgefährlichen Stadttheilcn, sowie zur Verbesserung der Baufluchtlinien und Anlegung neuer regelrechter Straßen, wurde mit einem Kostenaufwand von 6 716 487 ^ zu Stande gebracht. — Weiter kam hierzu die Beschaffung städtischer Parks, welche jetzt in einem Umfang von 1667 Acres unter Verwaltung der Behörde stehen.

Durch Gesetz von 1866 wurde dem Stadtbauamt auch die Feuerbrigade übertragen. Das ältere Gesetz von 1774 hatte sich damit begnügt, die Kirchspiele zur Anschaffung einer Feuerspritze zu verpflichten. Im 19. Jahrhundert hatten dann die Versicherungsgesellschaften eine Art von Feuerwehr errichtet, zu welcher ein Staatszuschuß gewährt wurde. So besteht die Feuerwehr jetzt in einer Stärke von 536 Mann mit einem etwas dürftigen Material und einem Kostenaufwand (1880) von 88 980 zu welchen der Staat 10000 ^, die Versicherungsgesellschaften 21464 ^ beitragen. Eine Schwierigkeit der Handhabung entsteht namentlich dadurch, daß der Wasserbedarf von acht unabhängigen Wafsergesellschaften zu beschaffen ist und daß die Polizeimnnnschaften zwar Assistenz leisten, aber eine Controle weder über die Feuerwehr noch über die Wassergesellschaften zu üben haben.

Ein sehr umfangreicher Geschäftskreis erwächst der Behörde dulch die Bauordnung der Metropolis, welche in öfter wiederholten Nedacticmen allmählich die strengere Gestalt crhaltcn hat, wclche die Verhältnisse der Großstadt bedingen. Die Metropolis ist hauptsächlich zu dicsem Zwecke in 67 Bezirke eingetheilt, in denen durchschnittlich jährlich etwa 20000 Bauconsense zu ertheilen sind. In Handhabung der Straßenbau-Polizciordnung contrvlirt die Behörde insbesondere Kellerhälse, Balcone und andere Ausbauten und leitet auch die Benennung und Numcrirung der Straßen, in welcher die früher vorhandene Verwirrung jetzt aufgehört hat.

Die Arbeiterwohnungsacte von 1875 erging in der wohlwollenden Absicht, die zn menschlichen Wohnungen ungeeigneten schreckenerregenden Baulichkeiten durch Niedcrreißung zu beseitigen. Mit enormen Kosten wurden demgemäß große Miethskasernen wirklich entleert, aber nur um die früheren Bewohner in andere ebenso enge und ungesunde Räumlichkeiten zusammenzupferchen. Es bedurfte zugleich einer Fürsorge zur Beschaffung besserer Wohnungen. Die spätere Parlamentsacte, welche dazu eine Ermächtigung giebt, beschränkte dieselbe aber wieder dnrch den Vorbehalt, daß die Zahl der Bewohner der evacuirten Räume wenigstens 15 betrage. Die Ausführung ist daher trotz großer Gcldopfer eine mangelhafte geblieben.

Eine weitere Aufgabe ergab sich den Gesetzen über die Lagerung explosiver Stoffe, insbesondere zur Concefsion der überaus zahlreichen Petroleumlager. Tie Behörde ertheilt ferner die Concessionen für die streng zu überwachenden Kuhställe und Molkereien, sowie zum Betrieb der „lästigen Gewerbe" (Seifensiedereien, Tungfabriken, Knochenbrennereien, Leimsiedereien :c.). Die Concefsion zu den Privatschlachthäusern wird zwar von den Friedensrichtern ertheilt, dem Board ist aber ein Einspruchsrecht beigelegt, in Folge dessen sich die Zahl der Schlachthäuser in jüngster Zeit von 1429 auf ungefähr die Hälfte reducirt hat.

Schließlich erwuchs der Behörde eine neue Aufgabe durch die Ausführung des Thierseuchengesetzes.

So sind dem Metropolitan Board durch etwa 100 Parlamentsacten allmählich die mannigfaltigsten Geschäfte erwachsen, zu deren Bewältigung neun stehende Comitös gebildet sind, welche einschließlich des Plenums im Jahre 1880 363 Sitzungen gehalten haben. Die 45 gewählten Mitglieder übernehmen diese Stellen als freiwillige Ehrenämter, die wohl begreiflich wenig gesucht und beinahe als „Anstellungen auf Lebenszeit" angesehen werden. Das starke Uebergcwicht der technischen und Büreaubeamten in einer so gestalteten Behörde ist zwar dem Routinedienst förderlich, erzeugt aber auch eine pedantische Schwerfälligkeit, die in dem Mangel einer Initiative und in dem Widerstand gegen neue Aufgaben oft recht auffallend zur Erscheinung kommt.

Tie ökonomischen Erfolge sind auch hier im Ganzen anerkennungswerth. Die laufenden Verwaltungsausgaben betrugen im Jahre 1880 — 685 641 ^; dazu eine Capitalcmsgabe von 1 560 671 ^ hauptsächlich für Verbesserungen von Straßen und Brücken. Diese Ausgaben werden Hum größten Theil durch Communalsteuern gedeckt, welche nach den Grundsätzen der Armensteuer vom Realbesitz nach dem Mieths- und Pachtcrtrag erhoben werden. Der (mit Rücksicht auf die Reparaturen) sehr ermäßigte Anschlag der Erträge dieser steuerpflichtigen Liegenschaften hatte im Jahre 185g ^ 11 283 663 ^ ergeben, war aber nach 25 Jahren auf 27 843 875 ^ gestiegen, so daß die Steuerquote nach englischen Begriffen in mäßigen Grenzen geblieben ist. Unvermeidlich freilich blieb ein rasches Anwachsen der Darlehnsschulden (Ende 1880 ^ 18 253 526 ^).

Dagegen ergiebt sich hier wieder in verstärktem Maße der Zweifel, ob den höheren Zwecken eines bürgerlichen Gemeinwesens wirklich gedient ist durch eine Verfassung, welche zur Ausübung einer Anzahl von Amts-Anstellungen alljährlich die ganze Bevölkerung aufbietet. Wahlberechtigt mit gleichem Stimmrecht ist hier wieder jeder Einwohner, welcher seine Communalsteuern bezahlt hat, in der beliebten Weise der Romiustion ? ap«rs. Schon bei der ersten Wahl nach dem Gesetz von 1855 zählte man 3«?000 Wahlberechtigte. Seitdem ist die Bevölkerung mehr als um das Doppelte gewachsen, die Betheiligung an den Wahlen aber immer tiefer gesunken. Oft ist die Zahl der Wähler kleiner als die der zu Wählenden. Ebenso mangelhaft ist die Betheiligung der gewählten Vertreter. Charakteristisch ist schon, daß in diesen Gemeinderäthen von 27 bis 58 Mitgliedern 5—9 zur Beschlußfähigkeit genügen sollen. Um den Steuerzahlern ein nominelles Recht der Repräsentation zu geben, bietet man mehr als eine halbe Million Wahlberechtigter auf, um etwa 3000 Gemeinderäthe zu bestellen, die wieder als Wahlmänncr in zum Theil doppelter Destillation 45 Ober-Gemeinderäthe wählen zu dem letzten Zweck, um etwa ein halbes Dutzend Bauräthe und höhere Beamte zu ernennen, die in gleich guter Qualität auch von der Staatsbehörde ernannt werden würden. Ebenso hat sich das Wahlsystem bewährt, um die höhere Instanz einer solchen Communal-Vcrwciltung zu bilden. Gegen sonstige Grundsätze hat man an dieser Stelle aus dem Metropolitan-Board wieder einen gewählten „Ausschuß für Apellationen" gebildet. Von einem besseren Erfolg dieser gewählten Oberbehörde verlautet indessen nichts, vielmehr das Gegentheil.

Der so centralisirte Apparat des städtischen Bauamts hat auch nach dem Gesetz von 1855 die Bezirksbehörden in Gestalt der vestries und clistriot KoarSs mit einer gewissen Selbstständigkeit stehen lassen. Diese Gemeinderäthe mit ihrem gewählten Vorsitzenden sind also nach wie vor die Localbehörden für die Pflasterung, Bewässerung, Besprengung, Beleuchtung, Rinnsteinanlagen und die Ncbenccmalisativn ihres Bezirks, — Alles als Folge der alten Verpflichtung des Kirchspiels zur Erhaltung der Wege, und zwar mit einem Geldaufwand von ungefähr gleicher Höhe, wie das Centralamt. Sie erfüllen diese Verpflichtung nach ihrer Weise, manche sorgfältig, andere sehr nachlässig; manche sparsam, andere verschwenderisch; manche durch Entrepriseverträgc, andere durch eigene Beamte. Einen schwierigen Punkt bildet für die Metropolis begreiflich die Straßenfuhr des Kehrichts und Unraths mit einem Kostenaufwand von annähernd 150000 <^; die wachsende Schwierigkeit dieser Wegschaffung hofft man in Zukunft noch durch eine Mafsenverbrennung zu überwinden. — Die Kosten der Straßenbesprengung variiren in den einzelnen Kirchspielen von jährlich 11 ^ bis zu 55 ^ die engl. Meile. — Die Kosten der Straßenbeleuchtung variiren ebenso von 94 bis zu 228 ^ die engl. Meile. Noch weitere nnzählige Variationen erscheinen in dem Material und den Preisen des Pflasters. Aber auch das gute Pflaster kommt selten zu einer dauernden Geltung, da es fortwährend aufgebrochen wird, und nur mangelhaft wieder herzustellen ist in Folge der stetigen Umlegungen der Hauptabzugscanäle. der Nebencanäle, der Gasleitungen, der Wasserleitungen, TclegraphendrShte durch die von einander unabhängigen Behörden und Gesellschaften.

Zur Anlage von Begräbnißpliitzen und Leichenhäusern find die Commune« durch Parlamentsacte verpflichtet. Zur Zeit bestehen dafür noch 27 besondere burisl boarcls mit einer Gesammtausgo.be von 43 817 <^, welche indessen größtentheils durch die Begräbnißgebühren gedeckt wird.

Die Gesammt-Einnahmen der Bezirks-Gemeinderäthe (1879 — 80) sind auf 2 549 837 ^ veranschlagt, davon aus Steuern 1796 661 ^. Erheblich ist auch hier der Antheil der Gehälter und Tantismen (126601 >^). Die Controle der Einwohner über so große Summen ist indessen eine sehr ungleichartige. In einigen Bezirken wird eine ausführliche und accurate Rechnungs-Uebersicht veröffentlicht; in anderen nur eine summarische Uebersicht. Die gewählten Rechnungsrevisoren (äuäitors) haben zwar die Befugniß, ungesetzliche Posten zu defectiren, es fehlt aber an gesetzlichen Mitteln, diesen Beschlüssen Folge zu geben.

Der tief empfundene Mangel dieser Bezirksbehörden bleibt jedenfalls ihre Unfähigkeit, gemeinsamen Bedürfnissen des großstädtischen Lebens Abhülfe zu schaffen, soweit dem städtischen Centralamt die gesetzlichen Befugnisse oder der gute Wille dafür fehlt. Es gilt dies gerade von den dringendsten Ansprüchen des heutigen Lebens, von der Beschaffung von Gas und Wasser.

Die den heutigen Großstädten zur Lebensfrage gewordene Wasserversorgung konnte von den 38 gesonderten Verwaltungskörpern und der City nicht durch eigene Anstalten beschafft werden, da ihnen ein Organ zu gemeinsamer Action fehlte. Die Wafseranlagen wurden demgemäß Privatgesellschaften überlafsen, deren jetzt 8 bestehen, von denen aber 6 ihr Wasser aus der Themse und dem Lea beziehen in sehr verunreinigter Gestalt. Eine neuerliche Untersuchung ergab, daß von 142 Millionen Gallonen eines täglichen Wasserbezugs 41 Millionen als „zuweilen gröblich verunreinigt" bezeichnet wurden, mehr als 61 Millionen Gallonen als „gelegentlich verunreinigt"; nur 9 Millionen konnten als untadelhaft bezeichnet werden. Die Verunreinigung des städtischen Flußwafsers erscheint aber im stetigen Wachsen. Jme Privatwassergesellschaften lieferten nicht einmal fortlaufendes Wasser in Röhren, sondern der Wasserbedarf der Häuser wurde in Cisternen gesammelt, welche das unreine Wasser noch unreiner machen. Ein Gesetz von 1871 ermächtigte zwar das Metropolitan Board, auf einer fortlaufenden Wasserversorgung zu bestehen, die Behörde hat aber dafür nichts gethan; einige Privatgesellschaften sind der Forderung freiwillig nachgekommen. — Das in den Wasser-Comvagnien angelegte Capital beläuft sich übrigens auf kaum 12 Millionen ^, welche von der Metropolis Wohl zu beschaffen wären. Ein im Jahre 1880 vorgelegter Gesetzentwurf rechnete aber ein Entschädigungscapital von 33 Millionenheraus, erwies sich als unausführbar und hatte nur eine Steigerung des Kurses der Wasseractien zur Folge. Die vorläufig vom Stadtbauamt entworfenen Projecte ergaben, daß die Stadt durch eigene Anlagen mit einem Aufwand von 12 Millionen^) alles Nöthige beschaffen könnte; es ist aber bis jetzt bei den allgemeinen Projekten geblieben.

Ebenso steht es mit der Beschaffung der Gasbeleuchtung, welche zuerst im Jahre 1810 in der City eingeführt wurde. Bald entstanden dafür Privatgesellschaften, welche in lebhafter Concurrenz oft ihrer vier zugleich ihre Röhren in derselben Straße legten. Dann folgte die übliche Verständigung unter den Gesellschaften, welche nun auf Kosten der Consumenten ihre Preise von 3 .L, 1 s. 6 6. pro 1000 Cubikfuß bis auf das Doppelte und darüber hinaus limitirten. Eine Gasacte von 1860 führte zu einer Auseinandersetzung der jetzt conföderirten 4 Privatgesellschaften, denen nun besondere Bezirke für ihre Röhrenlegung angewiesen wurden, zum großen Vortheil der Actionäre, aber nicht der Consumenten. — Im Jahre 1866 wurde endlich eine Bill eingebracht, um die Corporation der City zur Anlage eigener Gaswerke zu ermächtigen und diese Ermächtigung (trotz des Widerspruchs des Metropolitan Board) 1868 auch durchgesetzt, wonach die City schon im ersten Jahre sich eine Ersparung von 82 500 ^ an der Gasbeleuchtung zu Gute rechnen konnte. Das Metropolitan Board indessen konnte sich zu einer Nachfolge nicht entschließen. Das Parla» mentsgcsetz führte wenigstens eine Beschränkung des Ausbeutungssystems der Privatgesellschaften durch. Ihre normale Dividende wird auf 10 pCt. limitirt. so lange sie das Gas zu 3 s. 9 <Z. pro 1000 Cubikfuß liefern. Erhöhen sie dagegen den Preis um 1 ct., so müssen sie ihre Dividende um 1/4 pCt. ermäßigen, und umgekehrt. In dieser Lage ist die Sache bis jetzt geblieben.

Wassergcsellschaften, Gas-, Eisenbahn-, Pferdebahn-Gesellschaften zwingen in solcher Weise ihren Willen den Millionen der Bewohner der Metropolis auf, und diese sind an sich dagegen hilflos. Das Metropolitan Board sieht durch neue städtische Concurrenz-Unternehmungen seine Zirkel gestört und tritt nur hemmend ein. Im Contrast zu einer so unbeholfenen Behörde hat im Jahre 1882 eine Privatgesellschaft es gegen das Monopol der City durchgesetzt, einen neuen Fischmarkt zu Shedwell zu errichten. Im Contrast dagegen hat die organisirte City von London der Stadtbewohncrschaft den Epping-Park gerettet, und den Proceß darüber, freilich mit enormen Kosten, siegreich durchgeführt.

Die Vergleichung mit solchen Hergängen konnte nicht zu Gunsten des bisherigen Stadtbauamts und einer Communalverwaltung durch 39 gesonderte Körperschaften führen, vielmehr die öffentliche Meinung nur dahin leiten, daß die Wohlthaten der neuen Gesundheitsgesetze, insbesondere die Gas- und Wasserversorgung, die ernste Handhabung der Gesetze gegen die Fälschung der Nahrungsmittel, die Anlage besserer Märkte, die Beschaffung brauchbarer Arbeiterwohnungen, die bestimmungsmäßige Verwendung der großen Stiftungsfonds und zahlreiche andere sociale Zwecke, welche der großstädtischen Gesellschaft am Herzen liegen, nur zu verwirklichen seien durch die Zusammenfügung der City und der Metropolis zu einer einheitlichen Stadtcorporation. Es hat sich dafür eine London ölunioipkü Kstorin I^ssFus gebildet unter Betheiligung von 124 Mitgliedern des Unterhauses, einer Anzahl Lords und einer langen Reihe von Notabilitäten der Hauptstadt, mit Herrn I. F. B. Firth. A, ?. als Präsident und dem Carl of Dalhousie als Vorsitzenden des Verwaltungsraths, deren erfolgreicher Agitation der jetzt vorliegende Gesetzentwurf zu einem guten Theil seine Entstehung verdankt.

III. Der Gesetzentwurf zur Verschmelzung der Verfassung der i^ity und der Metropolis*),

welcher nun am 8. April 1884 von dem Minister des Innern Sir W. Harcourt im Unterhause eingeführt wurde, konnte seine Aufgabe kaum verfehlen, nachdem der unglückliche Gedanke aufgegeben war, die Metropolis in neun Großstädte mit gesonderter Stadtverfassung zu zerspalten. Die wesentliche Aufgabe war, die City mit dem Metropolitan-Board zu incorporiren. — Die Armen- und die Schulverwaltung, in welcher die City und die Metropolis schon zusammengefaßt sind, konnten vorläufig unverändert bleiben. — Dieser Weg war schon in einem Gesetzentwurf von 1880 eingeschlagen. Der neue, überaus sorgfältig ausgearbeitete Entwurf verfolgt aber den ansprechenden Grundgedanken, den äußeren Rahmen der alten Corporationsverfassung der City auf die ganze Metropolis auszudehnen, und diesem Rahmen durch Einschaltung einen volleren Inhalt zu geben. Auf die neue Gesammt-Corporation sollen demgemäß übertragen werden1) Alle Verwaltungsbefugnisse von Bürgermeister, Aldermen und Gemeinderath der City, mit Ausnahme des Monopols der öffentlichen Märkte und einiger noch bestehenden Gewerbsbeschränkungen, welche bei dieser Gelegenheit aufgehoben werden;

") Die wichtigeren Klauseln des Gesetzentwurfs sind nach den Vorschlägen der Reform I>ssFus aufgenommen, wie sich dies aus der Vcrglcichung von I. F. Firth, London Government 1882 ergiebt. Der Gesetzentwurf ist aber mit technischen Einzelheiten und vielen Hundert aus anderen Gesetzen eingeschalteten Paragraphen so überladen, daß er einer völligen Umgestaltung für uns bedarf, wie solche in Gncist, Engl. Vcrmaltungsrecht (1834) S. 835—923 für das Gcsammtsustein der englischen Communalrcformcn gegeben ist.

2) alle Amtsgewalten des Ustropolltsn Rosrä ok VorKs;

3) alle Gewalten der District Boards und Vestries, jedoch mit dem Vorbehalt, Geschäfte der Localverwaltung diesen Bezirksorganen künftig wieder zu delegiren;

4) alle „administrativen" Gewalten der bisherigen Friedensrichter, der Canalisations-Commission der City und der 27 Begräbniß-Boards.

Es kommt damit eine städtische Gesammt-Körperschaft zur Erscheinung, in welcher die Gliederung der City-Verfassung wiederkehrt.

I. Die neue Gesammt-Commune umfaßt das bisherige Weichbild der City und der Metropolis, und zwar zunächst in unveränderter Begrenzung, um das gegenwärtige Gesetz nicht aufzuhalten. Es wird aber der künftigen Stadtbehörde das Recht ertheilt, ein Gemeindestatut zu einer zweckmäßigeren Ausdehnung des Stadtgebietes dem Minister des Innern zur Bestätigung vorzulegen.

Die künftige Gesammt-Bürgerschaft begreift die Bewohnerschaft der City und der Metropolis, für welche nunmehr die normalen Grundsätze der englischen Städtevrdnung von 1835 (in ihrer neuen Redaction von 1882) zur Anwendung kommen, mit Beseitigung aller Varianten eines Stimmrechts, welche in der Verfassung der City und in den Gesetzen zur Regelung des Gesundheitswesens geschaffen waren. Wahlberechtigt ist danach jeder Eigenthümer oder Miether eines Wohnhauses, Waarenhauses, Comptoirs oder Ladens, sofern er seit einem Jahre ansässiger Hausbewohner (in der Stadt oder in einem Umkreis von 15 englischen Meilen) gewesen und die städtischen Abgaben bezahlt hat. Damit zugleich wird die Bestimmung der Städtevrdnung (Art. 34) aufgenommen, welche eine Verpflichtung zur Uebernähme der städtischen Aemter beibehalten hat bei Geldbußen (bis zu 25 ^, bezw. 50 ^), die in dieser Gestalt freilich ihren Zweck nicht vollständig erfüllen. Die Gesammtheit dieser Bürger wird nunmehr in eine neugeschaffene „Bürgerrolle" eingetragen, welche zugleich die Geschworenenliste bildet. Der bisherige Antheil der Gilde-Genossenschaft (Liverymen) an der Commune wird völlig beseitigt, jedoch mit Beibehalt ihrer sonstigen Rechte.

Alles Eigenthum der bisherigen City und der 38 gesonderten Gemcindekörpcr (einschließlich der Grundrenten, Realrechte, Urkunden :c.) geht auf die neue Gesammt-Corporation über. Ebenso das Eigcnthum an den städtischen Parks, Begräbnißplätzen und Brücken. Ebenso das Eigenthum der Oit^ Lomullssion «5 Lsvsrs der Vestries und der District Boards, die letztere Gruppe ist jedoch als Lo cal-Eigenthum zu behandeln und dem ausschließlichen Gebrauch der betreffenden Kirchspiele vorzubehalten.

Alle Schulden und Verbindlichkeiten der bisherigen Gemeindekörper gehen auf die neue Gesammt-Corporation über: die Verzinsung der Bezirksschulden verbleibt jedoch zu Lasten der älteren Gemeindekörper.

II. Der alte Rahmen der City-Verfassung: Mayor, Aldermen und Common-Council, geht auf die neue Gesummt-Corporation über, jedoch mit einer sehr bedeutungsvollen Abweichung.

1. Der Lord-Mayor wird in Zukunft nicht mehr von den Aldermen auf Vorschlag der Gilde-Genossenschaft gewählt, sondern von dem Gemeinderath. Uebrigens findet die Wahl wie altherkömmlich am 5. November statt; ebenso die altherkömmliche Präsentation zur königlichen Bestätigung; ebenso der Amtsantritt am 9. November und die Amtsdauer auf ein Jahr. Neben dem Lord-Mayor wird ein besoldeter Vicebürgermeister auf ein Jahr bestellt, die Besoldung Beider bestimmt der Gemeinderath.

2. Das ständige Magistrats-Collegium der Aldermen dagegen wird beseitigt, und auch der Titel eines Alderman aufgehoben. Die jetzt vorhandenen Aldermen werden Friedensrichter auf Lebenszeit. Alle „administrativen" Gewalten des Collegiums und der einzelnen Aldermen gehen auf den Gemeinderath über, alle richterlichen Functionen auf den Stadtrichter und die neu zu ernennenden Friedensrichter. — Der Minister des Innern führt diese schwerwiegende Neuerung mit der Betrachtung ein, daß schon eine städtische Commission von 1837 die Bildung eines ständigen Magistrats-Cvllegiums in Nebereinstimmung mit dem Unterhaus gemißbilligt und in der Städteordnung thatsächlich beseitigt habe. Die gesonderte selbstständige Stellung eines solchen Collegiums „diene anscheinend nur dazu, Eifersucht zu erzeugen". Auch die Stadtverordneten der City haben sich 1854 gegen die gesonderten administrativen Befugnisse der Aldermen ausgesprochen. Ebenso habe die Parlaments-Commission von 1854 die Aufhebung des Collegiums empfohlen. Die Städteordnung von 1835 habe freilich auf Andringen des Oberhauses eine Kategorie von Aldermen (gewählt auf 6 Jahre vom Gemeinderath) beibehalten, aber nur als einen höheren Titel und einen Vorrang unter den übrigen Gemeinderäthen, ohne besondere Amtsbefugnisse. Eine solche Unterscheidung im Range erscheine „überflüssig"; doch könne ihre Beibehaltung offene Frage bleiben.

3) Die Stadtverordneten-Versammlung, der Gemeinderath, Oommou OounLil, welcher nunmehr auch die administrativen Befugnisse der Aldermen in sich vereint, ist auf 240 Mitglieder normirt, entsprechend den früher 240 Stadtverordneten der City; die Daner ihrer Amtszeit auf drei Jahre. Alle drei Jahre findet eine völlige Erneuerung der Versammlung statt. Für die Stadtverordneten-Wahlen gelten fortan die Grundsätze der allgemeinen Städteordnung. Die Vertheilung der Zahl auf die bisherigen 38 Kirchspiele und Sammtgemeinden der Metropolis erfolgt nach einer Durchschnitts-Bcrechnung der Einwohnerzahl und des steuerpflichtigen Real-Besitzes mit je 1—14 Stimmen. Nur für die City wird die Zahl der Stadtverordneten nach dem günstigeren Mafistab des steuerpflichtigen Real-Besitzes berechnet, der etwa ein Achtel der Gesammtmasse erreicht. Der Antheil der City bemißt sich darnach auf 30 Mitglieder (nach dem Durchschnitt berechnet wären es nur etwa 15).

III. Das Vcrwaltungssystem der neuen Gesammtcorporation gliedert sich noch immer nach dem Gegensatz von Selfgovernment und wirthschaftlicher Communalverwaltung.

^. In dem System des obrigkeitlichen Selfgovernment will der Gesetzentwurf die Anomalien, welche durch die städtischen Charten entstanden sind, nach Möglichkeit beseitigen. Die Stucke der Grafschaften Middlesex, Kent und Surrey, welche die jetzige Metropolis mit ihren Gebäuden bedeckt, werden demgemäß von den betreffenden Grafschaften abgelöst und bilden fortan einen einheitlichen Krcisverband, die „Oonnt^ (c>l «itz-) «k I^onlton", deren Sheriff jedoch nicht von der Krone ernannt, sondern (ausnahmsweise) noch vom Gemeinderath gewählt wird. Den Sheriff von Middlesex dagegen ernennt in Zukunft die Krone. — Tie alten sechs Gebiete des Selfgovernment der City nehmen fortan folgende Gestalt an:

Die städtischen Civilgerichtc, Lord-Mayor's Court und Sherisfs Court, dauern zwar dem Namen nach fort; der Stadtrichter (Recorder) und alle stellvertretenden Recorders werden jedoch in normaler Weise von der Krone ernannt. Nur bleibt die Zahlung der Gehalte zu Lasten der Stadtkasse.

Die ordentliche Strafjustiz übt der Central - Criminalhof: es kommt aber in Wegfall die bisherige nominelle Bctheiligung des Lord Mayor und der Aldermen an dem Gerichtshofe.

Die mittleren Strafgesetze, welche sonst von den Quartalsitzungen der Friedensrichter abgehalten wurden, sind schon durch die Städteordnung von 1835 dahin abgeändert, daß ein von der Krone ernannter, oder von der Stadt besoldeter Recorder den Vorsitz führt. Dies normale Verhältnis: tritt nun auch für London ein.

Das Polizeirichteramt der Friedensrichter war in der Metropolis schon längst durch besoldete Polizeirichtcr ersetzt; dasselbe tritt jetzt in der City ein, deren Gebiet fortan einen besonderen Polizeigerichtshof bildet. An die Stelle von Mayor und Aldermen treten also auch in der City die von der Krone ernannten besoldeten Pvlizeirichter. Alle Polizei-Äerichtsgebäude gehen aber in das Eigenthum der Gesammtcorporation über, der auch die Gehalte der Polizeirichter und Gerichtsbeamten zur Last fallen gegen Bezug der Sporteln- und Strafgelder.

Neben den besoldeten Polizeirichtern bleiben noch städtische Friedensrichter im Ehrenamt beibehalten, jedoch mit beschränkten Functionen, namentlich zur Ertheilung der Schankconccssionen, der Erlaubniß zu Musik und Tanzvergnügungen, der Concessionen für Billards, Wildhandel, SchlachtHäuser :c.. und einigen Geschäften der Vcrwaltungsjustiz. Die Appellation von ihren «räres ging sonst an die Quartalsitzungen der Friedensrichter; also in London wie in den übrigen Städten jetzt an den Recorder. Als Befchwerdeinstanz für die Verweigerung der Erneuerung oder Uebertragung von Cuncessionen wird jedoch eine Bezirkscommission von den Friedensrichtern aus ihrer eigenen Mitte gebildet unter dem Namen eines Oountv 1^i<?eii8lliA Ooinmirtee.

Tie sonstigen administrativen Pvlizeibesugnisse der Aldcrmen für die City gehen auf den neuen Gemeinderath über; während die besoldete Constabulary der Metropolis unter unmittelbarer Direction des Ministers des Innern verbleibt.

Für die Milizvcrwaltung in ihrer verfallenen Gestalt wird fortan ein Lord-Lieutenant von der Krone ernannt.

Die Vcrwaltungs-Jurisdirection in Steuerfachen bleibt (mit Einschiebung einer Bezirkscommission) als Rechtscontrole bestehen, mit einer Appellation an den Recorder und einer Revision bei den Reichsgerichten.

Tie hergebrachten weitern Befugnisse der City zum Erlaß vvn „Gemeindestatuten behufs Ergänzung ihrer Verfassung" endlich sollen beibehalten werden zu Gunsten der Gesammtcorporation, Zunächst in Aussicht genommen ist ein Gcmeindestatut zur besseren Abgrenzung des städtischen Gebietes unter Bestätigung des Ministers des Innern. Weiter wird das Common Council ermächtigt, im Parlament einen Gesetzentwurf vorzulegen zur Uebertragung der bisherigen Gewalten des Ministers des Innern zur Reguliruug des Lohnfuhrwesens, sowie zum Zweck des Ankaufs und der eigenen Anlage vvn Gas- und Wasserwerken. Vorbehalten sind dann noch weitere Ortsstatuten unter Bestätigung des Ministers des Innern und einer Oberinstanz bei dem Council (Staatsministerium). Im Hintergründe steht hier ein Plan, die großen Stiftungsfonds der City (auck wohl einen Theil des Einkommens der Gildcgenossenschaften) für weitere Kreise verwendbar zu machen.

L. Die wirtschaftliche Commnnalverwaltung der Gesammtcorporation dagegen wird sich künftig in dem Gemeinderath, Common Council, concentrircn, den sich der neue Gesetzentwurf als das Executivorgan (tlis Miirorn« oxeoutiv« antliorit)-) der neuen Bürgerschaft denkt, also ganz in der Stellung, in welche unsere Städteordnung das Magistratscollegium gesetzt hat.

Wie das Eigenthum der bisherigen Gem^ndekörperschaften ein einheitliches Eigenthum, so wird das Gesammte in kommen der City, der Vestries und der District Boards, so weit es zu städtischen Vcrwaltungszwecken dient, fortan in eine einheitliche Stadt-Hauptkasse ((.'it)'?>mcl) fließen. Die Metropolis wird damit ein einheitliches Stadtbudget erhalten, dessen Bedarf, soweit er nicht anderweitig gedeckt ist, durch eine einheitliche städtische Steuer gedeckt wird.

In diese neue Oit^ Lsts fließen zusammen die bisher gesonderten Steuern des Metropolitan Board, der City Commission of Sewers, der Vestries. der District Boards, sowie der Grafschaftsbehörden (die Kreissteuern). Nur die Armen- und Schulsteuern bleiben noch gesondert. Uebrigens wird die consolidirte Stadtsteuer nach den alten Grundsätzen von allem Realbesitz nach seinem Mieths- oder Pachtwerth gleichmäßig erhoben, die Höhe des Jahresbedürfnisses durch Beschlüsse des Gemeinderaths festgestellt. Die Einschätzung und Erhebung soll künftig gleichmäßig durch die Armenaufseher in den Kirchspielen mit Zuziehung der kommunalen Ein» schätzungs-Commissionen erfolgen. Als centrale Abschätzungs-Commission wird der Recorder mit sechs Vorstehern von Bezirksgemeinderäthen bestellt.

Die bisherigen Beamten der City bleiben in ihren Aemtern, werden nun aber für den erweiterten Geschäftskreis der Gesammtcorporation verwendbar, wie auch die reichlich bemessenen Gehalte der City nunmehr für die Gesammtcorporation nutzbar werden. Uebrigens bleibt der Gemcinderath (hinausgehend über die sonstigen Grundsätze der Städteordnung) befugt, städtische Mittel „auch zu Festlichkeiten und Ehrengeschenken an königliche und andere verdiente Personen, zu Beiträgen für wohlthätige Zwecke, zur Erhaltung gewisser Schulen, zur Verfolgung von Rechtsansprüchen und zur Förderung oder zur Opposition gegen Gesetzentwürfe im Parlament" zu verwenden.

Die bisher mangelhafte Rechnungsrevision soll dahin verbessert werden, laß die städtischen Rechnungen fortan durch die staatlichen Rechnungsrevisoren geprüft werden (wie dies schon früher bei dem Metropolitan Board geschah), jedoch ohne die Befugniß, ungehörige Posten zu defectiren. Das Gesetz erwartet den genügenden Erfolg von einer periodischen Veröffentlichung dieser Monita, und will damit die voraussichtliche „Eifersucht" gegen die Staatsrcvisoren beruhigen.

Unter dem allgewaltigen Gemcinderath bleiben die 33 besonderen Gemeinderäthe in dem äußeren Rahmen der bisherigen Vestries und District Boards bestehen und werden von drei zu drei Jahren in völlig erneuten Wahlen von den wahlberechtigten Bürgern des Bezirks gewählt. Ein «naloger Bezirks-Gemeinderath wird für die City gebildet. Als sx cMoioMitglieder treten den Oi8tri«t OounOils die Stadtverordneten des Bezirks hinzu, aus denen sie auch ihren Vorsteher zu wählen haben. Sie verlieren «der ihre bisherige selb st ständige Comvetenz, und behalten als städtische Verwaltungscommissionen nur diejenigen Befugnisse, welche ihnen der Gemcinderath überweisen wird, wozu jedoch die Befugniß einer Steuererhebung niemals gehören soll. Sie haben von Zeit zu Zeit dem Genieinderath einen Finanzanschlag über ihre Bezirksbedürfnisse vorzulegen und eine Anweisung der erforderlichen Summen nachzusuchen. Die Kosten der dem Bezirk überwiesenen besonderen Verwaltungsgegenstände sind in der Regel auch vom Bezirk besonders zu tragen und durch Bczirkszuschläge zur allgemeinen Stadtsteuer zu bestreiten. — Man hofft damit die Grenzstreitigkeiten zwischen Bezirk und Gemeindebehörde zu beseitigen und zwischen der Neigung zu übertriebener Centralisation und Decentralisation eine angemessene Grenzlinie zu finden, wenn jeder städtische Verwaltungskörper die Mittel für die vvn ihm zu verwaltenden Objecte aufzubringen hat. Nach der Auffassung des Ministers soll die Bethciligung an den Bezirks-Gemeinderäthen die Vorschule und die Vorstufe für die Wahlen zum großen Gemeinderath werden.

Alle Anerkennung verdient schließlich die lange Reihe von Ueb ergänz sbestimmungen, um die Uebertragung der Geschäfte zu erleichtern und ein Interim zu schaffen, in welchem der Lord Mayor seine Amtszeit auf 11/2 Jahr ausdehnt und ein Jnterims-Gemeinderath die angemessene Zeit findet, die Geschäfte unter die neuen Gemeindekörperschaften zu vertheilen. Zu diesem Zweck werden in den provisorischen Gemeinderath alle 45 Mitglieder des Metropolitan Board »nd 30 Mitglieder des bisherigen Gemeinderaths der City aufgenommen.

Uebersehen wir diesen Gesetzentwurf als Ganzes, so kehrt darin das gewohnte Geschick zur Erreichung der nächsten Zwecke und die Energie wieder, mit welcher in dem letzten halben Jahrhundert das englische Verwaltungssystem nach den Ideen der neugestalteten Gesellschaft in neue Bahnen gelenkt worden ist. In jeder maßgebenden Bestimmung ist hier der öffentlichen Meinung, und vor Allem den herrschenden Vorstellungen der großstädtischen Bevölkerung über eine Stadtverfassung Rechnung getragen. Es liegt in diesem Gesetzentwurf gewissermaßen ein Abschluß der CommunalReformen seit 1832 in einem größten Maßstabe, in welchem freilich auch die Grundfehler des Systems am grellsten zu Tage treten. Die Schuld daran trägt nicht sowohl die heutige Ministerverwaltung und dieser Gesetzentwurs ^ils die Gesammtlage der englischen Parteircgierung.

Beurtheilen wir die voraussichtliche Gestaltung einer solchen Stadtverwaltung nach den Erfahrungen unserer, auf den entgegengesetzten Grundsätzen beruhenden Städteordnungen seit 1808, so werden wir die Frage zu stellen haben: wie sich unsere großstädtischen Verwaltungen gestalten würden, wenn wir den auf 12 Jahre gewählten Bürgermeister und das ständige Magistrats-Collegium einfach streichen und alle Verwaltungsbefugnissc des Magistrats auf eine Stadtverordneten-Versammlung von 240 Mitgliedern, alle Befugnisse des Oberbürgermeisters auf den jährlich wechselnden Stadtverordneten-Vorsteher übertragen wollten. Es verschwindet damit eben der Rückgrat, den unsere Stadtverwaltung durch das ständige, in längerer Amtsführung geschulte Magistrats-Collegium erhalten hat, und an die Stelle tritt unvermeidlich der allbeherrschende Einfluß der politischen und der LocalParteien. Auch abgesehen von den Erfahrungen der französischen MunicipalVerwaltung und der Großstädte Amerikas, können wir wohl heute schon die Frage beantworten: welche Parteicinflüsse in eine Monstrecommune von vier Millionen Einwohnern einströmen werden, die fortan über die concentrirten Finanzmittel und über die Amtsanstellungen eines Königreichs zu verfügen hat, und zwar durch ein Stadtparlament, welches künftig aus dreijährigen Gesammtwahlen einer halben Million großstädtischer Wähler mit gleichem Stimmrecht hervorgehen soll. Und wenn wir ferner bedenken, daß dieselbe Bevölkerung einen wesentlichen Antheil an den Wahlen zum englischen Unterhause hat, in welchem über die Schicksale eines Weltreichs von mehr als 300 Millionen Unterthanen die entscheidenden Beschlüsse gefaßt werden: so ist es nur zu gewiß, daß der verderbliche Einfluß, welchen das Parlamcntswahlrecht auf die Entartung der englischen Stadtverfafsungeu in früheren Epochen geübt hat, hier in sehr erhöhten! Maße wiederkehren wird.

Der Gesetzentwurf schreckt davon nicht zurück, verfolgt vielmehr den weiter gehenden Plan, nach Durchführung dieser neuen Stadtverfassung auch die noch gesonderte Armen-und Schulverwaltung in den neuen Rahmen von „Bürgermeister und Gemeinderath" einzufügen und damit eine großartige geschlossene Stadtverfafsung nach deutscher Weise herzustellen. Tie Urheber des Gesetzentwurfs leben der Hoffnung, daß eine so große Körperschaft die Kraft in sich tragen werde, die bisherige unleidliche Staatsbevormundung durch die Centralverwaltung abzuwerfen. — Allein gerade bei solchem Versuch der Ausdehnung wird das völlig Unzureichende einer Stadtverfassung nach dem System der englischen Boards zur vollen Evidenz kommen. Denn eine communale Armen- und Schulverwaltung läßt sich nicht blos unter der „allgemeinen directen Controle der Steuerzahler" führen (von der allein, in diesen Verhandlungen gesprochen wird), sondern sie muH durch Verantwortliche Organe nach den Gesetzen des Landes geführt werden. Eine Armen- und Schulverwaltung erfordert ein stetiges Eingreifen der Staats- und Rechscontrolcn noch in viel stärkerem Maße als eine Grundstücks-, Straßen- und Sanitätsvcrwaltung, um welche es sich in diesem Gefetzentwurf zunächst handelt. Eine Armen- und eine Schulverwaltnng können den unsteten Einfluß der politischen und der localen Parteien am wenigsten vertragen. Gerade diese Verwaltungen bedürfen vielmehr zu ihrer Stetigkeit und Gesetzmäßigkeit der Anlehnung an einen Verantwortlichen selbstständigen Körper des Selfgovernment am meisten. Eben weil es dem mechanischen Schema der englischen Boards an diesem Halt fehlte, mußte man den kleinen remunerirten Beamten die ganze Verantwortlichkeit auferlegen, diese folgeweise unter die Rechnungsrevisorcn und Inspektoren des Centralamtes stellen, und mit einem unabsehbaren Apparat von Reglements, Instructionen und Disciplinargewalten für kleine Beamte den Raum ausfüllen, in welchem früher ein selbstthätiger Ortsgemeinde-Verband gestanden hatte. Tie zwingenden Gründe, welche die Bureaukratisirung der Orts^ Verfassung des ganzen Landes überall herbeigeführt haben, werden in dem (^cmeinderath der Metropolis nur in verstärkten, Maße wiederkehren, weil die Natur des Staats sich nicht ändern läßt. Gerade in dieser MonstreEvmmune wird die regierende Klasse vielleicht zuerst empfinden, welch vulcanischen Boden ihre Parteircgicrungen in den letzten Menschenaltern geschaffen haben.

An einer Voraussicht dieser Dinge fehlt es in England keineswegs, wohl aber an der Macht, dem Strom Halt zu gebieten. Es giebt auch in England wohl Manner, welche erkennen, das; es sich bei der Neuorganisation der Commune nicht blos um nächste Zwecke handelt, nicht blos um bessere Pflasterung. Gas- und Wasserversorgung, sparsame Armenpflege :c. :c., sondern um den höheren Zweck einer Erhaltung der kommunalen Pflicht-Genossenschaften, durch welche den Nachbar-Verbänden der bürgerliche Gemeinsinn wiedergegeben, durch die Gewöhnung an persönliche Selbstthätigkeit erhalten und der durch Interessen und Cvnfessioncn gespaltenen Gesellschaft ein verbindender dauernder Gegcnorgaiiismus gegeben werden musz. Allein in den Generationen, welche sich im Ucbrrgang in eine neue Gesellschaftsordnung befinden, lebt in vitiösem Zirkel nur ein Verständnis; für die wirtschaftlichen Interessen der Comimalvrrwaltung. Ein Verständnis; für den Verwaltungsvrganismus im Staat bildet sich erst mit der gewohnheitsmäßigen Thätigkeit im Communalwesen, an welcher es den mittleren und unteren Schichten der englischen Gesellschaft zur Zeit fehlt. Ein Parteiführer würde deshalb im heutigen England von den praktischen Politikern wie von der Tagespresse wie ein Maranis Posa belächelt werden, wenn er ein Programm des Inhalts aufstellen wollte; was uns noch dringender noth thvt, ist an erster Stelle die ernste Wiederherstellung der persönlichen Pflicht zur Uebernahme der bürgerlichen Aemtcr und Vertretungen; in zweiter Linie die Ertheilnng der höheren bürgerlichen Ehrenrechte (ohne welche eine solche Selbstthätigkeit nicht zu haben ist) an diejenigen höher besteuerten Klassen, welche ihre persönliche Verpflichtung wirklich erfüllen; in dritter Linie die Anlehnung der gewählten Gemeindevertretungen an eine ständige Körperschaft (Magistrat), welche allein der obrigkeitlichen wie der ivirthschaftlichen Selbstverwaltung Halt und Selbstständigkeit geben kann. Für solche Gesichtspunkte ist im Jnteressenstreit der Gesellschaft eben kcin Raum. Diese höheren Zwecke des Communalwesens kommen nnr ans der monarchischen Initiative zur Geltung, wie denn !auch alle lebensfähigen Elemente des Selfgovernment nur aus den Epochen monarchischer Regierung hervorgegangen sind. Im 18. Jahrhundert waren Aufgaben dieser Art der Parlamentregiernng überhaupt nicht gestellt. Seit der Rcformbill von 1832 aber kommen alle Umgestaltungen in jene einseitige Strömung, welche nur darauf bedacht ist, den aufstrebenden mi^II« clttsss« eine Stellung neben der regierenden Geiitru zu geben. In dem Streit der regierenden Klasse um den Besitz der Ministergewalt beginnt dann jenes Ileberbietcn der Parteien mit populären Angeboten, welches zu der übereilten Rcformbill von 1867 geführt

hat. Von da an wächst diese Strömung mit jeder Neuwahl, und sie ist heute zur Gewaltsamkeit eines Amazonenstromes angewachsen, in welchem keine andere Wahl bleibt, als stets durch Gewährung der nächsten und der populärsten Forderungen die „mehrere Menge" zu gewinnen, von welcher die Existenz der englischen Ministerien abhängt.

Dieser Lage entsprechend, ist in dem vorliegenden Gesetzentwurf das Mögliche geschehen, um auf dem schonendsten Wege die nützlichen Zwecke zu erreichen, für welche eine Mehrheit der Stimmen zu gewinnen ist. Voraussichtlich ist die Mehrzahl für eine Reform, welche bessere Beschaffung des Gas- und Wasserbedarfs, mäßigere Steuern durch Heranziehung des reichen Ueberflusses der City und eine sparsamere Verwaltung in Aussicht stellt. Nachdem ferner alle denkbaren Varietäten eines allgemeinen Stimmrechts ohne besonderen Erfolg versucht sind, wird sich die öffentliche Meinung am leichtesten damit befreunden, wenn man das etwas gemäßigtere Stimmrecht der Städteordnung von 1835 auf die Hauptstadt ausdehnt. Mit der Beseitigung eines selbstständigen Magistratscollegiums hat man den stärksten Anstoß beseitigt, welcher die „Eifersucht" der öffentlichen Meinung erregen könnte. Durchschlagend wirksam ist endlich das von Stuart Mill ausgegebene mSt: „Wir müssen endlich auch locale Parlamente haben."

Von konservativer Parteiseite aus ist eine Verbesserung der bedenklichen Punkte des Gesetzentwurfes schwerlich mehr zu erwarten. Denn bei dem Uebergang in eine neue Gesellschaftsordnung gehen auch in der conservativen Partei die staatserhaltenden Ideen verloren, und es bleibt ihr nur die Vertheidigung von Besitzinteressen zurück, die sich dann in blindem Widerstand gegen berechtigte unabweisbare Reformen ereifert. Zur Zeit des Regimes Disraeli wäre vielleicht noch der Versuch gemacht worden, das Angebot der am Ruder befindlichen Partei zu überbieten. Allein die Epoche des Uebertrumpfens ist jetzt wohl vorüber. Im Parlament verhält sich die Partei anscheinend noch reservirt, und überläßt den Widerstand den localen Parteien, welche denn auch in ihrer Weise vorgehen. Das Metropolitan Board hat sich darauf beschränkt, der Bill seinen Widerspruch entgegen zu setzen, weil sie die „Selbständigkeit" der Vestries und District Boards zerstöre. Desto lebhafter waren die Debatten in der Stadtverordneten-Versammlung der City, die sich mit allen gegen eine Stimme wider den Gesetzentwurf erklärt hat. In diesen Verhandlungen wird der Gesetzentwurf als ein „großer Schwindel", als ein „Nest von jobberv". als die „größte Insulte" bezeichnet, die je von einem sterblichen Mann erdacht sei. Sir F. Truscott bezeichnet ihn als ein Gesetz zur gänzlichen Zerstörung des Selfgovernment. zur gänzlichen Demoralisation, als eine „ungeheuerliche Maßregel der Confiscation von Anfang bis zu Ende". Ja der Präsident der City Commission of Sewers vergleicht den Minister mit Claude Duval und seinen Rciuberstreichcn. Die conservativen Vereine der Hauptstadt versuchen die Reform-Meetings durch Tumulte zu hindern. Zu einer von

der Municipal Refonn League veranstalteten Versammlung vom 15. Juli wurden von conservativer Seite 20 000 gefälschte Eintrittskarten vertheilt. Der Plan wurde vereitelt in Folge zeitiger Entdeckung durch die als unbestellbar remittirten Karten. Auf eine Beschwerde darüber aber ertheilte der Hauptagent der conservativen Vereinigungen die Antwort: „daß diese Vertheilung offenbar ein bona Mo Geschäft gewesen, über welches die League wenig Veranlassung zur Klage habe." Auf eine Beschwerde beim Lord Mayor, daß die Versendung der gefälschten Karten durch Beamte des Stadtkämmerers und des Stadtsecretairs erfolgt sei, erging die Antwort: „der Mayor habe keine amtliche Kenntniß von diesen Hergängen, die sich auf Handlungen von Privaten beziehen, welche also für ihn weder von Interesse noch von Erheblichkeit seien." — Mit einer solchen Parteiagitativn wird die Annahme des neuen Gesetzes wohl nicht zu hindern sein, wenn nicht etwa eine Vernneinigung über Interessen Fragen zu einem Aufschub führt.

Vergleichen wir zum Schluß diese neue Verfassung der englischen Hauptstadt in deutschem Gewände mit der Verfassung der Deutschen Hauptstadt in englischem Gewände (Oontempoi-arv liovisv Ooo. 1884), so wird sich dem denkenden Leser die Neberzcugung aufdringen, daß die unbedingte Ueberlegenheit und Tüchtigkeit unserer Stadtverfassung auf den drei entgegengesetzten Grundprincipien beruht, die wir bis heute festgehalten haben, welche wir freilich nicht unseren politischen Parteiprogrammen verdanken, sondern unserer Monarchie in unserem Freiherrn von Stein.

Deutsche Renaissance einst und jetzt.

von

Kotiert Vischcr.

— Breslau. —

II.

^übkc spricht sich im Vorwort zur zweiten Auslage seines Buches auch über die praktische Bedeutung der deutschen Renaissance für die Gegenwart aus. Was er hier sagt, führt zu Wahrnehmungen und Reflexionen zurück, welche uns schon in unserem ersten Artikel beschäftigten und Werth erscheinen, naher versolgt zu werden.

Wenn wir nuu vorläufig versuchen, die neue deutsche Renaissance nach Maßgabe von Lübkcs Darlegung der alten zu beleuchten, so haben wir es zunächst mit überraschenden Aehnlichkeiten zu thun.

Voran geht wie immer die literarische Bewegung. Es ist bekannt, wie sehr unsere Sturm und Drang-Dichter durch Shakespeare, den stammverwandten Briten, bestimmt wurden, nnd das National-Deutsche im jnngen Goethe braucht nicht erst nachgewiesen zn werden. Andererseits genügt eine Berufung auf das, was in den Bestrebungen der Romantiker gesund germanistisch war und was in Heinrich Kleists Poesie, wenn man von il?ren kranken Auswüchsen absieht, so tüchtig, so wahrhaft nnd kernig zur Erscheinung kommt. — Im Gebiete der bildenden Künste sind die Ansänge (wie damals) bei Bildhauern und Malern zu suchen. Schadow in Berlin ist einer der ersten, welcher aus klnssicistischer Sphäre herkommend einen nationaleren Styl sucht. Znm vollen Durchbruch gelangt dieses Streben in der Kunst eines Cornelius, Ncthcl, Schwind, Specktcr, L. Richter, Dyk, Steinte u. a. Wohl zeigt sich diese Gruppe mehr oder weniger noch vom Widerspruch antikisirender und romantischer Tendenzen bewegt, gleichwohl ist ihnen allen ein nationales Streben gemein, das seine Kraft theils an homogen quattroccntistischen, theils an altdeutschen Mnstern großzieht.

Auch ist bemerkenswerth, wie bei Schwind, Svcckter, Dyk, Nenreuther. Pocci u. A. im ornamentalen Beiwerk, so naturalistisch es auch ist, Ansätze zu dem hervortreten, was jetzt zu stylistischer Ausbildung gelangt ist, denn das (von Dürers Zicrgebilden angeregte) försterliche Ast-, Ranken- und Laubwerk, worin sich diese Meister so gern ergehen, enthält keimartig den tektonischen Styl deutscher Renaissance in sich.

In einer vermittelnden Rolle erscheint sodann die spätere Historienund Sittenmalerei, welche sich mit Nachdruck auf die Physiognomie und Garderobe des 16. u. 17. Jahrhunderts warf, eine Gruppe, welcher sich die sogenannten „Kostüminsky's" soolltoi-. Oberländer in den fliegenden Blättern) neuester Zeit anreihen. Endlich kamen, wie bekannt, die Malerarchitekten und Tecoratoren in Wien und München, möblirten ihre Ateliers mit alten Holzverschalungen aus Tyroler Schlössern, bauten ihre unverfrorenen Imitationen, ihre historischen Malercoulifsen in die Straßen und nahmen schließlich die Fachleute, die Baumeister, in's Schlepptau.

Allein bereits etwas früher machte sich der Zug zur altdeutschen Renaissance im Gebiete der Kunstgewerbe fühlbar. Noch haben wir die angenehme Ueberraschung nicht vergessen, welche nns die ersten Goldschmiedcund Drechslerarbeiten dieses Styls in München bereiteten, wiewohl schon damals die antiquarische Befangenheit stutzig machte.

Nun sind wir soweit, daß bald jeder reich gewordene Bierbrauer Wohnung und Kcllerwirthschaft in deutschem Renaissancegeschmack ausstatten läßt. Allerorten entstehen deutsche Renaissancebauten. Aber wie selten findet sich eine künstlerische Leistung! Welche Lieblosigkeit macht sich da so vielfach breit! Welcher tactlose Bombast! Wie gering und blind zeigt sich da der Sinn für ruhige Flächenwirkung, klare harmonische Verhältnisse. Unter solchen Eindrücken muß das wärmste Interesse erkalten; denn das ist Gründerstyl, Parvenüarchitektur, Recreation reich gewordener Speculcmten, auftrumpfender Holz- und,Viehhändler, nicht deutsche Renaissance. — Im Felde des Kunsthandwerks sieht es dagegen entschieden erfreulicher aus. Technik, Stoff und Formgefühl, Farbensinn, Erfindungskraft nehmen nn Grad und Umfang zu, zugleich aber sehen wir auch bereits zügellose Laune, eitlen, gedankenlosen Uebermuth recht vvllsäftig aufwuchern. Auf der Nürnberger Ausstellung welch ein Stelldichein köstlicher, meisterhafter Gebilde und doch auch welch ein Hexensabbath streberischer, zweckwidriger Ornamentik! Wohl ist jede Ausstellung ein beunruhigendes Vielerlei und Durcheinander, aber dort war es eine Marter, denn es galt, sich durch einen dichten, wuchernden Mißwachs decorativer Hypertrophie zum Besseren gleichsam im Spießruthcnlaufe durchzuschlagen. Eines schien das Andere zu übertäuben. Optische Janitscharenmufik. „Mich schau an," schreit es hier, „ich bin schöner." brüllt es dort. Dieser Kasten scheint eine Hausfayade beschämen zu wollen. Dieser Zeitungskiosk, dieser Credenztisch scheint auf das Schmerzlichste zu bedauern, daß er nicht überhaupt alle Zicrmotive an sich tragen kann. — „Genug des grausamen Spiels," dachte der gesetzte Sinn des Beschauers und ging in's alte natürliche Nürnberg zurück.

Zur Erklärung dieser pathologischen Erscheinungen giebt es wohl mehrere Gründe und manche bleiben dunkel. Eine Hauptursache wird sich aber einigermaßen enthüllen, wenn wir uns mit den vorhandenen Lernmitteln und Lerngelegenheiten bekannt machen.

Zunächst haben wir uns umzusehen nach einer praktischen Theorie neudeutscher Renaissancearchitcktur. Da gelangen wir aber nicht wie bei Betrachtung der alten Geschichte dieses Styls in eine fleißig angebaute Literatur, sondern in ein kahles Heideland. An Beleuchtung einzelner Elemente, kleineren Aufsätzen und Kritiken fehlt es wohl nicht, aber eine zusammenhängende, das Ganze umfassende Doctrin ist noch ungeleistct.

Wie wäre es, wenn einmal ein denkender Architekt, ungeachtet allen Spottes hochfahrender Praktiker, die Arbeit unternähme, einen auf wissenschaftlichen Forschungen beruhenden Tractat über die wahre deutsche Renaissance zu schreiben? Hätte es doch Werth, sich einmal auf principielle Erörterungen der Hauptpunkte einzulassen, Fragen wie folgende zu beantworten: Warum paßt das Vorbild altdeutscher Renaissance besser für uns, als das des romanischen Stils, welcher allerdings auch eine Germcmisirung antiker Baumuster genannt werden kann? Warum muß von der Gothik abstrahirt werden? Welche Elemente derselben sind jedoch — wenn auch in modificirter Weise — zu verwerthen? Was ist gegen den Hellenismus einzuwenden? Warum widerspricht er der individuellen Mannigfaltigkeit und Complication unseres modernen Lebens? Was ist unbedingt brauchbar aus der altdeutschen Renaissance? Ist dieselbe nur als Decorativnsstil zu bezeichnen und liegen in ihr nicht Elemente zu einer relativ neuen Architektonik? In welchem Umfange und unter welchen Einschränkungen sind ihre Wohnhausgrundrisfe, ihre Zimmereintheilungen :c. nachahmenswert!)? Welchen Vorzug und welche Julässigkeit hat die einst so sinnig gepflegte Poesie der geschützten Ecken und Winkel? Warum sind die modernen Grundrisse mit durchgehenden Aren unwohnlich? Warum ist auch die radicale Durchführung der regelmäßigen Quadrateintheilung bei Städteanlagen resp. -Correcturen verwerflich? Wie ist unter heutigen Verhältnissen eine individuell gcmüthliche und doch modern-praktische Privatarchitektur vorzustellen? Was ist nachahmenswerth an den Fenstergestaltungen deutscher Renaissance? Was spricht gegen das massige Steinkreuz im Fensterbilde französischer und niederländischer Renaissance? Entspricht die dunkle Wandverschalung oder Tavezirung, so malerisch sie auch ist, unserem modernen Lichtbedürfniß? Was haben wir zu lernen von der hochentwickelten Bau- und Möbelschreinerci altdeutscher Renaissance? Ist ihre sägförmige Flachvrnamentik nicht vorzüglich? Und ist ihre Uebertragung auf die Steindecoration nicht durchaus wohlthuend? Erleidet aber solche Flachornamentik, wo sie in malerischer Absicht mit Unterschiebungen, parallel durchlaufenden Zügen versehen ist, nicht eine Einbuße an klarer Wirkung? Wird hierdurch das Princip der Verkleidung des anhängenden Flächenschmuckes nicht geleugnet? Inwiefern sind die Eisen- und Goldschmiedewerke deutscher Renaissance klassisch und vorbildlich für alle Zeit? Warum ist ein mäßiger Gebrauch von ihren Cartouchenmotiven zu machen, wo das Material Holz oder Stein ist? Welchen Vorzug hat die Giebelgestaltung deutscher Renaissance vor jener der französischen? Warum haben wir hauptsächlich auch von der italienischen Frührenaissance zu lernen? Uud was ist für uns im oiuczueeento musterhaft? Ist es möglich, diese Vorbildlichkeit, welche doch zumeist in der vornehmen Reinheit der Verhältnisse und in der edel plastischen Formung des Getheils, der Gebäudeglieder und der vegetabilisch-animalischen Groteskornamentik*) liegt, so zu verwerthen, daß doch unser nationales Wesen zum Ausdruck kommt? Worin besteht jene optische Gesetzlichkeit deutscher Renaissance und worin liegt der Unterschied von derjenigen, welche in der italienischen Renaissance herrscht?**) Warum sollen wir besonders die strenge Einfachheit toskanischer Frührenaissance beherzigen und in ihrem Vorbild Rettung suchen aus dem in der deutschen Renaissance liegenden Hang zur übertriebenen Buntheit und Vielgestaltung? — Bei Erörterung dieses Hauptpunktes wäre zu recurriren auf den deutschen Volkscharakter, der ebensosehr zur schlichten Größe, als zu mannigfaltigen und gebrochenen Formen neigt; ferner wäre zu erinnern an Dürers späte Erkenntniß, daß er mehr nach Totalität streben müsse, andererseits an die im altdeutschen Humanismus auftauchende Opposition gegen die geschmückte Eloquenz („verdositss") der Italiener und Jtalianisten, welcher sich mit vollem Bewußtsein eine unmittelbar natürliche und volksthümlich deutsche Ausdrucksweise, ein „äoniesriLus stilus" entgegenstemmte (Luther), endlich an die hohe, einfach edle Sprachgewalt Goethes.

Das Frageregister ließe sich noch reichlich vermehren. Es käme natürlich sehr darauf an, daß in den verschiedenen Fällen nachgewiesen würde, ob und wie der nordisch-gvthische Verticalismus mit dem italienische« Horizontalismus versöhnbar ist. Auch müßte besprochen werden, welche Anstalten erforderlich sind, an Orten, wo kein Steinmaterial zur Verfügung steht, eine gute Ziegelbaukunst und Terracotta-Ornamentik auszubilden. Es wäre ferner ein wichtiger Punkt — bestimmtere Vorschläge zu einer ebenso monumentalen als volksthümlichen Entwicklung des Gemeindebauwesens zu machen und speciell nachzuweisen, warum vor Allem Rathhäuser im Style deutscher Renaissance erbaut werden sollen, ebenso Schulgebäude, Akademien, Universitäten. Ein eigenes Kapitel müßte sich mit der Sacralarchitektur beschäftigen und

') Als vorzüglich?, von grofzer Erfindungskraft zeugende Leistungen in diesem Gebiete sind Ferd. Skjold Neckelmanns „ornamentale Phantasien" hervorzuheben (Berlin E, Wasmut), Dies ist acht nordischer Styl.

") Zur Lösung dieser, wie der technologischen Frage scheint mir der bereits erwähnte C. Sitte besonders berufen.

erörtern, wie wir uns etwa einen unserem modernen Bewußtsei» entsprechenden Kirchenbau denken sollten, zumal den protestantischen. Hierbei müßten die klassischen Kirchentypcn italienischer Früh- und Hochrenaissance in ihrer vollen Mnftergiltigkeit dargelegt werden und in ihrer Bedeutung für die philosophischere Religiosität modern gebildeter Kreise. Es wäre nicht schwer zu zeigen, wie schon durch gewisse, deutscher Renaissance entnommene Gliederungs- und Schmuckmotive jenes wärmere Etwas hinzukäme, dessen unsere deutsche Phan tasie bedarf.

Solche Untersuchungen müßten aber durch reichliche Beigaben wvhlabgewogener Compositioncn, ja durch eigene Musterbücher ergänzt werden. Freilich würde dies vollständige Ruhe und Unabhängigkeit und gegenüber der allezeit anzüglichen Kritik der Fachgenossen einen kugelfesten Harnisch erfordern. Aber — ich habe bereits daran erinnert — wenn die Architekten der alten Renaissance in Italien und Deutschland naiv genng waren, praktische Borschläge zu machen, illustrirte Lehrbücher zu verfassen und unberechenbar großen Erfolg damit ernteten, so dürften di>, heutigen sich dieselbe Freiheit nehmen.

Allein Hand in Hand hiermit müßten freilich noch andere Maßregeln in's Werk gesetzt werde». Die heutigen Architekten und Kunsthandwerker sind als Lernende immer noch zu sehr an die zufällige Gunst oder Ungunst der Verhältnisse gebunden. Nicht jeder kann große Studienreisen machen, nicht eder an reichem Anschauungsmaterial feine Phantasie befruchten, sein Urtheil klären. So ist es kein Wunder, wenn die Kunst so Vieler im Umkreis ihres kleinen und wenig gesichteten Mustcrvorraths befangen, unbehilflich, imitatorisch bleibt. Die Museen werden nicht hinreichend flüssig gemacht. Dabei fehlt es an leicht benutzbaren graphischen Sammlungen.

Die Tendenz der Musecnverwaltungen war bisher naturgemäß und ist wohl noch vorherrschend auf Ankauf und Conservirung gerichtet. Nunmehr aber ist die Zeit gekommen, wo die Pflicht sich gebieterisch aufdrängt, die gewonnenen Schätze für die heutigen Kunstbcstrebuiigen in vollstem Umfange praktisch zu verwerthcn. Und dies kann in den größeren Anstalten wohl kaum besser erreicht werden als damit, daß alljährlich oder jedes halbe Jahr eine fliegende Fachausstellung veranstaltet wird, welche die genaue Vergleichung mustergiltiger Werke alter Kunst mit neuen derselben Technik ermöglicht. Zu diesem BeHufe müßten Concurrenzen ausgeschrieben werden, wonach Künstler und Handwerker Arbeiten der bezeichneten Gattung einzu senden hätten, welche dann mit den alten relativ vorbildlichen der Anstalt confrontirt würden. Zugleich wäre wohl die Herstellung eines gewissen Zusammenhanges mit den Kunstschulen rathsam, Mitausstellung ihrer besten Schülerarbeiten der bestimmten Gattung. Hand in Haud mit solchen Fach ausstcllungen müßten öffentliche Borträge über das jeweilige Gebiet derselben gehen, also z. B. über Entwickelung und Aufgaben der Glasmalerei, der Schmicdceisenkunst, der Buchverzierung :c., ferner Kritiken über das Ausgestellte, nebst Illustrationen in einer localen Zeitschrift für Hebung der Krmst und Kunstindustrie, endlich Auszeichnung der hervorragenden Leistungen durch den Staat.

Solchen Fachausstellungen sollten sich aber, damit sie in vollem Maße belehrend und fruchtbringend würden, reichliche, etwa allwöchentlich wechselnde Expositionen von alten Ornamentstichen und Reproduktionen anderwärts befindlicher guter Werke derselben Gattung anschließen. Jedes Museum sollte eine graphische Sammlung besitzen und dieselbe zur Abendzeit zugänglich machen. Tenn die meisten Künstler und Handwerker haben ja nur Abends Zeit zu einläßlichen receptiven Studien. Tie wohl ausgestatteten graphischen und kunstliterarischen Sammlungen des Museums für Kunst und Industrie und der Kunstakademie in Wien sind Abends geöffnet und meist zahlreich besucht von eifrig beschäftigten Leuten, deren Entwickelung hier die wohlthatigste Nachhilfe erfährt. Tie erste der genannten Anstalten ist vorzüglich berühmt durch ihre Collection von Ornamentstichen deutscher Renaissance, nicht minder beträchtlich ist jedoch ihr Besitz an Photographien.

Wie kläglich sieht es dagegen in der ersten Künstlerstadt Deutschlands, in München, aus! Wie schwer sind da die graphischen Sammlungen zugänglich und wie ungenügend ist namentlich der Bestand an Photographien! Das reiche Nationalmuseum ist wesentlich starre Conservirungsanstalt. überfüllte» unbeschauliches Magazin mit seriös rangirten Abtheilungen, Abends düster verschlossen wie ein Gefängniß. Es sollen nun zwar neuerdings gewisse Veränderungen gemacht fein, Versuche, mit der lebendigen Kunst in flüssigeren Zusammenhang zu gelangen. Ties kann jedoch nur durch einen fundamentalen Umschwung in den Verwaltungsprincipien ermöglicht werden. Vor Allem wären Räumlichkeiten für wechselnde Fachausstellungen zu schaffen und ein Anbau mit sattsamem Vorrath an Kunstliteratur. Stichen, Photographieen nach Anderem, was das Museum nicht besitzt, eine leicht zugängliche Bibliothek, wo der Künstler seine Studien betreiben könnte, wenn er feine Werkstätte geschlossen hat. Der wahllos suchende, dem Zufall anheimgegebene, in obscurcn Trodelbuden herumstöbernde Autvdidact hätte hier endlich eine Zuflucht gefunden, ein Asyl, dessen Wohlthat er dem Staate dereinst durch gute, cvncurrenzfähige Arbeiten mit Zinsen heimzahlen würde.

Unterstützung, Erleichterung des Selbstunterrichts. Anregung hiezu, dies ist gewiß eine der wichtigsten Aufgaben der Pädagogik und nirgends ist Selbstunterricht, reichliche, möglichst umfassende Anschauung, Uebung des Blickes, reproduktives Verfolgen der Entwickelnngsstufen wichtiger als im Kunststudium. Tie Lehranstalten mögen noch so vorzüglich sein, dies können sie nicht leisten, hiefür müssen ihnen ebenbürtige Sammlungen zu Hilfe kommen und zwar vor Allem graphische Sammlungen; denn diese geben bei annähernder Vollständigkeit von dem vielgestaltigen Prvceß der allgemeinen Kunstbewegung ein weit umfassenderes Bild als Galerien und Glyptotheken, die. so reich sie auch sein mögen, schon wegen des Größe-Maßstabes ihrer Werke beschränkt, einseitig, lückenhaft bleiben müssen und bei aller originalen, handgreiflichen und technologischen Bedeutung derselben dem mächtigen Bedürfniß nach reicherer Anschauung, welches die im Wachsen begriffene Phantasie des Anfängers umtreibt, nicht genügen können.

Wir haben heutzutage den Werth der technischen Tradition erkannt und das Verhüngnißvolle ihrer Unterbrechimg zu Anfang dieses Jahrhunderts, aber ebenso wichtig und untrennbar hiemit verbunden ist die Tradition der stylistischen und compositionellen Normen und Motive. Wie es einem Maler zu Gute kommt, wenn er in früher Jugend die historischen Fortschritte in der Verbildlichung eines populären Vorganges, z. B. der Kreuzabnahme, des Abendmahls, des jüngsten Gerichts, des Parisurtheils oder Bacchuszuges kennen gelernt hat, indem er hiermit in den Stand gesetzt ist, fruchtbare Ideen und Gestaltungsmotive der Vorgänger zu

verwerthen, über ihre Mängel und ungenügenden Anläufe klar zu werden, überhaupt neue organische Folgerung« aus der bisherigen EntWickelung eines stylistischen Themas zu ziehen, so kann ja auch ein Kunsthandwerker und ein Architekt nur dann zur Höhe seiner Zeit gelangen, wenn er die Stadien überblickt, welche vor ihm die Formtypcn seiner Kunst durchlaufen haben. Ich berufe mich hiefür noch einmal auf jene sinnigen Dicta Albrecht Dürers, welche wir uns bereits in Erinnerung gebracht haben: „Ein guter Maler ist inwendig voller Figuren. — Es ist beschlossen, daß kein Mensch aus eigenen Sinnen nimmermehr kein schöneres Bild machen kann, es sei denn, daß er durch viel Nachbilden sein Gemüth voll gefaßt habe, das ist dann nicht mehr Eignes genannt, sondern überkommene und gelernte Kunst geworden, die sich besamet, erwächst und ihres Geschlechtes Frucht bringt. Daraus wird der versammelte heimliche Schatz des Herzens offenbar durch das Werk und die neue Kreatur, die einer in seinem Herzen schafft in der Gestalt eines Dinges." — Dieser innere Reichthum setzt aber gewiß nicht minder reifliches Lernen von maßgebenden Meisterwerken aller Art als Naturstudien voraus. Wie mancher deutsche Künstler mag sich in Italien sagen: Hätte ich hievon früher einen Begriff erhalten, so würde ich meinen Weg leichter gefunden haben.

Hiemit komme ich nun auf einen speciellen Punkt, der mir besonders wichtig erscheint. Es rührt nämlich nach meiner Ueberzeugung hauptsächlich von dem Mangel an gründlicher Bekanntschaft mit den toscanischen Quattrocentisten her, daß die neuere Kunst in Deutschland, zumal in München sich so rückhaltslos in den Schwall und Wirbel der Spätrenaissance wirft. Aber dieser Mangel an wirklicher und tiefer Kenntniß jener klassischen Meister Mittel-Italiens ist kein Wunder, wo so wenig Photographien und Illustrativ ns« werke zu Gebote stehen wie z. B. in München. Denn gerade die jugendlich vornehme und für unser Streben so heilsame Kunst der toscanischen Frührenaissance hat durch die Kupferstichtechnik und Radirkunst, deren Blüthc bekanntlich dem 17. und 18. Jahrhundert angehört, nur eine äußerst karge Neproductivn erfahren, dagegen eine beispiellos vollständige, durch die photogrciphische Nachbildungsmethode der Gegenwart, welche erst den Stoff für das ernstliche Studium jener Meisterwerke geliefert und die allgemeine Ermessung ihres Werthes ermöglicht hat. Statt nun, was das Normale Ware, die Formenwelt des Quattrocento, vorab des toscanischen, eingehend kennen zu lernen und sodann zu nationalisiren, mit den besseren Elementen altdeutscher Renaissance zu combiniren und so für unser Leben durch wahrhaft künstlerische Umbildung zu Verwertben, gefallen sich die Meister in jenem dumpfen, gedankenlosen Betriebe, den wir bereits charakterisirt haben. Die eine Schaar nimmt mit pathologischer Liebhaberei das Nächstliegende im Lande, allerlei zweifelhaftes Gebäu und Trödelwerk aus dem 16. und 17. Jahrhundert zum ausschließlichen Vorbild. Auch ganz banausisches, an maccaronische Poesie gemahnendes Machwerk wird von diesen Leuten bewundert und nachgeahmt Unzulänglichkeiten, rohe und bäuerische Züge werden von ihnen nicht erkannt und mit gleichem Nachdruck verwerthet wie die besseren Arbeiten.

Eine andere Gruppe will das allgemein vorherrschende decorative Trachten nach erstaunlichen Effecten und bewegten Formen auch in der Architektur und im Kunsthandwerk befriedigen und findet hiefür ihr Heil in den (von der gleichzeitigen Gravirkunst so reichlich veranschaulichten) Formen des Barockstiles, ja selbst des Rocvco mit feiner alles bestimmenden welligen Stuckmanier. Die Einen wie die Anderen skizziren überall, was ungefähr ihrem Programm entspricht, kaufen von einschlägigen Kunstblättern so viel als möglich zusammen und beuten dann ihr wildes Sammelsurium in höchst unverlegener Weise für ihre eigene Composition aus, so daß lediglich alterthümelnde Dinge, eitel individualitätslose Nachäffungen ehemaliger Lebensformen zu Tage treten. Bald aber reichen sich beide Richtungen die Hände, denn die verschiedenen Entwickelungsjtufen der deutschen Renaissance, ihre suchenden Anfänge und ihre Einmündung in die allgemeine Hochfluth des Barock- und Rococostyles werden ja nicht ernstlich geprüft, werden in wilder Ehe verbunden und schon das Streben nach starker und stärkerer Wirkung, der leidenschaftliche Wetteifer in technischer Bravour, die Sucht, sich in brünstig geschwellten, tropisch wuchernden Gebilden, so zu sagen in optischem Aufdonnern zu überbieten, all dies führt unaufhaltsam zur Wiederholung jenes Stylgewitters, worin sich einst die alte, nun zum Vorbilde erwählte Renaifsancebewegung versprüht und verbraust hat. — Danach wird aber einem natürlichen historischen Gefetze gemäß Uebersättigung eintreten, ein Ermatten, ein Sehnen nach Einfachheit und Stille. Jedoch, wenn es so blind weitergeht, wenn diese ganze Periode der Restaurationen, worin wir leben, nicht aufhören will, sich vom irrationellen Hange der momentanen Laune beherrschen zu lassen, dann wird dieses Sehnen nichts Gescheidteres zu thun wissen, als in der Simplicität des Empircstyles und in Kanzleikahlheit sein Heil zu suchen, d.h. wiederum im Aufgeben der technischen Errungenschaften, im Tode der Kunst, im artistischen Nihilismus. Schon jetzt melden sich Anzeichen der zu befürchtenden Wendung. Daher ist sehr zu wünschen, daß von höchster Stelle aus allerorten, wo Kunstleben vorhanden ist, mit Begründung photographischer Sammlungen Wegzeiger aufgestellt werden, welche namentlich nach dem Vorbilde italienischer Frührenaissance hinweisen, daß vor Allem in München ein Institut gegründet werde, welches die Ergänzungen der in den Museen vorhandenen Lücken darbietet, welches ein vollständiges Bild der Kunstgeschichte, ihrer Höhen und Abgründe, ihrer gesunden und geilen Sprossen und hiemit einen Begriff von der Relativität aller ihrer Erscheinungen gewährt.

Der vorzügliche Aufschwung des Kunsthandwerks in Oesterreich ist von der Theorie ausgegangen und bis jetzt in engster Fühlung mit der Wissenschaft geblieben. Man bemühte sich dort gleich sehr, die Klarheit des Strebens, die Besonnenheit zu bewahren und strengste Selbstkritik zu üben. Welche Rolle im Kunstleben Berlins die Wissenschaft schon seit lange spielt und wie sehr sie demselben heutzutage in die Hände arbeitet, ist männiglich bekannt. In München aber ist bis jetzt noch keine lebendige Verbindung zwischen Kunstprvduction und Kunstforschung gelungen, vielmehr seit etwa 20 Jahren eine immer weiter klaffende Kluft zwischen beiden entstanden. Denn die modernste Wendung des Münchener Kunstlebens leidet an Bildungsmangel, ja mitunter, wie z. B. der Pinakothckstreit gezeigt hat, an Verachtung der Wissenschaft, einer Krankheit, welche bei weiterem Fortschreiten zum Nieder gange führen muß, zur Rohheit und schließlich zur Indifferenz in der Kunst selbst.

Hiegegen hätte also vor Allem eine Anstalt wie das baierische Nativnalmuseum hilfreich und klärend einzuwirken. Denn dasselbe ist seinem ganzen Wesen nach bestimmt (ähnlich wie das Wiener Museum in Oesterreich und das Berliner Gewerbemuseum in Nvrddcutschland), ein Centrum der modernen Kunstbewegung in Süddeutschland zu werden, ein Punkt der Zusammenfassung im materiellen und im geistigen Sinne. Solchen Beruf könnte es aber, wie gesagt, nur erfüllen in Verbindung mit einem neu zu schaffenden Institute, das eine graphische Sammlung und Räume zu Fachausstellungen und Vorträgen enthält.

Ein Haupthemmniß wird freilich trotz aller Bemühungen nicht zu überwinden sein: der Maugel an Geld. Wir sind ja nicht so wohlhabend wie unsere Vorfahren im 16, Jahrhundert. So werden auch die Kunstgewerbe mit ihren üppigen Gebilden auf die wenigen Reichen angewiesen bleiben und im Uebrigen commerziellem Betrieb, flunkerhaftem Fabrikzuschnitt anheimfallen, wie schon vor Jahren. Die Architekten werden, so lange die Verhältnisse nicht zu größerer Gediegenheit drängen, immer wieder zum Verputz Zuflucht nehmen müssen und hiemit stoffgemäß in den Barock- und Rocvcostyl hineingelangen, schlimmsten Falls endlich in's ödeste Nutzbauwesen. Wenn da nicht abzuhelfen ist durch Baugesctzgebung, Vermehrung und Verbesserung der Ziegeleien, Hebung des bürgerlichen Baugeistes, dann bleibt anch das künstlerische Streben unserer Architekten zum besten Theil verlorene Liebesmühe. Auf beiden Gebieten müßte sich jedenfalls das Formenbedürfniß vereinfachen. Tenn die einzige Auskunft wäre eine bei aller einläßlichen Intimität und Jndividualisirung schlicht-schöne Kunst, deren Hauptwerth in rvohlgcstimmten Verhältnissen liegt. — Aber freilich einfache Schönheit ist wohl das Schwerste für den Künstler und sie setzt im Publikum die schärfste Weckung des Blickes, die höchste Geschmacksbildung voraus.

Hebung des bürgerlichen Baugeistcs in materieller und formeller Beziehung. Aber auch in ethischer. Und dies führt uns zum Schlüsse auf eine Erwägung, welche parallel jener läuft, welche Lübke seinem Buche vorangestellt hat. Wir haben uns das Ideal einer neudcutschcn Renaissance zu denken als künstlerischen Ausdruck einer frischen, gesammelten und relativ zufriedenen Stimmung, eines unbefangenen und von hohen Intentionen geadelten Lebens. Wie befinden wir uns aber in Wahrheit? Was die alte Reformation geleistet hat, war bereits Gegenstand unser Betrachtung. Jedoch ist zu erinnern, daß dieselbe die vollen Consequenzen ihrer Principicn nicht gezogen, daß sie sich im 17. Jahrhundert zu Dogmenzwang, theologischem Gezänkc und Glaubensverfolgung verfinstert hat. Aufgabe unserer Zeit ist, den Ernst ihres Gehaltes wieder zu vereinigen mit unserer frei weltlichen Bildung, den Zwiespalt zwischen Ethos und Kunst wahrhaft zu überwinden. Ties wäre wohl zum Thcil eine Rückkehr zu den Quellen, zum besseren Jugendgeiste der Reformation. Greifen wir uns aber in's Herz und fragen wir uns aufrichtig! erfreuen wir uns jetzt in der That einer Wiedergeburt deutschen Geistes? Verräth unsere neudeutsche Kunstrenaissance nicht ungestillte Sehnsucht nach einer Kraft und Gemüthlichkeit, die wir nicht mehr besitzen? — Es handelt sich um eine Selbsterfasfung deutscher Volksseele. Türfen wir solches Bewußtsein wirklich hegen? Das Ziel politischer Einigung, äußerlicher Organisation, nationaler Geschlossenheit haben wir wohl so ziemlich! erreicht. Unsere Wissenschaft, zumal die der Naturkunde, blüht in reger ungebundener Forschung, desgleichen Technik, Verkehrswesen u. A. Jedoch müssen wir auch bekennen, daß unsere Cultur in steigender Verfremdung und Amerikanisirung begriffen ist, daß sie an nervöser Hast, Verwilderung und Gemüthsarmuth krankt. Alle Verhältnisse sind in's Schwanken gcrathen und wer weiß, wann sie sich endlich wieder einrenken zu natürlichem Bestände? Aber diese verworrene, zweifelhafte Gährung erscheint hier, für den Standpunkt unserer Betrachtung, weniger befremdlich als die greisenhafte Mattigkeit, welche sich in so mancher Beziehung verräth, besonders aber in Fällen der Charaktcrprüfung. Wie besteht der Genius unserer Volkes in jenen Gebieten, wo es sich um Wahrung idealer Güter, um „Protestantismus" handelt? Gewinnt doch neuerdings die römische Klerisei immer mehr Ansehen und Macht. Wie ganz anders erscheint da die reformatorische Vergangenheit im Vergleich mit der Gegenwart, wenn wir lesen, wie einst in den freien Reichsstädten die gcwaltthätigen Bischöfe cxpedirt wurden und welcher standhafte Muth es war, der das gerettete Gewissen der Menschheit gegen die verfaulte Kirche des Mittelalters verthcidigte. Frecher Gewinn und Genuß ist jetzt die Losung einer leidigen Mehrheit. Wohl war auch das damalige Bürgerthum stark mit „Safran und Pfeffer" beschäftigt, aber doch hat es die Reformation durchgeführt. Und wie weit sind wir andererseits entfernt vom vorschwebenden Ideale jener Zeit, von lebendigem Humanismus, harmonischer Einheit heimischer und südlich-klassischer Bildungselemente! — Jedoch im schneidendsten Gegensätze zum Wesen altdeutscher Renaissance steht der Schwund unserer eigensten Kraft, des deutschen Individualismus, mit dessen Auswüchsen nur zu viel gesundes Holz ausgetilgt wird. — Doch so schlimm es auch steht hiemit, wir können die Hoffnung nicht aufgeben, dcch die schlummernde Herzkraft unserer Nation dereinst erwachen und diesen Zustand überwinden wird. Dann mag auch das Andere werden, dessen Ausstehn wir nicht ignoriren konnten. Aber der Weg bis dorthin erscheint weit und so auch die Glorie jenes Culiurzieles. eine neudcutsche Renaissancekunst von dunklen Wolken verhüllt. Denn das c-eterum «snss« lautet- Erst wenn wir zur Erfüllung unserer höchsten Aufgabe, zum Gewinn einer frei menschlichen und zugleich acht nationalen, ebenso reich individualisirten, wie vom starken Gesammtgeist durchdrungenen Bildung gelangt sind, wird uns auch eine natürliche Kunst erwachsen. Und nur eine solche können wir uns wünschen. Die angestrebte deutsche Renaissance sei ein organisches Prvduct eines geeinten und mit sich selbst einigen Culturoolkes, Spiegel einer wahrhaft volksthümlichen und doch weltoffenen (Zivilisation! Dies ist das hohe, nothwendige Erforderniß, wovon nichts abzudingen ist. Allein so weit wir auch von diesem Ziele entfernt sind, so schmerzlich spornend und leistungsfähig ist auch unser Sehnen darnach, sei es nun bewußt oder unbewußt, Man könnte wohl sagen: Eben ein Ausdruck dieses helldunklen Sehnens nach wahrhafter Wiedergeburt unserer Volkse secle, unseres Bildungsgcistes ist unsere neudeutsche Renaissancckunst, indem sie sich jene innere Restitution in entsprechenden Formen darzustellen sucht.

— Möglich, allein es ist nur Schauspiel, nur antiquarischer Zukunfts-Carneval. Es fehlt die rechte Grundlage. — Doch wie gesagt, wir vertrauen darauf, wie wir es für ein mächtiges Bedürfnis! halten, daß das deutsche Gemüthsleben dereinst in der That neue Sammlung und Erwärmung findet und dann muß von selbst die richtige Kunst zum Gedeihen kommen, ganz anders als jetzt, da die Sache äußerlich aufgenommen und decorativ durchgeführt wird, ohne wahren Zusammenhang mit dem Wesen unseres wirklichen Daseins.

— Dabei werden fruchtbare und wohlthcitige Gegensätze nicht ausbleiben. Teutschland ist in seiner Mehrheit protestantisch. Aber der moderne Katholicismus — wenn man ganz absieht von Fanatismus und Herrschsucht seiner Kirche und nur auf die Grundstimmung des Volkes blickt — er ist ein anderer als im 16. Jahrhundert. Denn protestantische Bildungselemente sind ja auch der katholischen Welt zu eigen geworden und der gebildete Katholik verehrt durch und durch protestantische Geister wie Kant. Lessing, Schiller. Goethe so gut als der Protestant. — Ter katholische Geist wird freilich naiverund heiterer bleiben, der protestantische ernster, schlichter, und Gegensatze wie Wien und Berlin, München und Stuttgart oder Frankfurt werden wohl bleibende sein, es müßte denn ein neuer Religionsstifter erstehen und eine germanikanische Kirche gründen, deren Frucht sein würde, daß unsere confessionellen Ungleichheiten schwinden und nur Tempercmientsunterschiedc der Hauptftämme bleiben. Diese Gegensätze werden aber hoffentlich mit der Zeit ihre Schroffheit verlieren. Formgeschick, Kunstfreude und Charakter, einseitig wackere Innerlichkeit werden sich nicht mehr so schwer versöhnlich gegenüber stehen. Der Vorwurf der Abgeschmacktheit von der einen und der Vorwurf der Nngediegenheit von der anderen Seite wird an Gewicht verlieren. Wenn aber in der Kunst selbst ein gewisser Dualismus bestehen bleibt und sich weiter entwickelt, so kann dies nicht schaden, auch wenn man sich über den Vorzug streitet. Ist ja doch die Opposition schon von Werth, weil sie spornt und belebt. So stellt sich in der Poesie der streng auf das Wesentliche concentrirte, protestantisch-schlichte H. Kleist den großen Klassicisten in Weimar gegenüber, die Schwaben und Schweizer Uhland, G. Keller, Conrad Ferdinand Meyer den Oesterreichern Grillparzer. Halm, Hamerling. Auch in der Architektur und Ornamentik wird hoffentlich eine protestantischem Geiste entsprechende Abwendung von müssiger Schönmacherei, schmieriger Verputzung, schwindelhafter Stuckdekoration eintreten und das schwere Erfvrdcrniß einer einfach schönen, gediegenen und doch warm individualisirten Bau- und Zierkunst machtvoll begünstigen.

Eine Renaissance deutschen Geistes — es ist ein Traum, worin wir uns ergehen. Doch er kann sich erfüllen und so dürfen wir uns immerhin in Vorstellungen wiegen, wie einst die Dinge sich gestalten mögen, daß die Deutschen sich wahrhaft zu Hause fühlen, einer ähnlich wie der andere und doch mit dem Ausdruck fester Persönlichkeit, alle aber beglückt und gehoben von kunstgewordener Cultur, gleichviel ob sie als prachtliebende Großhcrren, oder als wohlumhegte, in einfach guten Daseinsformen begnügte Bürgersleute aus den Fenstern schauen.

Breslau, Januar

Erinnerungstäuschungen.

Eine psychologische Skizze
von

P>aul KKdestock.

— Breslau. —

!^ic Vorstellungen der Vergangenheit, welche im Gedächtnis; wieder auftauchen, sind in der Regel schwächer, verblaßter und verschwommener als unmittelbare äußere Eindrücke, gegenwärtige Wahrnehmungen nnd Gedanken; manche ihrer Bestandthcile sind verwischt, geschwunden, oder haben sich verändert, und uur äußerst selten ist die Erinnerung wahrhaft treu, indem sie die frühere» Vorstellungen vollständig genau erneuert und als ganz dieselben wieder in das Bewußtsein treten läßt. An der Abnahme der Deutlichkeit und Vollständigkeit der revrodncirten Vorstellungen messen wir die Zeit, welche seit ihrer Aufnahme verflossen ist. Wird uns ausnahmsweise ein Ercigniß aus ferner Vergangenheit in allen kleinen Einzelheiten wieder lebendig, so sagen wir, es stehe vor uns, als hätten wir es gestern erlebt, da uns der Abstand von damals zu heute so kurz vorkommt; ist dagegen das Bild allzusehr verblaßt, nnd können wir uns dasselbe durchaus nicht genau vergegenwärtigen, so scheint uns das Erlebnis; in weiter, weiter Ferne zu liegen, viel weiter als manches andere, das unzweifelhaft viel länger her ist, aber lebendiger und treuer im Gedächtnis; blieb. Erst die Aufmerksamkeit, die innere Willensthdtigkcit. welche die Erinnerungen erfaßt und festhält, läßt sie an Intensität und Lebhaftigkeit gewinnen und bei manchen Menschen nnmittclbaren, wirklichen Eindrucken nahezu gleichkommen.

Eine noch größere Wirkung haben körperliche Veränderungen nnd Störungen, wie Blutübcrfüllnng der Hirnhäute und Hirnrinde, oder die bei tiefen Ernährungsstörungen uud gänzlichem Nahrungsmangel eintretende Blutleere des Gehirns. Im Traume und in den pathologischen Zuständen des Deliriums und des Irrsinns, bei Einwirkung von Morphium, Haschisch, Alkohol, Aether. Chloroform u. f. w, erreichen die reproducirten Vorstellungen sinnliche Lebendigkeit und werden für unmittelbare Sinneseindrücke gehalten. Solche Hallucinationen können in den verschiedensten Sinnesgebieten vorkommen, am häufigsten sind jedoch die des Gesichts und Gehörs, und erster? unter dem Namen „Visionen" auch die bekanntesten. Henle und H. Meyer beobachteten, daß ihnen mikroskopische Objecte, die sie während des Tages untersucht hatten, mit voller Lebendigkeit im dunklen Gesichtsfelde auftauchten. Ein H. H. sitzt lesend in seinem Zimmer; aufblickend gewahrt er einen Schädel, der auf einem Stuhl am Fenster liegt. Als er mit der Hand darnach greift, ist er verschwunden. Vierzehn Tage darauf sieht er in einem Hörsaal der Universität Edinburg wieder den Schädel auf dem Katheder liegen und fragt seinen Nachbar: „Wozu mag nur heute der Herr Professor einen Schädel brauchen?" — Es ist bekannt, daß Leute, deren Seele von religiösen Vorstellungen und Gefühlen ganz erfüllt ist, und die lange fasten, die Gestalt der Jungfrau Maria und von Christus, an welche sie oft und lebhaft gedacht haben, auch leibhaftig vor sich zu sehen glauben, daß. wie viele andere große Männer, auch Luther Sinnestäuschungen hatte und bei angestrengter geistiger Arbeit nicht nur innere, sondern auch äußere Kämpfe mit dem Teufel bestand, dessen unangenehmen Besuch sich energisch verbitten und ihn auf drastische Weise verjagen mußte.

Bei der Hallucination sieht man Gestalten und Dinge, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden und da sind; bei der Illusion, welche häufiger vorkommt, fließen dem Menschen zwar von Personen und Sachen Eindrücke zu, aber er sieht sie anders, als sie in Wahrheit sind, er glaubt andere Töne, Worte und Reden zu vernehmen, als in Wirklichkeit sein Ohr treffen. In solchen Fällen läßt der äußere Eindruck eine ihm mehr oder minder ähnliche frühere Vorstellung, die durch öftere Wiederkehr der Erinnerung geläufig geworden ist, im Bewußtsein auftauchen, wird dann aber durch diese stärkere und mächtigere Erinnerungsvorstellung, die seinen Platz in der Seele einnimmt, verdrängt oder wenigstens in seinem Inhalt verändert. Daher treten Illusionen besonders dann auf, wenn die äußeren Eindrücke selbst schwach und undeutlich find oder rasch wechseln, wenn der Wille geschwächt ist und sie nicht genügend durch die Aufmerksamkeit fiziren kann, wenn endlich bestimmte Vorstellungen durch häufige Wiederkehr in der Seele sich festgesetzt, die Herrschaft gewonnen haben und dadurch, daß sie eine dominirende Rolle spielen, recht geeignet sind, neu hinzukommende schwächere Vorstellungen nach ihrem Sinne zu verändern und umzugestalten. Dem Gespenstergläubigen wird in der Dämmerung und zur Nachtzeit der Baumstumpf, das vom Winde bewegte Tuch oder zum Trocknen aufgehängte Weiße Linnen zur Spukgestalt. Wer denkt hier nicht an Goethes „Erlkönig"? Roid und Süd, XXXII,, W. 1l!

Wo das schauernde Kind den Erlkönig mit Krön und Schweif erblickt, seine erst lockenden, dann drohenden Worte vernimmt, sieht der nüchterne Vater nur einen Nebelstreif und graue Weiden, hört nur das Säuseln des Windes in dürren Blattern.

Im Traum bilden die auf den Schläfer treffenden Strahlen des Mondes oder der Sonne die Ursachen zu Geistererscheinungen, das Rauschen des Windes gestaltet sich zur drohenden Donnerstimme oder zur himmlische» Musik, das Zuschlagen einer Thür, das Herunterfallen eines Buches wird als Schuß vernommen, an welche Vorstellung sich dann die des Duells oder der Schlacht anreihen; einen zwischen den Zehen befindlichen Strohhalm hält der Träumende für einen Pfahl, auf welchen ihn Kannibalen aufspießen wollen, eine die Haut drückende Falte des Betttuchs für dos Mordinstrument, mit welchem ihn Räuber und Banditen bedrohen. Die Bettdecke wird wie das Kopfkissen ebenso oft zur geliebten Person erhoben und umarmt, als sie beim Schwimmen und ähnlichen Urbungcn den elastischen Untergrund abgiebt. Zuweilen kann sie aber auch recht unangenehme Situationen veranlassen. Jemand, dem ein Zipfel derselben in den Mund gedrungen war, träumte, daß er vor einem Backofen stehe, aus dessen geöffneter Thür ihm heiße Asche und erstickender Qualm entgcgenwche, Ist sie herabgefallen, so glauben wir im Schlaf, mit bloßen Füßen auf kaltem Boden oder auf Schneefeldern spazieren zu gehen, durch Wasser zu waten oder in höchst mangelhafter Toilette auf der Straße uns zu bewegen. Das unangenehme Gefühl, welches eine schiefe Lage, dadurch herbeigeführte Störung der Blutcirculation und Athemnoth verursacht, steigert sich im Traum zur Angst und Qual des Alpdrückens, wo der Schläfer von Ungeheuern und Unholden mannigfacher Art bedroht und bedrängt wird u. f. w. — Dem Nachtwandler erscheint der Ofen oder die Dachrinne als ein Pferd, auf dem er reiten kann, oder er wirft den Ofen um, weil er einen kämpfenden Gegner in ihm erblickt; er steigt zum Fenster hinaus, weil er dieses für die Thür hält, und geht auf dem Dache spazieren, indem er sich auf einem sicheren Pfade wandelnd glaubt. Der Hypnotisirtr ißt mit Behagen rohe Kartoffeln, Weil er sie für süße Birnen hält, trinkt mit Vergnügen Tinte, die ihm als Rothwein vorgesetzt wird, schreibt ohne Umstände mit einem Pfeifenrohr, das man ihm als Feder in die Hand giebt, taucht es in irgend ein Gefäß, welches ihm als Tintenfaß bezeichnet wurde, und vertraut dann seine Gedanken in großen Buchstaben der Tischplatte statt einem Bogen Papier an. Der am Verfolgungswahn leidende Irrsinnige hört in allen Gesprächen der Vorübergehenden unausgesetzt ihn beleidigende, beschimpfende Worte, lästernde Reden, sieht in ihren Gesichtern nur drohende, herausfordernde Mienen.

Illusionen milderer Form kommen auch in normalen geistigen Zu ständen häufig vor. Wer hat nicht schon einmal in die unbestimmten Um risse der Wolken und entfernter Felsen nach ähnlicher Art wie Joh. Müller

während seiner Jugendzeit in die geschwärzte Kalkwand des gegenüberstehenden Hauses bestimmte Gestalten und Gesichter hineingedacht? Welcher Theaterbesucher vergegenwärtigt sich genau, daß er durch seine eigene Phantasie die rohen Pinselstriche der Tecoration zur naturgetreuen Landschaft ergänzt? Wer hat sie nicht kennen gelernt im Leben, die Illusionen, welche die eigene Liebe verursacht, indem sie die Worte, Mienen und Geberden des geliebten Gegenstandes, überhaupt die von außen kommenden Eindrücke anders deuten und umgestalten läßt? Hat nicht Jeder die Erfahrung gemacht, daß man beim flüchtigen Lesen eines Buches nicht nur, sondern beim aufmerksamen Corrigiren einer Arbeit manchen Druck- und Schreibfehler übersieht, indem die eigene Phantasie und das eigene Denken im Sinne des Satzes und aus der Erinnerung schnell die richtige Silbe, das richtige Wort an die Stelle des falschen treten ließ, ohne daß wir uns dieser guthat und Umgestaltung, dieser Veränderung und Täuschung vollständig bewußt wurden? Welcher Gelehrte und Forscher hat nicht schon Hypothesen aufgebaut, indem er die ihm nicht genügend zu Gebote stehenden oder bekannten Thatsachen aus seinen eigenen Gedanken ergänzte, die widerstrebenden Erfahrungen im Sinne dieses Gedankens umdeutete und umgestaltete? War er dabei nicht in Illusion befangen? Im Grunde, ja! Allein die Psychologie bezeichnet mit dem Namen Illusion nur die abnorme und pathologische Form dieses seelischen Processes, während sie die andere, mildere, welche auch im normalen Zustande auftritt, Assimilation nennt, da hier der äußere Eindruck nicht vollständig verdrängt, sondern nur nach einer herrschenden Vorstellung umgedeutet und umgestaltet, ihr au geähnlicht wird. (Unter den Begriff der Assimilation fällt also die Mehrzahl der Vorgänge, welche die Psychologie der Herbart'schen Schule als Apperceptionen bezeichnete.)

Alle psychischen Processe stehen mit einander in Wechselwirkung. Wie bei der Illusion und Assimilation die früheren Vorstellungen auf die neu hinzukommenden umgestaltend einwirken, so werden in aiideren Fällen umgekehrt die Erinnerungen durch die gegenwärtigen Eindrücke beeinflußt und verändert. Diese Veränderung ist um so bedeutender, je längere Zeit seit ihrer Aufnahme verfloß, je zahlreichere Vorstellungen seitdem durch das Bewußtsein zogen, je mehr die gegenwärtig herrschenden Gefühle, Interessen und Willensrichtungen von den damals vorwaltenden abweichen, einem je größeren Wechsel und Wandel das gesammtc körperlich-seelische Leben unterworfen war. Ereignisse und Erlebnisse aus ferner Zeit, die im Gedächtniß auftauchen, erscheinen uns in einem ganz anderen Lichte als früher, wir sehen sie mit ganz anderen Augen an. Sind die ehemaligen Gedanken und Gefühle durch Schrift oder Druck objectivirt, und werden sie uns in ihrer ursprünglichen Form vorgeführt, so erscheinen sie nns fast fremdartig. Wer hat diese Beobachtung nicht schon gemacht, wenn er die Briefe wieder las, die er vor langer Zeit geschrieben? Welcher Gelehrte und Schriftsteller hatte nicht diese Empfindung, wenn er, älter geworden, in seine Jugendschriften hineinsah? Zieht man ferner in Betracht, daß die ganze psychophysische Dispositiv» bei dem geistigen Schaffen eine etwas andere ist als sonst, so wird es leicht begreiflich, daß Dichter oft ein schlechtes Gedächtnis; für die Einzelheiten in ihren Schöpfungen haben und manche Schriftsteller sich selbst über ihre früheren Werke verwundern. Voltaire z. B, soll einst beim Anhören eines seiner Stucke ausgerufen haben: „Bin ich es, der dies gedichtet hat?" Kommt noch die Wirkung des hohen Alters oder einer Krankheit hinzu, so ereignet es sich wohl, daß Gedichte sowie Gedanken und längere Sätze aus früheren Schriften gar nicht mehr als eigene wiedererkannt werden. Eines Tages las man W. Scott ein Gedicht vor; es gefiel ihm. und er fragte nach dem Namen des Verfassers, der er selbst war. Einen Roman dictirte er seinem Secretar zum größten Theile während einer acuten Krankheit. Als er das Werk gedruckt in die Hand bekam, waren alle Einzelheiten desselben aus seinem Gedächtnisse geschwunden; nur die Hauptidee und der Plan des Ganzen, den er vor der Krankheit entworfen, haftete in der Erinnerung. Linn«, besten Geisteskräfte ebenso wie die Scotts im hohen Alter nach mehreren Schlaganfällen sehr geschwächt waren, las am Ende seines Lebens gern seine eigenen Werke und vergaß häufig, in die Lektüre vertieft, daß er selbst der Autor war. Er rief oft aus: „Ist das schön! Das möchte ich geschrieben haben!" Aehnliches wird von Newton erzählt.

War vollends der frühere Eindruck schwach und flüchtig, so wird er vergessen, und die gegenwärtige gleiche Wahrnehmung und Vorstellung als eine ganz neue betrachtet, obgleich sie schon einmal im Bewußtsein war. Nicht selten tritt aber auch der umgekehrte Fall ein, daß wir bei gegenwärtigen Eindrücken und Gedanken fälschlicher Weise glauben, ganz dieselben schon früher gehabt zu haben, während wir bei genauer Beobachtung und Nachfrage entdecken, daß die ehemalige Vorstellung nur einige Elemente mit der jetzigen gemeinsam hatte, also nur zum Theil derselben ähnlich, im Nebrigen aber von ihr verschieden war. Das Gedächtnis; hat dann eben nur die gleichen und ähnlichen Momente aufbewahrt, die contrastirenden sind ihm jedoch entschwunden und werden durch die entsprechenden Elemente der gegenwärtigen Wahrnehmung ersetzt. So entsteht eine Erinncrungstäuschung, indem die im Gcdächtniß unvollständig, unbestimmt und undeutlich aufgetauchte Vorstellung von der jetzigen Ergänzung, Klarheit «nd Deutlichkeit empfängt, und ihr nun vollständig gleich erscheint. In Bezug auf frühere Traum Vorstellungen sind derartige Täuschungen besonders häufig; viele, ja vielleicht die meisten Traumvrovhezciungeu werden aus den nachfolgenden Ereignissen nicht nur gedeutet, sondern überhaupt erst construirt. Wenn in einem Dorfe oder auch in einer Stadt eine Feuersbrunst ausbricht, so will regelmäßig diese oder jene Frau schon früher dieselbe Fcuersbrunst mit all ihren Einzelheiten nud Nebenumständcn im Traum ge« sehen habe». Nur Schade, daß sie dies ebensv regelmäßig erst bei dem Brande selbst bemerkt und vorher nichts davon sagt; könnte man doch sonst die nöthigen Vorsichtsmaßregeln treffen, um das Unglück zu verhüten! Vielleicht hat sie, wie wohl fast jeder Mensch zuweilen, überhaupt von Jener geträumt, und das Uebrige wird in der Erinnerung unwillkürlich oder auch mit Absicht hinzugedichtet. Oder die Vorstellung, daß betreffendes Haus bezw, Gehöft in Folge seiner Bauart, Umgebung und dcrgl. besonders in Gefahr stehe, von Feuer verzehrt zu werden, die im Wachen auftauchte, hat den Traum von dem Brande gerade dieses Hauses hervorgerufen, wobei jedoch die Ursachen, Einzelheiten und Nebcuumstände ganz andere sein mochten, als später bei dem wirklichen Ereigniß. Wenn Damen nach der Vrrheirathung beim Einziehen in ihre Wohnung, bei freudigen oder traurigen Ereignissen jeglicher Art Alles genau so zu scheu glauben, als sie es vor längerer oder kürzerer Zeit geträumt, so beruht dies meist auf Selbst täuschung.

In ähnlicher Weise werden wir beim Lesen oder Hören eines neuen Gedankens häufig zu der Meinung veranlaßt, daß ganz derselbe bereits früher unsere Seele beschäftigt habe. Reisen wir in fremden Gegenden und Ländern, so ereignet es sich nicht selten, daß die plötzliche Biegung eines Weges oder Flusses uns eine Landschaft vor Augen führt, die wir schon einmal gesehen zu haben glauben.

Der Engländer Wigan erzählt, daß er, während er dem Leichenbegängniß einer Prinzessin in der Kapelle von Windsor beiwohnte, plötzlich das Gefühl hatte, als ob er bereits früher Zeuge derselben Trauerfeier gewesen sei. W. Scott schrieb am 17. Februar 1828. nachdem er längere Zeit hindurch sehr angestrengt gearbeitet hatte, in sein Tagebuch: „Ich weiß nicht, ob es wichtig genug ist, hier anzumerken, daß ich gestern um die Mittagszeit ein seltsames Gefühl hatte von einem Dasein vor dem jetzigen, um es so auszudrücken, d. h. eine verwirrte Vorstellung, als wäre Alles, was in meiner Gegenwart gcthan und gesagt wurde, schon einmal früher gethan und gesagt wurden. Es war eine sehr deutliche Empfindung, die ich mit einer Luftspiegelung vergleichen möchte, durch welche man Flüsse und Seen in der Wüste und Landschaften auf dem Meere erblickt. Es war dies Gefühl gestern besonders stark und mahnte mich an die Schwärmer, welche neben der wirklichen Welt noch eine zweite, ideelle annehmen . . . Körperlich hatte ich dabei die zerfließende und schwindlige Empfinduug, wie nach einem starken Aderlässe, wo Einem zu Muthe ist, als ob man auf Federbetten gehe und den Fuß nicht fest aufsetzen könne. Ich schrieb es der schlechten Verdauung zu und trank ein paar Gläser Wein, welche die Sache aber nur ärger machten. Auch heute hat mich dieses eigenthümliche Gefühl noch nicht ganz verlassen."

Behalten wir eine Gestalt, ein Gesicht in der Erinnerung, so bleiben meist nicht sämmtliche Einzelheiten im Gedächtnis; haften, sondern nur die allgemeinen Umrisse und einige charakteristische Züge, welche beim jedesmaligen Wiedersehen durch den gegenwärtigen Eindruck ergänzt werden. Beim Erblicken, eines nur theilweise ähnlichen Gesichts sind wir deshalb nicht selten Erinnerungstäuschungen ausgesetzt. Phantasiebilder, die sich bei ungezwungenem Gedankenfpiel erzeugen, sind ebenfalls zuweilen von dem Gefühl begleitet, als ob sie in ganz gleicher Art und Gestalt, mit ganz denselben Elementen der Seele schon einmal vorgeschwebt hätten. — Bei Individuen, die an Geistesstörung leiden, treten derartige Erinnerungstäuschungen, diese ungenauen Reproduktionen, mit solcher Lebhaftigkeit auf, daß sie den Charakter von Hallucincitionen erhalten. Nach Sanders Angabe wurde ein Kranker, der den Tod einer ihm bekannten Person erfuhr, von großem Schrecken erfaßt, weil es ihm schien, als ob er diese Nachricht bereits vor längerer Zeit empfangen habe. In dem Falle, welchen A. Pick im Archiv für Psychiatrie berichtet, stellt sich diese abnorme Erscheinung in einer fast chronischen Form dar. Ein gebildeter Mann, welcher ziemlich gut über seine Krankheit — er litt an Versolgnngswahn — sprach und eine schriftliche Schilderung davon gab, machte im Alter von ungefähr dreißig Jahren an sich folgende Beobachtung/ Wenn er einem Feste beiwohnte, irgend einen Ort besuchte, eine Begegnung hatte, so erschien ihm dieses Erlebnis; so vertraut, daß er sicher zu sein glaubte, genau dieselben Eindrücke bereits gehabt zu haben, von ganz denselben Personen und Gegenständen umgeben gewesen zu sein. Fertigte er eine neue Arbeit an, so wähnte er. dieselbe schon gemacht zu haben, und zwar unter denselben Bedingungen und Nebenumständen. Diese Empfindung tauchte zuweilen am selben Tage nach Verlauf einiger Minuten oder Stunden auf, manchmal auch erst am folgenden Tage, aber stets mit größter Lebhaftigkeit.

Natürlich liegt nicht in allen Fällen, wo im normalen Zustande das vage Gefühl auftritt, als ob wir diesen Eindruck, jenen Gedanken schon früher einmal gehabt hätten, eine Erinnerungstäuschung vor. Häufig ist eine gleiche Vorstellung wirklich durch das innere Blickfeld gezogen, sei es im Traum oder in den träumerischen Zuständen des Wachens, wo der Wille geschwächt und minder wirksam war. Da sie aber schnell und flüchtig vorübereilte, von der Aufmerksamkeit nicht fixirt werden konnte, später in Folge äußerer und innerer Gründe in die Verborgenheit gedrängt und darin erhalten, von den Gedanken und Interessen des Wachens überstrahlt wurde und vor ihnen zurücktrat, so wird sie anfangs nur in unbestimmte», schattenhaften Umrissen erneuert, empfängt erst allmählich Klarheit und Deutlichkeit. Mancher Künstler hat auf diese Weise durch den Traum Anregung zu genialen Schöpfungen erhalten, das Urbild der Schönheit, welch,.' er im Wachen auf die Leinwand zauberte, im Traum erschaut, die Töne und Melodien, welche in seinen Comvositionen jetzt das Ohr der Hörer treffen und sie entzücken, im Tranme gehört und innerlich vernommen. Ja. in diesem Sinne mag sich oft der Spruch bewahrheiten, daß der Herr es den Seinen im Schlase schenkt, wenn auch für Alle, und für das Genie besonders, das alte Wort seine Giltigteit bewahrt und behauptet, daß der Sterbliche nichts ohne Mühe erreicht und die Götter vor die Tüchtigkeit den Schtveiß setzten! Allerdings werden frühere Traumvorstellungen sehr häufig ergänzt und umgestaltet, zuweilen aber tauchen sie relativ unverändert, nachdem sie während des Wachseins eine Zeit lang vollständig vergessen zu sein schienen, plötzlich wieder auf, wenn ein gegenwärtiger ähnlicher Eindruck ihnen Hilfe gewährt, um sie über die Schwelle des Bewußtseins treten zu lassen. Ahnungen und Prophezeiungen können im Traum wie im Wachen wirklich vorkommen, d. h, eine auch im freien Gedankenspiel sich erzeugende Vorstellung kann dem in der Wirklichkeit später eintretenden Ereigniß ähnlich oder gleich sein; allein abgesehen davon, daß dies äußerst selten sich ereignet und ein solcher Fall auf viele, viele Tausende von Fällen des Gegentheils kommt, mangelt hier eben die tiefere Beziehung, welche eine mystische Anschauungsweise eifrig dahinter sucht und zu finden glaubt. Nur das müssen wir festhalten, daß alle unsere inneren Vorgänge stetig mit einander zusammenhängen und auf einander einwirken: wie der Traum durch die vorhergegangenen Gedanken des Wachens bestimmt, ja veranlaßt wird, seine besondere Richtung und Färbung erhält, so werden andererseits die Stimmungen des Tages durch frühere Träume beeinflußt, und die während des Schlafes auftauchenden und sich bildenden Vorstellungen reichen mit ihrer Wirkung weit in das wache Leben hinein, weiter, als der nüchterne Verstandesmensch, welcher den praktischen Interessen des Tages sich widmet und in ihnen aufgeht, einräumen und eingestehen möchte.

Im normalen Geisteszustände ergeben sich bei der Erinnerung ferner Täuschungen in Bezug auf die Zeitschätzung. Größere Zeiträume werden kleiner, kleinere werden größer reproducirt. als sie in Wirklichkeit sind. Wollen mir uns Bruchtheile einer Secunde denken, so machen wir uns unwillkürlich eine zu große Zeitvorstellung; das Entgegengesetzte geschieht bei der Erinnerung mehrerer Minuten oder Swnden. Unter W. Wundts Leitung wurden zu Leipzig von mehreren jungen Gelehrten experimentelle Beobachtungen über den Zeitsinn angestellt, und bei Berechnung des Mittels der gefundenen Resultate ergab sich ein Werth von etwa 0,72 Secunden als derjenige, bei welchem das reproducirte dem wirklichen Zeitintervall durchschnittlich gleich ist. Also nur ein Zeitraum von beinahe Secunden wird seiner Länge nach in der Erinnerung richtig erneuert, während der von einer halben Secunde bei der Erinnerung noch vergrößert, der von einer ganzen oder mehreren Secunden bereits verringert und verkürzt wird. Eindrücke und Vorstellungen, welche bei ihrer Aufnahme und Bildung der Zeit nach um 0.72 Secunden auseinander lagen, behalten in der Erinnerung denselben Zwischenraum; diejenigen, welche mit einer Geschwindigkeit Von i/i oder Secunde auf einander folgten, gehen bei der Neproduction weiter auseinander, ihr schnelles Tempo ist etwas langsamer geworden, während die, zwischen denen früher ein Zeitraum von drei, vier oder mehr Secunden lag, jetzt näher zusammenrücken und rascher vor dem inneren Auge vorüberziehen.

Bemerkenswert!) ist nun, daß bei anderen exacten Untersuchungen, die gleichfalls unter Mündts Leitung von jungen Gelehrten angestellt wurden, für die Dauer der Reproduction, d. h. diejenige Zeit, welche von der Erfassung eines äußeren Sinneseindrucks durch die Aufmerksamkeit bis zum Eintritt einer ihm ähnlichen, mit ihm durch Zusammensein im Räume oder Aufeinanderfolge in der Zeit, überhaupt durch Association verbundenen Erinnerung verfließt, — daß für diese Zeit, welche von der einfachsten Erinnerung in Anspruch genommen und erfordert wird, als Mittel derselbe, individuell sehr wenig variable Werth von 0,72 Secunden sich ergab. (Die Art des Verfahrens, welches man dabei anwandte und durch das man zu diesem Resultate gelangte, ausführlich zu schildern, würde hier zu weit führen; ich muß mich deshalb auf einige kurze Andeutungen beschränken. Es wurden der Versuchsperson einsilbige Wörter laut zugerufen, welche andere im Gedächtnis; wieder lebendig werden ließen, die ihnen ähnlich waren, früher mit ihnen zugleich aufgenommen wurden, ihnen einst vorhergingen oder nachfolgten. In dem Momente nun, wo diese erneuerten früheren Vorstellungen, die Erinnerungen, im Bewußtsein erschienen, wurde durch Drücken auf einen Knopf die mit ihm durch elektrische Leitung verbundene Uhr, welche zugleich mit dem Aussprechen des Wortes in Gang gesetzt worden war, zum Stillstand gebracht. — Tie hierbei benutzte Uhr war ein Hipp'sches Chronoskop, welches noch Tausendtheile von Secunden angiebt. — Man konnte somit die Zeit, welche von der Einwirkung des äußeren Reizes bis zum Eintritt des Erinnerungsbildes verflossen war, vom Zifferblatt ablesen und notiren. Von diesem ganzen Zeitraum wurde dann die durch andere Versuche ermittelte Zeit abgezogen, welche zur Apperception des Eindrucks, zu seiner Erfassung durch die Aufmerksamkeit nöthig ist. Nach Abzug dieser Apperceptionszeit erhielt man die Associationszeit, die Dauer des durch die Association vermittelten Reproductions- oder Erinnerungsprocesses.) — Wenn man früher glaubte, die Schnelligkeit des Gedankens sei die größte im Weltall, so hat dies die neuere Forschung gründlich widerlegt. Die Geschwindigkeit, mit welcher der einer Empfindung und Vorstellung zu Grunde liegende, ihr parallel gehende und sie begleitende Nervenproceß von Statten geht und sich verbreitet, ist ungeheuer klein im Verhältniß zu der, mit welcher das Licht und die Elektricität sich fortpflanzt. Wie bei der Einwirkung eines äußeren Sinnesreizes eine meßbare Zeit verfließt, ehe eine Empfindung und Wahrnehmung im Gehirn entsteht, so braucht die einfachste und schnellste Erinnerung, die man eine unwillkürliche zu nennen pflegt, eine Zeit von nahezu drei Viertelstunden.

Tiefer Zeit, welche der einfachste Erinnerungsvvrgang erfordert, und die deshalb im psychischen Leben so oft in Anspruch genommen wird, suchen wir nun auch objective Zeiträume in der Erinnerung gleich zu machen, indem wir längere Zeiten verkürzen und kürzere verlängern. Merkwürdigerweise stimmt ferner diese Zeit ungefähr mit derjenigen überein, deren bei raschen Gehbewegungen das Bein zu seiner Schwingung bedarf. W. und Ed. Weber fanden nämlich bei ihren Untersuchungen über die „Mechanik der menschlichen Gehmerkzeuge" (Göttingen 1836), daß beim raschen Gehen das Bein während einer Zeit von 0,707 Secunden frei in der Luft schmingt. „Es erscheint nicht unwahrscheinlich," sagt Wundt, „das; jene psychische Constante der mittleren Neprodnctionsdaucr und der sichersten Jntervallschätzung unter dem Einfluß der am meisten eingeübten körperlichen Bewegungen sich ausgebildet hat, welche auch für Misere Neigung, größere Zeiträume rhythmisch zu gliedern, bestimmend geworden sind."

Durchlebte Zeiträume scheinen sich, ähnlich den Gesichtsobjrcten, um so mehr zu verkleinern, je ferner sie uns rücken: die soeben durchlebte Stunde erscheint uns länger, als eine Stunde des gestrigen Tages. Die Zeitvorstellung bildet sich in unserem Bewußtsein durch die Aufeinanderfolge der seelischen Proccsse; hört das Spiel der Vorstellungen auf, so schwindet, wie im Tiefschlaf und in der Ohnmacht, auch das Bewußtsein einer Verfließenden Zeit. Entferntere Zeiträume verkürzen sich nun deshalb für dir Erinnerung, weil eine große Zahl der sie ausfüllenden Vorstellungen unserer Reproduktion nicht mehr geläufig ist. Aehnlich verhält es sich mit der Er innerung von Epochen der Weltgeschichte. Liegen dieselben weit in der Vergangenheit zurück, und sind aus denselben wenig auffallende und bemerkenswerthe Begebenheiten uns bekannt, so erscheinen sie uns erheblich kürzer als diejenigen, welche von zahlreichen großen und wichtigen Ereignissen erfüllt waren, sowie die, welche der Gegenwart näher und mit unseren persönlichen Erlebnissen verknüpft sind, obwohl die Zeiträume in Wirklich keit gleiche Länge haben. Daß zwei Stunden länger sind als eine, dies wissen wir nicht vermöge einer directen Vergleichung der Intervalle, sondern blos durch die Einwirkung einer größeren oder geringeren Zahl zwischcnliegender Vorstellungen. Wo dieses Merkmal trügt, pflegen wir uns daher selbst bei fo großen Zeitunterschieden zu täuschen. Unsicher wird ferner die Schätzung der Zeitgrößen dadurch, daß der Inhalt, der in gewissen Intervallen unserem Bewußtsein geboten wird, ungleichartig ist. Wer will ohne weitere Hilfsmittel genau bestimmen, ob die Zeit, in welcher er einige Seiten eines Romans liest, länger oder kürzer ist

als die Zeit, in der, er eine Arie und dergleichen hört?

Tic Zeit, welche wir durchleben, verfließt bekanntlich am schnellsten und erscheint uns am kürzesten, wenn die sie erfüllenden Vorstellungen rasch auf einander folgen, unser Interesse fesseln und unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, wenn ernste Beschäftigungen uns hindern, an die Zeit zu denken. Dagegen empfinden wir Langeweile bei einem Vortrag, bei der Lectüre, in der Unterhaltung, beim Spiel, wenn die Vorstellungen uns wenig anregen und langsam einander folgen, so daß wir immer an die Zeit denken. Das Gefühl der Kurz- oder Langweile hängt also von dem Tempo des Denkens, von dem Grade der Geschwindigkeit ab, mit welcher die psychischen Processe verlausen. Da dieses Tempo bei verschiedenen Individuen und in verschiedenen Zeitaltern ein anderes ist — in der Gegenwart ist es schneller geworden, während es früher ein langsameres war, — und die nämlichen Vorstellungen das Interesse des Einen mehr fesseln als die des Anderen, so kann dieselbe Beschäftigung und Unterhaltung für Diesen sehr langweilig sein, während sie es für Jenen nicht ist. Allen aber verfließt die Zeit ausnehmend langsam, wenn die Aufmerksamkeit auf ein zukünftiges Ereigniß sehr gespannt ist, Soll der Freund oder die Geliebte ankommen, so schleichen die Minuten wie sonst die Stunden, die Stunden wie Tage dahin. Haben die Eltern die Hochzeit der Verlobten auf das folgende Jahr festgesetzt, so kommt den Brautleuten dieses Jahr vielleicht zehn Mal so lang vor als den Eltern und Geschwistern. Umgekehrt bei der Furcht. Hoffnung, Sehnsucht und lebhafte Erwartung dehnen und strecken die Dauer, welche noch durchmessen werden muß; Angst, Sorge und Furcht dagegen lassen die Zeitstrecken einschrumpfen. Je näher das gefürchtete Ereigniß kommt, desto schneller scheinen die Stunden und Tage dahinzufliegen.

In der Erinnerung aber erscheint auch die Zeit der früheren sehnsuchtsvollen Erwartung kurz, da mit dem Eintreffen des Erhofften und Ersehnten die Spannung plötzlich aufhört und vergessen wird. Ebenso verkürzt sich eine in aufmerksamer, einheitlicher Arbeit vollbrachte Zeit für die Erinnerung, da die Vorstellungen, welche dabei wirksam waren, in einem durchgängigen Zusammenhange stehen, so daß sie einander leicht im Gedächtnis; wachrufen; die ganze Zeitstrecke ist uns dann nach ihrem Abfluß ohne Schwierigkeit in einem Gesammtbilde gegenwärtig. Ein vergangener Zeitraum dagegen, welcher von vielerlei und rasch wechselndem Lebensinhalt erfüllt war, in Scherz, Spaß und Spiel dahinfloß, erscheint später wie verflogen, wie leer und nichtig, da wir zwar Viel, aber wenig Denkwürdiges, wenig, dessen wir uns wirklich erinnern, erlebt haben. Wer mit mancherlei kleinen, nicht zusammenhängenden Beschäftigungen eine gewisse Zeit hinbrachte, die ihm während des Ablaufs schnell verfloß, hat doch am Ende derselben das Gefühl einer langen Zeit. Dasselbe zeigt sich, wenn man zwar mit großen und wichtigen Arbeiten sich beschäftigt und darüber nachgedacht, aber keine vollständig in allen Einzelheiten durchgeführt hat. sondern nur die Hauptvorstellungen derselben rasch vor der Seeele vorüberziehen ließ, um wieder zu anderen Arbeiten überzugehen. Goethe schrieb am 1. März 1788 in das Tagebuch der italienischen Reise: „Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt. Zuerst war der Plan zu Faust gemacht . . . Auch ist der Plan von Tasso in Ordnung, und die vermischten Gedichte zum letzten Bande meist in's Reine geschrieben" u. s. w.

Mitten in einem lebhaften, von vielen Vorstellungen erfüllten und rasch in der Scenerie wechselnden Traume empfinden wir keine Langeweile; beim Erwachen aber glauben wir unendlich lange geträumt zu haben — obwohl der Traum in Wirklichkeit nur sehr kurze Zeit dauerte, — und das um so mehr, je mannigfaltiger und unzusammenhängender die Traumbilder waren.

Wenn Jemand mehrere Jahre von seiner Heimat entfernt gewesen ist, draußen in fremden Landen viel gesehen und erlebt hat, und dann bei seiner Heimkehr alle die Eindrücke und Erlebnisse vor seiner Seele vorüberziehen läßt, so erscheint ihm die seit seinem Weggang verflossene Zeit viel länger, als sie in Wirklichkeit ist; erblickt er nun aber plötzlich von einer Anhöhe den Kirchthurm des Heimatsdorfes, und sieht er, wie Alles noch unverändert vor ihm liegt, gerade so, wie er es verlassen, dann ist es ihm wohl, als ob kaum so viele Wochen seit seiner Abreise vergangen, als es Jahre waren. Wenn vollends, wie bei einer schnellen Eisenbahnfahrt, in ungewöhnlich kurzer Zeit äußerst zahlreiche und unzusammenhängende Eindrücke rasch auf einander folgen, so bringen sie eine gewisse Verwirrung des Zeitbewußtseins hervor; ihrer sind zu viele, sie waren zu flüchtig und konnten sich nicht tief einprägen, sie haben mit dem sonstigen Secleninhalte und den gegenwärtigen Erlebnissen zu wenig Beziehung, um alle in der ursprünglichen Reihenfolge schnell und leicht reproducirt zu werden, und so später noch der Seele in einem Gesammtbilde gegenwärtig zu sein. Wir wundern uns, wenn der objektive Zeitmesser, die Uhr, angiebt, in wie kurzer Zeit wir von einem Orte zu einem andern, weit entfernten gelangt sind; wohl verflog uns auch die Zeit während ihres Ablaufes schnell, aber wir haben das Gefühl, daß während der Fahrt vielmal mehr Eindrücke auf uns einwirkten, als sonst in gleicher Dauer, und wir halten unwillkürlich in der Erinnerung die vergangene Zeit für länger. — M. Lazarus bemerkt in seinem Vortrag über „Zeit und Weile": „Nicht davon allein hängt die Schätzung eines verwichencn Zeitabschnitts ab, ob er wirklich reichhaltig an Erlebnissen war, deren Bilder in unserem Gedächtnih ruhen, sondern ob wir jetzt, während der Schätzung, uns dieses Reichthums auch wirklich erinnern; nicht an den außerhalb des Bewußtseins im tiefen Schacht des Gedächtnisses ruhenden, sondern an den lebendig in's Bewußtsein steigenden und über die Fläche desselben sichtbar schreitenden Vorstellungen messen wir die Zeit ihrer Bildung. Wiederum kommen daher in Bezug auf dieselbe gehaltvolle Zeit die Widersprüche, daß wir sie bald als sehr lang beurtheilen, weil wir uns ihres reichen Inhalts lebhaft erinnern, bald als kurz, weil wir mit nnserem Gedächtniß nur flüchtig darüber hinschweifen".

Mozarts Opern.

von

Otto Gumprrchr.

— Lcrli». —
II.

eit jeher ist die Oper ein Tummelplatz der verschiedenartigsten Gegensätze gewesen. Wohin sich hier der Blick wendet, allenthalben stößt er auf eine Menge von Widersprüchen, die ihre Ausgleichung und Versöhnung bloS in äußerst wenigen Jdealgebilden der Gattung gefunden. Nach jedem Friedensschluß erwachte der Kampf von Neuem nur um so heftiger. Drei Künste wirken im gesungenen Drama zusammen: Poesie, Musik und Schauspielkunst, Weil jede von ihnen ihre besonderen Lebensbedingungen hat und zugleich nach der Oberherrschaft strebt, birgt die Bereinigung tausend Keime der Zwietracht, Während das Wort, der beflügelte Tiener des Gedankens, rastlos vorwärts drängt, bedürfen die im Sinnlichen befangenen, zumeist durch ihre architektonische Gliederung wirkenden Töne des Raumes, um sich auszubreiten. Wiederum ihre eigenen Ansprüche erhebt die Darstellung, für deren Vortheil doch auch gesorgt sein muß. Von allen Tunwerkeu sind dic dem Theater gewidmeten die vergänglichsten. Sie müssen schon von recht kräftigem Schlage fein, wenn sich an ihnen eine zweite Generation erfreuen soll. Die es nun gar auf hundert Jahre und darüber bringen, sind nicht minder vereinzelt als die Menschen, denen das gleiche Lovs beschieden gewesen. Unzählige Opern haben in tausend und abertausend Herzen jubelnden Widerball geweckt, durch die ganze gebildete Welt den Ruhm ihrer Autoren auf Flügeln des Gesanges getragen, aber wie äußerst wenigen unter ihnen scheint bis zu dieser Ztunde das Licht der Lampen. Fast alle sind sie eingegangen in den weiten, stillen Friedhof der Kunstgeschichte, die ihnen die Grabschrift gesetzt! der Rest ist Schweigen. Die außerordentliche Kurzlebigkeit des gesungenen Dramas erklärt sich vornehmlich aus seiner zusammengesetzten Natur. Es iibt unter sämmtlichen Kunstschöpfungen die stärkste und allgemeinste Wirkung und ist dabei der zerstörenden Macht der Zeit am widerstandslosesten preisgegeben, „In ihm (sagt Riehl) spitzt sich die Technik dreier Künste zu, und nichts veraltet rascher als zugespitzte Technik." Alle auf das Bravourbedürfnisz berechnete Musik ist darum so hinfällig, so gänzlich abhängig von jeder Laune der wankelmüthigsten unter sämmtlichen Feen, der im Schassen wie im Zerstören gleich raschen und allmächtigen Mode. Um eine Oper außer Cours zu setzen, braucht nur der Text den Neigungen des Publikums nicht mehr zu entsprechen oder der musikalische Geschmack sich geändert zu haben oder ein in neuen Traditionen erzogenes Sänger geschlecht herangewachsen zu sein. Dreifach sterblich ist sie solchergestalt. Aus Alles, was während des siebenzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts für die Gescmgsbühue geschaffen worden, hat längst der Tod seine starre Hand gelegt. Tie ältesten, heut zu Tage noch lebendigen Tondramcn sind einige Spätwerkc Glucks. Von der gesammtcn Händel'schen Theatermusik haben blos noch etliche in den Concertsaal hinüber gerettete Arien Werth für die Gegenwart. Tie Partituren Hasses und Grauns. die massenhafte Production der tosccmischen und der über die Maßen fruchtbaren neapolitanischen Schule sind Staub uud Moder.

So alt wie die Oper selbst ist das ungestillte Verlangen der Componisten nach brauchbaren Texten. Die Sache hat einen zwiefachen Grund, einen subjektiven und einen in der Natur der Dinge liegenden. Ten echten Dichter wird es nur äußerst selten nach den kargen Lorbeern gelüsten, welche ihm die Libretto-Poesie verheißt. Dazu kommt als objectives Moment die Enge des der Oper zugänglichen Stoffgebietes. Motive von urbildlichem Gehalt und zugleich fähig, vom Ausdrucksvermögen der Töne ergriffen zu werden, bieten sich keineswegs in Hülle und Fülle dar. Italiener, Franzosen und Deutsche haben auf der Gesangsbühne um die Hegemonie gestritten. Wir trugen zuletzt öen Sieg davon, denn wer jenseits der Alpen oder Vvgesen könnte sich mit Gluck. Mozart, Beethoven messen. Zwei Umstände sind jedoch geeignet, unseren Nationalstolz in Sachen der Oper einigermaßen zu dämpfen. Nicht nur legte» die beiden älteren Meister italienische und französische Texte der Mehrzahl ihrer dramatischen Werke unter, auch deren musikalische Substanz vcrrcith deutlich die Einflüsse des ausländischen Theaterstils. Und ferner, statt mit unserer Production den Weltmarkt zu beherrschen, ist die Einfuhr immer unendlich größer gewesen als der Export. Der massenhafte Umfang der enteren erklärt sich daraus, daß es uns daheim beinahe ganz an jenem gefälligen Mittelgut fehlt, dessen kein Repertoire entbehren kann. Wenn nach einem Worte Börnes die deutsche Sprache und Literatur blos Gold und Kupfer, die unserer westlichen Nachbaren lauter Silber enthält, so gilt dasselbe von der deutschen Oper gegenüber der italienischen und französischen. Die genialsten Werke der Gattung find deutschen Ursprungs, aber das Theater ist nicht der Schauplatz gewesen, auf welchem die vaterländische Tonkunst ihre häufigsten Triumphe gefeiert.

Welche Wandlung hat nicht die Gesangsbühne erfahren, seitdem Mozart von der Welt geschieden. Längst zerrissen und zwar vermöge einer kunftgeschichtlichen Nothwendigkeit ist der schöne, innige Bund, den in der klasischen Oper Musik und Drama, Sinnlichkeit und Geist, edelster Wohllaut und charakteristische Bedeutsamkeit geschlossen. Wie die echte und rechte Ehe. so hat jede wahrhaft innerliche Gemeinschaft die vollste naivste Gegenseitigkeit der in ihr vereinigten Factor?« zur Voraussetzung. Nicht als ein Opfer, als Beschränkung ihrer Freiheit soll von ihnen die durch das Mit- und Füreinander bedingte selbstlose Hingabe empfunden werden, sondern als naturgemäße Bereicherung und Ergänzung des eigenen Wesens. Daher handelt es sich in der fast dreihundertjährigen Geschichte, auf welche das musikalische Drama bereits zurückblickt, immer wieder um das Verhältnis; der in ihm zusammenwirkenden Künste. Diese dürfen, um des vollen Segens ihrer Verbindung theilhaftig zu werden, weder zu unreif und hilflos, noch zu hoch entwickelt und selbstbewußt sein. Das eine ist in der vorklassischen, das andere in der nachklassischen Oper der Fall. Was die letztere anlangt, so sehen wir ihr inneres Gleichgewicht namentlich von zwei Seiten her gestört: durch den aus dem rein instrumentalen Gebiet in sie eingedrungenen unerschöpflichen Farben- und Geftaltenreichthum und durch die mehr und mehr zur Herrschaft gelangte Richtung auf handgreiflichsten dramatischen Realismus, durch den Naturservilismus, um mit Schiller zu reden. Kommt es hier kaum irgendwo zu wirklicher Versöhnung des Gegensatzes zwischen den zu gemeinsamer Betätigung berufenen Künsten, sucht jede von ihnen nach Kräften der anderen den Raum zu schmälern, einzig in dem dabei erfahrenen Widerstande Maß und Schranke findend, so zeigen die idealsten Gebilde des klassischen Stils — streng genommen können als solche bloS die Taurische Jphigenia, Figaro und Don Juan gelten — die reinste Ver schmelzung aller aufgebotenen DarstcllungSmittcl. Weder fällt da die Musik dem Drama in« Wort, noch wird sie von diesem zu peinlich beflissener Absichtlichkeit des Ausdrucks gedrängt. Aufs Engste halten sich beide umfangen, im wechselseitigen Geben und Nehmen dem innersten Zuge ihres Herzens Folge leistend. Tonsprachc und Dichtung gehen so gänzlich in einander auf, daß bei keinem Thcit auch nur der geringste Abzug oder Uebcrschuß zu Tage tritt. Während die Gluck'schc Oper den Ausschluß des Secco-Recitativs. das immer und überall ein leidiger Lückenbüßer bleibt, vor den beiden Mozart'schen voraus hat, weisen dafür die letzteren unendlich reicher quellende Fülle und Mannigfaltigkeit der Erfindung und Gestaltung auf. Mit seiner königlichen Freigebigkeit und nicht weniger mit seiner unbewußten Weisheit gemahnt hier das künstlerische Schaffen an den aus nie versiegendem Vorrath strömenden, durch das geheimnißvolle Walten ewiger Gesetze geregelten Haushalt der Natur. Gleich dieser sind darum jene Werke herrlich wie am ersten Tag. Kein Ablauf der Jahre hat Gewalt über die Frühlingspracht der Töne, die in ihnen blüht und duftet. Mozarts Opern nehmen in Herzen seines Volkes eine der ersten Stellen ein. Die Entführung, Figaro Ton Juan, die Jauberflöte, sie gehören, wie der blaue Himmel, die Sonne, der Lenz, uns Allen ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, der Bildung. Dem Meister, der auf solche Art fort und fort unzähligen Gemüthern reinste Glückseligkeit spendet, ihm gebührt fürwahr ein Platz unter den größten Wohlthatern der Menschheit.

Zwei Tage vor der ersten Aufführung desJdomeneo hatte dessen Schöpfer das fünfundzwanzigste Jahr beschlossen und doch gebot dieser bereits mit spielender Leichtigkeit und Sicherheit über alle Mächte des Tonreichs. Aus seiner Hand waren nicht nur in Hülle und Fülle instrumentale und kirchliche Compofitionen der mannigfaltigsten Art, sondern auch schon ein Dutzend dramatischer Arbeiten hervorgegangen. Eine reife, süße Frucht, wie sie nur vollendete Meisterschaft zu zeitigen vermag, empfing von ihm das Münchener Theaterpublikum. Karl Maria von Weber meint, daß in der Partitur fast aller Farbenstvff der späteren Mozart'schen Werke wie auf der Palette dargelegt worden und zugleich das Gewicht des Wissens mit des Genius Freiheitsluft zu kämpfen beginnt. In der That lassen die folgenden Opern, was die Beherrschung der TarstellungSmittel anlangt, kaum irgend welchen erheblicheren Fortschritt erkennen. Gleich ihnen ist auch Jdomeneo aus edelstem Wohllaut geformt, gesellen sich auch in ihm zu inniger Vertrautheit mit der Natur der Singstimme sachkundige Behandlung des Orchesters, zu quellendem Fluß der Erfindung crm'tallene Klarheit und strenge Folgerichtigkeit der Tonsprache, zum Reiz der sinnlichen Erscheinung die aus dem geistigen Gehalt der Ausgabe geschöpfte Bedeutsamkeit des Ausdrucks. Mit einem Wort: der Nafaelkopf des Meisters kehrt uns schon in seiner ersten klassischen Oper das volle Antlitz zu. Er ist wesentlich derselbe geblieben in dem weiteren Jahrzehnt, das ihm noch zum Schaffen gegönnt gewesen. Gänzlich fehlen hier die verschiedenen Stilperiodcn, die wunderbaren Wandlungen und Gegensätze, welche gerade die Production der genialsten Künstler sonst aufzuweisen pflegt. Von dem Beethoven, der aus der ersten Sinfonie zu uns redet, ist in der neunten kein Zug mehr zu gewahren. Tie Wege des Freischütz, der Euryanthe, des Oberon, wie weit laufen sie auseinander! Für einen ähnlichen Entwickelungsgang war kein Raum innerhalb der eng geschlossenen goldenen Schranken jener harmonisch in sich befriedigten Schönheit, deren vornehmster Vertreter Mozart gewesen.

Warum hat sich nun aber Jdomeneo stets nur mit einem kargen Pflichttheil der Liebe und der Bewunderung begnügen müssen, deren seine jüngeren Geschwister allenthalben wenigstens in Deutschland sich erfreuen? Weshalb blieb er unbeachtet bei Seite, während die Entführung. Figaro, Do» Juan, die Zaubcrflöte bis auf den heutigen Tag zu dem eisernen Bestand des Repertoires zählen? Ein Vierteljahrhundert verstrich, ehe er den Weg von München in die Hoftheater zu Wien und Berlin gefunden. In der österreichischen Hauptstadt verschwand er damals ebenso rasch von der Tagesordnung wie bei einem zweiten 1819 gemachten Versuch. Noch an zahlreichen Orten: in Kassel, Königsberg, Weimar, Frankfurt, Dresden ist seitdem diese Oper zur Darstellung gelangt, aber immer wieder mit dem nämlichen mageren Achtungserfolg. Laute Freude (berichtet Otto Jahn) der eigentlichen Musikliebhaber nnd Kenner, Gleichgültigkeit oder rasch vorübergehende Teilnahme des großen Publikums, das den Voraussetzungen fern steht, von denen das Verständnis? abhängt. Auch die von mehreren deutschen Bühnen 1881 veranstalteten Jubiläunis - Aufführungen konnten nicht den auf dem Werke liegenden Bann nachhaltig brechen. Daß es sich nie in der Gunst der Massen einzubürgern vermocht, hat freilich seinen guten Grund. Soll man doch nicht neuen Wein auf alte Schläuche füllen, und das ist hier geschehen. Die starren, ausgelebten Forme» der schon längst greisenhaften Opora seris waren das Gefäß, in welches jugendkräftigste Genialität sich ergossen. Während Figaro und Oosi Km wtte auf dem Boden, der die üppigsten Keime des Gedeihens in sich tragenden komischen Oper stehen, während deren geistsprühender Humor, ihr geschmeidiger, ausdrucksrcicher, einer Welt der verschiedenartigsten Empfindungen Raum gebender Ensemblestil in den Don Jnan übergegangen, während endlich die Entführung wie die Zauberflöte echte Zukunftsgcbilde sind, verheißungsvollste Frühlingsboten des nationaldeutschen Musikdramas, bekannten sich die erste und die letzte unter den klassischen Schöpfungen des Meisters zu einer im Absterben begriffenen Gattung, deren Ende Niemand mehr beschleunigt hat als er selbst und sein unmittelbarer Vorgänger, der Componist der beiden Iphigenien. Sowohl Jdomeneo wie I^a Olsnisuxa äi 1°>to wurzeln in den Traditionen der alten italienischen Gcsangsbühne, nur mit dem Unterschied, daß der eine frischen, fröhlichen Muthes über sie hinausstrebt, die andere dagegen müde und entsagungsvoll sich zu ihnen zurückwendet. Jener gleicht einem sonnigen Frühlingsmorgen, diese einem milden Hcrbstabcnd.

Dem von Abbate Varesco bearbeiteten Libretto liegt der mit Campras Musik schon 1712 aufgeführte Jdomeneo von Danchet zu Grunde. Lauter alte, ehrwürdige, längst vermoderte Herrschaften ziehen hier im feierlichen Kothurnschritt an uns vorüber. Blos hohle Masken, dazu über die Maßen verbraucht und fadenscheinig waren die orientalischen, griechischen, römischen Helden und Heldinnen, die der Opera seria*), diesem dramatisch hergerichteten und aufgeputzten Concert, durch zwei Jahrhunderte das Personal geliefert. Name nnd Costüme wechselten, aber nicht ihre Träger, die typischen Gestalten

') Vergl. des Verfassers „Unsen« klassischen Meister" 1. Bd, S. 287 ff.

des Königs und der Königin, des Prinzen und der Prinzessin, des Priesters und der Priesterin, stets umgeben von demselben untcrthänigen, ihren stolzen Worten mit Bewunderung oder Schrecken lauschenden Volke. Wie unheilschwangcr sich, auch die Handlung anließ, immer nahm sie, dank dem bereit gehaltenen Osus sx insclliiiä, einen glücklichen Ausgang. Trefflich entsprachen der Bravourgesang und das Kastratenthum dieser cvnventionellen Scheinund Schattenwelt mit ihren gefrorenen Freuden und Schmerzen, ihren geschminkten und gepuderten, nach dem strengsten Hofccremvniell bemessenen Teclamationen. Alle auftretenden Personen waren viel zu sehr erfüllt von gegenseitiger Achtung, um sich in die Rede zu fallen. Die eine ging, wenn die andere kam, oder hörte ihr geduldig zu. Hier und da wurde die endlose Reihe der Arien und Recitative durch einige kurze Chöre, höchst selten durch Sätze für mehrere Solostimmen unterbrochen. Nicht wuchsen die Töne aus den Worten organisch hervor — wie Blätter. Blüthen und Früchte aus dem lebendigen Stamm — sondern die Verse des Libretto bildeten gleichsam nur das Lattengerüst, an welchem die Musik ihre Laub- und Blumengewinde aufhing. Tie Arientexte begannen gewöhnlich mit einer Sentenz. Ihrem thesenartigen, bald kategorischen, bald apodiktischen Inhalt gemäß waren die melodischen Hauptmotive fest umschrieben, wuchtig, gespreizt, nicht wellenförmig auf- und nicderwogend, vielmehr äußerst steif und gradlinig, solchergestalt den Stimmen Gelegenheit gebend, durch Macht und Grüße des Tons zu glänzen. Die Exposition des Themas pflegte zuletzt fast immer in ganze Büschel von Fiorituren auszulaufen, bei denen dann auch die Beweglichkeit der Kehle ihre Rechnung fand. Reichlich wurde so für die Schaustellung jeder Art von Virtuosität gesorgt, und vornehmlich dadurch unterscheidet sich der ältere Opernstil von dem modernen. Denn dieser begünstigt mit seinen dramatischen, lyrischen, figurirten Partien die Arbeitstheilung. Jener begehrte dagegen von Allen Alles.- vocale Athletenthnten, die süßen Schmeichelkünste des Piano, Lcgato, Crescendo, Decrescendo, endlich auch behendeste Coloraturfertigkeit. Er muthet deshalb unseren heutigen, in der Pflege einzelner, scharf begrenzter Rollenfächer erzogenen Sängern und Sängerinen die dornigsten Aufgaben zu. Noch unter seinem Einfluß stehen, abgesehen von der OlsmsnM <ti ?itc> in den späteren Mozart'schen Werken, Constanze, giordiligi und die Königin der Nacht.

Die engen Beziehungen des Jdomenco zur alten O^si-a »siia springen schon bei der oberflächlichsten Betrachtung in's Ange. Sechsundzwanzig Nummern, die mit Ausnahme eines Duetts, Terzetts, Quartetts, wie einiger Märsche und Chöre, lauter Recitative und Arien sind, enthält die Partitur. Drei Soprane und ein Tenor theilen sich in die Hauptrollen, deren Gestaltung durch die Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der Münchener Sänger und Sängerinnen wesentlich beeinflußt worden. Wie der Meister später Constanzens große Arie der geläufigen Gurgel der Cavalieri geopfert, wie ihm seine Schwägerin Joseph« Hofer zur Königin der Nacht Modell gesessen, so hat

cr an dem dürftigen Kastraten dal Prato und dem alten Häkligen Coloraturpedanten Raaff das Maß zu Jdamantc und dessen Bater grnvmmen. Das; der erster? nicht dem Tenor, fondern dem Sopran, der letztere nicht dem Baß oder Bariton, sondern dem Tenor zugefallen, erklärt sich einzig aus diesem äußeren Umstand. Freiere Hand hatte Mozart bei -den weiblichen Charakteren. Mit ihrer Darstellung waren Elisabeth und Dorothea Wendling betraut, beide treffliche Küstlerinnen, dazu dem Componisten eng befreundet, seiner Autorität in allen Stücken willigste Folge leistend. Tie weitaus werthvvllsten Arien sind ihnen in den Mund gelegt. So schwer auch der Ablauf eines Jahrhunderts die Gesänge des Königs und des Prinzen geschädigt, der leidenschaftlichen Elcktra und der jungfräulichen milden Ilm vermochte er wenig anzuhaben. Die erste« ist durchaus nach ihrer Matter Klytemnästra geartet; wie diese iu der einen ganz ähnlichen Stoff behandelnden Glnck'schen Jphigenia in Aulis musikalisches Fleisch und Blut gewonnen. Die Einwirkung des älteren Meisters auf den jüngeren verräth sich anch sonst noch mehrfach, vornehmlich in der Bedeutsamkeit der Rccitative. Haben auf solche Weise sowohl der Bravourgesang der italienischen Oper» seri» wie das dramatische Pathos der französischen großen Oper reichlichen Theil an dem Werk, so gesellt sich zn diesen beiden Elementen ein drittes, zu dessen Verständnis; es keiner grauen, kunstgeschichtlichen Weisheit bedarf, das, unmittelbar zu unserem Herzen redend, der Tonsprache den eigensten Stempel des Mozart'schcn Genius aufprägt: die aus dem tiefsten Grunde des deutschen Grmüths geschöpfte Innigkeit der Empfindung. Sie ist namentlich in die Gesänge der Ilia und in die mehrstimmigen Sätze eingeströmt. Bei jedem dieser Gebilde haben wir ein ähnliches Gefühl, wie wenn in einem seit Menschengedenken verschlossenen, mit vergilbter Pracht gefüllten Kunstbau aus der Rococozeit mit einem Male sämmtliche Thüren und Fenster aufsprängen »nd von allen Seiten Luft und Sonnenschein, der frische Hauch und die lwlden Laute der Natur hereinbrächen. Jdomeneo ist nächst der Zaubcrflöte von

sämmtlichcn Opern des Meisters am glänzendsten und sorgfältigsten instrnmentirt. Er läßt in diesem Betracht alle Schöpfungen Glucks weit hinter sich. Wie mußten die Zeitgenossen staunen über den unerhörten Vvllklang eines Orchesters, in welchem dem Streichquartett der vielstimmige Chvr der Bläser ebenbürtig an die Seite getreten, über eine Begleitung, deren tonmalcrische Motive jeden Vorgang auf der Bühne wiederspiegeln.

Die Empfindung eines von Act zu Act stetig sich steigernden Crescendo nimmt man von dem Werke heim. Immer voller und mächtiger strömt die Flnth der Töne, höher und höher wächst der Cvmponist vor uns empor. Tie große kunstgeschichtliche Bedeutung des Jdomeneo hat namentlich darin ihren Grund, daß hier das Verhältnis; Mozarts zu feinen Vorgängern sinnfällig zn Tage tritt. Wir werden auf's Unmittelbarste inne, wie viel er ihnen und wie unendlich mehr er dem eigenen Genius verdankt. Kommt dieser im ganze» ersten Act kaum zu Worte, so grüßt

er uns im zweiten gleich aus der so weich hingegossenen, von süßer Wehmuth gesättigten Arie der Ilm: „Verlor ich den Vater." Wir begegnen da einer Lieblingswendung des Meisters, die Note für Note im Andante der (? WoU'Sinfonie und in Taminos „DieS Bildniß ist bezaubernd schön" wiederkehrt.' Die lieblichen Klange des einen ausdrucksvollen Gesang der Elektro umrahmenden, von allen Grazien gewiegten Chores: „Still ist im Meer die Welle." schlürft das Ohr wie erquickenden Balsam ein. Das aus dem zartesten Wohllaut geformte Stück erinnert durch seinen Stimmungsgehalt an das Abschiedsterzett in Los! Km tutte. Beide bringen uns den ganzen Zauber eines südlichen Strandes vor die Seele, das Spiel der leise plätschernden Wellen, die mit ihnen kosenden Lüfte, das tiefe Blau der See und des Himmels. Die Schreckensrufe des vor dem Ungeheuer fliehenden Volkes, schon an sich von höchster dramatischer Macht, wirken um so erschütternder durch den Gegensatz zum Vorangegangenen. Eine ununterbrochene Reihe der herrlichsten Gebilde enthält der dritte Act. Wohl durfte von ihm Mozart seinem Vater frohlockend berichten: er wird wenigstens so gut ausfallen, als die beiden ersten; ich glaube aber unendliche Mal besser, und daß man mit Recht sagen könne: tinis mronat opus,. Da ist zunächst Jlias seelenvolle Arie: „Zephyretten, leicht gefiedert" und bald darauf das bewunderungswürdige Quartett, ein Ensemblesatz so kunstreich gefügt und so inhaltsschwer, dessen Gleichen bisher nirgend zu finden gewesen, weder bei Händel und Gluck, noch bei den Italienern und Franzosen. Man bedenke die überaus mißliche Aufgabe, drei Soprane und einen Tenor neben- und gegeneinander musikalich wie dramatisch zu vollster Geltung zu bringen, und doch ist die Schwierigkeit mit spielender Hand überwunden. Dem hartnäckig auf den alten Schlendrian versessenen Raaff jagte das alles Herkommens spottende, aus dem Füllhorn der bcgnadigtsten Phantasie geschöpfte Tonstück kaum geringeren Schrecken ein als de» kretischen Männern und Frauen Poseidons plötzlich aus den Fluthen auftauchendes Ungethüm. Der verblüffte Sänger wollte mit diesem Quartett nichts zu schaffen haben, er warf ihm vor, eS sei zu lang „n«u «'ö du ^ian.ir I» v<nc>." Aber der Meister wies ihn mit den geflügelten Worten zur Ordnung: „Liebster Freund! Wenn ich nur eine Note wüßte, die zu ändern wäre, sv würde ich es sogleich thun; allein ich bin noch mit keiner Sache in dieser Oper so zufrieden gewesen wie mit diesem Quartett, und hören Sie es nur einmal zusammen, dann werden Sie gewiß anders reden. Ich habe mir bei) Ihren zwei) Arien alle Mühe gegeben, Sie recht zu bedienen, werde es auch bei) der dritten thun und hoffe es zu Stande zu bringen; — aber was Terzetten und Quartetten anbelangt, muß mau dem Componisten sehnen freien Willen lassen." Ungemein lehrreich ist der des Vorfalls gedenkende, nach Salzburg gerichtete Brief. — „Als wenn man in einem Quartett nicht viel mehr reden als singen sollte," kann man die dramatische Bedeutung alles Ensemblegcsanges kürzer und bündiger bezeichnen? Der Chvr des um den Oberpriester versammelten Volkes, die Tempelsccne mit Elektras zornglühender Arie sind unübertroffene Muster ihrer Gattung, dem Gewaltigsten im Don Juan und in der Zauberflvte ebenbürtig an die Seite tretend.

In Webers gesammelten Schriften, auf die schon die Betrachtung des Jdomeneo Bezug genommen, findet sich der folgende charakteristische Ausspruch über die Entführung. „Meinem persönlichen Kunstlcrgefühle ist diese heitere, in vollster üppiger Jugendkraft lodernde, jungfräulich zart empfindende Schöpfung besonders lieb. Ich glaube in ihr das zu erblicken, was jedem Menschen seine frohen Jünglingsjahre sind, deren Blüthenzeit er nie wieder so erringen kann, und wo beim Vertilgen der Mängel auch unwiederbringliche Reize fliehen. Ja, ich getraue mir, den Glauben auszusprechen, daß in der Entführung Mozarts Kunsterfahrung ihre Reife erlangt hatte, und dann nur die Welterfahrung weiter schuf. Opern wie Figaro und Don Juan war die Welt berechtigt, mehrere von ihm zu erwarten. Eine Entführung konnte er mit dem besten Willen nicht wieder schreiben." Auf ganz ähnliche Weise hat Mendelssohn in seinen Briefen über das Werk sich geäußert. Ja wohl in den wärmsten Glanz, den süßesten Blüthenduft der Jugend sind diese Töne getaucht, brachen sie doch aus einem Gemüth hervor, das ihnen das ganze junge Glück seines Licbesfrühlings auf die frischen Lippen gelegt. Auch Weber konnte beim besten Willen keinen Freischütz wieder schreiben. Beide Werke künden in schallendem Reigen jene höchste Freude, die das Schicksal nur einmal dem Menschen gönnt. Das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt das Herz in Seligkeit — wahrlich nie hat die deutsche Tonkunst das Wort des deutschesten aller Dichter mit lauterem, überzeugenderem Jubel bekräftigt als in diesen Bräutigamsopern unserer zwei größten dramatischen Sangesmeister. Wie Belmonte, so sollte auch Mozart seine Constanze sich erkämpfen. Nomen est omsn, schon der Klang des thcuern Namens war verheißungsvoll für eine Arbeit, die den Grundstein zum Ruhm und desgleichen zum häuslichen Herd rhres Autors gelegt.

Und nicht blos die Braut, auch unsere nationale Oper empfing ihre Morgengabe in der Entführung. Wir haben hier die erste wunderrciche Bluthe, zu der das unscheinbare deutsche Singspiel, von der Macht des Genius berührt, sich erschlossen. Gar bescheiden sind die Anfänge unserer vaterländischen Gesangsbühne gewesen. Nur die italienische Oper sonnte sich in der Gunst der Höfe, war das verwöhnte Schvoßkind der vornehmen und gebildeten Gesellschaft. Auch außerhalb ihres Geburtslandes machte sie sich die Comvonisten wie die Sänger botmäßig, an schöpferischem Vermögen und an leistungsfähigen Stimmen Alles verschlingend, was sie auf ihrem Wege fand. In ihr hatte seit jeher als unumschränkte Herrin und Gebieterin die Musik geschaltet, während diese in unserem einheimischen Singspiel nur ein eng begrenztes Gastrecht genoß, das sie zudem mit der Verläugnung ihrer höchsten. edelsten Fähigkeiten erkaufen muhte. Angewiesen auf die äußerste, jedem Ohre verständliche Einfachheit der Formen, auf die hausbackenste Dürftigkeit des Ausdrucks, füllte sie zugleich durch plumpe Spaße um die Gunst der Menge werben. Sie durfte dabei keinen Augenblick vergessen, daß sie ihre Weisen nicht geschulten Sängern, sondern Schauspielern in den Mund legte. Einzig Componisten von mittelmäßigem Talent pflegte die Verrichtung so untergeordneter Handlangerdienste anzulocken. Die Entführung gab der deutschen Oper die künstlerische Weihe. Liebend neigte sich ein königlicher Jüngling zu dem armen Aschenbrödel hinab und hob es empor zu Glanz und Herrlichkeit. Wohl dürfen wir mit Otto Jahn sagen: „Zum ersten Male haben hier deutsche Empfindung, deutsches Gefühl, deutsches Gemüth aus einer echten Künstlerseele, durch vollkommene Beherrschung aller künstlerischen Mittel ihren Ausdruck gefunden; man begreift, daß vor der reichen Fülle und lebendigen Wahrheit einer solchen Erscheinung Alles zurücktreten mußte, was sein Heil in Formen suchte, die aus der Fremde entlehnt und nach äußerlichen Bedingungen gemodelt waren." Nächst der Zauberflöte hat keine andere dramatische Schöpfung Mozarts feinen Namen den Zeitgenossen so theuer gemacht, einen ähnlich durchschlagenden Erfolg gleich bei ihrem ersten Erscheinen aufzuweisen gehabt, wie diese. Sie kreuzte die Bestrebungen Goethes, der im Verein mit seinem Jugendfreunde Christoph Kaiser vielfach für die Hebung des deutschen Singspiels geschäftig gewesen. „All' unser Bemühen (klagt er) uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail schlug Alles nieder und es ist auf dem Theater von unserem so sorgsam gearbeiteten Stück (Scherz, List und Rache) niemals die Rede gewesen."

Das Textbuch wird man immerhin den besseren Arbeiten seiner Art beizählen. Es bot dem Componisten eine zwar einfache, aber doch nicht arme Handlung, fest umschriebene Charaktere, manche wirksame Situation, endlich den Reiz des orientalischen Localcolorits. Von der älteren deutschen Operette ist der lässige Wechsel zwischen gesungenen und gesprochenen Scenen übrig geblieben. Dieser, als stilwidrige Beimengung von zwei völlig verschiedenen Ausdrucksweisen im rein ästhetischen Betracht gewiß unberechtigt, kommt doch dem praktischen Bedürfnis; so hilfreich entgegen, daß er wenigstens innerhalb der heiteren Gattung bis zum heutigen Tage seinen Platz behauptet. Nicht blvs weit verständlicher, auch ungleich rascher als aller Gesang ist die geflügelte Rede. Sobald ihr das ganze Geschäft des Erzählens und Motivirens zugefallen, darf die Musik nur nach dem süßen, lyrischen Kern des Dramas ihre Hand ausstrecken. Mozart, dessen genauen Anweisungen der Librcttist folgte, trug Sorge, daß der Dialog auf das Allcrnothwendigste beschränkt wurde, daß keine vom Stoff gewährte Gelegenheit zu Arien oder Ensemblesätzen unbenutzt blieb. Das Bretzner'sche Original enthält deren viel weniger als die Stephaniesche Bearbeitung. Dem ununterbrochenen brieflichen Verkehr des Meisters mit seinem Vater verdanken wir ein interessantes Gegenstück zu dem von Gluck in der Zueignung der Alceste abgelegten künstlerischen Glaubensbekenntnis;. „Nun wegen dein Text von der Opera. — Was des Stephanie seine Arbeit anbelangt, sv haben Sie freylich Recht, doch ist die Poesie dem Charakter des dummen, groben und boshaften Osmin ganz angemessen. Und ich weis; wohl, das; die Versart darin nicht die beste ist; doch ist sie so passend mit meinen musikalischen Gedanken (die schon vorher in meinem Kopfe umher spazierten) übereingekommen, daß sie mir nothwendig gefallen mußte; und ich wollte wetten, daß man bey dessen Aufführung nichts oermissen wird. Was die in dem Stücke selbst sich befindende Poesie betrifft, so könnte ich sie wirklich nicht verachten. — Die Ana von Belmonte: O wie ängstlich konnte fast für die Musik nicht besser geschrieben seyn. — Das Hui und Kummer ruht in meinem Schooß (denn der Kummer kann nicht ruhen) ausgenommen, ist die Aria (der Constanze Nr. 6 der Partitur) auch nicht schlecht, besonders der erste Theil und ich weiß nicht, — bey einer Opera muß schlechterdings die Poesie der Musik gehorsame Tochter seyn. — Warum gefallen denn die welschen komischen Opern überall, mit alle dem Elend, was das Buch anbelangt? sogar in Paris, wovon ich selbst ein Zeuge war? — Weil da ganz die Musik herrscht und man darüber Alles vergißt. Um sv mehr muß ja eine Opera gefallen, wo der Plan des Stückes gut ausgearbeitet, die Wörter aber nur blos für die Musik geschrieben sind, und nicht hier und dort einem elenden Reime zu gefallen (die doch bey Gott, zum Werth? einer theatralischen Vorstellung, es mag seyn, was es wolle, gar nichts betragen, Wohl aber eher Schaden bringen) Worte setzen, oder ganze Strophen, die des Componisten seine ganze Idee verderben. — Verse sind wohl für die Musik das Unentbehrlichste, aber Reime — des Reimes wegen das Schädlichste; die Herren, die so pedantisch zu Werke gehen, werden immer mit sammt der Musik zu Grunde gehen. Da ist es am besten, wenn ein guter Componist, der das Theater versteht, und selbst etwas anzugeben im Stande ist, und ein gescheidter Poet, als ein wahrer Phönix, zusammenkommen — dann darf Einem vor dem Beifalle der Unwissenden auch nicht bange seyn. — Die Poeten kommen mir fast vor, wie die Trompeter mit ihren Handwerkspvsse»; wenn wir Componisten immer so getreu unfern Regeln (die damals, als man noch nichts Besseres wußte, ganz gut waren) folgen wollten, so würden wir ebenso untaugliche Musik, als sie untaugliche Bucheln verfertigen. Nun habe ich Ihnen dünkt mich genug albernes Zeug dahergeschwätzt."

Niemand wird i» der Partitur die Ungleichartigkeit verkennen. Neben den ausgelebten Formen der altersmüden italienischen Oper die kraftstrotzenden, zukunftsreichen Keime unseres nationalen Musikdramas. Wie sehr von dessen Herrlichkeit Herz und Kopf des Meisters voll gewesen, wüßten wir es nicht schon aus den Briefen, seine beiden deutschen Opern würden es uns sagen. Daß in Jdvmcneo die weiblichen Figuren, in der Entführung die Männerrollen in den Vordergrund treten, hat seinen Grund theils im Textbuch, theils in der Persönlichkeit der ersten Darsteller, die stets bestimmenden Einfluß auf Mozart geübt. Ihm waren im Tenoristen Adamberger und im Bassisten Ludwig Fischer Sänger zur Hand, wie er sie besser sich gar nicht wünschen konnte. Keine zweite unter den von ihm auf die Bühne gerufenen Jünglingsgestalten kann an Ernst und Tiefe der Empfindung mit seinem Belmonte sich messen, weder Ottavio noch Fernando, auch nicht der deutsche Tamino. Vor diesem, der kaum den Knabenjahren entwachsen, hat jener die gereifte Männlichkeit voraus. Welcher Gegensatz zwischen ihm und den hohlen, geckenhaften Kastraten der Oper» ssria auf der einen, den galanten, windigen Tenoren der Buffa auf der anderen Seite. Er ist das künstlerische Abbild seines Schopfers, recht eigentlich dessen Doppelgänger. Namentlich die ersten beiden Arien bringen uns die ganze Zartheit und Süßigkeit, aber auch die vollste Kraft und Trene der echten Liebe vor die Seele. Was in der zweiten, der „Favoritarie" des Componisten, wie Aller, die sie gehört, so ängstlich und so feurig klopft, es ist das der Braut sehnsüchtig entgegenschlagende Herz des sechsundzwanzigjährigen Mozart. In das unsrige theilt sich aber mit dem Helden der Oper sein Todfeind, der wilde, tückische, blutdürstige Osmin. dieser leibhafte Türke der Volksphantasie, für den es kein herrlicheres Schauspiel giebt, als die Hinrichtung eines Ungläubigen. Wer sollte meinen, daß mit dem leidenschaftlichen Liebhaber des Köpfens und Hängens, des Spießens und Verbrennens die Grazien irgend etwas zu schaffen haben könnten, und doch standen sie an seiner Wiege, geleiten sie ihn auf allen seinen Wegen. Ein Blutsverwandter des glorreichen Falstaff, gleich ihm der schöpferischen Urkraft genialsten Humors entstammt, hat er vollen Anspruch auf unsere Bewunderung, ja auf unsere Liebe. Der Alles verklärende Grundzug der Mozart'schen Tonsprache tritt vielleicht nirgends so sinnfällig zu Tage, wie hier. Welche Mißgestalt würde der Realismus der modernen Oper aus Blondchens unwirschem Gebieter gemacht haben! Das Scheusal Kaliban wäre sicherlich dagegen ein unschuldig lächelndes Kind gewesen. Der Componist der Entführung glaubte, die Kunst dürfte vom Häßlichen nur unter der Bedingung Besitz ergreifen, wenn sie es in schönen Schein umzusetzen vermöchte. Die folgenden, bei Gelegenheit der ersten Arie des Osmin an den Vater gerichteten Worte treffen den Kern der Sache und sind um so merkwürdiger in dem Munde eines Meisters, von dem man gewöhnlich meint, er hätte sich nichts bei seinen Tönen gedacht, wie im Schlafe wären sie ihm gekommen. „Das Drum beim Barte des Propheten ist zwar im nämlichen Tempo, aber mit geschwinden Noten und da sein Zorn immer wächst, so muß, da man glaubt, die Aria sey zu Ende, das L,Usgr« asdiu ganz in einem anderen Zeitmaße und anderem Tone eben den besten Effect machen. Denn ein Mensch, der sich in einem so heftigen Zorn befindet, überschreitet ja alle Ordnung, Maß und Ziel, er kennt sich nicht — und so muß sich auch die Musik nicht mehr kennen. Weil aber die Leidenschaften. heftig oder nicht, niemals bis zum Ekel ausgedrückt sein müssen, und die Musik auch in der schaudervollsten Lage das Ohr niemals beleidigen, sondern doch dabei vergnügen, folglich allezeit Musik bleiben muß, so habe ich keinen fremden Ton zum ? (dem Tone der Arie), sondern einen befreundeten, aber nicht den nächsten O-mmore, sondern den weiteren ^-minore dazu gewählt." Köstlich ist gleich das Lied, mit dem sich unser Mann einführt: „Wer ein Liebchen hat gefunden, die es treu und ehrlich meint," in wessen Brust jubelte es nicht hell auf bei solcher Vorstellung. Ihm aber, dem schwerblütigen, mißtrauischen, hinterhältigen Gesellen dient zur treuen Kundgebung seiner Gefühle eine wilde, trübe, grämliche Melodie in (Z-moll. Unübertroffene Muster in rein musikalischem wie in dramatischem Betracht sind die beiden Arien. Außer Mozart hat nur noch Händel des Basses Grundgewalt seinen reckenhaften Wuchs, feine breiten wuchtigen Schritte zu so siegreicher Geltung gebracht. Osmin ist die eigenste Schöpfung des Componisten, der den Inhalt der einzelnen Scenen dem Textdichter angab, ihm blos die Sorge für die Worte überließ. Der liebenswürdige Unhold steht bis zum letzten Ton im Mittelpunkt unseres Interesses. Von unbeschreiblicher Wirkung ist es. während er in dem patriarchalischen Rundgcsang, der die Stelle des Finale vertritt, den Versuch macht, seinen Wuthausbrüchcn die zahme, Selims Großmnth preisende Weise anzupassen, sie aber nach wenigen Zeilen verächtlich bei Seite wirft und in den tobsüchtigen Schluß der ersten Arie zurücktaumelt. Noch möge hier das ihm von David Friedrich Strauß zugeeignete Sonett einen Platz finden:

Das lustige Stück im Sinnbild nachzuahmen,
Möcht' ich mit dieser Feder zeichnen können:
Dann setzt ich einen Bären, leicht zu nennen,
Geneckt von Liebesgöttern, in den Nahmen,

Erst tanzt der Bär, gleich einem jener zahmen
Nach einer Pfeife, die wir alle kennen:
Dann sehen wir toll ihn hin nnd wieder rennen,
Dem Amor« Bienenstiche schlecht bekamen.

Doch wie? Du sprichst nur immer von dem Bengel;
Soll nichts des trcuestcn Paares Liebe gelten?
Das Herz nicht gelten, das so feurig klopfet?

Gcwis; ich fühl's: sie singen wie die Engel:

Doch über Alles geht mir — mögt ihr schelten, —

Der alte Türk' — und nun sogar bczopfet.

Der weibliche Hauptcharaktcr hat sich mehr als billig dem Wesen der ersten Darstellerin, einer seelenlosen Gesangsvirtuosin, fügen müssen. „Tic Arie von der Constanze (bekennt Mozart selber) habe ich ein wenig der geläufigen Gurgel der Mlle. Cavalicri aufgeopfert. „Trennung war mein banges Loos und nun schwimmt mein Aug in Thronen" habe ich, soweit es eine welsche Bravourarie zuläßt, auszudrücken gesucht," Es ist keineswegs das einzige Stück, das den lebensfeindlichen Einfluß der geläufigen Gurgel verrttth. Was nur der altitalicnifchc Bravourstil an häklichen Staccato, auf- und niederrollenden Skalen, an verwegenen Sprüngen in

die höchste Höhe und tiefste Tiefe dargeboten, hat der Cvmponist auf die Rolle gehäuft, um die Vorzüge seiner Sängerin iir's hellste Licht zu rücken, ihre Blößen unter dem gleißenden Flitterstaat zu verstecken. Namentlich die große Arie „Martern aller Art" ist verschwenderisch behängt mit derlei vergänglichem Zicrrath, Vorüber rauscht da an uns die gefallsüchtige ?rimnZonns-ässoluw der Opers ssri.i, eine hohle Maske im verschlissenen Sammet und Atlas mit langer, von vier concertirenden Instrumenten — Flöte, Oboe, Violine und Cello — dienstfertig getragener Schleppe. Ungleich freundlicher als die Herrin muthet uns die Zofe an. Das kecke, schelmische Blondchen kann sich freilich nicht messen mit den beiden jüngeren Schwestern in Figaros Hochzeit und in Oos! Km tutts. Pedrillos Romanze ist eine Perle aus dem Schatzkästlein orientalischer Märchenromantik. Alle Zauber der tausend und einen Nacht tauchen in unserer Erinnerung auf bei den seltsamen und doch so holden Klängen dieser Weise, die zugleich mit ihrer unsteten, zwischen Our und Noll schwankenden, von einer Tonart zur andern irrenden Modulation, mit ihren leisen, rhythmischen Pulsen, das Wesen der Situation, die nach Fassung ringende Angst des Sängers, seine in die Stille und das Dunkel der Nacht hineinspähcnde Ungeduld, die Heimlichkeit des von ihm und dem Genossen unternommen Wagnisses deutlich wiederspiegclt.

An mehrstimmigen Sätzen ist die Entführung viel reicher als Jdomeneo, sie enthält vier Duette — drei von ihnen geben Osmin Gelegenheit, in seiner ganzen Glorie sich zu zeigen — ein Terzett und ein Quartett, das erste wirkliche Finale, das auf der deutschen Bühne erklungen. Es hat seine Stelle am Schluß des zweiten Acts gefunden und offenbart schon die ganze, noch später so oft und so glänzend bewährte Meisterschaft musikalischdramatischer EntWickelung, jenes unübertroffene Vermögen, die bewegteste Mannigfaltigkeit von Charakteren und Vorgängen in den runden, fließenden Formen eines einheitsvolleu, organisch gestalteten Tonstücks zusammenzufassen. Ist an der Ouvertüre zu Jdomeneo der Ablauf eines Jahrhunderts keineswegs spurlos vorübergegangen, so gleicht die zur Entführung noch immer jungem feurigen Wein, Mozart meinte, man würde bei ihr nicht schlafen können, und sollte man eine ganze Nacht nicht geschlafen haben. Wie sich das rührt und regt, schäumt und sprndelt in jugendlichem Uebermuth! Die spiclselige Ausgelassenheit der Tonsprache gemahnt bereits an die phantastischen instrumentalen Gebilde unserer Romantiker. Bei aller strotzenden Lcbensfülle welche Einfachheit und Genügsamkeit im Gebrauch der äußeren Mittel! Kaum ein Anderer würde es sich haben nehmen lassen, gleich bei den ersten Accordcn den ganzen Orient vor uns aufzuklappen. Der Cvmponist ruft aber erst im neunten Tact die türkische Musik herbei, nachdem schon alle Geister der Lust, des Scherzes und der Laune in sein Orchester eingezogen. Nur ein paar Augenblicke gönnt dieses sich und uns Zeit, neuen Athem zu schöpfen. Die auf den Dominantaccvrd schließende Ouvertüre leitet unmittelbar in Bclmontes Gesang „Hier soll ich dich denn sehen" hinüber, dessen nach Mvll gerückte Melodie den Inhalt des jene unterbrechenden kurzen Andante bildet. Mit seiner schwärmerischen Innigkeit steht es im wirksamsten Gegensatz zu dem brausenden, bei der Wiederholung des ersten Thcils noch gesteigerten Jubel des Allearo.

„Das Ziel der Komödie, sagt Schiller, ist einerlei mit dem Höchsten, wonach der Mensch zu ringen hat. frei von Leidenschaft zu sein, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen." Nun, das idealste Gebilde der Gattung, die Komödie der Komödien, ist in Tönen gedichtet und nennt sich: Die Hochzeit des Figaro. Alle Zauber der Liebe und der Jugend, spielseligster Anmuth und Heiterkeit zu reinstem Wohllaut verkörpert, ruft uns der Klang dieses Namens vor die Seele. Wir denken bei ihm an eine sonnig-helle, jeder gemeinen Noth und Sorge entrückte Welt, an Menschen, zwar auch wie andere Erdenkinder abwechselnd bewegt von Freud' und Leid, aber vermöge des schönen Gleichmaßes ihrer Natur vor wirklicher Leidenschaft behütet und darum den Mächten nicht verfallen, von welchen geschrieben steht:

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr Iaht den Armen schuldig wcrdc»,
Dann iibcrlakt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden,

Wiedergeboren scheint in dieser Oper die ganze Herrlichkeit hellenischer Knnst. ihre ruhige Vornehmheit, thaufrische Naivetät, durchsichtige Klarheit, ihre lächelnde, dem Genuß freundlich sich entgegenneigende Milde. Keine andere Schöpfung des Meisters weist in reicherem Maße jene Grundeigenschaft der Mozart'schen Musik auf, die Jahn so treffend mit der würzigen Süßigkeit edelster zu goldener Reife gelangter Früchte vergleicht, denn beide sind das letzte köstlichste Ergebnis! eines geheimnißvollcn Prvcesfes, der Inbegriff, der feinste Extract aller im Organismus — hier im pflanzlichen, dort in der Künstlersecle — still und einträchtig schaffenden und wirkenden Kräfte. Gerade an den höchsten Thaten des Genius, in denen die mannigfachsten Gegensätze sich verschmelzen und aufheben, gewahren wir immer von Neuem das traurige Unvermögen, die gänzliche Hinfälligkeit der meisten ästhetischen Begriffs- und Grenzbestimmungen. Wer in Figaros Hochzeit sämmtliche Merkmale des klassischen Stils vcr> einigt findet, der braucht sicherlich keinen Widerspruch zu befürchten. Aber auch die Romantik ist nicht unbetheiligt an einem Werke, darin die von ihr so hochgehaltene Ironie oder sagen wir lieber der Phantasie- und gemüthvollste Humor das erste und letzte Wort hat.

Die Vergleichung mit dem ursprünglichen Stück von Beaumarchais läßt überall den mildernden und idcalisirenden Einfluß einer Musik erkennen, welche die bitterste Satyre auf die Sittenlosigkeit der vornehmen Gesellschaft zu einem heiteren Spiel mit den menschlichen Schwächen und Thorheiten verklärt hat. Unserem Meister war die Oper mehr als eine buntscheckige Reihe wirksamer Tonstücke. Er hegte nicht die Meinung, was zu albern sei. gesprochen zu werden, schicke sich immer noch für den Mund der Sänger, So fern ihm auch alle ästhetische Spcculation gelegen, von dem Wesen und der Aufgabe der Bühne hatte er doch eine sehr klare Anschauung, Weil Keiner besser gewußt, daß im Theater selbst die reichste musikalische Erfindung ohne geeignete dichterische Unterlage, ohne bedeutsame, nach den Gesetzen der poetischen Logik gegliederte Vorgänge, ohne lebensfähige Charaktere nichts auszurichten vermag, ist er oft genug seinen Librettisten rathend und helfend zur Hand gegangen. Ganze Stöße italienischer Textbücher, eines immer unbrauchbarer als das andere, waren von ihm durchgesehen worden. Eben noch hatte er die unliebsamsten Erfahrungen mit seinem Abbat? Varcscv gemacht, dessen ««» 6sl Lairo nach der Bollendung eines ganzes Actes zurücklegen müssen. Da kam ihm als wahrer Retter in der Roth le mari»A« cis ?ißai«. Dies Lustspiel verdankte freilich seinen außerordentlichen Erfolg vornehmlich dem von Witz sprühenden Dialog, also einer Eigenschaft, welche die einzig an den dramatischen Grundstoff gewiesene Oper preiszugeben genothigt war. Zudem bereitete ihr das viel verschlungene Gewebe der in ununterbrochenem Wechsel einander folgenden und kreuzenden Jntriguen ein gehäuftes Maß von Schwierigkeiten. Und noch weit bedenklicher muß der Umstand erscheinen, daß die Beaumarchais'sche Komödie ebenso ann an echtem Empfindungsgehalt wie reich an Geist ist. Wahrlich, sie hätte trotz des meisterhaften scenischen Aufbaues einem Comvonisten gewöhnlichen Schlages nur Disteln und Dornen geboten. Was ihr indessen gefehlt, sollte sie von Mozart in Hülle und Fülle empfangen, durch ihn die gründlichste Seelenwandlung erfahren. Er gab ihr gerade das, wofür die französische Sprache nicht einmal ein Wort hat: Gemüth, Da Pontes Libretto schließt sich treu und gewandt dem Original an. Es hat den Gang der Handlung wie die äußeren Umrisse ihrer Träger unverändert herübergenommen, einige Nebenmotive beseitigt, den redseligen Dialog gekürzt, namentlich auch die musikalisch nicht löslichen Elemente, alle satyrischen Schärfen und Spitzen, die boshafte Verspottung der politischen und socialen Zustände gänzlich ausgeschieden. In den solchergestalt zubereiteten Stoff ergoß sich nun als das ihn belebende Blut das Ausdrucksvermögen der Töne. Sämmtliche Figuren sind scheinbar dieselben geblieben, aber näher angesehen, völlig verschieden geartet. Wie im Lustspiel, so gebahren sie sich auch in der Oper, hier entspringen jedoch ihre Thaten aus einer ganz anderen Quelle, nicht aus dem Kopfe, sondern aus dem Herzen, nicht aus kluger Berechnung oder launenhafter Willkür, sondern aus der gebieterischen Nöthigung des Gefühls. „Wir keimen," sagt Ferdinand Hiller, „die Menschen, die sich Vvr uns entwickeln, und doch leben sie eigentlich ein höheres Leben. Ihre Scherze machen uns nicht lachen, nur lächeln. — Ihre Liebesklagcn und Gesänge athmen keine Sinnlichkeit, sondern Glück oder Sehnsucht, keine Trauer, sondern Wehmuth. — ihr Spott ist nicht Beleidigung, er ist Humor, sie gehören sich, ihren Wünschen, ihren Interessen an und stehen doch, ich möchte sagen, über sich selbst. So ist denn die veredelnde Gestaltung der Charaktere der Hauptsache nach ganz und gar das Werk des Tondichters!" Eine wahrhaft innerliche Wiedergeburt hat sich Dank der Alles läuternden Phantasie des Musikers an sämmtlichen Geschöpfen des Dichters vollzogen. Aus dem vornehmen Wüstling ist ein flotter, glänzender Cavalier geworden, aus der gelangweilten Salondame ein Muster echtester Weiblichkeit, aus dem jungen Taugenichts der Liebling der Musen und Grazien, aus dem verschmitzten Kammerdiener, der koketten, durchtriebenen Zofe ein in treuer Neigung verbundenes Paar, mit heiterstem Gleichmuth dem Kampf um's Dasein, den bunten Wechselfällen des Lebens die Stirn bietend.

Wo ist ein Sänger, so wie du, der Liebe?
Wo einer, der ihr wundersames Walten
In allen Arle,„ Stufen und Gestalten,
Im Tongcmälde, so wie du, umschriebe?

Vom ersten Knospen scheu verhüllter Triebe
Bio wo sie sich zur Blülhcnpracht entfalten;
Bom Sinnenrausch, den keine Zügel halten,
Bis zu dem zarten Seclcnhauch: Ich liebe.

Hier hast du nun der säubern Liebesvögel
Ein ganzes Nest, cin volles, nnsgcnommcn,
lind zeigst sie uns mit allen ihren Streichen!

Ter ist kaum flügg'; der fliegt mit vollem Segel:
Ein dritter hat schon etwas abbekommen!
Ein Durcheinander ohne seines Gleichen,

Wer fände nicht in dem Strausz'schen Sonett den eigensten Stimmungsgehalt der Tvnsprache wieder! Gewisz. Figaros Hochzeit ist die Komödie der Liebe, diese hat hier den mannigfaltigsten Ausdruck gewonnen, je nach der verschiedenen Natur der von ihr ergriffenen Herzen. Am reinsten und rührendsten spiegelt sie sich im leidvcrklärten Antlitz der Gräfin ab. Mozart hat Beaumarchais' Rosine, die mit der Sünde so lange liebäugelt, bis sie ihr zuletzt erliegt und als mei-o »xiMbls endigt, zur sanften Schwester feiner Donna Anna nmgeschaffen. Der gleiche Scclenadel, welcher bei der letzteren als tatkräftigster sittlicher Heroismus sich äußert, ergießt sich bei der anderen in einen Strom keuschester Lyrik: Milde, hoch über dem gemeinen Kamps. getümmel des Lebens schwebende Vornehmheit ist der Grundzug dieses Charakters. Weder Lust noch Schmerz vermögen ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen, die Harmonie zu stören, die sein innerstes Wesen ausmacht. Damit soll keineswegs gesagt sein, das; die Gräfin kühl und spröde Menschen und Dinge abwehrte; im Gegentheil, ihr Gemüth erzittert bis in seine verborgensten Tiefen schon bei der leisesten Berührung, aber wie voll und warm es auch empfindet, der wilde Brand der Leidenschaft hat nicht in ihm Raum. Manche Goethe'sche Frauengestalt ist aus ähnlichem Stoffe geformt.

Den holdesten Brautgesang der Liebe hat der Meister seiner Susanne in den Mund gelegt. Während diese mit der Gebieterin die Kleider getauscht, erscheint sie ihr auch innerlich verwandt. Was die weibliche Brust an hingebender Innigkeit, sehnsüchtigem Verlangen, verhüllter Gluth birgt, es erhebt seine Stimme in der sogenannten Gartenarie, bei der wir, um mit Eduard Mörike (Mozart auf der Reise nach Prag) zu reden, den Geist der süßen Leidenschaft stromweise, wie die gewürzte sommerliche Abendluft, einathmen. Alle verschämten Geheimnisse der Balconscene in Romeo und Julie scheint die zarte duftige Melodie auf den Lippen zu tragen. Die eines solchen musikalischen Kleinods gewürdigt worden, sie ist sicherlich den Besten ihres Geschlechts ebenbürtig. In der Maske des Kammermädchens steht uns einer der anziehendsten Frauencharaktere im gesammten Bereich der dramatischen Kunst gegenüber. Sein seelenvolles Auge blickt stets aus der durchsichtigen Hülle hervor. Das ganze Rüstzeug weiblicher List, Klugheit, Verstellung meisterlich handhabend, betheiligt sich Susanne vermöge der heiteren Activität ihrer Natur auf's Lebhafteste an dem von Figaro gegen die gemeinsamen Widersacher geführten lustigen Kriege. Alle Fäden der Jntrigue laufen durch ihre zierlichen Finger. Sic ist darum auch die Hauptstütze des Ensembles. Ihrem vom tiefen ^ bis zum hohen O reichenden, mit den geschmeidigsten Künsten des Lc>1 «int« vertrauten Sopran sehen wir durchweg in den mehrstimmigen Sätzen die erste Rolle zugefallen. Susanne hat aber bei aller Schelmerei doch das Herz auf der rechten Stelle. Zu bestrickender Anmuth und Liebenswürdigkeit gesellt sich gediegener innerer Werth. Neberall, in den Beziehungen zur Gräfin, zu Figaro, selbst im neckischen Verkehr mit dem Pagen thut sich uns ein warmes, volles Gemüth knnd. Es sänftigt und zügclt die ausgelassenen Geister des Scherzes und der Laune, giebt ihren Spielen die poetische Weihe.

Ein Wesen von ganz eigenartigem Reize ist Chcrubin. Die ältere und neuere Gesangsbühne vermag nichts diesem leicht beschwingten, buntschillernden, mit jeder Blume kosenden Falter auch nur im entferntesten Aehnliches auf zuweisen. Welches Wohlgefallen der Meister an dem schönen Knaben, dem Liebling aller im Stück beschäftigten Personen, gehabt, bezeugt schon der äußere Umstand, daß ihm außer den beiden Arien noch eine dritte zugedacht worden, die aber vermutlich wegen späterer, sccnischer Veränderung ungeschrieben blieb. Die ganze Partie ist erfüllt vom Hauch der Romantik und gemahnt doch zugleich durch die Reinheit, das Ebenmaß, die Harmonie der Gestaltung an die holdesten Gebilde antiker Kunst, Hätten die hellenischen Eros- und Ganymedstatucn Sang und Klang, in diesen eben so süßen wie innigen, ebenso innigen wie edlen Tönen würden sie zu uns reden. Alle Frühlingsstimmen der Liebe, ihre zitternde Unruhe, ihr durch Mark und Adern lodemdes Feuer, der Wechsel zwischen kühnem Verlangen und schwärmerischer Versunkenheit, das unbestimmte Sehnen, das nach d«? Sternen greifen möchte und dann wieder in jedem schönen Auge die Lösung des beseligenden Räthfels zu finden glaubt, sie brechen in schallenden Reigen aus der jungen Brust hervor. Es ist bewunderungswürdig, wie verschieden die gleiche Empfindung in den beiden Romanzen sich ausspricht. In der ersten wendet sich der jugendliche Minnefänger an die heitere, nachsichtige Susanne, mit der er die übermüthigsten Worte ungestraft tauschen darf. Keck und verwegen entströmt hier darum die Rede seinen Lippen, wie lauter elektrische Funken fallen die sinnlich schwülen Töne in unser Ohr. Die Weise, die wir dagegen im Salon der Gräfin vernehmen, klingt ganz anders, viel schüchterner, zurückhaltender, umschleiertcr.

Daß der auf der Gesangsbühne sonst so bevorzugte Tenor in unserer Oper sehr kärglich bedacht, einzig zu untergeordneten Buffodicnsten verwandt worden, lag in der Natur der Sache. Weder für den Grafen noch für Figaro schickte sich die ideale Jünglingsstimme. Jenem ist die Liebe blos eitel Spiel und Zeitvertreib. Nur sobald er sich in seinem Stolz, seiner Standesehre gekränkt glaubt, sehen wir ihn innerlich bewegt. Ihm frommte deshalb wie dem ähnlich gearteten, freilich noch viel reicher und glänzender ausgestatteten Don Juan, um zu überzeugender musikalischer Erscheinung zu gelangen, allein der männlich feste Barytun. Und dasselbe gilt von Figaro, wenn auch aus anderrn Gründen. Dieser meint es zwar treu und ehrlich mit seiner Susanne, aber er kommt als Liebhaber kaum in den ersten Scencn zu Worte. Im gesammten weiteren Brrlaus der Handlung steht er uns lediglich als oberster Lenker der Intrigue gegenüber, unausgesetzt mit allen Waffen der List die Feinde seines Glücks bekämpfend. Der ihm eigene, durch nichts außer Fassung zu bringende heitere Gleichmulh ist die Quelle, aus der die Tonsprache ihren Inhalt geschöpft. Wahre Cabinetsstücke ebenso feinsinniger wie schlagfertiger Charakteristik sind Figaros Arien. In der ersten erklärt er dem Grafen den Krieg, mit der zweiten neckt er

den zum Offizier ernannten, aber weit mehr nach den Rosen der Liebe als nach den Helden!orbeer begierigen Pagen, in der dritten endlich verspottet er, die Braut treulos wähnend, sich selbst. Dabei klingen stets in das lustige Spiel der Töne leise trauliche Stimmen aus dem tiefsten Grunde des Gemüths hinein. Nur ein geborener König im Reiche des Humors konnte solche in allen Farben blitzende und schimmernde Juwelen seinen Sängern bescheren.

Ungleich mehr als die Hauptfiguren stehen die Nebenpersonen, aus deren großer Zahl jedem anderen Musiker schwere Ungelcgenheiten erwachsen wären, auf dem Boden der Openr butt'». Von sämnitiichen Nummer» der Partitur sind nur zwei! Marzcllincns Arie und die nachcomponirtc der Gräfin aus dem Munde und dem Gedächtniß der Gegenwart verschwunden. Alles Uebrige ist gänzlich unberührt geblieben vom Ablauf der Jahre. Der Bravourgesang, dem im Jdomeneo und selbst in der Entführung manche Zugeständnisse gemacht worden, hat so gut wie keinen Theil an Figaros Hochzeit. Aus dem innersten Kern der Aufgabe strömt hier der goldene melodische Born hervor. Die Arien zeigen fast ohne Ausnahme den knappsten, einfachsten Zuschnitt. Sie find sömmtlich in den fließenden Linien des italienischen Gesangsstils gehalten, aber den meisten schlägt ein deutsches Herz in der Brust. Stücke von so überquellendem seelischen Reichthum wie die erste Arie der Gräfin „Heil'ge Quelle" (?«rAi smor), die zweite der Susanne „O säume länger nicht" (O«I> vieni, uon tarclsr) wie die beiden Pagenromanzen wird man vergeblich in den Werken Paisiellos, Cimarosas, Rossinis und aller ihrer Landsleute suchen. Dergleichen ist zu keiner Zeit in der Heimat des Lsl «into gediehen. Tie klassische Oper legt vermöge ihres idealistischen Grundzugs nur geringen Werth auf das Localcolorit. Wenn in der Taurischen Jphigenia Barbaren- und Hellcnenthum, in der Entführung orientalisches und europäisches Wesen charakteristischen Ausdruck gewonnen, so geschah es lediglich deshalb, weil hier dieser Gegensatz das vornehmste dramatische Leitmotiv bildet. Im Nebligen findet sich bei Gluck, bei Mozart und ebenso in Beethovens Fidelio kaum eine Erinnerung an den Schauplatz der von ihren Tönen geleiteten und gedeuteten Handlung. Wir begegnen im Figaro nur ein einziges Mal echt spanischen Tanzrhythmen, und zwar in jener reizvollen Balletmufik am Schluß des dritten Acts, der eine schon von Glnck in seinem Don Juan benutzte Fandangomelodie zu Grunde gelegt i oorden.

Blos vollendete, das wuchtigste Rüstzeug der Kunst wie leichtes Spielwerk handhabende polyphone Meisterschaft, der die schwersten Fesseln in flatternde Rosengewinde sich verwandeln, allein solch unbegrenztes, aber stets durch Anmuth gemäßigtes und verschönertes Wissen und Können vermochte die köstlichen Ensemblesätze zu schaffen. In ihnen erscheinen die zwieträchtigsten Dinge zu reinster Harmonie verschmolzen: bunteste Mannigfaltigkeit des Stimmungsgehaltes, schärfste Charakteristik und blühender Wohllaut, rastlose Bewegung und ruhige, durchsichtige Klarheit, eine unversiegliche Fluth süßester Melodie und die reichste, malerischste Farben- und Gestaltenfülle der Begleitung. Di? verschiedenartigsten Personen und Begebenheiten sind in dem einheitlichsten musikalischen Gefüge zusammengefaßt. Man streife diesen Stücken den Text, die Darstellung ab und übrig bleiben organische Tvngebilde von entzückender Schönheit. Wer könnte alle Mittel im Einzelnen aufzählen, aus deren stetigem zwanglosen Zusammenwirken Wunder hervorgegangen, wie das erste Finale oder daS Sextett des dritten Aktes! „Es erscheint", sagt Ferdinand Hiller. „selbst dem Musiker, der sein halbes Leben in dergleichen Studien und Betrachtungen zubringt, jedesmal auf's Neue unbegreiflich, welche Macht seiner Knnst beiwohnt, wenn sie von einem Meister wic Mozart gehandhabt wird. Das Nacheinander des Dramatikers und das Nebeneinander des Malers weiß er zu vereinen — lebende Bilder in einem ganz andern Sinn zu schaffen, als die tobten, die von Lebenden dargestellt werden. Die schnellste Rede und Gegenrede wird durch das überall waltende melodisch-rhythmische Motiv wie von blühenden Arabesken umkleidet, in jeder neuen Situation erwächst aus der mehr oder weniger allgemeinen Stimmung der Unruhe, der Angst der Befriedigung, des Glückes, eine neue harmonische Blume, und ein loses, leichtesGewebe wird zum herrlichsten Blumenstrauß. Die reine, schöne Ruhe inmitten des mannigfaltigsten Getriebes, der größte Reichthum in der einheitlichsten, maßhaltendstcn Form sind es wohl, was diesen Stücken einen Werth verleiht, in welchem sie für den Wissenden in unvergänglicher Vollkommenheit strahlen werden, wenn sie einst auch dem Publikum nicht mehr munden, oder von den Ausübenden nicht mehr zur Darstellung gebracht werden sollten." Es ist eine feinsinnige Bemerkung Jahns, daß der Nebentitrl des Beaumarchais'schcn Stücks .„Hn« solle journse" dem Autor der Ouvertüre vorgeschwebt haben mochte. Diese hat im Gegensatz zur sonstigen Gewohnheit des Meisters auch keinen einzigen Tact der folgenden Oper entlehnt. Mit ihren wic Champagnerschaum sprudelnden und prickelnden Tönen ist sie das unübertroffene Muster einer Lustspiel-Ouvertüre. Sie würde darum auch den passendsten Jnstrumentalprolvg zu Shakespeare» „Was ihr wollt" oder „Biel Lärm um nichts", überhaupt zu jedem Jdealgebilde der Gattung abgeben. Das ganze Werk, obwohl hervorgewachsen aus der spccifisch italienischen Opera dnssa, verhält sich doch zu ihr wie die Comödie zur Posse. Um dessen inne zu werden, braucht man nur Figaros Hochzeit mit dem um dreißig Jahre jüngeren Rvssini'schen Barbier zu vergleiche», eine Parallele, die nm so interessanter und lehrreicher ist. da beiden der nämliche Dichter den Stoff geliefert hat.

Wenn alle deutschen Gesangsbühnen die Mvzart'sche Schöpfung zu den festesten Säulen des Repertoires zählen, so wird es keinen in den Sinn kommen, diesen Besitzstand anzufechten. Daß dieselbe jedoch hier in ihrer Wirkung wesentliche Einbußen erleidet, wollen wir uns nicht verhehlen. Ein böser Störenfried ist da zunächst die von Plattheiten, Mißklängen, Ungeschicklichkeiten strotzende Uebersetzung. So oft die nämliche Arie unmittelbar hintereinander deutsch und italienisch gesungen wird, was bei Dacaporufen häufig genug zu geschehen pflegt, hat man das Gefühl, als ob die Melodie in langen, durstigen Zügen den Wohllaut des Urtextes einsöge. Wie Zucker schmilzt „Vui eiie «apet«, elie oosa ö auwr" im Munde Cherubins, während seine Zunge zu dem „Jhr. die ihr Triebe des Herzens kennt." nur äußerst widerwillig sich bequemt. Und noch weit mißlicher ist der durch die Übertragung so oft auf's Aergcrlichste gestörte Parallelismus zwischen Wort und Ton. Jene gicbt z. B. in der eben angeführten zweiten Romanze des Pagen das „8so.t« nn atletto pien cli <1e8ir" mit „Sonst war's im Herzen mir leicht und frei" wieder, während doch das Eine von der Gegenwart, das Andere vvn der Vergangenheit spricht. Ferner tritt bei nns an die Stelle des Sccco-Recitativs der Tialvg, ein Umstand, der auf's Empfindlichste die Reinheit und Continuität des künstlerische» Eindrucks schädigt. Die Fiction, auf der alle dramatische Musik beruht, läßt man sich willig gefallen, so lange die holde Täuschung nicht handgreiflich Lügen gestraft wird. Gerade das geschieht aber durch den zwiespältigen Wechsel von gesungener und gesprochener Rede. Tie italienische Oper, an deren Wiege Gelehrte und Künstler gestanden, dahingegen unsere vaterländische ursprünglich als ein jeder ästhetischen Jucht entrathendcr Wildling aus dem Schauspiel emporgeschossen, hat nie dies stillose Hin und Her zwischen dem schönen Traumreich der Phantasie und hausbackenster Wirklichkeit gekannt. Jene ist von der Musik gänzlich beherrscht und erfüllt. Ihr Recitativ bildet das alles verknüpfende Band, gleichsam den glatten, goldenen Ring, auf dem Lieder, Arien, mehrstimmige Gesänge wie Perlen und Edelsteine aussitzen. Hauptmann nennt es Stamm und Laub der Oper, wovon die geschlossenen Tonstücke als Blumen sich abheben. „In der Oper ohne Recitativ wachsen die Blumen aus dem dürren Reisig hervor."

Zwei Märchen.

von

W. Garschm.

— Petersburg, —

Aukoristrlr Uebersctzung ans de,,, Russischcn o«„ Im,c «omni

I.

!l>as nie gewesen.

^n einem schönen Junitage — und schön war er, weil das Thermometer 28 Grad R. zeigte — an einem schönen Junitage war es aller Orten sehr heiß, nnd auf dem kleinen Rasenplätze im Garten, wo ein Haufen unlängst geschnittenen Grases lag, war es noch heißer als anderswo, weil der Ort durch einen dichten, sehr dichten Kirschbaum gegen den Wind geschützt war. Fast Alles schlief. Die Menschen hatten sich sattgegessen und waren mit ihrer Verdauung beschäftigt-, die Vögel waren »still geworden. Sogar die Jnsecten hatten sich vor der Hitze verkrochen; von den Hausthicren gar nicht zu reden. Das große und kleine Vieh hielt sich unter dem Schuppen versteckt. Der Hund hatte sich unweit der Scheune ein Loch gegraben und sich hineingelegt; er blinzelte mit den halbgeschlosscnen Augen und athmetc hastig und ununterbrochen, wobei er seine rosige Zunge beinahe eine halbe Elle weit hinausschob. Hin und wieder, vcrmuthlich aus Langeweile über die augenblicklich herrschende tödt liche Hitze, gähnte er so stark, daß er dabei sogar ein leises Winseln hören ließ. Die Schweine, eine Mutter mit dreizehn Kinderchen, hatten sich an das Nfcr zurückgezogen und fich behaglich iu den schwarzen setten Schlamm gelagert, so daß nur die schnaufenden nnd schnarchenden Schweineschnäuzchen mit je zwei kleinen Löchern, die länglichen, schmutzigen Rücken und die un geheuren herabhängenden Ohren im Kothe sichtbar waren. Nnr die Hühner schienen die Hitze nicht zu fürchten und Vertrieben sich die Zeit damit, mit ihren Füßchcn die trockene Erde gegenüber der Küchenthür auseinander zu scharren, obschon, wie sie sehr wohl wußten, kein einziges Körnchen mehr

dort zu finden war. Aber auch bei diesem Zeitvertreib schien es dem Hahn nicht sonderlich zu behagen, denn von Zeit zu Zeit machte er ein dummes Gesicht und schrie aus vollem Halse: „Welch ein-Sknandaal!"

Wir haben uns von dem Rasenplätzchen entfernt, ans deni es heißer war als überall und gerade auf diesem Plätzchen faß eine ganze Gesellschaft von Leuten, die nicht schliefen. Das heißt, nicht Alle saßen gerade. Ter alte Schimmel zum Beispiel, der mit Gefahr für seine Seiten von der Peitsche des Kutschers Anton einen Hänfen Heu auseinanderzerrte, konnte überhaupt gar nicht sitzen, weil er eben ein Pferd war. Tie Raupe irgend eines Schmetterlings saß auch nicht; sie lag vielmehr auf dem Bauche. Das ist ja aber schließlich Nebensache.

Unter dem Kirschbaume hatte sich eine kleine, aber sehr würdige, sehr ernsthafte Gesellschaft zusammengefunden: eine Schnecke, ein Mistkäfer, eine Eidechse, die oben genannte Raupe und zu guterletzt war noch eine Grille herbeigesprungen. Daneben stand der alte Schimmel; er hörte ihren Gesprächen zu mit dem einen ihnen zugewandten weißen Ohre, aus welchem einige dunkelgraue Haare hervorstanden. Auf dem Schimmel aber saßen zwei Fliegen.

Tie Gesellschaft disputirte in aller Höflichkeit zwar, aber ziemlich lebhaft, wobei — wie es auch sein muß — Keiner mit dem Andern einverstanden war, weil ein Jeder die Selbstständigkeit seiner Meinung und seines Charakters hochhielt.

„Ich bin der Ansicht," sagte der Mistkäfer, „daß ein anständiges Thier vor Allem für seine Nachkommenschaft Sorge tragen muß. Das Leben ist die Arbeit für die zukünftige Generation. Wer mit Bewußtsein die Pflichten erfüllt, die ihm von der Natur auferlegt sind, steht auf einer soliden Basis. Er thut seine Pflicht nnd was auch geschehen mag, ihn trifft kein Vorwurf. Seht mich an. wer arbeitet mehr als ich? Wer rollt den ganzen Tag. ohne sich Ruhe zu gönnen, eine so schwere Kngel wie ich? Eine Kugel, die von mir selbst so künstlich aus Koth geformt wird, zu dem großen Zweck, mir ähnlichen Käfern die Möglichkeit des Wachsthums zu geben. Dafür aber glanbe ich auch, daß Niemand ein so ruhiges Gewissen hat, wie ich und mit so reinem Herzen von sich sagen kann: Ja, ich habe Alles gethan, was ich thun konnte und sollte, wie ich es sagen werde, wenn die jungen Mistkäfer das Licht der Welt erblicken werden. Seht Ihr, das heißt Arbeit!"

„Laß mich mit Deiner Arbeit in Ruhe, Brüderchen," sagte die Ameise die während der Rede des Käfers, ungeachtet der Hitze, ein ungeheuer großes Stück eines trockenen Stengels herbeigeschleppt hatte, Sie stand ein Weilchen still, setzte sich dann auf ihre vier Hinterfüßchen und wischte sich mit den beiden Vorderfüßchen den Schweiß von ihrem müden, abgearbeiteten Gesicht. »Ich arbeite doch anch und mehr als Du. Aber Tn arbeitest nur für Dich, oder was dasselbe ist, für Deine Kleinen. Nicht Alle sind sv glücklich. Tu solltest einmal versuchen, wie ich, Bretter sür den Staat herbeizuschleppen. Ich weiß eigentlich selbst nicht, wie es kommt, das; ich aus allen Kräften arbeiten muß, sogar bei dieser Hitze. Niemand wird mir dafür Dank sagen. Wir unglücklichen Ameisenarbritcr arbeiten und quälen uns Alle und was haben wir Gutes im Leben? Es ist eben unser Schicksal!"

„Sic, Mistkäfer, betrachten das Leben allzn nüchtern und Sie, Ameise, zu düster," erwiderte ihnen die Grille. „Nein, Käfer, es macht mir wirklich Vergnügen, ein wenig zu singen und zu springen. Wem schade ich damit? Gewissensbisse quälen mich nicht. Ucbrigens haben Sie ja gar nicht die Frage berührt, die von der Frau Eidechse angeregt wurde. Tie Frau Eidechse fragte: Was ist die Welt? Und Sie sprechen von Ihrem Kothballe. Das ist sogar unhöflich. Die Welt, nun, die Welt ist meiner Ansicht nach schon deshalb schön und gut, Weil sie uns junges, zartes Gras. Sonne und Wind gicbt. Und wie gros; ist die Welt. Ihr natürlich, zwischen diesen Bäumen, könnt Euch keine Vorstellung davon machen, wie groß sie ist! Wenn ich im Felde bin, springe ich oftmals so hoch ich irgend kann. Und ich versichere Euch, ich erreiche eine ungeheure Höhe. Und von dort aus sehe ich, daß die Welt kein Ende hat."

„Sehr wahr," bestätigte tiefsinnig der Schimmel. „Aber Ihr Alle bekommt doch nicht auch nur den hundertsten Theil dessen zu sehen, was ich in meinem Leben schon gesehen habe. Schade, daß Ihr nicht verstehen könnt, was eine Werst ist. Eine Werst von hier entfernt liegt das Gut Loparewka. Dorthin fahre ich jeden Tag mit einem Faß voll Wasser. Tort werde ich aber niemals gefüttert. Auf der anderen Seite liegen Jefimvwka und Kislakvwka. Da ist eine Kirche mit Glocken. Und dann kommt Swiato-Troizkvje, dann Bogojawlensk. In Bogojawlensk giebt man mir jedes Mal Heu. Das Heu ist aber schlecht. Dagegen ist in Nikolajew. das so'ne Stadt 28 Werst von hier ist, das Heu am besten. Und man giebt mir auch Hafer. Doch fahre ich uicht gern dorthin. Torthin fahre ich immer den Herrn nnd er befiehlt dem Kutscher, schnell zn fahren. Und der Kutscher schlägt sehr empfindlich mit der Peitsche . . . Außerdem giebt es noch Alexandrvwka, Beloscrka und Chcrson, das auch so eine Stadt ist. Aber natürlich, wie könnt Ihr das verstehen! Seht Ihr, das eben ist die Welt. Freilich nicht die ganze, aber doch ein schönes Stück davon."

Und der Schimmel schwieg. Seine Unterlippe aber bewegte sich noch, als wenn er etwas vor sich hin flüsterte. Es war aber nur Altersschwäche. Er war schon siebzehn Jahre alt. Und für ein Pferd will das soviel sagen wie für einen Menschen siebenuudsiebzig.

„Ich verstehe Ihre tiefsinnigen Pferdewvrte nicht und offen gestanden, ich gebe mir auch keine Mühe, fie zu verstehen," sagte die Schnecke. „Wenn ich nur Salbei habe, und davon giebt es genug. Hier auf Tiesem krieche ich schon vier Tage umher und er nimmt noch immer kein Ende. Und hinter diesem Salbei ist noch ein anderer und in jenem sitzt ganz gewiß auch eine Schnecke. Da habt Ihr die Antwort auf Eure Frage! Man hat auch gar nicht nöthig, zu springen. Das sind alles Phantastereien und Dummheiten. Sitze ein Jeder und esse er das Blatt, auf dem er sitzt. Wenn ich nicht zu faul wäre, um mich vom Flecke zu rühren, so wiire ich schon längst von Euch und Euren albernen Reden fortgekrochen. Sie machen Einem mir Kopfschmerzen, sonst nichts."

„Nein, erlauben Sie, warum denn?" unterbrach sie die Grille. „Es ist doch sehr angenehm, ein wenig zu schwatzen, besonders von so schonen Tingen, wie von der Unendlichkeit und Aehnlichem. Es giebt allerdings praktische Naturen, welche nur daran denken, wie sie sich den Bauch vollstopfen sollen, wie Sie und hier diese prachtvolle Raupe."

„Ach nein, ich bitte sehr, lassen Sie mich in Ruhr. Rühren Sie mich nicht an," rief weinerlich die Raupe. „Ich thue das ja nur für das zukünftige Leben, nur für das zukünftige Leben."

„Für welches zukünftige Leben denn?" fragte der Schimmel.

„Wißt Ihr denn nicht, daß ich mich nach meinem Tode in einen Schmetterling mit bunten Flügeln verwandele?"

Der Schimmel, die Eidechse und die Schnecke wußten das allerdings nicht. Die Jnsecten aber hatten davon gehört. Und Alle schwiegen eine Weile, denn Niemand wußte etwas Rechtes von dem zukünftigen Leben zu sagen.

„Festen Ueberzeugungen muß man mit Achtung begegnen," zirpte die Grille. „Will Jemand noch etwas sagen? Sie vielleicht?" wandte sie sich an die Fliegen.

„Wir können nicht behaupten, daß es uns schlecht geht," antwortete die ältere von ihnen. Wir kommen gerade ans dem Zimmer. Die gnädige Iran stellte soeben das fertige Eingemachte in Schüsseln auf. Da sind wir nun unter den Deckel gekrochen und haben uns snttgcgesscn. Wir sind also > zufrieden. Unsere Mutter ist zwar im Eingemachten stecken geblieben, aber dagegen ist nichts zu machen. Sie hat auch schon lange genug gelebt. Wir find, wie gesagt, zufrieden."

„Meine Herren," sagte die Eidechse, „ich glaube, Sie haben Alle Recht. Andererseits aber ..."

Leider konnte indessen die Eidechse nicht weiter ausführen, was andererseits war, denn sie fühlte plötzlich, wie etwas ihren Schwanz stark an die Erde drückte.

Es war der Kutscher Anton, der anfgewacht war nnd nun kam, um den Schimmel zu holen. Er trat, ohne es zu wollen, mit seinen großen Stiefeln auf die Gefellschaft und zerdrückte sie. Rur die Fliegen flogen fort- sie wollten ihre todte Mutter ablecken, die ganz mit Eingemachtem bedeckt war. Die Eidechse ergriff mit abgerissenem Schwänze die Flncht, Anton packte den Schimmel am Haar und führte ihn aus dem Garten, um ihn an das Faß zu spannen und nach Wasser zu fahren, wobei er'> unaufhörlich zu ihm sprach: „Nu geh, Du Geschwänzter," worauf der Schimmel nur mit einem unverständlichen Flüstern antwortete.

Die Eidechse aber blieb ohne Schwanz. Freilich wuchs er wieder nach einiger Zeit; er blieb aber immer abgestumpft und schwärzlich. Und wenn man die Eidechse fragte, wie es denn gekommen, daß ihr Schwanz so verunstaltet worden sei, so antwortete sie bescheiden:

„Man hat ihn mir abgerissen, weil ich fest entschlossen war, meine Ueberzeugung nicht zu verleugnen."

Und sie hatte vollkommen Recht.

II.

virales princeps.

In einer großen Stadt war ein botanischer Garten und in diesem Garten stand eine ungeheure Orangerie aus Eisen und GlaS. Sie war sehr schön. Schlanke, gewundene Säulen stützten den Bau nnd diese Säulen trugen leichte, rcichgeschmückte Bogen, welche unter einander durch ein ganzes Netz von eisernen Rahmen verbunden waren, in die man Glasscheiben hincingcsetzt hatte. Am schönsten war die Orangerie, wenn die Sonne unterging und sie mit röthlichem Lichte übergoß. Dann leuchtete und blitzte sie ganz und gar; rothe Reflexe spielten nnd flimmerten auf ihr wie auf einem ungeheuren, feingeschlifsencu Edelstein.

Durch die dicken durchsichtigen Glasscheiben konnte man die eingeschlossenen Gewächse sehen. Ungeachtet der Größe der Orangerie war es Jenen in derselben doch eng. Ihre Wurzeln hatten sich mit einander verflochten und entzogen einander die Feuchtigkeit und die Nahrung. Die Zweige der Bäume vermischten sich mit den ungeheuren Blättern der Palmen; sie bogen und brachen sie und bogen sich selbst nnd brachen, wenn . sie sich an die eisernen Rahmen lehnten. Fortwährend beschnitten die Gärtner die Zweige, unterbaudcn die Blätter mit Draht, um zu verhindern, daß die Bäume so wciterwüchsc», wie sie gerade wollten. Das half aber wenig. Die Gewächse bedurften einer größeren Ausdehnung, der Heimat und der Freiheit. Sie waren Eingeborene der heißen Länder, zarte, prachtvolle Geschöpfe, die ihres Heimatlandes gedachten und sich nach ihm sehnten. Wie durchsichtig ein Glasdach auch ist, es ist doch nicht der klare, blanc Himmel. Mitunter froren im Winter die Scheiben zu. Tann wurde es ganz finster in der Orangerie. Der Wind sauste, fuhr in die Rahmen und machte sie zittern. Das Dach bedeckte sich mit angewehtem Schnee. Da standen die Pflanzen; sie hörten das Heulen des Windes und erinnerten sich eines anderen, warmen, feuchten Windes, der ihnen einst Leben und Gesundheit gab. Wie gern hätten sie wieder einmal seinen Hauch verspürt:

wie sehnten sie sich danach, daß er wieder ihre Zweige wiege und mit ihren Blättern spiele! Aber in der Orangerie war die Luft still und unbeweglich. Nur wenn hin und wieder der Wintersturm eine Scheibe zerbrach, wehte ein scharfer, eisiger Luftzug herein. Wvhin dieser Luftzug traf, wurden die Blätter bleich, schrumpften zusammen und verwelkten.

Aber die Scheiben wurden sehr bald wieder erneuert. Der botanische (Harten stand unter der Leitung eines sehr gelehrten Directvrs, der keine Unordnung zuließ, obschon er den größten Theil seiner Zeit am Mikroskop in einer eigens zn diesem Zweck in der Hauptorangerie eingerichteten Glashütte zubrachte.

Unter den Gewächsen war auch eine Palme, höher und schöner als alle Uebrigen. Ter Director, der in seinem Glashause saß, nannte sie lateinisch Ettals». Dies war aber nicht, ihr eigentlicher Name. Ihn hatten die Botaniker ihr gegeben. Ihren wahren Namen kannten die Botaniker nicht und er war auch daher nicht mit Kohle auf dem Weißen Brettchcn verzeichnet, das an dem Stamme der Palme befestigt war. Einst kam ein Fremder in den botanischen Garten, ein Fremder aus jenem heißen Lande, in welchem die Palme anfgewachfen war. Als er sie sah, lächelte er, denn sie erinnerte ihn an seine Heimat.

„Ah," sagte er, „ich kenne diesen Bamn," und er nannte ihn bei seinem eigentlichen Namen.

„Entschuldigen Sie," rief ihm aus seinem Häuschen der Director zu, während er dabei mit dem Rasirmesscr behutsam irgend einen Blattstengcl zerschnitt. Sie irren sich. Solch einen Baum, wie Sie ihn zu nennen beliebten, giebt es nicht. Dieser hier ist ^twloa prin^szis aus Brasilien."

„O ja," sagte der Brasilianer. „Ich glaube Ihnen gern, daß die Botaniker sie ^twlsa prinvsp» nennen, aber sie hat auch ihren eigenen Namen."

„Der richtige Name ist der, welchen die Wissenschaft verleiht," entgegnete trocken der Botaniker und schloß die Thür seines Häuschens, um nicht länger von den Menschen gestört zu werden, die nicht einmal verstehen, daß, wenn ein Mann der Wissenschaft einmal etwas gesagt hat, man schweigen und gehorchen müsse.

Ter Brasilianer aber stand noch lange und sah auf den Baum und es wurde ihm immer trauriger zu Muthe. Er dachte an sein Vaterland, an dessen Sonne und Himmel, an seine prachtvollen Wälder mit den wunderbaren Thiercn und Vögeln, an seine Wüsten, an seine herrlichen, südlichen Nächte. Und er dachte daran, daß er nirgends glücklich gewesen außer in seiner Heimat und er hatte doch die ganze Welt befahren. Er berührte mit der Hand die Palme, als wolle er von ihr Abschied nehmen und verließ den Garten. Am nächsten Tage schon fuhr er mit dem Dampfer nach Hause.

Die Palme aber blieb. Es siel ihr jetzt noch schwerer, obschon es ihr auch vor diesem Zusammentreffen schwer genug gewesen war. Sie war ganz einsam. Um fünf Klafter überragte sie die Gipfel der anderen Bäume und diese Anderen liebten sie nicht; sie beneideten sie und hielten sie für stolz. Ihr hoher Wuchs schuf ihr nur Leiden. Abgesehen davon, daß die Anderen Alle bei einander waren, sie aber ganz einsam blieb, gedachte sie mehr als Jene ihres heimatlichen Himmels und hatte mehr Heimweh nach ihm, weil sie dem abscheulichen gläsernen Dache, das ihnen diesen Himmel ersetzte, näher war als die Anderen. Durch dieses Dach sah sie manchmal etwas Blaues. Das war der Himmel. Zwar ein fremder, blasser, aber doch ein wirklicher blauer Himmel. Und während die anderen Gewächse mit einander plauderten, schwieg die Attalea, grämte sich und dachte, wie gut es wäre, auch nur unter diesem bläßlichen Himmel zu stehen.

„Bitte, sagen Sie mir, wird man uns bald begießen," fragte die Sagopalme, welche die Feuchtigkeit sehr liebte. Mir ist wahrhaftig, als würde ich heute vertrocknen."

„Ich begreife Sie wirklich nicht, Frau Nachbarin," sagte der dicke, behäbige Cactus. „Haben Sie denn nicht genug an der ungeheuren Quantität Wasser, die man jeden Tag über Sie ausgießt? Sehen Sie mich einmal an.

Mir giebt man nur sehr wenig Wasser und doch bin ich frisch und saftig,"

„Wir sind nicht gewohnt, zu knausern," antwortete die Sagopalme. „Wir können nicht auf so trockenem, abscheulichen Boden wachsen, wie ein simpler Cactus. Wir sind nun einmal nicht gewöhnt, nns allen Verhältnissen anzupassen, so gut es eben gehen will. Uebrigens muß ich Ihnen noch bemerken, daß Niemand Sie um Antwort gebeten hat."

Nachdem die Sagopalme dieses gesagt hatte, stellte sie sich beleidigt und schwieg.

„Was mich betrifft," sagte der Zimmetbcmm, „so bin ich beinahe mit meiner Lage zufrieden. Freilich ist es hier ein bischen langweilig. Dafür aber bin ich wenigstens sicher, daß mich hier Niemand schinden wird."

„Aber man hat uns doch nicht Alle geschunden," rief der baumhohe Farren. Freilich, Vielen kann selbst dieses Gefängniß als ein Paradies erscheinen gegenüber der miserablen Existenz, die sie in der Freiheit geführt haben."

Bei diesen Worten vergaß der Zimmetbaum, daß man ihn geschunden hatte, wurde ärgerlich und fing Streit an. Einige der Gewächse traten auf seine Seite, Andere ergriffen die Partei des Farren und ein heißer Wortwechsel entspann sich. Hätten sie sich frei bewegen können, so wäre entschieden eine Prügelei daraus entstanden.

„Warum streitet Ihr mit einander," sagte Attalea. „Werdet Ihr Euch damit helfen? Ihr vergrößert nur Euer eigenes Elend durch Zank und Streit. Laßt Eure Zwistigkeiten und gedenkt ernster Dinge. Hört auf meine Worte, sucht höher und breiter zu wachsen. Werft Eure Zweige in die Breite, hebt Eure Stämme und Aeste empor, dann werdet Ihr die Orangerie zertrümmern und hinaustreten in die Freiheit. Wenn ein vereinzelter Zweig sich gegen die Scheibe anstemmt, wird man ihn selbstverständlich abschneiden. Wer aber kann gegen ein Hundert starker, trotziger, kühner Stämme ankämpfen? Wir müssen nur zusammenhalten."

Anfangs widersprach Niemand der Palme. Alle schwiegen; sie wußten nicht, was sie sagen sollten. Endlich entschloß sich die Sagopalme dazu,

„Das sind alles Dummheiten." behauptete sie.

„Dummheiten, Dummheiten," riefen jetzt alle Bäume durcheinander nnd wollten der Attalea beweisen, daß sie einen ganz unsinnigen Vorschlag gemacht hatte. „Eine nicht zu verwirklichende Schwärmerei," schrieen sie. „Dummheit, Unsinn. Die Rahmen sind fest und niemals werden wir sie zerbrechen. Und selbst wenn wir sie zerbrächen, was würde daraus folgen? Die Menschen würden mit Messern und Aexten kommen; sie würden unsere Zweige abhacken, die Rahmen wieder einfügen und Alles würde beim Alten bleiben. Das Einzige, was wir damit erreichen würden, wäre, daß man uns verstümmeln, daß man ganze Stücke von uns abschneiden würde.

„Nun denn, wie Ihr wollt," antwortete Attalea. „Ich weiß jetzt, was ich zn thun habe. Ich werde Euch Alle in Ruhe lassen. Lebt, wie Ihr wollt. Zankt Euch, mißgönnt einander den zugeworfenen Tropfen Wassers, bleibt Zeitlebens unter Eurer Glaskappe. Ich werde auch allein den Weg zu finden wissen. Ich will den Himmel sehen und die Sonne, nicht eingeengt durch diese Gitter und Scheiben und ich werde sie sehen."

Und die Palme sah stolz von ihrem grünen Wipfel auf den Wald der Kameraden hernieder, der unter ihr ausgebreitet lag. Niemand von ihnen wagte eine Entgegnung. Nur die Sagopalme flüsterte leise ihrem Nachbar, dem ostindischen Brotbaum, in's Ohr:

„Nun wir werden ja sehen, wie man ihr ihren großen Kopf abschneiden wird, damit sie sich nicht zu sehr hervvrthue, die Uebermüthige."

Die Anderen, obschvn sie schwiegen, waren doch der Attalea ihrer stolzen Worte wegen böse. Nur ein kleines Gräschen zürnte der Palme nicht und fühlte sich durch ihre Worte nicht beleidigt. Es war das armseligste und verachtetste Gräschen von allen in der ganzen Orangerie; dünn, blaß, bescheiden am Boden hinkriechend, mit welken, aufgeblasenen Blättern. An ihm war nichts Bemcrkenswerthes »nd es wurde in der Orangerie nur dazu gebraucht, die nackte Erde zu bedecken. Es umschlang den Fuß der Palme; andächtig lauschte es ihren Worten und ihm war, als habe Attalea Recht. Freilich kannte es die südliche Natur nicht, aber auch das arme Ding liebte die Lnft nnd die Freiheit. Auch ihm dünkte die Orangerie ein Gefängniß.

„Wenn ich unscheinbares, schwächliches Gräschen schon so leide ohne meinen grauen Himmel, ohne meine blasse Sonne und den kalten Regen, wie muß es erst diesem schönen, kräftige» Baume in der Gefangenschaft zu Muthe sein!" So dachte das Gritschen, schlang sich zärtlich »in die Palme und schmiegte sich dicht an sie, „Warum bin ich kein großer Baum? Ich würde ihrem Rathe schon folgen. Wir würden vereint wachsen und vereint in die Freiheit hinausstreben. Dann würden auch die Andern einsehen, daß Attalea Recht hat."

Es war aber kein großer Baum, sondern ein kleines, welkes Gräschen. Es konnte nur noch zärtlicher den Stamm der Attalca umklammern, ihr seine Liebe zuflüstern und ihr zu ihrem Vorhaben Glück wünschen.

„Freilich ist es bei uns nicht so warm, der Himmel nicht so blau, der Regen nicht so prächtig wie in Eurem Lande. Aber auch wir haben nichtsdestoweniger Himmel, Sonne und Wind. Wir haben nicht solch üppige Gewächse, wie Sic es sind und Ihre Kameraden, mit so großen Blättern und schönen Blumen. Aber auch bei uns wachsen sehr schöne Bäume, Eichen, Fichten, Tannen nnd Birken. Ich bin ein kleines Gräschen und werde nicht hinaustreten in die Freiheit. Sie aber find groß und stark. Ihr Stamm ist hart und Sie haben nicht mehr lange zu wachsen, bis Sie das gläserne Tach erreichen. Sie werden es durchbrechen und in Gottes Licht kommen. Dann werden Sic mir erzählen, ob Alles noch so schön ist wie es war. Ich werde auch damit zufrieden sein."

„Warum aber, kleines Gräschen, willst Tu nicht mit mir kommen? Mein Stamm ist hart und kräftig. Stütze Tich auf mich. Klettere an mir empor, es kostet mich keine Mühe, Dich zu tragen."

„Ach nein, wie könnte ich das wagen! Sehen Sie mich doch nur an, wie welk und schlaff ich bin. Ich kann nicht einmal eines meiner eigenen Zweigchcn ausheben. Nein, ich bin kein Kamerad für Sie. Wachsen Sie, seien Sie glücklich. Nur um Eines bitte ich Sie! wenn Sie erst in der Freiheit sind, erinnern Sie sich dann auch mitunter Ihres kleinen Freundes."

Und die Palme wuchs. Auch früher schvn hatten die Besucher der Orangerie ihren hohen Wuchs bewundert. Sie aber wurde mit jedem Monate größer. Der Director des botanischen Gartens schrieb dieses rasche Wachsthum der guten Pflege zu und war ans fein Wissen stolz, das ihn in den Stand setzte, die Orangerie so einzurichten und zu unterhalten.

„Ja, sehen Sie sich einmal die ^ttsl?« Muoops an," pflegte er zu sagen. „Solch prächtige Exemplare trifft man anch in Brasilien nur selten. Wir haben unser ganzes Wissen aufgeboten, damit die Pflanzen sich in dein Treibhause ganz ebenso frei entwickeln, wie in der Heimat nnd mir scheint, wir haben einigen Erfolg erzielt."

Dabei klopfte er mit selbstzufriedener Miene mit seinem Rvhrstocke an den harten Baumstamm, das; die Schläge laut in der Orangerie widerhallten. Tie Blätter der Palme schauerten unter diesen Schlägen zusammen. Hätte sie schreien können, welch' einen Schrei der Entrüstung hätte der Director zu hören bekommen.

„Er bildet sich ein, daß ich zu seinem Vergnügen so wachse," dachte Attalea, „Mag er es immerhin glauben." — Und sie Wuchs. Sie verschwendete all' ihre Säfte, um höher hinauf zu streben, und ließ ihre Wurzeln und Blätter daran Roth leiden. Mitunter schien es ihr, als wolle der Raum, der sie noch von dem Bogen trennte, gnr nicht kleiner werden. Dann nahm sie all' ihre Kräfte zusammen. Die Nahmen kamen immer näher und näher und endlich berührte das junge Blatt die kalten Scheiben und Eisenstäbe.

„Seht, seht," flüsterten die Bäume einander zu, „wie weit sie kam. Hat sie sich wirklich dazu entschließen können!"

„Wie ungeheuer sie gewachsen ist," sagte der baumhohe Farrcn.

„Was ist denn dabei, daß sie so gewachsen ist? Was ist daran sv Wunderbares? Ja, wenn sie es fertig gebracht hätte, so dick zu werden wie ich," meinte der dicke Brotbaum, dessen Stamm fast das Aussehen ejnes Fasfes hatte. Und wo will sie hinaus? Sie wird doch nichts ausrichten. Tie Gitter find stark, die Scheiben dick,"

Noch ein Monat verging. Attalea wuchs immer höher. Sie stemmte sich fest gegen den Rahmen; sie hatte keinen Raum mehr, um weiter zu wachsen. Ihr Stamm begann sich zu krümmen. Ihre Blätterkronc wurde zerdrückt; die kalten Stäbe des Rahmens schnitten in die zarten, jungen Blätter ein und verunstalteten sie. Aber die Palme blieb hartnäckig. Es that ihr nicht um ihre Blätter leid. Allem zum Trotz drückte sie auf das Gitter und dieses begann nachzugeben, obwohl es aus starkem Eisen gefügt war.

Das kleine Gräschen sah dem Kampfe zu und verging fast vor Aufregung.

„O, sagen Sie mir doch, schmerzt es Sie denn nicht? Wenn die Rahmen nun einmal so fest sind, wäre es da nicht am Ende besser, den Versuch aufzugeben?" fragte es die Palme.

„Schmerzen? Was sind mir Schmerzen, wenn ich mir die Freiheit erkämpfen will! Bist Du es denn nicht gewesen, die mich in meinem Vorhaben bestärkte," antwortete die Palme.

„Jawohl, das habe ich gethan. Wie hätte ich aber wissen sollen, daß es so schwer sein würde? Ich bedaure Sie — Sie leiden so sehr."

„Schweige, schwaches Geschöpf! Bedaure mich nicht. Ich werde sterben oder mich befreien."

Und im selben Augenblicke ertönte ein Heller Schlag. Ein dicker Eiscnstab war geplatzt und die Glassplitter flogen klirrend umher. Einer von ihnen fiel auf den Hut des Tircctvrs, der soeben aus der Orangerie heraustrat.

„Was ist das?" schrie er zusammenfahrend, als er die in der Luft umherschwirrenden Glassplitter gewahr wurde. Er lief eine kleine Strecke von der Orangerie fort und blickte auf das Dach. Ueber den gläserne» Bogen ragte stolz die sich wieder in aller Freiheit dehnende grüne Blättcrkrone der Palme empor.

„Nur dies?" dachte sie, „Und das ist Alles, wofür ich so lange gekämpft und gelitten habe? Ties zu erreichen, war für mich das höchste Ziel?«

Es war ein Spätherbsttag, als Attalca ihren Wipfel durch das zerbrochene Gitter hindurchsteckte. Ein feiner Regen fiel, mit Schnee vermischt, und ein kalter Wind jagte die grauen, zerrissenen Wolken niedrig über die Erde hin. Es schien Attalca, als wenn die Wolken sich eng nm sie legten. Tie kahlen Bäume sahen traurig und häßlich aus wie Leichen. Nur auf den Fichten und Tannen standen noch die dunkelgrünen Nadeln. Düster blickten die Bäume die Palme an. „Du wirst erfrieren," schienen sie ihr zuzurufen. „Du weißt nicht, was Frost heißt; Du wirst ihn nicht ertragen. Warum bist Tu aus Deinem Treibhanse herausgekommen?"

Und die Attalea verstand, daß für sie Alles zu Ende war. Sie begann zu erstarren. Sollte sie wieder unter das Dach zurückkehren? Sic konnte aber nicht mehr umkehren. Sic mußte nnn in dem kalten Winde stehen, seine Stöße fühlen nnd die stechende Berührung der Schneeflocken dulden. Sie mußte auf den schmutzigen Himmel sehen, auf die armselige, fröstelnde Erde, auf den unsauberen Hinterhof des botanischen Gartens, auf die langweilige große Stadt, die im Nebel sichtbar wurde, und mußte warten, bis Die da unten im Treibhaus? beschlossen haben würden, was mit ihr geschehen solle.

Der Dircctor befahl, den Baum zu fällen.

„Man könnte allerdings ein besonderes Dach über ihn bauen," sagte er. Aber wie lange wird cs denn halten? Er wird weiter wachsen und von Neuem Alles zerbrechen. Und außerdem würde das zu theucr sein. Laßt ihn fällen."

Man band die Palme mit Tauen an, damit sie im Falle die Wände der Orangerie nicht zerschlage und durchsägte sie unten, gerade nn der Wurzel. Das kleine Gräschcn, das noch immer den Stamm des Baumes umklammert hielt, wollte sich von seinem Freunde nicht trennen nnd kam auch unter die Säge. Als man die Palme ans der Orangerie herausgetragen hatte, lagen ans der Schnittfläche des zurückgebliebenen Stumpfes die von der Säge zerquetschten nnd zerrissenen Blätter und Stengel des Gräschens.

„Reißt diesen Schund aus nnd werft ihn hinaus," sagte der Director. „Es ist schon gelb geworden und die Säge hat es auch verdorben. Pflanzt etwas Neues."

Einer der Gärtner schnitt mit einem geschickten Hieb der Schaufel cinen ganzen Haufen Gras ab. Er warf cs in einen ttorb, trug es hinaus und warf cs ans den Hof, gerade ans die tvdte Palme, die im Schmutze lag und schon zur Hälfte vom Schnee brdeckt war.

Der Roman einer vornehmen Dame.

Winterlicher Brief
vo»

V a n l Lindau.

— Berlin. —

cwöhnlich habe ich Sic, meine verehrteste Freundin, auf »c»e Bücher aufmerksam machen dürfen, namentlich auf Ergüsse lyrischer Herzen, von denen ich voraussetzte, daß die Lectüre Ihr Interesse erregen oder Ihnen Spaß machen würde. Diesmal ist der umgekehrte Fall eingetreten: Sic haben mir den vor einigen Wochen erschienenen Roman de ^lnrvsn, par une Ai-ands clums Russ^ *), den der bekannte Bibliophil Jacob herausgegeben, zum Lesen empfohlen und haben schon vorher meine Neugier auf's Lebhafteste gespannt.

Sie haben mir erzählt, daß ich die ungenannte Verfasserin sehr wohl kenne und ihr unzweifelhaft in Berliner Salons öfter begegnet sei. Sie haben sie mir als eine auffallend schöne, sehr anmuthige und geistvolle junge Frau bezeichnet, die allerdings einer der vornehmsten slavischen Familien angehöre, wenn sie auch gerade kcinc Russin sei. Auf meine weiteren Fragen haben Sie mir gesagt, daß die Dame dauernd in Berlin wohne, daß sie einen allbekannten Namen trage; aber Sie haben sich hartnäckig geweigert, mir diesen Namen zu nennen und mich mit dem bekannten .^OiigroKs? 1» komme" meinem Schicksale überlassen.

Sie ahnen gar nicht, welches Nnheil Sie niit dieser Andeutung angerichtet haben. Ich will nicht gerade behaupten, daß ich die Ruhe meiner Tage und Nächte verloren habe, aber mit meiner Unbefangenheit in der

', Paris, bei Calmcmn Lsvi), 1884.

Gesellschaft ist es einstweilen dahin. Denn jede Dame sehe ich mir jetzt daraus nn, ob sie wohl die Verfasserin des „L.bbö äs Äurvsn" sein könne; und es stimmt nie. Ist sie überaus anmuthig, so ist sie nicht geistreichfinden sich zufällig diese beiden Eigenschaften in schönem Vereine, so fehlt wieder das dritte Requisit: die gewünschte Nationalität. Einmal hatte ich sogar alle drei Eigenschaften beisammen, aber da waren wiederum der bekannte Name und die erste Familie nicht zutreffend. Ick) gebe nun da« Suchen nach der geheimnißvollen Verfasserin einstweilen auf, ich vergesse alle Qualeu, die Sie mir bereitet haben, und komme gehorsamst Ihrem Befehle nach, Ihnen meine Meinung über das Buch der schönen Ungenannten zu sagen.

Ob die Verfasserin Talent hat? Ohne Zweifel. Die Geschichte ist Wohl ersonnen und reiflich durchdacht, der Stoff mit Sorgfalt gegliedert und geordnet und die ganze Arbeit mit gleichmäßigem Fleiß ausgeführt. Es ist mit einem Worte ein fertiges Buch, über dessen höheren oder geringeren Werth die Meinungen ja sehr getheilt sein können, das aber abgeschlossen und ohne pfufcherhafte Ueberhastung zu Ende geführt ist. Diese einfache Thatsache des Fertigmachens ist meiner Ansicht nach immer schon ein äußeres Anzeichen einer wirklichen Begabung, die über das Gewöhnliche hinausgeht; und in diesem Punkte unterscheidet sich eben der berufene Fachmann vom Liebhaber und Dilettanten. Der wahrhaft Berufene fühlt das Bedürfnis;, innerhalb der Grenzen seiner Leistungsfähigkeit seine Arbeit ebenmäßig durchzuführen, während der Dilettant über die Grenzen seiner Fähigkeit hinaus skizzirt, da, wo ihm die Sache Vergnügen macht, bei der Ausführung in unverhältnißmäßige Breite geht und da, wo er auf Schwierigkeiten stößt und die Ausführung mühsam wird, sofort von einer unüberwindlichen Unlust angewandelt wird und breite Lücken läßt. Es giebt natürlich aber noch andere Unterscheidungen zwischen den Vergnügungen des Dilettanten und dem Werke des Berufenen. Aber immerhin bleibt das grillenhafte Unfertige im Gegensatz zu dem gewissenhaften, in seiner Art Fertigen eines der wesentlichen Scheidnngsmcrkmalc. In dieser Beziehung muß also der „AbbS de Morvnn" als eine schriftstellerische Arbeit bezeichnet werden, wenn dieser auch noch Manches von der ungeübten und bequemen Art des Anfängers und Gclegenheitsschreibers anhaftet.

Da Sie meine Ansicht über die Geschichte hören wollen, so muß ich sie Ihnen doch noch einmal erzählen, denn aus den in diese Nacherzählung eingestreuten Bemerkungen werden Sie am besten ersehen, was ich davon denke.

Die Geschichte spielt in unseren Tagen in Paris und in den hohen gesellschaftlichen Kreisen, in denen die Ihnen befreundete Verfasserin heimisch ist. Da lebt eine junge, schöne Frau, die auch als geistreich und cdelsinnig gerühmt wird, Margarete, welche als ganz junges Mädchen mit dem Vicomte Marcel de Sanve verheirathet worden ist. Dieser Marcel ist ein höchst unangenehmer Herr, im wahrsten Sinne das, was die Berliner Backfische mit dem zwar nicht schönen, aber recht bezeichnenden Worte „ein Ekel" zu benennen Pflegen. Schon in den Flitterwochen hat er feiner schönen Frau das sehr merkwürdige Programm seiner Ehe auseinandergesetzt. Er hat für seine Handlungen die vollste Freiheit beansprucht und ihr dagegen allerdings auch das Recht, ganz nach ihrem Gcschmacke zu leben, eingeräumt. Er hat das nicht etwa angedeutet, er hat ihr in der denkbar rohesten Offenheit gesagt: „Du darfst so viele Geliebte haben wie Tu magst, ich gestatte es Dir — allerdings unter der Voraussetzung, das; die Geschichten keinen Scandal machen, und daß Du Dich nicht um meine Geliebten bekümmerst." (S. 51.) In Mareels Dasein hat in der That die Ehe keine andere Bedeutung gehabt, als das; sie seinen zahlreichen, unverbeirathcten Maitressen zeitweilig eine neue, ihm ehelich angetraute hinzugefügt hat.

Margarete hat bis zur Stunde von der ihr grofzmüthig eingeräumten Berechtigung noch keinen Gebrauch gemacht, nicht aus sittlichen Grundsätzen, sondern einfach, weil ihr das bischen Ehebruch keinen rechten Spaß macht. Daß an die schöne Frau eines solchen Mannes die Versucher oft herangetreten find, versteht sich von selbst. Der interessanteste und aussichtsvollste unter diesen ist der junge Herzog de Pröau, Er gehört nicht zu denen, die den Weibern zart entgegengchn. Er gehört vielmehr zu den Raschen und Verwegenen.

„Sic wissen, das; ich Sic liebe," sagt cr zu Margarete, als er mit ihr allein ist.

„Weshalb mich lieben," antwortete die junge Srau leise: „da die Sache doch keinen Zweck hat, sollten Sie mich schonen."

Er zitterte und beugte sich zu ihr, „Wovor haben Sie Angst?" fragte cr, und in seiner Stimme erzitterte eine Welt voll Leidenschaft, „Sie wissen, das; niemals Jemand etwas davon erfahren wird: Sic misse», daß ich zwischen der Welt und meinein Glücke eine unüberwindliche Mauer aufrichten werde," . . .

„Da kommt mein Mann," rief Margarete plötzlich. (S. 25.) Margarete ist jetzt um fo weniger aufgelegt, die etwas sehr unumwunden vorgetragenen Bitten des Herzogs zu erhören, als sie gerade in diesem Augenblicke die Bekanntschaft eines Anverwandten ihres Mannes gemacht hat, der ihre lebhafte Theilnahme erweckt und der noch den besondern Reiz einer berufsmäßigen Ungefährlickkeit besitzt: das ist der Abb« de Mvrvan, der Held der Geschichte, der letzte Sproß eines vornehmen alten Geschlechtes, der aus wahrem, frommem Drange auf die Genüsse, die ihm seine gesellschaftliche Stellung, sein großes Vermögen, seine seltenen Geistesgaben in Aussicht stellten, verzichtet und den geistlichen Stand gewählt hat. Er ist schnell aufgestiegen. Nachdem er zunächst als Psarrer in einem kleinen Dorfe bei Paris gewirkt und sich dort durch seine Gelehrsamkeit, seine segensreiche Wirksamkeit als Seelsorger und durch seine auf die Tagesfragen bezüglichen Schriften bekannt gemacht, hat ihn der heilige Vater in seine Nähe gezogen. Er ist Bibliothekar des Baticans geworden und weilt jetzt in Paris, nm eine für den heiligen Stuhl wichtige Frage mit der französischen Regierung zum Abschluß zu bringen. Bei diesem Anlasse lernen sich die beiden weitläufigen Verwandten kennen: der Abbü Bernhard de Murvan und Margarete de Saude.

Margarete, die bisher nur mit leichtsinnigen Courmachern, die alle auf ein und dasselbe hinaus wollten, verkehrt hat, ist erstaunt, nun einem Manne gegenüberzustehen, der mit ihr von anderen interessanten Dingen spricht, und der gar nichts will. Unwillkürlich vergleicht sie ihn mit ihrem bisherigen Umgange, und dieser Vergleich fallt durchaus zu Gunsten des geistlichen Herrn aus. In Folge dessen behandelt sie ihre früheren Freunde schlechter als je, sie weist dem Herzog, der wieder mit seinen vermessenen Anträgen an sie herantritt, geradezu die Thür und beschäftigt sich wider ihren Willen mit dem Manne, den ihre allbewunderten Reize ungerührt zu lassen scheinen. Margarete ist eine merkwürdige Person; gerade mit diesem Manne, auf den ihre kleinen Künste keine besondere Wirkung üben dürfen, kokettirt sie nun, und gleich ordentlich, nicht blos so obenhin! Sie zeigt sich ihm allein in großer Ball-Toilette, und Sie wissen ganz genau, meine Gnädige, daß man in einer solchen viel zeigen kann; und in dem eleganten, tief ausgeschnittenen Kleide mit funkelnden Diamanten um den nackten Hals tritt sie hart an den Priester heran, sieht ihm in's Weiße des Auges und fragt ihn lächelnd: „Nicht wahr? ich bin schön?" (S. 57) „Sehr schon," würde ich geantwortet haben, „aber für eine junge vornehme Frau ein bischen sonderbar."

Der Herzog hat zwar eine starke Partie verloren, aber er gicbt darum das Spiel noch nicht auf. In seiner Bekanntschaft zählt er eine alte Dame, „ein Weib wie anserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen," eine gefällige Vermittlerin unerlaubter Dinge, die in die vornehme Gesellschaft hincingeheirathct und gerade wegen ihrer unsauberen Dienste dort festen Fuß zu fassen gewußt hat — eine alte boshafte Person, die das Schlechte um seiner selbst willen liebt, und die von Neid gegen die strahlende junge Vicomtesse und von Rachegelüsten wegen einer spitzigen Bemerkung, die diese sich über sie erlaubt hat, ganz erfüllt ist. Madame de Rives, so heißt sie, bewohnt ein kleines behagliches Haus, „das eine große Anzahl kleiner Winkel besaß, in denen ein verliebtes Paar ungestört eine Stunde verbringen konnte" (S. LI). Diese erfahrene Dame, die je nach Bedürfnißeben so scharfsichtig wie blind ist, sucht nun der Herzog auf; und sie giebt ihm den freundschaftlichen Rath, sich einstweilen von dem gesellschaftlichen Leben der großen Weltmöglichst znriickzuziehenunddiezugänglichcreGescllschaft derCocottcn aufzusuchen. Der Herzog folgt diesem Rathe. Man sieht ihn nicht mehr in den Salons, aber man spricht nun um so mehr von seinen wüsten Streichen. Er erreicht mit dieser Zurückhaltung in der That, daß die Theilnahmc Margaretens für ihn wieder erweckt wird.

AlS die Sachen soweit gediehen sind, giebt Frau de Rives einen Ball; »nd in dem unvermeidlichen Treibhause treffen die Beiden, Margarete und der Herzog, zum ersten Male nach der Entfremdung wieder zusammen. Natürlich gewinnt ihr Gespräch bald die Treibhaus-Temperatur. Der Herzog ist zwar nicht sehr erfinderisch und wendet das abgedroschenste Mittel an: er bittet Margareten, sie lieben zu dürfen, „wie ein Bruder, wie ein Freund", aber sogar dieser thörichte Schwindel verfängt. Er ergreift ihre Hand und küßt sie inbrünstig, er flüstert ihr zu, daß er sie anbete — natürlich „als Bruder und Freund". Und Margarete ist naiv genug, das zu glauben; ja sie treibt die Naivevtät noch weiter - sie sucht den Priester in seiner Wohnung auf, um vor ihm ihr zweifelndes Herz auszuschütten, um von ihm Rath zu erbitten, was sie nun mit dem Bruder und Freunde anfangen solle. Der weltersahrcne Mann sagt ihr natürlich, daß sie dem Frieden nicht trauen dürfe. Margarete aber bleibt dabei: sie muß Jemanden haben, der sie lieb hat — als Bruder und Freund. „Seien Sie mein Bruder!" sagt sie schließlich. Dem geistlichen Herrn erscheint der Casus doch etwas bedenklich, und als er sich in diesem Sinne äußert, braust Margarete auf, „Dann leben Sie wohl, Sie tragen die Schuld an dem, was kommen mag, Sie hätten der Bruder, der gewünschte Bruder sein sollen,"

In Bernhards Seele keimt der Verdacht und wächst, daß die Brüderlichkeit allmählich zur Lüderlichkeit ausgeartet sei. Er nimmt gewisse Anzeichen wahr, die ihn beunruhigen. Die alte Frau de Rives läßt vieldeutige Worte fallen, die ihn lebhast erregen. Auch die Gesellschaft macht schon unliebsame Glossen über den sonderbaren Verkehr zwischen Margareten und dem Herzog. Da regt sich in der glaubengepanzerten Brust des Priesters etwas ihm bis dahin Unbekanntes, und als er dieser Regung nachforscht, muß er sich gestehen, daß er stürmisch liebt, daß wilde Eifersucht in ihm tobt. Die Seiten, die diese seelischen Vorgänge schildern, gehören zu den besten des Buches. Sie sind fein empfunden und warm geschrieben. Der Priester siegt. Ein verhängnißvoller Zufall fügt es indessen, daß gerade in dem Augenblicke, da Bernhard nach schweren Kämpfen der ihm durch sein priesterliches Gelübde verbotenen sinnlichen Regung Herr geworden ist, in der Ausübung eines Werkes der Barmherzigkeit mit Margareten zusammentrifft. Und in dieser Stimmung hat er sich der stärksten Prüfung zu unterwerfen, denn Margarete macht ihm plötzlich eine stürmische Liebeserklärung. Aber der Geistliche ist standhaft, und auch dieser moderne heilige Antonius bleibt mit seinem glanbensfesten Vorfahren aus Padua „ganz ruhig, als dies geschah". Und mit diesem kann auch er ausrufen:

„Laß ab von mir, unsaubrer Äcist! Sei wie du bist, wer du auch seist!!"

Daß sich Damen eine so lobenswcrthe Behandlung nicht gefallen lassen, das brauche ich nicht auseinander zu setzen. Wir kennen den entrüsteten Ausruf der Judic: „U m'a rs»peots«, — 1s I»Oli«!" Und nun kommt in Wahrheit wie gerufen der Herzog, und er erneuert seine Liebeserklärung mit noch stürmischerer Gewalt, ohne diesmal auf de» bewußten

Nord und Tüd, XXXII,, »5. tl>

Bruder und Freund noch besonderen Nachdruck zu legen. „Niemand erfährt's!"

„Mit Ausnahme von mir!" sagt der Gatte der Vicomtesse, der wieder im rechten Augenblicke, wenn auch nicht gerade wie gerufen austritt.

Es ist nicht das erste Mal, daß eine Liebeserklärung an eine verheiratete Frau durch den Mann unterbrochen wird. Natürlich geht die Phantasie des Lesers in dem gewöhnlichen Geleise weiter. Herausforderung, Zweikampf, Tod des Gatten, Vermählung der Ehebrecher, Sieg der Tugend, — Gott bewahre, es wird ganz anders!

Tie beiden Männer werfen sich wilde Blicke zu, aber das dauert nur einige Augenblicke, da hat der vernünftige Ehemann ein Einsehen. „Schließlich," sagt er, „geht mich Euere Geschichte weiter gar nichts an; ich habe mir dafür zu sorgen, daß nicht Lärm geschlagen wird" (S. 195), und er dreht sich auf seinen Hacken und überläßt unter seinem Tache die Beiden ihren eigenwilligen Verfügungen. Wirklich ein recht angenehmer Herr, dieser Vicomte! — mit ihm verglichen ist der brave Menelaus von Offen dach noch ein wahrer Ausbund von männlicher Würde. Das nächste Mal wird er hübsch anklopfen, bevor er in sein Zimmer tritt. „Lt vsil» eommo I'o Aälsut, Kgmins L'epsrßns lies <ls8ä^rsin«nts,"

In hen folgenden Seiten habe ich das Erfindungstalcnt und die Erzählungskunst Ihrer Freundin am meisten bewundert. Bevor sie den Herzog zu seinem Ziele gelangen läßt, führt sie Margareten und den Priester noch einmal zusammen, zum ersten Male nach der tiefen Kränkung, die sie durch ihre strafbare Unvorsichtigkeit sich zugezogen hat, nnd an geweihter Stätte in der Kirche, unter den seltsamsten Bedingungen: im Beichtstuhl. Bernhard muß die Beichte der Frau, die er leidenschaftlich liebt und die ihre Liebe zu ihm beichtet, die ihm auch anvertraut, daß sie im Begriff steht, sich ungeliebt einem leichtsinnigen Wüstlinge hinzugeben, anhören. Alle seine aus dem tiefsten Herzen geschöpften Ermahnungen sind vergebliche. Tie Scene ist wirklich aufregend und schön. Ist sie an sich schon gewagt genug, fo ist die folgende geradezu vermessen. In der Kirche selbst treten die Beiden einander gegenüber, und Angesichts deS Gekrenzigten läßt sich Margarete dazu hinreißen, in wahnsinniger Leidenschaft noch einmal, ein letztes Mal ihrer verzehrenden Liebe Ausdruck zu geben. „Sagen Sie mir, daß Sie mich lieben," schließt sie ihre sinnlose Rede, „damit ich tugendhaft bleiben kann." Der feuerfeste Priester bleibt unerschütterlich, er ruft ihr ein Lebewohl auf ewig zu und wendet ihr den Rücken.

Damit hat die Erzählung ihren Höhepunkt erreicht; es geht nun schnell bergab, und die Verfasserin hat offenbar Eile, mit der Geschichte fertig zu werden.

Natürlich geht Margarete nun mit dem Herzog durch. Sie miethcn

sich in Nizza ein hübsches kleines Häuschen, und so lange die Sache neu ist, behandelt der Herzog seine vornehme Geliebte mit auserlesener Höflichkeit. Das dauert eben, bis es die alte Geschichte wird. Die Nosengcwinde werden zu eisernen Fesseln, die schwer lasten. Sir fühlt sich in ihrer Verbannung ans den Kreisen, denen sie von Jugend auf angehört hat, in ihrer freudlosen Vereinsamung unglücklich, er vernachlässigt sie mehr und mehr und läßt sie schließlich laufen, als sich ihm die Gelegenheit bietet, ein reiches Mädchen zu heirathen. Ja dieser Mann ans einer der ersten Familien, dem eine gute Erziehung, dem besondere geistige Veranlagung, dem Tactgefühl nachgerühmt werden, — dieser Herzog wirft der Frau, die durch ihn in's Unglück gerathen ist, wie der ersten besten aufgelesenen Dirne, mit der er sich abfinden muß, einen gefüllten Beutel vor die Füße. Margarete ist vornehm genug geblieben, ihn nicht aufzuheben.

All die Aufregungen, die Kränkungen, all die nagenden Schmerzen und Sorgen haben an der Lebenskraft der unglücklichen Frau gezehrt, ihre Jugend ist verflogen, und in der gemarterten Brust fühlt sie den Keim des Todes. Auf dem Sterbebette hat sie die einzige wahre Freude ihres traurigen Lebens. Der Seelsorger, der die letzten Augenblicke der sterbenden Margarete verklärt, ist Bernhard de Morvan; und mit einem heißen Kusse, den er auf die erkaltenden Lippen drückt, vertraut er ihr das Geheimnis; seiner Gegenliebe an. das sie mit sich in das stumme Grab nimmt.

Daß es der Verfasserin nicht an dem erforderlichen Muthe fehlt, ist uns schon aus der Erzählung genügend klar geworden. Die Fürchterlichkeit gewisser Probleme schreckt sie nicht. Es hat ihr nicht genügt, gegen die Ehelosigkeit der Priester ihre Pfeile zu schleudern, denn in diesem Falle würde ja Margarete nicht die Frau eines Andern zu sein brauchen, um den erforderlichen Conflict herbeizuführen; es hat ihr auch nicht genügt, gegen die Unsittlichkeit in der Eheschließung zu eifern und aus ihr die Erklärlichkeit, ja in einem gewissen Sinne die Verzeihlichkeit des Ehebruchs aus Liebe herzuleiten, denn dann brauchte Margarete nicht gerade einen Priester zu lieben. Sie hat Conflict auf Conflict gehäuft, und ich sinne vergeblich nach, welche Aussöhnung da Wohl möglich wäre. Denn das reine Glück der beiden Helden, das ihnen die hehre, über alle menschlichen Satzungen und sittlichen Abmachungen erhabene Liebe gewähren könnte, wäre nur in dem zu finden, was nach der gewöhnlichen menschlichen Moral grundsätzlich als Sünde bezeichnet wird: in der beiderseitigen Pflichtverletzung, in dem beiderseitigen Wortbruch. Das ist ein bischen viel auf einmal, und gewönlich hat dem Dichter schon das eine oder andere genügt. Tie vielfprachkundige Verfasserin kennt ja das sehr gute französische Sprüchwort: „<Zui tinp sind,-!,»««, innl ötrsint."

Ich glaube einer Dame nichts Unverbindliches zu sagen, wenn ich mir die höfliche Bemerkung erlaube, daß ungewöhnliche Manneskräfte nicht genügcn, um die Herkuleskeule zu schwingen, und daß cs eigentlich besser wäre, wenn zarte Damen ihre Händchen davon ließen.

Unwillkürlich denkt man beim Lesen dieses Romans an den vor 20 Jahren in Paris erschienenen anonymen Roman „I^s Zlämlit/-, von einem ungenannten AbbS * * *, der seiner Zeit großes Aufsehen machte und ebenfalls den Kampf zwischen der Liebe und der Ehelosigkeit des Priesters zum Borwurf hatte. Man wird auch oft an Lamnrtincs „Jocelyn" erinnert. Die Wege der beiden Helden, des Priesters in diesem neuesten Romane und des in dem alten epischen Gedichte, berühren sich oft. Tie Ausgangspunkte, sind zwar verschieden, aber von dem Augenblicke an, wo sie sich begegnen, haben die beiden Wandlunge» viel Gemeinsames: Morvan lernt Margareten kennen, als sie bereits verheircithet ist, und in dem geschmacklosen und oberflächlichen Gesellschaftsleben von Paris ganz aufgeht. Da erst entflammt ihre Liebe für den geistlichen Herrn,' da erst entwickelt sich bei ihm die menschenfreundliche Theilnahme, das Mitgefühl und Mitleid zur Liebe für die unglückliche, schöne, leichtsinnige Frau. Ter junge Priester Jvcellm aber lernt in einem weltverborgcncn alten Gebirgsdorfe die jungfräulich reine Laurcnce kennen, als noch kein frivoler Hauch ihre keusche Stirn gestreift hat: nnd da erwacht unbewußt in ihm das Gefühl, dem sich das Herz des Priesters verschließen sollte.

Wie Morvan so wird auch Jocelyn Pfarrer in einem Torfe; ersieht sie nur noch zweimal im Leben. Das erste Mal in Paris im bunten Treiben einer genußsüchtigen verderbten Gesellschaft und dann in der Einsamkeit der Berge, als sie ihren letzten Seufzer ausstößt. Von ihrer Wieder begegnung in Paris bis zum Tode Laurences hat das Lamartine'sche Gedicht „Jocelyn" mit dem Roman der ungenannten Russin viele übereinstimmende Züge: Tie beiden männlichen Helden haben dieselben Scclcnkämpse zu bestehen. Die weiblichen Heldinnen werden von denselben Gewissensaualen gepeinigt. Ter Tod von Laurence wie der von Margarete wird verklärt durch das Glück der keusch erwiderten reinen Liebe — bei dieser von Jocelyn, bei jener vom Abb« Morvan.

In dem Romane der „vornehmen Russin" zeigen sich an allen Ecken nnd Enden gewisse freundliche Eigcnthümlichkeiten, die noch auf eine gewisse Ungeübtheit der Verfasserin schließen lassen. Ein erfahrener Autor wird sich hüten, den Geschöpfen feines Geistes allzuwarme Empfehlungsbriefe mitzugeben. Er mag ihre äußerlichen Vorzüge in alle Himmel erheben, denn da kann ihn der Leser nicht controliren; er mag von seiner Heldin sagen, daß sie bildschön ist, daß sie in ihren Bewegungen eine unerreichbare Anmuth, in ihrer Stimme einen bestrickenden Wohllaut besitzt, das muß der Leser eben dem Autor glauben. Wenn er aber die Figuren, die er vorführt, vo» vornherein als ungewöhnlich bedeutende, scharfsinnige, geistvolle, witzige be zeichnet, so begeht er eine Unvorsichtigkeit, denn der Leser wartet, sobald er nun diese so überschwenglich empfohlenen Figuren auf der Bühne erblickt. ciuf dcn gerühmten Witz, und er wartet gewöhnlich vergeblich. Ich muß gestehen, daß ich mir nach dem, was ich von der Verfasserin über Margareten und den Abb« Bernhard gehört hatte, von dem geistsprühenden Dialoge der Beiden viel mehr versprochen hatte, als diese gehalten haben.

Auch der Trieb, allgemeine Sentenzen auszusprechen, hat etwas jugendlich Unerfahrenes. Je reifer man wird, desto mehr merkt man, daß allgemeine Aussprüche immerhin sehr viel Bedenkliches haben, und daß man durch die Aufstellung von allgemeinen Regeln gewöhnlich ungerecht gegen die zahlreichen und sehr bcachtenswerthcn Ausnahmen wird. Es sind doch eigentlich nur blutjunge Menschen, die behaupten, daß alle Weiber leichtsinnig sind. Das Verallgemeinern ist das Philosophiren der Unreifen.

Es erscheint mir daher jung, wenn die Verfasserin auf S. 14 sagt: „Wie alle Frauen unserer Zeit besaß auch sie keine festen Grundsätze." Das ist, wie ich glaube, etwas zu viel gesagt; anderes scheint mir dagegen ein bischen zu wenig gesagt zu sein. Meinem Geschmacke nach brauchte man bisweilen gar nichts zu sagen, wenn man nicht mehr zu sagen hat. Dazu gehören Aussprüche wie die folgendem „Die Welt ist ein schnurriges Ding" (S. 53); „Die Welt zerfallt in zwei Theile: in diejenigen, die leiten und diejenigen, die sich leiten lassen; die letzteren sind die zahlreichsten" (S. 59). Das ist unzweifelhaft richtig, es giebt mehr Hammel als Leithammel, und <s giebt weniger Generale als Soldaten. Aber das braucht man eigentlich kaum noch zu sagen. „Der Schuldige leider am meisten" (S. 104), Auch das ist furchtbar richtig.

Tie Verfasserin stellt aber auch andere Maximen auf, die mit dem Selbstverständlichen zugleich eiu bischen bedenklich sind. Sie sagt auf S. 90: „Unter zehn Fällen giebt sich eine Frau neunmal mit dem Körper und nur einmal mit ihrem Herzen hin. Brauchen wir hinzuzufügen, daß das Letzte das Wahre ist?"

Nein, das brauchen wir nicht hinzuzufügen! Aber wir dürfen vielleicht die Verfasserin bitten, dem Gedanken, der ihr vorschwebt, einen entsprechenderen Ausdruck zu geben. Sie meint jedenfalls: unter zehn Frauen geben sich neun mit dem Körper, und eine giebt sich mit dem Herzen hin. Tos ist aber doch etwas anderes als das, was die Verfasserin gesagt hat. denn eine Frau, die nennmal körperlich geliebt hat, flößt mir auch das zehnte Mal mit ihrer herzlichen Hingabe einiges Mißtrauen ein.

Auch gewisse Beobachtungen könnten von einer strengen Kritik angefochten werden. Einmal spricht die Verfasserin von einer „sonderbaren Genugthuung, die man empfindet, wenn man sieht, wie Jemand beim Ucbersetzen über den Fluß in's Wasser fällt, während man glücklich am andern Ufer angekommen ist" (S. 62). Das mag sehr tief beobachtet sein, aber die Situation gehört doch nicht gerade zu den gewöhnlichen. Ich habe diese sonderbare Genugthuung nie verspürt, weil ich niemals, wenn ich mit dem Kahn über den Fluß gesetzt bin, einen Andern habe in's Wasser fallen sehen. Das erste Mal, wenn mir das passirt, werde ich genau aufpassen, um die Richtigkeit der Beobachtung festzustellen.

Auf S, 135 spricht die Verfasserin „vvn dem wilden Jnstincte. der uns dazu treibt, einem sterbenden Thiere den letzten Fußtritt zu versetzen". Auch in dieser Beziehung muß ich meine Jncvmpetenz erklären; dieser wilde Jnstinct hat sich meiner nie bemächtigt. Außer dem Ungeziefer, deren körperliche Verhältnisse schon die Möglichkeit eines Fußtrittes erschweren, außer dem von Anderen erlegten Wild, das mir als gelegentlichem Jagdenbummler unter die Angen gekommen ist, habe ich überhaupt sehr wenig Thiere sterben sehen: wohl 'mal einen Hnnd, einen Kanarienvogel, aber ich bin niemals von dem wilden Jnstincte eines Fußtrittes überrumpelt worden. Und ohne die Verfasserin zu kennen, behaupte ich, auch sie weis; nichts von dein „instiix/t t«-oc:iz, >j>ii nous pousso smivent ii clonnor M (Ieriii«r omip pie^l u »n anirual inmiiAnt". Sie hat das nur so hingeschrieben. Aber man soll eigentlich nie so hinschreiben! Man soll namentlich nie ein Bild gebrauchen, das man nicht reiflich durchgedacht und auf seine zutreffende Richtigkeit scharf geprüft hätte.

Da ist z. B. ein falsches Bild auf Seite 161: „Man träumt einen schönen Traum, und wenn man erwacht, merkt man, daß dieser Traum doch nur Alpdruck war." Das geht nicht! Ein schöner Traum bleibt auch nach dem Erwachen ein schöner Traum und wird nie ein Alpdruck. Man kann schon errathen, was die Verfasserin ungefähr meint, aber der Leser ist nicht dazu da, Räthsel zu lösen,

Sie haben meine offenherzige Meinung hören wollen, und ich habe sie Ihnen gesagt. Es sollte mir aufrichtig leid thun, wenn ich mir dadurch die Ungnade einer Ihrer Freundinnen zugezogen hätte, deren Schönheit, Anmuth und Geist Sie nicht genug zu rühmen wissen. Aber ich denke, Sie und Ihre Freundin werden mir doch verzeihen, denn Sie müssen diesem Briefe ja anmerken, daß ich den Roman mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen habe, und daß er mir die Mühe einer eingehenden Besprechung zu lohnen scheint. Ich habe ihn mit Thcilnahme gelesen und habe aus der ganzen Arbeit und einigen längeren Stellen die Ueberzeugung von der wirklichen schriftstellerischen Begabung der Verfasserin gewonnen. Gerade deshalb habe ich mich auch für befugt erachtet, ihr gewisse Kleinigkeiten zu, sagen, die sie vielleicht im ersten Augenblicke nicht ganz angenehm berühren. Aber die Verfasserin müßte nicht die geistreiche Dame fein, von der Siesprachen, wenn sie sich über dicfe ärgerlichen Geringfügigkeiten nicht lachend, hinwegsetzte.

Wie immer

Ihr

vcrehrungsvoll ergebener
P. L.

Buch von »er Weltpoft. Enickelung und Wirken der Post und >Iegraphic im Weltenverkchr. Von O. Berednrius, Berlin, Verlag von Perm. I. Meidinger.

Am 9, October 1384 waren zehn Jahre verflossen, seitdem in der Schweizer Bundeshauptstadt der Grundvcrtrag unterzeichnet wurde, der den Weltpostverein ins Leben rief. Noch wenige Jahre vorher würde das Wort unverstanden geblieben fein, denn der Gedanke an eine die Gcsammtheit der Culturvölker umfassende Bereinigung erschien selbst auf dem Gebiete des Verkehrs inimöglich, nachdem wiederholte Versuche mißglückt waren. Nunmehr ist der weltumfassende Gedanke, Dank der Energie deS deutschen Generalpostmeisters Dr. Stephan, durchgeführt, und wir Alle, die wir der Segnungen der Beschlüsse jenes 9. Oktobers theilhaftig geworden sind, sehen heute in dem Post- und Telegraphenwesen einen der wichtigsten Hebel unserer Verbindung und unseres steten Wcchselvcrkchrs mit allen der Eultur erschlossenen Ländern. — Das vorliegende Buch darf demnach auf ein allgemeines Interesse rechnen.

Es stellt sich die schöne Aufgabe, die Enlwickelung und das Wirken der Post und des in immer engere Verbindung mit ihr tretenden Schwester-Instituts der Telegraphic vom Ursprung an in ihrer eminenten Bedeutung als Triebfeder des Weltverkehrs zu schildern. Eröffnet wird es durch eine Geschichte des Schtrifthums und der Entwickclung des brieflichen Verkehrs, Das erste Capitcl erzählt in kurzer, aber klarer Darstellung, wie sich Schrift und Schreibstoff bis zu derjenigen Gestalt entwickelt haben, die sie heute zeigen. Cavitcl II, der Buchdruck, scheint uns nicht ganz in dieses Werk hincinzugehvren'. wir verdanken demselben jedoch die vorzügliche Nachbildung eines Blattes aus der 42zciligen Mnzarin-Bibcl (Mainz 1450—SS). Cavitcl III schildert die Geschichte dcs Briefes.

Seine eigentliche Hcimatstättc hat der Brief Wohl in Acgyvtcn, da dort wohl am frühesten sowohl in der Entwickclung dcr Cultur im Allgemeinen, als auch durch

die Erfindung dcs Papyrus die Bedingungen gegeben waren, unter denen dcr Bricfocrkchr entsteh« und Bedeutung gewinnen konnte. Die nebenstehende Figur, die wir (nach S, IS) reproduciren, ist die Copic eines alten ägyptischen Wandgemäldes ungefähr aus der Zeit 20«) v. Chr. Es stell, die Anmeldung eines Stammes semitischer Einwanderer dar und zeigt uns bereits zwei Formen dcr schriftlichen Mitthcilung: einen offenen, vielleicht auch zusammengefalteten Brief und den Brief in Gestalt

Neberrcichung des Anmeldebrieses semitischer rincr verschlossenen Rolle, Einwanderer. (Wandgemälde ca, syug Jahre v, Chr.>

Aus - Veredarius. Da» Buch von der Wellpos,, Eine besondere Eigenart unter den

Berlin. Herm, I, Mcidinger. bei den Griechen gebräuchlichen Brief

formen stellt der Stab- oder Rollbrief — die Skytale — dar, die in Laccdämon in Gebrauch war. Plutarch beschreibt denselben folgendermaßen:

„Wenn dic Ephoren einen Schiffsbcfehlshabcr oder Fcldhcrrn anssandten, ließen sie zwei Stäbe völlig gleich in Länge und Dicke anfertigen, so das; sie nn den Enden genau auf einanderpaßtcn: den einen behielten sie selbst, den andern gaben sie den Abgesandten, Diese Stäbe nannten sie Skywlen. Wollten sie nun eine wichtige, geheim zu haltende Mitthcilung machen, so wurde ein Pnpyrusblatt, lang und schmal wie ein Riemen, um den zurückbehaltenen Stab gewunden, und zwar so, daß nirgends ein Zwischenraum blieb, sondern dic Oberfläche des Stabes ringsum von dem Papyrusstreifen bedeckt wurde. War dies geschehen, so schrieben sie die Mitthcilung auf den PapyruS, so wie er um den Stab gewickelt war; hierauf wurde der Streifen abgewickelt und ohne dsn Stab an den Feldherrn gesandt. Dieser aber konnte den außer allen Zusammenhang gebrachten und gänzlich zerstückelten JnKalt nicht anders entziffern, als indem er den Streifen auf seinen Slnb aufwickelte,' so das, die Windungen genau so, wie sie zuvor waren, wiederhergestellt wurden, das Eine sich an das Andere anschlofz und man nun den Zusammenhang wieder erkannte," Mit dem lacedämonischen Slabbricse verwandt, wenn auch wenig« in der Form, so doch hinsichtlich des hauptsachlichen Gebrauchs für geheime Mitteilungen sind die Knotcnbricfc oder Quipu, welche bei den Ureinwohnern Amerikas üblich waren. Die Quipus bestanden wesentlich aus einem horizontal gelegten Hauptstrnng, an den verschiedene Schnüre herabhängend angebracht waren. Jeder Strang hatte eine Hauptbedeutung, während die an demselben angebrachten Knoten je nach Form und Stellung gewisse Einzelheiten darstellten.

Jndischer Palmblattbries. Aus: Veredarius, Das Buch von der Weltpost, Berlin, Herm, I, Mcidinger.

In Indien sind noch heute, trotz der hochentwickelte» britischen Post, neben dem Briefpapier Stosfe und Formen gebräuchlich, die an die ältesten Zeiten erinnern. Das Berliner Postmuscum besitzt das Original eines Palmblattes, d. h. eines zusammengewickelten Palmblattcs, das

Al > me > iIaniIcher Ouipu.
Aus - Veredariuö, Daö Bllch rwn der Weltpost
Berti», Heim. I, Meidinger,

mit einer Blattfascr verschlossen ist und auf der Auszenscite die Adresse enthält. Die Schriitzcichcn sind mit einem spitzen Instrument in das trockene Blatt eingeritzt.

Von die'en ursprünglichen Formen schriftlicher Mitteilungen werden wir hinauf geführt bis zu unfern zierlichen Briefbogen und Briefumschlägen und bis zur Einführung der Freimarke.

Die Postwcrthzeichen bilden den Gegenstand des vierten (5apitels, Wie allgemein bekannt, ist die Briefmarke in England im Jahre 1841 von Rowland Hill eingeführt worden. Sie hat sich in der kurzen Zeit ihrer Existenz, man darf sagen, die Welt erobert, ein Beweis von der unbesiegbare,! Macht einer jeden Institution, die im Dienste der allgemeinen Cultur und der Völker Vereinigung steht. —

Beredarius besitzt den groszcn Vorzug einer einfachen, populären, nusjcrst klaren Darstellung. Er bietet nicht zu viel und weis, das Gebiet wohl abzugrenzen und die Linie einzuhalten, durch welche das Interesse des Fachmannes von dein des Laien geschieden wird. Das Buch ist nach jeder Richtung hin schön ausgestattet und verdient die Empfehlung, welche I)r, Stephan ihm gegeben hat, in vollem Mähe, ?. O.

Jllustrirte Erinnerungen an Münchener Künftler von I)r,H. Holland. München,
Slaegmeyr 'fchc Verlagshandlung.
Unter dcm aufgeführten Titel will die Verlagshandlung in einzelnen Heften das Leben und Schaffen verstorbener München« Künstler zur Darstellung bringen. Jede« Heft soll das Portrait des betreffenden Meisters und seine Biographie und einige

Ludwig Wollmar, geb. am 7, Jonuur IS«!, «ist, am l. Miliz l»»t.
Aus: H. Holland Jilustriile Erinnerungen an Müncheuer Künstler.
München. Eto.cgmeyr'sche Berlagiliandlung.

ckiaraktcristische Proben seiner Wirksamkeit bieten. Das erste uns vorliegende beschäftigt sich mit Ludwig Vollmar, dcm am 1. Marz 1884 in der Blüthe seiner Entwickelung verstorbenen Maler.

Ludwig Volkmar verdankt seine Ausbildung hauptsächlich seinem Vater Joses, der als städtischer Baumeister, Zeichnungslehrer, Bildhauer und Maler in Sd'ekiiigeii,

dem durch Scheffels „Trompeter" so berühmt gewordenen Rheinstcidtchcn, eine vielseitige THStigkcit entfaltete, und Philipp Folp, dem etwas seltsamen, aber tüchtigen Lehrer einer ganzen Reihe hervorragender Künstler, die in der München«Akademie ihre Studien machten. Im Uebrigen entwickelte sich Vollmar ziemlich selbständig: und lassen sich auch in einzelnen seiner Werke sremdc Einflüsse erkennen, wie

Dachauer Bäuerin. AuSi H, Holland. Jllustrirtc Erinnerungen an Mimchener Künstler. München, Staegmeyr'jche Verlogs>,andlung.

z, B. „Der kleine Zither-Virtuos" offenbar eine Verwandtschaft mit Tefreggcr'scher Art zeigt, so sir^d diese Einflüsse doch mehr allgemeiner Art als Anlehnung oder Nachahmung. Vollmar besnf, eine grofzc Leichtigkeit des Schaffens: wo er etwas Brauchbares fand, griff er gleich nach Pinsel und Palette: er war kein Freund des Bleistifts, daher auch die Frische und Unmittelbarkeit seiner Bilder. Was er als scharfer Beobachter da und dort erspähte, hielt er dank seines ungeincin treuen Gedächtnisses in der Erinnerung fest. So reproducirtc er beispielsweise nach ciimialigem Beschauen die in der französischen Abtheilung der München« Kunstausstellung vom Jahre 1679 brsindliche „Arrestalion" Saimsons, welche ihm wegen des unheimlichen Tones imponirte, mit einer Sicherheil, das; Kenner dieses Farbenproblrm für die Originalskizze des Autors hielten, Bollninr halte nuszerdcm die Gnvohnheil, etwa wie ein Eomponist feine Melodien liinsummt, seine Einfälle im kleinsten Format auf den häuslichen Ahorntisch hinzukritzeln: was ihm dann brauchbar dciuchtr, baustc er durch. Der Rest verschwand unter der unbarmherzigen Bürste des scheucmden Hausmädchens, Skizzcnbüchcr führte Wollmar nicht, Dafz sein Talent noch der Steigerung fähig gewesen wäre, bewies die wenige Wochen nach seinem Ableben im Münchrner Kunstvercin veranstaltete Ausstellung.

Volmars schönste und beste Bilder gingen fast alle nach England und Amerika. Dnber kam es auch, dasj sein Winnie auswärts mehr gekannt war, als in der näheren Umgebung, Die meisten seiner Werke sind jedoch auf dem Wege der Photographie und des Holzschnittes wiederholt vervielfältigt worden. Die beiden Proben, die wir unfern Lesern aus dem Hefte zu bieten vermögen, sind nach Meisenbach'scher Methode hergestellt. Die „Dachauer Bäuerin" kann als ein Beispiel dafür dienen, wie sicher und unmittelbar Vollmnr nach der Anschauung niederzuschreiben vermochte: das Ponmit des Künstlers ist eine vergrößerte Reproduktion ci»cr ivähmid seines Aufrnlhaltcs zu Fürstcnfcld-Bnick durch Adolf Prccht gciiommcnen Photographie,

Die „Jllustrirten Erinnerungen nn Münchcncr Künstler" verdienen die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde. Es wäre zu wünschen, das; der Verleger und der Verfasser in der Gunst des Publikums eine Anregung für dauernde Fortsetzung des Unternehmens fänden, ^V. V.

Line deutsche Schriftsteller-Zeitung.

verr Professor Joseph Kürschner versendet unter der Devise: „Welcher der Zeit dient, der dient ehrlich" die erste Nummer eines Blattes, welches der Schriflftcllerwclr einen gemeinsamen Mittelpunkt bieten und ein Organ werden soll, das ausschlienlich ihre Interessen zu vertreten bestimmt ist. „Das, die Schriftsteller-Zeitung in's Leben gerufen werden konnte — sagt Kürschner in der Einführung — nicht als Versuch, sondern als ein schon vor seinem Erscheinen durch regste Theilnahmc in seiner Existenz gesichertes Blatt, spricht mehr als irgend etwas für ihre Nothwendigkeit und ist zugleich ein Sieg über Zweifel, Gleichgiltigkeit und Mißgunst, die sich als nmchiicisie Hindernisse der Verwirklichung des ihr zu Grunde liegenden Gedankens in den Weg stellten."

Das Bedürfnis; einer Schrislstelle,-Zeitung ist wiederholt besprochen und — bestritten worden. Ist der Schriftstellerstnnd überhaupt ein Stand, wie jeder andere? Und wenn er sich von allen andern Ständen durch mannigfache Merkmale nntrr^ fcheidel, ist es überhaupt möglich, einen einheitlichen Stand zu construiren aus den hundert verschiedenen Elementen, ans welchen die Schriftstellcrwclt besteht? Erst wcnir diese Frage beantwortet fein wird, wird man mit vollem Recht von einem Orgair für den Schriftstcllerstand sprechen können. Andererseits wiederum kann die Schrifistellcr-Zeitung, wie das jn so oft geschiel», zur Bildung, oder wenn man will zur Festigung des Standes, der Standesiniercssen u. s, w, mächtig beilragen. Es wäre deshalb jedes Unheil über das Unternehmen Joseph Kürschners henle verfrüht. Unzweifelhaft liegt demselben ein edler und — was ebenso wichtig ist — praktisch durchführbarer Gedanke zu Grunde: durch Beide« hat sich der organisatorisch ungemein befähig,? Autor den Dank dcr Schriflsteller Teutschlands verdient, Dic erste Nummer schon beschäftigt sich mit vielen, dem Schriftsteller gegenwärtig höchst wichtigen Fragen, Theophil Zolling wirft ein paar Gedanken iibcr „das Ncccnsionscrcmplar" hin, I. Kohler spricht von „Uevcrfctzung und Adaptation", Hermann Bahr über „das Grundübel des Journalismus", I, R. von Nuschnuni bietet eine höchst wcrthvollc „Aerziliche Warnung für Schriftsteller und Gelehrte". Die Artikel von Bahr nnd Zolling werden allerdings nicht ans unbedingte Zustimmung rechnen dürfen. Einzelne Bemerkungen über das „Necensionsexcmplar" liehen sich ohne Muhe widerlegen. Natürlich ist an dieser Stelle nicht dcr Ort dafür. Wer gegen Zollings Ansichten etwas auf dem Herzen hat, wurde ja am besten in der Schriftsteller-Zeitung selbst sich aussprechen. Zur Widerlegung der Bahr'schen Straspredigt mufz jedoch überall Raum sein. Wir sind keineswegs so verblendet, die von Bahr als Gruudübel des Journalismus bezeichnete Krankheit nicht zu sehen. In mir stimmen ihm unbedingt bei, wenn er als solches den geschäftlichen Charakter der Presse bezeichnet. Wenn Bahr aber die Gründung einer Zeitung in folgender Weise schildert: „Irgend ein gewinngicriger Svcculcint, das zweifelhafteste Individuum dcr Welt, einer von jener Couleur, die uur ernten und nicht säen will, ist augenblicks um eine gcnugproecnligc Cavitalanlngc verlegen. Die Börse ist slau und dcr Wucher zu gefahrlich geworden: die Tage der iveitslicgenden Unternehmungen sind vorüber und es sind schwere Zeiten gekommen, man weist nicht recht, wohin mit seinem Geld — also gründen wir eine Zeitung; ein „Wellblatt" natürlich. Man macht Rcelame, wirbt Sympathien im Kreise der Freunde — eine Hand wascht ja die andere, wenn diese Hönde dabei trotzdem immer schmutzig bleiben — wählt einen packenden Titel, wartet einen günstigen Augenblick ab, steuert im Fahrwasser jener Partei, die just Favoritin der Volksgunst ist oder aber derlei Liebesdienste am promptesten zu honorircn versteht, putzt sich mit ein paar prächtigen Namen auf, schmeichelt den gemeinsten und niedrigsten Jnstinclcn, scheut vor dcr bosKaftcsten und niederträchtigsten Verleumdung nicht zurück, wenn sie nur als „pikante Enthüllung" des Erfolges sicher ist, macht mit irgend einer ,,e«n«s «olöbr«" „Sensation", vcrsichcil sich der Unterstützung glcichgcsinntcr Genossen — und Meister Publicus ist richtig jedesmal wieder so dumm, gutgläubig auf den Leim zu gchcn", und weiter: „Nicht an dem Abonnenten will er grwinnen, sondern durch ihn, mit seiner Hilfe. Er braucht ihn nur als Lockspeise. Er ist ihni unentbehrlich, damit sein Blatt der Bestechung würdig, dcr Corruption Werth erscheine. Er must eine bestimmte Anzahl von Abonnenten haben, damit eine neu gegründete Bank, ein ruhmsüchtiger Politiker, ein ehrgeiziger Künstler, ein College von gleichgesinnlem Speculantcn und wie dic Kunden alle heißen und aussehen mögen, es überhaupt der Mühe Werth finden, ihre Bestechung an ihm zu versuchen, ihn, wie sich dcr Wiencr ZeitungsJargon euphemistisch ausdrückt, zu bethciligen" — wenn Bahr dic Gründung einer Zeitung in dieser Weise schildert, so mag das vielleicht in dem einen oder dem anderen Falle zutreffen, im Allgemeinen ist das die gröbste Ucberlreibung, In Norddeutschland wenigstens sind glücklicher Weise solche Zustände nicht bekannt. Und die UeberIreibung führt selten zur Besserung selbst allgemein erkannter Uebel.

Ohne Zweifel werden die in dcr ersten Nummer der Schriftsteller-Zeitung ausgesprochenen Ansichten die lebhafteste Discussion zur Folge haben und das ist am Ende das Wichtigste. Das; Kürschner den Weg zu dieser öffentlichen Discussion angeregt und gefunden hat, verdient unsere Anerkennung und unseren Dank. R. I>.

Bibliographische Notizen.

Unter der »riegSflagge des Deutschen Reichs. Bildcr und Skizzen von der Weltreise S, M. S, Elisabeth 1881—1833, Mit mehreren Korten der Reise. Von P. G, Heims. Leipzig, Ferdinand Hirt u, Sohn.

Es ist gnt, wenn ein Verleger in demjenigen liter. Fache, den, er sein Augenmerk hauptsachlich zugewendet hat, selbst tüchtige Kenntnisse bcsipt und von dem Geschmackc und Urthcilc Anderer unabhängig dasteht. In diesem Falle befindet sich Arnold Hirt, der Vertreter der Leipziger Vcrlagshandlung von Ferdinand Hirt u. Sohn; mit den neuesten Forschungcnaufgcographischrin Gebiete vollkommen vertraut und stets bemüht, dieselben einem möglichst groszcn Publikum nahe zu bringen, geht aus seinem Verlage ein gediegenes geographisches Werk nach dem anderen hervor.

Auch das vorliegende, von dem Kaiserlichen Marine - Pfarrer Heims vcrsaszte Werk verdient die Ausmerksamkcit der weitesten Kreise, Das Buch ist der Frau Prinzessin Wilhelm von Prcuszen gewidmet und schildert in höchst anschaulicher und reizvoller Weise die Erlebnisse der gedeckten EoN'cttc „Elisabeth", welche dazu ersehen mar, als Seeendcttcn-Schulschiff hinauszugehen „und den Einen zur Lehr', dem Deutschthum draußen zur Wehr, dem Reiche zur Ehr'" unter dem Commnndo des Capitän zur See Hollmnnn in zweijähriger Fahrt die Welt zu umsegeln. Die Besaitung, zu welcher der Verfasser selbst gehörte, bestand cinschlicszlich des Stabes, nbcr nujjer 3tt Scecndcttcn, aus 386 Mann; die Reise wurde von Kiel aus angetreten und ging über Plymouth, Madeira, Monte

video, die Magclhacnsstrajze, Valparaiso, Callcio und über den stillen Ocecm nach Honolulu: von hier gelangte man nach Japan, berührte Ostsibirien, hielt sich längere Zeit in China am, kehrte nach Japan zurück, um über Honkong, Evchinchina und Java nach der Capstndt hiniibcrzuscgeln; dann erfolgte die Heimreise an der Westküste Afrikas entlang über die Capverdcn uno Azoren. Wenn auch vorzugsweise die Küstcnpunklc besucht wurden, so fehlte es doch nicht an weiteren Abstechern in dnS Innere der Landschaften, so namentlich in China, Japan und nn der Wold- und Sclavcnküstc Afrikas.

Der Erzähler erweist sich überall als ein Mann von weitschnucndem Blick und feiner Beobachtungsgabe! daher denn die Cultur- und Landschaftsbildcr vor den Augen der Leser wahrhaftes Leben erhalten.

Die äufierc Ausstattung des Buches ist prächtig,

Aus der Hohenstaufen- und WrUenzeit

Kaiser Heinrich VI,, König Philipp und Otto IV, von Braunschweig. Von A Mücke. Gotha. Fr. Andr. Perthes, Den Darstellungen aus der sächsischen und srcinkischcn Periode unserer deutschen Kaiscrgeschichtc lns;t der Verfasser die Schilderung dreier Herrscher aus der Hohen stousenzcit folgen. Nicht der Kamps Bnr bnrossas mit den geistlichen und weltlichen Gewalten Italiens, sondern der seiner unmittelbaren Nachfolger, Heinrichs VI.. Philipps von Schwaben und OitoS IV., ^ bildet den Inhalt des Buches. Un‚e> ! Heinrich VI. erreicht Teutschland den Gipfel seiner Macht: Italien, Sicilien, Burgund sind Glieder des Reiches: dir > benachbarten Länder Böhmen, Dänemark, England und Frankreich in Abhängigkeit oder durch ihre Schwäche ungefährlich. Auch der römischen Curie gegenüber, mit ^ welcher Friedrich I. sein Lebelang um die , Suprematie gekämpft hat, nimmt, Kaiser! Heinrich eine siegreiche Stellung ein. Allein durch seine ungemcssenc Herrschsucht, durch sein schroffes Auftreten gegen die Fürsten und die Geistlichkeit thut er den ersten Schritt nuf der Bahn, die zum Untergänge des hohcnstaufischen Geschlechts geführt hat. Sein frühzeitiger Tod, die Unmündigkeit feines Sohnes, des fpätercn Friedrich II,, bringt die Gegnerschaft von Hohenstaufen und Welsen zum Ausbruch. Philipp, der Bruder des verstorbenen Kaisers, dessen Thronrccht bei keinem Recht- ^ denkenden in Frage stand, führt mit dem ^ Welsen Otto einen jahrelangen Kampf, der Deutschland in zwei Heerlager scheidet. Rührende Klagen über diesen Zustand kehren bei den Geschichtsschreibern und Minnesängern jener Zeit, vor Allem bei Walter von der Vogelwcide, unaufhörlich wieder. Otto IV. kann sich nur durch die Unterstützung des römischen Hofes halte«! auf dem Stuhl? Pctri saß damals Jnnocenz Hl., der die Situation auf s Klügste benutzte, um die Leitung der deutschen Angelegenheiten in seine Hand zu bekommen. — Auch weun man nicht immer mit den Ansichten des Verfassers über die päpstliche Politik übereinstimmen kann, so muß man doch anerkennen, daß in dem Buche ein gesundes, ruhiges llrthcil, eine maßvolle Ausdrucksiveise überall sich kundgiebl, — zwei Vorzüge, die nicht allen, die gleiche Periode behandelnde» Darstellungen

nachgerühmt werden kann. Beiläufig sei bemerkt, das, der Verfasser in dem Capitel über die Minnelicdcr Kaiser Heinrich's VI, von der „angeblich" in der großen Bibliothek zu Paris aufbewahrten Mancssc'schen Handschrift spricht^ dieselbe befindet sich in Wirklichkeit dort und wir selbst hatten vor einigen Jahren vielfach Gelegenheit, das handschriftliche Kleinod zu bewundern. Bekanntlich haben >ich mehrere deutsche Gelehrte im Jahre 187 l an den Fürsten Bismarck mit der Bitte gewandt, unter den Fricdensbcdingungcn auch die Rückgabe der berühmten Licdcrhandschrift zu verlangen, sr.

Bekannte und unbekannte Grölzen.

Skizzen und Novellettcn aus der Kunstund Thenterwclt. Von CarlHnffner, Wien, Hugo Engel, Carl Haffncr, der als Schauspieler und später als Theaterdichter mit allen unvergessenen und vergessenen Größen der Coulissenwelt feiner Zeil in naher Berührung gestanden, schildert in den uns vorliegenden Skizzen und Novclletten, theils in anekdotischer Form mit beißender Ironie, theils mit rührender Innigkeit und Wchmuth, je nach dem Inhalt, einzelne Züge und Vorgänge aus dem Leben dieser Künstler und Künstlerinnen, unter denen wir den klangvollsten Namen der letzten Dcccnnicn begegnen.

Bei dem Interesse, welches die Personen der Schauspieler auch außerhalb der Bühne umgicbt, und der witzigen, geistreichen Form der geschilderten Vorgänge, darf das Buch einer freundlichen Aufnahme seitens des Publikums sicher sein, mü.

Ausruf

zur Errichtung eines öenkmals

für

in seiner Vaterstadt Lübeck.

Seit am Palmsonntage dieses Jahres die TranerKnnde vom Hinscheiden Gmanuel Veibet«, durch die Lande tief, haben Hundertsache Seweise in Wort und Schrift, haben VedächtnißfeiertichKeiten im Norden ivie im Süden unseres Vaterlandes und in der Ferne, wo Deutsche beisammen wohnen, Zcngnisz abgelegt von der einmüthigcn Trauer um diesen Todten.

Abhold jeder vergänglichen Richtung des Tages, einzig dem Idealen zugewandt, ist Geibel seinem Volke ein Pfleger und Hüter des Wahren und Schönen gcmelcn. Unsere Sprache mit überströmendem Wohllaut verklärend, hat er aus der Fülle seines Herzens und aus der Tiefe seines Geistes sein Volk mit einem Schulze unvergänglicher Poesie beschenkt.

Was aber seine Werke zu einem einzigen Kleinod vaterländischer VichtKunst erhoben Hot, ist das deutsche Gemüth, aus dem er sang im Lieben und Hassen, im Glauben und Hoffen. Er mar ein Bannerträger deutscher Ehre, Zucht und Ärt. Schon aus seinen frühesten Dichtungen ertönt in hoffn ingslecrer Veit sehnsuchtsvolle Ahnung von Deutschlands Wiedergeburt. Weckend und mahnend schritt er, ein nimmer ermüdender Herold für Kaiser und Reich, den großen Ereignissen der lclzten Jahrzehnte im Liedc prophetisch voran.

Seine Vaterstadt hat den Entschlafenen würdig bestattet und schmückt seinen Hügel mit einem schlichten Granit. Dem gesammtrn Vaterlandc gebührt es, der Verehrung für Gmannel Geibel durch ein ehernes Denkmal in Lübeck, der alten Hansestadt, die „mit großer Erinnerung des Knaben Klangsrohes Gemüth im Crwachen schon genährt," bleibenden Ausdruck zu verleihen.

An alle Verehrer des Dichters, an alle Deutschen, deren Herz er gewann, ergeht daher der Ruf, mitzuwirken und beizusteuern zur Errichtung eines würdigen Standbildes für Deutschlands vielgeliebten Sänger.

Geh, LegaiionsralüPros, vr, Ludwig «egidi, Berlin: Herm. «llmers, Bremen: Geh, Commerzienrath Boare, Bochum! Ru», Baumbach, Trieü: Oberbürgermstr, vr, Becker, Köln: Burgermsir.vr, Behn, Lübeck! Bnttirickter Dr. Benda, Lübeck; Landcsdirccior Rndols van Bennigsen, Hannover: RechtSan» wolt Dr. «». Brehm«, Lübeck: Geh. Finonzralh Jrcihcir von Biedermann, Dresden: Friedrich

Nord und Süd, XXXII. »S. 20

Geldsendungen bitten wir an den Schatzmeister Siiisul Hermann Fehling in Lübeck dircct oder durch Giro-Conto der RcichsbanK für das WeibeldenKmat,

briefliche Mtthcilungen und Anfragen an Scimlor vr. Kliigman» ebcndaselbfl zu richten.

Lübeck, iin Dccnnber 1884,

Der geschSftsführende Ausschuß.

Sehn, vr,, Kenia, Dr., A, Krehnier, vr., H. W. Fehling. Hanse,, vr..
Bürgermeister. Amtsrichter. Rechtsanwalt. Consul. Landrichter,

tiliigmaun, vr., LulenKamp, vr., A. Sartsrl,
«enaivr, Senator, Proseflor,

Inhalt.

,Gtto ^oqnette in Darmstadt.

^ '^Der Schülcrchor

Bernhard öpiilola in Berlin.

1/ Die Bestrebungen des Vereins gegen den M ßbrauch geistgcr

SetrZnkc: 22i

Glto Guinprecht in Berlin.

^ Mozarts Bxern III

Georg Adler in Breslau.

^e-^^Die kehren der Anarchisten 27,

öoplms öchandorph.

Stine wird Frau Bäuerin 23'

Paul Lindau in Berlin.

^-— Johann Strauß . - ^

"Bibliographie

hierzu ein Portrait von Johann Strauß. Nadirung von
w Krauskopf in München.

Alle auf den redaktionellen Zuhält von „Kord und F,ud" bezüglicher, Sendungen siud an die Sedaction »ach Breslau, Sicbcnhufencrsiraße ?z. ohm Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem l)efte
von:

Zier. ^mlr.. in Feixiiri. (Tciine. Die Lnlstehunz det modernen Zrantreich >
Iw^ter, Z«riu». in ziorskneiitlek. ljkancc, <Lallia,>

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet öroschirten oder fein geöundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (— 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Ulark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original! - Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Unischlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXII (Januar '>is ZNärz 1885), wie auch zu den früheren Bänden I — XXXI tets zur Verfügung. — Der preis ist nur ^ U7ark 50 Vf. pro Decke Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen :nd denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder onstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte oezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren. Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von öchsttlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Der Hchülerchor.

Novelle
von

Otto Koyucttc.

— Darmstadt. —

gab in dem Veimar l^aethe-5, Schills. Herders und Wielands K.^??^ vom Iali»' li-!l>2, auch Leute, die sich wenig ader gar nicht um die grofzen Dinge kiinimerten, ivelche um sie her vergingen, und sich über den vielen Fremdenbesuch, der die Stadt belebte, auch keine besonderen Gedanken machten. Sie waren vielleicht so weit mit den Persönlichkeiten bekannt, daß sie auf der Straße sagen konnten: Da geht der Hofrath Schiller; oder: Da kommt der Geheimrath Goethe; oder auch: Der Generalsuperintendcnt Herder wird schon recht alt! Den Letzteren mochten sie als Kanzelredner kennen. Den alten Wicland bekamen sie nur selten zu sehen, da er sich auf sein Gut Oßmannstedt zurückgezogen hatte, und nicht mehr gern in der Stadt erschien. Es gab aber auch Leute, welche verstimmt waren gegen die Persönlichkeiten, die den geistigen Aufschwung Weimars hervorgerufen, weil irgend eine lose Beziehung sie an neue Erscheinungen knüpfte, durch die ihr Behagen gestört, ihr Borurtheil berührt worden war.

So fand der Actuarius Heydenreich alle Tage eine Ursache, sich zu ärgern; zu Hause, bei seinen Verwandten und auf der Straße. Zu Hause ärgerte er sich über einen Mitbewohner, einen jungen Schauspieler, dessen unregelmäßiges Leben, mehr noch seine spöttischen Herausforderungen, ihm denn freilich manchen Grund zu Groll und Hader gaben. Und darum machte er kein Hehl aus seinem Widerwillen gegen den Hofrath Schiller, in dessen neue „Comödien" immer mehr Personen eintreten mußten und für welche immer neue Schauspieler anzuwerben waren, so daß man sich vor dem jungen Volk nicht mehr zu wahren wußte. Seit der Schiller von Jena herüber gekommen, konnte man in Weimar nicht mehr ruhig leben! Auch mit seiner Familie war der Actuarius Heydenreich darum in ein gespanntes Verhttltniß gerathen.

Er lebte zwar als kinderloser Wittwer, aber seine Schwester war in der Stadt an einen Hofmusikus, Namens Petersilie, verheirathet, und obgleich er sich über diesen Namen ärgerte seit dem Tage, da der Mann sein Schwager wurde, so fesselte ihn doch ein Familienzug an das Haus, besonders zu den beiden Kindern seiner Schwester, Und nun machte ihm feine Nichte Friederike den Streich, zum Theater zu gehen, und es war vorauszusehen, daß der Neffe ebenfalls die Bühne betreten werde. Denn die Eltern wünschten es sogar, ebenso wie sie die Laufbahn ihrer Tochter begünstigt hatten. Friederike spielte seit einigen Monaten mit vielem Beifall, aber nicht unter ihrem Namen. Goethe, dem der Name Petersilie auf dem Theaterzettel für eine Künstlerin nicht geeignet erschien, hatte die beiden ersten Silben desselben gestrichen, und sie als Fräulein — oder Demoiselle Silie auftreten lassen. Und die Silie war es zufrieden, freute sich sogar ihres jetzt so wohlklingenden Namens. Eben zwanzig Jahre alt, ein hübsches, sehr talentvolles Mädchen, in Schillers und Goethes Schule gebildet, befestigte sie sich mit jedem neuen Auftreten in der Gunst des Publikums. Die ihres Oheims aber hatte sie dadurch verscherzt; das war wenigstens anzunehmen, da er es an hadernden Spöttereien und Anspielungen nicht fehlen ließ. Denn auch über den Namen Silie ärgerte er sich, und noch mehr über den „Geheimderath", der etwas Besseres hätte thun sollen, als anderer Leute Kinder umtaufen!

Ging der Actuarius Heydenreich aber über die Straße, oder im Park spazieren, dann konnte ihm auf Schritt und Tritt Jemand oder Etwas begegnen, was ihn zur Erbitterung aufregte. Es war heute ein schöner Frühlingstag, zu Ende des Mai. Die Finken trillerten in den frisch begrünten Zweigen des Parkes, die Sonne warf ihren letzten Glanz ims die jugendlich sprossenden Rasenflächen und die Wege waren belebt von Spaziergängern, Alle schienen heiter im Genüsse der herrlichen Umgebung und erquickenden Luft. Unter ihnen ging auch der Actuarius, aber nicht in der besten Stimmung. Denn schon zu Hause hatte ihn sein Nachbar, der Schauspieler, aufgebracht durch unaufhörliches Jodeln und Singen von Schnadahüpfeln, deren Tezt Herr Heydenrcich auf sich selbst bezog. So ließ er sich von seinem Groll auch in's Freie begleiten, und hegte nicht die Absicht, vergnügt zu sein. Er ging den Spazierenden vorbei, immer etwas zur Seite gedrückt, und scharf beobachtend, ob es nicht etwas zu mißbilligen gäbe. Da erkannte er in der Entfernung endlich eine Ge statt, die er nicht leiden konnte, und hadergerüstct förderte er seine Schritte, dem Verachteten entgegen. Es war Herr Seidel, einst Goethes Diener und Schreiber, den er schon von Frankfurt mit nach Weimar gebracht, jetzt nach jahrelangen treuen Diensten in einer ähnlichen subalternen Stellung bei einem Gericht, wie Herr Heydenreich. Nun aber hatte sich Seidel ganz die Haltung, die Manieren und den Gang seines einstigen Herrn angewöhnt, und suchte Goethe äußerlich möglichst nachzuahmen. Auch er war ein stattlich aufgewachsener Mann, trug seine Kleidung nach dem Schnitt Goethes, pflegte langsam, aufrecht, die Hände auf dem Rücken, einherzufchreiten. Er war allgemein dafür bekannt, daß er Goethe zu copiren suchte, und dieser selbst belustigte sich darüber. Nicht so der Actuarius HeHdenreich. Er haßte seinen Kauzleigenossen Seidel, fand es unverschämt, daß derselbe sich betragen wollte, wie der Geheimderath, pflegte keinen Umgang mit ihm, ließ es aber bei gelegentlicher Berührung nicht an höhnischen Reden gegen ihn crmangeln. Und so wünschte er ihm auch heute etwas Uncollegialisches anzuthun. Obgleich er selbst von Figur nur klein war, lieh er seine Beine plötzlich stark ausgreifen, legte die Hände auf den Rücken, nahm einen herausfordernden Gesichtsausdruck an, und meinte in dieser Weise Herrn Seidel zu copiren, wobei es ihm freilich an Würde der Persönlichkeit gänzlich gebrach. So schritt er vorwärts und glaubte zu entdecken, daß Herr Seidel auf ihn und sein Vorhaben aufmerksam geworden sei.

Da erschollen hinter ihm zwei lachende Stimmen, vor welchen er förmlich erschrak und hastig herumfuhr. Er erkannte seine Nichte Friederike und ihren Bruder August. „Ertappt. Onkel Jakob!" rief das jnnge Mädchen duftig. „Ja, Sie sind ertappt! Sie eifern immer gegen das Theater, nun scheinen Sie sich in der Einsamkeit selbst eine Rolle einzustudiren!"

Die Kinder mußten ihn beobachtet haben. Herr Heydenreich fühlte sich sehr unangenehm dadurch berührt. Er nannte sie stets „die Kinder", obgleich sein achtzehnjähriger Neffe ein hochaufgeschossener Jüngling war, der seine altere Schwester überragte. Gegen ihn wendete sich der Unmuth des Oheims zuerst. „Schularbeiten giebt es wohl gar nicht mehr zu machen?" rief er. »Müssig Wegelagern und die Zeit todtschlagen ist wohl förder licher? Was?"

„Nun, nun, lieber Oheim!" entgegnete der Primaner. „Man darf nach des Tages Last und Arbeit doch auch etwas frische Luft schöpfen?"

„Ja, ja, Last und Arbeit!" höhnte der Alte. In die Opernprobe laufen! Im Chor auf der Bühne mitsingen! Schöne Arbeit! Wird ein gutes Maturitätsexamen geben bei all dem Theaterpläsir!"

Die Züge des Jünglings verdüsterten sich. „Um das letzte seien Sie unbesorgt!" entgegnete er. „Ich will es trotz aller Versäumniß rechtzeitig ablegen. Daß ich nicht aus freier Wahl im Opernchor singe, sondern mit dem ganzen Schulchor dazu gezwungen bin, wissen Sie ja. Warum schelten Sie immer, was nicht zu ändern ist?"

Der Actuarius Muhte dagegen nichts zu sagen und sah sich plötzlich um. Herr Seidel war inzwischen ungestört vorüber gegangen, und Herr Heydmreich konnte nur einen Blick der Verachtung hinter ihm herschicken. Schon aber trat eine andere Erscheinung auf den Plan, mit der sich auf's Neue hadernd anbinden lieh. Ein hübscher krausköpfiger Knabe kam herbeigesprungen und streckte die Arme empor, um Friederike zu umhalsen. Sie wehrte ihm lachend: „Carl Unzelmann, Unband!" rief sie. ‚Sei verständig!"

„Wie soll ich verständig sein?" entgegnete der Dreizehnjährige. „Ich bin verliebt in Dich, und von Verliebten fordert man keinen Verstand. Ich habe heute noch nicht meinen Kuß von Dir bekommen, und will ihn haben, gleich!"

„Schäme Dich!" rief Friederike. „Wenn Du so unartig bist, dann liebe ich Dich nicht mehr!"

Der Actuarius konnte seine Mißbilligung nicht zurückhalten, und scheltend begann er: „Du mißrathenes, nichtsnutziges Comödiantengezücht! Ja, das ist mir auch so ein Theaterfrüchtchen! Seiner Mutter davongelaufen! Ein Taugenichts geworden!"

„Das ist nicht wahr!" schrie der Knabe, indem er mit seinen schwarzen Augen den Angreifer zornfunkelnd ansah. „Ich bin meiner Mutter nicht davongelaufen! Von freien Stücken hat sie mich nach Weimar und zu Goethe geschickt, damit er mich prüfe und für die Bühne ausbilde. Ich bin engagirt so gut wie die Silie, wie der Vohs, der Becker, der Malkolmi und alle Uebrigen. Ich habe die Ehre, von Goethe und von Schiller unterrichtet zu werden, und bin somit in der Schmiede, in der man die echten Künstler hämmert. Wer mir von Comödiantengezücht redet, der mag sich in Acht nehmen!" Der frühreife Änabe sah den Actuarius so zornsprübend an, trat in so herausfordernder Stellung vor ihn hin, daß dieser seinen Gegner nur mit Erstaunen betrachten konnte. Friederike aber, um dem Auftritt ein Ende zu machen, schlang lächelnd ihren Arm um die Schulter des Kleinen und führte ihn fort, in ein Gespräch mit ihm einlenkend. Der Oheim ging an ihrer andern Seite, und wunderte sich schweigend über die Redegewandtheit des Knaben. Denn Carl Nnzelmann, schon besänftigt, hatte sich an den Arm der großen Silie gehängt und machte Unterhaltung. Seine Sprache bewegte sich noch im Berliner Tonfall, doch waren ihm die weichen Consonantcn bereits abgewöhnt worden. „Daß ich Schauspieler werden mußte, verstand sich ganz von selbst!" sagte er, zu August gewendet. »Und ich begreife nicht, daß Du keine Lust dazu spürst, da man Dir doch geradezu entgegen kommt, und die Natur Dich mit den besten Mitteln dazu ausgestattet hat!"

Augusts Oheim spitzte die Ohren, begierig auf die Antwort des Neffen. Doch sah er nur, wie August schweigend die Achseln zuckte.

„Ich hatte weder die Mama noch den Papa jemals auf der Bühne gesehen," fuhr Carl Unzelmann fort, „war in Berlin überhaupt noch niemals im Theater gewesen — sie wollten nicht, daß ich früh solche Eindrücke empfangen sollte, hatten es sogar gern gesehen, wenn ich etwas Anderes geworden wäre. Aber bei mir stand es fest, ich mußte Künstler werden. Da beschloß die Mama, es gleich ordentlich mit mir anzufangen. und schrieb an den großen Goethe, und der ließ mich kommen. Ich hatte gar keine Angst, denn ich wußte sehr Viel auswendig, was ich ihm aufsagen konnte, wenn er mich prüfte. Aber nun erschrak ich doch, denn er wollte davon gar nichts hören, sondern gab mir ein orientalisches Märchenbuch in die Hand, daraus mußte ich ihm vorlesen. Und dann — dann kriegte er mich bei beiden Ohren und gab mir einen Kuß. Und damit war ich engagirt. Wenn der gute Schiller nur bald seinen Wilhelm Tell fertig schreiben wollte! Er hat mir eine wunderschöne Rolle darin versprochen." Plötzlich aber veränderte sich Ausdruck und Ton des jungen Sprechers, und mißmuthig fuhr er fort: „Ach, da kommt der unausstehliche Cyriaz!"

Carl Unzelmanns Mißstimmung über den Zuwachs der Gesellschaft war noch gelinde zu nennen gegen den Ingrimm des Actuarius beim Anblick des jungen Mannes, welcher sich der Gruppe näherte. Denn dieser Herr Cyriax war ja sein Nachbar, der Jodler und Schnadahüpfclsänger, der Gegenstand seines Aergers bei Tag und Nacht. Auch August mochte ihn nicht leiden, und so wären Friederikens drei männliche Begleiter gern umgekehrt vor dem zuversichtlichen jungen Manne, der schon von Weitem der Silie collegialisch zunickte. Schiller hatte in der Wallensteinprvbe einmal gesagt: „Der Cyriax ist ein brillanter Bursche! Wenn er mehr auf sich halten und fleißiger sein wollte, es müßte etwas Ausgezeichnetes aus ihm werden." Obgleich zu dem letzten wenig Aussicht da zu sein schien, war er beliebt beim Publikum und der Mehrzahl der jüngeren College«, während die älteren viel an ihm auszusetzen hatten. Etwa zweiundzwanzigjährig, von schlanker Gestalt und einnehmenden Gesichtszügen, hatte er in seinem Wesen etwas nachlässig Cavaliermäßiges. Den Namen Cyriax hielt man für einen Theaternamen, und während er über seine Herkunft hartnäckig schwieg, wollte man dieselbe in ziemlich hohen Kreisen wittern. Im gewöhnlichen Verkehr ließ er sich mit etwas österreichischem Accent, zuweilen bis zum Dialect, gehen, wenngleich er auf der Bühne es schon zum reinen Hochdeutsch gebracht hatte.

„Ei, Fräulein Silie!" rief er. „Mit einer Ehrenwache aus allen Lebensaltern! Darf man mit unter Ihre Fahne treten?"

„Jo, aus ollen Lebensaltern! Die Foahne kann ohne Dich bestehen!" entgegnete Carl Unzelmann vorlaut, indem er die Aussprache des Andern nachahmend verspottete, wie er denn bereits ein außerordentliches Talent zur Nachahmung zeigte. Da er wußte, daß Cyriax der Silie etwas den Hof machte, haßte er ihn bitter.

Cyriaz zupfte den Kleinen am Ohrläppchen, dieser aber schlug heftig nach der Hand, welche ihm Schimpf anthat, und wurde ungeberdig, als dieser ihn festhalten wollte. „Ihr seid mir schöne Cavaliere!" rief Friederike, welche an solche Auftritte unter den Nebenbuhlern um ihre Gunst schon gewöhnt war. „Anstatt Eure Dame höflich zu unterhalten, fangt Ihr an, Euch vor ihren Augen zu balgen! Und noch dazu öffentlich! Ich gehe nicht mehr mit Euch allein. Da kommen Malkolmis! Denen schließe ich mich an." Im Ernst ging sie einer Gruppe von Damen und Herren vom Theater entgegen. Cyriax und der Kleine blieben trotzdem an ihrer Seite. „Guten Abend, Onkel Jakob!" rief sie dem Actuarius noch zu, welcher bereits in einen Seitenweg einbog, während ihr Bruder sich nach der entgegengesetzten Richtung wendete. Herr Heydenreich schritt langsam und kopfschüttelnd dahin. Er vernahm die fröhliche Stimme seines Nachbars und lautes Gelächter, woraus er schloß, daß Cyriax wieder Witze gemacht haben mußte. Allein so sehr sein Groll und seine Verwunderung über die Theaterjugend ihn auch beschäftigten, gingen seine Gedanken mit der Zeit in eine andere Richtung über. Daß sein Neffe August Petersilie, trotz einer bereits entwickelten schönen Tenorstimme und guten Figur, nicht zum Theater, sondern auf die Universität gehen wollte, wußte er zwar, und hörte es immer gern wiederholen, allein er traute dem Ernste des jungen Menschen doch nicht. Der Schiller und der Geheimderath, dachte er, halten einmal jeden hübschen Burschen auf dem Theater fest! Wenn der August Schauspieler und Sänger wurde, bekam er gleich ein ganz anständiges Gehalt. Darauf hofften auch Augusts Eltern, für welche die Mittel zu einem Universitätsstudium unerschwinglich waren. Der Hofmusikus Petersilie war sehr alt, und mußte mit seiner Geige im Orchester bald pensionirt werden. Die Aussicht auf verringerte Einkünfte machte ihn, und mehr noch seine Frau, sehr besorgt; daher denn Augusts Wünsche, einem gelehrten Studium anzugehören, als etwas Unerfüllbares, ja sogar als etwas Sträfliches erklärt wurden, da er doch beim Theater, und in Gemeinschaft mit seiner Schwester, zur Unterstützung seiner Eltern beitragen konnte. Mit Mühe hatte August durchgesetzt, wenigstens das Gymnasium bis zur Schlußprüfung besuchen zu dürfen. Der Actuarius erwog diese Angelegenheit schon seit längerer Zeit. Sein Neffe lag ihm eigentlich mehr am Herzen, als er sich zugestand und es ihn erkennen ließ, denn er band hänselnd, höhnend und scheltend mit ihm an, wo und wie er konnte. Er hätte gern etwas für ihn gethan, aber er wollte doch abwarten, wie weit die Charakterstärke des jungen Menschen gehen werde. Vor der letzten Schulprüfung mochte er sich in nichts mischen. Ter Actuarius Heydenreich muß für's Erste seinen Gedanken und Erwägungen überlassen bleiben, da die Geschichte die Kunstgenossen bei ihrer Thätigkeit aufzusuchen hat.

Es war am andern Morgen um zehn Uhr, als auf der halb dunklen Bühne eine Probe zum Don Juan gehalten wurde. Die Oper war neu. Alles fühlte sich von der Schönheit der Musik hingerissen, man versprach sich einen großen Erfolg und war fleißig und willig beim Einstudiren. Goethe, der sonst die Proben nicht leicht versäumte, hatte nach Jena reisen müssen, wohin Universitär- und Bibliotheks-Angelegenheiten ihn riefen, und für ihn leitete Schiller die Bühnenstudien, sogar die Opernproben. Da die Musik nicht das Gebiet war, auf welchem er dreinzureden pflegte, beschrankte er sich mehr auf das Spiel der Sänger und die Anordnung des Ganzen. Waren doch die meisten Sänger zugleich Darsteller der Gestalten in seinen Stücken. Denn jene strenge Scheidung zwischen Schauspielern und Opernsängern gab es damals noch nicht, und in Weimar sorgte man dafür, daß sie nicht eintrat. Man erzog die Stimmbegabten auch zu guten Schauspielern, und nahm keinen Sänger nn, der nicht auch im Drama auftreten konnte. Fräulein Jagemann sang die Donna Anna und die Königin der Nacht, und spielte Schillers Königin Elisabeth und Goethes Iphigenie, Rebenstein aus Berlin gastirte als Max Piccolomini und als Mehuls Joseph. Selbstverständlich waren Schauspieler, welche eine schlechte oder gar keine

Stimme hatten, vom Singen ausgeschlossen, nicht aber von der Oper überhaupt. Denn auch die ersten mußten sich zu Statisten hergeben, und nur wenigen war contractlich gestattet worden, sich davon auszuschließen. In der überwiegenden Mehrzahl hatte, wer in der Oper nicht sang, doch stumm darin zu spielen, und dem Sängerchor aufzuhelfen, mit welchem es freilich sonderbar bestellt war.

Der Chor in der Oper wurde nämlich von den Schülern des Gymnasiums gesungen. Eine merkwürdige Einrichtung, die freilich nicht ohne Vorgang war, die seit Menschengedenken bestand und an deren Unzuträglichkeiten man sich gewöhnt hatte. Schon bei seiner Uebernahme des Theaters hatte Goethe sich vergeblich um einen angestellten Sängerchor für die Oper verwendet, da aber kein Geld dafür ausgeworfen wurde, und doch auch Opern gegeben werden sollten, mußte er sich an die bestehenden Verhältnisse halten. Er suchte ihn auch noch durch die Seminaristen zu vervollständigen, was von keiner Seite beanstandet wurde, um möglichst viel hübsche junge Leute zu Statisten und zur Füllung der Bühne in großen Scenen zu gewinnen. Freilich war dieser Schulchor in der Oper ein großer Mißstand. Die Buben, welche Sopran und Alt sangen, mußten in vielen Opern in Irauenkleidungen auftreten, die sehr schlecht saßen, jämmerlich aussahen, nicht einmal ausreichend waren, so daß die merkwürdigsten Halbcostüme zu Stande kamen. Im Publikum pflegte eine gewisse Heiterkeit zu entstehen, sobald der Chor auf der Bühne erschien, lange Gewöhnung aber hatte dahin geführt, keinen großen Werth mehr auf den theatralischen Nebelstand zu legen. Schlimmer war der pädagogische. Manche Söhne der ersten Familien Weimars wußten völlige Stimmlosigkeit zu erheucheln, um nicht auf der Bühne lächerlich zu erscheinen. Die Unbemittelten aber priesen die Einrichtung, die von den Eltern sogar als eine Erwerbsquelle betrachtet wurde, da jeder Schüler für feine Mitwirkung in einer neuen Oper acht Groschen, in einer schon gegebenen sechs Groschen erhielt. Daß durch diese Aufführungen und gar durch die vielen Proben die jungen Leute sehr in Anspruch genommen, daß ihre Aufmerksamkeit zerstreut wurde, daß sie durch verfrühte Eindrücke verwirrt werden konnten, war freilich nicht zu leugnen. Man suchte wenigstens durch strengste Manneszucht allen Unordnungen vorzubeugen, wie denn überhaupt auf der Bühne zu Weimar ein wohlthätiger Despotismus das irrlichtelirende Flackerleben des Künstlervölkchens zu bändigen wußte.

Man hatte das erste Finale durchprobirt und machte eine Pause, Schiller, der vorn auf der Bühne gesessen, die Bewegungen des Spiels hier und da gelenkt, die Gruppen angegeben hatte, erhob sich, um diese und jene Darsteller anzureden. „Lieber Becker," begann er zu dem Regisseur, oder vielmehr dem „Wöchner" (denn die Regie war auf eine größere Anzahl von Schauspielern vertheilt, deren jeder das Amt eine Woche lang abwechselnd zu führen hatte, daher sie die „Wöchner" genannt wurden) — „lieber Becker, ist es nicht möglich, in den Chor etwas Spiel und Bewegung zu bringen? Die Theilnahmslvsigkeit sieht gar zu traurig aus. Bei dem Jubelgesang: ‚Hoch soll die Freiheit leben!' steht der Chor da wie ein Lattenzaun! Wir wollen das ändern/

„Um Gotteswillen, Herr Hofrath!" entgegnete Becker. „Sparen wir die Mühe mit den Jungens! Ich habe es schon mit ihnen versucht. Fangen sie einmal an, sich zu bewegen, etwa die Arme auszustrecken, so würden sie gar lächerlich. Es wird vom Chor bei der Aufführung wenig zu sehen sein. Wir haben genug junge Leute, die sich vor ihm aufpflanzen, auch wohl ein bischen mitsingen, wenigstens den Mund aufmachen, und für das nöthige Spiel sorgen. Ich habe für diejenigen Knaben, welche Beweglichkeit und Keckheit genug besitzen, etwas Anderes ausgedacht. Sie sollen als eine Schaar von kleinen Teufeln bei dem Auftreten des steinernen Gastes mit herausschwärmen und sich auf der Bühne tummeln. Carl Unzelmann mag sie anführen/

Schiller lächelte. „Wo ist denn das Unzelmännchcn?" fragte er. Becker geleitete ihn hinter die Scene, wo die Gymnasiasten von dem Choraufseher in einer Gruppe festgehalten wurden. Schiller begrüßte seinen kleinen Schützling, und redete diesen und jenen aus der Schaar freundlich an. Da bemerkte er einen stattlichen Jüngling, der flügelmännisch auf der Seite stand. Er war ihm schon auf der letzten Probe aufgefallen. Jetzt näherte er sich ihm, um ein Gespräch mit ihm zu beginnen. Augusts Gesicht erglühte vor Freude, als er sich von Schiller angesprochen hörte. Denn, wollte er auch nicht Schauspieler werden, so schwärmte er doch für Schiller als Dichter mit ganzer Seele. „Wie ist Ihr Name?" fragte dieser nach einer Weile. August aber schlug die Augen nieder und zögerte mit der Antwort.

Da ertönte in der Nähe halblaut und doch deutlich hörbar die Entgegnung i „Suppengrün!"

Schiller wendete sich gelassen, während die kleinen Buben kicherten, und die Röthe des Zorns in Augusts Gesicht stieg.

„Eine Kinderei des Windbeutels Cyriax!" erklärte Becker. Und leiser zu Schiller gewendet, fuhr er fort: „Der junge Mann ist der Bruder der Schauspielerin Silie. Seinen Namen wird er wohl künftig auch ändern muffen. Er ist bei seinen achtzehn Jahren bereits ein groß entwickelter Tenor. Den dürfen wir nicht von der Bühne weglassen!"

„Ein Junge von prachtigem Aussehen!" sagte Schiller. „Ich könnte ihn auch im Schauspiel brauchen."

„Es wird noch einige Mühe kosten, feinen Widerwillen zu überwinden!" meinte Becker. „Ist er verpflichtet, im Opernchor zu singen, so erklärt er doch, die Bühne nicht mehr zu betreten, sobald der Zwang vorüber. Er will eine gelehrte Laufbahn einschlagen."

„Merkwürdig!" entgegnete Schiller. „Während hunderte von jungen Männern sich uns von allen Seiten zudrängen, ist auch einmal einer da, der uns ablehnt!"

„Nun, er ist uns noch nicht entschlüpft, und wird es schwerlich! Wir haben die besten Verbündeten an seinen Eltern," Becker bat Schiller, wieder Platz zu nehmen und schellte, zum Zeichen, daß die Probe fortgesetzt werden sollte.

Die Aufführung des Don Juan fand einige Tage darauf statt, nnd entzückte, wie von jeher und überall, das gesummte Publikum. Allein es ereignete sich etwas dabei, was zu lebhaften Gesprächen anregte, die sich nicht sowohl auf das großartige Werk, als vielmehr auf die Betheiligung des Schulchors darin bezogen. Es war wirklich eine Schaar von jungen Teufeln mit Hörnern und langen Schwänzen ausgestattet worden, welche die Erscheinung des steinernen Gastes begleitete und sich drohend um Don Juan tummelte. Als nun der steinerne Gast in der Versenkung verschwand, und die Dämonen nach allen Seiten hinstoben, begab es sich, daß ein Teufelchen von der Versenkung ergriffen wurde und mit eingeklemmtem Bein allein aus der Bühne bleiben mußte. Nnter jämmerlichem Geschrei, als wäre es selbst vom Bösen gepackt, wand es sich hin und her, ohne sich aus der Klemme befreien zu können. Derjenige Theil der Zuschauer, welcher den Don Juan (der noch ganz neu war) zum ersten Male sah, mochte die Scene zur Oper gehörig wähnen, freute sich über das treffliche Spiel des kleinen Teufels und klatschte Beifall, während man sich auf der Bühne keinen andern Rath wußte, als den Vorhang fallen zu lassen, um den schreienden Sextaner zu befreien.*)

Tags darauf erfuhr man den eigentlichen Sachverhalt, zugleich, daß der Knabe, arg gequetscht, hatte nach Hause getragen werden müssen, und daß die Eltern desselben, sehr erbittert, zuerst eine Beschwerde bei dem Gymnasial-Director Böttigcr angebracht, und dieser die Schuld auf die

Diese Scene ereignete sich bei der Aufführung des Don Juan am 7. Juni 18V2, und ist beglaubigt durch die Schrift: „lieber die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Weimar. Ein Beitrag zur Geschichte der Schulcomödie," Von Ur. Heiland. (Weiniarisches Schulprogramm. 1«58.)

Theater-Direction gewalzt, ja sogar es dringend gemacht habe, eine ernste Anklage gegen dieselbe zu erheben. Es sei eine Lebensfrage der ganzen Schule dadurch berührt, und er selbst wünsche sehnlichst, einen alten Uebclstand endlich abgeschafft zu sehen. Gespräche für und wider die Angelegenheit wurden in der Stadt geführt, und bildeten bereits das Vorspiel zu einem Sturm, der die Bewohner Weimars bald lebhafter erregen sollte.

Zwei Tage nach der Vorstellung des Don Juan trat der Actuariils Heydenreich in die Wohnung seines Schwagers, des Hofmusikus Petersilie. Es war Sonntag, und ungeladen stellte er sich, wie er es zuweilen that, bei der Familie zu Tische ein. Er wurde willkommen geheißen, zumal er nicht immer verdrießlich war, sondern auch ganz vergnügt sein konnte. „Nun, was macht der Rheumatismus?" rief er dem Hofmusikus zu, der recht gebrechlich in seinem Lehnstuhl saß. „Handgelenk wieder frei zur Bogenführung? Siehst ja ganz munter aus!"

Der alte Geiger wollte nichts Rechtes von Munterkeit wissen, qucingelte und klagte, und meinte, es könne nicht mehr lange so gehen. Seine Frau tröstete ihn und Meinte, es werde sich bald wieder geben, und seine Violine gelte immer noch als die beste im ganzen Orchester. Und um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, erzählte sie ihrem Bruder, daß der Hofrath Schiller letzthin in der Probe mit ihrem August gesprochen, und ließ durchblicken, daß sie ihn damit so gut wie an das Theater gebunden erachte.

„Aha!" rief der Oheim. „Wann werden wir denn nun den großen Tenor zuerst zu hören bekommen? Oder wird es zuerst so ein Wallensteiner, oder ein Ferdinand Walter, oder gar ein Räuber Moor mit dem verhaltenen Tenor? Da! Reimen kann ich auch, trotz unserer großen Propheten!"

„Du wirst von alle dem nichts zu hören und zu sehen bekommen, lieber Onkel!" entgegnete August. „Ich habe mich neulich schon genug geschämt, als Schiller mich nach meinem Namen fragte. Goethe hat ganz Recht, der Name Petersilie gehört nicht auf die Bühne."

„Ich weiß nicht," eiferte die Mutter, „was Tu immer gegen den Namen Petersilie hast? Ich habe noch nicht gefunden, daß er mir geschadet hätte!"

„Petersilie ist ein Femininum, liebe Mutter," entgegnete August, „daher wird er Dir weniger unbequem." Die gute Frau verstand das nicht recht, der Oheim aber rief

„Ei was! Der Gcheimderath kann Dich ja umtaufen! Hat er Deiner Schwester den Peter gestrichen, so streicht er Dir die Silie, und dann gebt Ihr den Peter und die Silie getrennt auf dem Theater!"

August konnte nicht umhin, in das Lachen der Uebrigen einzustimmen, der Hofmusikus aber, bald wieder grämlich geworden, begann: „Die ewige Roth mit dem August bringt mich noch in's Grab!"

Der Actuarius machte eine abwehrende Handbewegung, als wollte er sagen, daß ihm das auch ohne den August gesichert sei. Es war überhaupt ein so hänsig wiederkehrender Gesprächsgegenstand, daß selbst der junge Mann des Vaters Reden nicht mehr so schwer nahm.

„Ich könnte eine Stütze an ihm haben, wenn er zum Theater gehen wollte!" fuhr der Alte fort. „Der Gcheimderath thcit' ihn ja gleich annehmen, und er bekäme ein hübsches Gehalt. Aber wie soll ich ihn denn auf der Universität studiren lassen? Das kostet ein Sündengeld, und wie viel Jahre dauert es, bis es etwas einbringt! Bis dahin könnt' er hier schon so viel Gehalt haben, wie der Vohs oder der Haide, und wohl noch mehr, von wegen seines Tenors."

„Diese unglückliche Tenorstimme!" rief August etwas unwirsch. „Zu Hause, am Clavier wollte ich Euch ja Vorsingen, so viel Ihr hören mögt, aber auch dazu ist mir die Lust schon vergällt! Und warum muß ich denn damit vor die Leute, um mich alle Abend in einer anderen bunten Jacke ans der Bühne zu schämen? Als ob gar nichts Anderes an mir wäre, als das bischen Stimme? Ich brauche sie nicht für mein Leben, ich strebe nach ernsteren Zielen!"

Der Musikus schien darüber die Fassung zu verlieren, und in kreischendem Tone rief er nach vielen Zeterworten endlich: „Geld sollst Du verdienen! Für Deine alten Eltern sollst Tu sorgen mit Deinem Singen. Zu Deinem eigenen Pläsir hast Du Deine Stimme nicht, und habe ich Dich nicht in der Musik, unterrichtet! Das Studiren ist ein Elend, wenn man nichts hat, und ich geb' es nicht zu! Nein, ich geb's unter keiner Bedingung zu!"

Friederike, die Vertraute des Bruders in allen seinen Nöthen, begann darauf: „Es gehören nicht nur Naturgaben, es gehört Lust und Liebe dazu, um auf der Bühne etwas Künstlerisches zu leisten. Zum Künstler ist noch Niemand gezwungen worden. Wer nur durch äußere Rücksichten sich bestimmen laßt, zum Theater zu gehen, wird auf der Bühne wenig leisten, und ein verfehltes Dasein führen. Es hieße meinen Bruder unglücklich machen, wollte ich ihn zu einer Laufbahn überreden, die seiner Neigung widerstrebt."

Ter alte Musikus verstand dergleichen nicht, oder wollte nichts davon hören. Ihm war es nur um baldigen Geldverdienst zu thun, er dachte mir an seine Mittellosigkeit, gegenüber den ausschweifenden Lebensplänen des Sohnes, und so fuhr er in unverständiger Weise fort zu grämeln und zu klagen.

„Quäle Dich doch darum nicht, Vater!" entgegnete August mit Gelassenheit. Ich könnte mir auf der Universität meinen Unterhalt selbst verdienen. Erwerbe ich mir schon als Gymnasiast durch Chorsingen Kleider und Schuhe selbst, so wird es wo anders auch eine Möglichkeit geben, die Mittel für Studium und Leben zu gewinnen. Ich wiederhole Dir, daß ich für die Universität gar keine Ansprüche auf Deine Unterstützung erhebe."

Der Oheim kreuzte plötzlich die Arme, zog die Augenbrauen in die Höhe, und sah den Sprecher an mit einem Ausdruck, als wollte er sagenAha! Jetzt kommt etwas, worauf sich fußen läßt! Allein er unterdrückte seine Genugthuung und sagte! „Schöner Vorsatz, freilich! Wird sich schwer durchführen lassen. Ist leicht ausgesprochen! Aber nachher? Starke Hungerkur vorauszusagen!"

„Wir können," nahm Friederike wieder das Wort, „uns an den Herzog wenden, und ihn um eine Unterstützung für den August bitten. Goethe wird uns dazu gewiß behilflich sein. Sein Gesichtskreis ist denn doch weiter, als die Bühne mit ihren Bedürfnissen,"

„Halt!" rief der Actuarius dazwischen. .Nichts Ungehöriges gethan. Gegen solche Bettelei muß ich mich bestimmt erklären. Der August hat noch beinah ein Jahr Zeit, um sich zu besinnen, nnd es wird kommen, wie ich vermuthe, das heißt er geht zum Theater und singt auch den Tamino oder Ottavio, oder wie die Dudelfritzen sonst alle heißen!"

Die Mutter Petersilie kam aus der Küche, und als sie die letzten Worte hörte, rief sie: „Seid Ihr noch immer bei dem Gespräch um den August? Jetzt macht ein Ende, das Essen ist angerichtet!"

Man hatte die Mahlzeit kaum beendet, als die Thür aufgestoßen wurde und Carl Unzelmann freudestrahlend hereinhüpfte. Mit einem Sprunge war er auf Jricderikens Schooß, und mit dem Ausruf: „Silie, meinen Kuß!" hatte er sie schon umschlungen, so stürmisch, daß sie sich seiner vergeblich zu erwehren suchte. Die Mutter lachte, Silie schalt den Knaben. August befreite sie von ihrem ungestümen Liebhaber und klopfte ihm ein wenig die Jacke, was er sich hier gefallen ließ, dann aber rief Carl: „Freue Dich, Silie! Ich bleibe den ganzen Nachmittag bis zum Theater bei Dir!"

„Meinst Du, daß meine Freude darüber so groß sein müsse?" rief sie lachend. So lange kann ich Dich gar nicht brauchen. Du wirst Dir andere Gesellschaft suchen müssen."

„Ich will aber keine andere Gesellschaft, als Deine!" entgegnete der Knabe schmollend. „Braut und Bräutigam gehören zusammen. Da ich Dich jedenfalls Heirathen werde, bist Tu schon jetzt so gut wie meine Braut,

und sollst mich nicht wegschicken, wenn ich zu Dir komme!"

Die Mutter Petersilie lachte noch lauter als zuvor, der Actuarius aber schlug die Hände zusammen und rief: „Ei Du Sakermentsjungc! Dich hätte man sollen eingeklemmt sitzen lassen, als Du letzthin in die Versenkung geriethcst, auf daß Dir jungem Satan die übermüthigen Gedanken vergingen!"

„Das ist erlogen!" schrie der Knabe wüthend. „Nicht ich war eingeklemmt, sondern der ungeschickte Hans Krautmann, der darum noch zu Bette liegen muß. Der Curia; hat es herumgebracht, der nichtsnutzige Bube — der Cyriax! Mir hat er dadurch schaden wollen! Weil wir Teufel alle geschwärzte Gesichter hatten, waren wir nicht gleich zu unterscheiden, und da war der Cyriax gleich bei der Hand, und rief es aus, daß ich — ich mich vor dem Publikum lächerlich gemacht hätte. Wär' es mir passirt, ich hätte meinen Hals gleich mit in die Versenkung gesteckt und wäre nicht lebendig wieder erschienen! Es ist eine Lüge — eine Lüge!" Der Knabe stampfte zornig mit dem Fuß auf, um zugleich in leidenschaftliche Thränen auszubrechen. Friederike suchte ihn zu besänftigen und streichelte ihm die Wangen mit dem Anstand einer Königin.

Man erhob sich von Tische, und da es nicht gerathen schien, Carl und Herrn Heydenreich, deren Gegensatz immer zu einem Losplatzen der Zündstoffe drängte, bei einander zu lassen, nahm Friederike den jüngeren Gast mit in ihr Zimmer, wohin August sie begleitete. Carl hatte auch noch die besondere Freudenbotschaft zu verkünden, daß er nach Lauchstedt mitgenommen werden sollte, und zwar unter Obhut der Familie Vohs. Denn die Sommerferien des Gymnasiums begannen, und diese vier Wochen wenigstens sollte er der „Freiheit und der Kunst" (wie er sich ausdrückte) angehören. —

Einige Wochen darauf war es in Weimar stiller als bisher geworden. Das ganze Theaterpersonal hatte sich nach dem Badeorte Lauchstedt aufgemacht, um dort, wie es in den Sommermonaten pflegte, Vorstellungen zu geben. Auch Goethe war dahin gegangen, um sein zur Eröffnung des neuen Lauchstedter Theaters gedichtetes Vorspiel „Was wir bringen" selbst einznstudiren.

Der Actuarius genoß diese Zeit mit erhöhtem Behagen. Der Störer seines Friedens bei Tage und seiner Ruhe bei Nacht, Cyriax, war mit seinen Genossen in Lauchstedt, und so fiel mancherlei weg, was ihn zum Hader auch gegen Andere trieb. Häufiger sprach er jetzt bei seinem Schwager vor, aber nicht eigentlich um des grämlichen Alten willen. Denn dieser war in unbequemerer Stimmung, als jemals. Man hatte ihn nicht nach Lauchstedt mitgenommen. Es war eine Rücksicht auf fein Alter und seine Gebrechlichkeit, zumal man keine Opern geben wollte, und für die sonstige Musik genug jüngere Kräfte zur Verfügung standen. Der Hofmusikus aber sah darin nur ein Vorzeichen seiner baldigen Pensionirnng, und ließ sich in seinen Beängstigungen, klagend gegen seine Frau, vorwurfsvoll gegen den Sohn, in jeder Stunde gehe». Die Frau wußte sich zu helfen, indem sie ihn tröstete, auch wohl nicderschwatzte, gelegentlich abtrumpfte, wenn es ihr zu arg wurde, und zuweileu lachte sie ihn aus, denn sie lachte gern. Der Sohn dagegen trug es härter, schwieg aber aus Pflichtgefühl gegen seinen Vater, und arbeitete fleißig, denn er hatte seine Sommerferien zur Arbeit bestimmt. Und dieses entschiedene und ruhige Verhalten des jungen Menschen erregte die Theilnahme des Oheims mehr und mehr.

Es freute ihn, daß er so fleißig war. allein er sollte sich auch nicht überarbeiten. Daher holte er ihn nicht selten zum Spaziergang ab, machte ihn reden, und erstaunte über die vielseitige freie Bildung feines Neffen. Prüfend brachte er dann auch das Gespräch auf die Weimarischen Größen, von welchen er mehr gelesen hatte, als er zu erkennen gab, besonders aber auf das Theater. Er glaubte sich mehr und mehr zu überzeugen, daß sein Neffe zwar eine leidenschaftliche Verehrung für Goethe und Schiller hegte, und mit Entzücken im Parterre ihren Stücken beiwohnen mochte, daß er aber den Gedanken, auf der Bühne ihre Gestalten zu verkörpern, bereits wie etwas Feindliches ablehnte. Der Wissenschaft zu leben, erschien ihm als das höchste crstrebenswerthe Ziel. Und fie kamen auch auf diejenigen Gespräche, deren Gegenstand damals Viele in Weimar aufregte, und auch in das Haus des Hofmusikus neue Schatten der Sorge zn werfen ansingen.

Empfanden es unbemittelte Familien schon unbequem, daß zwei Monate lang keine Opern gegeben wurden, und sie dadurch um das Spielgeld ihrer Söhne kamen, welches sie als eine gewohnte Erwerbsquelle betrachteren. so erschuf die Befürchtung, der Schulchor könnte ganz und gar aus der Oper verbannt werden, erschreckende Aussichten, Der Widerspruch erhob sich lebhaft, um so mehr, als diese Möglichkeit von Andern lebhaft begrüßt wurde. Diese billigten die Bemühungen des Gymnasial-Directors Böttiger, seine Schule von diesem Ucbelstande zu befreien; sie billigten, daß er sich mit dem Generalsuperintcndenten Herder, der zugleich Ephorus des Gymnasiums war, in Vernehmen gesetzt; sie hofften, daß schon im nächsten Winter kein Schulchor mehr auf der Opernbühne erscheinen werde. Dem gegenüber machten sich doch wieder Zweifel geltend. Hofrath Kirms, der technische Borstand des Theaters, hatte gemeint- Die Frrigebung des Schulchors setze die Einrichtung eines fest angestellten Opernchors voraus. Dafür sei aber weder Geld vorhanden, noch auch, trotz mancher Versuche, bisher bewilligt worden.

Und da nun die Einen hofften, die Anderen fürchteten, den Hoffenden die Erfüllung abgesprochen, die Fürchtenden aber gesäolten wurden, so erhitzte man sich vielfach gegen einander, und die Parteien blieben nicht thatloS. Die Unbemittelten versuchten, i.iit einer Bittschrift zu Gunsten der segensreichen Einrichtung bis an den Landesherrn zu gelangen; die Anderen, welche vom pädagogischen Gesichtspunkt ausgingen, waren zufrieden, als sie erfuhren, daß Herder sich wirklich mit einer Eingabe, welche um die Befreiung des Gymnasiums von den Theaterpflichten dringend bat, geraden Wegs an den Herzog gewendet habe.

Der Actuarius Heydenreich aber frohlockte, als sein Neffe sich an den Dircctor Böttiger wendete und ihn um Zuwendung von Privatstundcn bat, damit er, um seiner Eltern willen, den etwaigen Ausfall des TheaterHonorars durch anderen Erwerb decken könne. Was ihm denn auch zugesagt wurde.

Währenddem vergingen die Sommermonate, und mit Freude hieß Weimar feine aus Lauchstedt zurückkehrenden Schauspieler für die schon länger werdenden Abende willkommen. Mit dem Lanchstedter Vorspiel „Was wir bringen", durch einen schönen Prolog vermehrt, wurde auch der erste Schauspielabend in Weimar eröffnet, und Carl Unzelmann, als einer der allegorischen Knaben, welcher unter der tragischen Maske die Nymphe zu schrecken und umherzujagen hat, spielte seine Rolle zu Schillers und Goethes größter Zufriedenheit.

Tags darauf meldeten die Gymnasialschüler ihren Eltern, daß sie nach wie vor wieder zu einer Opernprobe befohlen wären.

Goethe aber erschien Vormittags auf der Bühne, wo er Schiller und Hvfrath Kirms bereits fand, um ihnen, sowie dem Capellmeister Kranz und einigen der ersten Schauspieler eine Mittheilung zu machen. Er las ein Schriftstück vor, welches die Männer in längerer Berathung zusammen hielt.

Ter Herzog hatte nämlich Herders Eingabe an Goethe, den ersten Leiter des Theaters, zur Begutachtung geschickt. Für ihn lag die Sache sehr einfach: So lange die Mittel zur Einrichtung eines selbständigen Opernchors nicht ausgeworfen wurden, und der Herzog die Aufführung von Opern doch befahl, konnte er auf den Schulchor, als den bisherigen Nothhelfer, nicht verzichten. Einig waren die Beruhenden, daß diese Nothhilfe etwas sehr Mangelhaftes, und für die Schule eine große Last sei, daß aber ein Ersatz für sie aus den ohnehin nicht zu reichlichen Theatermitteln nicht beschafft werden könne. Man gab dem Director in feinem Eifer dagegen, man gab auch Herder vollkommen Recht, und freute sich, daß sein Bericht nicht in scharf einschneidender und verletzender Art abgefaßt war, fondern daß er warm und herzlich für die Erziehung der Jugend eintrat; allein Recht mußte auch die Leitung des Theaters behalten, wenn ihr nicht in anderer Weise Hilfe geleistet wurde. Da das nicht geschah, hatte der Schulchor dem Theater zu verbleiben. Doch machte Goethe das Zugeständnis;, daß die Chor- und Opernproben fortan in andere, den Unterricht nicht berührende Stunden verlegt werden sollten.

Damit verstieß er nun wieder nach anderer Seite. Die Unbemittelten freilich frohlockten und segneten den Geheimderath. Andere jedoch, der Äymnasial-Tirector an der Spitze, waren mit dem Zugeständniß unzufrieden, weil dadurch die Zeit für häusliche Arbeiten und für die Erholung verkürzt, die Schüler übermäßig angestrengt, die Zerstreuung nicht abgewendet wurde. Am wenigsten einverstanden waren damit die Sänger und Musiker des Theaters, da auch ihre Thätigkeit dadurch vielfach verwirrt und belastet wurde, und man oft von der nachmittäglichen Opernprobe nur gleich auf der Bühne bleiben konnte, um eine anstrengende Schauspielrolle durch

zuführen. Indessen mußte man sich den Verhältnissen fügen, und es blieb, wie es einmal angeordnet war. Allein nicht ohne stillschweigenden Vor behalt des Director Böttiger, der den Fall bereits voraussah, wo er auch sein Recht festzuhalten hoffte. —

Friederike mußte sich zuweilen necken lassen, und lachte selbst über ihre beiden Anbeter, deren einer ein Kind war, während der andere sich auch kindischer zu geben liebte, als der „Knabe Carl", wie ihn die Collegen nannten. In Lauchstedt hatte Cyriax Gelegenheit gehabt, häusiger und freier mit ihr zu verkehren, ihr manche Höflichkeit zu erweisen, um, auch unter Lachen und Scherzen, eine Neigung für sie durchblicken zu lassen Selbst wenn sie an den Ernst derselben geglaubt hätte, würde Friederike dieselbe nicht erwidert haben. Wer glaubte denn bei diesem Sausewind Cyriax überhaupt an etwas Ernsthaftes? Wußte er immerhin mit Leichtigkeit eine Rolle zu lernen und sich, besonders im Lustspiel, mit ihr vertraut zu machen, so daß man sich im Gesammtspiel meist auf ihn verlassen konnte, so gab er sich im Leben als einen Leichtfuß, dessen Thorheit unberechenbar erschien. Seine Freude war es, zu necken, Possen zu spielen, gleichsam Fallen zu stellen, in die der Andere unkundig und mit Würde hineinging, um, wenn es ihm gelang, in einen ausgelassenen Jubel auszubrechen, mit Springen, Tanzen, Jauchzen, mit Geberden eines unerzogenen und ver wöhnten Knaben. Es versteht sich, daß man ihm zu vergelten suchte, und ihn auch in Schlingen brachte, aus welchen er sich doch mit guter. Miene, lachend, herauszuziehen wußte; denn die Freude an der Thorheit überhaupt war bei ihm größer, als die Erkenntniß, ihr zum Opfer gefallen zu sein. Seine Gutmüthigkeit war bekannt, und man konnte stets auf sie rechnen In Nothfällen war er schon ein paar Mal freigebig eingesprungen, und man glaubte größere Mittel bei ihm zu entdecken, als man ihm zugetraut hätte. Er war, da ihm, bei aller Leichtfertigkeit, ein eigentlich schlechter Streich nicht nachgewiesen werden konnte, im Ganzen beliebt, selbst wenn man sich zuweilen über seine Albernheiten ärgerte. Nicht in dem Maße ärgerte, wie es der Actuarius Heydenreich es that, der freilich von Cyriar ganz besonders zu seinem Vergnügen auserfehen war, zumal die Heraus^ forderungen des alten Herrn selbst eine stete Veranlassung zum Spaße boten. Wurde Cyriax von den Frauen gehänselt und doch nicht ganz abgelehnt, so betrachteten ihn die Männer als einen ganz guten, wenn auch recht verrückten Jungen, mit dem man es manchmal ebenso wenig genau nehmen mußte, wie mit Carl Unzelmann.

Nach der Rückkehr in die Stadt empfand es Friederike manchmal recht unbequem, gerade diesen Anbeter stets in der Nähe oder auf ihren Fersen zu wissen. Besonders in ihre Familie brachte er manches Lästige. Die Mutter zwar lachte aus Herzenslust über seine Kindereien, allein der Vater, mißtrauisch wie er war, schöpfte Argwohn, auch gegen sie; der Oheim haßte ihn, der Bruder mochte einen Menschen, der so ganz den inneren Gegensatz zu ihm selbst darstellte, auch nicht leiden, und trat nun gar der Knabe Carl dazu, so war es gar nicht mehr auszukommen. Hatte Friederik dergleichen zu Hause durchzumachen, so empfand sie die Gefolgschaft des jungen Menschen auf der Bühne, unter den Collegen, an manchem öffentlichen Orten, auch beschwerlich genug. Sie lehnte ihn ab, sie wies ihn ausdrücklich von sich, sie stellte ihn zur Rede, sie machte ihm Vorwürfe, sie schalt ihn tüchtig, wie einen Knaben. Er hörte ihr schweigend zu, mit niedergeschlagenen Augen und ernster Miene; plötzlich blickte er wie prüfend von unten herauf, lächelte und platzte in ein Gelächter los. Sie möge thun, was sie wolle! rief er dann. Er sei nun einmal ganz von ihr bezaubert, und weder er noch sie könnten etwas dagegen thun!

Friederike hatte dadurch manche unzufriedene Stunde und fühlte einen inneren Druck, vorwiegend ihrem Bruder gegenüber. Denn mit diesem jüngeren Bruder, der reifer und innerlich fortgeschrittener war, als seine Jahre erwarten ließen, führte sie ein gemeinsames Innenleben der schönsten Art, und eigentlich stand ihr kein Mann ihrer Bekanntschaft höher, als August. Sie war von jeher seine Vertraute gewesen. Hätte er sich, von der Naturgabe feiner schönen Stimme getrieben, für das Theater entschieden, sie würde das selbstverständlich gefunden haben. Daß er sich aber, trotz dieser Gabe, ein anderes Ideal gesetzt hatte, zu dessen Verwirklichung alle Mittel fehlten, zu welchem der Weg ihm fast unübersteigliche Hindernisse zeigte, während er sich auf seine eigene Kraft allein angewiesen wußte, das machte ihn selbst in ihren Augen zu einem Ideal, zu welchem sie mit Achtung, mit Bewunderung blickte. Ihm den künftigen Weg zu erleichtern, war ihr sehnlichster Wunsch, und im Stillen war sie ganz dazu entschlossen. Sie wollte ihre Einnahmen vom Theater mit ihm theilen — sie wollte sich einschränken, auf das Aeußerfte einschränken. Sie wußte, daß er widerstreben werde, aber sie hoffte seinen Stolz zu überwinden. Und dieser Bruder, den sie so innig liebte, blickte sie jetzt häufig so vorwurfsvoll an. und erschien zurückhaltender gegen sie, als sie an ihm gewöhnt war. Er lebte in diesem seinem letzten Schulsemester ganz der Arbeit, that seine Chorpflichten auf der Bühne ab, bekümmerte sich ober weniger als sonst um das Theater und das, was etwa über die Mitglieder desselben gesprochen wurde. Und doch schien ihr, als habe er auf Cyriax ein wachsames Auge, als lasse er, wenn dieser im Hause erschien, seine Blicke forschend und tadelnd von ihr zu ihm wandern, als legte sich ein ernsterer Schatten über sein Gesicht. Sollte der Bruder ihr mißtrauen? Sie beschloß, dieser inneren Bedrückung ein Ende zu machen und sich offen mit ihm auszusprechen. Noch an dem« selben Tage ging sie hinauf in sein Mmmcrchen, welches sein Schlaf-, Wohn- und Arbeitszimmer war, und ohne viel Vorbereitung sprach sie aus, was sie auf dem Herzen hatte.

„Gegen Dich, meinst Tu, könnte ich einen Verdacht hegen?" sagte er lächelnd, nachdem sie geendet hatte. .Nein .königliche Maid'! Dazu denke ich zu hoch von meiner Schwester! Verdacht hege ich nur gegen den Spaßvogel, der Dich umflattert, und warte auf die günstige Gelegenheit, ihm einmal das Gefieder zu rupfen. Bitte — wende mir nichts ein! Ich werde ihn ja nicht in der Stube und nicht auf der Straße durchprügeln, denke überhaupt nichts Auffälliges zu thun. Du darfst ganz ruhig darüber sein."

Friederike fühlte sich dadurch in der That beruhigter, und in fröhlicher Regung rief sie: „August, machst Du mir heut noch eine Freude? Ja? Dann begleite mich auf einen Spaziergang! Ter Octobertag ist so wunderschön, das bunte Herbstlaub so prächtig in der Sonne! Tn weißt gar nicht mehr, wie es draußen anssieht, so ganz versessen bist Du in die Studien. Komm, wir gehen gleich!" August zeigte seufzend auf seine Bücher, Friederike aber schlug ein dickes griechisches Wörterbuch zu und ergriff ihn bei der Hand, so daß er sein Widerstreben aufgab. Bald darauf schritten die Geschwister munter plaudernd dem Tiefurter Wege zu, wo sie unter sich zu bleiben hofften. Aber noch ehe sie die Stadt verlassen hatten, waren sie von den Augen des Oheims entdeckt worden. Im ersten Augenblick erkannte der Actuarius seinen Neffen nicht, und hielt ihn, im Rücken gesehen, für seinen Feind Cyriax. Schon wollte er spornstreichs den schnell Tahinfchreitenden nachjagen, als er feines Jrrthums inne wurde. Er folgte den Geschwistern nicht, sondern blieb stehen, sah ihnen nach und — wunderte sich. Ja. er wunderte sich, wie es auch Andere thaten, daß sein Schwager, der Hofmusikus, und seine Schwester, die Mutter Petersilie, zwei Kinder haben konnten von so vornehmer Gestalt, von so merkwürdiger Geistesbildung — da doch an ihre Erziehung nichts Außergewöhnliches hatte gewendet werden können; zwei Kinder von so ganz anderer Art und Natur, als die Eltern waren! Zwei so auserwählte Kinder, die aber zugleich den Namen — Petersilie führen mußten! Es war ja eigentlich gar nicht statthaft! Unter solchen Gedanken ging er kopfschüttelnd feines Weges und stellte Betrachtungen an, die aber heut nichts Aergerliches für ihn hatten.

Während nun die Theatervorstellungen lebhaft ihren Gang nahmen und der Winter sich bereits eingestellt hatte, wurde im Stillen etwas geplant, was in das Hans des alten Hofmusikus eine starke Aufregung bringen sollte. Es war nämlich in der letzten Zeit unter den Theatermitgliedern zur Sprache gekommen, daß August, der ja den meisten bekannt war, sich der Bühne entziehen wolle. Die Klagen des Vaters mochten dergleichen Gespräche von Neuem Herborgerufen haben. Der Schauspieler Becker unterhielt sich einmal nach der Chorprobe darüber mit dem Capellmeister Kranz und schlug vor, den jungen Mann einmal mehr in den Vordergrund zn bringen, um ihm Muth und Lust zum Auftreten zu erwecken, Kranz ging gleich darauf ein, denn er hatte auf diesen Tenor bereits für die Zukunft gerechnet, und wollte ihn um Alles nicht vom Theater verlieren. Es ergab sich bald die Gelegenheit, ihn unvermerkt in seiner Bedeutung mehr hervortreten zu lassen. In einer Oper fand sich eine Solostimme im Chor, welche, gleichsam dem Chorführer angehörig, sich geltend machen konnte, ohne daß die Person des Sängers aus ihrer Stellung zu rücken brauchte. Diese Rolle wurde August wie eine gewöhnliche Chorstimme in die Hand gegeben, und dieser, ahnungslos über ihre Tragweite, übte sie ein, um sie in den Proben pflichtgemäß abzusingen. Für die Aufführung aber hatten die Verschworenen ihre geheimen Winke ausgegeben, so daß im Augenblick, da das Solo begann, der Chor ein wenig auseinander trat und

den Sänger in ganzer Figur sehen ließ. Die Zuhörer horchten überrascht hochsuf, und eine schmetternde Beifallsspende (nicht ganz ohne Veranstaltung), übertönte fast den wieder einsetzenden Chor. August mochte das laute Zeichen im ersten Augenblick nicht auf sich beziehen, aber eine erschreckende Ahnung überkam ihn jetzt doch, so daß er sich hinter die Mitsänger zu verbergen suchte, was ihm bei seiner Größe doch nicht gelang. Am Schlüsse des Actes mußte er seine Befürchtung bestätigt hören.

Der Herzog selbst war auf den Sänger aufmerksam geworden und hatte sich nach ihm erkundigt. Hofrath Kirms, den er in seine Loge rufen ließ, konnte ihm Auskunft geben. Carl August hörte mit Befriedigung, daß ein solches Gesangstalent in Weimar, sogar in einer dem Theater angehörigcn Familie erwachsen war; er nahm es für selbstverständlich, daß der junge Mann sich für die Bühne bestimmt habe, und sprach feine Bereitwilligkeit aus. im Nothfall selbst etwas für die musikalische Ausbildung desselben zu thun. Mit dieser Freudenbotschaft kam Hofrath Kirms auf die Bühne, wo er den unfreiwilligen Sänger, umgeben von Theatermitgliedern, in großer Bestürzung fand. Capellmeister Kranz schüttelte ihm die Hand, der Vater war auch heraufgekommen und wiederholte nur immer die Worte! „Jetzt wirst Du doch zufrieden sein! Jetzt kannst Du doch nicht mehr anders!" Und nun kam gar noch die Nachricht vom Herzog, welche den Vater mit höchster Genugthuung, den Sohn mit tiefster Niedergeschlagenheit erfüllte.

Der Hofmusikus und seine Frau waren nun überzeugt, daß ihre Wünsche so gut wie erfüllt wären. Denn nach Weimarischem Herkommen, ja nach Weimarischem Empfinden, gab es keine Widerrede, sobald der Landesherr gesprochen, noch dazu seine Unterstützung in Aussicht gestellt hatte. Dieser Thatsache wurde sich auch der Actuarius bewußt, ging ziemlich bedenklich umher und suchte seinen Neffen zu beobachten. Der aber wich jedem Gespräch darüber aus und hüllte sich in beharrliches Schweigen. Allein die häuslichen Verhältnisse sollten ihn doch noch schärfer anfassen und aufrütteln.

Der alte Hofmusikus wurde von einem Schlaganfall betroffen, der, zwar nur leicht, ihm doch die Führung des Violinbogens für die Zukunft unmöglich machte. Bald darauf erfolgte seine Versetzung in den Ruhestand, immerhin versüßt durch die Mittheilung, daß ihm bis Ostern sein vvlles Gehalt ausgezahlt werden sollte. Sein Jammer ließ sich nun in neuen Klagen gehen, bis zu dem unverständigen Verlangen, der Sohn solle unverzüglich die Schule verlassen und sich bei der Theaterleitung melden. Dem aber setzte der Sohn noch einmal seinen ganzen Trotz entgegen, worin er so weit ging zu erklären, daß er niemals, fortan auch im Chor nicht mehr die Bühne betreten werde. Von diesem Augenblicke an hatte er nicht nur die Vorwürfe und Anklagen des Kranken, sondern auch den überwältigenden Redestrom der Mutter in den Ohren. Von früh bis spät, bei jeder Begegnung, noch Abends in seiner Kammer durch die Besuche der Mutter, wurde an ihm gearbeitet, bis der arme Knabe, außer sich gebracht und halb verzweifelnd, endlich vom Pictätsgefühl überwältigt, schwankend wurde und sich schon zum Aufgeben aller seiner Lebenshoffnungen wendete. Die Schwester war es, die ihm zu Hilfe kam. Auch Friederike empfand den Zustand im Hanse hart, die Stimmung unleidlich, und sie wußte den Eltern da» Versprechen abzubringen, dem Bruder bis zur Vollendung seiner Abgangsprüfung Ruhe zu lassen. Das Mittel für die Sicherung seiner Studien, welches sie bisher noch nicht ganz aus den Angen verloren, die Hilfe des Landesherrn, schien jetzt unmöglich geworden, da dieser sich sogar zur Mitwirkung gegen Augusts Wünsche entschlossen hatte. War aber noch eine Möglichkeit, den Herzog umzustimmen, so konnte dieselbe nur durch Ueberwindung großer Schwierigkeiten errungen werden. Von einem glänzend bestandenen Schulexamen hoffte sie dabei viel, und sie zweifelte nicht, daß August es leisten werde. Bis dahin glaubte sie selbst ausharren zu müssen mit einem Plane, den sie sich ausgedacht hatte.

Währenddem galt es auch unter Augusts Kameraden als Thatsache (er mochte es leugnen, so viel er wollte), daß er durch den Landesherrn selbst für das Theater gewonnen, oder vielmehr bestimmt worden sei. Director Böttiger, der ebenfalls davon erfuhr, ließ ihn zu sich kommen. Dem Schuloberhaupte schüttete August sein Herz aus, wobei er sich, durch den häuslichen Jammer, der denn doch nicht schweigen wollte, weich gemacht, der hervorquellenden Thränen nicht erwehren konnte. „Sei nur ruhig!" entgegnete der Director. „Sic haben Dich noch nicht! Für's Erste behalte Deine Gedanken bei der Prüfung beisammen! Du sollst mir während dieser Zeit nicht auf Hie Bühne! Dafür stehe ich Dir!"

Tags darauf erhielt Hofrath Kirms ein Schreiben des GumnafialDirectors, worin dieser mittheilte. daß während der nächsten Monate, des Schlußexamens wegen, die Abiturienten weder in den Chorproben, noch in Opernaufführungcn erscheinen würden, da sie den Gefahren einer solchen Zerstreuung nicht ausgesetzt werden dürften. Der technische Director, verwundert über eine so entschiedene Kundgebung, begab sich mit dem Briefe zuerst in's Theater, wo er um diese Stunde den Capellmeister Kranz sinken mußte.

„Das ist ja ganz unmöglich!" rief Kranz, nachdem er den Brief gelesen hatte. Er überlas noch einmal die Namen der Abiturienten, welche auf einem Beiblatt verzeichnet waren. „Achtzehn Mann!" fuhr er fort. «Fast der ganze Tenor und Baß! Ohne die jungen Leute kann ich überhaupt keine Oper geben!"

„Es ist sehr unangenehm!" entgegnete Kirms. „Wir leben mit Herrn Böttiger nicht im besten Einvernehmen. Jetzt wieder etwas von ihm erzwingen wollen, bis an den Herzog darum gehen, neuen Lärm machen —"

„Ist mir ganz gleichgiltig, Herr Hofrath!" fiel ihm Kranz in die Rede. »Ich soll Opern geben, also muß ich die Chorsänger haben. Es werden fürstliche Gäste am Hofe erwartet. Der Herzog hat Glucks Armide befohlen —"

„Könnte dafür nicht eine leichtere Oper angesetzt werden, etwa ohne Chor?" fragte Kirms.

„Wo denken Sie hin!" rief Kranz. „Der Herzog will seinen Gästen die Jagemann in einer Glanzrolle vorführen, er hat die der Armide selbst bestimmt! Will der Hofrath Böttiger seine jungen Leute dazu nicht hergeben, so muß ich selbst mich an den Herzog wenden und seinen Befehl auswirken."

„Nun, nun! Wir wollen es nicht übereilen!" sagte Kirms besänftigend. „Ich will mit Goethe darüber sprechen."

„Thun Sie das!" rief Kranz. „Aber die Schüler muß ich haben, um jeden Preis!" Er schritt eilig davon, während Kirms nachdenklicher die Bühne verließ. Auf dem Gange aber begegnete er Goethe, und zwar in Schillers Begleitung, da Beide eine neue scenische Vorrichtung zu betrachten kamen. Kirms rückte denn gleich mit seiner bösen Zeitung heraus. »Wären wir diese Noth mit dem Schulchor endlich los!" seufzte Goethe.

„Und die ganze Opernwirthschaft dazu!" fiel Schiller ein.

Kirms öffnete ein geheiztes Garderobenzimmer, und die drei Männer traten ein, um über den Fall zu bcrathen, „Der Brief ist etwas diktatorisch," sagte Schiller, nachdem er das Schreiben selbst durchlesen hatte; „und Freund Böttiger hat sich eine Güte angethan. uns einmal gehörig aufzutrumpfen. In der Sache freilich kann ich ihn nicht tadeln."

„Gewiß' nicht!" bestätigte Goethe. „Und darum war es unthnnlich, mit Gewalt etwas gegen ihn durchfetzen zu wollen. Um die Vorstellung der Armide kommen wir nicht herum. Uebrigens würden wir bei den meisten andern Opern in der gleichen Noth sein. Ich denke, wir treten mit dem Manne in gütliche Verhandlung. Vielleicht läßt sich irgend ein Ausweg finden. Unsere Lage ist dabei die unbequemste, da wir eigentlich seiner Anficht sind und seine Zwecke refpectiren, dennoch aber den Willen des Herzogs ausführen müssen."

„Lassen Sie mich die Bermittleung übernehmen, Excellenz!" sagte Kirms. »Die Sache darf nicht schriftlich verhandelt werden — überdies haben wir Eile. Ich gehe, wenn Sie gestatten, zn Böttiger und sehe zu, wie weit ich persönlich mit ihm gelange."

Da es nvch eine geeignete Vormittagsstunde war, machte sich Hofrath Kirms auf den Weg zum Dircctor. Dieser sah den Eintretenden mit gespannten Blicken an, empfing ihn aber mit aller Höflichkeit. Daß aber eine eigentliche Verhandlung außerhalb der Absichten des Directors lag, mußte Kirms gleich erkennen. „Ich sehe ein," sagte Böttigcr. „daß die Theaterdirection, die ein Recht auf den Sängerchor zu haben glaubt, ihu verlangen muß, ich aber habe diesmal das Recht, ihn zu verweigern! Die Jüngeren sollen Sie haben, die Abiturienten nicht! Es handelt sich um die Zukunft von achtzehn jungen Leuten. Sie sind meine Schüler, ich trete für sie ein. Ich werde nicht um einen Fuß breit nachgeben! Verlangt der Landesherr sein Vergnügen, so kann er nicht zugleich das Wohl seiner Unterthanen dadurch schadigen wollen! Und er schädigt sie, schädigt die jungen Leute und deren Familien, wenn er die Schüler jetzt aus ihrer Arbeit reißt, die den Ausschlag geben soll für die Bestimmung ihres Lebens."

„Wenn nun aber die befohlene Oper nicht gegeben werden kann," entgegnete Kirms, „sollen wir Serenissimo Ihre Verweigerung des Chors als Grund angeben? Es könnte ja auch an Sie, Herr Hofrath, der Befehl ergehen —"

„Ten Fall werde ich abwarten!" fiel Böttiger heftig ein, „Sage die Theaterleitung Serenissimo. was sie zu sagen hat! Der Conflict. ist da, ich werde ihn für mich und die mir anvertraute Bildungsanstalt durchfechten. Ich werde ihr Recht unbedingt vertreten, und sollte ich darüber Amt und Brot verlieren!"

Hofrath Kirms verneigte sich achtungsvoll und erhob sich. Böttiger reichte ihm die Hand. „Für uns persönlich sind diese Controverfen hoffentlich ohne Belang!" sagte er einlenkend. Empfehlen Sie mich auch Goethe und sagen Sie ihm das Gleiche!"

Mit diesem Bescheid trat der Unterhändler bei Goethe ein. „Hm!" entgegnete dieser. „Ter Mann ist in seinem Rechte, wie wir in dem unsern. Ein Conflict soll daraus nicht entstehen. Wir wollen klüglich nachgeben und uns anders zu helfen suchen. Aber wie bekommen wir Hilfstruppen? Wo rühren wir die Werbetrommel? Lassen Sie doch im Lehrerseminar anfragen! Es hat uns vor ein paar Jahren, als wir Mangel an Bässen hatten, schon einmal ausgeholfen. Und dann ist ja wohl im Bürgerkreise ein Männer-Gesangverein hier? Setzen Sie alle Hebel an, die Sänger zu gewinnen. Unsere Verlegenheit muß nicht bis zum Herzog dringen, auch um Böttigers willen nicht. Werden die Chöre in der Oper überhaupt ge sungen, so ist es in unserem Falle gleichgiltig, Wer sie singt."

Einige Tage darauf trat der Schauspieler Becker unter die zur Probe Versammelten mit den Worte«! „In unserem lieben Weimar ist ja wieder einmal ein Stürmchen los! Es handelt sich diesmal um Schule und Theater. Wo man auf der Straße zwei Leute beisammen stehen sieht, reden sie davon. Und es werden gar seltsamliche Dinge erzählt!" Die Mehrzahl der Schauspieler hatte bereits davon gehört und kannte zum Theil die in der That seltsamlichen Gerüchte und Uebertreibungen, Da sollte Director Böttiger, wegen Auflehnung gegen den Willen Serenissimi, seines Amtes entsetzt sein; Herder sollte persönlich einen haarsträubenden Auftritt mit dem Herzog gehabt haben und in gleicher Gefahr schweben; und beides mußte Goethe verschuldet haben, der in seinem Despotismus die Zwecke des Theaters dem Wohl der Schule nachfetzte. Dann hatte wieder Fräulein Jagemann beim Herzog eingewirkt; und endlich durfte diesmal kein Maturitätsexamcn gemacht werden, weil der Herzog die Primaner brauchte, um sie in der Armide vor seinen fürstlichen Gästen singen zu lassen. Das schwirrte durcheinander und beschäftigte am meisten Diejenigen, welche es gar nichts anging. Viele, die es besser wußten, lachten, bestritten es, und schalten auf die Zwischenträger; Andere glaubten es doch gern, oder wünschten, daß es wahr wäre.

Thatsache war, daß die achtzehn Prüfungscandidaten des Gymnasiums bereits still in der Klausur saßen, während Capellmeister Kranz freilich laut fluchend den Dirigirstab führte. Einen Chor hatte er erhalten, freiwillige Tenöre und Bässe aus dem Seminar und Männer-Gesangverein waren in ausreichender Anzahl da; allein er kannte sie nicht, und sie kannten seine Eigenheiten nicht so, wie die Gymnasialschüler, mit welchen er bereits eingearbeitet war. Daher er denn oft die Geduld verlor, und selbst wenn es gut ging, zeterte. Denn es verdroß ihn, daß er seinen Willen nicht hatte durchsetzen können.

Während dieser Tage fühlte sich Friederike von der freudigsten Stimmung gehoben. Denn die Rollen von zwei ganz neuen Tragödien von Schiller und Goethe waren ausgegeben worden, „Die Braut von Messina" und „Die natürliche Tochter", und ihr war in der ersten die Rolle der Beatrice, in der andern die der Aebtissin zugetheilt worden. Hatte sie in der letzteren auch nur eine kleine Scene zu spielen, so beglückte es sie schon, in einem Stücke von Goethe mit auftreten zu dürfen. Der Bruder nahm im Stillen Theil an ihrer Freude, die Mutter aber hatte Einiges einzuwenden. „Daß Dir der Geheimderath in der Comödie von der „unnatürlichen Tochter" die Rolle einer alten Aebtissin zuweist, will mir gar nicht gefallen!" sagte sie.

Die Geschwister blickten lächelnd jedes nach einer anderen Seite. Friederike aber entgegnete: „Die Aebtissin braucht gar nicht so alt zu fein. Sie ist eine vornehme Dame, vielleicht eine Prinzessin, durch deren Rang ihre Stellung noch besonders erhöht wird. Ich will mir, ohne mich alt zu machen, ein ganz würdevolles Ansehen geben!"

„Wie Du mir nach der Leseprobe den Inhalt des Stückes erzählt hast," fuhr die Mutter fort, „kann ich es mir nicht sehr unterhaltend denken. Wenn ich Dich nur einmal wieder als Comtess? Wildheim sehen könnte, in der Comödie, worin Du debütirt hast — wie hieß es doch? Ja — ‚Die unglückliche Ehe als Delicatesse'."

„Aus! Aus Delicatesse!" rief August lachend.

„Nein, sogar durch Delikatesse!" fügte Friederike verbessernd hinzu.

„Nun — als oder aus oder durch Delicatesse!" meinte die Mutter. „Unglücklich war die Ehe doch, und das Stück sehr rührend! Wieviel Anzüge brauchst Du denn zur Braut von Messina?"

„Ich hoffe mit einem auszukommen, da kein Grund zum Wechseln da ist."

„Das ist aber wenig!" meinte Frau Petersilie, und begann auch gegen diese Comödic ein Vorurtheil zu fassen,

Silie aber studirte ihre Rolle mit Fleiß und hatte bei den Vorbereitungen häufiger als bisher Gelegenheit, sich mit Schiller zu unterhalten. Er schätzte die talentvolle junge Darstellerin, zeigte sich von ihrer Wiedergabe des Charakters der Beatrice befriedigt, und zeichnete sie in jeder Probe durch ein längeres Gespräch aus. Einmal aber trafen sie, das Theater verlassend, in der Thür zusammen, und da sie den gleichen Weg zu gehen hatten, schloß sich Schiller ihr an. Da tauchte plötzlich eine Erinnerung in ihm auf, und vom Gespräche ablenkend, fragte er: „Haben Sie nicht einen Bruder, der im Opernchor mitsingt?" Und da Friederike es bejahte, fuhr er fort: „Es ist ein prachtvoller Bursche, noch dazu mit einer guten Stimme begabt! Man möchte ihn auf der Bühne festhalten. Aber ich höre, er hat keine Lust zum Theater. Wie ist das?"

Friederike, bei ihrem Vertrauen zu Schiller, faßte den Entschluß, ihm. wie einem Freunde, die ganze Angelegenheit ihres Bruders offen mitzutheilen. Sie erzählte von seinem wissenschaftlichen Eifer und Streben, von seinen Lebenswünfchen, von seinen Nöthen im Hause, von dem Conflict in ihm zwischen Pietät gegen die Eltern und eigenen Lebenshoffnungen. Sie schilderte August als einen so vortrefflichen, geistig bedeutenden Jüngling, ließ ihre eigene Liebe und Verehrung für ihn so warm durchblicken, daß Schiller ihr, auf das Angenehmste berührt, ja innerlich ergriffen, zuhörte.

Als sie geendet, nickte er ihr freundlich zu und sagte: „Das ist ein eigener Fall! Es muß etwas für den jungen Mann gethan werden. Der Herzog zwar wird ihn nicht leicht lvsgeben, da er sich einmal für seine künstlerische Laufbahn interessirt, aber denkbar ist es doch, daß er zu einer Aenderung seiner guten Absicht gebracht, und zu einer Unterstützung für die Universität umgestimmt würde. Ich wollte es Wohl versuchen. Freilich würde die Sache besser in Goethes Hände gelegt, allein auf ihm lastet schon zu viel dergleichen. Ich verspreche Ihnen, die Angelegenheit dem Herzog vorzutragen — das heißt: wenn Sie sie meiner Vermittelung anvertrauen wollen!"

Friederike fand kaum Worte, ihren freudigen Dank auszusprechen, und Schiller blickte bewegt auf das schlanke schöne Mädchen, welches ihn ihre zartesten schwesterlichen Empfindungen so rein und aufrichtig erkennen ließ. „Wir wollen das Beste hoffen, liebe Silie!" sagte er, indem er ihr die Hand reichte. „Ich handle freilich zu meinem eigenen Schaden," fuhr er scherzend fvrt, „wenn ich selbst dazuthue, einen solchen Rekruten von der Bühne wegzuschwindeln? Das Theater wird es mir auch wenig danken, wenn ich ihn entschlüpfen lasse. Nun, wenn es gelingt, so will ich diesmal zufrieden sein mit dem Dank unserer braven Silie und ihres Bruders!"

Friederike kam in freudiger Aufregung nach Hause. Sie hätte Allen mittheilen mögen, was sie so glücklich stimmte, aber sie bezwang sich und schwieg. August sollte durch die Nachricht nicht zerstreut werden, die Eltern würden dieselbe vielleicht nicht einmal günstig aufgenommen haben. Als aber Tags darauf der Oheim zur Sonntagssuppe erschien, und sie eine Weile mit ihm allein blieb, konnte sie nicht umhin, ihm die günstige Wendung für August als ein Geheimnis; mitzutheilen.

Ter Actuarius zog die Augenbrauen in die Höhe, und anstatt eines Wortes der Billigung sagte er: „Riete —! Das war eine Dummheit von Dir!"

Sie sah ihn verwundert an und traute ihrem Gehör nicht, als er fortfuhr: „Welcher Teufel hat Dir gerathen, nun auch noch den Schiller in die Sache hereinzuziehen? Das sind Familienangelegenheiten, die den Schiller nichts angehen! Und jetzt kann er uns die Geschichte beim Herzog noch gar verderben! Das soll er mir aber nicht, so lange ich noch da bin! So viel wie der Hofrath Schiller kann ich auch noch, ja, ich, der Actuarius Heydenreich!"

Friederike verstand ihn nicht und musterte den Oheim mit einem fragenden Blicke, da seine letzten Worte ihr nicht ganz geheuer vorkamen.

„Du bildest Dir vermuthlich ein," fuhr er fvrt, „daß ich mir zutraute auch solche Verse und Stücke wie der Hofrath Schiller machen zu können? Dieses wäre eine noch größere Dummheit von Dir! Aber ich kann allerdings etwas, was der Schiller zuversichtlich nicht kann. Und kurz — Du mußt zu ihm gehen und ihm sagen, er solle seine Verwendung beim Herzog unterwegs bleiben lassen!"

„So wie ich unsere Lage kenne," entgegnete Friederike, „ist die Sache bei ihm in den besten Händen!"

„Nein!" eiferte der Actuarius. „Er verdirbt Alles! Ich will ihn nicht! Gehe noch heute zu ihm, sag' ihm, Du hättest Dich übereilt —"

„Das habe ich nicht, lieber Oheim!" siel ihm Friederike in's Wort. So lange Sie sich nicht deutlicher erklären, inwiefern Sie mehr vermögen ats Schiller, werde ich meinen Schritt weder zurücknehmen noch bereuen!"

„Rieke! Ich sage Dir — kein Wort mehr! Pst!" Der Actuarius legte den Finger auf den Mund, denn die Thür öffnete sich, und der Schwager trat ein. Wie schien der Mann seit Kurzem so alt geworden! Und doch war es mehr Haltungslosigkeit, die ihn so gebrechlich erscheinen ließ, und der Egoismus, sich in jeder Stimmung gehen zu lassen, seine Umgebungen dadurch zu quälen. Der Hader mit dem Sohne brach denn auch bei Tische los. Dieser schwieg dazu, Friederike zeigte sich auch nicht gesprächig, der Oheim war nachdenklich und ab und zu barsch abweisend. Die Hausfrau führte das Wort endlich allein, blickte von Einem zum Andern, und wunderte sich über die seltsame Sonntagslaune der Familie.

Der Actuarius entfernte sich gleich nach Tische, und was ihn während der Mahlzeit innerlich beschäftigt hatte, das trat ihm nun immer entschiedener als eine Notwendigkeit entgegen. „Will das Mädchen die Sache nicht rückgängig machen," dachte e'r, „nun dann — dann muß ich selbst zum Hofrath Schiller gehen!" Er hatte es so eilig, daß er hastig die Straßen entlang schritt, und in kurzer Zeit vor dem ihm bekannten kleinen Hause Schillers stand. An der Thür aber zauderte er doch wieder. Sollte er sein Geheimnis? einem Fremden mittheilen? Einem Mann, gegen den er immer allerlei auf dem Herzen gehabt, und von dem er bisher nicht zum Besten gesprochen hatte? Warum eigentlich? Tie Frage, die er sich selbst plötzlich vorlegte, machte ihn ernsthaft stutzig. Man hielt Schiller doch für einen großen Dichter! Er genoß des höchsten Ansehens, sogar bei dem Landes Herrn! Der Actuarius fühlte sich mit einem Mal durch Kleinmuth und ernste Bedenken überrascht. Hastig schritt er am Hause vorüber, und befand sich schon am Ende der Straße, als er wieder stehen blieb, und langsam umkehrte. Es ist doch nöthig, daß ich ihn spreche! dachte er. Aber nun malte er sich aus, wie Schiller, der große Mann, ihn, den Actuarius Heydenreich, von dem er noch nie etwas gehört hatte, wohl empfangen werde? Was galten dem Dichter so kleinbürgerliche Familienangelegenheiten? Er ging und ging, und drohend stand das Haus schon wieder da, vor dessen Schwelle sein Fuß noch zurückzuckte. Ueberdies entdeckte er an einem Fenster in der Nähe einen Mann in der Nachtmütze, der seine Pfeife rauchte und starr zu ihm herüber blickte, vermutlich weil es in der ganzen Straße augenblicklich nichts weiter zu beobachten gab. Er kannte den uralten Herrn, der fast gar nicht mehr aus dem Hanse ging, und halb blödfinnig war; er hätte sich um ihn nicht eben gekümmert, aber neben demselben wurde nun auch eine Haube sichtbar, vor der er erschrak. Tie Leute drüben mochten denken: „Was will denn nur der Actuarius Heydenreich beim Hofrath Schiller?" Aber was ging das diese Menschen an? Sie sollten den Genuß nicht haben, ihn in das Haus gehen zu sehen! Also vorüber! — Und dennoch kehrte er am Ende der Straße nochmals um. „Ja oder Nein?" fragte sich Herr Heydenreich. „Ja!" antwortete es in ihm, nnd mit drei Schritten war er an der Thür. Und nachdem er sich draußen noch einmal gründlich vor sich selbst geräuspert hatte, trat er ein — mit einigem Herzklopfen, aber er trat ein, und die Hausthür schloß sich hinter ihm.

Eine halbe Stunde verging. Die Weiße Lustdecke begann sich in ein Flockengestöber zu lösen, welches immer reichlicher und dichter fiel. Es war einsam und öde in der ohnehin niemals belebten Straße. Als der Actuarius sie wieder betrat, war sein Gesicht strahlend, und er trug das Antlitz erhoben. Er blickte noch einnml zu den Fenstern hinauf, hinter welchen er das Wort vernommen hatte: „Ich schätze Sie aufrichtig! Wir sehen uns wohl öfter!" In zuversichtlicher Stimmung schritt er daher, und sah sich in der Nähe des Theaters, wo schon zu früher Stunde eine Menge Schaulustiger sich eingefunden, und das Schneegestöber nicht scheute, um auf die Eröffnung der Pforte zu warten. Er fragte, was gegeben werde? Es war nichts von Schiller, aber dieser konnte Abends im Hause sein, dachte der Actuarius, denn er hatte ein Opernglas neben Hut und Handschuhen im Vorplatz bei Schiller liegen sehen. Und er malte sich aus, wenn er nun selbst im Parterre säße, und zu Schillers Loge hinüberblicken konnte — er allein ein Wissender, daß er diesen Mann persönlich kenne und von ihm aufrichtig geschätzt werde! Der Actuarius trotzte dem Schneefall, und harrte, zwischen die Menge gedrängt, ohne Ungeduld aus, um auch für sich einen Platz zu erringen.

Seine Wünsche sollten sich heute wirklich erfüllen. Er saß im Schauspiel, auf einem Platze, ungefähr wie er ihn sich gedacht hatte. Er sah Schiller und dessen Gattin in die Loge treten, und konnte sie beobachten. Das Stück war mittelmäßig, aus der damals üblichen Rührgattung, aber es wurde gut gegeben, und die Silie machte aus ihrer kleinen Rolle etwas „überraschend Interessantes"; so hörte er einige Kunstkenner in seiner Nähe sagen. Das sagte auch gewiß Schiller zu seiner Gattin, da er ihr nach Siliens Abgang etwas zuflüsterte. Er war heut stolz auf die Silie. denn auch von ihr hatte Schiller mit Lob und Antheil gesprochen, und er selbst war ihr Oheim, den Schiller aufrichtig schätzte!

Nach dem Fallen des Vorhanges drängte der Actuarius sich hinaus, um in der Vorhalle noch einmal festen Fuß zu fassen. Schiller mußte hier vorüber kommen. Und er kam vorüber. Herr Hcydenreich grüßte ihn mit Ehrfurcht, doch nicht ohne ein schlaues Lächeln, und empfing Schillers Gegengruß. Dann stürzte sich der Actuarius in's Freie und dem andern Ausgange zu, durch welchen die Schauspieler das Haus verließen. Er wollte seine Nichte sprechen — nicht um ihr mitzutheilen, was dieser Tag ihm bedeutete, nein! — nur um ihr zu sagen, daß sie zu seiner Zufriedenheit gespielt habe.

„Ei, lieber Onkel!" rief ihm Friederike entgegen. Sie waren wirklich im Theater? Das ist ja merkwürdig, aber es freut mich doch! Ein Stückchen Weges könnten Sie mir Ihre Begleitung schenken!"

Es war ihr lieb, unter seinem Schutze zu gehen, denn neben ihr stand bereits Cyriax, ihr unvermeidlicher Begleiter. Ein Blick auf ihn bestimmte Herrn Heydenreich, das Mädchen bis nach Hause zu führen und den Feind, wenn er denn doch nicht weichen wollte, wenigstens unschädlich zu machen. Cyriax blieb denn auch an Friederikens anderer Seite, und suchte sich durch Lustigmachereien gegen Herrn Heydenreich schadlos zu halten. Dieser aber hatte heut in seinem Wesen etwas Triumphirendes, und wußte den Spaßvogel so abzufertigen, daß es Friederiken, trotz ihres Lachens, doch der Demüthigungen fast zu viel erschien.

Hatte Friederike in der letzten Zeit immer größere Noth mit Cyriax, dessen Zudringlichkeit sich durch keinen Verweis beschränken lassen wollte, so mußte sie erleben, daß ihr der jüngere Anbeter in gleicher Weise zum Gegenstande der Verlegenheit wurde. Carl Unzelmann war in den neun Monaten vom Juni bis zum Februar sehr gewachsen, so daß man den Vierzehnjährigen für sechszehnjährig halten konnte. Hand in Hand damit ging seine geistige EntWickelung, und durch seine Fortschritte auf der Bühne überraschte er in jeder kleinen Rolle, die ihm zu Theil wurde. Gleichwohl war er im Leben noch ganz Knabe, und Friederiken gegenüber wollte er auf seine vermeintlichen Rechte nicht verzichten. Er forderte noch immer „seinen Kuß" von ihr, den sie ihm doch verweigerte; er sprach noch immer davon, daß er sie Heirathen werde, und gerieth außer sich, wenn Friederike in Stunden, da sie nicht darüber lachen mochte, ihm seine Thorheiten verwies. Auftritte des Jähzorns, bittere Thränen, kurzes Schmollen, Abbitten, knabenhafte Ausgelassenheit wechselten mit einander ab, und es gehörte Ausdauer und Kunst dazu, den Verwöhnten in jetzt strengeren Schranken zu halten. Bedrohlich blieb immer seine Eifersucht gegen Cyriax, in welcher er über rächerischen Plänen zu brüten schien. In der Schule, wenigstens unter seinen Kameraden, spielte Carl Unzelmann eine noch bedeutendere Rolle als auf der Bühne. Sein frühreifes Wesen, seine Redegewandtheit, dazu seine Stellung als Bühnenangehöriger, gaben ihm ein entschiedenes Ansehen, und war er noch Knabe genug, alle Jugendspiele und Körperübungen zu theilen, auch wohl zu leiten, so konnte er auch zu anderen Zwecken seine Schaar zu jedem Unternehmen gewinnen und anführen. Da er sich unter den Jüngeren befand, welche dem Opernchor in dieser Zeit verblieben waren, gab es fast in jeder Probe Reibungen mit Cyriax. Denn dieser konnte ohne Kindereien nicht leben, und hatte mit fast jedem der Chorsänger schon neckend angebunden, ihnen auch wohl Possen gespielt, welche als ehrenrührig betrachtet wurden. So erwachte ihm in dem gesammtcn Discant und Alt eine erbitterte Feindschaft, welche nur des Führers und eines Planes harrte, um sich zu bethätigen. Beides war inzwischen auch schon gefunden. Der Schulchor, auf der Bühne bisher so zurücktretend und thatlos, bereitete eine große Action vor, um, sei es auf der Scene, sei es draußen, in die Ereignisse selbständig einzugreifen.

Herr Heydenreich war unzufrieden, daß man in diesen Tagen kein Stück von Schiller gab, und lebte in um so größerer Spannung auf die Braut von Messina, welche man einstudirte. Er ging jetzt häusig in das Theater, und fehlte niemals, wenn seine Nichte auftrat, schon um sie sicher nach Hause zu geleiten.

So kam vorerst die Aufführung der Oper Armide heran, in welcher auch Friederike als eine der Nymphen des Zanbergartens auf der Bühne anwesend zu sein hatte. Das Theater, auch der Zuschauerraum, hatten sich heut glänzender geschmückt zu Ehren der fürstlichen Gäste, welche mit dem Hofe anwesend waren. Von der Festoper als solcher ist nur zu sagen, daß die Vorstellung befriedigend verlief, und Fräulein Jagemann, wie immer, ihren Triumph feierte. Wichtiger für diese Geschichte ist, was sich nach dem Fallen des Vorhanges ereignete.

Friederike hatte sich umgekleidet und in ihren Mantel gehüllt, und schritt dem Ausgang des Theaters zu, wo sie, wie nun schon gewöhnlich, ihren Oheim zu finden hoffte. Da fühlte sie sich in de,r Dunkelheit von männlichen Armen leidenschaftlich umschlossen und einen Kuß auf ihren Lippen. Schon wollte sich ihr Schreck zu einem Schrei heraufdrängen, aber sie wußte sich Zwang anzuthun, entwand sich mit dem Einsatz aller Kraft der Umstrickung und stieß den Angreifer von sich. Daß es Cyriax war, wußte sie, noch ehe sie seine flüsternde Stimme erkannte. Hastig flog sie an ihm vorüber, in's Freie, um quer über den Platz zu gelangen, als sie sich durch ein Menschengewühl aufgehalten sah.

Eine Schlacht wurde hinter dem Theater geschlagen, nicht mit blanken Waffen, aber doch mit Armen und Fäusten; der Gesammtangriff gab das Bild einer wimmelnden, zappelnden Masse, die, jetzt in einen Knäuel verstrickt, sich ruckweise hin und herschob. Mit Verbissenheit arbeitete Alles auf einen bestimmten Mittelpunkt hin, aus welchem man Scheltworte in großer Ausgiebigkeit hervortönen hörte. Da erhob sich aus der Mitte Etwas, das man im dämmerigen Lichte einer Laterne für einen rothen baumwollenen Regenschirm halten konnte. Er wurde geschwungen, als Verteidigungswaffe gebraucht, und wie es schien, nicht ohne Erfolg. Da rief eine erschreckte Stimme: „Zurück? Es ist ja nicht der Rechte! Zurück!" Ein anderer Ruf aber antwortete: „Drauf! Immer drauf! Auch der hat es verdient! Den Andern kriegen wir morgen!" Das ganze Rudel verschlang sich noch einmal. Friederike aber erkannte in dem Angegriffenen ihren Oheim, der sich, jetzt fester auf den Beinen, mit feinem Regenschirme tapfer vertheidigte. Sie wollte um Hilfe rufen, aber man war auf den Vorgang bereits aufmerksam geworden, und das Publikum eilte herbei, um sich friedenstiftend an dem Vorgange zu betheiligen.

„Carl! Carl!" rief Friederike schreckcnvoll, denn sie glaubte in einer Gestalt, in einer Stimme ihren jüngeren Verehrer erkannt zu haben. Auf diesen Ruf hin wurde das Gewühl von innen heraus durchbrochen, es theilte sich, und einem Entfliehenden stürzten sich Andere nach, während die Uebrigen sich in verschiedene Straßen hastig vertheilten.

Der Actuarius blieb allein auf dem Schlachtfelde, und rieb sich die Arme und die Seiten, denn er hatte einige starke Püffe erhalten, jedoch nicht minder tüchtige ausgetheilt. Um ihn versammelt aber war eine andere Menge, welche seinem Bericht zuhörte, der eine Standrede genannt werden konnte, voll wuchtiger Worte und anklägerisch bezeichnender Ausdrücke. Man hörte ihm gern zu, wie er sich voll Empörung über den Unfug ausließ, und während Einige in sich hinein lachten, stimmten Andere seinem Ernste beifällig zu. Daß der Angriff ursprünglich nicht ihm gegolten, daß man ihn für einen Andern genommen hatte, sagte er sich selbst, allein er hatte den Sturm doch aushalten müssen, und dafür wollte er noch Verantwortung fordern. „Der Schülerchor ist es gewesen!" rief er zum Schluß seiner Rede. „Discant und Alt! Ten Chorführer habe ich erkannt!"

Während die Umstehenden sich vcrtheilten, die Einen beifällig, die Andern bedenklich, trat Friederike, die sich bisher nicht näher gewagt hatte, zu ihrem Oheim. Sie war besorgt um ihn, besorgt über den Vorfall und seine Folgen, und uahm den Arm des Actuarius, welcher jetzt doch ruhige Fassung zeigte, dem Bubenstreiche keine weitere Bedeutung beilegen wollte und sie bis zu ihrer Thür begleitete.

Von Denjenigen, welche den dunklen Vorfall zum Theil mit angesehen, oder auch nur die Rede des Actuarius angehört hatten, gingen Einige mit Besorgniß allein nach Hause, während Andere dieselbe im Gespräch austauschten. Waren es nicht ihre Söhne, welche den nächtlichen Ueberfall ausgeübt, so wußten sie im Schulchor Vettern, Verwandte oder Söhne befreundeter Familien, für welche eine Untersuchung und ernstere Folgen doch Wohl in Aussicht stand. Selbst wenn Herr Heydenreich hätte schweigen wollen, so hatten zu viele Andere den Unfug mit angesehen, und am andern Morgen mußte er stadtkundig sein.

Das war Tags darauf auch wirklich der Fall und brachte einige Aufregung in die bürgerlichen Kreise. Direktor Böttiger erfuhr die Schreckenspost schon Vormittags, und im Gefühle seiner Verantwortung begab er sich sofort in die Wohnung des Hauptzeugen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen und seine Anklage anzuhören. Er fand den Actuarius nicht zu Hause, und, einigermaßen getröstet über seinen Zustand, hinterließ er ihm eine Karte mit der Bitte um ein Gespräch. Wenigstens seine Abiturienten wußte, oder hoffte der Director doch außerhalb des Kreises der Schuldigen zu wissen, als er darauf zur Untersuchung schritt, die sich auf dreißig seiner Schüler zu erstrecken hatte.

Nachmittags erschien Herr Hcydenreich bei dem Oberhaupte des Gymnasiums, und es wurde ein ernstes Gespräch geführt, welches doch nicht zu lange währte. Am Schlüsse desselben konnte der Actuarius nicht umhin, die Rede auf seinen Neffen August Petersilie zu bringen, welcher gestern Abend selbstverständlich zu Hause über den Büchern gesessen hatte. Ob wohl Aussicht fei, fragte der Oheim, daß August das Examen gut bestehen werde? Bvttiger versicherte, daß er das Beste hoffe, da bisher Alles ganz vortrefflich gegangen sei. Und sv verließ Herr Heydenreich den Direktor mit einem Lächeln neuer Genugthuung — die er freilich nicht vhne Opfer erlangt hatte. Denn ihm war die Bekanntschaft mit wieder einer Berühmtheit Weimars zu Theil geworden (und zu den Berühmtheiten zählte der gelehrte Philologe unbedingt) und auch dieser Mann hatte ihn mit Hochachtung behandelt. Herr Heydcnreich fing an mit seinem Bewußtsein aus seiner früheren Periode ganz heraus zu treten.

Kümmerte er sich um den ferneren Verlauf der Schuluntersuchung nur wenig, so geschah das in den Familien der übrigen Betheiligten um so lebhafter, Geständnisse waren abgelegt worden, der eigentliche Führer des Unternehmens hatte sich genannt, Strafen waren zu erdulden. Diese erschienen Manchen hart, Andern viel zu gelinde, je nachdem man mehr oder weniger betheiligt war, und die brennende Frage für und wider den Schülerchor wurde wiederum durchgesprochen und durchgekämpft.

Friederike aber erhielt in diesen Tagen ein Briefchen folgenden Wortlautes: „Geliebte Silie! Ich verlasse Sie, ich verlasse Weimar, ich Verlaffe auch das Theater. Habe ich Sie gekränkt, so verzeihen Sie mir — wenn Sie können! Der Gedanke an Sie wird zu den theuersten Erinnerungen meines Lebens gehören. Leben Sie wohl! Mit tausend Wünschen für Sie — Cyriax."

Das war durchaus nicht im Stil des Leichtfußes, als welchen sie den jungen Mann bisher gekannt hatte. Aber sie athmete auf, und in der Gewißheit, ihn los zu sein, wollte sie ihm alle seine Unziemlichkeiten vergeben. Tie schöne Silie konnte nicht umhin, jetzt wieder über ihre beiden Anbeter zu lachen, obgleich sie von dem Schicksal des jüngeren bereits unterrichtet war. Denn Carl Unzelmami, als der Hauptverschwörer und Anführer, war zu vierwöchentlichem Carcer verurtheilt worden, aus welchem er nur für die Schulstunden entlassen wurde. Ja, er. der „engagirte Schauspieler", saß im Schulcarcer, und die Theaterleitung that nichts, ihn daraus zu befreien! Vier Wochen lang weder die Bühne, noch das Schauspielhaus betreten dürfen! Vier Wochen lang die Silie nicht zu sehen bekommen! Vier Wochen lang gefangen sitzen! Und das konnte dieser Goethe dulden?

Goethe fand es sogar in der Ordnung. Er hatte auch nichts dagegen, daß Cyriax sich heimlich davongemacht und cvntractbrüchig geworden. Er hatte mehr zu thun, denn „Die Braut von Mefsina" und „Die natürliche Tochter" erforderten seine Aufmerksamkeit.

Auch der Actuarius empfing, nachdem es einen Abend und eine Nacht ungewöhnlich still in seiner nächsten Nähe geblieben, einen Brief von Cyriax. ^Sie werden fortan Ruhe vor mir haben, verehrter Herr Nachbar!" schrieb dieser. „Denn wenn Sie meine Abschiedszeilen lesen, bin ich bereits über alle Berge — oder doch hoffentlich über einige! Nachdem wir einander manches Herzeleid angethan haben, wobei auf meiner Seite der Genuß, auf Ihrer das Mißvergnügen vorwaltete, traf mein Ohr ein seltsames Gerücht.

Ein Ueberfall rauflustiger Pygmäen, welcher mir zugedacht gewesen sein soll, ist irrthümlich über Sie verhängt worden. Diesen Fall nun beklage ich lebhaft, obgleich ich auch nicht bedauern kann, ihm entgangen zu sein. Unter vier Augen aber gestehe ich Ihnen, meinem herzlichen Feinde, daß etwas in mir vorgegangen ist, was mich mahnt, in mein vortheatralisches Leben zurückzukehren, in welchem solche fröhliche Acrgernisse nicht mehr vorkommen dürfen. Leben Sie wohl, Herr Nachbar, und nehmen Sie die Versicherung, daß mir der Verkehr mit Ihnen zu besonderem Vergnügen gereicht hat!"

„Canaille!" murmelte der Actuarius, indem er den Brief zusammenballte und in den Ofen warf. Aber er ärgerle sich schon nicht mehr, denn seine Gedanken waren von ganz anderen Gegenständen erfüllt.

Am Tage vor der Aufführung der „Braut von Messina" trat August mit seinen Kameraden aus der Thür des Gymnasiums. Die Jünglinge sahen aufgeregt und zugleich verklärt aus. Denn sie feierten den ersten großen Augenblick ihres Lebens. Ein Lebensabschnitt lag hinter ihnen, sie hatten die Schlußprüfung bestanden und traten aus der Schule in ein neues Dasein. Während die Uebrigen nach Hause eilten, um ihrer Familie den günstigen Ausgang zu melden, schritt August langsamer dahin. Wenn er jetzt nach Hause ging, hatte er einen Sturm von Seiten seiner Eltern zu befürchten. Denn die Frist, welche man ihm gestattet, war abgelaufen, jetzt, so sah er voraus, würde man verlangen, daß er sich dem Willen der Eltern füge, und sich gegen seine Wünsche für das Theater entscheide. Der kleinliche Jammer, den er so genau kannte, klang ihm bereits in den Ohren? Aber ihm war ernst und feierlich zu Muthe, er wollte sich nicht niederdrücken lassen; überdies verlangte es ihn, sich Friederiken zuerst mitzutheilen. Er wußte, daß sie in der Hauptprobe der „Braut von Messina" war. und ging nach dem Theater. Da er wie ein dem Hause Angehöriger betrachtet wurde, hinderte ihn Niemand, die Bühne zu betreten, und so lauschte er im Dunkeln, bis zum Schlüsse des Stückes. Obgleich innerlich ganz anders beschäftigt, befand er sich doch bald in dem Zauberbann dieser Dichtung. Die Chöre umrauschten ihn mit ihrer Gedankenfülle und der Pracht ihrer Bildersprache; die ungeheure Handlung riß seine Theilnahme fort, obgleich dem Ganzen noch Licht und Farbe der eigentlichen Aufführung fehlte. Und wie er so im Dunklen saß und zuhörte, überkam ihn der Gedanke einer nochmaligen SeMtprüfung. Möchtest Du, fragte er sich, in solchen dramatischen Werken nicht dennoch auftreten? Und er kam zu der Antwort, daß es zwar schön, würdig und zugleich verführerisch sei, solche Gebilde zu verkörpern, daß es ihm aber unmöglich sein würde, jeden Abend in irgend einer beliebigen Rolle zu singen oder zu spielen. Damit war der Rest seines Schwankens und Nachgebens überwunden.

Als die Probe zu Ende war, sah er Friederike noch im Gespräche mit Schiller stehen. Er mußte warten, für seine Geduld etwas lange. Endlich war sie allein, und er schritt ihr nickend entgegen. Rasch eilte sie auf ihn zu. Sie wußte, sie sah ihm an, daß er nur gute Botschaft bringen konnte, und doch nahm sie ihn bei der Hand und zog ihn in dm Hintergrund der Bühne, um allein mit ihm zu sprechen. Und als er ihre Erwartung bestätigen konnte, fiel sie ihm freudig um den Hals und gab ihm einen schwesterlichen Kuß. „Wissen es die Eltern schon?" fragte sie. Er schüttelte mit düsterer Miene den Kopf. „Dann laß es noch!" fuhr sie fort. „Sie legen keinen Werth darauf, wie Andere, und verstehen die Bedeutung des Tages nicht wie wir. Aber geh zu Onkel Heydenreich! Er erwartet Dich. Vor der Probe sagte er mir, daß er die Nachricht nicht bei den Eltern, sondern in seiner Wohnung durch Dich selbst erfahren wolle." Silie war sehr erregt und ihre Gedanken flogen hin und her. „Ach, August!" fuhr sie fort. „Tu hast Deine Prüfung rühmlich bestanden, ich gehe der meinen noch entgegen! Es ist die erste große tragische Rolle, die ich zu spielen habe, die erste in einem Stücke von Schiller! Von dem Gelingen hängt viel für mich ab. Ich ängstige und freue mich zugleich! Bei Dir war's ein vorläufiger Abschluß, bei mir ist es gleichsam eine Aufnahmeprüfung. Aber nun fort zum Onkel! Ich sehe Dich nachher noch! Du mußt mir noch Deine ganze letzte Schulgeschichte erzählen!"

Der Actuarius Heydenreich ging mit einer gewissen Verwunderung über sich selbst in seiner Wohnung auf und nieder, welche heut zum ersten Mal aus drei Stuben bestand. Denn er hatte nach Cyriax' Davongehen sofort auf dessen Zimmer Beschlag gelegt, um jeder neuen dramatischen oder musikalischen Nachbarschaft vorzubeugen. Und indem er so seine erweiterte Umgebung musterte, drängte sich ihm die Ucberzeugung auf, daß sich dergleichen zieme für einen Mann, der zu den hervorragenden Männern Weimars in persönlichen Verkehr getreten, und Von ihnen aufrichtig geschätzt wurde.

Da hörte er starke Tritte die Stiege heraufstürmen, und gleich darauf sah er seinen Neffen eintreten. Mitten im Zimmer stehend rief er ihm entgegen: „Ist der Student fertig?"

„Gott geb's!" entgegnete August. „Die Schule Hab' ich wenigstens in guter Manier hinter mir!"

„Welche Nummer?"

„Nummer Eins cum Isuäs."

Der Actuarius stürzte sich über seinen Neffen und umarmte ihn mit einem Freudensturm, den der Jüngling bei seinem Oheim nicht erwartet hatte.

„Und nun, mein Junge," fuhr Herr Heydenreich fort, »laß uns als Männer mit einander reden!" Er hieß den Neffen Platz nehmen, und setzte eine Flasche Rheinwein und zwei Gläser auf den Tisch. August betrachtete mit Erstaunen den ungeheuren Luxus, aber es wurde ihm wohl um das Herz, als der Alte mit festlicher Würde ihm das Glas bot und also begann: „Unsere Zukunft soll leben! Deine — aber meine dazu! August, ich frage Dich jetzt nvch einmal auf's Gewissen: Kannst Du Dich überwinden — kannst Du Deiner Eltern Wunsch erfüllen, und dennoch zum Theater gehen?"

„Ich würde es können, wenn ich ein Glück für sie darin sähe! Das Glück, das sie selbst darin sehen, beruht nur in ihrer Einbildung. Ich werde meinen eigenen Weg verfolgen. Zum Theater gehe ich nicht!"

„Gut! Dann reden wir darüber nicht weiter! Du sollst studiren, ich weiß eine Möglichkeit dazu — aber sie ist an eine Bedingung geknüpft. Könntest Du Dich entschließen, Deinen väterlichen Namen aufzugeben und einen andern anzunehmen?"

„Du weißt ja, lieber Onkel, daß mir unser Nanie manchmal — ^echt unbequem gewesen ist —"

„Richtig!" fiel der Actuarius ein. „Eure ganze Petersilie ist auch mir von jeher widerwärtig gewesen — soweit sie den Namen betrifft!"

„Was kann ich aber dagegen thun?" entgegnete August lächelnd. „Ist Dein Vorschlag ernst gemeint, die letzten Silben abzuwerfen und künftig nur als Peter durch die Welt zu gehen?"

„Das war nur scherzend gemeint! Erstlich aber — wie gefällt Dir der Name Deiner Mutter und Deines Oheims? Heydenreich! Das klingt! Anstatt der Erinnerung an einen Küchengarten stehen Dir dabei ganze Wälder vor Augen! Wälder der Wissenschaft, die zu durchforschen, vielleicht urbar zu machen sind!"

„Ganz schön, lieber Onkel! Aber würden sich meine Eltem eine solche Umtaufe gefallen lassen?"

„Ei was! Die Hälfte ihrer Petersilie haben sie Deiner Schwester schon erlassen müssen, sie werden bei Dir auch auf die ganze verzichten, wenn sie erfahren, welchen Ersatz ich ihnen dafür biete. Denn, um es kurz zu sagen ich gebe Dir die Mittel zum Studiren, unter der Bedingung, daß Du Dich von mir adoptiren lassest und fortan meinen Namen trägst!"

August ergriff freudig bewegt die Hand des Alten. „Lieber, guter Onkel!" begann er. „Sie wollen sich um meinetwegen Entbehrungen auferlegen? Wie dürfte ich solch ein Opfer annehmen?"

„Opfer? Entbehrungen? Gar nicht! Ich muß Dir's nämlich sagen — aber es bleibt unter uns Männern! — Ich besitze nämlich mehr — das heißt: Etwas mehr — nur etwas mehr, als ich bisher habe blicken lassen. Es reicht für uns Beide — recht gut, und würde auch für die Rieke mitreichen — ohne Zweifel! Vor zehn Jahren nämlich that ich einen Lotteriegewinn — still! Es muß unter uns bleiben! Eine runde hübsche Summe — die Zinsen find seit der Zeit zum Capital geschlagen! Ich dachte bei dem Gewinn nicht an mich — denn was brauche ich groß? Ich dachte an Dich und die Rieke. Es sollte für den Nothfall sein. Ich denke, der Nothfall ist bei Dir jetzt gekommen. Warum ich es Dir und Deinen Eltern nicht früher gesagt habe? Ich wollte prüfen, ob Du tapfer wärst. Jetzt glaube ich mich auf Tich verlassen zu können! Du machst Deine Studien von Dem. was ich für Dich zurückgelegt — das heißt, ich geb's Dir! Aber die Petersilie legst Du ab, die Bedingung stelle ich Dir! Wenn Du einverstanden bist, mache ich das Uebrige selbst mit Deinen Eltern ab."

Wie hätte der Jüngling nicht einverstanden sein sollen mit einer Be dingung, durch deren Erfüllung all seine Lebenshoffnung sich beflügelte? Sein überschwenglicher Dank aber wurde durch den Oheim unterbrochen, welcher fortfuhr: „Wenn Du danken willst, so danke Deiner Schwester, und danke dem großen Schiller, der sich erboten hatte, für Dich einzutreten — was ich aber rückgängig machen mußte." Und der Actuarius erzählte seinem Neffen auch von dieser Begebenheit, und fügte hinzu, daß er Schiller nicht nur als Dichter hoch verehre, sondern auch als Mensch und Hofrath aufrichtig schätze.

War diese Angelegenheit zwischen Oheim und Neffen somit zum Abschluß gekommen, so stand ihnen, als sie sich darauf gemeinsam in die Wohnung der Eltern Augusts begaben, ein größerer Kampf bevor, als sie erwartet hatten. Denn der alte Hofmusikus setzte ihnen den eigensinnigsten Widerstand entgegen. Er schrie auf vor Schreck bei der Frage, was der Herzog dazu sagen werde? Der hatte ja doch Augusts theatralische Laufbahn so gut wie befohlen! Ihm durfte man ja doch nicht zuwider handeln! „Ich verliere auch noch meine Pension!" rief er. „Ihr seid schuld, wenn ich an den Bettelstab komme und Hungers sterben muß!"

„Davor sollst Du gesichert sein!" entgegnete der Schwager mit Ruhe. „Was den Herzog betrifft, so hat er feine Hilfe in Aussicht gestellt nur für den Fall, daß Dein Sohn zum Theater gehen wolle. Gezwungen hat er noch Keinen dazu, und er kann es nicht — ja, wenn er es könnte, er ist ein zu guter Herr, um dergleichen zu wollen. Wenn der August einmal Professor in Jena wird, oder sonst ein Licht vor den Leuten, so wird's ihm schon recht sein, daß seine Landeskinder auch ohne seine Unterstützung in die Höhe kommen!"

Die Mutter war nur Anfangs erschrocken, gab sich aber bald, zumal bei den großen Aussichten, die ihrem Sohne eröffnet wurden. Begriff sie auch nicht, warum ihr Bruder gerade auf den Wechsel des Namens bestand, so gab sie doch auch darin nach. Mit höchster Befriedigung aber vernahm sie, daß ihr Bruder etwas Erkleckliches zurückgelegt habe (denn mehr wurde ihr über die Vermögensverhältnifse nicht mitgetheilt), und war sehr neugierig, zu erfahren, wie viel der gute Onkel wohl besitze? Dieser aber wußte ihrem Anpochen diplomatisch aus dem Wege zu gehen. Waren ihre Bemühungen vergeblich, aus ihm etwas hervorzulocken, so hatte sie noch größere Noth, ihren Gatten zu beschwichtigen. Denn dieser schien völlig kindisch geworden. Bald machte er Miene, Alles über sich ergehen zu lassen, bald wieder kehrte er zu dem zurück, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, in fortwährenden Widersprüchen lamentirend.

Ta erhob sich der Actuarius und sagte mit starker Stimme: „Petersilie! Du gehst jetzt zu Bette! Nnd stehst Du morgen nicht vernünftiger auf, so lasse ich Dich für unzurechnungsfähig erklären!"

Die Hausfrau nahm ihren Gatten unter den Arm und führte ihn hinaus. Dieser Maßregel wenigstens widerstrebte er nicht, und schien auch endlich zum Nachgeben gestimmt. Denn als die Mutter zurückkehrte, berichtete sie, er habe gesagt: „Sie mögen thun, was sie wollen, wenn ich nur nicht in Ungelegcnheiten dadurch komme!"

Der folgende Tag zeigte in Weimar diejenige Bewegung, welche die Aufführung eines neuen Stückes von Schiller nach der Stadt zu bringen pflegte. Schaulustige und Anhänger des Dichters aus den Nachbarorten, vorwiegend aus Jena, trafen in Menge ein, suchten sich Plätze zu sichern, oder stellten sich schon Nachmittags vor dem Theater auf, um rechtzeitig durch die Pforten zu dringen. Verlautete doch bereits mancherlei Ungewöhnliches über die „Braut von Messina". Vor Allem, daß der Dichter den antiken Chor auf der Bühne erneuern wolle. Manche Weimarcmer bildeten sich Anfangs ein, er werde den üblichen Schulchor dafür verwenden, und zeigten sich bei der Nachricht, daß dem nicht so sei. entweder verstimmt oder beruhigt.

Friederike war aufgeregt, fühlte sich künstlerisch erhoben, und doch nicht ohne Befangenheit. Denn durch ihre Mitwirkung sollte heut ein Sieg erkämpft werden, der, wie sie aus Schillers eigenem Munde gehört, schwieriger zu erringen sei, als es durch seine bisherigen Werke gelungen. August, heut von den eigenen Sorgen befreit, theilte Alles, was sie innerlich beschäftigte, wollte aber von ihren Besorgnissen nichts wissen,

sondern sprach ihr Muth und Zuversicht ein. In gleicher Stimmung war der Oheim, der bisher noch niemals einer Rolle seiner Nichte mit so viel Antheil und Spannung entgegen gesehen hatte.

Schon eine Stunde vor dem Beginne des Schauspiels saß der Actuarius Heydenreich an der Seite seines Neffen im Parterre. Glück oder Zufall hatten ihn unter lauter Jenenser Studenten geführt, aus deren Gesprächen er eine Kenntniß und Begeisterung für Schillers Dichtungen entnahm, die ihn niit Vergnügen erfüllte. Ohne Umstände mischte er sich in das Gespräch, um sich von dcu gleichen Gesinnungen erfüllt zu zeigen. Anfangs gab die Jugend nicht sonderlich Acht auf ihn, schien sogar geneigt, sich über ihn lustig zu machen, bald aber änderte sie die Meinung, Denn er trat als Weimaraner auf, der sich leidenschaftlich ergriffen zeigte von der Bedeutung seiner Vaterstadt, und ließ der Größe Herders und Wielands alle Gerechtigkeit widerfahren, er stellte Goethe als einen Heros der Kunst und Dichtung hin. Endlich aber erhob er sich und sing an für Schiller geradezu zu predigen, um die Gläubigen in der Verehrung für ihn zu bestärken. Man lauschte, man war einverstanden, nur Wenige lachten bei Seite, mau nannte ihn einen „verflucht braven Kerl", und klatschte ihm Beifall. Diese laute Spende, schon vor dem Aufgehen des Borhanges, erregte einiges Aufseben, allein man war an eine etwas lebhaftere Bewegung in diesen Reihen schon gewohnt. Bald aber gestaltete sich die Bewegung hier in anderer Art. Man flüsterte, man steckte die Köpfe zusammen, es war als ob ein Plan gemacht würde. Der Actuarius schien förmlich die Parole auszugeben für die mehr zurückliegenden Reihen. Dann nickte man einander zu, als wären Alle einverstanden.

Endlich begann die Ouvertüre. Denn alle größeren Stücke wurden in Weimar durch Ouvertüren und Zwischenactsmusik ausgestattet. Die zu Schillers Tragödien, nnd so auch zur „Braut von Messina", waren sämmtlich von Destouches, dem zweiten Capellmeister, componirt.

Dann hob sich der Borhang, und in ihren Trauergewändern stand die Fürstin von Messina vor den Aeltesten ihrer Stadt. Machtvoll erklang ihre Rede und in verhängnißvoller Größe begann die Handlung, als stünde sie schon zu Anfang auf einem bedrohlichen Gipfelpunkte. Dann rauschte der Chor herein und brachte Wechselreden, die das ungewohnte Gehör als erhabenste Dichtung umklangen. Die Handlung verflocht, steigerte sich, bewegte zu Antheil, riß fort zu Schrecken und Grausen, und legte einen Bann des Schweigens über die lauschenden Zuhörer. Erst als die letzten Chorworte verklungen waren und der Vorhang sich senkte, löste sich der Bann und ein nie gehörter Beifallssturm brauste durch das Haus.

Einen Dichter hervorzurufen war in Weimar noch nicht Sitte. Aus dem Parterre aber drängte man mit Gewalt hinaus und in's Freie. Der Actuarius war in Gefahr erdrückt zu werden, drängte aber selbst aus Leibeskräften. Er und seine akademische Schaar hielt die Leute vor der Thür fest, vertheilte Losung, hieß sie in zwei Reihen stehen. Man war neugierig, blieb, stellte sich, schien einverstanden.

Endlich trat eine hohe Gestalt mit etwas gesenktem Haupte aus der Thüre.

„Hoch lebe Schiller, unser großer Dichter! Er lebe hoch!" So rief eine Stimme, und tausendstimmig wurde es nachgerufen, und scholl wiederholt über den Platz, als sollte es kein Ende nehmen. Schiller stutzte und blieb einen Augenblick stehen. Dann grüßte er überrascht nach allen Seiten. Seine Gattin stand hinter ihm, Freunde und Bekannte sammelten sich. Goethe aber nahm seinen Arm und führte ihn langsam schreitend durch die Reihe der jubelnden Menge.

Dergleichen war in Weimar noch nicht vorgekommen. Man konnte es als eine unerhörte Ehrenbezeigung betrachten. Man fragte, von wo der Ruf zuerst hergekommen sei? Einige wollten wissen, ein älterer Herr habe das Lebehoch ausgebracht; Andere behaupteten, es sei ein Student gewesen. Noch Andere sagten aus, Studenten und Weimaraner hätten alle zugleich gerufen. Laut genug war es gewesen, gehört hatte man es, mitgerufen hatten die Meisten auch, und so ließ man es bei der Frage über den Urheber bewenden.

Waren auch schon während der Vorstellung gewisse gelehrte Bedenken geäußert worden, so war die Mehrzahl der Zuschauer doch einig über die Kraft und Schönheit dieser neuen Dichtung; einig über die Wirkung des Chors; einig über die Bortrefflichkeit der Borstellung; einig über die über raschende Leistung der jungen Silie.

Diese schritt bald darauf am Arme ihres Bruders nach Hause, während die Mutter mit dem Oheim folgte. Der Bater lag zu Hause im Bette, obgleich er nicht krank war, und wollte überhaupt nichts mehr hören und sehen. August sprach aufgeregt und ganz erfüllt von dem dichterischen Genüsse und bezeichnete seiner Schwester die Momente, die ihr ganz besonders gelungen waren. Friederike aber sagte endlich: „Nun, so habe ich heute auch mein Zcugniß der Reife erhalten!" Denn Schiller, der nach Schluß des Stückes auf die Bühne gekommen, hatte sie auf die Stirn geküßt, und sie seine liebe Bundesgenossin genannt, die ihm heut geholfen, den Sieg zu erringen; während Goethe ihr mit anerkennenden Worten die Hand gereicht. Es war ein großes Erlebniß für sie, der erste bedeutende Schritt auf ihrer Künstlerlaufbahn, der sie zum Ruhme führte.

Als August Tags darauf von einem Besuche bei Schiller, dem er seinen Dank ausgesprochen hatte, heimkehrte, beglückt durch den liebenswürdigen Empfang, den er bei dem Dichter gefunden hatte, fand er im Wohnzimmer einen Gast, ganz allein mit einem großen Butterbrot in der Hand. Es war Carl Unzelmann. Die Bewirthung der Hausfrau schien den Künstler für den Augenblick zu trösten in seiner sonst sehr niedergeschlagenen Stimmung. Die Hälfte der Strafe hatte der Direktor ihm erlassen, er war scheinbar frei, aber fortan unter eine um so strengere Aufsicht gestellt, und zwar in die Pflege eines der Lehrer am Gymnasium. Auch das hatte Goethe, der treulose Gönner, für Recht befunden und zu^ gegeben! Was aber besonders kränkend auf ihm lag, war ein bestimmter Befehl Friederikens, einmal, sie auf ihrem Ausgange nicht zu begleiten, dann aber, überhaupt nicht wieder vor ihr zu erscheinen, bevor er nicht ihren Oheim demüthig um Verzeihung gebeten habe. Das Letztere erschien ihm sehr hart, obgleich er bereits Schauspieler genug war, sich in eine solche Rolle zu versetzen, und sich dieselbe beim Kauen seines Butterbrotes auch bereits zurecht legte. „Komm nur!" entgegnete August, nachdem er erfahren, um was es sich handelte. „Es ist am besten, wir machen das gleich ab. Der Oheim wird zu Hause sein."

Dem jungen Künstler schien die Begleitung sehr willkommen. Er sprang auf und folgte dem Vorschlag. Der Actuarius hob die Augenbrauen, als er die jungen Leute eintreten sah. „Hier," so begann August, „bringe ich Dir einen Schuldbeladenen, der Dich demüthig um Verzeihung zu bitten wünscht." Carl begann denn auch in wohlgesetzter Rede seine Abbitte vorzutragen, und August erstaunte über das Talent des Jungen, der hier augenscheinlich nur eine Comödie spielte. Plötzlich aber fing Carl an laut zu lachen und sprang dem Actuarius wie ein Knabe an den Hals, um nun in ein paar offenherzigeren Worten Abbitte zu thun.

Der Actuarius schüttelte den Kopf. „Infamer Racker!" murmelte er vor sich hin. Dann aber fuhr er in bedeutendem Tone fort: „Ich höre, Du stehst jetzt unter besonderer Aufsicht. Von heut an auch unter der meinigen! Molestirst Du die Rieke noch einmal mit Deinen Caressen, so nehme ich Dich beim Wickel! Und mehr noch, ich kann Dir für erneute Carcererziehung sorgen, denn der Direktor Böttiger ist mein guter Freund."

Schon heut erfuhr August durch seinen jungen Begleiter, sowie auch von Anderen, daß der Opernchor! zum Gegenstände neuer ärgerlicher Aufregung geworden war. Denn da die achtzehn Abiturienten, als von der Schule entlassen, keine Verpflichtung mehr hatten, die Bühne zu betreten und nur ein paar von ihnen die alten Vortheile noch wahrnahmen, so mußte es bei der vorläufigen Einrichtung bleiben, ja es mußte so lange dabei belassen werden, bis im Gymnasium neue Tenöre und Bässe nachgewachsen sein würden. Darüber war die Direction des Seminars unwillig, und suchte Abhilfe bei der Regierung; darüber auch hatte man sich in bürgerlich-handwerklichen Kreisen zu beschweren, da die ThätigKit auf der Bühne die jungen Leute von der Arbeit abzog und durch Zerstreuung untauglich machte.

Trotzdem wurde Goethe diesen Mißstand während der ganzen Dauer seiner Theaterführung nicht los. Erst nach fünfzehn Jahre», nachdem er, durch bittere Erfahrungen des Undanks bewogen, die Direction niedergelegt hatte, gelang es, einen festen Opernchor anzustellen. Und merkwürdigerweise gingen die männlichen Vertreter desselben doch wieder aus dem Schülerchor hervor, in der Art, daß Jedem, der ans demselben zum Opernchor übergehen wollte, eine jährliche Besoldung zugesichert wurde.

Viel früher aber, und zwar schon einige Jahre nach der hier erzählten Geschichte, berichtete August seiner Schwester von einem Wiedersehen in Wien, wohin eine Studienreise ihn geführt hatte. Auf der Straße begegneten ihm einige glänzende Offiziere, von welchen einer ihn schärfer in's Auge faßte, und sich ihm als der ehemalige Cyriax vorstellte. Aber er hatte diesen Theaternamen, den er nur kurze Zeit geführt, abgelegt, und wurde wieder Graf E. genannt. Er erkundigte sich angelegentlich nach allen Weimarischen Bekannten, auch nach Friederike. „Grüßen Sie die liebe Silie tausendmal!- schloß er. „Ich werde nie aufhören, sie zu verehren, und bewahre jedes gute und auch jedes tadelnde Wort von ihr in dankbarem Herzen!"

Die Bestrebungen des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.

von

B. Sptnola.

— Berlin, —

achdem in den letzten zehn Jahren in mehreren europäische» Ländern, namentlich in England. Holland und Schweden-Norwegen, sich eine neue rege Vereinsthätigkeit zur Bekämpfung der Trunksucht, theilweife im Anschluß an die früheren sogenannten Mäßigkeitsvereine, thcilweise unter absichtlicher Abweichung von den Principien derselben, entfaltet hatte, ist in der constituircnden Versammlung zu Cassel am 29. März 1883 auch für Deutschland ein derartiger neuer Verein mit der Firma: „Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" gestiftet worden, zu dem statutenmäßigen Zweck:

„dem Mißbrauch geistiger Getränke, insbesondere "des Branntweins, „mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, und zwar ebensowohl in „aufklärender und vorbeugender Weise, wie im Kampfe gegen das „bereits zu Tage getretene Uebel zu steuern," Dieser Verein ist kein Temperenzverein, welcher seinen Mitgliedern den Genuß geistiger Getränke überhaupt verbietet; er will nur den übermäßigen Genuß bekämpfen. Wenn er als Angriffsobject vorzugsweise den Branntwein bezeichnet, so geschieht dies nicht etwa deshalb, weil er den Branntweinrausch an sich für verwerflicher erachtet, als den Wein- oder Bierrausch, sondern lediglich deshalb, weil der Branntwein wegen seines niedrigen Preises den großen Massen des Volkes leichter zugänglich ist, als Wein oder Bier und weil schon eine vcrhältnißmäßig geringe Menge Branntwein genügt, um die giftigen Wirkungen des Alkoholmißbrauchs zu erzeugen.

An der Spitze des Vereins steht ein Vorstand, dessen erster Vorsitzender zur Zeit der Geheime Medicinalrath Professor Dr. Nasse in Bonn ist, während als Stellvertreter im Vorsitz der Oberbürgermeister Or, Miquel in Frankfurt a./M. und der Geheime Sanitätsrath Dr. Maerklin in Wiesbaden fmigiren. Als ständiger Geschäftsführer ist der Redacteur A. Lammers in Bremen angestellt; demgemäß ist der Sitz des Vereins in Bremen, wo auch die Vereins-Druckschriften, namentlich die „Monatlichen Mitteilungen" an die Mitglieder, herausgegeben werden.

Der Verein erfreut sich der speciellen Gunst Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten des Kronprinzen und der Frau Kronprinzessin, welche sowohl im vorigen, wie in diesem Jahre eine Geldunterstützung von je 1000 Mark gewährt haben.

Die Mitgliedschaft wird durch einen Jahresbeitrag von mindestens 2 Mark erworben.

Es ist die Absicht des Vereins, ganz Teutschland mit einem Netz von Bezirksvereinen zu überziehen und an sehr vielen Orten haben sich solche Bezirksvereine bereits gebildet; auch für Berlin ist ein Bezirksvcrcin, hier Zweigverein genannt, gegründet worden; als Vorsitzende desselben sind der Verfasser dieses Aufsatzes, sowie der Generalsupcrintendent Propst Dr. Brückner und der Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Lehden, als Schriftführer der Sanitätsrath vi-. Baer und der Verlngsbuchhcindler Hans Hertz, letzterer zugleich als Kassenführer, gewählt. Hierbei dürfen die besonderen Verdienste nicht unerwähnt bleiben, welche sich um die Stiftung sowohl des allgemeinen deutschen Vereins, wie des Berliner Zwcigvereins Herr Dr. Baer erworben hat, einer der tapfersten und unermüdlichsten Führer im Kampfe gegen die Trunksucht, den wegen seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Publicativnen der Schweizer Bundesrath in einer kürzlich erschienenen umfassenden Denkschrift über die Alkoholfrage mit Recht den „Klassiker" dieser Frage genannt hat.

Die erste Generalversammlung hat der deutsche Verein am 20. Mai 1884 in Berlin abgehalten.

Wenn man von einem Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke hört, so wird man sich zunächst zwei Fragen vorlegen- 1) Ist denn wirklich die Begründung eines solchen Vereins nothwendig, hat der Alkoholmißbrauch in der That, speciell in Deutschland, während der letzten Jahre einen so bedenklichen, die allgemeine Volkswohlfahrt bedrohenden Grad erreicht, daß dagegen eine besondere Vereinsthätigkeit einzuschreiten berufen sein kann? 2) Wenn diese erste Frage bejaht wird, was soll der Verein thun. um seine Aufgabe zu erfüllen, welche Wege können ihn zum Ziele führen?

Was die erste Frage anbelangt, so stößt man bei ihrem Studium zunächst auf einen reichen Schatz medicinalstatistischer Beobachtungen und Erfahrungen. Diese lehren, daß das im Alkohol, namentlich in dem gewöhnlichen Kartoffelschnaps, enthaltene Gift, wenn es dem Körper gewohnheitsmäßig und in größeren Mengen zugeführt wird, auf die menschlichen Organe, oft langsam, aber immer sicher, eine zerrüttende und zerstörende Wirkung ausübt, daß es theils direct Erkrankungen hervorruft, theils die Organe gegenüber einer anderweitigen Krankheitsattaque widerstandsunfähiger macht, daß die Trunksucht im wahrhaften Sinne des Wortes zu einem Fluch für ganze Geschlechter wird, indem häufig der Trunkfällige seinen Kindern als eine furchtbare Erbschaft nicht nur die Neigung zu der Leidenschaft, sondern auch die hereditäre Disposition zu körperlichen und geistigen Krankheiten hinterläßt. Es steht fest, daß die wahrscheinliche Dauer des Lebens bei einem Nichttrinker dreimal so groß ist, wie bei einem Trinker, daß ein 20jähriger Nichttrinker Aussicht hat, 66 Jahre alt zu werden, während ein zwanzigjähriger Trinker voraussichtlich nur ein Alter von 35 Jahren erreichen wird. Bei Lungenentzündungen sterben durchschnittlich von Trinkern 50"/,), von Nichttrinkern nur 10°/», so daß die letzteren fünfmal so viel Chancen haben, zu genesen, als die Trinker; die gleiche Beobachtung hat man bei den letzten Epidemien der Cholera gemacht.

In den preußischen Irrenanstalten kommen auf 100 männliche Geisteskranke 15 Alkoholisten; in anderen Ländern ist dieses Verhältnis; noch ungünstiger, z. B. soll es in der Schweiz 20«/«, in Oesterreich 25«/« betragen. Auf je 1000 Todesfälle überhaupt sollen im Kanton Bern 8,z, im Kanton Solothurn 10,i, im Kanton Neuchittel 10,z Fälle, in denen Trunksucht die Todesursache ist, zu zählen sein.

In Schweden rechnete man früher auf je 390 Einwohner des ganzen Landes einen Fall von OsliriuW ti'smsnL.

In Preußen sterben jährlich beinahe 2000 Personen (1S93) an den Folgen der Trunksucht; und mit Recht macht Baer darauf aufmerksam, daß, wenn andererseits jährlich nur 25 Personen am Sonnenstich. 14 an Wasserscheu und 42 an Trichinose sterben, zu den umfassenden sanitätspolizeilichen Beiordnungen und Vorkehrungen, welche Staat und Gemeinden zum Schutze des Publikums gegen diese letztgenannten Krankheiten treffen, die dürftigen Maßregeln gegen die Trunksucht in einem auffallenden Mißverhältnisse stehen.

Nach der preußischen Selbstmords-Statistik sterben jährlich 4450 Personen durch Selbstmord und darunter nicht weniger als 508, also fast V» Säufer.

Die Unfall-Statistik Preußens lehrt, daß, wenn jährlich im Durchschnitt 6674 Personen ihr Leben durch einen Unfall einbüßen, sich darunter 311 Fälle befinden, in welchen sich der Unfall in der Trunkenheit ereignete.

Wie bei den meisten Ehescheidungen das Uebergewicht der Schuld auf der Seite des Mannes liegt, so ist die Zahl der Männer, welche durch ihre Trunksucht den unglücklichen Ausgang der Ehe verschulden, eine sehr große. In Dänemark schätzt man diese Zahl auf 23 pCt.

Ebenso ist in allen Ländern die Ziffer der Fälle, in denen von einer Familie die öffentliche Armenpflege wegen der Trunksucht des Ernährers in Anspruch genommen werden muß, eine erschreckend hohe; ein englischer Autor arbitrirt diese Ziffer auf Gumbrecht für Deutschland sogar aus "/ig; in der Stadt Genf ist sie zuverlässig auf «/ig ermittelt; allerdings exiftirt in Genf schon auf je 70 Einwohner eine Schankstiitte.

Nach der Criminalstatistik des Deutschen Reiches werden 42 pCt. aller Verbrechen und Vergehen im Rausch begangen; beim Mord beträgt das Verhältnis; 46, beim Todtschlcig 63, bei der schweren Körperverletzung 74, bei der leichten Körperverletzung 63, beim Widerstand gegen die Staatsgewalt 76, beim Hausfriedensbruch 54, bei Delikten gegen die Sittlichkeit 77 pCt.

Diesen betrübenden Resultaten entspricht durchaus die Größe des Consums geistiger Getränke. Das deutsche Volk war in dieser Beziehung schon zu Zeiten des Tacitus übel beleumundet und Luther hat sich bewogen gefunden, zwei besondere Schriften gegen die Trunksucht zu schreiben.

Das jetzige deutsche Reichssteuergebiet, d. h. Teutschland einschließlich Elsaß-Lothringens, aber mit Ausschluß von Baiern, Württemberg, Baden und einigen Theilen Coburgs und Sachsen-Weimars, umfaßt in runder Summe 34 Millionen Einwohner. Diese 34 Millionen consumiren nach amtlichen Ermittelungen in jedem Jahre mindestens 2 Millionen Hektoliter — 200 Millionen Liter Branntwein zu 100 pCt. Alkohol. Man muß jedoch von der Gesammtzahl der Einwohner 70 pCt. auf Frauen und Kinder unter 15 Jahren abrechnen, so daß 30 pCt. oder rund 10 Millionen Schnaps trinkende Männer sich in die 200 000 000 Liter theilen. Demgemäß entfällt auf jeden Einzelnen ein jährliches Dnrchschnittsquantum von 20 Litern oder bei Branntwein mit 50 pCt. Alkoholgehalt ein Quantum von 40 Litern, oder bei Branntwein mit 40 pCt. Alkohol» gehalt, wie er meist in den Verkehr kommt, ein Quantum von 50 Litern. Das Bier enthält gewöhnlich in Norddeutschland nur 4 pCt. Alkohol, in Baiern oft noch weniger, so daß im Durchschnitt zehn Seidel Bier nöthig sind, um dem Körper so viel Alkohol zuzuführen, als ein Seidel Schnaps giebt.

Wenn man nun erwägt, daß unter jenen 10 Millionen Männern sich sehr viele befinden, welche entweder niemals oder doch nur höchst selten Schnaps trinken, so bleibt für die Gewohnheitstrinker ein Durchschnittsquantum, welches das Maß von 50 Litern jährlich ganz bedeutend übersteigt.

Die Reichsstatistik nimmt an. daß durchschnittlich jeder Einwohner, Frauen und Kinder mitgerechnet, jährlich 10 Liter 50procentigen Branntweins consumirt; andere Statistiker gelangen zu höheren Ziffern, z. B. Gerstfeldt zu 12, Löwenberg zu 16, Grosse zu 17 Litern. Man muß dabei im Auge behalten, daß diese Berechnungen aus den Steuererträgen gezogen sind, während die Erfahrung lehrt, daß der durch die Steuern nachgewiesene hinter dem wirklichen Consum erheblich zurückzustehen pflegt.

Bleibt man aber auch nur bei der Zahl von 50 Litern 40procentigen Branntweins, so ergiebt sich, daß durchschnittlich jeder der 10 Millionen Männer wöchentlich 1 Liter oder, da aus einem Litergefäß mindestens 20 gewöhnliche Schnäpse ausgeschänkt werden, täglich 3 Schnäpse trinkt, mithin, den Schnaps zu 5 Pfennigen veranschlagt, täglich 15 Pfennige für Schnaps ausgiebt. Es existiren indessen Schnapskneipe», in welchen für 5 Pf. ein beträchtlich größeres Quantum als 1/20 Liter verkauft wird, wo man für diesen Preis schon i/z Liter — 100 Gramm Schnaps geringster Qualität, sog. Ingwer haben kann. Der Schreiber dieser Zeilen entsinnt sich, daß ihm der Herausgeber von „Nord nnd Süd", Dr. Paul Lindau, erzählt hat, er sei, als er im vorigen Winter Criminalpolizeibeamte in verschiedene Stammkneipen der Berliner Verbrecherwelt begleitet, über die enorme Größe der dort für 5 Pf. servirten Schnapsgläser ganz entsetzt gewesen.

Es ist berechnet worden, daß ein Schlosser in Berlin, der ein jährliches Einkommen von 1251 Mark hatte, davon eine Summe von 180 Mark, also den siebenten Theil seines gesammten Einkommens, täglich fast 50 Pf. für berauschende Getränke ausgab.

Ein Buchdrucker mit einem Jahreseinkommen von 1176 Mark zahlte für den gleichen Zweck 198 Mark, also 1/« des Ganzen, täglich mehr als 50 Pf,; ein Tischler, der jährlich 731 Mark verdiente, verwendete zu Bier und Schnaps 162 Mark, d. i. 1/5 des gesammten Einkommens.

Diesen Summen gegenüber ist der Steuerbetrag, der in de» untersten Stufen der Klassensteuer mit 3 resp. 6 Mark jährlich in Preußen von den unbemittelten Volksklassen zum Soll gestellt wird, ein verschwindend geringer.

Wenn jener Schlosser von den 50 Pf., die er jeden Tag vertrank, 30 Pf. gespart hätte, so würden ihm noch für 4 Schnäpse täglich 20 Pf. geblieben fein, er hätte aber jährlich eine Summe von 109 Mark 50 Pf. zurückgelegt, welche in 45 Jahren, Zins auf Zins, ein Capital von 7963 Mark 39 Pf. ausmachen würde, hinreichend, um ihm für seinen Lebensabend eine Leibrente von mindestens 1200 Mark zu sichern. Von einem schottischen Arbeiter wird erzählt, daß er durch conseauentes Sparen der verdienten Trinkgelder sich in 32 Jahren 3 Häuser erwarb, über deren Thor er den Spruch (in deutscher Übersetzung) anbringen ließ: „Wer hatte es gedacht, Enthaltsamkeit hat dies gemacht; wen anlockt eignes Dach, der mache es mir nach!" — In einer Dresdener Bezirksvereins-Versammlung hat ein sächsischer Fabrikant mitgetheilt, daß, seitdem er für seine Arbeiter in der Fabrik den Branntwein verboten und statt dessen den Genuß von Kaffee eingeführt habe, durchschnittlich jeder Arbeiter im Accord 20 pCt. mehr verdiene.

Es ist interessant, die verschiedenen Mengen 50proce»tigen Branntweins zu vergleichen, weiche in den verschiedenen europäischen Ländern jährlich auf den Kopf der ganzen Bevölkerung, Frauen und Kinder mitgezählt, verbraucht werden.

Am günstigsten prcisentirt sich Norwegen mit 3,4 Litern, der beste Beweis, daß die Behauptung, ein kaltes nordisches Klima bedinge den reichlichen Genuß alkoholischer Getränke, unbegründet ist. Dann folgen Frankreich mit 3,7, England mit 6, die Schweiz mit 7,5, die Niederlande mit 9.S1, Deutschland mit 10,4, Schweden mit 11,2, Nußland mit IL, Dänemark mit 18 Litern. In Dänemark hat die Trunksucht einen höchst bedenklichen Grad erreicht; man nimmt dort an, daß durchschnittlich jeder Mann über 20 Jahre jährlich 67 Liter Schnaps trinkt; eine Bereinsthätigkeit zur Bekämpfung dieses Nebels existirt nicht; die Branntweinsteuer ist außerordentlich niedrig.

Auch bei Betrachtung der Totalausgaben, welche die Culturvölker sich für den Alkoholgenuß auferlegen, stößt man auf ungeheure Ziffern, In Preußen sind im Etatsjahr 1881—82 mehr als 200 Millionen Liter Branntwein für einen Verkaufspreis von 221 Millionen Mark im Kleinverkehr umgesetzt worden, ferner 60 Millionen Liter Wein für 73 Millionen Mark und 2290 Millionen Liter Bier für 572 Millionen Mark, im Ganzen also 2550 Millionen Liter geistige Getränke für 866 Millionen Mark. Diese Summe beträgt mehr, als das Doppelte der sämmtlichen in Preußen zur Hebung gelangenden Reichssteuern und directen Staaussteuern. In England veranschlagte man die Ausgaben des Volkes für geistige Getränke im Jahre 1876 auf 147 Millionen Pfund Sterling, also fast 3000 Millionen Mark, und in Belgien sollen zu gleichem Zweck von einer Bevölkerung von 5>/z Millionen jährlich 474 Millionen Francs verwendet werden.

Diesem kolossalen Consum entspricht überall die Gelegenheit zu demselben, die große Zahl der Schankstiitten und Kaufläden, wobei aber festzuhalten ist, daß ein erheblicher Theil der geistigen Getränke, namentlich auch des Branntweines, außerhalb der Schanklocale verzehrt wird, indem sich besonders in den letzten Jahren in vielen Ländern, auch in Deutschland, die Unsitte eingebürgert hat, daß in kleineren Städten und auf dem platten Lande mehrere Bekannte für gemeinschaftliche Rechnung ein ganzes Faß Branntwein kaufen, den Inhalt unter sich theilen und in der Häuslichkeit miteinander consumnen, eine Unsitte, gegen welche eine Novelle zur deutschen Gewerbeordnung, das Gesetz vom 1. Juli 1883, anzukämpfen bemüht ist, indem es den versteckten Hausirhandel mit Branntwein energischer als bisher auszurotten sucht.

Im Jahre 1880 gab es in Preußen 165 640 Schankstätten und überhaupt 200000 Stellen, wo man geistige Getränke kaufen konnte, nämlich 93000 Branntweinverrriebe, 82000 Bier- und 25000 Weinvertriebe. In demselben Jahre zählte man in der Schweiz 21747 Schänkcn, in der Stadt Wien allein 1624 Branntweinschänken; in Wien sind aber anch im Jahre 1880 nicht weniger als 6103 Personen wegen öffentlicher Trunkenheit verhaftet worden.

In Schweden ezistirten im Jahre 1829 173124 Hausbranntwcinbrennereien und es war Sitte, einen Theil des Dienstboten-Lohnes in Branntwein zu entrichten.

Im deutschen Reichssteuergebiet, jedoch ausschließlich des Reichslandes Elsaß-Lothringen, also auf eine Einwohnerzahl von 30 Millionen waren während der Brennerei-Camvagne 1881/82 im Ganzen 8865 Branntweinbrennereien im Betrieb.

Es verlohnt sich ferner der Mühe, zu berechnen, auf wie viel Einwohner in den verschiedenen deutschen Städten je eine Schanke kommt. Die Differenz ist eine sehr große. Man zählte im Jahre 1883 in Hamburg auf je 71, in Lübeck auf 116, in Darmstadt auf 119, in Bremen auf 141, in Berlin auf 160 Einwohner inclusive Frauen und Kinder je eine Schiinke. In Berlin bestanden im Jahre 1880 mehr als 6000 Schanklocale.

In allen diesen Städten haben die Gemeindebehörden von der gesetzlichen Befugniß, zur Regelung der Bedürfnißfrage ein Orts-Statut zu erlassen — wovon weiter unten näher die Rede sein wird — keinen Gebrauch gemacht. Andere Städte, welche dies gethan haben, zeigen ein günstigeres Bild, indem z. B. Potsdam nur für 216, Düsseldorf für 411, Braunschweig für 534 Einwohner je eine Schanke besitzt.

Recht traurige Resultate fördert die Schankstätten-Statistik der Schweiz zu Tage; dort kommt im Kanton Uri schon auf 94 Einwohner eine Schiinke, in Glarus auf 90, in Tessin auf 80, in Graubündten auf 7«, in Schwyz auf 74. in Genf auf 70, so daß also Genf noch reichlicher als Hamburg mit Schänken versehen ist.

Die Statistik läßt ferner keinen Zweifel an der Richtigkeit der schlimmen Thatsache, daß in fast allen Ländern während der letzte» 10 bis 15 Jahre der Cunsum geistiger Getränke stetig gewachsen ist.

Ueberall führen die Behörden- dieses Wachsthum zurück auf den außerordentlichen Aufschwung, welchen im Anfange der 70er Jahre Handel und Gewerbe genommen hatten, auf die dadurch bewirkte Besserung der ökonomischen Lage der arbeitenden Klaffen, auf die Hebung der Communicationsund Transportmittel. Wenn trotz der bald daraus erfolgten wirthschaftlichen Krisen der Alkoholconsum nicht wieder zurückgegangen, sondern im Gegentheil an vielen Orten weiter gestiegen ist, so wird man diese Erscheinung wesentlich auf die einmal in weiten Volkskreifen geschaffene Gewohnheit zum Trinken und auf die allerwärts gemachte Beobachtung zurückzuführen haben, daß seit längerer Zeit eine auffallend große Zahl von Personen, welche mit ihrem eigentlichen Berufe Schiffbruch gelitten haben, sich zum Schankgewerbe drängt; zum Kneipwirth glaubt jeder dieser Leute noch genug Geschicklichkeit zu besitzen.

In Preußen gab es im Jahre 1869 119 945 Schallten; im Jahre 1880 hatte sich, wie schon erwähnt, diese Zahl auf 165 640. also um 38 pCt. vermehrt, während die Einwohnerzahl nur um 13 vCt. gestiegen war. Man hat für Deutschland in den Jahren 1861 bis 1865 den jährlichen Branntweinconsum durchschnittlich auf 8,6 Liter pro Kopf der ganzen Bevölkerung geschätzt, neben einem Bierconsum von 37 Liter, dagegen in den Jahren 1872 bis 1880 den jährlichen Branntweinconsum auf 10,4 Liter neben einem Bierconsum von 88 Litern.

In der Schweiz constatirte man im Jahre 1870 nur 17 807 Schankstätten, im Jahre 1880 deren 21 747. also 22 pCt. mehr gegenüber einer Zunahme der Bevölkerung von 51/2 pCt. In den Niederlanden bestanden im Jahre 1851 33 663. im Jahre 1861 35 909. im Jahre 1879 45 154 Schänken; man berechnete dort im Jahre 1854 nur 7 Liter, im Jahre 1881 aber fast 10 Liter Branntwein jährlich auf den Kopf der ganzen Bevölkerung und nahm an. daß in diesem letzteren Jahre von 610 000 Schnaps trinkenden Männern durchschnittlich jeder 75 Liter zum Werthe von 75 Gulden — 125 Mark jährlich trank, wobei man, wie in Deutschland, 1 Liter zu 20 Schnapsgläsern ü 5 Cents rechnete.

In Belgien soll sich in den letzten 44 Jahren der Alkoholconfum verdreifacht haben, während sich die Einwohnerzahl nur von 31/2 auf 5^/z Millionen vergrößert hat.

Wenn durch vorstehende Darlegungen der deutsche Verein gegen de» Mißbrauch geistiger Getränke als existenzberechtigt wohl nachgewiesen ist, so wenden wir uns jetzt zu den Mitteln, durch welche er seine Ausgabe zu erfüllen hat. Diese Mittel werden in zwei Hauptabtheilungen zu zerlegen sein, erstens in Einwirkungen auf die Gesetzgebung und zweitens in selbstständige Maßregeln und Einrichtungen des Vereins. Beides mit dem Ziele, den Branntwein schwerer zugänglich und theurer, aber auch an Qualität besser, dagegen andere, weniger schädliche alkoholische Getränke und sonstige Excitantien, besonders Wein, leichtes Bier, Obstwein, Kaffee und Thee, dem Volke Wünschenswerther, leichter zugänglich und billiger zu machen.

Die Gesetzgebung kann vorzugsweise nach vier Richtungen die Trunksucht und deren üble Folgen bekämpfen: durch die Art der Besteuerung des Spiritus und des Branntweins, durch die Regelung des SchankConcefsionswesens, durch strafrechtliche Vorschriften gegen die Trunksucht, durch Maßnahmen zur besseren Reinigung des Branntweins.

In Teutschland ist bekanntlich der Spiritus sehr niedrig besteuert und der Modus der Besteuerung veraltet und mangelhaft. Die Steuer ist eine Fabrikat-Steuer, welche von dem fertigen Product erhoben wird, sondern eine Fabrikationssteuer, welche auf dem Material in einem gegebenen MoRnd «nd Süd, xxxii,, «e. 24

ment der Verarbeitung ruht, die sog. Maischraumsteuer. Maßgebend ist jetzt das der älteren preußischen Steuergesetzgebung angepaßte Gesetz vom 8. Juli 1868. Darnach werden von je 22,9 Litern Maischraum bei kleinen Brennereien 25 Pf., bei großen 30 Pf. Steuer erhoben. Mit welchem Steuerbetrage bei diesem Verfahren das fertige Product, der Spiritus oder Branntwein, tatsächlich belastet wird, hängt von der Beschaffenheit des verwendeten Materials und von der größeren oder geringeren Vollkommenheit der Apparate und des Betriebes ab. Das Gesetz nimmt an. daß durchschnittlich aus 100 Litern Maische 5 Liter Spiritus zu 100 pCt. Tralles gewonnen werden, so daß, da für 100 Liter Maische eine Steuer von 1 Mark 31 Pf. zu zahlen ist. dieser Steuerbetrag 5 Litern Spiritus entsprechen, mithin auf 100 Liter Spiritus eine Summe von 26 Mark 20 Pf. oder auf 1 Liter Spiritus der Betrag von rund 26 Pf., also auf 1 Liter Branntwein zu 50 pCt. ein Betrag von 13 Pf. Steuer entfallen würde. In Wirklichkeit schwankt jedoch der Ertrag aus 100 Litern Maische zwischen 3^/z und 91/2 Liter Spiritus; der höhere Ertrag wird namentlich von den großen, technisch mustergültigen Kartoffel-Spiritus-Brennereien in den östlichen preußischen Provinzen erzielt, welche auf den Export in's Ausland arbeiten. Das weiß die Steuerbehörde und deshalb wird gesetzlich beim Export nicht eine Steuervergütung von 26 Mark 20 Pf., sondern nur eine solche von rund 16 Mark 1« Pf. pro 100 Liter Spiritus zu 100 pCt. gewährt. Die Spiritus-Exporteure behaupten freilich, daß diese Export-Bonification zu niedrig gegriffen sei, daß sie auf 18 Mark mindestens erhöht werden müsse.

Dieser letztere Betrag würde nur eine Besteuerung von 9 Pf. pro Liter Branntwein zu 5« pCt. Alkohol ergeben. Als Durchschnittssteuer wird man aber zur Zeit in Deutschland den Betrag von 13 Pf. pro Liter festzuhalten habend

Aus dieser niedrigen Steuer folgt natürlich ein niedriger Marktpreis des deutschen Spiritus, Dieser Marktpreis ist übrigens gegenwärtig unge wöhnlich tief gesunken; er beträgt an der Berliner Börse (im November 1884) nur 42 Mark für 100 Liter » 100 pCt.; im November 1883 stellte sich der Durchschnittspreis auf fast 50, im November 1874 auf 54, im November 1871 auf mehr als 68 Mark; seit dem Jahre 1869 ist er nicht so niedrig gewesen, wie jetzt. Das jetzige tiefe Preisniveau hat besondere Gründe; namentlich kommt in Betracht die starke Concurrenz. welche auf dem Weltmarkt den deutschen Brennereien von den durch höhere staat liche Export-Prämien begünstigten österreichischen, russischen und belgischen Spiritusfabriken gemacht wird.

In anderen Ländern fordert der Staat von dem Branntwein bedeutend höhere Steuern. Diese stellen sich vom Liter » 50 pCt. z. B. in der Schweiz auf 28 Pf., in Schweden (außer einer kommunalen Schanksteuer) auf 35 V2 Pf-, in Norwegen (neben einer Verkaufssteuer von 15 Pf.) auf 72 Pf., in den Niederlanden (außer der Gemeindesteuer) auf 1 Mark, in Amerika ebenso hoch, in Rußland auf 1 Mark 4 Pf., in England sogar auf 1 Mark 32 Pf. In Dänemark dagegen betragt die Branntweinsteuer nur 9>/z Pf. Besonders ragt unter den europäischen Ländern England durch seine außerordentlich hohe Alkoholsteuer hervor und es unterscheidet sich dementsprechend auch der englische Zolltarif in dieser Beziehung wesentlich von dem deutschen. Es werden an Eingangszoll erhoben für 1 Hektoliter resp. 100 Kilo:

in Deutschland, in England von Branntwein ... 48 M. 193^2 M. Wein in Fässern. . 24 - 22

- rohem Kaffee , . . 40 - 31

- gebranntem Kaffee . 50 - 37 -
Thee IM 50

Demgemäß sind die Gesammteinnahmen, welche die deutsche Reichskasse aus dem Zoll und der Steuer für Branntwein jährlich bezieht, im Verhältnisse zu den analogen Einnahmen anderer Länder dürftig. Es haben im Jahre 1880 diese Einnahmen betragen:

in Deutschland (Reichssteuergebiet) mit 35 Mill. Einw. 55 873 500 Jrcs.

- England - 34 - - 520 000 000

- Frankreich - 37 - - 246000000 .

- Nußland - 86 - - 889 544 000

- den Niederlanden .... - 4 - - 47 458 100 «

- Belgien - 5l/s - 26674485

- Schweden - 4l/2 - - 26 686 428

Eine Reform der deutschen Spiritussteuer wird, zumal bei den stetig steigenden Bedürfnissen der Reichskasse, unter solchen Umständen gar nicht von der Hand zu weisen sein und gerade in jüngster Zeit ist diese Frage wieder in den Vordergrund der politischen Discussion getreten. Die Lösung des Problems ist freilich eine schwierige, weil die Landwirthschaft in vielen, besonders den östlichen Gegenden Deutschlands sich in einer gedrückten Lage befindet, auf umfangreichen Kartoffelbau angewiesen ist und diesen Kartoffelbau nutzbringend, auch für die Viehhaltung, nur in Verbindung mit zahlreichen Spiritusbrennereien, welche für den Export arbeiten, betreiben kann, wobei erwähnt werden mag, daß der vierte Theil des gesammten deutschen Spiritus in das Ausland geht, während Deutschland so gut wie gar keinen Spiritus, außer den feinen Liqueursorten, importirt.

Es dürfte jedoch eine mäßig? Erhöhung der Spiritussteuer bis zu 50 vCt. auch in agrarischen Kreisen kaum auf Widerspruch stoßen, wenn nur die Concurrenzfähigkeit des deutschen Exports durch eine gleichzeitige angemessene Erhöhung der Rückvergütung der Steuer erhalten wird; dann würden auch, sofern außerdem der Eingangszoll gegen das Ausland erhöht wird, im Jnlande die Producenten eine höhere Steuer auf die Consumenten abwälzen können, was mit den Tendenzen des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke völlig Harmoniren würde. Die Rücksicht auf die Viehzucht spielt übrigens bei dieser Frage nur eine untergeordnete Rolle, weil von den Abfallprodukten der Brennereien noch nicht 3 pCt. des gesummten deutschen Rindviehstandes genährt werden.

Ferner wird die deutsche Gesetzgebung, um der Trunksucht durch Vertheuerung des Schnapses die Gelegenheit zu erschweren, zu erwögen haben, ob nicht nach dem Beispiel anderer Länder eine höhere Besteuerung in Form staatlicher oder communaler Schanksteuern einzuführen ist.

In dieser Beziehung scheint das niederländische Gesetz vom 28. Juni 1881 recht beachtenswerth, welches eine communale Schankgewerbesteuer in der Weise geschaffen hat, daß von dem Miethswerth, den das Schanklocal als solches hat, auf je 100 Fl. jährlich 10 bis 25 Fl. Steuern erhoben werden. Die Stadt Amsterdam hat aus dieser Schanksteuer im Jahre 1882/83 eine Einnahme von 76 750 Fl. erzielt. Gegenwärtig bezahlen in Preußen die Schankwirthe nur die gewöhnliche Gewerbesteuer.

Die Bestrebungen des Schweizer Bundesrathes zur Bekämpfung der fast in der ganzen Schweiz seit einer Reihe von Jahren in sehr betrübendem Maße grassirenden Trunksucht sind vorwiegend auf eine gründliche Reform und zugleich auf eine erhebliche Erhöhung der Branntweinsteuer gerichtet. Man will diesen Theil der Gesetzgebung der Autonomie der einzelnen Kantone, welche jetzt gegeneinander noch Ohmgelder erheben, entziehen und zur Sache des Bundes machen, den Eingangszoll gegen das Ausland von 2« Cents für 1 Liter Spiritus zu 100 pCt. Tralles auf 70 Cents erhöhen, die inländische Fabrikationssteuer einheitlich auf 50 Cents bringen und daneben eine Verkaufssteuer von 20 Cents erheben.

Was das Schank-Concessionswesen betrifft, so ist die deutsche Gesetzgebung zwar in den letzten Jahren im Sinne unserer Vereinsbestrebungen strenger geworden, aber doch hinter den gesetzlichen Vorschriften anderer Länder zurückgeblieben. Der Sitz der Materie ist der K 33 der Gewerbe-Ordnung vom 21. Juni 1869, welcher in seiner früheren gesetzlichen Fassung lautete:

„Wer Gastwirthschaft. Schankwirthschaft oder Kleinhandel mit Branntwein oder Spiritus betreiben will, bedarf dazu der Erlaub« iß.

Diese Erlaubniß ist nur dann zu versagen: 1) wenn gegen den Nachsuchenden Thatsachen vorliegen, welche die Annahme rechtfertigen, daß er das Gewerbe zur Förderung der Völlerei, des verbotenen Spiels, der Hehlerei oder der Unsittlichkeit mißbrauchen werde;

2) wenn das zum Betriebe des Gewerbes bestimmte Local wegen seiner Beschaffenheit oder Lage den polizeilichen Anforderungen nicht genügt.

Es können jedoch die Landesregierungen, soweit die Landesgesetze nicht entgegenstehen, die Erlaubnis; zum Ausschänken von Branntwein und den Kleinhandel mit Branntwein und Spiritus auch von dem Nachweis

eines vorhandenen Bedürfnisses abhängig machen."

Demgemäß durfte, abgesehen von den persönlichen Eigenschaften des Concessionssuchers und von der Beschaffenheit oder Lage des Locals, die sog. Bedürfnißfrage nur bezüglich des Branntweins oder des Spiritus gestellt werden, sofern dies die Gesetze der einzelnen Länder (wie in Preußen die Cabinets-Ordre vom 7. Februar 1835) zuließen.

Bei dem Betriebe der Gastwirthschaft oder dem Ausschänken von Wein, Bier oder anderen geistigen Getränken, als Branntwein, kam es dagegen auf den Nachweis eines Bedürfnisses nicht an; auch wenn in der betreffenden Straße bereits jedes Haus ein solches Local besaß, durfte die Concession für ein neues Local dock nicht aus dem Grunde des gänzlich fehlenden Bedürfnisses abgelehnt werden.

Diese Liberalität des Gesetzgebers führte in der Praxis zu den gröbsten Unzuträglichkeiten, indem sich unter der äußeren Flagge einer harmlosen Gastwirthschaft oder eines soliden Wein- oder Bier-Ausschankes massenhaft heimliche Branntweinschänken einnisteten. Man sah sich daher zu einer Aenderung des § 33 der Gewerbe-Ordnung gcnöthigt, was durch das Reichsgesetz vom 23. Juli 1879 in der Weise geschehen ist, daß an die Stelle des Abf. 3 des § 33 folgende Bestimmung gesetzt wurde:

„Die Landesregierungen sind befugt, außerdem zu bestimmen, daß ». die Erlaubnis; zum Ausschänken von Branntwein oder zum Kleinhandel mit Branntwein oder Spiritus allgemein; d. die Erlaubniß zum Betriebe der Gastwirthschaft oder zum Ausschänken von Wein. Bier oder anderen, nicht unter a fallenden geistigen Getränken in Ortschaften mit weniger als 15 000 Einwohnern, sowie in solchen Ortschaften mit einer größeren Einwohnerzahl, für welche dies durch Ortsstatut festgesetzt wird, von dem Nachweis eines vorhandenen Bedürfnisses abhängig sein solle. Vor Ertheilung der Erlaubniß ist die Ortspolizei und die Gemeindebehörde gutachtlich zu hören."

Die preußische Landesregierung hat sogleich von dieser neuen reichsgesetzlichen Befugniß Gebrauch gemacht, indem der Minister des Innern unter dem 14. September 1879 eine entsprechende Bekanntmachung erlassen hat.

Seitdem muß in Preußen, wie wohl im ganzen übrigen Deutschland, diese erweiterte Bedürfnißfrage bei der Prüfung des Concessions-Gesuches in allen Ortschaften mit weniger als 15 000 Einwohnern ausnahmslos erörtert werden. In größeren Ortschaften, also namentlich in den großen Städten ist diese Erörterung jedoch auch jetzt nur dann zulässig, wenn die Gemeindebehörden durch ein besonderes Ortsstatut den Nachweis des Bedürfnisses angeordnet haben. Ein solches Ortsstatut ist nun leider, wie wir bereits oben angedeutet haben, in sehr vielen Großstädten, z. B. in den drei freien Hansestädten und in Berlin, noch nicht erlassen und diese Städte stechen daher gegen andere Städte, in denen ein Ortsstatut besteht, durch die unvrrhältnißmäßig große Zahl der Schankstütteu höchst unvorthcilhaft ab.

Eine zweite Vorschrift der Gewerbe-Ordnung hat gleichfalls durch ein neues Reichsgesetz im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit ergänzt werden müssen.

Der K 56 der Gewerbe-Ordnung schloß vom An- und Verkauf im Umherziehen geistige Getränke aller Art aus. Dieses Verbot wurde, namentlich auf dem platten Lande, dadurch umgangen, daß die BranntweinHändler Reisende umherschickten, welche nur Proben bei sich führten und nach denselben bei den einzelnen Consumenten unter den üblichen Anpreisungen und Creditgewährungen Bestellungen auf ganze Fässer extraHirten, die sodann den Bestellern in's Haus gesandt wurden. Dagegen ist, wie bereits erwähnt, durch die Novelle vom 1. Juli 1883 ein Riegel vorgeschoben worden, indem man einen § 56u eingefügt hat, welcher u. A. bestimmt, daß vom Gewerbebetriebe im Uniherziehen ferner ausgeschlossen sind:

„Das Aufsuchen von Bcstellungen auf Branntwein und Spiritus

bei Personen, in deren Gewerbebetriebe dieselben keine Verwendung

finden."

In anderen Ländern haben die gesetzgebenden Gewalten, um das Volk vor der Trunksucht zu schützen, die Schank-Concessionen und den Kleinhandel mit geistigen Getränken weit mehr eingeschränkt. Unter diesen außerdeutschen Gesetzgebungen, wenn man von einzelnen nordamerikanischen Staaten, in denen der Kleinhandel mit Spirituosen überhaupt verboten ist, absieht, zeichnet sich jetzt besonders Holland aus. Dort hat das Gesetz vom 28. Juni 1881 für die Concessionen zum Kleinhandel mit starken Getränken eine Mazimalzahl je nach der Zahl der Einwohner der betreffenden Gemeinden festgesetzt. Die Anzahl der Concessionen darf nicht mehr betragen als:

1 auf 500 Einwohner in Gemeinden mit mehr als 50 000 Einwohner. 1 - 400 von 20—50 000 Einwohner.

1 - 30« - - - 10—20000

I - 250 - - den übrigen Gemeinden.

Auch darf in demselben Locale nicht neben dem Branntwcinschank irgend ein anderer Kleinhandel betrieben werden, eine sehr wichtige prophylakiische Vorschrift.

Während vor diesem Gesetze, welches allmählich durchgeführt wird, in ganz Holland 33 201 Brcmntweinschänken existirten, dürfen künftig deren nur 13 731 concesfionirt werden. In der Stadt Amsterdam gab es

1881 bei 33« 000 Einwohnern 2003 Branntweinlocale.

1882 - 338 000 - 1657

1883 - 350 000 . 1640

— nach vollständiger Durchführimg des Gesetzes wird diese Stadt nur 700 haben dürfen.

In einer von dem Vorstande unseres deutschen Vereins im November 1884 an den Bundesrath und den Reichstag gerichteten Petition wird gerade dieses holländische Gesetz vom Jahre 1881 zur Nachahmung für die deutsche Gesetzgebung empfohlen, weil sich dasselbe sehr gut bewährt hat und weil bei der verschiedenen Auslegung, welche in den deutschen Städten dem Begriffe des „Bedürfnisses" gegeben wird, sich die Behörden selbst eine feste gesetzliche Richtschnur für die Entscheidungen wünschen. Wir können diese Petition nur dringend zur Berücksichtigung empfehlen. Wenn in der Eingangs citirten Botschaft des Schweizer Bundesraths an die Bundesversammlung, betreffend die Alkoholfrage, vom 18. Juni 1884 der großen Zahl von Branntweinschänken in einem Lande kein erhebliches Gewicht beigemessen und behauptet wird, daß der übermäßige Branntweinconsum nicht die Folge, sondern eher die Ursache einer übermäßigen Zahl von Schänken sei. so erscheint diese Auffassung als mit den Erfahrungen anderer Länder im Widerspruch stehend nicht haltbar. Vielmehr wird man als ein wesentliches Palliativ gegen die Trunksucht stets die Verminderung des Angebots geistiger Getränke, die Erschwerung der Gelegenheiten zum Genuß betrachten müssen, zumal erfahrungsmäßig bei einer großen Anzahl von Concurrenten die Wirthe zur Anwendung unlauterer Reizmittel gegenüber ihren Kunden verleitet werden, so daß gewiß der Satz gilt: Je mehr Schänken in einer Stadt bestehen, desto tiefer sinkt das Durchschnittsniveau ihrer Qualität.

In Schweden bestehen auf Grund des Gesetzes vom 18. Januar 1855 ebenfalls besondere Beschränkungen der Prvduction des Branntweins und der Schankconcessionen.

Vorzugsweise ist dieses Land in dem Kampf gegen die Trunksucht durch das sog. Gothenburger System des Dr. Wieselgren berühmt geworden, wonach sich in Gothenburg, wie in anderen schwedischen Städten, gemeinnützige Schankgesellsch ästen zur Uebernahmc des Branntweinausschanks und des Kleinhandels mit Branntwein gebildet haben. Diese Gesellschaften haben sämmtliche Branntweinschänken in der Stadt an sich gebracht; der Wirth verkauft den Branntwein als Angestellter der Gesellschaft gegen festes Gehalt; eine Tantieme bezieht er von diesem Verkaufe nicht; wohl aber verkauft er für eigene Rechnung daneben die übrigen zugelassenen Getränke und die Speisen, so daß er'ein directes persönliches Interesse daran hat, daß keine Branntweine, sondern andere Getränke cvnsumirt werden. Die Locale werden von einem mit polizeilichen Functionen ausgestatteten Inspektor beaufsichtigt. Es sind strenge Polizeistunden eingeführt, indem an Sonn- und Festtagen überhaupt, sowie nach « Uhr Abends, an den unmittelbar vorhergehenden Tagen kein Branntwein, auszer dem sog. Appetitschnaps zu den Mahlzeiten, verkauft werden darf und die Locale im Winter um 7 Uhr, im Sommer um 8 Uhr Abends geschloffen werden.

Der Reingewinn, den diese Schankgesellschaften erzielen und der nicht unerheblich (6 pCt.) ist, fließt in die Gemeindekasse.

Der Erfolg ist in Gothenburg ein bedeutender gewesen. Seit dem Jahre 1865 hat sich die Zahl der Branntweinschiinken trotz der gewachsenen Einwohnerzahl von 72 auf 45 vermindert. Während im Jahre 1855 bei 33 000 Einwohnern 3431 Personen wegen Trunksucht bestraft wurden, war die Zahl solcher Personen im Jahre 1880 auf 2001 gesunken, obwohl sich die Zahl der Einwohner auf 70,00 gehoben hatte.

Die Stadtkasse bezog von den Schankgesellschaften im Jahre 1866 eine Einnahme von 53 S46 Kronen; im Jahre 1876 war diese Einnahme auf 721 862 Kronen gestiegen, um dann, in Folge des verminderten Consums. im Jahre 1880 auf 538 344 Kronen; zu fallen. Während man im Jahre 1865 in Gothenburg auf je 390 Einwohner schon einen Fall von Delirium tremens zählen mußte, rechnete man im Jahre 1882 einen solchen Fall erst auf 1230 Einwohner.

Betrachten wir nuumchr die strafrechtlichen Vorschriften gegen die Trunksucht, so finden wir auch auf diesem Gebiet die deutsche Gesetzgebung hinter derjenigen anderer europäischer Staaten zurückgeblieben.

Zunächst ist hierbei zu beachten, daß nach den allgemeinen Grundsätzen des deutschen Strafrechts die bis zur Bewußtlosigkeit gesteigerte (sog. sinnlose) Trunkenheit zweifellos einen die Strafbarkeit überhaupt ausschließenden Grund bildet; denn der K 41 des deutschen Strafgesetzbuches vom 31. Mai 1870 bestimmt:

Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthütigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Demgemäß kann eine in solchem Zustande völliger Trunkenheit be gangene Strafthat dem Thäter gar nicht zugerechnet werden, insofern zu ihrem subjektivem Thatbcstcmde der Vorsatz oder doch das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit gehört; man kann ihn, wenn er nicht ganz ohne sein Verschulden in diesen Zustand der Trunkenheit gerathen ist, lediglich wegen eineS kulposen (fahrlässigen) Delicts bestrafen, jedoch auch nur unter der Voraussetzung, daß seine That sich unter den Begriff einer strafbaren Handlung, zu deren subjektivem Thatvestande Fahrlässigkeit statt des Vorsatzes oder des Bewußtseins der Rechtswidrigkit hinreicht, subsumiren läßt. Demgemäß ist Derjenige, welcher in sinnloser Trunkenheit einen Mord begeht, nicht wegen Mordes, sondern nur wegen fahrlässiger Tödtunz, Derjenige aber, welcher in diesem Zustande einen Diebstahl verübt, gar nicht zu bestrafen, da es einen fahrlässigen Diebstahl juristisch nicht giebt. In der Präzis wird freilich der Beweis einer zur Bewußtlosigkeit ausgearteten Trunkenheit möglichst erschwert. Dagegen Pflegt die Praxis der Civil-Gerichte jede, auch eine leichte Trunkenheit, als einen strafmildernden Umstand anzuerkennen. Die Personen des Soldatenstandes sind in dieser letzteren Beziehung schlechter gestellt, denn der § 49 des Militär-Strafgesetzbuch für das deutsche Reich vom 20. Juni 1872 schreibt vor:

Bei strafbaren Handlungen gegen die Pflichten der militärischen Unterordnung, sowie bei allen in Ausübung des Dienstes begangenen strafbaren Handlungen bildet die selbstverschuldete Trunkenheit des Thäters keinen Strafmilderungsgrund.

Die Specialbestimmungen unseres Strafrechts bezüglich der Trunksucht sind sehr spärlich gesäet. Außer dem K 365 des Reichsstrafgesetzbuchs, wonach die Überschreitung der Polizeistunde in Schankstubcn mit leichter Strafe bedroht wird, existirt nur die Strafvorschrift der 361 Nr. 5, und 362. Darnach wird mit Haft von einem Tage bis zu sechs Wochen bestraft:

Wer sich dem . . . Trunk . , . dergestalt hingiebt, daß er in einen Zustand geräth, in welchem zu seinem Unterhalte oder zum Unterhalte Derjenigen, zu deren Ernährung er verpflichtet ist, durch Vermittelung der Behörde fremde Hilfe in Anspruch genommen werden muß;

auch kann der Verurtheilte nach verbüßter Strafe noch bis zu zwei Jahren in ein Arbeitshaus untergebracht werden. Diese Strafvorschrift bildet insbesondere für die Armenverwaltungen der großen Städte das letzte Mittel, um gegen einen dem Trunk ergebenen Familienvater, welcher seine Angehörigen nicht ernährt, sondern sie der öffentlichen Armenpflege anheimfallen läßt, strafgerichtlich vorzugehen.

Nur das Militär-Strafgesetzbuch enthält noch eine Specialbestimmung, indem der Z 151 desselben lautet:

Wer im Dienste oder nachdem er zum Dienste befehligt worden, sich durch Trunkenheit zur Ausführung seiner Dienstverrichtungen untauglich macht, wird mit mittlerem oder strengem Arrest oder mit Gefängniß oder Festungshaft bis zu einem Jahre bestraft; zugleich kann auf Dienstentlassung erkannt werden.

Unter den Gesetzen anderer Staaten ist namentlich das französische Gesetz vom 3. Februar 1873 von Wichtigkeit, Dasselbe ahndet mit einer polizeigerichtlichen Buße — im Rückfalle mit härteren Strafen, besonders mit dem Verlust des activen und passiven Wahlrechts, des Rechts zur Ausübung eines öffentlichen Amtes und des Waffentragens — Denjenigen:

der auf Straßen oder Wegen, in Wirthschaften oder anderen öffentlichen Orten in offenbar betrunkenem Zustande betroffen wird.

Ferner wird nach diesem Gesetze jeder Wirth bestraft, der an augenfällig Betrunkene oder an Minderjährige unter 16 Jahren geistige Getränke verabreicht; wird ein solcher Minderjähriger betrunken, so tritt strengere Strafe ein.

Die Wirkungen des Gesetzes werden in Frankreich als recht günstige geschildert. Es sind Bestrafungen auf Grund seiner Vorschriften erfolgt: im Jahre 1873: 59 347 im Jahre 1879: 65 989

die Abnahme dieser Bestrafungen feit dem Jahre 1876 wird, wenigstens zum großen Theil, auf das Bestehen des Gesetzes, seine abschreckende Kraft und das dadurch verminderte Laster des Trinkens zurückgeführt; wenn

die Resultate der letzten Jahre wieder etwas ungünstiger sind, so bringt man dies mit einer Aendcrung der Gesetzgebung bezüglich des Schankconcessionswesens in Zusammenhang.

Ganz ähnliche Bestimmungen wie das französische Gesetz enthält das demselben nachgebildete niederländische Gesetz vom 28. Juni 1881.

Vor einigen Jahren (1881) nahm auch die deutsche Legislative einen Anlauf zu einem besonderen Strafgesetz gegen die Trunkenheit. Ter Entwurf der Reichsregierung, welchem ebenfalls das französische Gesetz zum Muster diente, fand jedoch nicht die Billigung des Reichstages. Man konnte sich über die Begriffsbestimmungen nicht einigen und fürchtete in der Praxis des Gesetzes zu große Schwierigkeiten. Unseres Erachtens waren diese Bedenken, welche schließlich fast gegen jedes Strafgesetz erhoben werden können, nicht stichhaltig und es ist dringend zu wünschen, daß die Regierung den Gesetzentwurf in derselben oder in veränderter Form wieder aufnimmt.

Endlich kann die gesetzgebende Gewalt, welche zu diesem Zwecke im Deutschen Reiche über das Gesundheitsamt als ein sehr geeignetes Organ verfügt, auf Grund des Gesetzes vom 14. Mai 1879, betreffend de» Verkehr mit Nahrungsmitteln und Genußmitteln, dahin wirken, daß die in den Verkehr kommenden geistigen Getränke, besonders Bier und Schnaps, von guter Qualität sind, daß sie so wenig als möglich giftige Stoffe enthalten. Speciell ist das in dem gewöhnlichen Kartofselschnaps befindliche Fuselöl mit dem ihm zu Grunde liegenden Amylalkohol ein höchst verderblicher Stoff, welcher nur durch eine technisch vollkommene Ratification des Sprits, durch mehrfache Filtration und Destillation entfernt oder auf ein Minimum reducirt werden kann. Dazu sind kleine Branntweinbrennereien, namentlich die gefährlichen Hausbrennereien, meist nicht eingerichtet, und es ist deshalb u. A. das Bestreben der gegenwärtigen Schweizer Reform der Alkohol»

frage darauf gerichtet, diese kleinen Betriebe, durch Concurrenz-Unfähigkeit gegenüber den großen, technisch hvch entwickelten Branntweinbrennereien, gänzlich cmszurutten. Ebensv sind die ätherischen Ocle, welche dem Schnaps zugesetzt zu werden pflegen, Kümmel-, Pfeffermünzol und dergleichen, häufig von schlimmer Beschaffenheit. Die schwedischen Schankgesellschaften haben sich deshalb verpflichtet, nur sog. zehnfach gereinigten Schnaps zu vertreiben.

Als eine legislatorische Radicalkur könnte man die staatliche Monvpolisirung der Branntwein-Fabrikation und des Branntwein-Verkaufs vorzuschlagen versucht sein; doch ist hieran mit Rücksicht auf den Widerspruch, den das Tabaksmonopol in der öffentlichen Meinung erfahren hat und wegen der enormen Kosten, welche eine solche Maßregel erfordern würde, abgesehen von anderen Hindernissen in der praktischen Durchführung, ernstlich wvhl nicht zu denken. In Rußland hat ein derartiges Monopol früher bestanden; man ist jedoch davon zurückgekommen.

Die Maßregeln und Einrichtungen, welche der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke als selbstständige Leistungen neben der Thätigkeit der Gesetzgebung anzustreben haben wird, sind theils prophylaktischer, theils repressiver Natur.

An erster Stelle gehört hierher eine kräftige Agitation durch Wort und Schrift in Vereinen, Versammlungen, Familien, Fabriken und Werkstätten, durch die Zeitungen und besondere periodische oder gelegentliche Druckschriften, behufs Belehrung des Volkes und Gewinnung einer großen Zahl von Mitgliedern. Die englischen, niederländischen, schwedischen und norwegischen Vereine betreiben diese Agitation in großem Maßstabe mit entschiedenem Erfolge und in Deutschland wird jetzt in ähnlicher Weise sowohl von dem Allgemeinen Verein, wie von den Bezirksvereinen lebhaft agitirt, so daß bereits eine ziemlich reiche Literatur der Alkoholfrage vorhanden ist.

Sodann müssen möglichst viele Volks-Kaffeehäuser errichtet werden, entweder sür Rechnung des Vereins oder für Privatrechnung des Wirths unter Vereins-Controle.

Solche Kaffee- oder Theehäuser, verbunden mit Lesehallen und sog. Wärm st üben, haben in anderen Ländern, namentlich in England, wo es deren mehr als 3000 giebt, auf die Arbeiterklassen eine große Anziehungskraft geübt und sich auch finanziell gut rentirt. Sie sind in Deutschland ebenfalls ein Bedürfniß; ihr Vorhandensein, wenn sie trotz gefälliger, praktischer Ausstattung, billige Preise, z. B. 5 Pf. für 1/5 Liter süßen Milchkaffee, zu halten im Stande wären, würde den gewöhnlichen Bier- und BranntweinSchänken ohne Zweifel erhebliche Concurrenz machen und Tausenden von Arbeitern, welche jetzt diese Schänken zu besuchen fast genöthigt sind, weil ihre eigene erbärmliche Häuslichkeit zur Erholung nach gethaner Arbeit völlig ungeeignet ist, einen willkommenen Aufenthaltsort bieten. Es würde nichts entgegenstehen, in solchen Volks-Kaffeehäusern auch unschädliche geistige Getränke, namentlich leichtes Bier, zu verkaufen, wie dies in den niederländischen Vereins-Trinkhallen geschieht.

Desgleichen ist der Verkauf von Kaffee und Thee auf den Straßen mittels umherfahrender Wagen oder Karren zu empfehlen.

In England legt man mit Recht.einen hohen Werth darauf, Kaffee und Thee, statt alkoholischer Getränke, den Vvlksmosscn leicht zuganglich und billig zu machen. Die Abnahme der Trunksucht in den letzten Jahren wird dort gerade mit dem Aufblühen der Volks-Kaffeehäuser in ursächlichen Zusammenhang gebracht-, es ist mehr Kaffee und Thee, weniger Branntwein getrunken worden. Während im Jahre 1876 die Gesammtausgaben des englischen Volkes für geistige Getränke auf 147 Millionen Pfund Sterling geschätzt wurden, waren diese Ausgaben im Jahre 1881 auf 127 Millionen Pfund Sterling gesunken; der Staat bezog im Jahre 1876 aus Zöllen und Steuern für Spirituosen eine Einnahme von 33 Millionen Pfund Sterling oder 20 Sh. pro Kopf, im Jahre 1881 dagegen nur 29 Millionen oder 16,6 Sh pro Kopf; wegen Trunkenheit verhaftet wurden im Jahre 1876 200 184. im Jahre 1881 nur 174 481 Personen.

Daß auch für die Soldaten, im Felde und in der Garnison, keineswegs eine Ration Branntwein zur Erhaltung der Diensttüchtigkeit erforderlich ist. wie man früher annahm, daß vielmehr der Genuß von Spirituosen die militärische Leistungsfähigkeit beeinträchtigt und daß es besser ist. die Feldflasche mit Kaffee oder Thee, statt mit Schnaps, zu füllen — das ist eine Ueberzengung, welche sich allmählich bei den Commandobehörden, nicht blos in anderen Ländern, namentlich in England und Amerika, sondern auch in Deutschland auf Grund zweifelsfreier Erfahrungen Bahn gebrochen hat. Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke findet ins besondere bei der preußischen Militärverwaltung für seine Bestrebungen sicherlich volles Verständnis;; die meisten Offiziere treten der Trunksucht der Mannschaften schon seit Jahren mit Energie und mit Erfolg entgegen; demgemäß weist der Jahresbericht der preußischen Militdr-Medicinal-Verwaltung von 1881/82 das erfreuliche Resultat nach, daß bei einer FriedensPräsenzstärke von 370 000 Mann nur 9 Fälle von Delirium tremens in die militärärztlichc Behandlung gekommen sind und von diesen 9 nur 3 Fälle acuter Krankheit junger Soldaten, während die übrigen 6 Fälle Landwehrmänner betrafen, welche an chronischem Alkoholismus litten.

Ein wesentlicher Bundesgenosse zur Bekämpfung der Trunksucht würde die Errichtung einer genügenden Zahl von sog. Trinkerasylen sein, in denen Säufer, die vom Delirium tremens geheilt sind oder den Ausbruch dieser Krankheit fürchten, ein Unterkommen finden konnten, um unter strenger Controle dauernd vom Trunk entwöhnt und allmählich einer sittlichen Lebensweise zurückgewonnen zu werden. Den Mangel solcher Institute in Deutschland, wo nur ein einziges specielles Trinker-Asyl am Rhein existirt, empfinden Trunksüchtige, welche den ernsten Vorsatz der Besserung haben, oft selbst am meisten. In Amerika und England bestehen Trinker-Asyle in größerer Zahl mit guten Heilresultaten.

In Deutschland könnten diese Asyle Wohl zum Theil den sogenannten Arbeiter-Colonien, welche nach dem Muster des Pastors von Bodelschwingh jetzt an verschiedenen Orten eingerichtet sind, angeschlossen werden.

Daß ferner die Vereinsthätigkeit den Zielen anderer verwandter Humanitäts-Vereine, namentlich in Bezug auf Volksküchen, Handwerkerschulen, Sparkassen, Arbeiterwohnungen. Volksbibliotheken, hilfreiche Hand zu bieten hat, ist selbstverständlich.

So eröffnet sich denn für die Bestrebungen des neuen Vereins und seiner Zweigvereine überall ein reiches Arbeitsfeld. Die Arbeit ist freilich eine schwierige; sie ist in Deutschland aus mehrfachen Gründen, unter anderen auch wegen der fast übergroßen Zahl der bereits für die verschiedensten Wohlthätigkeitszwecke bestehenden, die Interessen und die Kräfte der Einzelnen zersplitternden Specialvereine, vielleicht schwieriger als in manchen anderen Ländern und es ist möglich, daß der Verein nach jahrelangem eifrigem Bemühen nur auf höchst bescheidene Ergebnisse wird zurückblicken können. Die Hoffnung auf günstigere Erfolge darf jedoch nicht aufgegeben werden; sie wird um so berechtigter sein, je mehr es gelingt, die Frauen für die Vereinsbestrebungcn zu erwärme». Unter allen Umständen sind die Zwecke des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke würdig der Sympathie jedes Menschenfreundes.

Mozarts Vpern.

von

Otto Gumprecht.

— Berlin, —
III.

i»d kin französischer Dichter, ein italienischer Librettist und ein deutscher Musiker die Väter des Figaro, so war Don Juan, als er und Mozart einander fanden, bereits seit länger denn einem Jahrhundert in den verschiedensten Wandlungen über die Bühnen fast aller Culturvölker gegangen. Nichts ist nun aber dem Drama, dem gesprochenen wie dem gesungenen, ersprießlicher, als die sich stetig wiederholende Umschmelzung und Neubildung der von ihm ergriffenen Stoffe. Die griechische Tragödie verdankt zum guten Theil diesem Verfahren die hohe Reinheit, den unübertroffenen Adel, die vollendete Plastik ihrer Gestalten. Auch der älteren Oper ist es wohl zu statten gekommen, daß sie immer von Neuem an dieselben Figuren und Begebenheiten sich gewiesen sah. Gluck hätte nie die Texte, deren er zu vollster Bethätigung seines künstlerischen Vermögens bedurft, aus den Händen der literarischen Genossen empfangen, wären ihnen nicht durch die Orpheus, Alcesten, Iphigenien, Armidcn der Vorgänger die Bahnen gezeigt und geebnet worden. Tie Don Juan Sage ist schon in ihrer rohesten, einfachsten Form gewiß von höchstem poetischen Werth. Ihr Held, ausgestattet mit allem Glanz stolzester Männlichkeit, von Begierde zu Genuß taumelnd und im Genuß verschmachtend nach Begierde, der bis auf den Grund des Lebens schäumenden Becher leert und selbst vor der finstern Majestät des Todes sich nicht beugt, er zählt sicherlich wie Prometheus, wie Faust zu den gewaltigsten, unerschöpflichen tragischen Urtypcn. Je häufiger er der Gegenstand dichterischer Behandlung geworden, eine um so reichere Mannigfaltigkeit ernster und heiterer Charaktere und Vorgänge breitete sich um ihn her. Und zu der unermeßlichen geistigen Bedeutung dieses Stoffes gesellte sich seine eminente Fähigkeit, von den Tonen erfaßt und gedeutet zu werden. Auf der einen Seite brausende Festlust, heißblütigste Sinnlichkeit, auf der anderen der unentrinnbare Arm der himmlischen Gerechtigkeit, die Schrecken des Grabes, lauter Dinge, denen gegenüber die Macht der Musik unendlich weiter reicht als alle Kraft und Beredtsamkeit des Wortes.

Da Ponte brauchte bei der Menge der schon vorhandenen Bearbeitungen nur zuzugreifen. In Rücksicht auf Erfindung und Gestaltung blieb ihm kaum etwas Wesentliches zu thun übrig. Er ist namentlich dem Textbuch der Oper „convitsto äi pistra" von Giuseppe Gazzcmiga auf Schritt und Tritt gefolgt. Wir wollen aber darum sein Verdienst doch nicht unterschätzen. Denn abgesehen von der geschickten Aneignung und Benutzung, der dabei fast durchweg an den Tag gelegten scenischen und sprachlichen Gewandtheit gebührt unserm Librettisten der Ruhm, die Wahl des Meisters bestimmt, das Gefäß ihm dargeboten zu haben, in das sich der ganze Rcichthum seines Genius ergossen. Blos einzelne Seiten desselben sind in den bisher betrachteten drei Opern und ebenso in den drei auf Dvn Juan noch folgenden zur Erscheinung gekommen. Dieser allein zeigt uns gleichsam im vollen Durchschnitt die gesammte künstlerische Persönlichkeit feines Schöpfers, von der wir in jedem der übrigen Werke immer nur ein bald kleineres, bald größeres Segment gewahren. Da ist zunächst das wunderbare Mit- und Nebeneinander der Tragödie und Comödie, des erschütterndsten Ernstes und der ausgelassensten Heiterkeit, eine Verbindung, wie sie in ähnlicher Weise blos noch bei Shakespeare sich findet. Das romantische Element, in der Entführung und in Figaros Hochzeit leise anklingend, sollte zu breitester Entfaltung in Don Juan gelangen, der gleich unserem Faust auch an die letzten Dinge rührt. Immer wieder muß man bei Mozart Goethes gedenken. Ist es nicht merkwürdig, daß unser klassischster Musiker und unser klassischster Dichter auf dem höchsten Gipfel ihres Schaffens in der gemeinsamen Hinwendung zur Romantik sich begegnen? Die nämlichen drei Grundstoffe, die schon Jdomeneo aufgewiesen, geben sich auch in der Don Juan» Partitur zu erkennen, sind aber in ihr zu innigster Einheit verschmolzen. Italienische Anmuth und Süßigkeit, deutscher Tiefsinn und das durch Gluck erwärmte und vergeistigte Pathos der französischen Oper, sie alle haben ihren Theil an der Tonsprache. Der zuletzt genannte Factor, von der Entführung und von Figaros Hochzeit durch die Natur der Handlung gänzlich ausgeschlossen, setzt hier wieder mit vollster Wucht ein. Unter welchem Gesichtspunkt wir auch das Werk in's Auge fassen, immer und überall stellt es sich als der denkbar reichste Inbegriff sämmlicher im Wesen des Bühnengesangs liegenden Ausdrucksmöglichkeiten dar.

Die vornehmste Aufgabe aller dramatischen Kunst,*) der schöpferischen

') Vgl. O. Gumprccht „Neue musikalische Charakterbilder" (Leipzig 187«) Seite 5« ff. und der darstellenden, der in Worten und der zugleich in Tönen redenden, ist die Charakterzeichnung. Symbolische Wesen im Goethe'schen Sinne begehren wir auf den Brettern zu schauen. Aus dem Zauberspiegel der Bühne soll das auf's Verschiedenste geartete Antlitz der menschlichen Seele hervorblicken. Weil die Musik keinen Ausdruck hat für einen Hauptfactor der Persönlichkeit, den Verstand, kann die Oper an Mannigfaltigkeit des geistigen Gehalts sich nimmermehr mit dem gesprochenen Drama messen. In einen je engeren Kreis sich nun aber jene gewiesen sieht, um so bewunderungswürdiger ist die Fülle individuellsten Lebens, die in einzelnen Jdealgebildcn der Gattung Raum gefunden. Sämmtliche Gestalten, die uns in Don Juan gegenübertreten, sind nicht nur von greifbarster Bestimmtheit, es vollzieht sich auch an ihnen ein innerer Proces!, eine psychologische EntWickelung. Der ganze Inhalt ihres Gemüthes wird durch die Handlung geweckt, entbunden, so das; sie aus deren Verlauf umgewandelt hervorgehen und doch dabei dem eigensten Zuge ihrer Natur treu bleiben. Tos gilt namentlich von den drei weiblichen Fignren, die unter unseren Augen nach dem Gesetz der Gegenbewegung sich entfalten. Zunächst sehen wir Donna Anna durch eine scheinbare himmelweite Kluft von Elvira und Zcrline getrennt. Während aber jene von ihrer einsamen Höhe allmählich herabsteigt und zuletzt unter Thränen lächelnd in die Gemeinschaft mit den übrigen staubgeborcnen Herzen zurückkehrt, erheben und läutern sich die beiden anderen mehr und mehr. Nicht etwa blos der Text giebt Kunde von diesen Vorgängen, sondern sie gewinnen erst durch die Tonsprache überzeugende Wahrheit und Wirklichkeit.

Donna Anna ist neben der Beethovcn'schen Levnorc der idealste musikalisch-dramatische Frauencharakter. Nur der Phantasie eines Volkes, das schon in grauer Vorzeit eine himmlische Offenbarung in dem ewig Weiblichen geahnt, konnten solche Engel des Lichts entstammen. Durch ein unerhörtes Verbrechen wird die edle Tochter des Comthurs aus der Hut, dem Frieden aufgescheucht, mit denen ihr Geschlecht Natur und Sitte umgeben. Sie vertheidigt ihre Ehre mit der eigenen tapferen Hand, trauert an der theuren Leiche, wie nie ein Kind um den Vater getrauert. Das Recitntiv: „Welch ein schrecklich Bild" (‚M 'iuul mal «'ullrs") und ebenso das andere vom Ueberfall berichtende i „Welch ein Schicksal" („von Ottsvi«, son morw!^) vereinigen höchste Kraft und vollendeten Adel des Ausdrucks. Tie Rolle gipfelt in der sogenannten Rachearie. Dieser Aufschrei aus tiefstem, qualerfulltestcn Gemüthe ist es, der empor dringt zum Thron der ewigen Gerechtigkeit, von dort die Strafe herabruft auf das Haupt des aller irdischen Vergeltung trotzenden Frevlers. Anna, die bis dahin im Mittelpunkt der Handlung gestanden, verschwindet von nun an mehr und mehr hinter den Ucbrigen. Ans ihrem Munde empfangen zwar das Maskentcrzett wie das Sextett des zweiten Acts die eigentliche Weihe, aber an die Stelle thatkräftiger Entschlossenheit ist jetzt leidvcrZlärte Milde getreten. Die quellende Innigkeit der Arie: „Ueber alles bleibst du Heuer' (Nou mi >Zir, bei mi«) vollendet das Bild der holden Jungfrau, deren echt weibliche Weichheit und Hingebung in einen Strom süßester Thränen hervorbricht. Der allmählich sich sünftigende Gram um den gemordeten Vater, die aus der schmerzlichen Betäubung mit neuer Macht erwachende, auf das wunde Herz gleich lindem Balsam wirkende Liebe, das leise, immer noch von tiefer Schwermuth umflorte Glücksgefühl, das jede Genesung zu begleiten pflegt, sie sind hier zu einem lyrischen Erguß von unvergleichlichem Duft und Schmelz zusammengeflossen. Echt mozartisch ist das bestrickende Helldunkel des aus Lust und Leid gemischten Stimmungscolorits. Davon, daß Anna Don Juan liebt, für Ottaviv nur Verachtung oder Gleichgültigkeit empfindet, eine Entdeckung, die zuerst von E. Th. A. Hoffmann gemacht und ihm dann unzählige Mal nachgesprochen worden, steht im Text und in der Musik nicht nur nichts, sondern Beide bezeugen nachdrücklich das Gegentheil. Wie in Faust, so hat man eben auch in unsere Oper die ungereimtesten Dinge hineingedeutet. Dergleichen Pflegt aber einzig bei solchen Werken zu geschehen, die mit unwiderstehlicher Gewalt den ganzen inneren Menschen ergreifen. Selbst Alexander Ulibischeff. (NouvsUs Viossrsptlls äs U«?srt, Moskau 1843), dessen feinfühlige Bemerkungen zu dem Libretto und der Partitur des Don Juan noch heutigen Tags volle Beachtung verdienen, scheut nicht die Behauptung, in der sogenannten Briefarie befände sich der Componist in förmlicher Uneinigkeit mit seinem Dichter, weil dieser an Annas Vermählung glaubte, jener dagegen wüßte, daß sie unmöglich wäre.

Würde des Ausdrucks ohne Schärfe der Charakteristik ist gewiß eine recht wohlfeile Sache. Erst die innige Verschmelzung dieser beiden Momente kennzeichnet den wirklichen Genius, Wie in Figaros Hochzeit, ebenso tritt in Don Juan, wohin auch unser Blick sich wendet, der Alles idealisirende Einfluß der Musik im Bunde mit höchster dramatischer Bedeutsamkeit zu Tage. Welches Wunder haben nicht die Töne des Meisters an der Donna Elvira des Libretto vollbracht. Es ist ja sicherlich dieselbe Gestalt, aber geläutert, verklärt, emporgehoben in das Reich ewiger Schönheit. Da Ponte häuft auf das Haupt der Verlassenen, die dem treulosen Verführer gleich feinem Schatten folgt, allen nur erdenklichen Spott und Hohn, giebt sie den empörendsten Mißhandlungen preis. Mozart nimmt jeden Anlaß wahr, ihr unsere Theilnahme, unser Mitleid zu gewinnen. An dem Seelcnadel, mit dem er sie ausgestattet, prallt machtlos der Fluch der Lächerlichkeit ab. Schon Ulibischeff hat zutreffend hervorgehoben, daß die Melodien Elviras immer sanfter sind als ihre Worte. Sie bildet das Bindeglied zwischen den entgegengesetzten Welten Don Juans und Leporellos auf der einen. Annas und Ottavios auf der anderen Seite, und ist darum die Hauptträgerin der mehrstimmigen Sätze. Dabei sind ihr nicht weniger als drei Arien zugeeignet. Die nachcomponirte: „Mich verläßt der Undank«o,d und «üd, nxu., «. 2S

bare" (‚M traSi czusll' »Im» inFrata") wurde in der Wiener Aufführung hinter dem Sextett eingelegt. Als bloßes Musikstück betrachtet von höchster Schönheit, aber dem Charakter der italienischen Concertarie sich nähernd, begünstigt sie freilich einigermaßen die Sängerin auf Kosten des dramatischen Ausdrucks. Von allen Schlacken gereinigt, geht zuletzt das große heiße Herz aus dem Kampfe hervor, den es mit sich gekämpft. Selbstlose Liebe hat nie rührender zu Sinn und Gemüth der Menschen gesprochen als im Terzett des zweiten Finale. Was das weibliche Wesen an Güte, Entsagung, Erbarmen auf seinem tiefsten Grunde birgt, klingt uns aus den Worten: „Hier will ich knien, hier will ich weinen" („O» ts n«n «Kis<Zs quost' »Ims opprsssa") in schmelzendem Wohllaut entgegen.

„Nimm du dcn Weibcrn ihren Wankelmuth,

Und all' die tausend zierlich schönen Sünden,

Du rupfst die Vögelchcn. Trau meiner Weisheit,"

versichert uns Jmmermann. Kein bunteres, holderes Vögelchen ist aber je durch die Zaubergärten der Phantasie geflattert als jenes, das den Namen Zerlina trügt. Seinem eigenen Schöpfer hat es das liebliche Wesen angethan, wie einst dem Pygmalion die Statue. Noch unwiderstehlicher als Cherubins Romanzen stehlen sich Zerlinens Arien durch's Ohr in's Herz. Sie selber ist ein echtes Evakind, rückhaltlos den wechselnden Eindrücken des Augenblicks hingegeben, begehrlich und begehrenswerth, mit den guten und schlimmen Eigenschaften, den Reizen und den Schwächen ihres Geschlechts, vor Allem mit thaufrischer, verführerischster Anmuth vollauf von der Mutter Natur ausgestattet. Gleich das Duett: „Reich mir die Hand" („1^ oi gsrsm » rnkmo") zeigt sie uns in ganzer Gestalt. Die meisten Sängerinnen wähnen, es handele sich hier um soubrettenhaftes sich Sperren und Zieren, um einen recht handgreiflichen Commentar zu Susannens: „Die ist gar leicht verachtet, die sich zu früh ergiebt." Davon ist ober gar keine Rede, die Tonsprache Versinnlicht vielmehr auf's Beredetste die unstät hin- und herwogende Empfindung, den Kampf zwischen dem inneren Triebe und der gebieterischen Pflicht, das „vorsi s non vorsi" des Urtextes. Außer jedem Verhältniß zu der Stärke des Angriffs sieht freilich die Abwehr. Wie bedeutsam ist es, daß sie diesem mit seiner eigenen Melodie antwortet. Was auch die Zunge sprechen mag, das junge unerfahrene Herz bekennt sich von der Liebeslockung getroffen, während deren zärtliche Weise aus ihm zurückklingt. Wenn dann Zerlina gegenüber Masettos Vorwürfen nicht etwa blos die gekränkte Unschuld spielt, sondern sich wirklich im Rechte glaubt, so geht sie wieder ganz nach Frauenart zu Werke. Sie ist ja, allerdings ohne ihr Verdienst — aber auf dergleichen untergeordnete Punkte Pflegt die weibliche Logik kein Gewicht zu legen — der Gefahr in der That entronnen. Vor den berückenden Schmeichelkünsten der Arie: „Schmäle, tobe" („L»tti bstti, c> bei Uasstto"), diesem köstlichen Crescendo von demüthiger Bitte bis zum hellsten Siegesjubel der auf dcn sprudelnden Sechszehntel-Figuren des Solo

Violoncellos sich wiegenden Stimme muß natürlich der unwirsche Bräutigam die Waffen strecken. Daß Elviras Warnung: „O flieh den Bösewicht," nur wenig gefruchtet, sagt uns das zweite Duett mit Don Juan. Abermals geht die nämliche Melodie von einem Munde zum anderen, allein jetzt in umgekehrter Ordnung. Der Baryton wiederholt, was er von den Lippen des Soprans vernommen. Ohne Masettos Dazwischenkunft würde der unbeschreiblich süße, ebenso zarte und duftige, wie sinnlich schwüle Zwiegesang sicherlich wiederum mit einem jauchzenden „So dein zu sein auf ewig" geschlossen haben. Der Umschlag in Zerlinens Wesen vollzieht sich im ersten Finale. Durch den rohen Ueberfall gewitzigt, sieht sie endlich den Verführer im wahren Licht. Die Arie: „Wenn du fein fromm bist" (Veärai «srino) enthält die sittliche Rettung der reuig in die Arme ihres Masetto zurückkehrenden Braut. Worin liegt denn der unvergleichliche seelische Zauber dieser schlichten Weise, den der Componist selber deutlich empfunden, denn er konnte sich gar nicht von ihr trennen, hat den ganzen Hauptsatz in einem breiten Orchesterritornell wiederholt? Offenbar in der aus vollster Brust emporquellenden Innigkeit, mit der die langgezogenen, liebesheißen Nachtigallentöne getränkt sind. Ihre deutsche Herkunft verräth die Melodie durch den handgreiflichen Anklang an unser: „Wenn ich ein Vöglein wär." Mit sanfter Gewalt wird sie auf der Tonic« festgehalten, jede der ersten vier Zeilen kehrt in den Oäur-Accord zurück. Und wie dann das: „Fühlst du, wie's klopfet hier" (8«uti-1o datier«) so ganz berauscht von Seligkeit und doch jungfräulich verschämt alle Schläge des sehnsüchtig nach dem höchsten Erdenglück verlangenden Herzens kündet! Ter gute Engel hat in Zerlina gesiegt, von nun an erblicken wir sie nur noch an der Seite der Anna und Elvira.

Heutigen Tages würde es sich kaum ein Componist nehmen lassen, für die Vertretung des Don Juan die ganze, dem Heldentenor innewohnende Macht und Pracht des hohen Brustregisters zu beanspruchen. Der gebieterische innere Grund ist schon angeführt, aus dem Mozart die Nolle dem Baryton in den Mund gelegt. Sie zählt weit weniger auf Kraft, Um» sang und Kunstfertigkeit als auf dramatisches Gestaltungsvermögen der Stimme, fordert zu ihrer sinngemäßen Darstellung einen singenden Schauspieler. Die Musik konnte nur mit leichter Hand einen Charakter streifen, dem die eigenste Quelle der Töne, das Gemüth, gänzlich abgeht. Auch er hat, obwohl hier ein Mißverständnis fast unmöglich scheint, die verkehrtesten Deutungen erfahren. Im Hexenspiegel der Hoffmann'schen Romantik ist aus ihm ein Virtuose des Weltschmerzes, ein Zwillingsbruder von Faust, von Byrons Manfred geworden. Wir greifen gewiß nicht fehl, wenn er uns einzig als die Verkörperung zügellosester Sinnlichkeit, unbändigster Genußsucht gilt. Naturen seines Schlages, deren wilde Begierden kein Sittcngesetz eindämmt, denen zur Beute ihres Uebermuths nichts zu hoch und heilig ist, begegnet man namentlich in den romanischen Ländern im Zeitalter der Renaissance häufig genug. Zur Verworfenheit des Wüstkings gesellt sich nun aber im Helden unserer Oper vollendete Vornehmheit der Erscheinung und eine der obersten männlichen Tugenden: unbeugsamer, jeder Gefahr trotzender Muth. Die letztere Eigenschaft ist es vor Allem, die ihm die Theilnahme gewinnt und einigermaßen Müntes Ausspruch rechtfertigt: „Wir nehmen wider Willen gleichsam Partei für diese blinde Größe und theilen knirschend ihren Schmerz im reißenden Verlauf ihrer Selbstvernichtung." Drei Arien, sämmtlich von knappem, einfachem Zuschnitt hat Don Juan aus der Hand des Meisters empfangen. Nur die ersten Beiden zeigen uns seinen Charakterkopf, mit der letzten wendet er sich, als Leporello verkleidet, an Masettv. Diese, nicht lyrischen Inhalts sondern erzählend und schildernd, nähert sich darum dem Buffoftil. Das feuertrunkene „treibt der Champagner" (?in «K'lmn <ZsI vino)" darf man das hohe Lied des Materialismus nennen. Ein unersättlicher Zecher am Tische des Lebens, ein wahrer König der Freude erhebt da im Vorgefühl des ihn erwartenden Festes seinen Jubel. Wie eine schmetternde Fanfare der Lust zuckt dem Hörer die Hauptmelodie durch alle Glieder. Die süßesten Heimlichkeiten flüstert ihm aber der reichlich mit chromatischen und instrumentalen Reizen gewürzte Seitensatz in's Ohr. Alle Locktöne der Liebe sprechen aus dem Ständchen: „Horch auf den Klang der Zither" „(Oed, vieni slls tmestr»)^ und aus den beiden Duetten mit Zerlina. Zu ihrer vollen. Bewunderung erzwingenden Höhe wächst endlich die Gestalt im zweiten Finale empor.

Don Ottavio und Don Giovani stehen in denkbar schärfstem Gegensatz. Während der letztere keinen Augenblick müßig bleibt, die eigentliche Triebfeder der Handlung bildet, ist das Wesen des anderen gänzlich aufgelöst in thatlose Lyrik. Sein Unvermögen, den Frevel zu sühnen, liegt sicherlich in der innersten Natur des Stoffes begründet, denn, hätte sich ein irdischer Rächer gefunden, so wäre jedes Motiv für die Erscheinung des steinernen Gastes, des Boten der himmlischen Gerechtigkeit, weggefallen. Daß aber Ottavio nicht einmal den ernstlichen Versuch macht, den Verbrecher zu strafen, nicht im Zweikampf sich mit ihm mißt, sondern es bei dem kläglichen Entschluß bewenden läßt, ihn dem Gericht anzuzeigen, ist eine dramatische Sünde des Libretto, deren Folgen keine musikalische Genialität auslöschen konnte. Sie haben selbst einen Schatten auf Annas Lichtgestalt geworfen, sind die erste Quelle des an ihr durch die phantasirende Willkür der Interpreten begangenen Unrechts gewesen. Zum Ersatz für seinen stumpfen Degen hat Ottavio vom Componisten einen Kronz herrlicher Gesangsblüthrn erhalten. Der passive Charakter der Rolle verwies sie in das Gebiet des Concertstils. Was dieser aber an schmelzendem Wohllaut, an gewähltem Ausdruck, an keuschester und zugleich beredtester Innerlichkeit zu gewähren vermag, klingt uns aus den beiden Arien entgegen, zumal aus der nachcomponirten: „Bande der Freundschaft" („OsUs sus psos"), die durch die quellende Fülle tiefster, echtester, jedoch von keinem Houch der Leidenschaft gestreifter Empfindung an das: .Nur einen Wunsch, nur ein Verlangen" des Gluck'schen Pylades gemahnt. Ueberall ist hier sehr nachdrücklich auf die edle Kunst des Lsl «vnto gezählt. Annas Verlobter, dessen einzige Thaten schöne Melodien sind, muß wenigstens ein vollendeter Sänger sein, wie hätte er sonst '.irgend welchen Anspruch auf das Herz der Braut. Im Munde unserer heutigen, für die schwere dramatische Arbeit der Mcyerbeer'schen, Verdi'schen. Wagner'schen Opern erzogenen Tenoristen pflegt die Partie ihres eigensten Wesens verlustig zu gehen. Durch die Raoul, Propheten, Manrico, Tannhäuser, Lohengrin ist der Boden verwüstet, auf welchem die Belmonte, Ottavio, Tamino, die Minnesänger Webers, Rossinis, Bellinis gediehen. Ausgestorben, fast bis auf den letzten Mann, sind jene Spender süßen Wohllauts, Zertrümmert liegt ihre goldene Leyer im Winkel — sie war viel zu gebrechlich für das gewaltige Geschlecht, das gegenwärtig innerhalb der eingestrichenen Octave sich tummelt,

Leporello und Masctto gehören durchaus in den Gestaltenkreis der opsr» buffs. Jener ist in jedem Stück der würdige Diener seines Herrn, stolz auf dessen Thaten, ihm durch den doppelten Zwang der Furcht und der Bewunderung leibeigen. Das an ausdrucksvollsten Geberden der Stimme wie an realistischer Malerei der Instrumente unerschöpfliche: „Schönes Fräulein! dieses kleine Register" („^l.iclaiuing, il catslogs) e ^n^sto") hat innerhalb der gesammten italienischen Gesangskvmik nicht seines Gleichen. Leporello ist nicht nur mit zwei Arien bedacht, sondern auch neben Elvira und Don Juan in hervorragender Weife an den Ensemblesätzen betheiligt. Diese letzteren zeigen uns wiederum die innigste Verschmelzung von musikalischer Schönheit und dramatischer Bedeutsamkeit. Ist in Figaros Hochzeit der Verlauf noch rascher, bewegter — man denke z. B, nur an die Fülle mannigfachster Begebenheiten, die im ersten Finale Raum gefunden — so sind dafür in Don Juan die meisten Situationen bei Weitem wuchtiger. Wer beugte sich nicht in staunende!' Demuth gleich vor dem genialen Aufbau der Eingangsscene! Wie durch einen Zauberschlag sind wir mitten in die Handlung versetzt. Der mürrische Monolog des postenstehenden Leporello, das Ringen zwischen seinem Herrn und Donna Anna, der Auftritt des Comthurs, der Zweikampf und sein blutiges Ende, alles das ist so aus einem Gusse, so leicht und natürlich aneinander und zum harmonischen Ganzen gefügt, als wäre das gesungene Drama das einfachste Ding von der Welt und nicht vielmehr ein höchst künstliches, aus dem Zusammenwirken der verschiedenartigsten Darstellungsmittel sich ergebendes Product. Man vergegenwärtige sich doch ein« mal einen Augenblick das im sogenannten Sterbeterzett vollbrachte Wunder. Drei Bässe, also lauter Organe von fast demselben Klang und Umfang sind die Träger des Tonstücks und dennoch bewegen sich nicht blos sämmtliche Stimmen in ungehemmter Freiheit, sondern jede einzelne spiegelt auch auf's Getreueste das seelische Antlitz ihres Inhabers wider. Das Quartett, dieser krystallhelle Strom süßester, zu ihrem Verständnis; keiner deutenden Worte bedürftigen SKusik ist zugleich ein unübertroffenes Muster charakteristischen Ausdrucks, Auf's Überzeugendste reden zu uns Annas gramumflortes, ahnungsvolles Gemüth, Ottavios treue Liebe und Sorge, Elviras zorn» sprühende Leidenschaft und Don Juans Betroffenheit. Immer von Neuem folgen wir mit der nämlichen athemlosen Spannung den beiden Finales. Keine Gewalt hat über sie die aller künstlerischen Illusion so feindliche Gewohnheit. Wenn im ersten die drei Masken auf der Bühne erscheinen, oder wenn nun gar im zweiten der furchtbare Angstruf Elviras Lippen sich entringt und das ganze Orchester unter der Schwere des herannahenden Verhängnisses erbebt, stets fühlt sich da jedes Herz von Eindrücken bestürmt, deren Gleichen es bisher nie und nirgend empfunden zu haben glaubt.

Wie lustig raufchen hier des Lebens Bronnen!
Im Glase schäumt der Purpursaft der Trauben;
Die Liebe lockt in dunkle Murthmlauben;
Im hellen Saale hat der Tanz begonnen.

Doch hütet euch, hier wird Vcrrath gesponnen!
Der wilde Trieb ist ohne Treu' und Glauben,
Die Unschuld würgt er, wie der Falk die Tauben,
Und ist der Mcnschcnrache leicht entronnen.

Nun aber werden die Erschlag'nen wach,
Sie reden mit der Stimme dcs Gerichts,
Dem Lüstling reicht der Tod die Mnrmorhiiude.

Da stirbt der freche Muth im bangen Ach,
Des Lebens bunter Traum zerrinnt in Nichts,
Und Grabesschweigen ist de« Jubels Ende.

Wenn das Werk, dem diese Verse gelten — Strauß ist wiederum der Dichter — zunächst überaus befremdlich auf die Zeitgenossen gewirkt, so kann uns das kaum Wunder nehmen. Weder eine opsru ssria, noch eine buffg, wurde ihnen hier geboten, sondern nichts mehr und nichts weniger als die erste romantische Oper. Nachdem die Gattung im Verstcindniß der Menschen sich eingebürgert, fand sich endlich auch der Name ein. Selbst der Vater des Kindes wußte nicht, wie er es nennen sollte. Auf dem Titel des Textbuches heißt Don Giovanni „ärsinma Alo««so", während ihn Mozart im dramatischen Catalog seiner Arbeiten als „opsi-ä bui?»^ bezeichnet. Die vollste, farbenfrischeste Wirklichkeit und die Mysterien des Jenseits unmittelbar nebeneinander, das war beispiellos auf der Gesangsbühns des achtzehnten Jahrhunderts. Wohl zählte diese schon längst die Unterirdischen zu ihrem Personal. Sie erschienen in Glucks Orpheus schaarenweise und in Alceste trat sogar der böse Thanatvs in eigenster Person auf. Alles das war aber doch bloßer mythologischer Mummenschanz, eine ganz cvnventionelle. aus dem antiken Drama herübergenommene Maskerade. Erst in Don Juan sollte der Tod. wie ihn unter dem Einfluß des Christenthums die moderne Phantasie sich vorstellt, eine Stimme empfangen und zwar gleich eine so typische, daß, wo er seitdem zu musikalischem Ausdruck gelangt, ihm stets der steinerne Gast vorbildlich gewesen. Welche Laute hat diesem aber auch der Meister in der Kirchhofsscene — der Orakelspruch in Glucks Alceste gab unverkennbar die erste Anregung zu jenem monumentalem „Verwegener^! Gönne Ruhe den Entschlafenen! („vi riclsr linirui pri» clell' suror»)" — und in dem Finale aller Finales auf die starren Marmorlippen gelegt! Gewiß: Wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht. Die gesammte Welt des Sanges und Klanges weist nichts Fremdartigeres, Erdentrücktercs, Geisterhafteres auf als das: „Wen erst labend die Himmlischen nähren, kann der irdischen Nahrung entbehren. Weit, weit, weit führt mich her meine Straße, Heil'ge Labung versag mir nicht!" l„^M si paso« 61 cid« mortui«, olu »i p»8«s c!1 «ibo oslsgte! v^Itrs «urs viü Frsvi ^ (Ii «,us3ts, altrs bräiun, <^uäAAiu rai Zuici«") und doch ist, näher betrachtet, die harmonische Gestaltung so einfach, daß die Analyse keinem Conservatoriumsschüler sonderliches Kopfbrechen kosten würde. Schon die Ouvertüre bringt uns die Doppelnatur des Werkes, seinen tragischen Ernst wie seinen heiteren Realismus vor die Seele. Ein offenes Grab in der Einleitung, des Lebens bunteste Fülle im Allegro! Wie verdutzt mußte das Publikum aufhorchen bei diesem Vorspiel zu einer vermeintlich komischen Oper, in welchem der Tod das erste Wort hat.

„Ueber Mozarts Don Juan fängt man lieber gar nicht zu sprechen an, es ist gar so schwer, aufzuhören," meint Eduard Hanslick (der modernen Oper dritter Theil) und er hat sicherlich Recht. So lange auch bereits unsere Betrachtung M der einzigen Schöpfung verweilt, sie konnte doch kaum deren äußerste Oberfläche streifen, mußte sich an einigen, jedem nachdenklicheren Musikfreund gelaufigen Allgemeinheiten genügen lassen. Blos drei Punkte sollen uns hier noch einen Augenblick beschäftigen, von denen zwei schon bei Figaros Hochzeit zur Sprache gekommen. Ein außerordentliches Maß von Mühe und Sorgfalt ist neuerdings auf die Herstellung eines guten deutschen Don Juan-Libretto verwendet worden. Nicht weniger als sechs Uebersetzungen von Viol, Wolzogen, Bischoff, Bitter, Gugler, Epstein sind in den Jahren 1858 bis 1870 erschienen. Wenn keine unter diesen zum Theil recht verdienstlichen Arbeiten allen Anforderungen genügt, so liegt der Grund in den nahezu unüberwindlichen Schwierigkeiten der Aufgabe. Man vergegenwärtige sich nur einmal, um was es sich dabei handelt. Von den beiden zu einem organischen Ganzen verbundenen Hülsten die eine völlig umzuformen, ohne an die andere zu rühren, ist eine höchst mißliche Sache. Die Uebertragung soll nicht allein für treue, geschickte, den ästhetischen Sinn befriedigende Wiedergabe des Originaltextes sorgen, sondern zugleich den Parallelismus zwischen Wort und Ton, zwischen logischen und melodischen Accenten und Cäsuren. zwischen sprachlichem u»d musikalischem Ausdruck auf's Genaueste wahren, endlich iwch eine Menge ungemein feiner, häkliger, durch die Gesangstechnik gebotener Rücksichten stets im Auge behalten. Am wenigsten kann freilich die in unseren Theatern eingebürgerte, größtentheils von Rochlitz herrührende Verdeutschung für ein Muster ihrer Art gelten. Nur eines, das wir jedoch nicht unterschätzen wollen, hat sie vor allen späteren Versuchen voraus: den langjährigen Besitzstand. Die Mozart'schen Melodien sind in unserer Empfindung durch die Macht der Gewohnheit auf's Festeste mit den ihnen untergelegten Worten verwachsen. Welches Ohr möchte sich z. B. trennen von Leporellos: .Keine Ruh' bei Tag und Nacht", von Don Juans „Reich' mir die Hand, mein Leben!" Nicht die gänzliche Beseitigung, Wohl aber eine gründliche Verbesserung des seit Menschengedenken recipirten Textes, die Correctur zahlreicher Verstöße gegen den Sinn der Musik, die Sangbarkeit, den guten Geschmack thut darum noth.

Noch in einem anderen Betracht sieht sich beim Figaro und Don Juan die deutsche Bühne in erheblichem Nachtheil gegenüber der italienischen. Das auf dieser von jeher heimische Secco-Recitativ widerstrebt durchaus dem spröden Charakter unserer vocalarmen Sprache, muß ihr gewaltsam aufgedrängt werden. Dennoch hat man sich dazu bei der letzteren Oper entschlossen und zwar aus den triftigsten Gründen. Die Parlando - Scenen in Figaros Hochzeit sind, um deutsch hergesungen zu werden, viel zu lang, zu geistreich, zu nothwendig für das Verständniß der Handlung. Ihre Auflösung in gesprochenen Dialog ist das geringere Nebel, zumal da das duldsame Wesen der heiteren Gattung eine gewisse Dehnbarkeit der ästhetischen Ansprüche zuläßt. Anders steht es um ein Werk, dessen hochromantische Natur jede Berührung mit der gemeinen Wirklichkeit schlechterdings abwehrt, die gleichmäßige Gehobenheit des Ausdrucks, also den ununterbrochenen Strom der Töne gebieterisch fordert. Das Secco-Recitativ, so widerwillig es auch der deutschen Zunge sich fügt, ist hier immer noch weit erträglicher, als das stillose, zwiespältige, stimmungsfeindliche Gemisch von Gesang und der klappernden geistigen Scheidemünze des alltäglichen Verkehrs.

Der Meister selbst hat bei der ersten Wiener Aufführung des Don Juan die letzten drei Abschnitte des zweiten Finale preisgegeben, und überall geschieht seitdem desgleichen. Nur gedankenlose oder heuchlerische Pietät kann sich dagegen auflehnen. Mit jenem sterblichsten Anhang des unsterblichsten aller Musikdramen hat es die folgende Bewandtniß. Jede Oper mußte ehedem voll und versöhnend ausklingen. Die epikuräischen Gewohnheiten des Publikums duldeten keinen tragischen Abschluß. Da Ponte und mit ihm Mozart haben sich diesem Herkommen gefügt, die nach dem Untergang des Helden übrig gebliebenen Personen noch einmal auf die Bühne gerufen. Vermöge einer inneren Notwendigkeit sind die ihnen bei dem Anlaß in den Mund gelegten Sätze nicht nur dramatisch bedeutungslos, fondern auch in rein musikalischem Betracht die weitaus schwächsten der ganzen Partitur. Der Componist, den die Handlung im Stich ließ, konnte nur, wollte er nicht eine künstlerische Lüge auf sein Gewissen nehmen, ganz schattenhafte conventionelle Tongebilde bereit halten.

Als in den vierziger Jahren Jenny Lind die Donna Anna in Berlin gab, bei welcher Gelegenheit das Secco-Recitativ zum ersten Mal an die Stelle des gesprochenen Dialogs trat, versuchte man eine Restitution der drei Abschnitte, aber was geschah? — Das Publikum übte Selbsthilfe, es lief davon und die zu ihrem Sextett vereinigten Sänger und Sängerinnen hatten das Nachsehen.

Die bisher betrachteten vier Mozart'schen Opern haben uns das erhebende Schauspiel einer rastlos immer höher und weiter strebenden Entwickelung geboten. Ein stetiges Wachsthum, das breiteste, stolzeste Crescendo des schöpferischen Vermögens mußten wir in ihnen gewahren. Hatte in Jdomeneo der morsche Stamm der alten opsra ssria eine Fülle junger Blätter und Blüthen getrieben, empfing aus der Hand des Meisters unser national-deutsches Tondrama zum Wicgengeschenk die Entführung, so stellten sich Figaro und Don Juan als die idealsten Gebilde im gesammten Bereich des italienischen Bühnengesanges dar. Und nun Oos! tan rutts — ein Werk, das, rein äußerlich mit den beiden erlauchten Borgängern verglichen, nur den Eindruck des befremdlichsten Rückschritts machen kann. Wer indessen den Thaten des Künstlers gerecht werden will, der soll nicht von seinem größeren oder geringeren Wohlgefallen an ihnen, sondern einzig von der objectiven Natur der Aufgabe, den durch sie gestellten Anforderungen die Entscheidung abhängig machen. Fassen wir unter diesem Gesichtspunkt die Partitur in's Auge, so legt sie von der Genialität ihres Autors kaum minder beredtes Zeugniß ab, als irgend eine der früheren oder späteren. ‚O wie ist mir Mozart innig lieb und hoch verehrungswürdig," sagt Richard Wagner, „daß es ihm nicht möglich war, zum Titus eine Musik wie die des Don Juan, zu <?n«1 tan tutts eine wie die des Figaro zu erfinden 1 wie schmählich hätte dies die Musik entehren müssen! — Ein frivol aufgeweckter Dichter reichte ihm seine Arien, Duette und Ensemblestücke zum Componiren dar, die er dann je nach der Wärme, die sie ihm einflößen konnten, so in Musik setzte, daß sie immer den entsprechendsten Ausdruck erhielten, dessen sie nach ihrem Inhalt irgend fähig waren/ Da Ponte hatte diesmal keine hellsichtigen Pfadfinder und rüstigen Mitarbeiter wie bei Don Juan und Figaro zur Seite. Bloß auf die eigene Eingebung durfte er sich verlassen, und sie wies ihn an die kahle Schablone der alten «pera buSs mit ihrer an den dünnsten, lockersten Fäden schwebenden' Handlung, ihren hohlen Charakteren, ihren tatsächlichen und psychologischen Unmöglichkeiten. Es hat nicht an nachträglichen Besserungsverfuchen des mißrathenen Libretto gefehlt. Sie mußten jedoch fämmtlich mehr oder minder unbefriedigend ausfallen, denn noch in weit höherem Maße als der bloßen Uebersetzung bleibt nothwendig jeder inneren Umbildung bereits

componirter Texte der künstlerische Segen versagt. Unter diesen Bearbeitungen ist die L. Schneiders, ^der ähnliche Ungebühr am Mozart'schen Schauspieldirector geübt, die bekannteste und zugleich die banausischste. Dieselbe verkehrt nicht nur in gewaltsamer Weise die Fabel, ohne zur sittlichen oder ästhetischen Rettung der Personen irgend etwas Wesentliches beizutragen, sie verstümmelt auch das zweite Finale und zerreißt zu alle dem mit ihren plumpen Theaterhandwerksgriffen vielfach die zarten, geistigen Fäden zwischen den Worten und Tönen.

Von des Meisters italienischen Opern sind 1^ c^lsm««««« cki l'ito und (!«8i tan rutte wiederum die italienischsten. Beide zeigen uns deshalb nur die eine Hälfte seines Wesens und zwar nicht die ihm angeborene, sondern die durch Erziehung und Bildung ihm zueigen gewordene. Deutsche Empfindung, deutsches Gemüth kommen hier nirgend zu Worte. Wie Titus durchweg zu den Traditionen der ausgelebten «per» sori» sich bekennt, so (? osi 5sn tntt« zu den Formen und dem Geist der opera I^utta. Seinen ungleich reicheren Gehalt verdankt aber das letztere Werk dem bei Weitem höheren musikalischen Werthe der Gattung, namentlich der in ihr hergebrachten Pflege des mehrstimmigen Gesanges. Das Libretto bot dem Componisten bloß die läppischste Maskerade dar. Keine Zaubermacht der Töne konnte diese blutlosen Schatten in lebendige Menschen verwandeln. Verglichen mit den beiden galanten Schwestern und ihren windigen Liebhabern sind Zerlina, Susanne, Graf Almaviva empfindsame Seelen, und gegenüber Alfvnsos skeptischem Egoismus nimmt sich Figaro fast wie ein romantischer Schwärmer aus. Nicht tiefsinnige Herzenskündigerin, einzig behende Situationsmalerin durfte die Musik sein, die ganze Feinheit und Beweglichkeit ihres charakteristischen Vermögens an dem bunten Wechsel der zwischen den einzelnen Personen sich hin- und herspinnettden geistigen Beziehungen bethatigend. Weil im Text äußerst wenig von wirklichem Gefühl zum Vorschein gekommen, sind die Arien fast ohne Ausnahme recht inhaltlose, rein formalistische Gebilde und darum längst dem Einfluß der Zeit erlegen. Der künstlerische Schwerpunkt des Werkes, dieses zweiactigen gesungenen Scherzo, seine unzerstörbare Lebenskraft liegt in den Ensemblesätzen. Sie wirken auf uns labend und erquickend gleich lauem, mildem Sommerabendhauch, der an allen Blumen genascht, mit ihren zartesten, süßesten Düften sich erfüllt. Eine wahre Wollust der Töne bietet sich dem entzückten Ohre dar. Wie schlanke, leicht geschürzte Tänzerinnen, bald sich suchend, bald einander fliehend, zu immer neuen Gruppen sich verschlingend, scherzen und kosen die Stimmen. Nur der gewiegtesten Meisterschaft konnte so feines, kunstreiches polyphones Gewebe geralhen, in welchem, nach einem treffenden Wort Ulibischeffs, der Contrapunkt, dieser böse Störenfried mühelosen Genusfes, in Zucker und Honig sich verwandelt. Zu heimlichem Geflüster ist die Sprache des Orchesters abgedämpft, nie tritt es in den Vordergrund, mit klugem Verständniß, aber ganz leise und verstohlen be» theiligt es sich an der Handlung. Keine andere Opernpartitur weist ein so weiches, duftiges Jnstrumentalcolorit auf. Das erste Finale, das Abschiedsterzett und das Quintett gehören zum Vollendetsten ihrer Art. Sorglosestes B?hagen, friedseligste Heiterkeit, lächelnde Anmuth spiegeln sich wider in der kristallhellen Tonfluth, über welche die schalkhafteste Laune als leises Wellengekräusel hinspielt. Ter zweite Act, in dem die dramatischen Vorgänge sich mehr und mehr zerfasern, ist allerdings weit kärglicher bedacht.

Ordnet man die Mozart'schen Opern nach ihrer Bedeutung für das heutige Repertoire, so folgen auf Don Juan, auf die Zauberflöte und Figaro, die allerwärts obenan stehen, die Entführung, Los! tsv, tutts, Titus, Jdomeneo. Gelegentliche Abweichungen von dieser Scala find nur örtlicher Natur, durch Personalverhältnisse und andere Zufälligkeiten bedingt. Immer von Neuem geht Oos! tan tutts über unsere größeren Bühnen, um dann jedesmal nach einer kürzeren oder längeren Reihe von Darstellungen wieder auf Jahre hinaus den Blicken zu entschwinden. Der innerste Charakter des Werkes erklärt sattsam die Thatsache. Diese Musik mit ihrer holden Spielseligkeit, ihrer gänzlichen Abkehr von den realen Mächten des Lebens, ihrem süßen, jeder leidenschaftlichen Spannung wie tieferen Innigkeit abgewandte», nur den Blumenstoub der Empfindung leicht und flüchtig streifenden Serenadentvn ist ein zu specifisches Kind des achtzehnten Jahrhunderts, um in dem Herzen des heutigen Geschlechts lauteren Widerhall zu wecken. Die Gegenwart begehrt von der Kunst einen greifbaren Inhalt, das ernste oder heitere Abbild der Wirklichkeit. Selbst in den übermüthigsten Maskenfesten der Cvmödie will sie die leibhafte Gestalt der Menschen und Dinge nicht ganz aus dem Auge verlieren. Fremd bis zur Unverständlichkeit klingt ihr eine Tvnsprache, die alle Substanz des Gefühls in körperlosen Duft und Schimmer auflöst, uns in ein Reich des schönen Scheins versetzt, in welchem nicht die Vernunft, nicht die Sitte oder irgend welche andere von den legitimen Lenkerinnen der Welt, sondern einzig die Laune als oberste Herrin und Gebieterin waltet. Eine solche Oper konnte nur auf dem hocharistokratischen Boden einer Gesellschaft gedeihen, die alle Schwere des Daseins von sich gethan, den Genuß für ihre einzige Aufgabe hielt, in dem Cultus der verfeinertsten Sinnlichkeit als in ihrem eigensten Element lebte und athmete. In chronologischem Betracht nimmt Losl tan tutt« den Platz unmittelbar vor der Zauberflöte ein. Wie allumfassend mußte aber eine Künstlerseele sein, in welcher zwei so himmelweit verschiedene Schöpfungen neben einander Raum hatten. Bis hinab zu den geheimsten Tiefen des deutschen Gemüths greift die letztere, dabei vräludirt in ihr trotz aller egyptischen und freimaurerischen Mummerei bereits der Geist des neunzehnten Jahrhunderts. Tie erster« ist dagegen der lächelnde Scheidegruß der guten alten Zeit, die Verherrlichung jenes Äolos tar illent«, in welchem eine privilegirte, jeder ernsteren Pflicht entbundene Minderheit von einem Tag zum anderen durch's Leben tändelte. Wäre wirklich die Ironie die echteste Quelle künstlerischer Inspiration, dann besäßen wir in diesem leichtfertigen, mit dem üppigsten Segen der musikalischen Phantasie getränkten Liebesspiel das idealste Gebilde, zu dem je Wort und Ton sich geeint.

Am höchsten unter sämmtlichen Opern Mozarts stellt der Verfasser Figaros Hochzeit und Don Juan, aber am meisten liebt er die ZauberflSte. Wie häufig sie ihm auch im Verlauf eines Menfchenalters sich dargeboten, auf feinen musikalisch-kritischen Lebenswegen bedeuteten alle diese Abende ebenso viele gastliche Oasen. Er, der so oft, einzig der Noth und nicht dem inneren Triebe gehorchend, die Hallen der Kunst betreten, muß sich zu unbegrenzter Dankbarkeit gegenüber einem Werke bekennen, das ihm stets von Neuem die längst verlorene Frische und Empfänglichkeit zurückgegeben. Keine Macht der Gewohnheit konnte etwas daran ändern. Immer wieder strömte aus den wohlbekannten Tönen dieselbe helle Feststimmung, ein köstliches Gemisch von heiterstem Behagen und leiser Rührung mit sanfter Gewalt in die Seele. Unzerstörbarer Zauber wohnt dieser Musik inne, deren lächelnde Kinderlippen uns die tiefsinnigsten Dinge offenbaren. In keiner anderen Oper des Meisters ist seine menschliche Natur, die ganze Schlichtheit und Treuherzigkeit seines echt deutschen Gemüthes zu so unmittelbarem Ausdruck gelangt. Was jenes an eigenstem Empfindungsgehalt, an ursprünglichstem Sang und Klang barg, wurde durch die traulichen Laute der Muttersprache geweckt, hat sich in sie ergossen. Thaufrischeste Naivetüt ist darum der Alles beherrschende und erfüllende Grundzug dieses einzigen Werkes. Seine Melodien unterscheiden sich von den zu italienischen Worten gesetzten wie schlichte Wald- und Wiesenblümchen von üppigen Gartengewächsen. Das deutsche Element ist in der Zauberflöte noch ungleich reiner ausgeprägt als selbst in der Entführung. Während für diese vielfach die welsche Opernarie vorbildlich gewesen, sehen wir jetzt ihren Einfluß lediglich auf die Königin der Nacht beschränkt.

Das Libretto gehört gewiß zu den seltsamsten Geschöpfen seiner Art. Hausbackenes und Phantastisches, Gereimtes und Ungereimtes durcheinander mengend, mit allerlei unnützem, läppischem, auf die Kinder jedes Alters und Standes berechnetem Beiwerk reichlich ausstaffirt, gleicht es auf ein Haar der Erscheinung des wunderlich befiederten Vogelmenschen, dem hier eine so bevorzugte Rolle zugefallen. Eine bunte Reihe äußerst locker zusammengehaltener Scenen bildet den Inhalt der verworrenen, zum Theil recht widerspruchsvollen Handlung. Daß der böse Mohr zu SarastroS Gefolge gehört, die „drei Knaben jung, schön, hold und weise" im Dienste der nächtlichen Königin stehen, daß aus deren Händen Tamino und Papageno die schützenden Zaubergaben empfangen, alle diese Räthsel erklären sich einzig aus der gedankenlosen Hast, mit der nachträglich die Fabel umgebogen worden. Dabei erinnert die Sprache auf's Lebhafteste an die der FibelVerse. So manches geflügelte Wort im Redeschatz des höheren Blödsinns stammt aus der Zauberflöte. Und dennoch hat dieser alberne, unbeholfene, mißgestaltete Tezt dem Comvonisten eine Menge wirksamster, freilich Klotz der unbegrenzten Fülle schöpferischsten Vermögens zugänglicher Handhaben geboten. Mit dem Seherblick des Genius erkannte der Meister die in der wunderlichen Schaole schlummernden tricbkräftigen Keime, und dank dem Segen seiner Alles gewährenden Phantasie erwuchs aus ihnen ein überschwenglicher Reichthum duftiger Blüthen und goldener Früchte. Der bekannte Satz, daß nur ein Schritt ist vom Erhabenen zum Lächerlichen, hat auch in der Umkehrung seine Richtigkeit. Was das Libretto lallend und stammelnd auszusprechen gerungen, das bringt uns die Musik voll und ganz, in überzeugendster Wahrheit und Klarheit vor die Seele. Wir dürfen sicherlich beide einfältig nennen, aber jenes ist es im gewöhnlichen, diese im biblischen Sinne der doppeltzüngigen Bezeichnung. Kindisch sind die Worte, kindlich die Töne. Nur die oberflächlichste Betrachtung kann dem vielgeschmähten Text jedes Verdienst absprechen. Derselbe hat vor dem zu <Ü«si tsu wtts den unermeßlichen Vorzug, daß er in wechselreichster Mannigfaltigkeit lauter musikalisch brauchbare Charaktere und Situationen aufweist, die darum fähig gewesen, von der ganzen Innigkeit wie dem ganzen Adel der Mozart'fchcn Muse ergriffen und verklärt zu werden. Ihm haben deshalb auch gegenüber dem Spottchor der Ankläger keine geringeren als Herder und Goethe das Wort geredet. Der Eine hob als Hauptsache des Erfolges das dramatische Grundmotiv, den zur Darstellung gebrachten Kampf zwischen Licht und Finsterniß, hervor, während der Andere gemeint- die Jaubcrflöte sei zwar voller UnWahrscheinlichkeiten und Spaße, die nicht jeder zurechtzulegen und zu würdigen wisse, aber der Autor habe doch im hohen Grade die Kunst verstanden, durch Contraste zu wirken und große theatralische Effecte herbeizuführen. Ja. der Dichter des Faust hatte solche Freude an dem buntscheckigen Märchenspiel und dessen mystisch-symbolischem Kern, daß er ernstlich eine Fortsetzung plante und darüber 1795 mit dem Componisten Wranitzky in Briefwechsel trat. Er skizzirte die Handlung, führte auch einige Scenen aus, ließ aber die Arbeit unvollendet. Das ganze Personal der Mozart'schen Zauberflöte finden wir in dem merkwürdigen Fragment wieder beisammen. Papageno und Papagena leben als Ehepaar in ihrer Hütte, ungeduldig auf liebe, kleine Kinderlein wartend. Auch Tamino und Pamina sind vermählt, ein Söhnchen ist ihnen geschenkt, das jedoch Monostatos, der Willensvollstrecker der wieder mächtig gewordenen Königin der Nacht, geraubt und in einem mit unlöslichem Zaubersiegel verschlossenen goldenen Sarge geborgen. Sarastro hat, den Gesetzen seines Ordens gehorchend, den Tempel verlassen, um auf ein Jahr die Welt als Pilger zu durchwandern. Die Worte des Schubert'fchen Liedes: .Wer kauft Liebesgötter," sind dem Goethe'schen Torso entlehnt, in welchem sie ein Duett zwischen Papageno und Papagena abgeben.

Don Juan und die Zauberflöte lassen je nach dem Standpunkt der Betrachtung sowohl eine gewisse Aehnlichkeit wie die größtmögliche Verschiedenartigkeit erkennen. Der Mischung des Tragischen und Komischen in dem einen Werk entspricht in dem anderen die des Erhabenen und Heiteren. In Hinblick auf diese Zwiespältigkeit, dieses Wechselspiel äußerster Gegensätze, wie auf das Hereinragen der übersinnlichen Welt muß man beide als romantische Opern bezeichnen. Alle Gemeinschaft zwischen ihnen hat jedoch hiermit ein Ende. Denn wenn wir in Don Juan die höchste Steigerung des der Musik innewohnenden dramatischen Ausdrucksvermögens gewahren, nähert sich die Zauberflöte durch den epischen Verlauf der Handlung und d^s bis zur Allegorie verallgemeinerte Wesen der meisten Charaktere dem Oratorium. Sarastro, Tamino, Pamina, die sternenflammende Königin, was wären sie etwa Anderes als Urtypen des Priesters, des Jünglings, der Jungfrau, des bösen Weibes? Noch weit mehr verflüchtigt sich das Persönliche in den Gestalten der drei Damen und der drei Knaben. Als Figuren von individuellerem Gehalt bleiben im Grunde genommen nur übrig: Papageno, Papagena und Monostatos. „Mozarts Zauberflöte," sagt Berthold Auerbach, „ist eine jener ewigen Schöpfungen, die im Jenseits aller Leidenschaft und alles Menschenkampfes steht. Ich habe es oft gehört, wie kindisch dieser Text sei, aber auf dieser Höhe kann alle Handlung, alles Geschehene, alle Menschenerscheinung, alle Umgebung nur noch allegorisch sein. Die Schwere und Begrenztheit ist abgestreift, der Mensch wird zum Vogel, zum reinen Naturleben, er wird zur Liebe, wird zur Weisheit."

Und ferner: An einem, mit seinen Wurzeln weit in die Vergangenheit zurückreichenden Stamme gewachsen, sind Don Juan und ebenso Figaros Hochzeit reifste, saftigste Früchte, der vollendete Inbegriff einer fast zweihundertjährigen, in ruhigem Verlauf zu ihrem endlichen Abschlüsse gediehenen EntWickelung. Echte Zukunftsmusik enthalten dagegen die zwei der deutschen Gesangsbuhne gewidmeten Mozart'schen Partituren. Die Entführung, die Zauberflöte, sie sind die beiden festen, den gesammten weiteren Aufbau unserer vaterländischen Oper tragenden Grundpfeiler, Unermeßlich ist zumal der vom letzteren Werk geübte Einfluß. Die hier angeschlagenen, ganz neuen jugendfrischen, zeugungskrciftigen Töne sind fruchtbar gewesen, haben sich gemehrt und ausgebreitet, als ebenso viele lebenspendende Grundtonarten des musikalischen Ausdrucks sich erwiesen. Das in den Gesängen Sarastros und seiner Priester zur Tarstellung gelangte ethische Element beherrscht und durchdringt den Fidelis, dessen Autor bekanntlich die Zauberflöte weitaus am höchsten unter allen Mozart'schen Opern geschätzt. Tamino und Pamina sind die Eltern von Max und Agathe, wie von deren vornehmen Geschwistern Adolar und Eürynnthe, Hüon und Rezia, und nicht minder zahlreich ist Papagenos und Papagenas fröhliche Nachkommenschaft. Ja, selbst weit hinaus über das Gebiet des gesungenen Dramas hat die Zauberflöte lauten, vielfältigen Widerhall erweckt. Tief verschuldet sind ihr eine ganze Reihe von Oratorien, vor allem Haydns Schöpfung und Jahreszeiten. Der würdevolle Druide in Mendelssohns Walpurgisnacht ist ein Epigone Sarastros. Sogar die reine Instrumentalmusik sehen wir beseelt und befruchtet von der sanften Erhabenheit dieser Tonsprache, deren gleich» sam körperlose, w!e aus überirdischem Glanz gewobene Gebilde eine, jeder selbstsüchtigen Regung Schweigen gebietende sittliche Weihe ausstrahlen und deshalb auch ohne die Geleitschaft des deutenden Wortes unser inneres Auge emporlenken würden zu den ewigen Urquellen des Lichts. So manches Beethoven'sche Adagio betet an den Altären der Isis und des Osiris. Auch die ersten Anfänge unserer instrumentalen Märchenromantik stecken bereits im Mozart'schen Orchester.

Religiöses Empfinden, wie es aus dem Munde der Eingeweihten zu uns spricht, hatte bis dahin im Tonreich und nun gar von der Opernbühne herab noch nie seine Stimme erhoben. Jene verkünden dasselbe, durch kein Dogma eingeengte, jedem specifischen Kirchenthum abgewandte Evangelium der Menschenliebe, zu dessen mildem, duldsamem Geiste fast die gesummte Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts sich bekennt. Sarastro ist der echte und rechte Priester im Sinne von Lessings Nathan, Seine beiden Arien sind väterliche Segensgrüße, der ganzen zum Bruderbund geeinten Menschheit zugerufen. Dem tiefsten Gemüth entquollen, schmiegen sie sich durch den treuherzigen Brustton, die ruhige, reife, allem leidenschaftlichen Sturm und Drang enthobene Innerlichkeit, durch die patriarchalische Würde nnd Schlichtheit des Ausdrucks in unübertroffener Weise dem eigensten Vermögen der Baßstimme an. Auch der Männerchor hat hier eine Bedeutung gewonnen wie vorher in keiner anderen Oper. Ungemein förderlich war den priesterlichen Gesängen der Zauberflöte die nachträgliche Umgestaltung des Libretto, die dadurch ermöglichte Beziehung zu den maurerischen Mysterien. Wir wissen, mit welchem Ernst Mozart an ihnen gehangen, wie sehr ihm der Inhalt des Lebens sich geläutert und vertieft, seitdem er es als Vorbereitung auf den Tod zu betrachten begonnen. Dieser wirft seinen dunklen Schatten in die buntscheckige Handlung. Alle Schauer des Grabes umWeben uns beim Erscheinen der zwei Geharnischten, bei jener markerschütternden Choralfiguration. der ersten und weitaus genialsten, die sich auf die Bretter gewagt. Nicht nur der Zeitfolge nach stehen die Zauberflöte und das Requiem unmittelbar nebeneinander, auch ein enges geistiges Band verknüpft beide. Namentlich diese den letzten Dingen zugewandte Seite des Werks hat das folgende Strauß'sche Sonett im Auge.

Dem Gottc gleich, der aus den Thorcnstrcichen
Der Menschenkinder Weltgcschicke flicht,
Hast du aus cincm närrischen Gedicht
Ein TSncmcrk erschaffen sonder gleichcn.

Schon warst du nahe jenen ernsten Reichen,
Wo jede Lcbenstäuschung uns zerbricht,
Dos Haupt umstrahlt von jenem reinen Licht,
Vor dem die bunten Erdcnfarben bleichen.

Da schien der Menschen Thun dir Kinderspiel
Du sah st dcn Hafz in cw'gc Nacht gebannt.
Die Liebe sich zur Weisheit mild verklären

Dank dir verklärter Meister! nach dem Ziel
Hast du uns liebend noch herabgesandt
Vorklängc von der Harmonie der Sphären

Staunenswerth ist in der Zauberflöte die Neuheit und nicht minder die Mannigfaltigkeit des Stimmungscolorits. Wie Sarastro weder unter bei: bisher betrachteten Mozar'tschen Gestalten noch auf der ganzen älteren Gesangsbühne einen Vorgänger gehabt, ebenso Tamino und Pamina, diese musikalischen Urbilder des deutschen Jünglings und der deutschen Jungfrau. Seine frischesten, frühlingsduftigsten Töne hat der Meister dem holden, eben aus dem Seclcnschlaf der Kindheit erwachenden Paar geliehen. Welche langen, tiefen Athcmzüge der Empfindung in dem: Dies Bildniß ist bezaubernd schön! Ja wohl, das ist die unfchuldvolle Sprache eines bisher gänzlich unberührten Herzens, das sich plötzlich entdeckthat, staunend und sinnend gewahrt, was für wunderbare Dinge in ihm vorgehen. Auch die beiden Pagenromanzen künden die ersten Regungen der Liebe, aber sie bemächtigt sich dort wie ein Rausch, in unserer Arie dagegen wie eine himmlische Offenbarung der jungen Brust. Bei Cherubin wendet sich das Gefühl verlangend nach außen, bei Tamino träumerisch nach innen. Jener möchte mit seinen Armen das ganze weibliche Geschlecht umfangen, während dieser nur erfüllt ist von der Einen, deren reine Züge er eben geschaut. Gleich einem frommen Gebet entströmt seinen Lippen dir von keinem sinnlichen Hauch gestreifte Melodie. Unbegrenztes scclenmalerisches Vermögen thut sich uns kund in der so verschiedenartigen Behandlung verwandter Aufgaben. Der leidige Umstand, daß Sarastrvs Zögling das Gelübde des Schweigens abgelegt, hat im zweiten Act alle reichere musikalische Entwickelung des Charakters gehindert. Um so voller und freier entfaltet sich hier das Wesen Paminas. Aus der anmuthigen Mädchenknospe, als welche sie uns zunächst gegenüber getreten, blüht unter der Macht der Liebe, zumal unter der Gewalt des ersten großen Schmerzes die herrlichste Jungfrau hervor. Das Antlitz, welches die Arie, das Terzett, die Wahnsinnsscene abspiegeln, ist um so rührender, da es bei dem Ernst des im Kampf mit dem Leben gereiften und vertieften Ausdrucks den ganzen Zauber der Kindlichkeit sich gewahrt hat.

Papageno erinnert an eine der ältesten und volksthümlichsten Figuren der deutschen Bühne. Er ist in der That nichts weiter als der manierlichste und liebenswürdigste Nachkomme des ungeschlachten Hanswurst, den einst die Neubcrin verbrannt, der aber diese wie so manche andere Ezecution siegreich überstanden hat und bis hinein in unsere Tage unter den Lebendigen wandelt, Bc>n ihm stammt der lustige Vogelfänger ab. Dieser ausbündige Realist, dessen unverwüstliches Naturburschenthum im schalkhaftesten Gegensatze zu dem hochgestimmten Idealismus steht, dariu die Hauptträgcr der Handlung leben und athmen, konnte das Licht der Welt nur in einer Stadt erblicken, die seinen Ahnherrn stets in besonderen Ehren gehalten. Ebenso beschränkt und feige wie drollig und gutmllthig, ein echtes Geschöpf des Wiener Volkshumors, Zwillingsbruder der Kasperl, Staberl. Tadedl, wurde er einzig durch den Zauber der Mozart/scheu Musik weit über alle jene possenhaften Spaßmacher emporgehoben. Harmlose Naturkinder gleich Papageno nnd Papagena sind auch die drei Tamen. Ihr mnthwillig heiteres Geplauder verräth nirgends, daß sie im Dienste der nur auf Unheil sinnenden nächtlichen Königin stehen. Ein sonderbares Mißgeschick hat über der letzteren schon von ihrer Wiege an gewaltet. Wohl darf sie klagen: „Zum Leiden bin ich auserkoren," Dein ersten Textentwurf gemäß Vertreterin des guten Princips und als solche vom Componisten bereits charcikterisirt, mußte sie sich nachträglich in einen Dämon des Hasses und der Rache verwandeln. Manche Spur erinnert unverkennbar nn die ursprüngliche Bedeutung der Rolle. Deren Wesen ist ferner durch die Rücksicht auf die Persönlichkeit der ersten Darstellerin in mißlichster Weise beeinflußt. Wie einst Mozart die Constanze in der Entführung zum großen Theil der geläufigen Gurgel der Cavalieri geopfert, so lagen ihm diesmal der bis zum hohen ? reichende Sopran und das virtuose Staccato seiner ältesten Schwägerin Josepha Hofcr mehr als billig am Herzen. Sollte es uns Wunder nehmen, wenn aus so widerspruchsvollen Voraussetzungen ei» stilloses Gemisch von pathetischen Recitntiven, schwer gewogenen Melodien und dornigem, altfränkischem Coloraturenkram sich ergeben? Der Grund liegt aber vielleicht noch etwas tiefer, der die Königin der Nacht an ein zwiespältiges Hin und Her von vornehmer Würde nnd leidenschaftlicher Zerfahrenheit gewiesen. Das Dämonische, das nothwcndig zur Beglaubigung einer solchen Gestalt gehört, es hat erst im neunzehnten Jahrhundert auf der Bühne Beethovens, Webers, Meyerbeers, Wagners musikalischen Ausdruck gewonnen. Pizarrv, Kaspar, Lysiart. Eglantine, Bertram, Ortrnd stehen jenseit der Grenzen klassischer Kunst.

Es wurde schon gesagt, daß die Zauberflöte vermöge der eigensten Natur des ihr zn Grunde liegenden Stoffs vielfach dem Oratoriunm sich nähert. Seinem Wesen entspricht sowohl das die ganze Handlung beherrschende rein ethische Motiv, wie das überwiegend Symbolische ihrer Träger. Weil z. B. die drei Knaben und nicht minder die drei Dame» nur die Verkörperung eines Begriffs, also bloß eine allegorische Gesammtpersönlichkeit darstellen, war in ihren Gesängen kein Raum für die wechsclvolle Mannigfaltigkeit individuellsten Lebens, die wir in den Ensemblesätzen des Don Juan, des Figaro bewunderten. Tic Gestaltung konnte einzig durch nmsiNoid ‚»‚d Slit. xxxii‚»«. L«

kalischc Rücksichten bedingt werden. Für das Zurücktreten des dramatischen Elements gewähren indessen die Zierlichkeit des Tongeflechts, der Reiz und die Feinheit des Ausdrucks reichlichen Ersatz. Unberechenbaren Einfluß aus die weitere Pflege des mehrstimmigen Frauengesangs haben diese Terzette geübt, die bald wie mit Engelszungen reden — man denke an der drei Knaben so feierlich mildes „Zum Ziele führt dich diese Bahn/' oder an ihr so kindlich naives „Seid uns zum zweiten Mal willkommen" — bald den schalkhaftesten Humor im Munde tragen. Kaum eine andere Mvzart'sche Partitur weist eine ähnliche Farbenpracht instrumentaler Klänge auf. Die im Don Juan bis zur Erscheinung des steinernen Gastes gesparten Posaunen gießen ihren Festglanz bereits über die Ouvertüre eines jener wunderbaren Gebilde, in denen höchste Kunst in echteste Natur sich umgewandelt. Auf die priesterlich weihevolle Einleitung folgt ein die schweren, spröden contrapunktischen Formen wie das vielgestaltige orchestrale Rüstzeug gleich gefälligem, federleichtem Tand handhabendes Fugato. Gänzlich absichtslos, ohne jedes menschliche Zuthun scheint Alles aus dem Urborn der Töne hervorgequollen. Und dieser wortlose Prolog kündigt dabei auf's Beredteste den Doppelchnrakter der Oper an, die ihr eigene Mischung von Erhabenheit und Heiterkeit, von mystischem Tiefsinn und buntschillernder märchenhafter Phantastik.

Welche unermeßliche Kluft zwischen der aus dem Urgrund deutschen Geistes nnd deutschen Gemüthes geschöpften Zauberflöte und dem gänzlich von der italienischen Schablone beherrschten Titus! Nur der biographischen Kunde verdanken wir die volle Lösung des psychologischen Räthsels. daß zwei so ungleichartige Werke nicht blos den Autor, sondern selbst das Ent^ stehungsjahr gemein haben. In dem klassischen Siebengestirn der Mozart'schen Opern zeigen, um es zu wiederholen, Jdomeneo und la «Ismen?» cli ?itn bei dem weitesten räumlichen Abstand, vermöge ihrer engen Beziehungen zur alten «per» «oriii, doch die meiste innere Verwandtschaft, freilich mit dem Unterschiede, daß dort eine Fülle frischen, jungen Lebens aus den verbrauchten Formen hervorgcblüht, während ihnen hier der in sie eingeströmte Stimmnngsgehalt entspricht. Eine bereits 1734 von Caldara, 17!Z5 von Leo, 17.!7 von Hasse, 1751 von Gluck. 176« von Jos. Scarlatti, 17«ö von Naumann, außerdem von Jomelli und Perez in Musik gesetzte Dichtung Metastasws liegt dem Libretto zu Grunde, Mit ihren wohlklingenden Versen, ihrer frostigen Geziertheit, saft- und kraftlosen Rhetorik, niit dem feierlichen, jedem Naturlaut der Empfindung Schweigen gebietenden Ceremoniell war sie ganz nach dem Herzen eines Publikums, welchem die Gesangsbühne nnr das Gerüst für dramatisch hergerichtete und aufgeputzte Vocalconcerte gewesen. Der Dresdener Hofpvet Mazzola hat dem von ihm überarbeiteten Text seines Wiener Berufsgenossen keinen neuen Geist einzuflößen vermocht. Wir sollen unser Interesse einer Handlung schenken, die von Anfang bis zu Ende nnr leerer Schein ist. die, in Bewegung gesetzt durch die dürftigsten, willkürlichsten, unwahrsten Motive, jeden Augenblick zu versiegen droht. Verbrechen werden begangen, vhne ihr Ziel zu erreichen, Strafen werden verhängt, aber im letzten Augenblick fällt ein bereit gehaltener allerhöchster Gnadenspruch der poetischen Gerechtigkeit in ihren schon erhobenen Arm. Aus dem salbungsvoll moralisirenden, von Tugend und Edelsinn triefenden Wortschwall starrt uns befremdend und erkältend die ganze Hohlheit und Unnatur der Charaktere entgegen. Der iiber alle Maßen weichherzige, großmüthige Imperator ist ein blutloses, einzig höfischer Schmeichelei dienendes Symbol fürstlicher Huld und Güte. Nicht einmal unser Mitleid verdient der weibische, zerfahrene Sextus, dem eine unerwiderte Liebe den gegen seinen kaiserlichen Freund und Wohlthater gerichteten Dolch in die Hand giebt. Servilia, Annins, Pnblius sind bloße Lückenbüßer. Tragisch angelegt ist allein Vitellia, aber sie treibt und beherrscht der Ehrgeiz, eine Leidenschaft, die geringen Spielraum dem Ausdrucksvermögen der Töne bietet, von ihnen kaum gestreift wird. Ter Musik blieb deshalb nur übrig, «n dem armseligen Sparren- und Lattenwerk des Textes allerlei gefälligen Zierrath aufzuhängen, süße mit Wohllaut getränkte Melodien und bunte Fiorituren gewinde. Nichts ist aber vergänglicher als derlei äußerlich herzugebrachtcr Schmuck, als solcher nicht aus dem innersten Sinn der Worte quellende Gesang.

Wie konnte jedoch den Meister, der sich sehr klar gewesen über die an einen Operntezt zu stellenden Forderungen — die bei Gelegenheit des Jdomeneo, der Entführung an den Vater gerichteten Briefe geben davon Zeugniß — wie konnte ihn gelüsten, die Hand auszustrecken nach diesem lebensfeindlichcn Libretto? Wer so fragt, hat schwerlich eine Ahnung von der elementaren Gewalt des künstlerischen Productionsdrangcs. Einer unwiderstehlichen inneren Nöthigung gehorchend, ergriff Mozart begierig jeden Anlaß, der ihn auf die Bühne, den eigensten Schauplatz seines Genius, rief. Daß in Figaro und Don Juan dem Componisten eine unendlich erfreulichere und lohnendere Aufgabe zugefallen, als in (?o8i tsn wtts und Titus, wußte er sicherlich am besten. Er wollte aber lieber den Verhältnissen sich fügen, mich unter ungünstigen Bedingungen an's Werk gehen, als thntlos die allen seinen Wünschen entsprechenden Dichtungen erwarten. Zudem stand hinter ihm die gebieterische Sorge für Weib und Kinder. Nie hat er mit härteren Bedrängnissen gekämpft, als in den beiden letzten Jahren seines Lebens. Der Auftrag, die Prager Krönungsoper zu schreiben, war ein Glücksfall, den er nicht abweisen durfte. Nur achtzehn Tage konnte er auf die Arbeit wenden, sie wnrde ihm durch körperliche Leiden erschwert und verbittert. Das in der böhmischen Hauptstadt vnsammelte Publikum begehrte von der musikalisch-dramatischen Festgabe nicht tragische Erschütterungen, keine aristotelische Katharsis, fondern lediglich freundlichen Zeitvertreib, mühelosen Genuß.

Ist es unter solchen Umständen verwunderlich, daß die Tonsprache zurückgelenkt in die breiten, bequemen Wege der alten «pein ssii«. daß

diese fast durchweg der Partitur ihren Stempel aufgeprägt, den formalistischen, vornehmlich das Bravvurbedürfnifz in Nahrung setzenden Arien, den knappen, spärlichen Duetten, Terzetten, Chören, dem gleichgültigen Einerlei des vom Meister seinem Schüler Süßmayer «verlassenen Secco-Recitativs, endlich auch dem Orchester, dessen schablonenhafte, mit allerlei für die Charakteristik bedeutungslosem Flitterstaat — man erinnere sich der obligaten Clarinctte in der ersten Arie des Seztus, des concertirenden Basethorns in der zweiten der Vitellia — verbrämte Behandlung grell absticht gegen die so ansdrucksund charaktervolle Instrumentation der Zauberflöte! Wie wenig es die Musik mit dem Drama ernst genommen, sagt uns schon das Personenverzcichniß. Die ältere italienische Oper ist ein Spielzeug der Primadonnen und Kastraten gewesen. Gegenüber der Stimme der Natur, den Geboten der Sitte und Humanität waren die letzteren allmählich von der Bühne verschwunden, aber ihre Erbschaft traten die in Männerkleider gesteckten Frauen an. Ihnen sind im Titus die Partien des Sextus und Annius zugewiesen. Nur eine einzige Nummer des Werks, das bewunderungswürdige Finale des ersten Acts, zeigt uns den großen Tondramatiker in seiner ganzen Glorie. Von den Furien der Reue gejagt, stürzt Seztus, in der Meinung, den Kaiser gctödtet zu haben, auf's Forum. In die zu einem Quintett sich erweiternde Scene klingt von fern der bange Weheruf des Volkes hinein. Immer näher, immer erschütternder tönt dessen Klage, bis zuletzt der Vorhang über eine Welt sich herabsenkt, die fried- und herrenlos sämmtlichen Dämonen der Nacht und des Abgrundes preisgegeben scheint. Die Stimmen, wie erdrückt unter einer Last bleischwerer Dissonanzen, bringen uns das Bild starren, dumpfen, jede Lebensregung hemmenden Entsetzens vor die Seele. Im engsten Rahmen ist dabei dies meisterhafte, allem Herkommen zum Trotz nicht mit einem rauschenden Allegro gekrönte, sondern trüb nnd langsam verhallende Finale gehalten.

Die Behren der Anarchisten.

von

Georg Adler.

— Breslau. —

gegenwärtig hat eine Reihe verbrecherischer Mordversuche die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf die anarchistische Partei gelenkt. Sie war bei uns bis vor Kurzem kaum dem Namen nach bekannt. Und auch jetzt weiß man über ihre Bestrebungen nnd Endziele nnr wenig. Denn selbst der unlängst abgeschlossene Prozeß gegen die Urheber des Niederwald-Attentates hat nur ein schwaches Streiflicht auf die anarchistischen Lehren fallen lassen. Um so mehr muß daher eine Studie geboten erscheinen, welche über das Wesen dieser bedrohlichsten Jdeenrichtung unserer Zeit aufzuklären bestrebt ist.

Will man aber ein wirklich zutreffendes Bild von der in Rede stehenden Geistesströmung gewinnen, so darf man sich nicht damit begnügen, sie erst von dem Momente an zu betrachten, wo sie durch eine entsprechende Parteibildung gleichsam feste Gestalt gewonnen hat, — sie muß vielmehr auch in ihrem abstracten Urquell nachgewiesen werden, der durch das Studium der Werke Proudhons aufgedeckt wird.

Proudhon hat zuerst das Wort „Anarchie", welches bis dahin für identisch mit „Chaos" und „Unordnung" gegolten, zur Bezeichnung eines idealen Gesellschaftszustandes angewandt, in dem durch das leitende Princip der „Herrschaftslvsigkeit" («v-«p/!«, wörtlich- Nicht-Herrschaft) jegliche Knecht schüft ausgeschlossen sein sollte. Damit wollte der französische Autor die zukünftige Ordnung in schärfsten Gegensatz zn der bisherigen Weltgeschichte stellen, deren charakteristische Merkmale — nach seiner Ansicht — Unterdrückung und Zwang waren.

Die Deductivn Proudhons lautet: Bei wahrer und voller Freiheit muß der Grundsatz der Gleichberechtigung, welcher auch der einzig gerechte ist, alle gegenseitigen Verhältnisse der Menschen regeln. Jeder wird in diesem Falle von dem Andern soviel empfangen, als er ihnen gegeben hat, d. h. das Einkommen eines Jeden wird seiner Arbeitsleistung entsprechen. Wenn also in einem Gemeinwesen Alle gleich gut gearbeitet, müssen auch Alle den gleichen Anthcil am Gcsammtproducte haben. Dies hat aber in der modernen „kapitalistischen" Wirthschaftsgestaltung nicht statt. Denn der Inhaber des Eigenthums nimmt auf Grund desselben einen Theil des Ertrages der nationalen Arbeit vorweg in Anspruch: der Zins, die Rente, die Miethe u. s. w. sind Arten des Einkommens, welche vom Eigenthümer ohne Arbeit erworben und daher — entgegen aller Gerechtigkeit — dem Arbeiter zwangsweise weggenommen sind. Auf diese Weise wird das Eigenthnm zum Diebstahl. „I^a propriöt« o'o»t 1« v«1," — das ist die Folgerung, zu der Proudhon schon 1840 in seinem Werke „(Zn'ost-«« c^ns Is piopristö?" gelangt ist, und die er stets festgehalten hat. Ja, in einem seiner letzten Werke, in der sechsbändigen „.lustics <l,ins st dans Is rövolntiow

bezeichnet er es als seinen größten Stolz, jenes Wort zuerst ausgesprochen zu haben. „Diese Definition (des Eigenthums) — sagt er — ist mein; ich gäbe sie nicht um alle Millionen Rothschilds."

Aus dem angegebenen Grundfehler leitet Proudhon alle existirenden Uebel, besonders das Massenelend ab.

Es ist daher consequent, wenn er die Beseitigung dieser Mängel von einer Neugestaltung erwartet, die Jedem soviel Güter zu Theil werden läßt, als er gemäß seiner Arbeitsleistung verdient.

Hierzu bedarf es nun — nach Proudhon — nicht blos einer Reform des Staates, wie etwa die Socinlisten meinen. Nein, der ganze Staat soll abgeschafft werden, weil er im besten Falle die Herrschaft der Majorität, mithin die Unterdrückung der Minorität bedeute und auf diese Weife die Unfreiheit verewige.

Welcher Neubau soll aber auf der Stätte der Trümmer des Staate» errichtet werden? Eine Verwaltung, antwortet unser Theoretiker, die dafür zu sorgen hat, daß das Privateigcnthum — welches auch in Zukunft bestehen bleiben soll — nicht mißbräuchlich angewandt wird. Der Prodnccnt mag Grund und Boden, Werkzeuge, Gebäude u. s. w. sein eigen nennen, aber er darf für seine, mit deren Hilfe erzeugten Waaren nicht mehr fordern, als er gearbeitet. Da das Privateigcnthum gestattet ist, wird natürlich auch die Concurrenz nicht aufgehoben; ja es wird ein noch lebhafterer und allgemeinerer ökonomischer Wettbewerb erwartet, indem von ihm Niemand mehr in Folge seiner Mittellosigkeit ausgeschlossen bleiben soll, wie dies heute der Fall.

Alle Verhältnisse zwischen den Zukunftsbürgern werden auf dem Wege des Vertrages geregelt. Gesetze rxistiren nicht mehr. Demgemäß ist auch die ganze Justiz und die Pvlizei überflüssig. „Das industrielle (d. h. anarchistische) Regime — sagt Proudhon in der „IclSs gönsrnls cls 1a Rs> volution" — ist die Versöhnung der Interessen, welche , . . aus der Constituirung des Werthes und des Eigenthums resultirt. Wozu sollte einem solchen Zustande der Dinge die Regierung dienen? Wozu die Bestrafung? Wozu die Justiz? Der Vertrag löst alle diese Probleme. Der Producent unterhandelt mit seinem Consumenten, der Associö mit seiner Gesellschaft, der Bauer mit seiner Gemeinde, die Gemeinde mit dem Bezirke, der Bezirk mit dem Departement u. s. w. Es ist immer das gleiche Interesse, welches unterhandelt, sich ablöst, sich in's Gleichgewicht setzt, sich in's Unendliche fortspinnt."

Proudhon erwartete die Einführung seiner harmonischen Ordnung nicht vom allgemeinen Stimmrecht; denn dieses hielt er, wenigstens für die Dauer der gegenwartigen, ökonomischen Ungleichheit, nur für eine Lüge.

Aber er folgerte hieraus nicht, wie es die späteren Anarchisten thaten, die principielle Nothwendigkeit des gewaltsamen Vorgehens und der „Agitation zur Rebellion". „Sind die Ideen aufgestanden — meinte er in der bereits angeführten „.lu^ties 6»N3 I Sglise et ilan» la rövolution", — so stehen die Pflastersteine von selbst auf, wenn anders die Regierung nicht vernünftig geinig ist, sie nicht abzuwarten. Ist das nicht de>- Fall, so hilft Alles nichts."

Immerhin mußte die Betonung des individnellen Beliebens und dcr subjektiven Willkür in ihren Consequenzen leicht zu destructiven Jdecn führen. Und daß denselben auch Prondhon nicht ganz fern stand, daß er in gewissem Sinne als intellectueller Mitschuldiger an den Lehren Batunins von der „k'gii-clostl'uot.iou" betrachtet werden muß. kann durch manche Stellen seiner Schriften bewiesen werden, wie z. B. durch folgenden Passus, welcher sich in dem Werke über das „Eigenthum" findet: „Ich habe es geschworen, — heißt es hier — ich werde meinem Werke der Zerstörung treu bleibenich werde nicht aufhören, die Wahrheit durch Ruinen und Trümmer hindurch zu verfolgen. Ich hasse die halbgethanc Arbeit, und man kann mir glauben, ohne daß ich es anzukündigen brauche: wenn ich gewagt habe, die Hand an die heilige Lade des Eigenthums zu legen, so werde ich mich nicht damit begnügen, den Deckel herunter geworfen zu habe». Alle Geheimnisse des Heiligthums der Ungerechtigkeit müssen enthüllt, die Tafeln des alten Bundes müssen zerbrochen und alle Gegenstände des alten Cultus als Streu vor die Schweine geworfen werden." —

Proudhon fand zwar viele Bewunderer für die blendende Dialektik seiner Dednctio», für die gewaltige Wncht seiner Rhetorik und für die diabolische Schönheit seiner Sprache; — aber die Zahl seiner Anhänger war damals äußerst spärlich. Ja, seine Lehren fanden in Deutschland ein verhiiltnißmUßig größeres Echo als in Frankreich. So gaben Max Stirner (in seinem Werke „Der Einzige und sein Eigenthum") Karl Grün (in dcr „Socialen Bewegung in Frankreich und Belgien") Alfred Meißner (in den „Revolutionaren Studien aus Paris") u, A. die Ansichten des Franzosen mit mehr oder weniger geringen Abänderungen wieder.

Erst mehrere Jahre nach Proudhons Tode (1865) begann eine Massenbewegung, welche die „Anarchie" als Ziel proklamirte und ihre theoretischen Programmpunkte dem Systeme des französischen Doktrinärs entnahm.

Der Urheber der sich jetzt bildenden Partei war der Russe Michael Bakunin. Derselbe (geboren i. I. 1814) war Artillerie-Offizier gewesen, hatte aber aus Unzufriedenheit mit dem bestehenden Regime schon nach wenigen Jahren den Abschied genommen. Er ging im Jahre 1843 über Deutschland in die Schweiz, wo er in Beziehungen zu der von Weitling geleiteten communistischen Agitation trat. Im folgenden Jahre finden wir ihn zu Paris, wo er an der ultraradicalen „Rötorras" und an dem dortigen deutschen socialdemokratischen „Vorwärts" mitarbeitete. 1848 begab er sich nach Deutschland, von der Pariser provisorischen Regierung mit Geldmitteln versehen. Dieselbe wollte nämlich den unbequemen Revolutionär durchaus entfernen. Erklärte doch ihr Mitglied Flocon, bekanntlich selbst ein Mvn tagnard- wenn Frankreich 300 Bakunins besäße, so würde es nicht regierbar sein. In Deutschland betheiligte sich Bakunin an den verschiedensten Putschen, bis er während des Dresdener Mai-Aufstandes (1849) mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wurde. Oesterreich und Rußland verlangten zugleich seine Auslieferung. Er ward nach Rußland trcmspvrtirt. wo er zu lebenslänglicher Haft verurthcilt wurde. Nachdem er 8 Jahre im Gesöngniß zugebracht, wurde er zur Ansicdlung in Sibirien begnadigt. Bon dort gelang es ihm jedoch im Jahre 18L1 zu entfliehen. Er wandte sich alsbald nach London, wo er sofort wieder im Sinne des socialistischen Naturalismus thätig war. Erst im Verlaufe der Agitation kam Bakunin zum Anarchismus, dessen Principien er in der von ihm 18ö9 gegründeten „Allianz der socialistischen Demokratie" zum Ausdrucke brachte. Kurz uach der Stiftung der „Allianz" brach der deutsch-sranzvsische Krieg aus. Derselbe gab dem russischen Publicisten Veranlassung zu zwei fulminanten Streitschriften gegen Deutschland: „I^ettro« ü un ^rsuysis sur 1a «riss aorusll^(1870) und „I^'empii'o Knouto-gormauii^us et I» r6vs>Intion sooialo" (1871). Diese Broschüren betrachten den Krieg im Lichte des Anarchismus und entwickeln hierbei auch die Grundprincipien dieser Lehre.

Im September 1870 suchte übrigens Bakunin seine Doctrin in j>iAxi durchzusetzen, indem er es unternahm, Lyon als selbständige, revolutionäre Commune zu vrganisircn, — was natürlich vollständig mißlang.

1871 trat Bakunin mit den Mitgliedern seiner Allianz in die von Karl Marz, inspirirte „Internationale Arbeiter-Afsvciation" ein. Er gerieth aber mit deren Londoner Centralleitung in heftige Streitigkeiten, die schließlich 187^' mit seiner Ausstoßung endeten, aber auch die factische Sprengung der „Internationale" zur Folge hatten. Der Russe hatte ihre Sectionen in Italien, Spanien, Belgien und im Schweizer Jura vollständig auf seiner Seite.

Die hierbei geführte Polemik, in der er gegen Marx persönlich in die Schranken trat, hinderten ihn nicht, eine energische Agitation, besonders nach Rußland und nach Italien hin, zu entfalten. Aus der Reihe von Broschüren, Flugschriften und Zeitungsartikeln, die er hierbei verfaßte, ist vor Allem bemerkenswerth die gegen den Republikaner Mazzini gerichtete Schrift „I^s tKö«I«Aie poliüijuo cle Äli>xxini <zt I'Iuternaticmulo" (1872), Welche eine eingehende Darlegung mehrerer anarchistischer Grundsätze enthält.

Später zog sich Bakunin, körperlich gebrochen, nach Locarnv zurück. Er starb am 2. Juli 1876 an der Herzverfettung.

Die Theorien des slavischen Umsturzmannes sind heute noch wie zu der Zeit, wo sie aufgestellt wurden, für den romanischen Anarchismus maßgebend. Sic müssen hier daher zur eingehenderen Darstellung gelangen.

Im Kernpunkte der Kritik der bestehenden Ordnung giebt Bakunin nur eine Wiederholung der Proudhvn'schen Lehre vom gestohlenen Eigenthum. Insofern hat daher der Bakunismus einen gemeinsamen Ausgangspunkt mit der internationalen Socialdemokratie, welche ebenfalls die Behauptung zu Grunde legt, daß der Cnpitalist sein Einkommen durch AuS bcutung der Arbeitskraft der Besitzlosen erwerbe.

Des Ferneren stimmt Bakunin mit den meisten Sucialisten überein, wenn er die bestehende Organisation der Gesellschaft als die einzige Ursache aller Verbrechen ansieht. Er erklärt es in Conseaucnz dieser Meinung für eine offenbare Heuchelei oder Widersinnigkeit seitens der Gesellschaft, die Verbrecher zu bestrafen, indem jede Strafe die Schuld des zu Bestrafenden voraussetze, die Verbrecher aber niemals die Schuldigen feien. „Tie Theorie von Schuld und Srafe — sagt der russische Anarchist — geht aus der Theologie hervor, das heißt aus der Ehe des Widersinnes mit der religiösen Heuchelei."

Im entschiedenen Gegensätze zur Socialdemokratie stehen dagegen die Ansichten des fraglichen Autors über den Staat, den er nicht nur in der bisherigen Form, sondern an sich und in jeder Form bekämpft. Wer sich für den Staat erkläre — meint er — spreche sich damit auch für die Herrschaft aus; und da jede Herrschaft die Existenz von Beherrschten voraussetze, so müsse sich jeder Staat im Gegensatze zur wahrhaften Freiheit befinden. Somit liege der Despotismus nicht in der Form des Staates, sondern in dessen Princip.

An die Stelle des Staates will Bakunin die vollständig und wahrhaft freie Gesellschaft setzen. In ihr sind alle Klassen und alle Herrschaftsverhältnisse abgeschafft. Jeder, ohne Unterschied der Farbe, der Race, der Nation und des Glaubens, ist Arbeiter und hat Anspruch auf sein ganzes Arbeitsproduct, Die Ordnung wird sich angeblich ganz von selber herstellen kraft des der gesammten menschlichen Gattung innewohnenden Princips der „Solidarität". Diese besteht darin, dos; jeder Mensch sich nur dann wirklich frei dünken kann, wenn er alle anderen Menschen dieselbe Freiheit genießen sieht. In Folge hiervon werden die Menschen in der anarchistischen Gesellschaft eifersüchtig darüber wachen, daß Niemand in der freien Ausübung seines Wollens gestört werde, soweit er damit keinen Andern schädige.

Allerdings — gesteht Bakunin zu — giebt es auch in der Zukunft, ebenso wie bisher, sehr viele Aufgaben und Arbeiten, zu denen gemeinsames, übereinstimmendes Thun, Unterordnung Vieler unter Wenige, mit einem Worte: „Disciplin" nothwendig ist. Eine solche wird daher auch im idealen Gesellschaftszustande nicht fehlen können. Aber während sie im heutigen Staate auf das Princip der Despotie basirt ist, wird sie später ein Ergebnis; bewußter Uebcrlegung und freiwilliger Entschließung sein. Im Augenblicke des Handelns werden die Rollen unter die Mitarbeiter vertheilt werden, je nachdem ein Jeder nach dem Urthcile der in Betracht kommenden Gesammtheit geeignet und befähigt erscheinen wird: die Einen übernehmen die Leitung, die Andern führen das ihnen Aufgetragene aus. Aber keine Function bleibt unwiderruflich einer Person übergeben, wie es doch heutzutage im Großen und Ganzen der Fall ist. Vielmehr kann in der anarchistischen Gesellschaft Derjenige, welcher einmal Befehlshaber ist, gleich darauf Diener sein. Somit erhebt sich Keiner über den Andern, oder vielmehr: wenn sich Jemand erhebt, so geschieht das nur, um einen Augenblick später zur allgemeinen Gleichheit zurückzukehren.

Bei diesem System giebt es — wie der russische Publicist meint — keine Gewalt. Alle sind vollkommen frei und gehorchen nur, weil der gerade an der Spitze Stehende sie zu dem auffordert, was sie selber wollen. Der gemeinsame Zweck eint Alle, nicht der Machtspruch eines vermöge feiner Geburt zur Regierung Bestimmten, der von Allem, was geschaffen wird, sich den Löwenanthcil Vorbehalt.

Das Capital soll der Gesammtheit gehören, welche dasselbe dann nach Bedürfnis? den einzelnen, sich frei bildenden Productiv-Associationen zur Verfügung stellt. Dieselben sind locale Gruppen von Menschen, die sich nach Belieben zur Gewinnung ihres Lebensunterhalts zusammenschließen und wieder auflösen. Wenn sich verschiedene locale Gruppen zu einem größeren Verbände einigen wollen, so steht dem nichts im Wege, vorausgesetzt, daß kein einziger Prvducent hierzu gezwungen wird.

Eine genauere Ausmalung der „idealen" Gesellschaft ist von Bakunin nicht geleistet worden. Er erklärte ausdrücklich, daß eingehendere Naisonnements hierüber nicht am Platze seien, weil durch sie die augenblickliche Thcitigkeit der Anarchisten, welche die Hauptsache sei, gehemmt werde, und weil sich nach dcm Sturze des bestehenden Klassenstaats die neue Organisation von selber entwickeln werde, wenn man nur verhindere, daß überhaupt ein neuer Staat — welcher Art auch immer — auf den Ruinen des früheren aufgerichtet werde.

Wie man sieht, liegt der Unterschied der dargelegten Ordnung von dem Staate der Socialdemokratie in der dem Gemeinwesen übertragenen Macht. Die Socialdemokraten wollen eine streng centrale Productionsgestaltung. Jeder Arbeiter muß, wenn er feinen Beruf betreiben will, in die nationale oder gar internationale Fachorganisation eintreten, welche unter der Oberaufsicht des Staates steht. Bei den Anarchisten

dagegen eiistiren in jeder Branche viele unabhängig von einander producirende, sich selbst verwaltende Genossenschaften, ja, soweit Einzelarbeit technisch möglich ist, wird auch dieser und ihrer privaten Verwerthung nichts in den Weg gelegt.

So erheblich nun auch die Differenzen der Socialdemokraten und der Anarchisten in Bezug auf den angegebenen Punkt sein mögen, so würde hierdurch doch noch immer nicht ein Zusammengehen dieser beiden Arbeiterparteien — wenigstens bis zum „Siege der Revolution" — ausgeschlossen sein.

Was nichtsdestoweniger die strenge Scheidung, ja heftige Feindschaft zwischen ihnen bewirkt hat, das ist ihre verschiedene Stellungnahme zu den augenblicklich zu ergreifenden „praktischen" Maßnahmen.

Die Socialdemokraten legen bekannntlich einen besonderen Werth auf das allgemeine Stimmrecht. Von Baknnin wird dasselbe hingegen vollständig von der Hand gewiesen. Er nennt es, unter Hinweis auf Proudhons Ansichten, eine unbestreitbare Wahrheit, daß, so lange eine capitalbesitzende Minderheit das Volk „ökonomisch knechte", die Wahlen immer nur „fruchtlos, antidemokratisch und absolut entgegengesetzt den Bedürfnissen, den Instinkten und dem wahrhaften Willen der Bevölkerung sein würden". Zur Bekräftigung seiner Meinung führt unser Autor an, daß die französische Nation bei den 1848 und 1849 erfolgten Wahlen trotz vollständigster Freiheit der Agitation und trotz des Wegfalls jeder amtlichen Beeinflussung nur der Reaction in die Hände gearbeitet habe. Dies zeige, daß die Unwissenheit und Unerfahrenheit factisch der stete Begleiter der unterdrückten Klasse sei, und daß die Masse des Proletariats nicht den Jntriguen der Geistlichkeit, des Adels und der Bourgeoisie zu widerstehen vermöge.

Wenn aber in Folge der Verwerfung des allgemeinen Stimmrechts der 'gesetzliche Weg zur Verwirklichung der proletarischen Forderungen außerordentlich erschwert ist, so liegt der gewaltsame sehr nahe. Und diesen hat Bakunin — im Gegensatz? zu Proudhon — zu beschreiten nicht gesäumt.

Der russische Agitator erklärte es für die nächste Aufgabe einer wahrhaften Fortschrittspartei, Anarchie im heutigen Sinne des Wortes herzustellen, „in dem Sinne der Entfesselung alles dessen, was man heute die bösen Leidenschaften nennt, und der Vernichtung desjenigen, was in derselben Sprache .öffentliche Ordnung^ heißt". Demgemäß wird als Ziel eine Revolution hingestellt, welche die Vernichtung aller religiösen, monarchischen, aristokratischen und bürgerlichen Mächte und Gewalten zur Folge hat, „damit von der gegenwärtigen Ordnung der Dinge, begründet auf dem Eigenthum, der Ausbeutung, der Herrschaft und dem Autoritätsprincip — dasselbe sei religiös oder metaphysisch und bvurgeois-doctrinär, ja selbst jacobinischrevolutionär — kein Stein auf dem andern bleibe".

Die Revolution soll aber — nach der Meinung Bakunins — nicht blos national sein, sondern vielmehr alle Länder, mindestens Europas, umfassen. Denn Angesichts der drohenden Coalition aller privilegirten Interessen und aller reactionärcn Mächte in Europa, welche über die furchtbaren Mittel geböten, die ihnen eine klug hergestellte Organisation verleihe, und serner Angesichts der tiefen Kluft, welche überall zwischen der Bourgeoisie und den Arbeiten: gähne, könnte keine Revolution eines Volkes auf dauernden Erfolg rechnen, wenn sie sich nicht zugleich auf die anderen Nationen mit erstreckte.

Bakum» beschränkte sich bald nicht mehr darauf, die Revolution aus Princip zu empfehlen. Ihm waren auch alle anderen Mittel recht, die irgendwie das Zerstörungswerk fördern konnten. Da wird z. B. — wenigstens für Rußland — die Verbindung der Revolutionäre mit den Räubern empfohlen. „Das Räuberthum — sagt Bakuiiin — ist eine der ehrenhaftesten Formen des russischen Volkslebens. Der Räuber ist der Held, der Schirmcr und Rächer des Volkes, der unversöhnliche Feind des Staates und jeder vom Staate gegründeten gesellschaftlichen und bürgerlichen Ordnung, der Kämpfer auf Tod nnd Leben gegen diese ganze Civilisalion der Beamten, Edelleute, Priester und der Krone. Wem das Näuberthum nicht sympathisch ist, der kann auch nicht mit dem Volksleben fumpathisiren lind hat kein Herz sür die hundertjährigen und unermeßlichen Leiden des Volkes; er gehört in's Lager der Feinde, der Parteigänger des Staates . . Der rnssische Räuber ist der wahre und einzige Revolutionär — Revolutionär ohne Phrasen, ohne aus den Büchern geschöpfte Rhetorik, ein unermüdlicher, unversöhnlicher und in der Action unwiderstehlicher Revolutionär."

Und so wird schließlich, unter Berufung auf Karl Moor, die Emeute der vereinigten Räuber und Bauern proclamirt.

Die Lehren des slavischen Uinsturzmannes werden immer ,'toller. Er

Die Communisten hatten ihre Hände bisher von solcher, wahrhaft teuflischen Doctrin im Allgemeinen rein erhalten. Da wurde sie Ende der sechsziger Jahre von Bakunin mit ganz besonderem Eifer verbreitet und —

preist schließlich sogar den politischen

leider! — mit Erfolg. Die fluchwürdigen Attentate der russischen Nihilisten und der europäischen Anarchisten lassen sich als Cvnsequenzen der von jenem Publicisten gegebenen Anregung nachweisen. Derselbe ließ sich über den Mord folgendermaßen aus:

„Indem wir keine andere Thätigkeit, als die der Zerstörung zulassen, erkennen wir an, daß die Form, in der sich diese Thätigkeit äußern muß, eine höchst mannigfaltige sein kann: Gift, Dolch, Strick u. s. w. Die Revolution heiligt Alles ohne Unterschied ... So mögen also alle jungen und gesunden Köpfe unverweilt aufnehmen die heilige Arbeit der Zerstörung des Bösen, der Reinigung und Klärung der russischen Erde mittelst des Feuers und des Schwertes, indem sie sich brüderlich mit Denjenigen vereinigen, welche dasselbe in ganz Europa thun werden."

Die geschilderte „Propaganda der That" soll angeblich den Nutzen haben, dem Volke „den Glauben an seine eigene Macht einzuflößen, es zu erwecken, zu vereinigen und zum Triumphe seiner eigenen Sache hinzuführen".

Wahrlich, Bakunin braucht uns nicht erst zu versichern, wie er es in einer seiner Publikationen thut, daß die Anarchisten keinen Begriff von moralischen Pflichten oder irgend welchen Rücksichten gegen die Gesellschaft hätten, und daß sie nur einen einzigen, unveränderlichen, negativen Plan verfolgten: den der unerbittlichen Zerstörung,

Aber, wenn es auch schließlich gelungen ist, die gesammte heutige Culturwelt nach anarchistischem Reccptc einzurichten, so bleibt doch noch, wie unser slavischer Agitator eingesteht, eine große Aufgabe übrig. Und diese ist: die außereuropäische Menschheit, die Chinesen, Hindus, Neger u. s. w. von der Vortrefflichkeit jener „idealen" Gesellschaftsform zu überzeugen.

Aber auch hier weiß Bakunin Rath. Arbeiter der uncivilisirten Länder haben sich bereits auf Gebieten höher stehender Nationen niedergelassen, wie z. B. die Chinesen in Californien. Hier werden jene Arbeiter im Laufe der Zeit angeblich die Lehren der Freiheit. Gleichheit und Solidarität in sich aufnehmen und. in die Heimat zurückgekehrt, ihren Stammesgenossen mittheilen.

Und so werden auch diese immer mehr von den Ideen ergriffen werden, welche die Neugestaltung der alten Culturwelt bewirken, und es wird schließlich ein die ganze Menschheit umfassender Weltbund ans söderalistischanarchistifcher Grundlage erstehen. —

Nach dem Tode des Agitators wurden dessen Principicn nicht weniger rührig als früher verbreitet. Und es gelang jetzt sogar, dieselben auch auf deutschem Boden — zunächst in Oesterreich — mit Erfolg zu lehren.

Als dann in Rußland die Aera der Attentate eröffnet wurde, war es natürlich, daß dieselben von den Anarchisten jubelnd begrüßt wurden. Ja, als die Mordversuche eines Hödel und Nobiling auf Teutschlands greifen Monarchen den Abscheu der gesammten civilisirten Welt hervorriefen, da hatte die Föderation der jurassischen Anarchisten die freche Stirn, die Thaten jener Elenden als revolutionäre Acte, die auf ungetheilte Sympathie rechnen könnten, zu preisen.

Das unter dem Eindrucke der Attentate in Deutschland erlassene Ausnahmegesetz gegen die Socialdcmvkratie, der jene ganz zu Unrecht in die Schuhe geschoben worden, hatte unter Anderem auch die Wirkung, einige Elemente der verfehmten Partei dem Anarchismus in die Arme zu treiben. Vor Allem schloß sich ihm Johann Most, der ehemalige Führer der Berliner Arbeiterbewegung, an.

Da er seitdem die maßgebendste Persönlichkeit aller deutschredenden Anarchisten (Europas und Amerikas) geworden, so ist eine nähere Betrachtung seiner Anschauungen und seiner Wirksamkeit unerläßlich.

Ursprünglich Socialdemvkrat und als solcher 1874 und 1877 Vertreter des Kreises Chemnitz im deutschen Reichstage, hatte er sich als Chef-Redacteur der „Berliner Freien Presse" 1878 eine längere Freiheitsstrafe zugezogen, entging jedoch der Verbüßung derselben durch die Flucht nach London. Hier gab er seit Anfang 1879 ein Wochenblatt „Die Freiheit" heraus, welches unter den verschiedensten Titeln — z. B. „Madai", „Forckcnbeck", „ReichsAnzeiger", „Nemesis", „!?" — in Deutschland verbreitet wurde. Die „Freiheit", Anfangs auf streng fvcialdemokratischem Standpunkte stehend, wurde immer radicaler und revolutionärer, so daß sich schließlich die deutsche Arbeiterpartei genöthigt sah, zur Vertretung ihrer Ansichten ein neues Organ zu gründen^ bekanntlich den Züricher „Socialdemokrat". Nunmehr wurde Most ganz maßlos nnd ging in das Lager des Anarchismus über. In Folge dessen wurde auch die „Freiheit" auf einem Anfang 1831 in der Schweiz stattgehabten Congressc der Anarchisten als deren Organ anerkannt.

Tic Sprache der „Freiheit" wurde inzwischen immer fanatischer und aufrührerischer. Und als der Czar von Rußland den Bomben der Nihilisten zum Opfer gefallen, war Most verwegen genug, die Völker Europas zur Nachahmung jener gräßlichen That aufzufordern. Nunmehr war die Geduld des englischen Volkes erschöpft, welches doch wahrlich der Preßfreiheit den denkbar größten Spielraum läßt. Most wurde vor das Geschwornengericht gestellt und zu 16 Monaten Zuchthaus verurtheilt.

Diesmal konnte der Agitator dem Arme der Gerechtigkeit nicht entgehen. Er wandte sich, aus der Haft entlassen, nach New-Iork, wohin auch die Rcdaction der „Freiheit" verlegt wurde. Von hier aus sucht er auch jetzt noch seine Lehren zu verbreiten, im heftigsten Kampfe nicht blos mit den Anhängern des Bestehenden, sondern auch ganz besonders mit seinen früheren Parteigenossen, den Anhängern der Socialdemokratie, welche die von Most gepredigten Lehren unbedingt verdammen. In New-Aork hat er auch neuerdings eine Broschüre über „Die freie Gesellschaft" publicirt, in der er sich als eine Art „Begründer des wissenschaftlichen Anarchismus" aufspielt und noch dazu Prondhon bespöttelt, von dem doch in Wirklichkeit Alles herstammt, was am Anarchismus mit „Wissenschaft" irgend in Zusammenhang gebracht werden kann.

Wir wollen jetzt noch einen kurzen Blick ans Mösts Ansichten werfen, welche, wie gesagt, auch diejenigen der Anarchisten Oesterreichs, Deutschlands, der Schweiz und Amerikas sind.

In der Kritik der bestehenden Zustände wie des Staates überhaupt wiederholt Most nur die Ideen Bakunins.

Dagegen geht der deutsche Agitator in der Construction der zukünftigen Gesellschaft noch anarchistischer zu Werke, als sein slavischer Vorgänger. Hatte bei Letzterem noch Wenigsteins eine Art „Commune" bestanden, so ist bei Most auch diese nicht dem Schicksale der Vernichtung entgangen.

Alle Lebensbedürfnisse — meint er — müssen durch entsprechende, aus vollkommen freiem Belieben erfolgende Grupvirungen der Menschen befriedigt werden. Das Eigenthum an Productionsmitteln (Capitalien, Boden n. f. w.), welches der gesammten Gesellschaft gehört, soll dann jenen Gruppen so lange überlassen bleiben, als sie nicht den Versuch machen. Andere zu schädigen. Das könnte vor Allem durch Erhöhung der Preise der Producte geschehen. Um dieses zu verhindern, werden von der Gesellschaft Sachverständigen-Bureaux errichtet, welche auszurechnen haben, wie viel Arbeit in jeder Waare steckt. Darnach wird es dann möglich sein, für alle Waaren einen passenden Preis zu sixiren, der von den Associationen beim Verkaufe nicht überschritten werden darf. Auch würden dafür angeblich schon die Cvnsumenten sorgen, welche zum Einkaufe der gewünschten Artikel ebenso freie Organisationen bilden wie die Prvducenten. Die CvnfnmtivAssociationen verstehen sich übrigens, unserem deutschen Anarchisten zufolge, schon deshalb von selbst, weil in der Zukunftsgesellschaft Handelsleute keinen Raum mehr haben.

Daß in der „idealen" Ordnung die Frau ebenso wie der Mann das vollkommenste Selbstbestimmungsrecht hat, ist nach Most selbstverständlich. Tie Ehe verzichtet nicht nur auf den kirchlichen Segen, sondern auch auf den des Staates und soll lediglich auf den Trieben und Neigungen Derjenigen basirt sein, welche „Geschlechtsgemeinschaften" bilden.

Die gesellschaftlichen Zusammenhänge werden durch zeitweilig zusammentretende Fach-Congresse aufrecht erhalten und gefördert. An die Stelle der Gesetzgebung tritt die „Entschließung" der Gesellschaft von Fall zu Fall,

Wie bei Darlegung der anarchistischen Ordnung lehnt sich Most auch bei den Lehren von der Ueberführnng des heutigen Gemeinwesens in das zukünftige an Bakunin an.

Das allgemeine Stimmrecht wird verworfen, eine friedliche und gesehlichc Reform der Gesellschaft für unmöglich angesehen. Als einziges Mittel zur Besserung wird die sociale Revolution betrachtet. In der Vorbereitung derselben soll die Aufgabe der Anarchisten bestehen. „Agitation behufs Organisation. Organisation zum Zwecke der Rebellion." — das ist die Parole, welche der von Most geleistete, internationale Anarchisten-Congreß zu Pittsburg (vom Jahre 1883) in seiner offiziellen „Proklamation" ausgab.

Daher wird auch die vollkommene Zerstörung des heutigen Systems mit allen Mitteln anempfohlen. Man soll nicht nur die Arbeiter ohne Unterlaß zur Empörung aufreizen, sondern auch die Propaganda der That betreiben, weil eine jede revolutionäre Handlung viel weiter hin vernommen wird und aufregender wirkt, als noch so viele Reden und Schriften.

Nun ist es zwar, wie unser anarchistischer Agitator mit tiefem Bedauern eingesteht, nicht möglich, „gleich die ganze rcactionäre (d. h. besitzende) Brut mit Kind und Kegel wie giftiges Unkraut auszumerzen". Jndeß werden schon einzelne „Hinrichtungen" als höchst nützlich bezeichnet; denn abgesehen von der Beförderung der Propaganda, würden sicherlich die Reichen in ihrem Wohlbehagen wesentlich gestört, indem sie „den Vater Lynch auf allen Wegen und Stegen sähen, wie er ihnen, zornig und entschlossen, den Dolch der Rache entgegenstreckt".

Gelingt es dann nach einiger Zeit wirklich, die Volksinassen zur Revolution und zum Siege zu führen, so wird derselbe um so endgiltiger sein, als die Anarchisten die Befitzenden sofort mit Stumpf und Stiel ausrotten werden. „Was von der Capitalistcnbrut nicht über .die Klinge springt, bleibt ein Stachel im neuen Gesellschaftskörper, mithin wäre es Dummheir und Verbrechen, wenn man mit dem Parasitengezücht nicht gründlich Kehraus halten wollte." Most beruhigt uns indes;, wenn wir meinen, dos; hierbei allzu viele Menschen abgeschlachtet würden. In Deutschland, sagt er, würden „nur" zwei Millionen aus der Welt geschafft werden, und zwar würde ihre Tödtung — nm kein übel angebrachtes Mitleid zu erwecken — möglichst human-wissenschnftlich, etwa vermittelst „Elektrizität" erfolgen.

Bis dahin aber ist jedes Mittel gegen die herrschende Klasse erlaubt, ja geboten; und vor Allem hat man sich nicht vor Raub und Mord zu scheuen. —

Nach diesen grausig-tollen Lehren ist es erklärlich, daß, als die Kasse der anarchistischen Partei leer war, von der Presse derselben einfach vorgeschlagen wurde, die ersten besten Capitalisten zu berauben, da jeder Besitzende mitverantwortlich für das heutige System sei.

Und — leider! — beweisen die seit Jahresfrist vorgefallenen Ereignisse, daß die verruchten Lehren der anarchistischen Propaganda nnr zu sehr Erfolg gehabt haben: einen Erfolg, der allerdings nach Allem, was vorangegangen, unausbleiblich war.

Hatten erst die anarchistisch-revolutionären Meinungen AnHanger gefunden, war einmal der Meuchelmord gegen die Träger der bestehenden Executive principiell gebilligt und ausgeführt worden — so konnte es nur noch eine Frage der Zeit sein, wann man zur allerletzten, noch möglichen Consequenz schreiten würde, zum Attentate auf Besitzende überhaupt, deren Capital natürlich, nach geschehenem Raube, aä majorem snarOkismi Aloriäm verwandt werden sollte.

Glücklicherweise ist das deutsche Reich — trotz Reinsdorf und Genossen — bisher noch immer ein unergiebiges Feld für den Anarchismus gewesen, obwohl derselbe in dem benachbarten, stammverwandten Deutsch-Oesterreich sehr viele Gläubige gefunden hat. Hoffen wir, daß er auch fürderhin an dem gesunden Sinne der deutschen Bevölkerung scheitern wird!

Htine wird Frau Bäuerin.

Ländliches Genrebild aus Seeland,
von

SophuF Schandorph.*)

i.

icht ein Tropfen Regen war seit Johanni gefallen, und schon war is Ende August. Der Feldweg schlängelte sich wie ein Streifen verschüttetes Mehl durch die abgemähten Becker, deren Stoppeln fast vor Dürre brachen. Das ausgedörrte, staubige Gras der Brachfelder stach gelblich von den grauweißen Erdfurchen ab. Die Pflanzen, fämmtlich am Verschmachten, verzweifelten, jemals noch einen Wassertropfen zu sehen, so lange hatte der lichtblaue, fast wolkenlose Himmel unerweicht mit stereo

*) SophuS Schandorph ist am 8. Mai 1837 in dem sceländischen Handelsstädtchen Ringstedt geboren, woselbst er auch die Schule besuchte. Sein Vater war Postmeister, und im Umgang mit dessen Untergebenen gewann er schon als Knabe Einblick in die Dcnkungsart dieser Leute, während er in Coro, wo er die Akademie besuchte, auch die Landbevölkerung kennen lernte. Er studirtc in Kopenhagen Theologie, Aesthetik und Philologie, namentlich befaßte er sich mit dem Studium romanischer Sprachen. Erst in feinem vierzigsten Jahre trat er mit seinem ersten Buch, dem Novellencuclus „Aus der Provinz" vor die Ocffentlichkcit: 1878 erschien sein Roman „Vcken AicktpunKt" (unter dem Titel „Ohne innern Halt" in's Deutsche übersetzt), der viel Glück machte und dem ein großer Roman in zwei Thcilcn „Die Geschichte des Thomas Friis", sowie die frische, allgemein cmerkannte größere Erzählung „8m»ätoIK" (Geringe Leute), endlich der Roman „Ein Jahr im Amte" folgten. 1879 und 1382 erschienen zwei weitere Novellensammlungen. Auch eine Sammlung Gedichte gab er heraus. In Georg Brandes' letztem bis jetzt noch nicht übersetztem Werk „O«t inocksrns LjennembruSL Aäsnä" (die Männer des modernen DurchbruchS) findet sich ein eingehender Essay über S, Schcindorph.

typem Lächeln auf sie herabgeblickt. All' das Weiß in der Landschaft that den Augen weh, die vergebens nach einer schattigen Stelle suchten, wo der Blick ausruhen konnte.

Ebenso resignirt Wie die Pflanzen, doch mit bedeutend größerer Widerstandskraft ausgerüstet, schritt ein vierschrötiges Bauernmädchen durch den Staub, der sich wie eine Dampfwolke unter ihren Tritten erhob. Sie fühlte kein sentimentales Mitleid für ihre Mitgeschöpfe im Pflanzenreich, wenigstens hatte sie keinen Blick für die armen Dinger übrig. Nur wenn sie eine Kuh im Felde grasen sah. drehte sie den Hals, über den das stramm geknüpfte Kopftuch herabfiel, ein wenig nach der Seite. Doch niemals hemmte sie deshalb ihren Gang — unverdrossen, mit gleichmäßigen, weit ausholenden Schritten marschirte sie zu. Wie ein solider, breitspuriger Frachtwagen rückte sie voran, deutliche Merkmale der breiten, dicken Sohlen zurücklassend. Die Schweißtropfen perlten von der weißen Stirn herab über die sommersprossige Nase; dies war aber auch die einzige Bewegung in dem großen, sonnverbrannten Gesicht. Der Mund stand halb offen; eine Reihe prachtvoller, starker Zähne schimmerte hervor. Selten benetzte sie mit der Zunge die Lippen.

Stine hatte auch triftigen Grund, sich mit Geduld zu wappnen; denn sie hatte noch ihre guten anderthalb Meilen vor sich. So weit war es von dem Städtchen, wo sie diente, bis zu dem Dorfe, wohin sie wollte. Ihre Herrschaft, eine Probstenswittwe, hatte ihr einen Tag Urlaub gegeben; und den bekam Stine nur zweimal des Jahres: an Fasching und nach den Sommerferien, wenn die Söhne des Hauses, die beiden Studenten, in Kopenhagen waren. Stine benützte diese Extrafeiertage stets, um ihr achtjähriges, leider illegitimes Kind zu besuchen, das sie mittels einer „kleinen Gemeindeunterstützung" bei einer Pächtersfamilie in ihrem Geburtsort untergebracht hatte. Der Vater, ein Knecht, mit dem sie in ihrem zweiundzwanzigsten Jahr auf demselben Bauernhof gedient, hatte schleunig einen Reisepaß nach Amerika genommen, sobald es ruchbar wurde, daß er sie „in's Unglück gebracht".

Nur langsam rückte sie dem Ziel näher. Ein paar Wagen waren bereits an ihr vorbeigefahren; zuerst eine leichte Jagdkalesche. Der Besitzer saß in die Ecke gedrückt und rauchte seine Cigarre. Der Kutscher auf dem Bock knallte mit der Peitsche, als die Pferde vorbeisausten; fast hätte die Schnur Stine in's Gesicht getroffen. Der Staub, den die Räder aufwirbelten, qualmte, wie wenn der Dampf aus einer Maschine abgelassen wird, und reizte Stine zum Niesen. Obschon noch Platz genug in der Kalesche war, so konnte es doch einem „Wagenprotzen" niemals einfallen, ein Bauernmädchen zum Mitfahren einzuladen, ebenso wenig wie ihr, ihn darum zu ersuchen.

Dann kam ein Metzger auf seinem Fuhrwerk, das er selbst kutschirte. Hüoh! die Fahrt ging im Jickzackgalopp. Wechselweise streiften die Räder beide Chaussceränder, und jeden Augenblick gab's ein Gerassel. Der Metzger saß allein auf dem Sitzbrett; er trug eine gestreifte Drillichjacke mit bräunlichen Blutflecken und pfiff ein Lied vor sich hin. Zwei Lämmer mit zusammengeschnürten Beinen hingen über den Wagen herab und blökten phlegmatisch, wie aus Pflichtgefühl. Ohne im Fahren innezuhalten hatte der Bursche Stine zugerufen:

„Heda, Jungfer! Will sie mit mir auf der Bahn des Lebens dahinfahren?"

Doch Stine hatte diese Anrede nicht einmal mit einem Blick erwidert. Sie murmelte nur für sich: die Metzger führen immer so flaue Reden. — Von einer neuen Staubwolke eingehüllt, mußte sie abermals niesen, und geduldig trocknete sie das Gesicht mit ihrem grauen Baumwollenhandschuh, den sie wiederum an ihrer Jacke abwischte.

Da hörte sie einen dritten Wagen in einigem Abstand hinter sich, doch wandte sie sich nicht darnach um. Es währte geraume Zeit bis er sie einholte, denn er fuhr im Schritt. Endlich kam er. Es war ein kleiner Einspänner; darin saß ein wohlbehäbiger, ungefähr vierzigjähriger Mann in dickem dunkeln Tuchrock und mit einer abgeschabten, mit verschiedenen Knopffragmenten verzierten Mütze. Eine kurze Pfeife mit mächtigem Hvlzkops lehnte in der Wagenecke. Ter Mann spuckte zuerst nach jener Richtung des Weges aus, wo Stine nicht ging, hielt dann an und fragte im breitesten Seeländisch:

»Vielleicht will die Jungfer mitfahren?"
„Danke höflich," sagte Stine.

Sie schwang sich so kräftig auf's Trittbrett, daß der Wagen schwanke, und ließ sich auf den Sitz niederfallen, daß es nur so knackte. Ter Wageninhaber betrachtete sie einen Augenblick von der Seite, als wolle er etwas sagen. Da indeß kein Zeichen ihn zu der Annahme ermuthigte, daß sein Fahrgast einem Gedankenaustausch zugänglich sei, indem Stine immer geradeaus starrte und sich möglichst weit von ihm in die Ecke drückte, bediente er sich nur folgender Begrüßungsformel: „Ja ja, so so. hm hm, v ja!" wonach er seine Pfeife stopfte ui d anzündete und mit einem leichten Peitschenschlag nebst obligatem „Hüh!" die starkknochigen Fuchsen aufmunterte, ihrm Bummeltrab fortzusetzen.

Beständig derselbe staubige Weg; beständig dieselben trostlosen Stoppelfelder, deren unendliche Flächen nur hie und da ein Bauernhaus unterbrach.

„Ist das eine Backofcnhitze!" seufzte der Bauer, nachdem sie ein gutes Stück gefahren.

Stine nickte zustimmend. Dann schwieg sie wieder, bis er nach einer Weile einen neuen Versuch machte, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. „Wenn wir nur nicht Winterfutter für's Vieh kaufen müssen!" „Ja. es sieht schlimm aus." bemerkte Stine kurz. — Kein Laut außer dem einförmigen Knarren der Räder oder dem Klingeln des Pferdegeschirres, sv oft die Fuchsen die Mücken von sich abschüttelten.

Plötzlich wurde der Wagenlenker durch eine Bewegung seiner Nachbarin aus einem sanften Dusel geweckt. Er schielte nach ihr hin und sah, wie sie den Knoten des weißgetüpfelten rothen Taschentuches löste, welches das Bündel auf ihrem Schooß umschloß. Ein in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen wurde geöffnet — und heraus zog sie eine Butterbemme mit geräucherter Wurst darauf. Feierlich brach sie dieselbe mitten auseinander. Mit einem Nicken, jedoch ohne aufzusehen, bot sie ihrem Wirth die eine Hälfte.

„Dank für's Anerbieten!" brummte der Bauer. Beide verzehrten ihren Theil höchst bedächtig. Dann kam eine Nachfolgerin zum Vorschein, mit Käse belegt; und die Eigenthümerin der Bemme, nachdem sie auch diese getheilt, wiederholte ihr stummes Angebot.

»Nein, das war' eine Schande," meinte der Bauer; da aber Stine fortfuhr, ihm das Butterbrot hinzuhalten, nahm er es mit dem Versuch einer höflichen Redewendung:

.Das ist ein recht angenehmer Bissen."

Hierauf erhob er sich halb von seinem Sitz und kramte in der Rücktasche seines Rockes herum. Da er ziemlich kurze Arme hatte, machte es ihm einige Beschwerde, eine dunkle, verkorkte Flasche hervorzuziehen; ein blaugewürfeltes Taschentuch kam auch mit zum Vorschein,

„Wollen wir die Nachtigall singen lassen?" fragte er, lachte mit einem stillen Glucksen und rieb den Pfropf gegen den Flaschenhals, was einen quicksenden Ton hervorbrachte. — Stine sandte ihm einen entrüsteten Blick, als er ihr die Flasche anbot.

„Nein," sagte der Bauer mit seinem glucksenden Lachen, „es ist kein Branntwein. Das ist Punschessenz."

Diese Aufklärung veränderte die Sache. Stine that einen Schluck aus der Flasche und grunzte etwas, was Dank bedeuten sollte. Der Mann that einen langen Zug und brach in die begeisterten Worte aus:

„Ah — ah! Das kühlt in dieser Hitze! Ja, das ist ein köstliches Getränk!"

Stine nickte und schleckte sich die Lippen ab.

Wieder ging's dahin. Keine Spur von Veränderung der Umgebung oder der Situation. Endlich ging's einen Hügel hinauf. Bergabwärts gewahrte man ein Dorf mit weißem Kirchthurm.

„Trrr?" sagte Stine, als sie vor ein Haus mit grünen Fensterladen und einem verwelkten Blumenstock als Spalier gelangt waren,

„So. hier ist's?" sagte der Bauer. „Prrr! Verstehst du kein Dänisch, verdammter Racker?"

Diese Anrede galt dem einen Gaul, der Anfangs nicht recht pariren wollte, aber sofort durch diese Appellation an seine Nationalität sich imponiren ließ.

Unter dem geöffneten Thorflügel zeigte sich ein kleines Mädchen in rvthem Kleide.

„Mutter!" rief es und trippelte ein paar Schritte heran; als es aber den fremden Mann und das feine Fuhrwerk bemerkte, verkroch es sich scheu hinter die Thür, so daß nur eine rvthe Backe und ein paar flachsgelbe Löschen zu sehen waren. Gleich darauf erschien eine ältere Frau. Sie grüßte überrascht:

„Guten Tag, Stine! Na, heute kommst Du gar angefahren?"

„Ich bedank' mich auch schön für's Fahren," sagte Stine und reichte dem Bauern die Hand, welche mit einer Andeutung von Druck in Empfang genommen wurde,

Stine stieg aus; abermals schwankte der Wagen. Sie nickte, zugleich mit der Pachterin, dem Abfahrenden zu; er erwiderte den Gruß mit einem leichten Griff nach der Mütze und rollte davon. —

Stine wollte, wie gesagt, wieder einmal nach ihrer Kleinen sehen. — Der Pächter war auf der Arbeit, und zwischen der Pflegemutter und Stine wurden nur wenige Worte gewechselt, während sie mit einander Kohl und Schweinefleisch zu Mittag aßen.

„Das war Peer Larscn von Oerlovslille, der Dich fuhr." bemerkte die Pächterin wie von ungefähr.

„O ja, ich kannte ihn schon." —

Stine war heute schweigsamer als je. Wie gewöhnlich spielte sie mit ihrem Kinde. Das Spiel bestand darin, daß das kleine Mädchen die Mutter beim Rockschnipfel packte und neben ihr im Hof auf- und abwanderte, wobei sie in halb singendem Tone unaufhörlich herleierten:

„Jehl fahren wir nach Kopenhag'n

Und kaufen Chocolci—ha—de."

Die Pächter!» stand nnter der Hofthür und sagte für sich: „Wie nett die kleine Madsine doch mit ihrer Mutter spielen kann!" — ^

Früher war Stine bei solchen Besuchen etwas lebhafter gewesen und hatte das Spiel, welches jedesmal das nämliche war, durch kleine Zwischenacte unterbrochen, während deren sie sich mit der Pächterin unterhielt. Diesmal aber ging's in Unendlichkeit fort:

„Jetzt fahren wir nach Kopcnhag'n

Nnd kaufen Chocola—ha—de," Zwar küßte Stine hie und da ihre Madsine (den albernen Namen führte die Kleine nach ihrem gewissenlosen Vater, welcher Jens Madsen hieß), aber es war keine rechte Zärtlichkeit in dieser Liebkosung. Bei jedem Kuß glotzte das Kind die Mutter ganz erstaunt an, und als diese es über einem solchen Blick ertappte, begann sie zu weinen. Die Pächterin fühlte sich verpflichtet, ihr ein tröstendes Wort zu sagen.

„Ja, die Männer, ^^««^1 Meiner ist, Gott Lob! kein solcher wie Jens Madsen, aber dafgW betrunken."

„Ja/ gab Stine zu, „Jeder hat seine Fehler."

‚Ic>, was kann man dagegen machen? ^ Wenn einer niän ^^lttgt und keinen Spektakel macht, und das thut Meiner nicht, muß ‚i^«^bcn nehmen wie's kommt. — Aber Du scheinst mir heute nicht ganz^vohlauf, Stine."

‚Hc, es sticht mich sv im Nacken, bis hinunter in die Zehe/ sagte Stine.

„Wnn's nur nicht das Wechselfieber wird," meinte die Pächterin. — Um 5 Uhr mußte Stine wieder aufbrechen. Sie legte die anderthalb Meilen aus der staubigen Straße zurück, ohne weitere Beschwerden davon zu verspüren. Sic war förmlich von Staubwolken eingehüllt, so daß sie weder hörte noch sah.

leir^ünf^Zahren diente ihrG Mannes in ihre" häbige Dame in den Füin, Natur heiter und zu Schelf Me^ Ehe, zufolge der hervorragen^ Würde hervorkehren mW angewiesen und zehrte nur ^iv geselliges, wohlbestelltes Haus. Si^r? Kinder und las alle Romane, welche

Ihre vornehme Probstin-Miene legte sie nur noch als Galauniform an, wenn sie zu einer feinen Mittagsgesellschaft bei den Honoratioren des Stadtchens gebeten war.

Sie hatte die Landbevölkerung kennen und.liebgewinnen lernen, so lang' ihr Mann noch Landpfarrer war. Es fehlte ihr nicht an Humor und Herz, diese schlichten Leute zu verstehen; und wenn auch die Gesellschaftspflicht sie hie und da veranlaßt hatte, ein bischen gnadig zu thun, so that dies ihrem Ruf, „eine ganz gemeine Frau" zu sein, durchaus keinen Eintrag. Die Bauern hatten's im Grunde gar nicht ungern, daß

ihrePrvbstin zu repräsentiren verstand.

Auch hatten die frühern Pfarrkinder ihres Mannes sie im Lauf der Jahre keineswegs vergessen. An den hohen Festen schickte ihr ein und der andere Bauerngutsbesitzer Gänse oder Enten; sogar von ein paar bemittelten Pächtern bekam sie ab und zu ein Schock Eier.

Eines Tages — übrigens an keinem Sonn- oder Feiertag — brachte ein Knecht ihr einen großen, fetten Truthahn. Da alle Leute in einer so kleinen Stadt einander kennen, so wußte die Probstin auf der^DMW»d«H der Neberbringer Hausknecht in Christen Nielsens „Herberge für Reisende" war, wo hauptsächlich die Bauern von des Probstes früherem Kirchspiel Oerlovslille einzukehren pflegten.

„Woher ist dies?" fragte die Probstin.

„Von Peer Larsen in Oerlovslille," antwortete der Hausknecht.

„So—?" sagte die Probstin gedehnt und gab dem Knecht ein Trinkgeld.

„Gott weiß," murmelte sie, nachdem jener gegangen, „was plötzlich in den Geizkragen Peer Larsen gefahren ist! Sonst setzte er keinen Fuß in die Kirche und gab nie ein Pfund Schmalz mehr als Vorschrift vor."

Sie erhob sich von ihrem Nachmittagskaffee und ging, den Truthahn beim Flügel haltend, in die Küche, um Stine ihre Verwunderung über diese Verehrung mitzutheilen.

Stine stand am Küchentisch und verzehrte ihr nachträgliches Mittagessen mit jener zerstreuten, scheinbar tiefsinnigen Miene, mit welcher Dienstboten ihre einsame und ungeheuerliche Mahlzeit zu sich nehmen. Beim Eintreten ihrer Gebieterin drehte die sonst so Gemächliche sich ungewöhnlich flink auf die Seite und fuhr mit der Küchenschürze über's Gesicht.

„Kannst Du begreifen, Stine, was Peer Larsen in Oerlovslille einfällt?"

„Nä—ü!" antwortete Stine, beständig mit abgewandtem Gesicht.

„Solch' einen prächtigen Truthahn schickt er mir! So sieh doch nur. Stine! Nun können wir Apothekers und Stadtrichters zu Mittag bitten. — Aber was ist denn mit Dir? Du weinst ja. Was fehlt Dir? Bist Du krank?"

„Ja, es sticht mich so im Nacken bis hinunter iu die Zehe." mumpfte Stine mit einer Stimme, als hätte sie einen Knödel im Hals.

„Sprich nicht mit vollem Munde!" sagte ihre Gebieterin mit einem Anstrich von Probstin-Würde. Ueber den Gesundheitszustand ihrer Magd war sie jetzt völlig beruhigt, da diese immer die genannten Symptome angab, wenn sie schlechter Laune war oder viel zu thun hatte.

Die Probstin legte den Truthahn auf den Küchentisch und entdeckte auf dessen Platte eine umgekehrte Karte. Sie drehte dieselbe um und sah, daß ein Honigbild darauf geklebt war, unter dem ein Stammbuchvers stand. Laut heulend sank Stine auf den Küchenstuhl. Das colorirte Bildchen stellte einen grüngekleideten Mann vor, der ein carmoisinrothes. kurzgeschürztrs Frauenzimmer mit citronengelbem Schäferhut in einer Laubhütte umarmte. Ueber der Laube schwebten drei rosenfarbene geflügelte Individuen — Engel oder Amoretten — mit gelbbraunen Schatten längs des Rückens. Tarunter stand folgender Spruch:

Wenn zwei Herzen in mahrer Liebe beben,

So suchen sie ein einsam stilles Thal,

Moldne Engel dieses treue Paar umschweben

Und es beschirmen vor der Erde Mühsal, Jammer, Roth und Qual.

Holde Jungfrau, o darum sehe ich zur Sonne!

Sic lächelt herab so mild auf uns rcr Liebe Lust:

Doch die Nacht uns bringt des Friedens reine Wonne

Und füllt mit Balsam die wunde Brust.

Die Probstin brach in Lachen aus: .Aber Stine, wo hast Du das schreckliche Zeug her?" .Ja, es ist der ärgste Unsinn/ sagte die Magd; „aber das Bild ist wunderschön."

„Woher hast Du 's denn? Brachte der Knecht Dir's etwa mit dem Truthahn?'

„Ich habe keinen Truthahn gesehen, ehe die Probstin das wüste Thier hereinbrachte. — Nein, er schmiß mir's zum Äüchenfenster herein/

„Aber was geht denn mit Jens Larsen vor?'

„Ja, das kann ich, weiß Gott, nicht wissen.'

„Du mußt nicht immer ‚weiß Gott" sagen!' —

Sobald Stine gehört hatte, daß die Probstin sich wieder in's Wohnzimmer zurückgezogen, nahm sie die Karte, betrachtete das Bild lange, las die Verse mit summender Stimme und sagte dann:

„Nein, wie nur ein Mensch sich so nette Worte ausdenken kann!'

Sie häkelte ihr Kleid auf und barg die Karte auf ihrer Brust. Darnach machte sie sich über das Putzen des Küchengeschirres. Als dasselbe blank funkelte und die Sonne warm durch die Scheiben schien, klärte auch der ernste Sinn des dreißigjährigen Mädchens sich etwas auf. Nachdem sie ein paar Mal geseufzt — (ob vor Müdigkeit oder aus Gewohnheit?) — begann sie zu singen:

Daß mancher sich dem Trunk ergiebt,
Das ist die Wahrheit leider,
Und Bier mrhr als das Wasser liebt —
So ging's mit einem Schneider.

Er sah so lang' in's Glas hinein,
Bis er zuletzt betrunken;
Und als er dann in s Freie kam —
Plumps! ist er umgesunken.

Er purzelte der Länge nach

Auf einen Kehrichthaufen.

Ein Schwein, das zusah, ist voll Schreck

Vor ihm davongelaufen.

Langsam und monoton sang sie dieses Lied; einen Choral hätte sie nicht mit größerer Feierlichkeit vortragen können. Als sie bei der dritten Wiederholung der Romanze zu der interessanten Stelle gekommen war, wo der Vierfüßler auftritt, öffnete ihre Gebieterin die KUchenthür. Verwundert lächelnd fragte sie:

„Singst Du, Stine? — Ich hörte doch Jemand singen.'

„Nein, hier hat Niemand gesungen,' entgegnete Stine muffig und halb beleidigt.

III,

„Wenn ich nur begreifen könnte, was mit Peer Larsen vorgeht!" sagte die Probstin im November, als Christen Nielsens Hausknecht ihr einen halben Schinken brachte und einen schönen Gruß von Peer Larsen ausrichtete.

Gegen Weihnachten kam die Pächterin. bei welcher Stines Kind in Pflege war. Nachdem sie in der Küche gewesen, bat sie die Probstin um eine Unterredung. Diese trank gerade ihren Kaffee und fühlte sich verpflichtet zu repräsentiren.

„Na, Mette," sagte sie, die dampfende Messingmaschine näher rückend, „ich höre ja, daß sich die Kleine so gut in der Schule macht?" „O ja, sie lernt recht leicht."

„Nun, mit Gottes Hilfe erlebt Stine vielleicht doch noch eine Freude an dem Kind. Es war ja traurig genug, daß es ihr damals so erging." „O, jetzt ist das ganz einerlei!" „Wieso —?"

„Nun, Stine wird sich ja verändern. Am ersten Mai tritt sie aus dem Dienst. Ich bringe ihr just einen Antrag von Peer Larsen in Oerlovslille."

„Was sagen Sie. Mette?" —

Die Probstin fuhr auf, vergaß plötzlich, daß sie Probstin sei und begann zu weinen. Die Pächterin fing gleichfalls zu weinen an und sagte mit schluchzender Stimme:

„Peer Larsen hält drunten auf der Straße. Ich bin mit ihm hergefahren und er will mich wieder heimbringen. Ach du lieber Gott! Es ist Freud' und Leid auf dieser Welt."

„Ich muß selbst mit Peer Larsen sprechen!" — Die Probsti« öffnete das Fenster.

Richtig, drunten hielt ein Wagen. Peer Larsen, mit Pelzmütze, Fausthandschuhen und Schaaffell-Mantel, saß ungeduldig vorgebeugt, die Peitsche zwischen den Beinen. Als er das Fenster öffnen hörte, lüpfte er die Mütze. Schwerfällig sprang er herunter, da die Prvbstin feinen Namen rief, band die Zugstränge fest und ging in's Haus, nachdem er etwas unter dem Sitzbrett hervorgezogen. Dieses Etwas erwies sich als ein Paar Gänse. Er präsentirte sich im Zimmer mit einer Gans in jeder Hand.

„Ei sieh, Peer Larsen!" sagte die Probstin. „So lang' Ihr alter Seelsorger, mein seliger Mann, noch lebte, sah man nie etwas von Ihnen."

„Glaub's gern!" versetzte der Bauer ruhig. „Dafür war bei mir nicht Rath, außer dem Zehenten was zu geben, so lang' noch die beiden Alten da hockten und ihren Altentheil wollten."

„Aber Sie kamen auch nie in die Kirche."

„O ja. manchmal schon, wenn ich was dort zu thun hatte. So oft ein B«>gräbniß war oder wenn ich zu Gevatter gebeten war. ja, meiner Seel'! — Aber . . . hm! . . . sehen Sie . . . eigentlich ist's wegen der Stine, warum ich hergekommen bin. Denn ich Hab' gradewcg im Sinne, sie zu Heirathen."

Diesen Satz sprach Peer mit ungewöhnlicher Energie, welche er dadurch bekräftigte, daß er die Gänse auf einen Lehnstuhl legte.

„Halt! das giebt Fettflecken," rief die Probstin und trug sie auf den Tisch, nachdem sie eine Zeitung sorgfältig darauf gebreitet. — „Aber Peer Larsen — Stine hat ja ... hm! — Nun, Mette weiß darüber am besten Bescheid."

„Ja, das weiß ich ebenso gut wie Mette," sagte der Bauer. „Aber sehen Sie ... in der Jugend passirt ja so mancherlei; und da können die Menschen nichts dafür; denn unser Hergvtt hat es nun einmal so eingerichtet. — Aber . . . nun ja . . . Mette sagt, sie will dafür gutstehen, daß Stine 500 Thaler auf der Sparkasse hat und einen ganzen Stoß Wäsche und Kleider in ihrem Koffer. Und sehen Sie, ihr Vater hat ja seinerzeit ein Bauerngut gehabt; und es war doch nicht seine Schuld, daß er keinen Sohn hatte und daß das Gut darum an seinen Schwager gekommen ist, on den Trunkenbold, der es ganz herunterkommen läßt."

„Aber woher kennen Sie denn eigentlich Stine? Mir scheint, Peer Larsen, Sie sollten sich die Sache etwas überlegen, besonders da Sie schon zum zweiten Mal Wittwer sind — oder nicht? . . . Nun also! Und die Ehe ist doch eine ernsthafte Sache."

„Ja freilich," seufzte der Bauer; „es wäre Sünde zu sagen, daß der Ehestand lauter Vergnügen und Lust ist."

„Na, Stine ist ja treu und fleißig. Aber sie spricht ja fast niemals ein Wort." —

Peers kleine Augen blinkten Heller und seine Rede nahm ein rascheres Tempo an bei folgendem Herzenserguß:

„Das ist's ja gerade! Denn leider hat die Probstin recht, daß ich zweimal verheirathet war. Ach, Gott steh' mir bei! Das eine Weib schnatterte so lang der Tag war und das andere lieh die Zunge keinen Augenblick stille stehen. Es war als wenn ein Mühlwerk beständig in der Stube klapperte, zehn Jahre lang. Und meine Mutter — sie lebt ja noch — schwätzte und tratschte auch mit jeder, daß ich nicht einmal beim Essen meine Ruhe hatte. Aber jetzt sagt sie kein Sterbenswörtchen mehr, seit der Poplexieschlag sie getroffen hat; und ich denke, sie treibt's nicht mehr lange. Und nun , . . sehen Sie . , . kurz nach der Ernte traf sich's, daß ich ein paar Meilen mit Stine fuhr, und da antwortete sie nur ganz knapp, wenn ich was fragte; ja, ja — und accurat so taugt mir's! Dann bot sie mir was zu essen an; und da aßen wir alle zwei, ganz gemüthlich und still. Ja, wenn einer so viel Weibergeschwätz in seinem Leben gehört hat. dann thut's ihm wohl, Eine zu finden, die den Schnabel halten kann; und eine Frau haben muß man ja doch, besonders auf einem solchen Hos, sonst geht Alles zu Grunde."

„Hat Stine denn schon ihr Jawort gegeben?" fragte die Pastorin.

„Nein, aber Stine kann doch nicht so dumm sein und was dagegen haben. Sie wird ja Hosbäuerin und hat keine Stiefkinder zu übernehmen, und bei der Alten muß unser Herrgott doch auch nächstens einkehren. Und, sehen Sie. wenn ich mich nicht daran kehre, daß sie ihrerzeit , . ."

„Nein, da steht wahrhaftig nichts im Wege," sagte Mette mit einer Sicherheit, welche bewies, daß sie genau eingeweiht war.

Die Probstin rief Stine herein. Keine Antwort. Man sah in der Küche nach: Stine war nicht da. Sie hatte für gut befunden, auf eigene Faust einen kleinen Ausflug zu machen; denn es war doch gar zu genant, dabei zu sein, wenn solche Dinge verhandelt wurden. — Als die Probstin ihr Mißfallen darüber äußerte, sagte Peer mit beifälligem Lächeln:

„Ja, gerade so will ich sie haben! Nur kein Geschwätz, dann macht sich Alles ganz von selbst."

Am zweiten Mai wurden Stine und Peer Larsen von Oerlovslille getraut. Die Probstin spendirte den Hochzeitskaffee.

Johann Strauß.

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

er ist der Erste, der die glücklichsten Menschen macht!" ruft Kronions Sohn, als er die unsterblichen Gotter auf dem Olympos bewirthet, bei Schiller aus; und wenn der alte heidnische Gott ebenso unfehlbar ist wie der irdische Stellvertreter des christlichen, dann ist Johann Strauß sicherlich der Ersten Einer. Unter den Künstlern — und ich denke dabei nicht nur an unser Land und nicht nur an unsere Zeit — giebt es nur sehr wenige, die so viel für das harmlose Glück und für den Frohsinn der Mitlebendcn gethan, die uns durch den wundersamen Zauber ihrer Kunst über die Aergernisse und Verdrießlichkeiten des Tages so anmuthig hinweggetäuscht hatten wie er. Wer mürrisch dreinzuschauen und abgespannt dazusitzen vermag, wenn der jubelnde Lockruf „An der schönen blauen Donau" erklingt, wen» der „Wiener Wald" nns seine reizenden Geschichten von Jugendfrische und lachendem Uebermuthe erzählt, und die „Nachtfalter" geheimnißvoll dazwischensurren, wem da nicht die frische reine Luft aus der Jugendzeit herüberweht und kosend die Sorgen von der Stirn fächelt, dem ist nicht zu helfen, der kann sich begraben lassen. „O, über die mensch liche Undankbarkeit!" ruft ein französischer Moralist aus. „In goldenen Buchstaben sollte man in unsere Denkmäler die Namen jener Wohlthätcr eingraben, die in uns die Heiterkeit entzünden und unterhalten. Denn die Heiterkeit ist eines der beiden Vorrechte, die den Menschen vom Thierc unterscheiden."

Nun, über Undankbarkeit hat sich Johann Strauß allerdings nicht zu beklagen. Als Träger eines bekannten Namens, als Sohn seines berühmten Vaters ist er gleich in seinen künstlerischen Anfängen wohlwollend bemerkt worden, hat sich in der Gunst der Oeffentlichkeit immer mehr befestigt und ist seit einer langen Reihe von Jahren allgemeiner Liebling. Freilich gefällt sich die allgemeine Anerkennung, die er sich errungen hat. immer in einem gewissen Vorbehalte. Johann Strauß hat ja nicht die starren Höhen der großen Kunst erklimmen wollen. Auf lieblichem Hügel von mäßiger Höhe hat er seine blühenden Garten bestellt und seine Felder gebaut. Er hat ja eigentlich „nur Tanzmusik" geschrieben, — nur Tanzmusik! Als ob es nicht genug wäre, wenn diese meisterhaft ist, als ob Teniers kein großer Maler, Labiche kein großer dramatischer Dichter wäre, weil der Eine wie der Andere ihr großes Talent nur auf einem kleinen Gebiete haben bewähren wollen; als ob es nicht besser wäre, Cäsar in seinem Dorfe, als der Zweite in Rom zu sein! „Mein Glas ist zwar nur klein, aber ich trinke wenigstens aus meinem eigenen Glase," sagt Alfred de Musset. Darauf kommt es an.

Freilich, ein großes Streben ist auch schon Etwas, meinetwegen sogar viel; ober es ist doch blutwenig im Vergleich zum Vollbringen, selbst im Bescheidenen. Es ist besser, das Gute, das nahe liegt, zu ergreifen, als mit weltenstürmenden Ideen in die Weite zu schweifen, besser in pärvis p «wisse, als in maFnis voluisss. Nur der Philister empfindet vor dem Leichten und Lustigen in der Kunst eine thörichte Geringschätzung; der Vernünftige weiß, daß das Lustige sehr ernsthaft und das Leichte sehr schwerwiegend, weiß, daß man im Kleinen sehr groß sein kann.

Ja, die Kunst von Johann Strauß ist die Tanzmusik. Mit dem ehrlich eingestandenen Walzer hat er begonnen, mit ihm seine ersten glänzenden Erfolge errungen und mit ihm auch seine letzten. Denn auch in der erweiterten Gestalt der Operette ist er dem Walzer treu geblieben, wenn er ihn bisweilen auch in prächtiger und anspruchsvollerer Gewandung unkenntlich zu machen versucht hat. Für Calderon ist das Leben ein Traum, für Beaumarchais ein Kampf, für Johann Strauß ist das Leben ein Tanz. Und für den guten Tanz ist er der gute Spielmann geworden.

Als sechsjähriges Kind hat er mit seinen kleinen ungelenken Fingerchen auf den klapprigen Tasten des alten tafelförmigen Klaviers im Hause des strengen Vaters seine ersten musikalischen Gedanken im Dreivicrtel-Tacte sich zusammengesucht und geklimpert, und in seinem letzten erfolgreichsten Werke, im „Lustigen Krieg", rauscht in dem in seiner Weise großartigen Finale des zweiten Aufzugs der dramatische Walzer mit Soli, vollem Chor und glänzendem Orchester und reißt auf den Fluthcn der Melodie, des Rhythmus und der herrlichen Tonfülle die entzückten Zuhörer gewaltsam mit sich.

Einen weiten Weg hat Johann Strauß zurückgelegt, und eine lange Strecke die Tanzmusik selbst, die er in neue Bahnen geleitet, und der er dann ein inimcr erweitertes Gebiet hat erschließen können.

Erst in dem verflossenen halben Jahrhundert ist die leichte Tanzmusik zur wahren Kunst geadelt worden. Bis dahin hatte nur der würdige schwere Tanz, vor Allem das Mcnuet, einen künstlerischen Ausdruck gewonnen; und mit Recht darf Eduard Hanslick selbst die Walzer emeö Beethoven und Mozart als „erstaunlich dürr und unbedeutend" bezeichnen.

Da erklangen im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts die Zaubergeigen des Lanner und des alten Johann Strauß, der beiden großen Tanzmeister, die derselbe liebevolle und verständnißfeine Beurtheiler der „musikalischen Musik" auch in ihrer anspruchslosesten Gestalt mit rühmenswerthem Muthe ohne weiteres die originellsten und hinreißendsten Talente in der NachSchubert'fchen Epoche des Wiener Musiklebens nennt. Sie machten sich zu den Tribunen des verkannten und mißhandelten Walzers, sie führten eine wahre Umwälzung herbei, und diese endete mit einem glänzenden Siege dieses unterdrückten tisrs-ötst, mit der Anerkennung seiner Kunstrechte. Diese beiden genialen heiteren Männer enthüllten uns erst den bezaubernden Liebreiz, die sinnlich schöne Jugendfrische des bisher vernachlässigten Stiefkindes, das seiner Reize unbewußt und von Niemand beachtet am Herdfcuer gekauert hatte; und Aschenbrödel trägt von Stund an Sammt und Seide.

Es hat sein Mißliches, der Sohn eines berühmten Vaters zu sein. Die Fälle, daß der Nachgebvrene durch seine eigene Leistung ererbten Ruhm auf der Höhe zu erhalten weiß, lassen sich an den Fingern abzählen; und in diesen wenigen Fällen ist der Sohn fast immer bestrebt gewesen, einen andern Weg einzuschlagen, um es zu verhüten, daß man auf der Stelle erkenne, ob der Junge mit dem Alten gleichen Schritt halten könne, und daß man die Größe des Vaters an ihm messe.

Der junge Dumas wußte ganz genau, daß man die „Camelien-Dame" nicht mit den „Musketieren", daß man die „Halbwelt" nicht mit „Antony" werde vergleichen können. Viel zahlreicher als die wenigen, die ihren Ruhm aus eigener Tasche bezahlen, ohne von dem Ruhm des Vaters zu zehre», find die Beispiele, daß auch hochbegabte Söhne von dem väterlichen Ruhme zu Boden gedrückt worden sind. Man braucht nicht bis auf Friedemann Bach und den jungen Mozart zurückzugreifen, an dessen Bahre Grillparzer die schönen Verse gesungen:

„Wovon so viele einzig lcbcn,

Was Stolz und Wahn so gerne hört,

Des Vaters Namen war es eben,

Was Deiner Thatkraft Keim zerstört;" — auch in unserer Gegenwart hat sich eine Tragödie abgespielt, deren Held, der mit seltenen Geistesgaben ausgestattete Sohn eines unserer hervorragenden kürzlich verstorbenen Zeitgenossen, daran zu Grunde gehen sollte, daß sich der große Name seines Vaters beständig an seine Fersen heftete, daß er, von der Berühmtheit wie von Furien gehetzt, ruhelos umherirrte, bis er von tiefem Haß gegen das, was ihn stolz und glücklich machen sollte, erfüllt, elend zusammenbrach.

Auch aus dem jungen Strauß hat der berühmte Name des Vaters lange, lange Jahre hindurch wie eine Bürde gelastet. Sympathische Zuhörer hat der junge Strauß zwar schon bei seinen ersten künstlerischen Versuchen gefunden, aber keineswegs unbefangene. Wer früher einen reizenden Walzer des jungen Strauß hörte, stand noch immer unter dem Banne der hinreißenden Kunst des Alten; und so sehr sich auch der Zuhörer von der lustigen frischen Weise des jugendlichen Spielmannes angesprochen fühlte, so vergaß er doch niemals, seinem Urtheile den herab« dämpfenden Vorbehalt anzufügen: Ja, aber der alte Strauß! Auch an unserem Künstler sollte sich das tiefsinnige Wort bewähren: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, Erwirb es, um es z» besitzen."

Das Erwerben wurde dem Erben nicht leicht gemacht. Der alte Strauß, der in seiner Familie ein gar strenger, barscher und unzugänglicher Herr gewesen zu sein scheint, that nicht mir nichts, um die offenkundige musikalische Begabung feiner drei Sprößlinge zu fördern, sondern suchte mit allen Mitteln seiner väterlichen Gewalt diese niederzuhalten und zu ersticken. Er hatte kein Verständnis; für die ersten Regungen und Kundgebungen des frühzeitigen Talentes unseres Johann. Das Häkchen hat sich in der That bei Zeiten gekrümmt, und früh hat sich geübt, der ein Meister werden wollte und sollte.

Als sechsjähriger Junge componirte der kleine Johann in Salmaiinsdorf bei Wien seinen ersten Walzer. Ich habe das harmlose Tonstück früher in einem Aufsatz? zu dem „fünzigjährigen Walzer-Jubiläum" mitgetheilt. Freilich ist dieser Walzer nur eine kindliche Spielerei, aber es ist die Spielerei des geborenen Künstlers. Der mürrische Alte wollte darin aber nichts Anderes als einen Dummenjungenstreich erkennen; und jemehr sich die Künstlerkeimc in seinen drei Kindern entwickelten, desto düsterer und verdrießlicher wurde er, desto eifriger war er darauf bedacht, ihnen den Musiktcufel auszutreiben und die künstlerischen Allotria gründlich zu verleiden. Der Geigenkasten und das Klavier wurden geschlossen, die Jungen sollten etwas Vernünftiges lernen!

Für einen jeden, für Johann, Joseph und Eduard hatte er einen „praktischen" Beruf in's Auge gefaßt; Johann sollte Techniker werden, der dies und der das. Es half nichts, daß sie sich sträubten, sie wurden zu der widerwärtigen Arbeit gezwungen; und Johann mußte die ganze Vorschule zu einem rechtschaffenen Techniker durchmachen. Ter alte Strauß, so erzählt uns Hanslick, blieb taub „für das leise anpochende Talent d?s Knaben, und als dieses stärker anklopfte, rief er nicht „Herein", sondern ein zorniges „Hinaus!" Für ganz Wien ein unermüdlicher Freudenbringer, mar Vater Strauß ein Tyrann in seiner Familie. Die Söhne wuchsen unter den verbitternden und verderblichen Eindrücken eines verstörten Familienlebens aus."

Der kurzsichtige Alte!

„Verbiete Du dem Scidcnmurm zu spinnen!"

Aus dem Kinde war ein Jüngling geworden, und dieser fühlte in sich die Kraft, die stärker war als kindlicher Gehorsam. Ter Junge streifte die Fesseln, die der Alte ihn, angelegt hatte, trotzig ab, und am IS. October 1844 — dir vierzigjährige Wiederkehr dieses Tages ist in Wien und in ganz Deutschland gefeiert worden — trat zum ersten Male ein jugendlich schlanker Kapellmeister mit nervös lebhaften Bewegungen, mit dunkeln blitzenden Augen und vvllem, tiefschwarzen Haar, das launisch über die Stirn fiel, ein hübscher, geschmeidiger, fescher Kerl „beim Dommayer", einem beliebten Vergnügungslocale in dem Wiener Vororte Hietzing, vor das lebensfrohe, dankbare und genußfreudige Publikum an der Donau. Und das war der 19jährige Sohn des alten Strauß. Er wurde gleich mit offenen Armen aufgenommen.

Für die Zeit, die seinem ersten Auftreten folgt, sind wir lediglich auf die Angaben des schon mehrfach angerufenen Kritikers und Biographen angewiesen. „Die durch eine vergrämte Jugend zurückgedrängte Lebenslust ge» rieth nun in's Ueberschäumen," berichtet uns Ed. Hanslick. „Beglückt durch sein Talent, berauscht von seinen frühen Erfolgen, verhätschelt von den Frauen, durchstürmte Johann Strauß eine genußfrvhe Jünglingszeit, immer productiv, jeder Zeit frisch und unternehmend, dabei leichtsinnig bis zum Abenteuerlichen."

Fünfundzwanzig Jahre lang hat Johann Strauß ausschließlich Tanzmusik geschrieben. Fünfundzwanzig Jahre lang hat er während der tanzenden Faschingszeit, die weit über die kirchliche Frist hinausgeht, allnächtlich am Dirigenten-Pulte an der Spitze seiner musicirenden Hecrschaarcn gestanden und mit seiner Geige Alt und Jung elektrisirt. Und mit seinem streichenden, blasenden und schlagenden Gefolge ist er auch hinausgezogen in die Fremde, hat aller Orten den Mißvergnügten und Griesgrämigen das Evangelium der Lebenslust verkündet und Aller Herzen erobert — feit dem Tode seines Vaters der Alleinbeherrscher des Ballsaals der Vornehmen und der Tanzböden des Volkes. Wien wartete zu jedem Carneval auf die neuen Tänze von Johann Strauß: sie waren und blieben das musikalische Ereigniß des Winters, und von Wien aus erklangen die lustigen, heiteren Walzer durch ganz Deutschland, und drangen über die Grenzen nach Nord und Süd, nach Ost und West und erfüllten bald die ganze alte Welt, und die Schiffe trugen sie über den Ocean in die neue hinüber.

Unerschöpflich sprudelte der unversiegbare Quell seiner musikalischen Erfindungen. Mehr denn 400 Tänze hat Johann Strauß geschrieben, den einen immer reizender als den andern. Wer wollte es da wohl unternehmen, auch nur in einer Auswahl alle die, die das Herz der Zuhörer entzückt und die Füße der Tänzer beflügelt haben, auch nur die glücklichsten Eingebungen, die gelungensten und beliebtest gewordenen einzeln aufzuführen?

Bei dieser massenhaften, unermüdlichen schöpferischen Thätigkeit ist die Gleichwerthigkeit der Leistungen natürlich ausgeschlossen. Die frischen Truppen haben die alten ersetzt und die neuesten Walzer die Vorgänger in der Gunst des Publikums zeitweilig abgelöst. Eine erkleckliche Anzahl der älteren hat indessen allem Drängen des Nachschubs zähen Widerstand entgegengestellt nnd sich auf dem Felde behauptet. Tie verdrängten und beseitigten aber haben ihr

Schicksal nicht verdient. Sie haben nur unter dem Verhängnisse zu leiden gehabt, daß ihre liebenswerthen Eigenschaften durch den stärkeren Glanz der Nebenbuhler überstrahlt worden sind. Ein Mann wie Johann Strauß kann schlechterdings keine durchaus mißlungenen Tänze schreiben, ebensowenig wie Franz Schubert schlechte Lieder. Die längst in Vergessenheit gcrathenen Walzer bergen in der That wahre Schätze: Einzelne liebliche Melodien von seltener Schönheit, harmonische Feinheiten, rhythmische Keckheiten, die eben nur deshalb nicht zur dauernden Geltung gekommen sind, weil Strauß selbst alle diese Vorzüge in neueren Werken noch glücklicher, in noch abgerundeter und packenderer Gestalt bewährt hat. Aber wie jetzt die Lieder sänger der ewigen „Müller-Lieder", der „Winterreise" und „des Schwanengesanges" überdrüssig, die in Vergessenheit beerdigten Schubert'schen Lieder wieder ausgraben, und nun ungeahnte Schönheiten in diesen auferstehen, so wird man sich später auch um jene Walzer von Johann Strauß kümmern, die für die Mitwelt ohne anhaltenden Nachhall verklungen sind, und darüber staunen, wie die darin verborgenen Reize haben übersehen werden können.

Es wäre freilich zu viel verlangt, wenn man von einem Geschlechte, von einem Menschen — und wäre er auch der begeistertste Freund der leichten Musik — fordern wollte, daß er die vierhundert Tanzweisen, die Johann Strauß geschrieben, in sein Gedächtnis; einprägen und deren Eigenschaften im Einzelnen würdigen solle. Johann Strauß selbst wird wahrscheinlich gar mancherlei feiner eigenen musikalischen Schöpfungen vergessen haben, und ich glaube, mau könnte aus den verschollenen Tänzen ganz reizende Tänze zusammenstellen und ihm vorspielen, ohne daß er der Vaterschaft gewahr würde. Es würde ihm zwar manches vertraut und bekannt klingen, aber das würde ihn nicht verwundern; denn alle modernen Walzercomponisten haben sich an ihm gebildet, alle haben seinem Ausdrucke nachgestrebt und mit seinen abgelegten Kleidern ihre Blößen bedeckt.

Die Zahl der Strauß'schen Walzer, die uns ganz und gar vertraut sind, die wir freudigen Herzens wie einen lieben Freund begrüßen, sobald nur der erste Tact erklingt, ja sobald wir aus dem Cvnccrt-Programm nur den

Titel lesen, ist doch immer noch eine erstaunlich große.

Und was sind das für „erste Tacte!" Und wie glücklich sind oft die Titel gefunden! Jeder geistige Arbeiter weiß aus Erfahrung, wie schwer es ist, dem Kinde seiner Laune den rechten Namen zu geben. Daß Strauß für seine vierhundert Tänze vierhundert Titel hat finden können — und unter diesen eine lange Reihe treffender, charakteristischer, die sich gleich tief in das Gedächtnis; einprägen, — das ist ein Kunststück, das ihm so leicht Keiner nachmacht. Es wäre allerdings eine Thorheit, die Strauß'schen Walzer der sogenannten „Programm-Musik" beizugesellen und einen ties inneren Zusammenhang zwischen dem Musikstücke und dem Titel aufzusuchen, der oft gar nicht vorhanden ist. Denn in vielen Fällen ist sicherlich der Titel willkürlich dem fertigen Musikstücke beigegeben worden, ohne innere Nvthwendigkeit, lediglich unter dem Zwange des Aeußcrlichen, da eben das Kind nun doch einmal nicht ungetauft in der Welt umherlaufen kvnnte. Zwei seiner entzückendsten Walzer zum Beispiel, „Juristenball-Tänze" und „Klange aus dem Süden" (nach Motiven aus dem „Spitzentuche der Königin") könnten gerade so gut jeden beliebigen anderen Titel führen. Bei anderen sehr bekannten Tänzen hingegen ließe sich müheloser ein Zusammenhang zwischen dem Namen und dem Musikstücke selbst, namentlich mit dessen erstem Theile, auffinden. Und es würde kaum des grübelerischen Scharfsinnes bedürfen, um in den „Nachtfaltern" ein sonderbar poetisches Säuseln und Summen zu vernehmen, das eine wahre Ddmmerungsstimmung in uns hervorzaubert, im „Wiener Blut" sinnlich schluchzendes Aufjauchzen, sieghaft trotziges und selbstbewußtes Einsetzen in „Künstlerlcben", kosendes Getändel und verliebtes Geflüster in den „Geschichten aus dem Wiener Wald", das kecke Aufpochen der daseinsfrvhen Jugend in „Wein, Weib und Gesang", in den „Morgenblättcrn" pikante Frische mit der schwatzhaften Wiederholung des schon Gesagten, die beinahe wie eine spöttische Kritik klingt, in „Neu-Wien" herzliche Gemüthlichkeit mit einer gewissen schwermüthigen Beimischung der Klage um das Dahinscheiden von AltWien, und „An der schönen blauen Donau" den zunächst zögernden Aufstieg des Dreiklangs zu dem neckischen und jubelnden Frohlocken — wie ein Zwiegespräch zwischen dem bedächtigen Alter und der sorglos genießenden Jugend, die sich endlich zum Reigen cinmüthig zusammenfinden.

So mag der, den es gelüstet, den Namen und den Charakter des Musikstücks zusammenreimen, diese allbekannten Walzer zu bezeichnen^versuchen. Ein Anderer wird auf diesen Versuch willig verzichten und sich nach Lohengrins Rothe fraglos dem Zauber des Namenlosen hingeben. Für diesen wird der Titel eben nichts Besonderes zu bedeuten haben, sondern lediglich ein äußeres Unterscheidungszeichen sein, das ohne wesentliche Schäden mit einer Ziffer oder einem beliebigen Buchstaben vertauscht werden könnte; und der hätte wahrscheinlich Recht, denn

„Was ist ein Name? Was uns Nosc heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften."

Da wir hier von den schönsten Walzern unseres Johann Stranß sprechen, müssen wir vorgreifend auch auf die in seinen Operetten enthaltenen verweisen, die zum Thcil zu dem Besten und Gelungensten, was Strauß überhaupt geschaffen hat, gehören. Wer würde, wenn er seine Lieblingswalzer sich vergegenwärtigt, den aus der „Fledermaus" mit seinem flotten scharfrhythmischen Anfange und dem leidenschaftlichen Aufschwünge im zweiten Theile vergessen können? Wer den köstlich gemüthlichen Ländler mit dem großartigen Walzcrschluß aus „Cagliostro"? Und wer das schon genannte Meisterwerk, das Finale des zweiten Aufzugs im „Lustigen Krieg"? Die drei genannten sind wirkliche Tänze, lediglich zum Tanzen, ohne Worte oder mit so gleichgültigen Worten, daß man sie ganz vergessen kann. Daneben aber gicbt es in diesen Operetten noch andere gesungene Walzer, die zum

Theil wahrscheinlich durch die Worte des Textschreibers angeregt sind, oder denen wenigstens ein Text untergelegt ist, der gewisse Ansprüche erhebt.

Oft ohne die geringste Berechtigung. Thörichtere. unsinnigere und schädlichere Texte wie die zu den Walzern im „Spitzentuche der Königin" (das Loblied auf die Trüffel) und in der „Nacht in Venedig" („Bei Nacht sind alle Katzen grau, da schreien sie alle miau") sind schwer zu denken; und es ist unbegreiflich, wie ein so geschmackvoller, geschickter und befähigter Mann wie Richard Genöe. der der Urheberschaft dieses Textes bezichtigt wird, etwas Derartiges hat verüben können. Glücklicher haben sich Wort und Ton in dem temperamentvollen Walzer des „Indigo", „Ja so singt man", und in dem Schlußwalzer des „Prinzen Methusalem", „O du, v du, mein Ideal", der zu den reizvollsten und zärtlichsten gehört, zusammengefunden. Und geradezu fördernd für die ungeheure Popularität ist der glücklich gefundene Text zu dem gesungenen Walzer im „Lustigen Krieg" geworden- »Nur für Natur hegte sie Sympathie". Seit dem Tage, da man den Walzer „An der schönen, blauen Donau" zwar nicht auf Flügeln des Gesanges, aber auf den Walzen der Drehorgeln bis zu den Ufern des Ganges und noch viel weiter getragen, hat Strauß nichts geschrieben, was mit so rasender Schnelligkeit sich verbreitet und eine so durchschlagende volksthümliche Beliebtheit erlangt hätte, wie dieser Natur-Walzer. Und dieser Erfolg ist erklärlich genug.

Wer für die musikalischen Bedürfnisse mehrerer tanzlustigen Geschlechter zu sorgen hat, wird naturgemäß aus Scheu vor der Einseitigkeit, die ja die Mutter der Langweile ist, veranlaßt, wenn sich das Eigenartige und Neue nicht freiwillig darstellt, nach Eigenartigem und Neuem zu suchen. Tie Gäste, die Strauß aus seinen unerschöpflichen Vorräthcn Jahr ein Jahr aus zu speisen hat, würden der einfachen Walzerspeise längst überdrüssig geworden sein, wenn er ihr nicht immer neue, den Geschmack immer wieder anreizende Würze beizumischen gewußt hätte. Die neuen Walzer von Strauß besitzen — nicht blos in den Introduktionen und Uebergängen von einem Theil zum andern — harmonische und rhythmische Kühnheiten, an denen Richard Wagner seine volle Freude haben konnte, und von denen sich die alten Lanner und Strauß in ihrer himmlischen Anspruchslosigkeit nichts haben träumen lassen. Es ist unserem Strauß als ein hohes Verdienst anzurechnen, daß er trotz allen verwegenen Neuerungen die natürlichen Grenzen des Walzers mit Weiser Selbstbeherrschung, mit feinem Kunstgefühl und geläutertem Geschmack? innezuhalten gewußt hat. Das verhindert aber nicht, daß die neuen Walzer mit der Zeit ganz andere geworden sind als die alten; daß einige weniger durch ihre unwiderstehliche Harmlosigkeit zu unserem Gemiith sprechen, als durch den Scharfsinn, den Erfindungsreichthum und Geschmack des Componisten zu unserem Verstände.

Da fand Johann Strauß, dem nun kein Geheimniß des Orchesters mehr verborgen war, dem der dralle, sprunghafte Rhythmus willig gehorchte, und die für unser heutiges Ohr wohllautende Dissonanz nichts zu versagen hat!?, in einer glücklichen Stunde durch alle Wirrnisse und Verwickelungen unserer Zeit den Weg nach der heiteren Jugend zurück; und er schrieb den Natur-Walzer, der in seiner köstlichen Einfachheit, in seiner unbewußten Anmuth, in seiner kindlichen Natürlichkeit ihn selbst wieder verjüngte. Ruhig in der Ebene fließt die Melodie dahin, ohne sich an irgend einem Widerstande schäumend zu brechen. Die Begleitung mit der discreten Violinfigur im zweiten und dritten Theil ist so bescheiden -wie nur denkbar; Alles, was man heutzutage wohl originell nennt, ist streng ausgeschieden. Der Walzer wirkt eben nur durch seinen, ich möchte sagen, angeborenen Liebreiz ohne alle modische Zuthat. Der Walzer war eben ganz und gar nicht modern, und das war der Grund seines beispiellosen Erfolges. Erst im Gegensatze zu den herrlichen , vom modernen Geiste ganz durchtränkten Walzern aus der neueren Zeit konnte dieser, der einer anderen anzugehören scheint, seine volle Wirkung üben.

Eine starke Unbilligkeit wäre es, den Natur-Walzer auf Kosten der anderen loben zu wollen; nur zur Erklärung des ganz merkwürdigen Erfolges habe ich auf die Gegensätzlichkeit hingewiesen. Daß Strauß da nicht stehen geblieben ist, wo er in seiner Jugend gestanden, daß er nicht sein Leben lang weiter gezwitschert hat, wie die Alten fungen. daß auch seine Tonsprache die unserer Tage geworden ist, — das wird ihm Niemand zum Vorwurf machen wollen, es wird ihm vielmehr nur zum Verdienst angerechnet werden können; und es ist erklärlich genug, daß sich ihm nach fünfundzwangjährigem Wirken als ausschließlicher Tanz-Componist das Gefühl aufdrängte, es sei nun genug des alten Spiels, daß für den treibenden Most die Schläuche zu alt geworden waren. Er hatte allmählich die Freude am Walzer verloren, sein Vaterland mußte größer sein; sein Genius heischte ein weiteres Gebiet.

Und so wandte er sich in der Vollreife der Operette zu.

Die moderne Operette, die sich aus dem alten Singspiel ähnlich wie der moderne Walzer aus dem großbasenhaften Ländler entwickelt hat, ist ein urfranzösifches Kind, wenn auch ihr Vater Jacob Offenbach ein geborener Deutscher ist. Offenbach hat das Glück gehabt, für seine entzückend frivole Musik in Jules Barbier und Michel CarrS congeniale Dichter zu finden, wie auf größerem Felde Meyerbeer in Scribe. Die Bücher zum „Orpheus in der Unterwelt", zur „Schönen Helena" sind Meisterwerke des Witzes, der Parodie und der Respektlosigkeit Diese beiden Operetten, denen die ganze Herde dann folgte, eroberten sich durch ihren lächelnden Leichtsinn und ihre hochgeschürzte Gefälligkeit die Welt. Es war nicht zu verwundern, daß sich das heitere und frische Talent Johann Strauß' gerade von dieser Operette stark angezogen fühlte. Wenn ihm auch eine der Eigenschaften, die Offenbach groß gemacht hatte, die wahrhaft imposante Frivolität, völlig fehlte, so besaß er zum Ersatz dafür andere, die seinem Beginnen einen glücklichen Verlauf, seinem Streben eine endliche Krönung zu verheißen schienen.

Diese Hoffnung hat sich glänzend erfüllt. Nicht mit dem ersten Schlage. Der Erfolg von „Indigo" im Jahre 1871 war kein vollständiger, trotz der Fülle ansprechender und reizender Melodien, die Strauß in die liebenswürdige Partitur eingestreut hatte. Aber der Componist, der bisher auf eigenen Füßen gestanden und allein über das Wohl und Wehe seiner künstlerischen Leistungen entschieden, hatte sich nun nothwendigerweise in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Anderen begeben müssen und bei seinen Erfolgen mit einem ihm bis dahin unbekannten Factor zu rechnen! mit dem Verfasser des Textbuches. Und dieser hatte ihn im „Indigo" nicht bloß im Stich gelassen, er hatte ihn auf den Sumpf gelockt. Die Operette war mehr als uninteressant, sie war öde und langweilig, und selbst dem witzigen Ernst Dohm, der die Neubearbeitung für Berlin übernommen hatte, konnte es nicht gelingen, dieses tödtliche Grundübel auszumerzen, ebensowenig wie die glänzende Ausstattung die erschreckende Geistlvsigkeit zu bedecken vermochte. Dichterisch war dieser erste Versuch, eine deutsche Operette zu Stande zu bringen, als ein völlig mißlungener zu bezeichnen, und über den musikalischen hielt man das Urtheil zurück, da eben die Musik von dem schlechten Texte zu stark in Mitleidenschaft gezogen war.

Die armen Librcttoschrciber sind nicht auf Rosen gebettet. Bei einem Mißerfolge fällt man vor allen Dingen über sie unbarmherzig her und zerzaust sie ohne Gnade und Erbarmen, bei einem Erfolge aber gesteht man ihnen nur widerstrebend zu, daß sie allenfalls ein klein wenig dazu beigetragen haben. Aber auch die Librettodichtung hat, wie zugestanden werden muß. erhebliche Fortschritte bei uns gemacht. Auch unsere Librettisten haben Manches von den französischen gelernt, ihnen mancherlei von ihrer Mache abgesehen und selbst manche lustige Einfälle gehabt, vor Allen Camillo Watzel (F. Zell) und Richard Gense. bei denen sich Strauß für „Cagliostro" und den „Lustigen Krieg", Suppö für „Fatinitza" und „Boccaccio", Millvcker, der vom Zufall Bevorzugteste, für den „Bcttelstudenten" und „Gasparone" bedanken dürfen.

Das Librettoschreiben ist etwas ganz Besonderes, das dem geschickten Macher unter Umständen Wohl gelingen mag, wie auch andererseits die Kunst des wahren Dichters daran scheitern kann, Walzel uud Genöe haben ihre anerkennenswerthe Geschicklichkeit oft bewährt. Auf die Urwüchsigkeit in der Erfindung bilden sie sich wohl selbst nichts ein. Ihr Verfahren ist gewöhnlich ein sehr einfaches. Sie beziehen ihren Stoff aus Frankreich,. Sie nehmen entweder ein hübsches Lustspiel, das sich bei uns nicht recht eingebürgert hat. wie Meilhacs „RSveilloi^', aus dem „die Fledermaus" entstanden ist, oder wie „Piccoliuo" von Sardou, der sich zum „Carneval in Rom" umgewandelt hat; oder sie nehmen französische Operntexte, di^' wegen ihrer langweiligen Musik die Grenze nicht überschritten haben, wie Scribes „<Üir«>Lsislln s" (Musik von Aubcr), die bei uns „Fatinitza" heißt, oder Osmo«-c«i,itium«" von Melesville (Musik von Rebcr), die bei

uns im „Lustigen Kriege" auftreten.

An der Handlung, die die deutschen Bearbeiter des Textes also gewöhnlich schon fix und fertig vorfinden, pflegen fie keinen entscheidenden Zug zu ändern: die Handlung braucht ja auch nicht besonders tiefsinnig und verwickelt zu sein. Die jungen Leute lieben sich, aber ihrer Verbindung stehen irgend welche Hindernisse entgegen — bisweilen auch hochpolitische und staatsmännische wie im „Lustigen Krieg" und „Methusalem", — das junge Mädchen ist einem anderen albernen Tropf bestimmt, und in, letzten Act wird mit den Schwierigkeiten aufgeräumt, der aufgezwungene Bräutigam bekommt seinen Laufpaß, und die Glücklichen reichen sich die Hand zum ewigen Bunde, Jubelndes Finale im Tempo des Walzers oder des Marsches.

Sehr oft wird die Rolle des jugendlichen Liebhabers für die erste Sängerin geschrieben. Wir erinnern nur an „Prinz Methusalem", „Boccaccio", „Spitzentnch der Königin". Oder eine wichtige männliche Episode wird von einer Dame dargestellt, wie der russische Prinz in der „Fledermaus"; oder die Damen streben mindestens männliche, militärische Costüme an. wie im „Lustigen Krieg"; oder endlich die Geschlcchtsfrage wird noch besonders verwickelt dadurch, daß man die Rolle eines jungen Mannes von einem jungen Mädchen darstellen läßt, das sich gelegentlich in weiblicher Verkleidung auf der Bühne wieder in seinem wahren außerthcatralischen, durch das Standesamt beglaubigten Geschlechte zu zeigen hat, wie in „Fatinitza,"

Diese Darstellung heranwachsender verliebter Jünglinge durch junge Damen ist natürlich weise berechnet. Die Damen kleidet bekanntlich unsere männliche Tracht sehr Vortheilhaft, namentlich die der Vergangenheit, die die körperlichen Formen weniger graufam zerstörte als unsere Mode. Da nun der Verfasser des Textbuches zum mindesten ebenso darauf bedacht ist, für das Auge des Zuschauers etwas zu thun, wie der Tondichter für das Ohr des Zuhörers, so nimmt er mit Eifer die Gelegenheit wahr, die Damen in Männerkleider zu stecken, in der sie fast immer allerliebst, bisweilen sehr pikant, ja verführerisch hübsch aussehen. Und verbietet die Handlung diese Metamorphose in den Hauptrollen, nun so muß eben der Chor herhalten. Wenn der Theaterbesucher in einer Operette nicht die Hälfte des weiblichen Chorpersonals, und zwar die hübschere Hälfte mit kleiner Gage und großen Brillanten, in knapper kleidsamer Männertracht als Cadetten, Studenten, Künstler, Soldaten oder dergl. zu sehen bekommt, wenn ihm die Librettvschreiber nicht den ungehinderten Frriblick auf die kleinen Füßchen gewähren — und was darüber ist, darf nicht vom Uebel sein — dann würde er sich in seinen berechtigten Ansprüchen gekränkt und übcrvortheilt glauben. In der Operette muß das Weibliche stark hervortreten, und zwar unter solchen Bedingungen, von denen man beinahe sagen dürfte: „Das ewig Weibliche zieht sich nicht an." Auch diese Besonderheit haben die deutschen Bearbeiter französischer Stoffe aus Frankreich Herübergenommen.

Die Komik in den deutschen Textbüchern entstammt mit alleiniger Ausnahme der „Fledermaus" ausschließlich dem Gebiete des NiedrigGrotesken, Auch in dieser Beziehung ist Frankreich mit gutem Beispiele vorangegangen. Die komischen Nullen sind Chargen der verwegensten Art. übermüthige, zum Theil höchst gelungene Caricaturen, und die hohen Aemter und Würden, die sie in der Textdichtung bekleiden — sie ragen in die höchsten Kreise des Staates hinein, ja sie sind sogar bisweilen mit der Majestät selbst bekleidet, — stecken dem blödsinnigen Treiben, das sie der üben, keine Schranken. In der Beziehung wundern wir uns allerdings über nichts mehr, wir sind genügend geschult. Offenbach hat gleich mit dem Aeußersten begonnen. Wenn wir den Papa Jupiter mit dem Beherrscher der Unterwelt einen Cancan tanzen und die göttergleichen Helden des Homer im Zustande der völligen Vertroddelung vor uns sehen, dann nehmen wir auch keinen Anstoß mehr daran, wenn irgend ein König, Minister oder Podest» aus Wolkenkukuksheim oder Rikarak ihre an den Circus gemahnenden Possen treiben.

So also wird für die stürmische Heiterkeit gesorgt. Aber auch das Gefühl hat seine Rechte, Und dem allgemein gefühlten Bedürfnis; nach Sentimentalem wird gewöhnlich in einem rührenden Liede und in einem schmachtenden Tuett entsprochen, das, wenn es sich irgend thun läßt, bei Mondschcinbeleuchtung vorgetragen wird. Endlich kommen noch ein paar Schlagworte hinzu, die von einer der komischen Personen zu Tode gehetzt werden, ein Couplet oder mehrere. Und Alles das: müßige Handlung und übermüthige Komik, ein bischen Rührseligkeit, viel äußerer Glanz in der Ausstattung, hübsche Weiber in Männerkleidern, militärische

Aufmärsche und Evolutionen des Chors, — Alles das brodelt schließlich zu einem Operettentext, wie er sein soll, freundlich zusammen.

Oder eigentlich: wie er nicht sein sollte. Denn es ist gewiß zu be dauern, daß unsere Compvnisten noch kein gutes Buch gefunden haben, das auf deutschem Boden gewachsen wäre. Alle unsere wirksamen OperettenBücher verrathen ihren französischen Ursprung auf den ersten Blick. Ich hege sicherlich kein Vorurtheil gegen die französische Bühnendichtung und erkenne deren Vorzüge in vieler Beziehung rückhaltlos an; aber „Eines schickt sich nicht für Alle". Textbücher, die für den geistvollen, entdeutschten Erzfranzosen Jacob Offenbach wie geschaffen waren, sind für den durch und durch deutschen Johann Strauß platterdings unbrauchbar. In „Cagliostro" hatte man den Versuch gemacht, einen Stoff, der dem Wesen Johann Strauß' verwandt war, zu wählen. Ter Versuch war zwar nicht in hervorragender Weise gelungen, aber es war doch ein Versuch im Richtigen. Leider ist man dabei stehen geblieben. Und wie wunderbar sicher fühlt sich Strauß, sobald er heimischen Boden unter den Füßen hat. Welche Meisterwerke hat er mit dem Ländler und dem Schlußwalzcr des ersten Aufzugs, mit dem Volksfeste auf der Türkenschanze geschaffen! Anstatt ihn nach dieser Erfahrung fröhlich daheim zu lassen, nvthigten ihn aber die Dichter seiner Texte beständig zu unfreiwilligen Ausflügen nach Lissabon, nach Massa. nach Venedig und Gott weiß welchen Ländern, die vielleicht im Monde liegen. Sic hätten doch wohl bemerken sollen, daß der Componist dann immer groß ist. wenn er sich örtlich und zeitlich von seiner Handlung in der Fremde und Vergangenheit lossagt; wenn er als der echte Wiener unserer Zeit — wie im zweiten Finale der „Fledermaus", des „Lustigen Krieges", im „Lagunenwalzer" aus der „Nacht in Venedig" u. s. w. — uns entgegentritt.

Wenn den Dichtern des Textes der Ruhm nicht verkümmert werden darf, in einigen Fällen den Erfolg der Strauß'schen Musik gefördert zu haben — namentlich in der „Fledermaus" und im „Lustigen Krieg" —, so haben sie ihm in „Cagliostro" und „Prinz Methusalem" nicht erheblich genutzt, im „Spitzentuch" und „Carneval" den verdienten Erfolg der Musik eher vermindert als vermehrt, in „Indigo" und der „Nacht von Venedig" aber, wie ebenfalls gesagt werden muß, den Erfolg geradezu vereitelt.

Da haben wir in einem Satze nicht blos die Bilanz der verdienstlichen und der unglücklichen Leistungen der Librettoschreiber gezogen, wir haben auch alle Operetten, die Johann Strauß in den letzten dreizehn Jahren in schneller Folge aufeinander geschrieben hat, aufgezählt.*)

Auch an dem Operncompvnisten Johann Strauß nehmen wir denselben Entwickelungsgang wahr, wie am Walzercompvnisten. Im „Indigo" war er noch Neuling in der Operette; da klingen uns fast nur Tanzweisen mit untergelegtem Text entgegen. In der „Fledermaus", in „Cagliostro^" und auch später im „Lustigen Krieg" wird der Walzer dramatisch bedeutsam; und in dieser letztgenannten Operette, im „Lustigen Krieg", die ziemlich allgemein als sein Meisterwerk betrachtet wird, hat er sich mit dem Wesen der Operette vollkommen vertraut gemacht, beherrscht die Form meisterlich und kann auf dem weiten und freien Gebiete, das er sich nun erschlossen hat, seine reizende Eigenart ungehindert schalten und walten lassen. Sein guter Geschmack und feiner Kunstsinn bewahren ihn vor jeder Ausschreitung. Die beiden Lieder der Else im „Lustigen Krieg", Balthasars Bericht über seine Reise von Holland, das reizende Duett zwischen Balthasar und Else im letzten Acte und vor Allem das unvergleichlich liebliche und zarte Quintett

') Mit alleiniger Ausnahme der nach dem Rudolf Kncisel'schcn Lustspiel bearbeiteten Operelte „Blindekuh", die schnell vom Repertoire verschwunden ist. Die Operetten von Johann Strauß, nach der Zeit ihres Entstehens geordnet und mit Angabe der Verfasser der Tcztbiichcr, sind also folgende:

„Indigo und die vierzig Räuber." 187!. Nach einem älteren Stoffe für die Bühne eingerichtet von Max Steiner.

„Der Carneval in Rom," 1872. Text von Josef Braun (der französische Ursprung ist auf dem Zettel hier, wie bei den meisten andern, verschwiegen).

„Die Fledermaus." 1873. (Ohne Angabe des Textdichters rcsp, Bearbeiters,)
„Cagliostro (in Wien)," 187S, Text von F, Zell und Richard Gcnee,
„Prinz Methusalem," 1877, Räch Wildsr und Delacour von Karl Trcumann,
„Blindekuh," 1879. Nach Rudolf Kneiscls gleichnamigem Lustspiel.
„Das Spitzentuch der Königin." 1K8V. Text von Bohrmann-Ricgen und Richard Gensc,

„Der lustige Krieg." 1881. Text von F. Zell und Richard Gcnee.
„Eine Nacht in Venedig." 1883. Von denselben.

in dem ersten Aufzuge: „Kommen und Gehen" — ein Meisterwerk der Erfindung und Ausführung — find, abgesehen von dem allbekannten Naturwalzer und dem Finale des zweiten Aufzugs, das sich aus dem Marsch zum Walzer entwickelt, und abgesehen von vielem anderen, wahrhafte Perlen deutscher Operettenmusik. Wie fein und warm ist alles Das empfunden! Wie natürlich und richtig ausgedrückt! Alles ist schlicht und wahr, fern von allen Trivialitäten und Geschmacklosigkeiten.

Nicht nur durch seine natürliche Anlage, auch durch fein musikalisches Können steht Strausz hoch über feinen Nebenbuhlern, wenn diese ihm auch zeitweilig einmal in einer Saison den Rang haben streitig machen können. Wie fein und vornehm wirkt das Orchester von Johann Strauß neben dem Janitscharen-Geschmetter und der paukenden Vordringlichkeit der Anderen? Und es ist kein Zufall, das; die gelehrtesten Musikkritiker unserer Tage, daß Leute wie Eduard Hanslick und Hans Ehrlich von Johann Strauß nicht nur mit wärmster Sympathie, sondern auch mit tiefstem Respect sprechen, daß Strauß die ernsthaftesten und bedeutendsten Musiker unserer Zeit zu seinen begeistertsten Verehrern zählt. Richard Wagner, der über die mitlebenden Musiker und über die jüngst Verstorbenen wie Meyerbeer und Rossini schonungslos den Stab gebrochen hat, wurde durch den lieblichen Zauber der Strnuß'schen Weisen entwaffnet und äußerte sich bei jedem Anlasse über den Wiener „Rattenfänger" mit einer Wärme, die in dem Urtheil des Bayreuther Meisters etwas ganz Ungewöhnliches war. Johannes Brahms ist nicht nur ein Verehrer, sondern auch ein guter Freund von Johann Strauß; und durch Strauß und in seinem Hause habe ich Brahms vor einer langen Reihe von Jahren kennen gelernt, Ist auch seitdem viel Wasser in's Meer gelaufen, mir wird der Abend unvergeßlich bleiben, als Brahms. von Strauß an das Clavier genöthigt, nach einer heroisch symphvnieartigen Improvisation, in der die Walzer-Motive contrapunctistisch fein verwvben waren, in wahrhaft hinreißender Weise den Walzer „An der schönen blauen Donau" spielte. Es ist eine Eigenthümlichkeit aller unserer großen Musiker und Clavierspieler von Ruf, — und auch diese Eigenthümlichkeit läßt sich nur aus der wirklichen musikalischen Bedeutung unseres Componisten erklären, —daß sie Alle, wenn sie der ernsthaften Mnsik genug gcthan, wenn sie sich aus den schwindelnden Hohen der Kunst wieder nach dem behaglich Menschlichen herabschnen, wenn sie nicht mehr Vorspielen, sondern gesellig musicircn. zu den Walzern von Johann Strauß greifen, die sie, ein jeder auf seine Weise, sich individuell zurecht machen, Tausig hat seine Phantasie über die „Nachtfalter" sogar drucken lassen und sie wird von allen Virtuosen gespielt. Und nun muß man Rubi nstein hören, wenn er denselben Walzer in gewaltigen Octaven mit einer titanenhaften, von seinem stürmischen Wesen ganz erfüllten Begleitung erdröhnen läßt, während ihm der Schweiß von der Stirne rinnt, iüder im völligen Gegensatze dazu Annette Essivo ff, wenn sie mit duftigster Zartheit des Pianos die Melodie „Nur für Natur" wie ein Chopin'sches Nocturn dahinhaucht, Der bedeutende, kürzlich verstorbene Pianist Löwen berg in Wien hatte den Vortrag der Strauß'schen Tänze in genauer Wiedergabe der Originale mit erstaunlicher Nachahmung der Klangwirkungen des Orchesters zu einer Besonderheit seiner Kunst ausgebildet. Der größte Meister aber im Vortrage Strauß'scher Musik, der Alles besitzt, was dazu nöthig ist: jenen sammetweichen Anschlag, welcher die geschlagenen Tastentöne beim Vortrage der Melodie zum Legat« der Geige zu binden weiß, die großartige Technik, die auch dem hölzernen Clavier die eigenthümlichen Effecte des orchestralen Tonkörpers zu entlocken weiß, den wunderbar feurigen Rhythmus und das schwungvolle Temperament des Oesterreichers, ist Alfred Grünfeld.

Wenn man den Lebenslauf eines Mannes schildert, so läuft man Gefahr, einem bedenklichen Hange zur Uebertreibung nachzugehen, den Gefeierten zu überschätzen und ihn auch da als bedeutend hinzustellen, wo er seinem ganzen Wesen nach gar nicht bedeutend hat sein können, und wo er auch wirklich nicht bedeutend gewesen ist. Ich werde mich daher hüten, Strauß eine politische Wichtigkeit beizumessen; und wenn ich mich hier auch ausschließlich mit ihm beschäftige, so ist es mir doch noch erinnerlich, daß eigentlich Bismarck und Andrassy mit Oesterreich-Ungarn das gute Einvernehmen hergestellt haben, und ich bin der Ansicht, daß es nicht durch den Prinzen Methusalem und den Grafen Cagliostro, sondern durch den Prinzen Reuß und den Grafen Szöchönyi, unsere liebenswürdigen Vertreter hüben nnd drüben, gefördert wird. Das aber darf ohne Uebertreibung behauptet werden, daß Strauß, wie überall, so ganz besonders bei uns, seinen deutschen Landsleuten, die sich mit den Deutsch-Oesterreichern, aller politischen Abgrenzungen ungeachtet, im Geiste und in der Wahrheit eins fühlen, als Apostel aller liebenswürdigen Eigenschaften seiner engeren Heimat segensreich gewirkt hat.

Strauß ist ein echter Oesterreicher, ein echter Wiener. Neidlos gönnen wir ihn der heiteren Stadt an der Donau und ehrlich bekennen wir, daß er nur da, unter den atmosphärischen und geistigen Bedingungen der Wiener Luft, so hat gedeihen können, wie er gediehen ist. Man macht uns selten den Vorwurf, daß wir uns verkleinern, und wir haben auch wirklich gar keine Ursache, die Augen verschämt zu Boden zu schlagen, wenn von den Helden der deutschen Musik die Rede ist. Sind Haydn. Mozart und Schubert in Oesterreich daheim, und hat Beethoven dort sein Heimatsrecht erworben, so vergessen wir doch nicht, daß Beethovens Wiege an unserem deutschen Rhein gestanden hat, daß Händel und Bach, Schumann, Mendelssohn und Richard Wagner Norddeutsche gewesen sind, und daß Mcyerbeer sogar in Berlin selbst das Licht der Welt erblickt hat. Aber so wenig wir Beschlag auf diese legen, so unbedenklich und zwanglos nehmen wir auch die österreichischen Tondichter für uns Deutsche in Anspruch und freuen uns herzlich, daß in ihrer Musik die Eigenart ihrer engeren Heimat einen deutlichen Ausdruck gefunden hat. Unsere deutsche Kunst hat gerade durch die entschiedenen Gegensätze von Nord und Süd, die wir nicht wegleugnen, deren wir uns vielmehr ehrlich freuen wollen, durch die Verschiedenheit der klimatischen Bedingungen, der Landschaft, der Lebensweise, des Wesens und Charakters des Individuums ihre wundervolle Vielseitigkeit gewonnen. „Echt Ihr, wie dcr Regenbogen Dort in sieben Farben quillt? Dennoch hoch und festgezogen Wölbt er sich, der Eintracht Bild. Aus dcr Harfe laut und leise Lind gespannt dcr Saiten viel: Jcde tönt nach ihrer Weise, Dennoch gicbt's ein klares Spiel," In der deutschen Kunst ist es. auch in den trübsten Tagen politischer Zerrissenheit, immerdar so gewesen, die deutsche Kunst hat Emanuel Geibels patriotisches Sehnen, daß die Farben von Süd und Nord verschlungen zusammenrauschen und ihr Harfenspiel im Accord ertöne, stets erfüllt.

Die Kunst von Johann Strauß ist so echt deutsch wie die von Schu mann und dabei gleichzeitig ganz unverfälscht österreichisch. So wie sie ist, hat sie eben nur aus österreichischem Boden aufsprießen können. Alles, was uns an dem österreichischen Wesen behagt, was uns tief sympathisch ist, das Leichtlebige. Gcnußfreudige, Gemüthliche, Warmherzige, das Kindliche, Flotte und Fesche verkörpert sich in unseren Augen in Johann Strauß und klingt uns aus seinen Tönen entgegen. Diese Töne kann nur ein Mann anschlagen aus dem Volke, das auch unter dem politischen und kirch lichen Druck fröhlich in die Welt trällerte:

„Das; so was geben kann, da g'HSrt sonst nix dazu« Als wie a Portion Wiener Hamur:" und das sich über den Krach mit göttlicher Philosophie hinivegtrvstete: „'s ist mir Alles ans, 's ist mir Allcs ans, Ob i a lttcld Hab' odcr kans!" aus dem Volke jener glückseligen Phäaken — man verzeihe mir, wenn ich das tausendmal gebrauchte Bild noch einmal gebrauche —. von denen dcr alte Homer uns berichtet, daß sie

„Lieben nur immer den Schmaus, den Rcigcnwuz und die Lnutr, Oft vcrandertcn Schmuck und warmc Bäder und !>>uhc." Wenn nun für uns „draußen im Reiche' Johann Strauß als der echteste Vertreter dieses liebenswürdigen Oesterreichcrthums gilt, so ist er es in noch höherem Grade in den Augen der Oefterreicher selbst. „Die Tvnauwalzer von Strauß," sagt der berufenste Richter*), „haben nicht blos eine beispiellose Popularität, sie haben eine ganz merkwürdige Bedeutung erlangt, die Bedeutung eines Citates, eines Schlagwortes für Alles, was es Schönes. Liebes, Lustiges in Wien giebt; sie sind dem Oesterreicher nicht blos schöne Walzer wie andere, sondern ein patriotisches Volkslied ohne Worte. Neben der Volkshymne von Vater Haydn, welche den Kaiser und das Herrscherhaus feiert, haben wir in Strauß' „Schöner blauer Donau" eine andere

Bolkshymne, welche unser Land und Volk besingt. Wo immer in weiter Ferne Wiener sich zusammenfinden, da ist diese wortlose FriedensMarseillaise ihr Bundeslied und Erkennungszeichen. Wo immer bei einem Festmahl ein Toast auf Wien ausgebracht wird, fällt das Orchester sofort mit der „Schonen blauen Donau" ein. Man kann sich das gar nicht mehr anders denken, denn diese uns Allen eingeprägte Melodie sagt deutlicher, eindringlicher und wärmer als alle Worte, was über das Thema „Wien" Schmeichelhaftes gesagt werden kann."

Wir möchten das hier so gut und wahr Gesagte sinnlich noch erweitern, wir möchten sagen: die Strauß'sche Musik ist für alle Deutsche, wohin sie auch verschlagen werden mögen, in der Fremde ein wahres Schibboleth.

Ein Freund, der lange Jahre auf Zanzibar und unter den wilden Völkerschaften an der ostafrikanischen Küste gelebt hat, hat mir erzählt, wie er von unüberwindlichem Heimweh ergriffen worden sei, als nach langen Jahren er zum ersten Male wieder von einem herumirrenden abenteuernden Landsmann? auf der schlechten Fidel einen Strauß'schen Walzer gehört; daß dieser Walzer die geschlossenen Thore seiner Rückerinnerung an die Heimat gesprengt und ihm Alles vergegenwärtigt habe, was er verlassen, und daß dadurch sein Entschluß zur Rückkehr in die Heimat gereift sei. Und ich selbst habe Aehnliches empfunden. Als ich vor anderthalb Jahren in Minnesota war und in dem großen Hotel Lafayette an dem schönen stillen See von Minnetonka Briefe nach Haufe schrieb — ich war den Reisegefährten, die in dem benachbarten Minneapolis angefeiert wurden, vorangeeilt — hörte ich plötzlich die Klänge Strauß'scher Walzer, die im Erdgeschoß ein deutscher Clavierspieler den jungen Amerikanerinnen zum Tanz aufspielte. Und da war es mit dem Schreiben vorbei. Ich hörte beständig die lieben bekannten Weifen aus der Heimat, und während ich unbewußt auf den blauen Spiegel des Sees blickte, vergegenwärtigte ich mir zum ersten Male wo ich war, und welche Ferne mich von der Heimat trennte. „Die Wachr am Rhein", mit der wir überall in Amerika beglückt worden waren, hatte diese Empfindung nicht in mir hervorzurufen vermocht. Beim Hören der Strauß'schen Walzer aber befiel mich das Heimweh.

Johann Strauß am See von Minnetonka! Es ist nicht zu verwundern. Wo wäre er nicht? Er ist überall, wo man tanzt.

Und hört man irgendwo in der Welt einen Walzer, dessen kosende Melodie sich in das Ohr einschmeichelt, dessen schwunghafter Rhythmus in die Füße fährt und zum Tanz geradezu aufstachelt, so kann man darauf schwören, es ist ein Walzer von Johann Strauß.

Und so lange man in der Welt tanzt und guter Dinge ist, werden die Weifen des Meisters erklingen, zum Entzücken der Jugend und zur wehmüthigen Freude des Alters.

gleichzeitig erscheinen zwci neue Liefcrungswerkc über Afrika, beide sind 'mit zahlreichen Illustrationen versehen und für cin möglichst gros‚es LcsePublikum berechnet; beide endlich stammen, was die Verfasser anlangt, aus Oesterreich-Ungarn, „dem Lande der Geographen", wie man jept sagen könnte; denn das musz man den Oestcrrcichcrn wirklich zugestehen, den lepten Dceennicn für die wissenschaftliche Erdkunde und deren Verbreitung über die gebildete Welt so viel geleistet haben, wie kaum eine andere Nation: ich erinnere an Männer wie Hann und Hochstetter. Nebenbei nur sei bemerkt, daß es dagegen in Oesterreich mit der Geschichtsforschung um so trauriger bestellt ist, und erst in allerneucstcr Zeit scheint auch hierin Wandel einzutreten.

Afrika steht dermalen im Vordergründe aller actucllcn Interessen; wie vor zwci Jahrtausenden hcifjt es in unseren Tagen: Huiä'novi ox ^frica? Der Erdthcil, welcher bisher als der „dunkle" bezeichnet wurde, beginnt sich immer mehr zu entschleiern und zu lichten, und es besteht für viele Taufende gerade jcpt, wo das deutschc Reich in die Reihe der Coloiüalmä'chtc eingetreten ist und auf dem tropischen Festlande Frist gefaßt hat, der lebhafte Wunsch nach einer gediegenen Belehrung über alle Verhältnisse daselbst. Diesem Begehren kommen, wie es scheint, jene oben angedeuteten Werke in reichem Maße entgegen. Bisher liegen uns drei Lieferungen von „Hermann RoSkoschnh, HnropaS Kolonien West-Afrika vom Senegal zum

Kamerun," Leipzig, Grcstncr und Schramm, vor und eine Lieferung von „A. V. Schweiger-LerchenfelS, Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit," Wien, Pest, Leipzig, Hnrtlebcns Verlag,

Wie schon aus den Titeln hervorgeht, hat sich Schwcigcr-Lerchcnfeld ei» engeres Ziel gesept, eine übersichtliche Zusammenfassung des gcsnmmten Forschnngsmalcrinls von Afrika, Sein Werk soll in folgende Abschnitte zerfallen: 1, Südafrika; 2, CcntrolAfrika; der Sudan: 4, das Sahara-Gebiet; S, Nord-Afrikn; 0, Nordostnfrika;

Ländern, wclchc plötzlich für uns von so grostcr Wichtigkeit geworden sind." Das vollendete Werk wird mehrere Bände umfassen; zunächst kommt Wrstnfnka an die Reihe, später folgen das Kongobecken, die Südsec, die Cnpcolonic nebst Lüdcritz-Land und den Boeren-Republiken, die Ostküste Afrikas nebst Madagaskar u. s, w. Der

erste Band beginnt mit Ccnrgambien und den französischen Kolonien daselbst, deren Mittelpunkt Saint-Louis ist.

Alles in Allem können wir von beiden Werken das Beste erhoffen, müssen uns aber ciir abschließendes Urthcil bis zu der Zeit vorbehalten, wo die Lieferungen weiter vorgeschritten sein werden.

U, 5.

Rlaczko's „Florentiner Plaudereien".

Julian AlaezkoS Florentiner Plaudereien. Von der französischen Akademie gekrönt. Deutsch von Wilhelm Lauser. Berlin, Wien, Leipzig. Hugo Engel.

Im Jahre 1380 veröffentlichte Klnczko in der Rovus <!s geux Mondes eine Reihe von Aufsätzen über Michelangelo und Dante, Geschrieben waren dieselben schon acht Jahre früher, Wöhrend eines längeren Aufenthaltes in Italien. Diese Studien erscheinen nun ohne jede Aenderung in einer deutschen Ilcberfetzung, die der bekannte Kunstschriftstellcr Lauser ausgeführt hat. Der Verfasser mochte auch jetzt noch „nn dem einmal hingeworfenen Versuch nichts ändern, um ihm des Augenblickes Lust und den Stempel der Unmittelbarkeit zu bewahren". — In erster Linie verdient die Form dieser Florentiner Plaudereien Beachtung. Klnczko führt in dem hübschen Landhaus der Gräsin Albina bei Florenz eine kleine Gesellschaft zusammen, deren Vergnügen die Beschäftigung mit Gegenständen der Kunst und der Dichtung ist. In zwangloser Unterhaltung werden da die tiefsten Probleme der Aesthetik und die großen Dichtungen der Italiener in gründlichem Für und Wider besprochen. Jede Anschauung findet ihren charakteristischen Vertreter, so daß die Widersprüche scharf genug gegenüberlreten, um die Mängel und Einseitigkeiten jeder Ansicht klar zu machen. Das vermittelnde Element bildet die Wirthin> die in allen Künsten und Wissenschaften erfahrene Gräfin Albina. Klaczko hat diese Form der Darstellung den Schriftstellern jener Periode der Renaissance abgelauscht, deren Vorläufer der Gegenstand seines Buches find. Man wird bei der Lcctürc dieser Klnczko'schen Studien unwillkürlich an Castiglionc und sein Buch „II L«rt> ^i»uo" (Der Hofmann) erinnert. Da die Gründlichkeit durch die schöne Form nirgends beeinträchtigt wird, so kann man die letztere nur als einen Gewinn und die Vereinigung beider als einen großen Fortschritt betrachten.

Die Florentiner Plaudereien zerfallen in vier Abteilungen, Die erste beschäftigt sich mit „Dante und Michelangelo", die zweite betrachtet „Beatricc und die LicbcSpoesie", die dritte sührt den Titel „Dante und der Katholiciemus", die vierte „Die Tragödie Dantes".

Die Natur und geistige Eigenart Dantes und Michelangelos werden mit einander verglichen und besonders Buonarottis Verhältnis! zu dem groszcn Florentiner festgestellt. Michelangelo hat Dantes Kedicht — in diesen Worten etwa ist das Resultat der Untersuchung zu finden — wie keiner seiner Vorgänger oder Nebenbuhler gekannt oder ergründet. Er hat es während seines ganzen Lebens gelesen und durchdacht. Er hat es sogar durch Zeichnungen in einem eigenen Hefte „illustrirt", dessen unersetzlichen Verlust man nicht genug beklagen kann. Doch darf man wohl sagen, das, dieser außerordentliche Mann sich der „göttlichen Comödie" gegenüber genau ebenso verhalten hat, wie gegenüber den Denkmälern des Nllerthums, wie gegenüber den heiligen Büchern der Religion und dem profanen Buche der Natur. Er hat sie alle studirt, bewundert und ausgelegt mit dem nur ihm eigenen Sinne, aber auch mit dem unerschütterlichen Vorsatz, in feinem Schaffen darauf keine Rücksicht zu nehmen und hier nur den Eingebungen seines selbstherrlichen Genies zu folgen.

Klaczkos Ansicht über die Existenz Bcntriccns und über den Charakter der Danteschcn Liebcspoesie befindet sich im vollsten Gegensätze zu der allgemein herrschenden Ansicht, deren Hnuplvcrtrctcr Karl Wille ist. Klnczko sieht in der Vita nuova nichts als ein Product jenes gü? 8«ber (heitere Wissenschaft) der Troubadours, die irgend ein Licbcsidcnl besingen, ohne den Besitz des geliebten Gegenstandes zu begehren. Von diesem Standpunkt aus hat man die Licbespocsie Petrarcas und des jungen Dante zu betrachten, wie die ihrer Vorgänger in Italien.

Witte sieht in der Vita nuova, dem Ooriviw und der Divin», Lomeckis. den Ausdruck des naiven Glaubens, des philosophischen Abfalls und der schließlichen Rückkehr zu einem geläuterten Glauben. Betrachtet man mit Klaczko die Vita uuovit als ein Werk, das mit der göttlichen Comödie keinerlei Zusammenhang hat, als eine Frucht des MI «aber, so wird natürlich das kunstliche Gebäude Wittes hinfällig. Während für die göttliche Comödie die Allegorie ihre Berechtigung behält, darf sie für die Auslegung des „Reuen Leben" keine Anwendung finden. Dantes katholische Anschauung wird als eine mit seiner Zeit im vollsten Einklang stehende bezeichnet. Jeder Freidenker ist für ihn ein Libertin, der Widerspruch zwischen Wissenschaft und Glaube ist für Dante kein anderes als für das ganze Mittelalter, d. h. man zweifelt nicht an der Wahrheit des Glaubens und sucht die Widersprüche, die sich aus der Philosophie herleiten, zu überwinden. Der Dichter sieht in der Wissenschaft und in dem Glauben „zwei Schalen einer Wange, die nur selten in vollkommenem Gleichgewicht bleiben können". Er betont den hierarchischen Unterschied zwischen dem menschlichen Wissen und der göttlichen Offenbarung aber nirgends spricht er von der Unverträglichkeit, noch ihrem Zerwürfnis: nirgends stellt er den Cult der Wissenschaft als einen Abfall vom Glauben dar, nirgends zeigt er Gewissensbisse oder auch nur Bedauern, daß er sich der Spekulation ergeben: nirgends widerruft oder schwächt er das begeisterte Lob, das er im Oonvito an die Philosophie verschwendet hat! (S, I<>4) Allighieri hat keinen Begriff von der philosophischen Negation in jenem tranScendentcn und metaphysischen Sinn, der uns so geläufig ist, Dante kennt, wie das Mittelalter überhaupt, viele Zweifel, aber nicht den Zweifel, den großen, allumfassenden, souveränen Zweifel? ebenso wie die göttliche Comödie die Uebei unserer Natur enthält, aber nicht das Uebel. Dante versteht das Uebcl nur in seinen theilmeisen und praktischen Wirkungen, in seinen sittlichen, gesellschaftlichen und politischen Erzeugnissen; er versteht es nicht in feiner einheitlichen und theoretischen Ursache, in seinem speculativcn und abstrakten Princip, In dem großen Sündenregister, welches der Sänger des Inferno vor unseren Augen entrollt, fehlt eine Hauptsündc: die Sünde des unendlichen Zweifels, des schrankenlosen Forschcns und des grenzenlosen Suchens. Sie hat dem Wissen des Dichters gefehlt — sag Klaczko — wie sie dem Gemissen seiner Zeitgenossen gefehlt hat. (S. 204.)

Als d5e Tragödie Dantes bezeichnet Klaczko seine ganze Lebensanschauung, welche nach Einheitlichkeit in der Leitung der geistlichen und weltlichen Angelegenheiten der gesummten Christenheit strebte. Dante ist ein „Vergangenhcits-Utopist". Nie war ein Mann von Genie in vollständigerem Gegensatz zu den Bestrebungen und der ganzen Arbeit seiner Epoche, überall und in Allem predigt er Rückkcbr zu den Grundsätzen Einrichtungen und Sitten der Vergangenheit. Eine stark organisirtc Aristokratie mit der Oberhohheit über die Städte, und in diesen Städten selbst das Zuströmen, die Berührung der rohen Landbewohner streng abwehrend, die Fürstenthümer, die Republiken, ihre rechtmäßigen Autoritäten und die bestehenden Grenzen achtend. Nichts von ganzen Vereinigungen verschiedener Länder zu ccntrnlisirten, geschlossenen Königreichen, nichts von einer in ein „vielköpfiges Ungeheuer" verwandelten Christenheit, die Welt in der zeitlichen Ordnung einem einzigen höchsten Oberhaupt, einem Kaiser, einem großen Rechtsbrecher unterworfen, „der um so gerechter und unparteiischer ist, als er im Besitz von Allem nichts zu begehren hat," — Dies ist das politische und sociale Ideal Allighieris am Ende des Mittelalters und an der Schwelle der modernen Zeit. Und doch ist derselbe Mann zugleich der Vorläufer einer neuen Epoche, ein entschiedener Neuerer vor Allein gerade als Mensch, als jene mächtige, stolze und einnehmende Persönlichkeit, die ihr Wort über alle Dinge der Zeit zu sprechen ein Vorrecht fühlt. Dante ist es, der jene Verbindung der klassischen mit der christlichen Welt inaugurirt hat, die später der große Gedanke der Renaissance wurde, Dante war der Erste, welcher die vollkommenste Trennung von Staat und Kirche aussprach. Er hat die nationale Sprache Italiens geschaffen und die Wissenschaft volksthümlich zu machen gestrebt. So erscheint cr einerseits als der „Vcrgnngenheits-Ntopist", „dessen ganzer Glaube der Glaube an die Vergangenheit mar, und dessen Werke allcsammi Werke der Zukunft sein sollten!" Und dnS ist es, was Klnczko als die Tragödie Dantes bezeichnet. In der Fizirnng des politischen Ideals Allighieris stimmt Klaczko mit den Anschauungen Wegcles übcrein, Sic bedürfen daher keiner näheren Charakterisirung.

Nach dem Gesagten wird der Leser Klaczkos Florentiner Plaudereien als eine wcrthvolle Bereicherung der Dnnte-Lilcralur betrachten und wir danken Wilhelm Lauser aus vollen, Herzen für seine Irefsliche Nebersetzung, die an keiner Stelle das Bedürfriiß wachruft, einen Blick in das Original zu tbun K. Q.

Sur pihlosophie und Pädagogik.

Tie positive Philosophie von Auguste Comtc im Auszüge von Jules Rig Neberfctzt von I, H. von Kirch mann, 2 Bände, Heidelberg. Georg Weis;,

Endlich findet das imposante Werk Comtes auch in Deutschland Eingang. Harriet Martinen« hatte schon 18S3 den ganzen „Oours äs vnilo8«pni« positiv«" ins Englische überseht, während bei uns weder Ncberfctzcr noch Verleger bereit zu finden waren, eine deutsche Ausgabe des sechsbändigen Werkes zu veranstalten. Dennoch übte auch bei uns der Posilivismus seinen Einstich aus: in den Jahren 18S6—18S9 arbeitete Carl Twestcn an dem Werke, welches die Geschichtsauffassung Comics geltend machte: „Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Culturvölkcr ?c." (herausgegeben von M. Lazarus, 1872); und ohne Comte ist Düh rings Philosophie nicht zu denken, der dem französischen Philosophen in feiner „Kritischen Geschichte der Philosophie" schon 1869 eine anerkennende Besprechung gewidmet hatte. Den ersten Versuch einer Nebersetzung Comtes machte auf Veranlassung Görings der Psychologe G. H, Schneider, indem cr 1881 die Einlcitungsbogcn des Hauptwerkes herausgab. Es würde wohl noch mehr als ein Jahrzehnt vergangen sein, che man das ganze Werk in's Deutsche übersetzt hätte, wenn nicht im Jahre 188t) und 1881 in Paris ein zweibändiger Auszug aus Comics großen, Werke von Jules Rig erschien?» wäre. Dieser Auszug, nn den sich die Ucberfctzung von I. H, von Kirchnicinn anschließt, hat das große Verdienst, dich er die Lehre Comtes ausschliesslich mit dessen eigenen Wortcn wicdcrgiebt und nur da« Detail und die Abschweifungen bcsciiigt, wclchc dem Originnlwerkc einen so großen Umfang gegeben haben. Die Zuverlässigkeit und Treue dieses Auszuges ist von den gelehrten Tcstaments-Ercculorcn Comtes ausdrücklich anerkannt, und nur in Folge dessen die Herausgabe desselben gestattet worden.

Das Werk Comtes hat den Vorzug vor vielen philosophischen Schriften, sich nicht in unverständlichen Kunstausdriickcii, sondern in einer schönen Sprache zu bewegen, die gerade das größere gebildete Publikum anspricht. Diese Eigenschaft bewahrt die v, Kirchmann'sche Ucbersetzung, dic sich an innercm Wcrthc dcn vortrcsslichcn Arbeiten des fleißigen und umsichtigen Herausgebers der „Philosophischen Bibliothek" anschließt. Seiner Nebersetzung schickt von Kirchmann eine biographische und philosophische Charakteristik Comics voraus. Im zwciten Bandc vergleicht cr in seinem Vorwort in interessanter Auffassung das Streben Comtes mit dem des Goethe'schen Faust, „Comic ist in dem, was er sagt, so klar: der Inhalt seiner Darstellung ruht aus der Sinnes- und innerlichen Beobachtung, und dic Vcrnunft vermag nach ihm nur die in den beobachteten Thatsachcn zum Ausdruck kommenden Gesetze durch Induktion zu ermitteln. Deshalb vcrmag umgckehrt Faust selbst mit all seinen hypotbetischen Aussprüchen das Unendliche nicht zu erreichen, und das wahrhaft Erreichbare, die Einzclvorgängc und die Gesetze, welche sie verbinden, werden daneben von ibm als das verachtet, was trotzdem, daß es uns selbst die Formen der Wissenschaften und Künste gelehrt, doch für den Menschen, nach Faust, zu niedrig steht, um sich damit zu beschäftigen.

Deshalb mich Faust, nach dem ersten Theilc dieser Tragödie, wie Goethe selbst sie nennt, bei voller Conscgcnz dem Teufel verfallen, mährend Comte, in seiner weisen Beschränkung auf das menschlich Erreichbare, sein großes Werk nach siebenjähriger Arbeit der anstrengendsten Art in voll» Frische und Freiheit des Geistes dem Publikum zu übergeben vcrmochte. Vielleicht bemerkt der Leser, welcher diesem Werke bis zu Ende gefolgt ist, selbst den Gegensatz, in dem Comte und Faust sich bewegen. Der Eine verlangt nur nach dem Unendlichen, der Andere nur nach dem Endlichen. Der Eine bildet die beste Erläuterung für daS Wesen des Andern, und der aufmerksame Leser erlangt die Ueberzeugung, das; nur in der Befolgung der klaren und einfachen Grundsätze Comics die Menschheit für alle Zeiten den Fortschritt ihres Wissens und Handelns sich bewahren kann, welcher stets als die werthvollste Bestimmung des Menschen zu gelten hat,"

Die Philosophie der Mystik von Dr. Carl du Prel, Leipzig, Ernst Günthers Verlag.

Der naturwissenschaftlich vielseitig gebildete Verfasser behandelt in diesem Werke ein Problem, welches in der philosophischen Literatur nicht immer eine befriedigende und zureichende Erörterung erfahren hat, er untersucht die subjektive Grundlage aller Mystik, um die gewonnenen Resultate für ein den Menschen betreffendes philosophisches Lehrgebäude zu vcnvcrthcn. Er betritt damit ein Gebiet, welches dem Psychologen und Philosophen reiche Ausbeute gemährt. Indem er die Erscheinungen des Tranines und Somnambulismus genauer ins Auge faßt, gelangt er zu einer positive» Bezeichnung des Unbewußten: es ist nicht pnntheistisch, sondern individualistisch zu fassen, es ist nicht an sich ein Unbewußtes, sondern nur ein für das sinnliche Wesen Unbewußtes,

Die Klimax der Theorie«. Eine Untersuchung aus dem Bereich der allgemeine,! WifsenschnftSleKre von Otto Licbmann, Straßburg, Karl I. Triibncr,

Eines der wenigen philosophischen Bücher, deren Methode man einfach und genial nennen kann! Mit unerwartet durchdringenden Beweisen bringt es Klarheit in einen erkcnntnißthcorctischcn Wirrwarr, der sich für das Licht selbst ausgegeben hatte. Mit überzeugenden Argumenten zerstört Licbmann die Illusion, daß es einen reinen Empirismus giebt. Er weist nach, daß ein ganzes System iibercmpirischer Principien nölhig ist, welche die reine Erfahrung ergänzen, vcrknüpfcn und ordnen. Im Einzelnen stellt er eine Klimax von drei Theorien auf: unter einer Theorie der ersten Ordnung versteht er eine solche, die ihre Erklörungsprincipicn unmittelbar aus dem Bereiche des empirisch Gegebenen entnimmt, deren Gedankenmatcrial also die Grenzen der wahrnehmbaren Thatsächlichkcit gar nicht überschreitet. Unter einer Theorie zweiter Ordnung versteht er eine solche, die das Feld der wahrnehmbaren Thalsachcn insofern schon überschreitet, als sie zum Zweck cnusnler Erklärung eines empirischen Erscheinung«!gebielcs solche Factorcn odcr Agcnzien Herbeizicken muß, die ihrer eigenen Natur und der Beschaffenheit unseres Wahrnehmungsvermögens gemäß nicht mehr beobachtbar sind, also nur in Gedanken construirt und dann, mit ausdrücklichem Bewußtsein von der problematischen Existenz des Hinzugedachten, hypothetisch als wirkende Ursachen angesetzt werden. In der Regel stützt sich eine derartige Hypothese auf irgend ein wahrnehmbares Erfahrungsanalogon, und die Theorie beruht also auf versuchsweise unternommener Uebcrtragung von etwas Erfahrbarem in's Uncrfahrbare. Eine Theorie dritter Ordnung endlich ist jedes metaphysische System, sofern wir hier das Wort Metaphysik in den, ehemals gebräuchlichen und heute noch landläufigen Sinne nehmen. Liebmann analysirt nun diese Theorien bis zu dein Nachmeise, daß es Theorien der ersten Ordnung überhaupt nicht gicbt, fondern dost alle in die zweite und dritte Ordnung gehören. Demnach ist alle Erfahnmgswissenfchaft eine hypothetisch begründete Theorie. Sie wird abgeschlossen durch die Metaphysik, in der Liebmann eine „hypothetische Erörterung menschlicher Borstellungen über Wesen, Grund und Zusammenhang der Dinge" erblickt.

Geschichte der Erziehung vom Ansang bis auf unsere Zeit, bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern vom Prälat Dr. K. A. Schmid, Obcrstudicnrath und Gymnasialdircctor a. D. Elster Band. Vorchristliche Erziehung, bearbeitet von K, A. Schmid und G. Baur, Stuttgart. Verlag der I, G. Cotta'schen Buchhandlung.

Endlich wird es Licht in der Geschichte der Pädagogik, Eine neue Epoche scheint mit diesem Werke anzubrechen. In seiner weisen Beschränkung auf ein Gebiet, welches sich mit voller Gründlichkeit beherrschen läßt, zeigt es schon, wie groß es angelegt ist.

Durch die Reichhaltigkeit innerhalb feiner sch abgezogenen Grenzen übertrifft es alle ähnlichen Werke, die zwar viel versprechen, aber um so weniger halten.

Durch seine „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtsmcsens" hatte K. A, Schmid, durch seine Beiträge zu jenem Riesenwerke und den kurzen Abschnitt über Geschichte der Pädagogik in seinen „Grundziigen der Erziehungslehre" hatte G, Baur bewiesen, das; Niemand mehr als diese beiden zu einer so großen Aufgabe berufen war. Der erste Band, dem noch drei solgen sollen, behandelt die Geschichte der Erziehung vor Christus. Die Einleitung begrenzt den Gegenstand und erörtert feine Bedeutung. — Es handelt sich um eine Geschichte der Erziehung in jenem umfassendem Sinne, die Schlciermacher als die sittliche Einwirkung der älteren Generation auf die jüngere dcfinirt, mag nun diese Einwirkung von den iu den verschiedenen Lebensgemeinschaften und Lcbcnsgcbieten der menschlichen Gesellschaft wirkenden Mächten oder von einzelnen zur Erziehung berufenen Persönlichkeiten ausgehen und mögen diese bei ihrem Verfahren nur von hergebrachter Gewohnheit oder von bestimmten Grundsätzen oder von einem ausgebildeten pädagogischen System sich leiten lassen. In dieser Auffassung führt die Geschichte der Erziehung in den Mittelpunkt der Culturgcschichte und sucht die Bildungsidcale der verschiedenen Völker und Zeiten auf. Sic erweitert den Gesichtskreis des Pädagogen und tritt ebenso wirksam einem pädagogischen Radikalismus wie starrem Conservatismus entgegen.

Die Geschichte der Erziehung muß von der vorgeschichtlichen Zeit abschen und ihre Darstellung mit der eigentlich geschichtlichen Zeit beginnen, d. h. mit der Zeit, über welche eine in der Schrift jirirte Uebcrliefcrung vorhanden ist. Nach cincr angemcssenen Erörterung ihrer Methode und einer kritischen Besprechung der erziehungsgeschichtlichcn Literatur beginnt die Darstellung des Gegenstandes, die dem überwiegenden Umfange des Buches nach Prof, Dr. G. Baur in Leipzig angehört, während K. A. Schmid den Abschnitt über die Geschichte der Erziehung bei den Griechen und Römern geschrieben hat. Jeder der Abschnitte über die Erziehung bei den Naturvölkern, bei den Culturvölkcrn des Orients, den Chinesen, Indern, Persern, Semiten, Aegyptcrn, bei den klassischen Völkern und den Israeliten, dem „Volke der vorbereitenden Offenbarung", ist eine seine, kunstniiifzig in sich abgeschlossene, zuverlässige Monographie, der ein oricntircndes Literaturverzeichnis; vorangeht. An den Cnpitcln über die Inder, die Griechen und die Israeliten sieht man, mit welcher Umsicht und Gewissenhaftigkeit die Verfasser die neueren Forschungen benutzt haben, während man sich bisher in anderen Geschichtswerken über Erziehung vergeblich nach einem genügenden Aufschluß über diese Gegenstände umsah. Man ist berechtigt, den solgenden drei Bänden mit den größten Erwartungen entgegen zu sehen. Die Ausstattung ist musterhaft. S. V.

Bibliographische Notizen.

Neber Lebensmittelversorgung von Groszstödten in Markthallen. Von

E. Ebertu. Berlin, Leonhard Simion

Der aus dem öffentlichen Leben der Reichshauptstadt bekannte, von der einen Seite ebenso gerühmte, wie von der andern angegriffene Verfasser giebt im Wesentlichen eine historische Entmickelung des Pariser, Londoner und Wiener Markthallenwescns, welche außerordentlich klar und anregend geschrieben ist und in Kürze ein lebendiges Bild vom Werden und Wachsen jener Institution entwirft. Der Verfasser vergißt nicht auf die Fehler hinzuweisen, die hierbei gemacht worden und bei dem Bau der projcctirten Berliner Markthallen möglichst zu vermeiden sind.

Von den letzteren hofft Ebertu„ daß sie die Vcrkaufsvcrmittelung außerordentlich befördern und daher entfernte Productionsgcbiete zur geschäftlichen Verbindung mit der deutschen Metropole veranlassen werden, die bisher fremde Märkte aufgesucht haben.

Ebertu meist auch mit Recht darauf hin, daß durch die billigere Lebensmittelversorgung die Lage des Arbeiters eine etwas bessere wird, und daß somit der Einrichtung von Markthallen eine gewisse focialpolitische Bedeutung zuerkannt werden muß. Doch dürfte ihm nicht Jeder zustimme», wenn er auf dem Gebiete positiver Socialrcforni die Aufgabe der Gemeinde so eng begrenzt, wie dies auf p. 86 geschieht. Er folgt hierbei der entschiedenen Freihandelsschule, g».

Ueber die Beziehungen Chr. Garnes zu Kant ncbst mehreren bisher ungedruckten Briefen «antS, Jevers und GarbeS. Von Dr. Alb, Stern, Leipzig, Denickes Verlag, Es ist ein sehr verdienstvolles Unternehmen, den deutschen Populnrphilofophcn Chr, Garve, den man so wenig liest und kaum einer Bcrurthcilung würdigt, in einer eingehenden Darstellung zur Geltung zu bringen, Und doch mar er ein klarer und scharfsinniger Kopf, ein feiner Beobachter des menschlichen Lebens, ein geschmackvoller Schriftsteller und ein verständiger, mcnn , auch nicht tiefer Beurtheiler Kants, mit dem er sogar eine Zeitlang in bedeutsamem Briefwechsel stand und der ihn aufrichtig hochschätzte. Eingehend behandelt der Verfasser die gegenseitigen Beziehungen beider. Bei feinen Studien kennte er Garvcs Nachlaß benutzen. Bei der Durchsicht der Briefe an Garvc machte er einen kostbaren Fund durch Entdeckung zweier Briefe an Kant, die er S. 34—40 und S. 43 — 45 zum ersten Male veröffentlicht. Auch andere Jncdita erhöhen den Werth der tüchtigen Arbeit. Kg.

«cgtMtsche Geschichte, Zweiter Theil, Von dem Tode Tutmcs' III. bis auf Alexander den Großen. Von A. Wiedemann, Gotha, Fricdr, Andr, Perthes. Der vorliegende zweite Band von Wiedemanns Aeguptischer Geschichte behandelt einen Zeitraum von 1400 Jahren. Das umfassende Material, welches alte und neue Ausgrabungen im Nillande zu ^ Tage gefördert haben, die zerstreuten Nachrichten bei hebräischen und griechischen! Schriftsteller», die Resultate der assyriologischcn Forschung sind zu einen, Gesainm:- , bilde vereinigt, in welchem die politische, ^ wie die Cuitur- und Baugeschichtc in gleicher Weise zur ttictltung kommt. Die j Blüthczeit des Landes unter Scli I. und Ramfes II„ die Angriffe der Nordvvlkcr, der beginnende Verfall unter den Herrschern der Ä>, bis Dynastie, der Sturz der Psaminetichiden durch Kambyscs und die daraus folgende Regierung durch die Perser königc, die Eroberung des Reiches durch Alexander den Großen, welche den Boden zur Aufnahme der hellenistischen Cultur voibereitete, ^ dies ist in großen Zügen der Inhalt dieses zweiten Bande«, Im Anhang bietet der Verfasser eine chronologische Tabelle, d. h. eine Ucbcrsicht der wichtigsten in unserm Jahrhundert über die Perioden der ägyptischen Geschichte aufgestellten Systeme-, ferner ein ausführliches, alphabetisches Register, welche« den Gebrauch des Werke« außerordentlich errichten,

Taffelve Lied. Novelle von Clara von Sydow, Berlin, Verlag von Gebrüder Piitel. Die Verfasserin, der wir auf dem Gebiete der Novelle manch schätzenswcrthc! Gabe verdanken, steht mit ihrer neuesten! Production nicht auf der Höhe ihre«! Könnens, So sympathisch uns das behandelte Motiv berührt, nämlich der läuternde, veredelnde Einfluß einer großen gewaltigen Liebe auf die eigene künstlerische Individualität und in ihrer Rückwirkung auf diejenige des Geliebten, dessen künstlerische Rehabilitirung vom ärgsten Virtuosenthum sie schließlich zur Folge hat, so ungenügend ist die Ausführung. Der Aufbau der Handlung ist sprunghast und hastig, die Sprache oft bis znr NnNatürlichkeit gesucht und die Motivirung bleibt uns die Verfasserin oft auch in solchen Momenten schuldig, die als Basis alles Kommenden uns unerschütterlich

überzeugen müßten, wenn unsere Phantasie ihr willig folgen soll. Die Verfasserin führt unS in den anregenden Kreis eines lustigen Kiinstlervölkchcns, welches sicki thcils durch Zufall, theils durch Vcr abrcdung in einem deutschen Ostseebade ^usammcnqcsundci', hat; die beiden hervorragendsten Erscheinungen dieses Kreises sind auch die Helden unserer Novelle, aber indem wir ihren Schicksalen mit gespanntem Interesse folgen, vermögen wir uns eines Gefühls der Ilnbcfricdigung über den Gang der Handlung selbst, wie über das psychologische Element nicht zu erwehren Es wäre schade, wenn ein schönes Talent durch mangelnde Selbstkritik nicht zn voller Entwickelnng kommen sollte, mi.

Sonnige Tage. Aus den Erinnerungen von Job, van Dewall. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Vcrlagsanstalt (vormals Ed. Hallbcrger). Die kleinen Skizzen aus den Erinnerungen des Verfassers zusammengetragen, sind kurze Augenbücksbildcr, die in amüsante erzählerische Form gebracht, keinen höheren Anspruch stellen, als den Leser unterhalte» zu wollen; dielen Zweck erreichen sie vollkommen. Wie der Moment sie eingegeben, so wirken sie sür den Moment, man legt das Buch aus der Hand, ohne grndc neue Gedanken oder neue Gesichtspunkte kennen gelernt zu haben, aber man hat ein Stündchen angencbm verplaudert und das ist auch etwas wertb.

Die Crnyonstriche aus Wiesbaden, welche Gestalten und Sccncn aus den Spiclsälrn umfassen, haben ein octuelles Interesse nicht mehr, seit mit den grünen Tischen auch die betreffenden Erscheinungen verschwunden sind, mü.

Horoz und Lydia (Eine Ode des Horaz.) Lustspiel in einem Act von F. Ponsard, Im Versmaß des Originals übertragen von Alsrcd Friedman». Leipzig, Carl Rcisner.

Diese kleine, höchst poetische Plauderei gewinnt für uns im gegenwärtigen Augenblick, wo Gensichen denselben Stoff drama lisch behandelt hal, ci» doppeltes Interesse, Unwillkürlich vergleicht man dic beiden Dichtungen, und die Entscheidung zu Gun sten der Einen oder der Andern ist nicht schwer zu treffen, Gcnsichcns Plauderei ist gewif, dramatischer als Ponsnrds Lustspiel. Im Allgemeinen jedoch hat Ponsnrd in poetischer Beziehung den deutsche» Dichter bei weitem übcrtroffcn, Hornz und Lydia wurde zum ersten Male am am 1!>. Juni 1850 im IKeutig i'rim,/!.,i« aufgeführt. Erst heute erhalten wir davon eine Uebcrsctznng, und zwar eine vortreffliche. Wenn Friedman» glaubt, nur für einen ganz kleinen Kreis Kunstverständiger gearbeitet zu haben, wie er das i» einer einleitende» Epistel an Max Kalbcck aussprich,:

Wenig Hoffnung seh' ich auf uns're beweg»

liche Menge,
Die man des Denkens entwöhnt durch das

Anschau'n verflachender Possen
Und der dic Zote gesollt, sobald sie melodisch

gesungen....

so glauben wir, das! er irrt. Das Publikum hat immer noch Verständnis; für das Bessere, Man gebe es ihm nur, und es wird stets dankbare Anerkennung dafür haben, il.

Suite. Aufsätze über Musik und Musiker von Eduard Hnnslick, Wien und Teschen, K. K. Hosbuchhandlung Karl Prochnska. Das höchst elegant ausgestattete Weilchen, gcmissermnstcn eine Ergänzung der 1880 erschienenen „Musikalischen Stationen" enthält eine Anzahl musikalischer Aufsätze, dic in den 7i)cr und 8Ucr Jahren als Feuilletons erschienen. Das; Alles gut und zugleich unterhaltend geschrieben ist dars bei Hanslick als selbstverständlich gelten. Bon hohem Interesse sind die

in der ersten Abhandlung „Aus dem Leben und der Corrcspondenz von Franz Hauser" rnitgcthcilt?n Originalbricfc von Se>>dclmann, Jc>ml> Lind, Otto Jahn und namentlich von F. MendclssohnBartholdy. In zweiter Linie sind erwähnenswert!) „Hector Bcrlioz in seinen Briefen und Memoiren" und „Das Leben Chopins", Rceensionen, oder besser gesagt ziemlich umfangreiche Auszüge aus größeren Werken ((.'«rrssrionäunes insdit,! und I,?tt,r>>g intiui«8 cls lierlivü, Friedrich Chopin von Karasowskli). Sehr beherzigenswerthe und derbe Wahrheiten enthält ein „Brief über die Clavierscuche" ^ die darin ausgesprochene» Wünsche werden leider nicht sobald in Erfüllung gehen.

ob.

Die «nuzzüge und die Kultur ihrer Zeit. Von Otto Henne am Rhyn, Jllustrirt von Gustav Dors. Leipzig, I. G. Bach. Wir haben diesem giost angelegten Prachtwerkc vvr längerer Zeit eine ausführliche Besprechung gewidmet und wollen an dieser Stelle unserem Leserkreise nur von dem Abschluß des Ganzen Kunde geben. Die Darstellung hat sich sowohl in Wort wie in Bild auf der Höhe der ersten Lieferungen erhalten, und das ist, wie uns bcdünkcn will, genügendes Lob. Henne am Nlu>n, als gnvandlcr Volkse schriftstellcr bekannt, hat sttr die Geschichte der Krcuzzügc sowohl die zeitgenössischen, als die »eueren Werke der Historiker mit weiser Auswahl benutzt, und er beschränkt sich nicht darauf, dic Krcuzzügc nach dem Orient zu schildern: er beginnt mit der Entstehung des Islam, widmet auch den Kämpfen gegen die Mauren in Spanien, gegen die Albigcnser, gegen dic heidnischen Preußen, gegen dic Mongolen und Türken eingehende Schilderungen, äv.

Druck und Verlag von ö. 'Schottlaender in Sreilau. Underechtigier Nachdruck aui dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Ueberieizungirech, «vrbedal,,».

(Line deutsche Monatsschrift.

herausgegeben

von

Paul Lindau.

Dreiunddreißigster Band.

IM» den poriraits vom Zung Bismarck, Carl Vogt und Ferdinand von kessexs,)